



[illegible] FEC — HE[illegible]OGRA[illegible] VON D[illegible] E. A[illegible]ERT, MUNCHEN.

„Thu' Du mir nichts,
Ich thu' Dir nichts!"

NE[illegible] MONATSHEFTE [illegible]S DAHEIM

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88.

I. Band.



Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing).



Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1887/88 — Erster Band.

Text.

Kunstbeilagen.

Bilder im Text und Einschaltbilder.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 1, September 1887.

Raffael.

Von H. Knackfuß.

I.

„Wie freigebig und gütig sich bisweilen der Himmel zeigt, indem er auf eine einzige Person die unermeßlichen Reichtümer seiner Schätze und alle jene Gnaden und seltensten Gaben häuft, die er sonst in einem langen Zeitraum unter viele Einzelwesen zu verteilen pflegt, das konnte man deutlich sehen an dem nicht weniger ausgezeichneten als liebenswürdigen Raffael Sanzio von Urbino, der von der Natur begabt war mit all jener Bescheidenheit und Güte, die man manchmal bei denjenigen gewahrt, die mehr als andere neben einer gewissen feinen natürlichen Bildung den herrlichen Schmuck einer anmutvollen Freundlichkeit besitzen, die sich immer sanft und gefällig gegen jedermann und in allen Dingen zu zeigen pflegt. Ihn schenkte die Natur der Welt, als sie, besiegt von der Kunst durch die Hand des Michelangelo Buonarotti, in Raffael besiegt werden wollte durch die Kunst und durch die Persönlichkeit zugleich.“ So beginnt Giorgio Vasari, der im XVI. Jahrhundert das Leben berühmter italienischer Künstler von Cimabue bis auf sich selbst beschrieb, die Lebensbeschreibung des unsterblichen Meisters, der die Kunst der italienischen Renaissance auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt hat, und der mit dem gewaltigen Michelangelo den höchsten Ruhm teilt, daß seine Werke, gleich den Schöpfungen des klassischen Altertums, aller Nachwelt als unübertrefflich gelten.

Am Karfreitag (28. März) des Jahres 1483 erblickte Raffael Santi (oder Sanzio) das Licht der Welt. Sein Geburtsort Urbino, am Nordostrande der Apenninen in der Mark Ankona gelegen, unweit der Grenzen von Toskana und Umbrien, war die



Abb. 1. Aus dem Venezianischen Skizzenbuche.



Abb. 2. Aus dem Venezianischen Skizzenbuche.

Hauptstadt eines kleinen Herzogtums, das dem tapferen und kunstsinnigen Geschlecht der Montefeltro gehörte. Raffaels Vater Giovanni Santi war ein achtbarer Maler, der sinnigfromme Heiligenbilder malte; er hatte es in seiner Jugend mit verschiedenen Berufsarten versucht, ehe er sich der Kunst zuwendete; auch eine Reimchronik, welche die Thaten des Herzogs Federigo Montefeltro preist, hat er verfaßt. Über Raffaels Mutter Magia, deren Andenken dieser zweifellos die Anregungen zu seinen himmlischen Madonnen, den verklärten Schilderungen der Mutterliebe und des Mutterglücks, verdankte, wissen wir weiter nichts, als daß sie die Tochter eines gewissen Battista Ciarla in Urbino war, daß sie ihrem Gatten außer Raffael noch einen Sohn und eine Tochter schenkte, die beide in frühem Kindesalter starben, und daß sie selbst schon am 7. Oktober 1491 starb. In einem von Giovanni Santi gemalten Freskobilde in dem noch heute stehenden Geburtshaus Raffaels, welches eine Madonna mit dem schlafenden Kinde darstellt, glaubt man eine Abbildung der Frau Magia mit dem kleinen Raffael erblicken zu dürfen. Giovanni hat seinem Sohn jedenfalls nur die allerersten Anfangsgründe seiner Kunst beibringen können; denn nachdem er sich 1492 zum zweitenmal vermählt hatte, starb er schon am 1. August 1494. Raffaels eigentlicher Lehrmeister war nach Vasaris Angaben Pietro Vannucci, genannt il Perugino (geb. 1446, gest. 1524), das Haupt der sogenannten umbrischen Malerschule, deren besonderes Wesen eine zarte poetische Empfindung bei einigermaßen schüchterner Formen- und Farbengebung kennzeichnet. Doch befindet sich Vasari in einem offenbaren Irrtum, wenn er erzählt, Giovanni Santi habe selbst, und noch bei Lebzeiten der Mutter, den Knaben nach Perugia zu Vannucci gebracht. Wahrscheinlich im Alter von siebzehn Jahren kam Raffael in dessen Werkstatt; denn bis zum Jahre 1500 war der vielbeschäftigte Meister jahrelang fast beständig außerhalb Perugias thätig. Wer bis dahin den jungen Santi unterrichtet hat, darüber fehlen alle Nachrichten. In Urbino war seit 1495 ein tüchtiger einheimischer Maler ansässig, Timoteo Viti (geboren 1467), der seine Ausbildung in Bologna bei Francesco Francia empfangen hatte. Die Vermutung, daß dieser Raffaels Lehrer gewesen sei, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, zumal da Raffael auch in späteren Jahren zu ihm in freundschaftlichen Beziehungen stand. Jedenfalls brachte Raffael, als er zum Perugino kam, außer seiner persönlichen Begabung eine ganz gediegene Vorbildung mit. Es sind drei reizende kleine Gemälde vorhanden, von denen mit Grund angenommen wird, daß Raffael sie noch in Urbino gemacht habe; denn sie tragen bei aller Trefflichkeit der Ausführung in der Erfindung ein kindliches Gepräge, und sie verraten in nichts

den später sehr mächtig werdenden Einfluß der Schule von Perugia. Das eine dieser Bildchen befindet sich in der Nationalgalerie zu London und ist bekannt unter dem Namen „Der Traum des Ritters“. In einer reichen Landschaft ruht unter einem Bäumchen ein geharnischter Jüngling im Schlummer; von der einen Seite naht ihm ein anmutiges Weib, mit Perlen geschmückt, und reicht ihm Blumen dar; von der anderen Seite tritt eine ernstere Frauengestalt heran, mit dem Schwert in der einen, einem Buche in der anderen Hand. Der Sinn der Darstellung erklärt sich von selbst. Das andere Bildchen, im Louvre zu Paris, stellt den Erzengel Michael dar, der in voller Rüstung vom Himmel herabgestürmt ist, um den bösen Feind, der sich in Gestalt eines Drachen mit ohnmächtiger Wut unter dem gepanzerten Fuß des Himmelskriegers krümmt, mit dem Schwerte niederzuschmettern; die Hölle ist der Schauplatz des Vorgangs: scheußliche Unholde stehen glotzend umher, und in der Ferne, vor der flammenden Höllenburg und zwischen düsteren Felsen, sind die Strafen der Heuchler und der Diebe nach Dantes Gedicht geschildert. Als drittes wird diesen köstlichen Jugendwerken eine Darstellung der drei Grazien (im Besitz des Herzogs von Aumale) beigezählt, welche die irgend einem antiken Kunstwerk entliehene Gruppe der drei einander umschlungen haltenden Mädchen in eine weite freie Landschaft versetzt. — In verschiedenen Sammlungen werden Handzeichnungen aufbewahrt, die als frühe Jugendarbeiten Raffaels gelten, ohne daß für diese Annahme eine äußere oder innere Beglaubigung vorläge. Die größte Sammlung von angeblich aus Raffaels Jugend herrührenden Zeichnungen besitzt die Akademie zu Venedig in einem in seine einzelnen Blätter aufgelösten Skizzenbuche (Abb. 1, 2, 3). Da finden wir Nachzeichnungen von Köpfen und Figuren verschiedener Meister, Gedächtnisübungen, Entwürfe, streng schulmäßig gezeichnete Gewandstudien und sonstige Studien nach der Natur, darunter einige ausgezeichnet schöne Köpfe. Die Urheberschaft Raffaels an diesem Skizzenbuch ist mit ebenso großem Eifer behauptet wie bestritten worden; nach der Ansicht des gewiegtesten Kenners gehört dasselbe dem Pinturicchio an. Bernardino Betti, genannt il Pinturicchio (das Malerchen), war neben dem um einige Jahre älteren Perugino der vorzüglichste Meister der Schule von Perugia; unzweifelhaft hat Raffael auch von ihm recht viel gelernt. Die Betrachtung der venezianischen Skizzenbuchblätter ist — ganz abgesehen von dem Interesse, das sie an und für sich haben — höchst anziehend, weil sie ein anschauliches Bild gewähren von der Art und Weise der umbrischen Schule, in die Raffael eintrat und



Abb. 3. Aus dem Venezianischen Skizzenbuche.



Abb. 4. Dreiheiligenbild in der Berliner Galerie.

der er sich bald völlig anzupassen wußte. Zwischen dem Lehrer und dem Schüler entwickelte sich eine lebendige Wechselwirkung. Man glaubt in Peruginos Werken aus den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts Fortschritte gegen seine früheren Arbeiten zu gewahren, die aus dem Einfluß von Raffaels frischem Talent zu erklären wären; und Raffael lebte sich vollständig in die Auffassungs- und Darstellungsweise seines Meisters ein. Es scheint selbst vorgekommen zu sein, daß der Lehrer malte, was der Schüler erfunden hatte. Der umgekehrte Fall war nicht ungewöhnlich; in Italien ebensowohl wie in Deutschland überließen vielbeschäftigte Künstler die Ausführung untergeordneter Arbeiten ihren Gehilfen; dabei deckte dann der Name des Meisters die That des Schülers; bei dem bald alles überstrahlenden Ruhme des Namens Raffael aber erscheint es leicht

begreiflich, daß schon in den Augen der Mitwelt der erfindende Meister hinter dem ausführenden Schüler verschwand. Ein ähnliches Verhältnis scheint zeitweilig auch zwischen Pinturicchio und Raffael bestanden zu haben. Wenigstens liegen den frühesten Madonnenbildern Raffaels Zeichnungen zu Grunde, die mit der größten Wahrscheinlichkeit dem Pinturicchio zugeschrieben werden. Unbedingt nötig ist es darum freilich nicht, daß wir annehmen, der junge Maler habe im Auftrage des älteren Bestellungen, die an diesen gelangten, ausgeführt; wir mögen uns auch vorstellen, daß der schüchterne Anfänger bei den ersten Aufträgen, die er bekam, sich an den erfahrenen Kunstgenossen um Rat gewendet, und daß dieser ihm eigne Entwürfe als mustergiltige Vorbilder zur Verfügung gestellt habe. Bestanden doch in den damaligen Werkstätten die den Lernenden gegebenen Vorlagen lediglich in den Arbeiten des Lehrers; und niemand nahm Anstoß daran, wenn ein Schüler irgendein Studienblatt seines Meisters, das er zu seiner Übung nachgebildet, gelegentlich auch einmal in einem eignen Bilde verwertete. So erklären sich die Anklänge und unmittelbaren Wiederholungen, denen wir nicht selten in den Werken verschiedener, aber aus derselben Schule hervorgegangener Maler begegnen; unser ängstliches Suchen nach Originalität



Abb. 6. Studienkopf zum heil. Hieronymus im Berliner „Dreiheiligenbild.“ (Handzeichnung im Museum zu Lille.)

um jeden Preis und in jedem Strich kannte jene Zeit noch nicht. Die Eigenart Raffaels und seine besondere Begabung für natürliche Schönheit der Form läßt sich auch in den Werken, die er während seiner peruginer Schulzeit entstehen ließ, nicht verkennen. Seine beiden ältesten Madonnenbilder besitzt das Berliner Museum: Die Madonna zwischen dem heiligen Hieronymus und Franziskus (auch „Dreiheiligenbild“ genannt, Abb. 4) und die nach ihrem früheren Besitzer bezeichnete Madonna Solly (Abb. 5). Diesen beiden Bildern reiht sich ein direktes an, ein kleines achteckiges Gemälde, das sich bis 1871 im Palazzo Conestabile zu Perugia befand, seitdem aber in der Sammlung der Eremitage zu Petersburg verborgen ist. Es sind Andachtsbilder, die sich von der durch altes Herkommen bestimmten Auffassung nicht entfernen wollen, echte Erzeugnisse der umbrischen Schule, fast noch halb mittelalterlich, aber unendlich liebenswürdig in ihrer zarten Milde. Die Madonna erscheint überall in halber Figur, als eine nonnenhaft verhüllte, sehr jugendliche Mädchengestalt, mit feinem, blassem Antlitz und niedergeschlagenen Augen;



Abb. 5. Skizze der Madonna Solly in der Berliner Galerie.



Abb. 7. Madonnenskizze (Kohlenzeichnung in der Albertina zu Wien).

das nackte Christuskind, das sie auf dem Schoß oder auf den Händen hält, hat etwas Altkluges in seinem Wesen: hier erhebt es das Händchen segnend gegen die beiden Heiligen, da hält es zwar in kindlicher Weise ein Spielzeug — einen Vogel — gefaßt, wendet aber seine Äuglein fromm gegen den Himmel, und dort liest es andächtig mit in dem Gebetbuch der Mutter. Den Hintergrund bilden weite Fernsichten unter lichtblauem Himmel, und diese feinen duftigen Landschaften tragen nicht wenig zur Hervorbringung der poetischen Stimmung bei, die diesen Bildern eigen ist. Ungeachtet aller schulmäßigen Befangenheit blickt überall ein frischer Sinn für Naturwahrheit hervor. In welcher Weise Raffael während seiner Lehrzeit zu Perugia nach der Natur studierte, davon gibt der im



Abb. 8. Madonnenskizze. Federzeichnung im Museum zu Oxford.



Abb. 9. Rückseite von Abb. 8 mit der vergrößerten Zeichnung des Kindes (Museum zu Oxford).

Museum Wicar zu Lille bewahrte, für den greisen Hieronymus im Dreiheiligenbilde gezeichnete Studienkopf ein hübsches Beispiel (Abb. 6). — Es ist anziehend zu betrachten, wie der junge Künstler den so überaus einfachen Gedanken des herkömmlichen Madonnenbildes, das der Phantasie so wenig Spielraum zu gestatten schien, im Geiste bewegte, um durch leise Abwandlungen neue Bilder zu gewinnen, die er in bald flüchtiger, bald sorgfältiger gezeichneten Skizzen festhielt. So ist eine schöne, große Kreidezeichnung (Abb. 7) in der Sammlung des Erzherzogs Albrecht (der „Albertina") zu Wien sowohl der Madonna Solly, als auch der Madonna Conestabile ähnlich, aber doch wieder von beiden verschieden und in sich harmonisch abgerundet; besonders bemerkenswert ist dieses Blatt auch dadurch, daß das Kind sich in rein kindlicher Weise mit einem Granatapfel beschäftigt, den ihm die Jungfrau hinhält, während sie das Gebetbuch einen Augenblick beiseite gelegt hat. Den ganzen duftigen Reiz eines unmittelbaren ersten



Abb. 10. Krönung Marias (in der Vatikanischen Pinakothek).



Abb. 11. Studienkopf zu einem Engel in der Krönung Marias.
(Handzeichnung im Museum zu Lille.)

Entwurfs enthüllt eine köstliche kleine Federzeichnung im Museum zu Oxford (Abb. 8); mit wenigen ausdrucksvollen Strichen ist es hingeschrieben, wie die Jungfrau mit himmlischer Holdseligkeit den Knaben anschaut, und wie dieser, der mit beiden Händchen ihr Gebetbuch gefaßt hält, andächtig nach oben blickt. Auf der Rückseite des Blättchens (Abb. 9) ist das Knäblein größer und ausführlicher mit zarten und doch sicheren Linien aufgezeichnet; wir ahnen in diesen lieblichen Umrissen schon die ganze Schönheit späterer Raffaelischer Kindergestalten.

Im Jahre 1502 siedelte Perugino nach Florenz über. Raffael aber blieb noch in Perugia. Denn schon war er mit der Ausführung eines großen Altargemäldes betraut worden. Im Auftrage einer Dame aus einem der mächtigsten Geschlechter von Perugia, Maddalena degli Oddi, malte er für den Altar der dortigen Franziskanerkirche eine Krönung Marias (Abb. 10). Das jetzt in der Vatikanischen Pinakothek befindliche Gemälde zeigt in seiner unteren Hälfte die Apostel, welche das leere Grab der Jungfrau, aus dem Lilien und Rosen emporsprießen, umstehen; über den Wolken erscheint Christus und setzt seiner Mutter, unter der jubelnden Musik der Engelsscharen, die Himmelskrone auf das Haupt. Eine Anzahl erhaltener Studien gibt Kunde von Raffaels Vorbereitungen für das Werk. So erkennen wir in dem schönen Bildniskopf eines Jünglings (Abb. 11, im Liller Museum), wohl



Abb. 12. Studienköpfchen zu einem anderen Engel desselben Bildes.
(British Museum.)

eines Genossen der Werkstatt, die Studie zu dem Antlitz des Engels, der mit dem Tamburin zur Rechten der Jungfrau steht; bei der Studie zu dem Kopf des diesem gegenüberstehenden Engels mit der Geige (Abb. 12) dagegen hat der junge Meister gleich in die Zeichnung nach der Natur eine idealisierte Auffassung hineingelegt (British Museum zu London). Finden wir Raffael in dem Krönungsbilde in bezug auf die gesamte Anordnung und das Gepräge der Köpfe noch ganz von der Schule des Perugino abhängig, der um dieselbe Zeit denselben Gegenstand für eine Kirche bei Perugia malte, so gewahren wir doch auch, wie sehr weit schon der Schüler den Meister in bezug auf Schönheit und Lebendigkeit übertraf. Wie die Kraft des noch nicht



Abb. 13. Karton zur „Verkündigung“ auf der Predella der Krönung Marias. (Im Louvre zu Paris.)



Abb. 14. Skizze (in Oxford) zur Darstellung Christi im Tempel auf derselben Predella.

zwanzigjährigen Raffael sich regte, um sich über die Banden der Schulmäßigkeit zu erheben, wie schnell er die Meister der Schule überflügelte, das zu erkennen haben wir an dem jetzigen Aufbewahrungsort des Gemäldes die beste Gelegenheit: ganz in der Nähe, in dem nämlichen Zimmer, hängt eine Darstellung desselben Gegenstandes von Pinturicchio; bei dem Vergleich fallen Raffaels in seiner persönlichen Eigenart begründete Vorzüge gar deutlich in die Augen. — Als Altargemälde hatte das Krönungsbild auch eine „Predella," eine mit kleineren Bildern geschmückte Staffel, durch die es über den Altartisch emporgehoben wurde. Von dem Hauptbild getrennt, befindet sich diese Predella gleichfalls in der Vatikanischen Sammlung. Die Verkündigung, die Anbetung der drei Weisen und die Darstellung im Tempel bilden die Gegenstände der Predellenbilder. Bei diesen kleinen Gemälden hat sich Raffael noch freier und unabhängiger von der Schule bewegt als in dem Hauptgemälde. Zu den beiden ersten Darstellungen sind die Kartons, die in der Größe der Ausführung angefertigten Hilfszeichnungen, noch vorhanden, der eine im Louvre (Abb. 13), der andere im Museum zu Stockholm; an dem Karton der Verkündigung, die Raffael in eine weite Säulenhalle verlegt hat, um den im Verhältnis zu der geringen Zahl der Figuren sehr breiten Bildraum in interessanter Weise zu füllen, sieht man, wie derselbe zur Übertragung der Zeichnung auf die Tafel benutzt worden ist: die mit der Feder gezeichneten Umrisse sind mit Nadelstichen durchbohrt zum Zwecke des Durchbeutelns mit Kohlenstaub. Gewinnen wir hier einen Einblick in Raffaels Handwerksverfahren, so blicken wir in seine geistige Werkstatt in einer köstlichen Skizze im



Abb. 15. Die Vermählung Marias (Lo sposalizio) in der Brera zu Mailand.

Museum zu Oxford (Abb. 14), welche mit wenigen sicheren und ausdrucksvollen Federzügen die Hauptgruppe des dritten Predellenbildes feststellt.

Etwa eine Tagereise nordwärts von Perugia liegt im oberen Tiberthal das Städtchen Città di Castello. Hierher ward Raffael nach der Vollendung der „Krönung Marias“ durch mehrere Aufträge geführt. Zuerst malte er hier, nach Vasaris Erzählung, ein Bild für die Kirche St. Agostino, ganz in der Art des Perugino. Den Gegenstand dieses Gemäldes gibt der Biograph nicht an; die Überlieferung aber hat ein bis zum Jahre 1789 in dieser Kirche aufgestelltes Altarbild, die Krönung des h. Nikolaus von Tolentino, als Jugendwerk Raffaels bezeichnet; in dem genannten Jahre wurde dasselbe verkauft, und dann — es war ausnahmsweise auf Leinwand gemalt — in Einzelbilder zerschnitten; die Stücke aber sind spurlos verschwunden. Ein günstigeres Geschick hat über den beiden anderen in Città di Castello gemalten Bildern gewaltet, welche Vasari ausdrücklich benennt. Das eine, den toten Christus am Kreuz mit Maria, Johannes, Magdalena und Hieronymus darstellend und ganz in der Art des Perugino gedacht und ausgeführt, gehörte der Kirche S. Domenico; jetzt befindet sich dasselbe in einer Privatsammlung zu London. Das dritte Bild, die Vermählung Marias (Abb. 15), laut Inschrift im Jahre 1504 vollendet, prangte bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf einem Altar der Kirche S. Francesco; jetzt befindet es sich in der Sammlung der Brera zu Mailand. Dieses Hauptwerk Raffaels aus seiner umbrischen Periode, weltbekannt unter dem Namen lo sposalizio, zeigt vor einem Rundbau, der den Tempel zu Jerusalem darstellt, den Hohenpriester, welcher die Hände des Brautpaars zusammenfügt; hinter Maria erscheint ein Gefolge von Jungfrauen, hinter Joseph die zurückgewiesenen Freier, von denen die Legende zu erzählen weiß: sie halten dürre Stäbe in den Händen, während aus Josephs Stab Blumen hervorgesproßt sind; zwei von ihnen zerbrechen ihre Stäbe, deren Verdorrtheit das vom Himmel geoffenbarte Zeichen ihrer Zurückweisung ist, der eine mit einer gewissen Gelassenheit, der andere, im Vordergrunde, in leidenschaftlicher Erregung. Bei diesem Bilde hat sich Raffael in der ganzen Anordnung und Gruppierung wieder getreu nach einem gleichartigen Werke des Perugino gerichtet; aber bis in die kleinste Einzelheit hat er sein Vorbild unendlich weit an Geist, Freiheit, Leben und Schönheit übertroffen; seine hervorragende Begabung für das Fach der Baukunst, die er in späteren Jahren zu bethätigen glänzende Gelegenheit finden sollte, offenbart sich in der geschmackvollen Erfindung des Tempels.

Während Raffael in Città di Castello arbeitete, war Pinturicchio damit beschäftigt, die Dombibliothek zu Siena im Auftrage des Papstes Pius III mit Fresken zu schmücken. Vasari berichtet, daß derselbe den Raffael nach Siena habe kommen lassen, um ihm an den Kartons zu diesen Wandgemälden zu helfen. Diese Nachricht hat durchaus nichts Unglaubwürdiges; der kaum einundzwanzigjährige Raffael mochte sich wohl bereitwillig zu einer solchen Hilfsarbeit verstehen dem Manne gegenüber, von dem er so vieles gelernt hatte. Ein vergebliches Bemühen würde es freilich sein, die Spuren von Raffaels Mitwirkung in jener Meisterschöpfung des Pinturicchio entdecken zu wollen; denn wenn ein älterer Maler einem jüngeren das Vertrauen schenkt, daß er sich von ihm bei einem großen Werke helfen läßt, so pflegt er demselben doch nicht zu gestatten, daß er von seinem Eignen etwas hineinbringe. Jedenfalls hielt sich Raffael nicht lange in Siena auf. Es trieb ihn, den damaligen Hauptsitz der Kunst Italiens kennen zu lernen, Florenz, wo ja auch sein vormaliger Lehrer seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Ehe Raffael nach Florenz übersiedelte, machte er einen Besuch in seiner Vaterstadt. Hier hatten sich inzwischen kriegerische Ereignisse zugetragen. Herzog Guidobaldo Montefeltro war durch Cesare Borgia vertrieben worden, hatte aber im Jahre 1503 unter dem Jubel der Bevölkerung von seiner angeerbten Herrschaft wieder Besitz genommen. In demselben Jahre bestieg Giuliano della Rovere, dessen Bruder mit der Schwester des Herzogs, Giovanna, vermählt war, als Julius II den päpstlichen Stuhl. Unter dem Schutze dieser mächtigen Verwandtschaft blieb dem Herzogtum Urbino der Friede gesichert. Ungestört entfaltete sich am Hofe Guidobaldos jenes rege, geistige Leben, welches den italienischen Fürstenhöfen der Renaissancezeit einen so eigentümlichen Glanz und Zauber im Ge=

dächtnis der Nachwelt verliehen hat. Auch Raffael ward in den auserlesenen Kreis hineingezogen, dessen Seele die schöne und geistreiche Gemahlin des Herzogs, Elizabeta Gonzaga war, die Enkelin einer Hohenzollerntochter. Neben der Herzogin Elisabeth war des Herzogs Schwester Giovanna della Rovere eine besondere Gönnerin des jungen Künstlers, dessen Anfänge schon deutlich genug verhießen, daß er einst seiner Vaterstadt zum Ruhme gereichen würde. Mit einem warmen Empfehlungsschreiben der Herzogin Giovanna an den Bannerherrn von Florenz, Piero Soderini, ausgestattet, betrat Raffael im Herbste des Jahres 1504 die blühende Hauptstadt Toskanas. Hier stand damals Leonardo da Vinci auf der Höhe des Ruhms. Mit ihm wetteiferte der um dreiundzwanzig Jahre jüngere Michelangelo Buonarotti, dessen Riesenstandbild des David vor kurzem am Eingange des Palastes der Signoria aufgestellt worden war; jetzt waren beide Meister mit den Entwürfen zu großen Schlachtgemälden beschäftigt, welche die Wände des Ratssaals schmücken sollten. Unter den dauernd in Florenz ansässigen Malern zeichnete sich der Dominikaner Fra Bartolommeo aus, der seine charaktervollen und glaubensinnigen, farbenprächtigen Schöpfungen in streng architektonischem Aufbau anzuordnen liebte. Zu diesem ernsten Meister, den das Schicksal Savonarolas in das Kloster getrieben hatte, trat Raffael in ein besonders enges Freundschaftsverhältnis; beide lernten voneinander; Raffael teilte dem um acht Jahre älteren Freunde soviel mit wie er empfing. Leicht läßt sich in mehreren Werken beider der wechselseitige Einfluß wahrnehmen. Aber nicht von den Lebenden allein, auch von den alten Meistern der Vorzeit lernte Raffael in Florenz; mit Eifer studierte er in der Kirche St. Maria del Carmine die Fresken des Masaccio, der die Naturtreue, die den besonderen Ruhm der Florentiner Schule bildete, in die Kunst eingeführt hatte. So kam der junge Urbinate, wie Vasari berichtet, dazu, „eine außerordentliche Vervollkommnung in der Kunst und in seiner Ausführungsart zu erlangen.“ Raffael verleugnete keineswegs seinen alten Lehrmeister; manchmal schimmert noch das Wesen der umbrischen Schule in seinen späteren Werken durch; aber eine freiere Hingabe an die Natur, eine lebenskräftigere Fülle der Formen unterscheiden seine Werke aus der Florentiner Periode deutlich von den früheren. Zu dem Altmeister Leonardo mußte Raffael mit unbegrenzter Verehrung emporblicken; auch sein klösterlicher Freund stand unter dem Banne dieses großen Zauberers. Den Einfluß, den die Anschauung von Werken des unübertroffenen Schilderers hinreißender Frauenschönheit auf den Lernbegierigen ausübte, gewahren wir besonders lebendig in mehreren von Raffael in kleiner Zeichnung skizzierten weiblichen Bildnissen (Abb. 16 u. 17). Leonardos „Gioconda“ schwebte auch, als ein freilich unerreichtes und unerreichbares Vorbild, dem jungen Künstler vor, als er seine ersten Frauenbildnisse malte. Agnolo Doni, ein begeisterter aber sparsamer Kunstfreund, der



Abb. 16. Bildnisskizze, besonders stark an Leonardos „Gioconda“ erinnernd. Federzeichnung im Louvre.



Abb. 17. Bildnisskizze im Museum zu Lille, mit Silberstift auf getontem Papier gezeichnet.

die Preise der berühmten Florentiner Meister der Bildniskunst scheuen mochte, hat das Verdienst, Raffael zuerst Gelegenheit gegeben zu haben, seine Kraft auf diesem ihm noch neuen Gebiet zu erproben, indem er sich und seine Gattin Maddalena von ihm abmalen ließ. Die beiden Bildnisse (Abb. 18 und Einschaltebild) befinden sich jetzt in der Sammlung des Pittipalastes zu Florenz. Man mag sich bei ihrer Betrachtung wohl sagen, daß der junge Meister noch lange nicht auf der Höhe der Kunst stand, dem getreuen Abbild eines Menschen die Bedeutung eines allgemein giltigen Kunstwerks zu verleihen; man mag die überzeugende Charakterschilderung vermissen, dennoch sind es ein paar hochbedeutende Bilder, und deutlich spricht aus ihnen die ungewöhnliche Begabung ihres Urhebers; besonders erregt ihre schöne, kräftige Farbenstimmung schon von weitem die Aufmerksamkeit des Beschauers. — Den beiden Erstlingswerken der Gattung reihen sich zwei treffliche Meisterschöpfungen an, bei denen die Urheberschaft Raffaels zwar nicht beglaubigt, aber kaum zweifelhaft ist; beides sind Bilder unbekannter Frauen, das eine (die sogenannte Donna gravida) in der Pitti-Galerie, das andere in der Tribuna der Uffizien befindlich. — Im Jahre 1505 finden wir Raffael wieder in Perugia beschäftigt. In einer Kapelle des Kamaldulenser-Klosters San Severo malte er sein erstes Freskobild. Der gegebene Raum war ein Spitzbogen, die gestellte Aufgabe eine Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit und einer Anzahl von Heiligen des Ordens. Leider ist das Gemälde sehr beschädigt — die Figur Gott Vaters ist ganz verschwunden — und schlimmer noch als durch den Einfluß der Zeit und der Feuchtigkeit durch eine moderne Übermalung mißhandelt. Doch läßt es immer noch die herrliche Erfindung Raffaels erkennen und bewundern. Deutlich spiegeln sich in dem Bilde die mächtigen Eindrücke wieder, welche Raffael durch den Anblick der Werke der großen alten Florentiner Meister, zugleich aber auch durch die Schöpfungen seines Freundes Bartolommeo empfangen hatte; weder den großartigen Zug der Linien in der feierlichen Anordnung der Heiligen, die im Halbkreis zu den Seiten des Erlösers auf den Wolken thronen, noch die künstlerische Freiheit und Lebensfülle in jeder einzelnen Gestalt hatte er in Peruginos Schule gelernt. Aber alle jene Einwirkungen von außen hat der jugendliche Meister mit eigner schöpferischer Kraft verarbeitet; man ahnt in dem Werke schon den künftigen unübertroffenen Meister der Monumentalmalerei. Wie lebhaft sich Raffaels Geist damals mit dem in Florenz Gesehenen beschäftigte, verrät uns unter anderm ein Studienblatt (Abb. 19), das im Museum zu Oxford aufbewahrt wird. Dasselbe enthält die unvergleichlich prächtig gezeichneten Studien zu zwei Köpfen und zwei Händen von Heiligen auf dem Freskobild von S. Severo; in einer Ecke desselben aber ist mit flüchtigen Strichen aus dem Gedächtnis eine Gruppe aus Leonardos Reiterschlacht hinskizziert, deren Karton gerade im Jahre 1505 vollendet worden war, und die durch ihre nie gesehene Lebendigkeit alle Welt in Begeisterung versetzte. — Ferner malte Raffael in Perugia für das Nonnenkloster



Bildnis der Maddalena Strozzi-Doni, Gemälde im Palazzo Pitti zu Florenz.



Abb. 18. Bildnis des Agniolo Doni Gemälde im Palazzo Pitti zu Florenz.

St. Antonio ein großes Altarwerk, sowie eine Altartafel für die Kapelle der Familie Ansidei in der Servitenkirche. Auf beiden Bildern wurde die Madonna als Königin der Heiligen dargestellt, wie sie auf einem hohen, von einem Baldachin überdachten Sitz über andern Heiligen thront. Bei dem erstgenannten Werke kam noch ein bekrönendes halbkreisförmiges Bogenfeld mit der Gestalt des segnenden Gott Vater hinzu und eine Predella mit fünf Darstellungen: Christus am Ölberg, die Kreuztragung, die Beweinung des Leichnams Christi und die Einzelfiguren der Heiligen Antonius von Padua und Franz von Assisi. Beide Werke haben längst ihren Platz verlassen, — wie denn überhaupt kein Altargemälde Raffaels an geweihter Stelle verblieben ist. Sie befinden sich jetzt in der Nationalgalerie zu London, mit Ausnahme der Predella, welche in ihre einzelnen



Abb. 19. Studien (Museum zu Oxford) von Köpfen und Händen zu dem Freskobild in S. Severo zu Perugia.

Teile zerschnitten und in verschiedene englische Sammlungen zerstreut worden ist. An beiden Gemälden fällt es auf, daß Raffael in der Anordnung, in der Auffassung des Christuskindes und teilweise selbst in der Formengebung noch stark in den Regeln der umbrischen Schule befangen erscheint; man muß annehmen, daß die Bestellungen auf Grund von älteren Entwürfen erfolgt sind; von der ehrwürdigen ortsheimischen Weise zu gunsten der freieren, natürlicheren Auffassung, die in Florenz heimisch war, abzugehen, mochte den Auftraggebern — und vermutlich auch Raffael selbst — bei großen Altarbildern am wenigsten angezeigt scheinen. — Gegen Ende des Jahres 1505 erhielt Raffael von den Nonnen des Klosters Monteluce bei Perugia den Auftrag, eine Krönung der Himmelskönigin zu malen. Schon galt er damals für den besten Meister, und schon war er so beschäftigt, daß er die Ausführung dieser Bestellung auf unbestimmte Zeit hinausschob.

Im Jahre 1506 malte Raffael für seinen Herzog Guidobaldo einen heiligen Georg. Schon früher einmal hatte er den Schutzheiligen des Rittertums zum Gegenstand eines Gemäldes gemacht. Dieses ältere Bild befindet sich als Gegenstück zu dem noch älteren St. Michael, dem es im Format genau entspricht, im Louvre. Sehen wir in dem Erzengel den Sieg selbst verkörpert, so erblicken wir in Georg, dem Menschen, den mühevollen Kampf. Auf einem mächtigen Schimmel ist der Heilige dem Drachen entgegengesprengt; in der Wucht des Anrennens ist der Speer in der Brust des Ungetüms zerbrochen; schmerzgetroffen windet sich das Ungeheuer und bäumt sich an dem vorbeisausenden Rosse empor; aber schon hat der Ritter das Schwert von der Seite gerissen, und während er mit starker Faust das schnaubende Roß, das sich dem Beschauer entgegenbäumt, zu parieren sucht, holt er zum unfehlbaren Todesstreiche aus. Es war nicht möglich, dieses Bild an dramatischer Lebendigkeit der Schilderung, die den Beschauer an dem Vorher und Nachher des Vorgangs teilnehmen läßt, zu überbieten. Wohl aber zeigt der für den Herzog Guidobaldo von Urbino gemalte St. Georg große Fortschritte in bezug auf die Zeichnung des Pferdes,



Abb. 20. Vorzeichnung zu dem heil. Georg in Petersburg.
(Uffizienſammlung zu Florenz.)

wiederum eine Folge des Aufenthaltes in Florenz; auch die prächtige Landſchaft erzählt von den neuen Eindrücken, die Raffael in der Hauptſtadt der Kunſt empfing. Die Anordnung iſt umgekehrt wie bei dem erſten Bilde. Vom Beſchauer abgewendet ſtürmt der Heilige gegen den Drachen ein; im erſten Anſtoß mit dem Speer hat er diesmal das Ungeheuer niedergeſtreckt, über das ſich der Schimmel mit gewaltigem Satze hinweghebt; die befreite Jungfrau iſt im Hintergrunde betend dargeſtellt, während ſie auf dem erſten Bilde in lebhafter Bewegung des Schreckens erſcheint. Raffael hat das kleine Bild für würdig gehalten, es mit ſeinem vollen Namen zu bezeichnen: Raffaello U. (Urbinas) lieſt man auf dem Bruſtriemen des Pferdes. Herzog Guidobaldo hatte das Bild beſtellt als ein Geſchenk für König Heinrich VII von England, zum Dank für den ihm verliehenen Hoſenbandorden. Darum erſcheint der Heilige ſehr deutlich als der Schutzpatron dieſes Ordens gekennzeichnet durch ein blaues Band unter dem Knie, auf dem man das Wort honi leſen kann. Im Sommer 1506 reiſte Graf Baldaſſare Caſtiglione als Geſandter des Herzogs nach London ab, um das Bild zu überreichen. Jetzt befindet ſich dasſelbe in der Eremitage zu Petersburg. Eine genaue Zeichnung in der Größe der Ausführung,



Abb. 21. Madonna Niccolini, in der Sammlung des Lord Cowper zu Panshanger.



Abb. 22. Madonna aus dem Hause Tempi (in der alten Pinakothek zu München).
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

mit Nadelstichen behufs Übertragung auf die Bildtafel durchbohrt, befindet sich in der Sammlung der Uffizien zu Florenz (Abb. 20).

Es ist möglich, daß dieses Bild Raffael wieder nach Urbino führte; in diesem Falle wäre es wohl denkbar, das Papst Julius II, der auf dem Zuge nach Bologna im September 1506 drei Tage bei seinen Verwandten in Urbino verbrachte, dort zuerst die Bekanntschaft des jungen Künstlers gemacht hätte, der in seinem Dienste bald nachher die großartigsten Meisterwerke schaffen sollte.

Die Jahre 1506 bis 1508 sind hauptsächlich durch eine Reihe von Madonnenbildern ausgefüllt. Der Schwerpunkt von Raffaels Thätigkeit in Florenz liegt in seinen himmlisch schönen Darstellungen der Jungfrau mit dem Kinde. Durch die umbrischen Madonnen werden wir noch einigermaßen an das Wesen der mittelalterlichen Kunst erinnert, die alle Kräfte auf die stimmungsvolle Schilderung der Seele verwendete und den Körper als etwas Nebensächliches behandelte. In Florenz aber, der Heimat des Realismus, der getreuen Naturwiedergabe in der Kunst, hat Raffael die Schönheit der Wirklichkeit voll erkannt. Wie einst die Meister der ewig gültigen Schöpfungen des klassischen Heidentums, so findet er in der vollkommensten menschlichen Schönheit das Mittel für die Darstellung des Göttlichen. An der Spitze der in diesem Sinne geschaffenen Werke steht die Madonna del Granduca (Einschaltebild) im Pittipalast zu Florenz. Die Bezeichnung des Bildes rührt daher, daß es aus dem Besitze des Großherzogs Ferdinand III von Toskana stammt, der dasselbe so wert hielt, daß er sich selbst auf Reisen nicht davon trennen mochte. Wer sich einmal in den Anblick des wunderbaren Gemäldes versenkt hat, muß eine solche Zuneigung begreiflich finden. Aus einem eintönig dunklen Hintergrunde treten die Gestalten der ruhig dastehenden — in halber Figur sichtbaren Jungfrau und des göttlichen Kindes in ihren Händen wie eine leuchtende Erscheinung und doch in voller Körperhaftigkeit hervor. Die Madonna erscheint in ebenso vollkommener Weise als die jungfräuliche Heilige, wie in den älteren Bildern; ihre Augenlider sind gesenkt, wie es seit langem bei den Darstellungen Marias gebräuchlich war; aber unter den Wimpern hervor blicken die Augen mit einem Ausdruck unendlicher Milde auf den Beschauer herab. Es offenbart sich uns eine Seele voll überirdischer Reinheit und überirdischer Sanftmut; aber diese Seele leuchtet aus einem menschlich glaubhaften, von warmem Blut durchströmten Antlitz voll Anmut und Lieblichkeit hervor. Auch eine scheinbar unbedeutende und nebensächliche Abweichung von der Überlieferung trägt dazu bei, dieses Himmelsantlitz mit lebendigen Reizen zu umkleiden: die schwere Verhüllung des Kopfes hat sich zurückgeschoben, so daß an Schläfen und Wangen das goldig schimmernde Haar hervorquillt, über der Stirne nur halb verborgen durch einen feinen, durchsichtigen Schleier. Der Jesusknabe schmiegt sich an die Mutter an, aber er wendet dabei das Köpfchen und heftet den vollen Blick seiner großen ruhigen Kinderaugen auf den Beschauer. — Der Madonna del Granduca folgt die ähnlich empfundene, nach ihrem englischen Besitzer benannte Madonna des Lord Cowper. Hatte Raffael dort, sich ganz in die Durcharbeitung der beiden Gestalten vertiefend, auf jedes Beiwerk verzichtet, so ist hier die Landschaft wieder zu ihrem Recht gekommen. Wie dort, wenden beide Figuren Gesicht und Blicke dem Beschauer zu. Auf einem größeren Madonnenbild aber in der Sammlung des nämlichen Kunstliebhabers (nach ihrem früheren Besitzer gewöhnlich als Madonna Niccolini bezeichnet, Abb. 21), aus dem letzten Jahre von Raffaels Aufenthalt in Florenz, schaut nur der Knabe aus dem Bilde heraus, Maria aber läßt die Blicke mit stiller Mutterlust auf ihm ruhen, und in seinem Gesichtchen ist ein fröhliches Kinderlächeln an die Stelle des großen ernsten Ausdrucks getreten. Es erscheint gleichsam als ein natürliches Ergebnis der naturwahren Bildung der Form, welche Raffael den heiligen Gestalten verlieh, daß diese menschlich wahren Gestalten nun auch menschliche Empfindungen enthüllen. Aus dem Gnadenbilde, das sich huldvoll der Außenwelt zuwendet, wird ein Bild der Liebe zweier heiligen Wesen zueinander. Maria erscheint nicht mehr lediglich als die jungfräuliche Trägerin des Gottessohnes, sondern zugleich als die zärtlich liebende Mutter. Den Anfang dieser Darstellungen macht die bald nach der Madonna del Granduca entstandene entzückende Madonna aus dem Hause Tempi (Abb. 22) in der Münchener



Madonna del Granduca.





Abb. 23. Madonna aus dem Hause Orleans. Im Besitze des Herzogs von Aumale.



Abb. 24. Federskizze, der Madonna Colonna ähnlich, aber ohne die lebhaften Bewegungen (Uffizien).

Pinakothek. Wie die Mutter hier den Knaben so herzlich an sich preßt, wie sie ihre Wange an seine Wange schmiegt und sich selig lächelnd in seinen Anblick versenkt, das ist ein Bild der reinsten Menschlichkeit, dem Leben abgelauscht, eine Erinnerung an die eigene Kindheit; aber die reine, große Empfindung des Künstlers hat einen Hauch von überirdischer Heiligkeit ausgebreitet über die schönheitsverklärte Schilderung des heiligsten menschlichen Gefühls. — In die trauliche Abgeschiedenheit eines Wohngemachs verlegt die Madonna aus dem Hause Orleans (Abb. 23) (im Besitze des Herzogs von Aumale) das süße Spiel zwischen der glücklichen Mutter und dem eben aus dem Schlaf erwachten, nach Nahrung verlangenden Kinde. Wieder in freier Landschaft erblicken wir die Gruppe in der Madonna aus dem Hause Colonna (Einschaltebild) im Berliner Museum. Kurz vor Raffaels Abreise aus Florenz entstanden, ist dieses Bild in der malerischen Ausführung nicht ganz fertig geworden; aber das hindert uns nicht, den Reiz seiner Erfindung voll zu genießen. Wie auf den älteren Bildern erblicken wir hier wieder das Gebetbuch in der Hand Marias; aber der stattliche Knabe, der sich lebhaft auf ihrem Schoße aufrichtet, hat sie in ihren frommen Betrachtungen gestört, und während sie durch eine Seitwärtswendung des Oberkörpers — dessen Umrisse nicht mehr durch den schweren Mantel verborgen werden — seinem ungestümen Verlangen ausweicht, heftet sie die Blicke voll seligen Mutterglücks auf das Kind.

Außer den Gemälden, deren Zahl — ganz abgesehen von denjenigen zweifelhafter Echtheit — noch vergrößert wird durch solche, die nur aus alten Nachbildungen bekannt sind, bieten uns zahlreiche Handzeichnungen Gelegenheit, die Unerschöpflichkeit von Raffaels Gestaltungsvermögen anzustaunen, wie er mit immer gleicher Frische und Liebe und mit immer gleichem Zauber der Schönheit das selige Beisammensein von Mutter und Kind zu schildern wußte. Manche Blätter enthalten gleich mehrere schnell niedergeschriebene Versuche, von denen jeder einzelne ein Meisterwerk ist; so ein Blatt im Britischen Museum (Abb. 25), welches in zwei verschiedenen Auffassungen im Gegensatz zu jenen Bildern mit dem verlangenden Kinde, den gesättigten Knaben darstellt; das eine Mal, wie er, das Händchen gegen die Mutterbrust gestemmt, sich befriedigt umdreht, das andere Mal, wie er, noch weiter abgewendet, vom Schoß auf den Boden zu kommen sich bemüht; oder ein Blatt in der Albertina (Abb. 26), mit zwei ganz verschiedenen Kompositionen, von denen die eine das Motiv des Unterbrechens der Betrachtungen wieder in neuer Weise verwertet, indem die Mutter von selbst das Buch beiseite hält und sich zärtlich dem sie herzenden Kinde zuwendet, während die andere eine dritte Person, den kleinen Johannes, in die Handlung einführt. — Schon im Mittelalter hatte man häufig die Madonnenbilder dadurch bereichert, daß man den Sohn der Elisabeth der Gruppe hinzufügte; seine besondere Bedeutung erhielt der Vorläufer dadurch, daß er durch ein Rohrkreuz und durch ein Spruchband mit den Worten „ecce agnus dei“ auf das künftige Leiden des Gottessohnes hinwies. So ist der kleine Johannes auch auf dem ältesten derartigen Bilde Raffaels, der „Madonna des Herzogs von Terranuova“ im Berliner





Madonna Colonna im Berliner Museum.



Abb. 25. Madonnenskizzen (Federzeichnung) im British Museum.

Museum dargestellt; ernsthaft blickt der kleine Jesus, auf dem Schoße der Mutter sich zur Seite neigend, auf die bedeutungsschweren Worte der ihm dargereichten Schriftrolle'; dem in ein Pelzröckchen gekleideten Johannes gegenüber steht zuschauend ein dritter Knabe, vielleicht der künftige Lieblingsjünger und Evangelist Johannes. Das reizvoll farbige Rundbild gehört der ersten Florentiner Zeit Raffaels an; in der Erfindung trägt es noch ein peruginisches Gepräge, aber in den Köpfen, besonders in dem der Jungfrau, kommt schon die lebenswarme Florentiner Schönheit zum Durchbruch.

Mit ungleich größerer Freiheit hat Raffael die Gruppe der Madonna mit dem Jesus- und Johannesknaben in drei Gemälden ausgeführt, die untereinander nahe verwandt sind. Auf allen dreien sitzt Maria mit den beiden Kindern in einer Wiese, deren saftiges Grün sich in einer formenreichen Fernsicht verliert; gemeinsam ist denselben ferner der künstliche Aufbau — eine Einwirkung der Lehren des Fra Bartolommeo —,



Abb. 26. Madonnenskizzen (in der Albertina zu Wien).

daß die Gruppe, so zwanglos sie sich scheinbar zusammenfügt, ein ausgesprochenes Dreieck bildet. Das erste dieser drei Bilder ist die Madonna im Grünen (Abb. 27) in der Wiener Belvedere-Galerie (gemalt 1505 oder 1506), das zweite die Madonna mit dem Stieglitz (Abb. 28) in der Tribuna der Uffizien, das dritte (von 1507 oder 1508) Die schöne Gärtnerin (Abb. 29) im Louvre. Anfänglich scheint die Anordnung der drei in ganzer Figur sichtbaren Personen in jenem regelmäßigen Aufbau dem jungen Meister ungewöhnliche Schwierigkeiten gemacht zu haben; wenigstens gibt es eine außerordentlich große Anzahl von Versuchen, Skizzen und Studien zu der Madonna im Grünen (Abb. 30 u. 32). Das Gemälde erscheint denn auch, ungeachtet seiner großen Reize, im Vergleich mit den beiden anderen noch einigermaßen befangen; in seiner Farbengebung und in den Formen der Maria legt es Zeugnis ab von dem Eifer, mit dem Raffael die Werke des Leonardo da Vinci studierte. Auch das Gemälde in Florenz ist das Endergebnis von verschiedenartigen Versuchen. Was dieses Bild besonders ansprechend macht, ist die liebenswürdige, natürlich-kindliche Auffassung der beiden Knaben: auf dem Wiener Bilde überreicht der kleine Johannes dem Christuskind knieend das Rohrkreuz — das Schriftband ist überall weggelassen —; hier aber fehlt jeder derartige Hinweis auf das künftige Leiden, Johannes ist mit einem gefangenen Stieglitz herbeigeeilt, durch dessen Überreichung er dem Gefährten eine Freude machen will. Diese reizvolle Kindlichkeit lag nicht von vornherein in Raffaels künstlerischer Absicht; eine Federskizze im Museum zu Oxford (Abb. 33) zeigt uns den Jesusknaben noch ernsthaft mit dem Gebetbuch der Mutter beschäftigt, während Johannes müßig, nur als aufmerksamer Zuhörer dabei steht. Leider hat das Meisterwerk schwer gelitten; Raffael malte es als Hochzeitsgeschenk für seinen Freund Lorenzo Nasi in Florenz; bei einer Erderschütterung im Jahre 1548 stürzte das Nasische Haus ein, die Bildtafel ging in Stücke und mußte



Abb. 27. Madonna im Grünen (in der Belvedere-Galerie zu Wien).



Abb. 28. Madonna mit dem Stieglitz (in den Uffizien zu Florenz).



Abb. 29. Die schöne Gärtnerin (im Louvre).



Abb. 30. Skizzen zur Wiener Madonna im Grünen. Federzeichnung in der Albertina zu Wien.

mühsam wieder zusammengesetzt und ausgebessert werden. Bei dem Pariser Bilde, dem eine äußerst liebevolle Durchführung der Blumen und Kräuter des Vordergrundes eigentümlich ist, ist es dem Meister gelungen, die religiösen Beziehungen zur Anschauung zu bringen und dennoch den Kindern die vollste, liebenswürdigste Kindlichkeit zu wahren; Johannes, mit dem Rohrkreuzchen in der Hand, hat sich auf ein Knie niedergelassen, aber wir fühlen, daß seine Kindergedanken sich noch nicht Rechenschaft darüber geben, was ihn beim Anblick des Genossen dazu treibt, die Stellung des Betens einzunehmen; und der kleine Jesus, eine der entzückendsten Kindergestalten, die Raffael geschaffen hat, blickt mit großen fragenden Augen zu dem wunderbaren, von weiblicher Anmut und göttlicher Hoheit erfüllten Antlitz der Mutter empor, als ob er Auskunft darüber erwarte, warum denn der Gefährte vor ihm kniet. Das Museum zu Oxford besitzt eine prächtige Naturstudie zu diesem Knaben (Abb. 34), mit mehreren besonderen Studien zu dem einen Füßchen, das auf dem Fuße der Mutter ruht.

Wiederum anders fügt sich die Gruppe zusammen in einem unvollendeten Gemälde, der Madonna Esterhazy in der Gemäldegalerie zu Pest. Maria ist niedergekniet und hat das Kind vor sich auf einen bemoosten Stein gesetzt; ihr zur Seite kniet der Johannesknabe, mit seiner Schriftrolle, die er lesen zu wollen scheint, beschäftigt, und lenkt die Aufmerksamkeit von Mutter und Kind auf sich. Die köstliche, lebensvolle Skizze zu diesem Gemälde besitzt die Uffizien-Sammlung (Abb. 35).

In derselben Sammlung befindet sich eine ganz flüchtige, aber darum nicht minder reizvolle Federskizze (Abb. 36), auf welcher der kleine Johannes dem auf dem Schoße der Mutter sitzenden Jesus anstatt des Bandes mit den Worten „ecce agnus dei“ ein wirkliches Lämmchen schwer tragend herbeibringt.



Abb. 31. Madonna mit dem Schleier.

In den Kreis dieser Darstellungen gehört ferner ein in mehreren, teils von Schülern Raffaels, teils von späteren Nachahmern gemalten Exemplaren vorhandenes, der Erfindung nach auf den Meister zurückgehendes Bild, das als Madonna mit dem Schleier oder Schlaf des Kindes bezeichnet zu werden pflegt: in einer Wiese ist der Christusknabe eingeschlafen; die Jungfrau hat sich neben ihm niedergelassen und hebt den Schleier von seinem Gesichtchen, in dessen Anblick sie sich versenkt, während der kleine Johannes, an Marias Schoß geschmiegt, den Beschauer anblickt und mit ausgestrecktem Händchen auf den Gottessohn hinweist (Abb. 31).



Abb. 32. Studie zur Wiener Madonna im Grünen.
(Lichterzeichnung im Museum zu Oxford.)

Die Unerschöpflichkeit der Phantasie Raffaels hat sich auch an diesem Gegenstande in reichster Fülle offenbart, den er, so oft er ihn anfaßte, neu und immer gleich liebenswürdig zu gestalten wußte.

Eine andere Gruppe von Darstellungen bilden die heiligen Familien, in denen der Nährvater Joseph, bisweilen auch noch andere Personen, sich zu Maria und dem Jesuskind gesellen. Das ist zunächst das kleine Bild Die Madonna mit dem Lamm in der Galerie zu Madrid, auf dem wir in einer schönen Landschaft die Jungfrau erblicken, wie sie den Knaben auf einem liegenden Lämmchen reiten läßt, während der heil. Joseph, auf einen Stab gestützt, die Gruppe liebevoll betrachtet. Dann die Madonna unter dem Palmbaum in der Sammlung des Lord Ellesmere zu London, ein liebliches Familienbild: Maria sitzt unter einer Dattelpalme und hält das Kind an einem um den Leib gewundenen Schleier fest; der Pflegevater ist niedergekniet und reicht dem Knaben, der sich in lebhafter Bewegung nach ihm umdreht, einen Strauß Blumen dar. Ein prächtiges Studienblatt zu diesem Bilde finden wir in der Louvre-Sammlung (Abb. 37).

Eine reichere Komposition zeigt uns Die heilige Familie aus dem Hause Canigiani in der Münchener Pinakothek. In einer Wiese sitzt Maria auf dem Boden, ihr gegenüber kniet die bejahrte Elisabeth; beide

Mütter halten ihre Kinder fest; mit heiterer Miene hat der kleine Jesus das Schriftband in Empfang genommen, das der ernsthaft blickende Johannes ihm überreicht hat; in der Mitte steht hinter den beiden Frauen der heil. Joseph, mit beiden Händen auf seinen Stab gestützt, und schaut nachdenklich herab; eine hügelige Landschaft mit einer turmreichen Stadt bildet den Hintergrund. Wir erfahren durch Vasari, daß Raffael dieses Bild für Domenico Canigiani in Florenz gemacht hat; aus dem Besitz von dessen Erben kam es nachmals in denjenigen der Medici. Als Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz sich mit einer Medicäertochter vermählte, kam das Bild als Heiratsgut der Prinzessin nach Düsseldorf, und von da im Jahre 1805 zugleich mit den übrigen Schätzen der Düsseldorfer Galerie nach München. Leider ist das schöne Gemälde sehr schlecht erhalten; Gruppen von Engelknaben, die zu den Seiten des heil. Joseph in der Luft schwebten, sind durch das Putzen und Übermalen ganz verschwunden, so daß jetzt der etwas allzu strenge pyramidale Aufbau der Gruppe mehr als es ursprünglich der Fall war, in die Augen fällt. Wollen wir uns von der ursprünglichen Wirkung der Komposition eine Vorstellung machen, so müssen wir eine alte Abbildung zum Vergleich heranziehen; es gibt deren mehrere: eine Kopie in Ölfarben befindet sich im Palazzo Corsini zu Florenz, eine — freilich nicht sonderlich schöne — Tuschzeichnung im Museum zu Oxford (Abb. 38).

Den anmutig idyllischen Madonnenbildern reiht sich das durch die gleiche Fülle von Lieblichkeit ausgezeichnete Bild der h. Katharina an, welches sich in der Londoner Nationalgalerie befindet (Abb. 39). In etwas mehr als halber Figur dargestellt, steht die jungfräuliche Heilige in einer freien, von einem Fluß durchströmten Landschaft; den linken Arm hat sie auf ihr Marterwerkzeug, das Rad, gestützt, die Rechte — eine unvergleichlich schöne Hand — legt sie auf die Brust, wie um ihre Glaubensfestigkeit und ihren Opfermut zu beteuern, und blickt mit seitwärts gewendetem Kopf dem himmlischen Lichtstrahl entgegen, der aus den Wolken auf sie herableuchtet.

Im letzten Jahre seines Aufenthaltes in Florenz hatte Raffael noch einmal Gelegenheit, zu Ehren der Madonna, die er so oft



Abb. 33. Skizze zur Madonna mit dem Stieglitz in Florenz. (Federzeichnung zu Oxford.)

in jenen lieblichen Bildern, welche die schönste Zierde der Gemächer frommer Kunstfreunde bildeten, verherrlicht hatte, ein großes Altargemälde zu schaffen; das Florentiner Geschlecht der Dei bestellte bei ihm ein solches für ihren Familienaltar in der Kirche S. Spirito. Vorher aber, im Jahre 1507 vollendete Raffael ein anderes großes Altargemälde, zu dessen Ausführung er sich schon bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Perugia verpflichtet hatte; eine Dame aus dem Geschlechte der Herrscher von Perugia, Frau Atalanta Baglioni, hatte ihn beauftragt, für die dortige Kirche S. Francesco eine Beweinung Christi zu malen. Atalanta hatte ihren besonderen Grund zur Wahl dieses Gegenstandes; in den blutigen Familienzwisten, welche damals fast jede italienische Stadt durchtobten, war ihr Sohn Griffone der Blutrache zum Opfer gefallen; in ihren Armen hatte er seinen Mördern verziehen. Dem jungen Meister aber fiel damit eine Aufgabe zu, die von ihm die Vertiefung in ganz andere Empfindungen verlangte, als diejenigen waren, denen er in seinen holdseligen Madonnenbildern Ausdruck verlieh. Es scheint denn auch, daß Raffael bei der Bewältigung dieses seinem Wesen ferner

liegenden Stoffes große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, um zu einem endgültigen Ergebnis zu gelangen. Wenn wir eine im Museum zu Oxford bewahrte flüchtige Federzeichnung (Abb. 40) als den ersten Entwurf Raffaels zu dem Bilde für Atalanta Baglioni betrachten dürfen, so erfahren wir, daß dasselbe eine vollständige Umgestaltung durchgemacht hat, ehe es zur Ausführung kam. Auf diesem Entwurf sehen wir, wie dem vom Kreuze abgenommenen Leichnam das erste liebevolle Lager bereitet worden ist, bevor zur Bestattung geschritten wird; das Haupt Christi ruht im Schoße seiner Mutter, die vom Übermaß des Schmerzes bewältigt in die Arme ihrer Begleiterinnen sinkt; die Beine des Heilandes liegen auf dem Schoße der Magdalena, die mit gerungenen Händen den Blick von dem Toten zu der Schmerzensmutter wendet; der Jünger Johannes, Joseph von Arimathia und andere Personen stehen mit verschiedenartigen Äußerungen des Schmerzes und der Anteilnahme zur Seite. Eine ausführlichere und größere Zeichnung im Louvre (Abb. 41), auf der aber nicht sämtliche Figuren, sondern nur die wichtigsten dargestellt sind, zeigt die nämliche Anordnung mit einigen Abweichungen; Magdalena umfaßt Hand und Knie des teuren Toten; hinter ihr erscheint eine junge Frau, die besorgt das Kopftuch der ohnmächtigen Maria lüftet; Joseph von Arimathia, der auf der kleinen Skizze neben Johannes steht, ist hinter die mit Maria beschäftigten Frauen getreten und drückt seinen Schmerz und seine Unfähigkeit zu tröften durch Ausbreiten der Arme aus. Die Komposition erinnert in dieser Gestalt, in der Anordnung im ganzen und großen sowohl wie in mehreren Einzelheiten, an eine Darstellung desselben Gegenstandes, welche Perugino für die Kirche St. Chiara zu Florenz gemalt hatte, eins der vorzüglichsten Werke des Meisters (jetzt im Palazzo Pitti). Indessen entschloß sich Raffael bald zu einer ganz neuen Komposition, in der sich die Änderung bis auf die Wahl des Augenblicks erstreckte. Er verwandelte das ruhige Bild in ein bewegtes. Zwei Träger haben den Leichnam des Erlösers aufgehoben; sie sind am Eingang der Gruft ange-

Abb. 34. Naturstudie zu dem Jesuskind auf dem unter dem Namen „Die schöne Gärtnerin“ bekannten Pariser Madonnenbild. (Federzeichnung in Oxford.)



Abb. 35. Skizze zur Esterhazy-Madonna in Pest. (Handzeichnungensammlung der Uffizien zu Florenz.)

kommen, zu der Stufen emporführen, die der vorderste Träger, rückwärts schreitend und schwer hebend an der Last des toten Körpers, eben ersteigt; noch einen Blick werfen die Freunde, vor allen Magdalena, die noch einmal die Hand Christi ergriffen hat, auf das teure Antlitz, bevor ihnen dasselbe für immer entzogen werden soll; der Mutter aber haben auf dem schweren Gange die Füße versagt; die Sinne schwinden ihr, und sie fällt schwer wie ein Leichnam in die Arme der begleitenden Frauen; ein Blick auf den Kreuzeshügel schließt den Horizont. Im Jahre 1507 vollendete Raffael das Ölgemälde (Abb. 42) an Ort und Stelle nach einem in Florenz gezeichneten Karton. Daß Raffael bei der Ausfüh-



Abb. 36. Skizze einer Madonna mit den beiden Kindern. (Handzeichnung in den Uffizien zu Florenz.)

rung des Kartons schon mit Gehilfen arbeitete, lehrt uns ein Blatt in der Uffizien-Sammlung (Abb. 43), welches die Hauptgruppe in höchst schülerhafter Zeichnung und mit einem Quadratnetz überzogen enthält; diese Zeichnung diente lediglich dem Zwecke der Übertragung in die Ausführungsgröße; mit der eignen Meisterhand aber scheint Raffael die Umrisse von Kopf und Schulter der Magdalena darin nachgezogen zu haben; als ein wieder aufgegebener Versuch stellt sich die in die Lücke zwischen Magdalena und dem Träger eingeschobene Figur dar. — Die Staffel des Altarbildes schmückte er mit den grau in grau gemalten Darstellungen der drei christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe in weiblichen Halbfiguren: der Glaube betrachtet mit dem Ausdruck der Überzeugungsfestigkeit, die Hand zur Beteuerung auf die Brust gelegt, den Kelch mit der Hostie; die Hoffnung blickt mit gefalteten Händen mit einem unvergleichlichen Ausdruck unerschütterlicher Zuversicht nach oben; die Liebe hat eine Schar von Kindern an ihrem Herzen versammelt; zu den Seiten der Kreise, mit denen diese edlen Frauengestalten eingerahmt sind, erscheinen jedesmal zwei köstliche aufrechtstehende Kinderengelchen. Die Albertina zu Wien besitzt eine meisterhafte Federzeichnung (Abb. 44), die mit dem Mittelbild dieser Predella, der Liebe, im wesentlichen übereinstimmt, die aber insofern rätselhaft ist, als sie viel mehr an Michelangelos Art zu zeichnen als an diejenige Raffaels erinnert. Bis 1608 prangte die „Grablegung“, in der vor allem die herrlichen, ausdrucksvollen Köpfe die höchste Bewunderung herausfordern, an ihrem Bestimmungsorte; dann wurde sie trotz laut erhobenen Widerspruches von den Mönchen von S. Francesco an den Kardinal Borghese (Papst Paul V) verschenkt; im Palazzo Borghese zu Rom ist sie dann verblieben. Das Staffelbild blieb in S. Francesco zu Perugia bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es, wie so zahlreiche andere italienische Kirchenschätze, von dem französischen Sieger nach Paris entführt wurde; 1815 gelangte es dann in die Vatikanische Pinakothek, welche Pius VII aus den nach dem Sturze Napoleons zurückgegebenen Gemälden bildete.

Vom 21. April 1508 gibt es einen längeren Brief Raffaels, der an seinen Oheim Simone Ciarla zu Urbino gerichtet ist; die Urschrift desselben soll sich im Missionskollegium der „Propaganda“ zu Rom befinden. Daraus erfahren wir, daß Raffael Thränen vergossen hat, als er die Nachricht vom Tode des Herzogs Guidobaldo erhielt; daß er mehrere Aufträge in Aussicht hat, und daß es ihm lieber ist, wenn die Besteller seine Gemälde nach dem Empfange derselben abschätzen lassen, als wenn er selbst den Preis bestimme; daß ihm daran liege, vom Präfekten an Piero Soderini empfohlen zu werden zum Zwecke der Ausführung eines Wandgemäldes, das dieser zu vergeben habe.

Ob das Empfehlungsschreiben des Präfekten ausgestellt wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte Raffael nicht mehr nötig, sich um die Erlangung monumentaler Aufträge zu bemühen; denn in demselben Jahre noch eröffnete sich ihm der größte und glänzendste Wirkungskreis, der je einem Maler geboten worden ist. Selbst das Altargemälde der Familie Dei, welches er nach der Vollendung der Grablegung in Arbeit nahm, mußte er unfertig stehen lassen. Es ist dieses die Madonna mit dem Baldachin, so benannt wegen des großen Thronhimmels, unter welchem Maria sitzt, eine feierliche Darstellung der Königin der Heiligen, die aber nicht mehr an die Schule von Perugia, sondern eher an die Weise des Fra Barto-

lommeo erinnert. Das Bild kam nach Raffaels Tode, von Schülerhänden vollendet, in den Besitz seines Testamentsvollstreckers, des päpstlichen Kanzleipräsidenten Baldassare Turini aus Pescia, der dasselbe im Dome seiner Vaterstadt aufstellen ließ; im Jahre 1697 wurde es verkauft, was die Bürger von Pescia als eine Schmach und Kirchenschändung empfanden; es wurde Eigentum der Mediciäer und fand seine Aufstellung im Palazzo Pitti.

Über den großen Wendepunkt in Raffaels Leben, seine Berufung nach Rom in die Dienste des Papstes, berichtet Vasari folgendermaßen: „Bramante aus Urbino, der im Dienste Julius II stand, schrieb an Raffael, da er weitläufig mit ihm verwandt war und aus demselben Orte stammte, er habe mit dem Papste, der einige Gemächer hatte neu herstellen lassen, ausgemacht, daß er (Raffael) in diesen seine Kraft erweisen könne. Der Vorschlag gefiel Raffael, so daß er seine Florentiner Arbeiten stehen ließ und nach Rom übersiedelte.“ Bramante (geboren zu Monte Asdrualdo bei Urbino um 1444) war seit mehreren Jahren mit der Riesenschöpfung des Papstes, dem Neubau der Peterskirche, beschäftigt. Michelangelo malte seit dem Frühjahr 1508 an der Decke der Sixtinischen Kapelle. Jetzt kam Raffael hinzu, um das Dreigestirn zu vervollständigen, dessen Glanz allein ausreichen würde, um den Namen Julius II unsterblich zu machen, auch wenn der staatskluge und kriegsgewaltige Papst weiter nichts gethan hätte, sich unvergänglichen Nachruhm zu sichern, als daß er diesen drei Männern die großartigsten und erhabensten Aufgaben stellte. Raffael hat uns die Züge des Papstes (Abb. 45) überliefert, durch den Rom zur Hauptstadt der Kunstwelt gemacht wurde, so daß der alte Ruhm von Florenz hinter demjenigen Roms verblich. Das Bildnis stammt aus den letzten Lebensjahren Julius II; die Last des Alters hat die starken Schultern gekrümmt, weiß wallt der volle Bart auf die Brust herab, die Augenlider sind schwer geworden; aber noch ist das Feuer nicht erloschen in den Augen, die unter der mächtigen Stirn in tiefen Höhlen ruhen, und der Ausdruck eisernen Willens und zielbewußter Kraft lagert um die zusammengezogenen Brauen und den festgeschlossenen Mund. Die ganze Persönlichkeit des alten Herrn, der mit aufgestützten Armen im Lehnstuhl sitzt, ist von so überzeugendem Leben erfüllt, daß wir die Worte Vasaris begreifen können, die Lebenswahrheit



Abb. 37. Studienblatt zur Madonna unter dem Palmbaum (Handzeichnung in der Louvre-Sammlung.)



Abb. 38. Alte Abbildung der Münchener Madonna de' Canigiani. (Museum zu Oxford.)

des Bildes habe die Beschauer zittern gemacht, wie wenn Papst Julius leibhaftig dagewesen wäre. Das prächtige Bildnis ist bald nach seinem Entstehen wiederholt kopiert worden, und zwar einige Male von so geschickten Händen, daß man nicht mehr weiß, welches das Original ist; hauptsächlich streiten die beiden in Florenz befindlichen Exemplare (eins in der Tribuna, eins im Pitti-Palast) miteinander um den Vorrang.

Im Herbste 1508 stand Raffael im Dienste des Papstes; er war mit Arbeit überhäuft und beschäftigte eine Anzahl Gehilfen. Das erfahren wir aus einem (in der Urschrift nicht mehr vorhandenen) Briefe, den er am 5. September dieses Jahres an den Bologneser Maler und Goldschmied Francesco Francia, den Lehrer von Raffaels Freund Timoteo Viti, gerichtet hat. Raffael dankt dem Meister, der ihm, wie aus dem ganzen Ton des Briefes hervorgeht, ein lieber und verehrter Freund ist, für die Übersendung von dessen Selbstbildnis und entschuldigt sich, daß er ihm das seinige noch nicht dagegen habe schicken können. „Ich hätte es Euch ja schicken können, von einem meiner jungen Leute gemacht und von mir überarbeitet; aber das ziemt sich doch nicht; oder eigentlich würde sich das gerade ziemen, um zu erkennen zu geben, daß ich dem Eurigen nicht gleich zu kommen vermag. Habt, bitte, Nachsicht mit mir, da Ihr ja auch schon erfahren haben werdet, was es sagen will, seiner Freiheit beraubt sein und im Herrendienste leben, was dann u. s. w."



Abb. 39. Heilige Katharina in der Nationalgalerie zu London.



Abb. 40. Entwurf zu einer Beweinung Christi. (Federzeichnung im Oxforder Museum.)

Die neu hergestellten Zimmer des Papstes, von denen Bramante an Raffael schrieb, sind die unter der Bezeichnung „Stanzen“ bekannten Gemächer des vatikanischen Palastes. In der Stanza della Segnatura, die diesen Namen erhielt, weil die Päpste in ihr die Gnadenerlasse zu unterzeichnen pflegten, begann der fünfundzwanzigjährige Raffael, der vom Papst mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, seine Thätigkeit. Schon hatten die berühmtesten Maler im Wetteifer ihre Kräfte aufgeboten, um die vatikanischen Gemächer auszuschmücken, und eine Anzahl altbewährter Meister, darunter auch Perugino, waren noch damit beschäftigt. In der Stanza della Segnatura war die Decke bereits durch Giovanantonio Bazzi, genannt Sodoma, aus Vercelli ausgemalt. Als aber Raffael einen Teil seiner Arbeit vollendet hatte, da ließ der Papst die übrigen Malereien herunterschlagen, um das Ganze dem Jüngling zu übertragen, der die alten und die neuen Meister in den Schatten stellte. Doch veranlaßte Raffael die Beibehaltung der Einteilung, welche Sodoma der gewölbten Decke gegeben hatte, mit ihren Ornamenten, kleinen Zierbildchen und dem von Engeln getragenen päpstlichen Wappen in der Mitte. Die Bilder, welche Raffael in diesen Rahmen einfügte, geben gleichsam eine Übersicht über den Inhalt der Gesamtausschmückung des Raums. Es handelte sich um die Bearbeitung eines gewaltigen Gedankenkreises; die idealsten Besitztümer des Menschengeistes, als deren Hüter die Gottesgelehrten, die Weltweisen, die Dichter und die Gesetzgeber erschienen, sollten im Bilde gefeiert werden. So treten uns an der Decke zunächst die sinnbildlichen Gestalten der Theologie, der Philosophie, der Poesie und der Gerechtigkeit entgegen, welche in kreisrunden Feldern die bedeutsamsten Stellen der Decke, zwischen dem Mittelfeld mit dem Wappen und den Scheitelpunkten der halbkreisförmig begrenzten Wandgemälde einnehmen. Es sind herrliche weibliche Gestalten, die auf Wolken thronen, von Genien begleitet, welche erläuternde Inschrifttafeln tragen; in vollen kräftigen Farben heben sie sich von einem leuchtenden Grunde aus Goldmosaik ab. Neben der Theologie, die durch eine unbeschreibliche Vereinigung von tiefem



Abb. 41. Größere Zeichnung zu derselben Komposition. (Louvre.)

Ernst und unendlicher Milde den Blick des Beschauers gefesselt hält, erscheint die durch himmlische Begeisterung verklärte Poesie als die großartigste unter diesen überirdischen Gestalten; „von der Gottheit wird sie angeweht,“ — das würden wir erkennen, auch wenn es uns die beiden prächtigen Engelchen, die sich zu ihren Seiten in den Wolken tummeln, nicht zu lesen gäben (Abb. 46).

Zu den vier großen allegorischen Gestalten kommen vier kleinere, viereckig eingefaßte Bilder, gleichfalls auf goldigem Mosaikgrund, in den Zwickeln der Wölbung. Neben der Theologie ist der Sündenfall abgebildet (Abb. 47). Seit urältesten Zeiten wurden in der christlichen Kunst Sündenfall und Erlösung gegenbildlich zusammengestellt; das Bild der menschlichen Schuld hebt das Bild der göttlichen Gnade bedeutsam hervor. So hat auch hier diese Darstellung Platz finden müssen, in sinnvoller Beziehung zu dem Wandgemälde, welches den gnädigen Gott des Christentums feiert. Raffaels Schilderung des Vorgangs ist ein vollendetes Meisterwerk. Die Schlange — mit dem Kopf eines Weibes, wie es auch der älteren Kunst geläufig war — nähert sich im Schatten der Baumblätter flüsternd der Eva und blickt dabei beobachtend in das Gesicht Adams, der an der anderen Seite des Baumes sitzt; Eva hält mit der einen Hand den Zweig noch gefaßt, von dem sie die verbotene Frucht gebrochen hat, die sie jetzt mit einem unwiderstehlichen Blick der Verführung dem Manne darreicht; Zaghaftigkeit spricht aus Adams Haltung und Kopf, aber verlangend öffnet sich seine Hand.

Neben der Poesie ist der Sieg der Kunst über die Stümperei durch den Wettstreit des Apollo mit Marsyas verbildlicht. Neben der Gerechtigkeit gibt das Urteil des Salomo ein Beispiel weiser Rechtspflege. Neben der Philosophie aber erblicken wir anstatt einer erzählenden Darstellung wieder eine



Abb. 42. Die Grablegung. (Galerie Borghese zu Rom.)



Abb. 43. Hilfszeichnung zur Hauptgruppe der Grablegung. (Uffizien-Sammlung.)

allegorische Gestalt, die Astronomie, welche von zwei kleinen Genien begleitet, sich in staunender Betrachtung über die Himmelskugel beugt.

Unter den vier großen Wandgemälden pflegt den heutigen Beschauer dasjenige am meisten zu fesseln, welches der Theologie gewidmet ist. Es ist allgemein bekannt unter dem Namen Disputa (Auseinandersetzung, Abb. 48); man hat nämlich in einer Auseinandersetzung der Theologen über das Altarsakrament den eigentlichen Inhalt der Darstellung finden wollen; thatsächlich aber ist die auf einem Altar aufgestellte Monstranz mit der Hostie nur das Bindeglied zwischen der oberen und der unteren Hälfte des Bildes. Oben nämlich erscheint der dreieinige Gott in der Herrlichkeit des Himmels; unten ist um den Leib des Herrn in Brotesgestalt die Kirche auf Erden versammelt.

In einem goldnen Lichtmeer von plastisch aufgesetzten Strahlen und glitzernden Pünktchen zeigt sich zu oberst, von endlosen Engelreigen umschwebt, Gott Vater, die Weltkugel in der Linken, die Rechte segnend erhoben, mit einem Haupt, wie es machtvoller niemals ersonnen worden ist (Abb. 50). Darunter sitzt in einem Strahlenschein, den Cherubimköpfe umringen, Christus auf den Wolken, mit einem himmelsschönen Antlitz voll ungemessener Liebe, und hebt beide Hände empor, um die Wundenmale zu zeigen (Abb. 51); neben dem Erlöser sitzen, wie am Tage des



Abb. 44. Die christliche Liebe. Federzeichnung (in der Albertina) mit dem Mutterbild der Predella zur Grablegung im wesentlichen übereinstimmend.

Gerichts, Maria und Johannes der Täufer, jene um Gnade für das Menschengeschlecht bittend, dieser mit finsteren Blicken Gerechtigkeit herabrufend; auf einer tieferen Wolkenschicht, die von Cherubimköpfen getragen wird, reihen sich die Auserwählten im Halbkreis an, Heilige des alten und des neuen Bundes in scharf charakterisierten Prachtgestalten. Unterhalb des Erlösers schwebt die Taube des heiligen Geistes herab zur Erde, von Engeln begleitet, welche die aufgeschlagenen Bücher der vier Evangelien tragen. Das alles war schon hundertmal gemalt worden, und Raffael hielt sich in allen Dingen getreu an den kirchlichen Gebrauch; noch niemals aber war es in solche Formen gekleidet und so gemalt worden, wie er es that.

In der Gruppierung der Gottesgelehrten auf Erden besaß der Künstler die vollste Freiheit, und es wäre überflüssig, über die Schönheit dieser Gruppierung noch ein Wort zu sagen. Die vier Kirchenlehrer, die in der Nähe des Altars auf Stühlen sitzen, Ambrosius und Augustinus, Hieronymus und Gregor der Große, bilden gewissermaßen die festen Punkte, an welche die Scharen von Greisen, Männern und Jünglingen sich anschließen, höchste Würdenträger der Kirche und einfache Geistliche, Klosterbrüder und gläubige Laien. Eine Gestalt ist herrlicher als die andere, jeder Kopf für sich ein erhabenes Meisterwerk. In allen erdenklichen Abstufungen kommen der felsenfeste Glaube und die heilige Begeisterung, die glaubensfreudige Hingabe und das grübelnde Forschen nach der Wahrheit zum Ausdruck. Die Lebhaftigkeit des Gespräches in Frage, Antwort und Belehrung bewegt die Massen, während einzelne Gestalten in unerschütterlicher Ruhe dazwischen stehen.

Ein seltsames Zusammentreffen, fast um dieselbe Zeit, etwa zwei Jahre später, malte unser Dürer sein dem Inhalt nach im wesentlichen mit der Disputa gleichbedeutendes Dreifaltigkeitsbild. Es drängt sich einem bei dieser Erinnerung der Gedanke an die Verschiedenheit der Verhältnisse auf, unter denen in Deutschland und in Italien die Kunst zur höchsten Blüte gelangte. Dem italienischen Meister übergab der Herr der Christenheit in dem vornehmsten Palast der Welt gewaltige Wandflächen, um darauf seine größten Gedanken in großen Zügen niederzuschreiben; im Auftrage von ein paar ehrsamen Bürgern malte der Deutsche für den Altar eines Altmännerhauses, und in „fleißigem Kläubeln“ mußte er die Fülle seiner Gestaltungskraft in den beschränkten Raum einer Tafel von weniger als drei Quadratmetern Flächeninhalt einzwängen.

Daß Raffael sich für sein erstes großes Freskobild — denn das Wandgemälde in S. Severo zu Perugia war bedeutend kleiner — besonders sorgfältig vorbereitete, versteht sich von selbst. Zu keinem seiner Werke hat sich eine so große Anzahl von Vorarbeiten, von verschiedenartigen Versuchen erhalten, wie zu diesem.

Mehrere dieser Skizzenblätter haben ein ganz besonderes, menschliches und persönliches Interesse: während Raffael die mächtigen Gestalten der Disputa in seinem Kopfe wälzte und sich bemühte, dieselben in bestimmte Formen zu bannen, schweiften seine Gedanken bisweilen in die süßeste Wirklichkeit hinüber, und die Feder, welche die Umrisse der Heiligen und Lehrer der Kirche feststellen sollte, schrieb zarte und



Abb. 45. Bildnis Julius II. Gemälde im Pitti-Palast zu Florenz.



Abb. 46. Die Figur der Poesie in der Camera della Segnatura des Vatikan.
Direkt nach dem Original photographiert.



Abb. 47. Der Sündenfall in der Camera della Segnatura des Vatikan.
Direkt nach dem Original photographiert.



Abb. 48. Disputa in der Camera della Segnatura.

glühende Liebeslieder auf das Blatt (Abb. 49). Daß Raffael sich außerdem jemals in der Dichtkunst versucht habe, zu dieser Annahme liegt keinerlei Grund vor; daß er einen sonderlichen Beruf zum Dichter gehabt habe, geht aus den paar Sonetten, die nach vielem Durchstreichen, Ausbessern und Suchen nach Reimen entstanden sind, nicht hervor. Aber die stammelnden Worte, in denen „die Zunge das Band des Sprechens löst, zu reden von der ungewöhnten, der wonnigen Verstrickung,“ die mit glühender Leidenschaft von genossenem Glück, von Trennungsschmerz und sehnendem Verlangen erzählen, sind auch ohne höheren dichterischen Wert ein unschätzbares Denkmal aus Raffaels Leben. Welcher schönen Römerin die Liebeslieder gegolten haben, darüber gibt nicht einmal die Nennung eines Namens die leiseste Andeutung; nur daß sie von hohem Stande war, spricht sich an einigen Stellen, die aber wieder durchstrichen sind, aus.

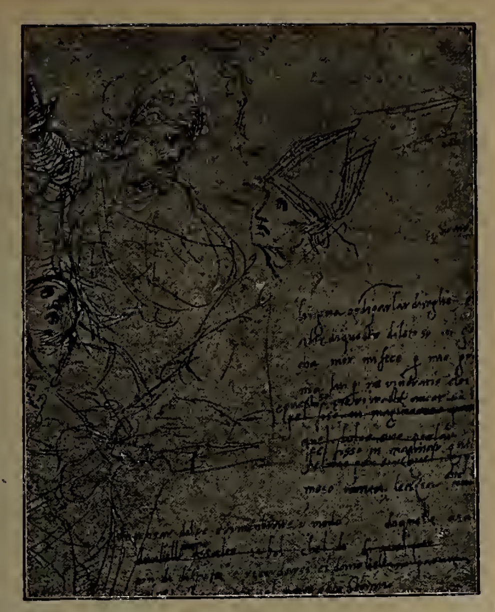


Abb. 49. Blatt mit der Skizze zweier Bischöfe zur Disputa und Niederschrift eines unvollendeten Gedichts. (Siehe unten Anmerkung.)

Die Wand der Disputa gegenüber nimmt die Schule von Athen ein; die Verherrlichung der Wissenschaft bildet das Gegenstück zu der Verherrlichung der Religion. Wie dort die christlichen Theologen aller Jahrhunderte um die Kirchenväter, so sind hier die Philosophen des griechischen Altertums um Aristoteles und um Plato versammelt, die beiden Geisteshelden, denen das Jugendalter der Renaissance die gleiche unbedingte Verehrung zollte wie den Kirchenvätern selbst. Die Räumlichkeit ist eine ideale Renaissancearchitektur, ein von vier Flügeln umgebener, hoher, lichterfüllter Kuppelbau, mit Standbildern von Göttern in Nischen geschmückt, unter denen Apollo und Minerva erkennbar im Vordergrund stehen. Aus der Tiefe der Halle sehen wir die beiden großen Philosophen langsam hervorwandeln, zwischen den Scharen ehrfurchtsvoller Hörer hindurch, die sich zu beiden Seiten in Reihen zusammengeschlossen haben. Die Stufenleiter des Wissens, die zur Weisheit führt, die sieben sogenannten freien Künste Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, Physik, Dialektik und Metaphysik, geben die Grundlage für die Charakterisierung der verschiedenen unvergleichlichen Gruppen, die wir weiter seitwärts und im Vordergrunde, in der Vorhalle, erblicken.

(Lesung und Übersetzung der Verse auf der Disputaskizze zu Wien.)

lingua or di parlar disoglio el [nodo
a dir di questo diletoso inga[no
chamor mi fece per mio gra[vo afanno
ma lui pur ne ringratio e lei n[e lodo
e questo sol me rimasto ancor (i)
(gestrichen: pel fiso inmaginar mio par |
quel dolce suo parlar)
pel fisso inmaginar quel |
(gestrichen: pel mio pensir quel so pa |)
moso tanta letizia (com) che co |
un pensar dolce e rimembrare il modo di quelle asal
(gestrichen: dun { durro / bello assalto si bel chel di)
pin di dispetti e ricordarsi el dano
(gestrichen: { di quel par / del suo partire)
molte speranze nel mio peto stanno

Oben am Rande sind noch als Reimvorrat die Worte sano und va[no notiert.

Die durch das Beschneiden des Blattes verloren gegangenen Endsilben der ersten Strophe sind ergänzt nach einem vollständigen Sonett (auf einem Skizzenblatt in Oxford), welches sich als eine veränderte Fassung des vorliegenden unvollendeten darstellt; es beginnt mit den Worten: un pensar dolce und enthält die vier Zeilen lingua or di parlar etc. mit geringen Veränderungen als zweite Strophe.

Jetzt löse, Zunge, ich des Sprechens Bande,
Zu reden von der wonnigen Verstrickung,
Die mir die Liebe hat gebracht zu meiner schweren Beklemmung;
Und dennoch dank' ich ihr dafür, und preise sie (d. h. die Ungenannte)
Geblieben ist mir dieses noch allein (in)
Ums stets mir vorzustellen, jenes . . .
Bewegt, so große Freude wie . . .
(Dazwischen gestrichen:
Dafür, daß stets ich mir vergegenwärt'ge . . .
Jenes ihr süßes Sprechen —
Für mein Denken jenes ihr [Sprechen]).
Ein süßes Denken ist's, sich zu erinnern an die Weise jenes Anfalls
(gestrichen: des { harten / schönen Anfalls, so schön, daß . . .)
Voll von Verdruß ist's, zu gedenken des Verlustes
(gestrichen: { jenes [Abschieds] / ihres Abschieds).



Abb. 50. Gott Vater aus der Disputa in der Camera della Segnatura des Vatikan.
Direkt nach dem Original photographiert.

In den Gestalten und Köpfen der Weisen und Wißbegierigen hat Raffael ebenso unerreichte Charakterbilder geschaffen, wie in denjenigen der Theologen; das Lernen und Begreifen, das Lehren und Zuhören, das Forschen und das Wissen sind mit einer Meisterschaft ohnegleichen geschildert. Unsere besondere Aufmerksamkeit nimmt die Gruppe rechts im Vordergrund in Anspruch. Hier trägt der Lehrer der Geometrie, Archimedes, die Züge des greisen Bramante; von diesem getrennt durch die Gruppe der Astronomen, Zoroaster und Ptolemäus, werden ganz am Rande des Bildes zwei Köpfe sichtbar, von denen der jugendlichere mit freundlichen braunen Augen den Beschauer anblickt; das ist Raffael (Abb. 52). Wie das ganze Bild hat leider auch dieser Kopf schon sehr gelitten; immerhin aber erhalten wir durch denselben eine bestimmtere Vorstellung von den Zügen des Meisters, aus denen die große, liebevolle Seele spricht, als durch das in Öl gemalte Selbstbildnis (Abb. 53) in den Uffizien zu Florenz, dem allzufleißiges Putzen und Ausbessern fast den letzten Rest von Ursprünglichkeit geraubt haben. Die Disputa und die Schule von Athen nehmen ungeteilte Wände ein. Bei den anderen zwei Wandbildern war die besondere Schwierigkeit zu überwinden, daß die Bildfläche durch ein großes Fenster unterbrochen wurde. Auf der einen Seite, wo es sich um die Verherrlichung der Rechtslehre handelte, nahm Raffael seine Zuflucht zu einer Zergliederung des Raumes in drei Einzelbilder. Im Bogenfeld über dem Fenster malte er die drei Tugenden, welche von der Gerechtigkeit unzertrennlich sind, die Stärke, die Weisheit und die Mäßigung, edle Frauengestalten, neben denen wieder kleine Genien ihr munteres Spiel treiben; zu beiden Seiten des Fensters stellte er die gesetzgeberische Thätigkeit auf weltlichem und auf kirchlichem Gebiete dar: hier gibt Kaiser Justinian die Pandekten, dort Papst Gregor IX die Dekretalen aus. Der Papst trägt die Züge Julius' II, und die übrigen Figuren dieses Gemäldes sind Bildnisse von Personen aus



Abb. 51. Christus aus der Disputa in der Camera della Segnatura des Vatikan.
Direkt nach dem Original photographiert.



Abb. 52. Raffaels Selbstbildnis in der Schule von Athen.
(Der ältere Maler neben Raffael, gewöhnlich Perugino genannt, ist wahrscheinlich Sodoma.)

dessen Umgebung. An der gegenüberliegenden Wand, wo die Verherrlichung der Dichtkunst zur Darstellung kam, hat Raffael sich durch das Fenster nicht an der Schaffung eines einheitlichen Bildes verhindern lassen, er hat vielmehr den gegebenen eigentümlichen Raum in der glücklichsten Weise ausgenutzt. Er malte den Parnaß (Abb. 54) und verlegte den Gipfel des Musenhügels über das Fenster und ließ die Abhänge desselben sich an beiden Seiten herabsenken. Auf der Höhe des Berges sitzt unter schlanken Lorbeerbäumen Apollo (Abb. 55), ein herrlicher Jüngling, der begeistert den Klängen lauscht, die er hervorzaubert. Sein Instrument ist nicht die Lyra, die zwar als antikes Symbol der Tonkunst allbekannt, aber doch nicht geeignet war, eine lebendige Vorstellung von der Macht der Töne bei den Zeitgenossen zu erwecken; der göttliche Musiker durfte kein anderes Instrument spielen als die Geige. Der Parnaß sollte ja kein archäologisches Bild sein, sondern den Empfindungen und Gedanken der Zeit unmittelbaren Ausdruck verleihen; wie kalt würde die Leier, von der kein Mensch weiß, wie sie geklungen hat, sich ausnehmen an Stelle der Geige, bei deren Anblick doch jeder an wirkliche Musik denkt, besonders wenn ein solches Antlitz, wie dasjenige des geigenden Gottes, der Vorstellung zu Hilfe kommt! Um Apollo scharen sich die Musen. Mit ihnen haben auf dem Gipfel des Parnaß die großen Dichterfürsten Platz gefunden: Homer, der gottbegeistert die lichtlosen Augen erhebt und einem Jüngling seine Gesänge diktiert, Virgil und, diesem folgend, Dante, den Raffael außerdem auch unter den Theologen angebracht hat; neben Virgil wird ein nicht zu bestimmender Bildniskopf sichtbar. Unter der entsprechenden Gruppe auf der anderen Seite, die nicht ganz so hoch steht, erkennen wir, den Musen zunächst, Raffaels Freund, den dunkelbärtigen Ariosto; die Schar der Dichter zieht sich hier in geschlossener Reihe in den Vordergrund hinein; die vordersten Figuren pflegen als Pindar und Horaz bezeichnet zu werden. Dem sitzenden Pindar gegenüber erblicken wir Sappho, die den schönen Arm auf die



Abb. 53. Raffaels Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz.



Abb. 54. Der Parnaß Freskobild in der Stanza della Segnatura.



Abb. 55. Apollo (aus dem Bilde des Parnaß in den Stanzen des Vatikan).
Direkt nach dem Original photographiert.

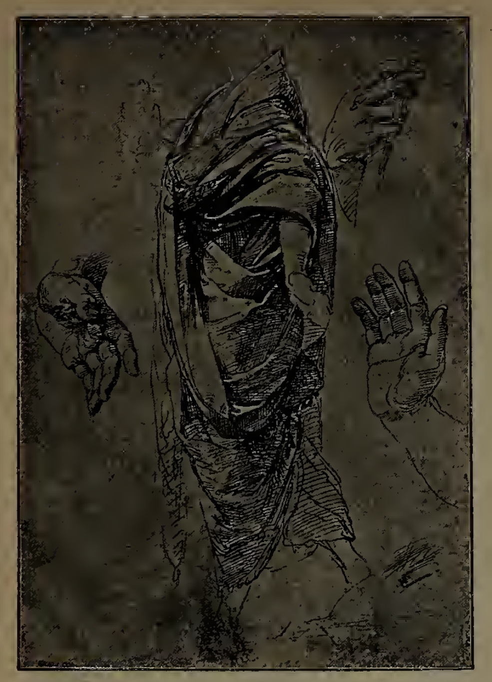


Abb. 56. Naturstudien zu Gewand und Händen einer Figur im Parnaß. (Britisch Museum.)

gemalte Fenstereinfassung aufstützt; zwischen der Gruppe der Dichter, die sich mit ihr unterhalten, macht sich, hinter dem Stamme des Lorbeerbaumes, der Kopf Petrarcas kenntlich.

Unter dem Bilde des Parnaß bezeichnet die Jahreszahl 1511 den Zeitpunkt der Vollendung des ganzen Werks. In drei Jahren hatte Raffael die gewaltige Aufgabe bezwungen. Mit seiner Aufgabe wachsend hatte er sich zum größten Meister der Freskomalerei ausgebildet, den es je gegeben hat. Wie er sich gewöhnte, die Dinge groß und einfach zu sehen, das offenbaren selbst die nach der Natur gezeichneten Studien; das prächtige Blatt im Britisch Museum mit der Gewandstudie für den sogenannten Horaz und den Studien zu den Händen derselben Figur (die rechte Hand in zwei verschiedenen Stellungen) mag als Beispiel dienen (Abb. 56). Raffael hat es mit der höchsten gottbegnadeten Meisterschaft verstanden, der Fülle der geistvollen Gedanken und der Durchbildung des Ausdrucks und der schönen Formen dasjenige hinzuzufügen, was mehr als alles andere das unlehrbare Kunstgeheimnis der Malerei ist: die malerische Haltung, die dekorative Wirkung; ehe der Beschauer dazu kommen kann, die einzelnen Schönheiten aufzusuchen oder in den Inhalt des Dargestellten einzudringen, kommt ihm die Schönheit entgegen und nimmt sofort und unmittelbar durch den Wohlklang der Linien, Massen und Farben den Blick und die Empfindung gefangen. Daß innerhalb dieser ersten und vornehmsten Eigenschaft der Malerkunst, und unbeschadet dieser Eigenschaft sich alle die anderen Vorzüge entfalten, welche die bildende Kunst zu entfalten vermag, damit ist die denkbar höchste Aufgabe der Malerei gelöst. Beim Betreten der Stanza della Segnatura, dieses Allerheiligsten der Malerkunst, empfangen wir jenen vollen überwältigenden Schönheitseindruck, der auch ohne die Dolmetscherarbeit des Verstandes unsere Stimmung erregt, auch heute noch, obgleich die unerbittliche Zeit nicht spurlos hier vorübergegangen ist und namentlich in bezug auf die Farben ihre grausamen Merkmale gar deutlich ausgeprägt hat. Noch herrlicher muß der Gesamtanblick des Raums gewesen sein, als die Verbindung zwischen den Wandgemälden und dem schönen Marmorfußboden von eingelegter Arbeit noch überall, wo jetzt untergeordnete Malereien den Sockel bilden, durch ein Intarsia-Täfelwerk hergestellt war, welches Julius II, damit es der Bilder würdig sei, durch den besten Meister in diesem Fache, Fra Giovanni aus Verona, anfertigen ließ.

Der Anblick von Raffaels Arbeit hatte den Papst bewogen, auch in dem anstoßenden Gemach die bereits fertigen Werke anderer Maler abschlagen zu lassen. Sofort nach der Vollendung der Stanza della Segnatura nahm Raffael die Ausmalung des Zimmers in Angriff, welches unter dem Namen Stanza d'Eliodoro bekannt ist. Die Beendigung dieser Arbeit aber fand erst nach dem Tode Julius' II (20. Februar 1513) statt. Wenden wir uns daher zunächst der Betrachtung der anderweitigen Werke zu, welche Raffael in den Jahren 1508 bis 1513 entstehen ließ; denn der jugendkräftige Meister war weit davon entfernt, in den großen Wandgemälden sein ganzes Schaffensvermögen auszugeben. Eine ganze Reihe von Madonnenbildern fällt in diese Zeit. In der Mehrzahl derselben gewahren wir einen leicht erkennbaren Unterschied gegen die Florentiner Madonnen. Die stille, innige Lieblichkeit genügt nicht



Abb. 57. Madonna mit dem Diadem im Louvre.

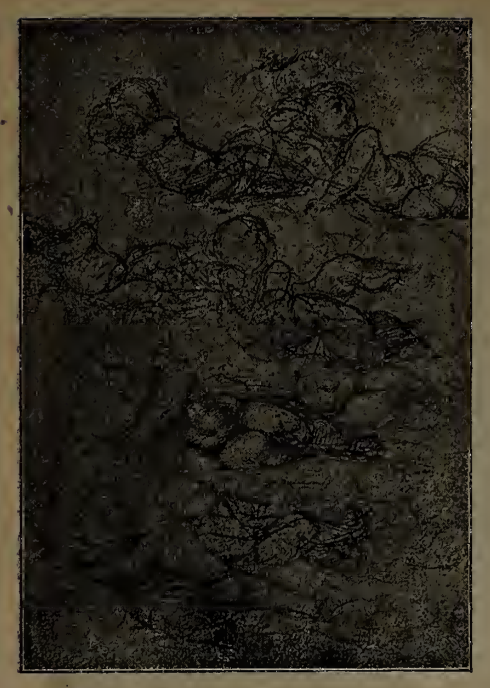


Abb. 58. Kinderstudien nach der Natur. (Britisch Museum.)

mehr; die Bilder werden ernster im Ausdruck, sie bekommen ein, wenn man will, mehr kirchliches Gepräge, das sich auch darin ausspricht, daß das Christuskind mehr als die Madonna zur Hauptfigur wird; es lebt in ihnen ein Drang nach größerer Kraftentfaltung, nach energischer Bildwirkung in Hell und Dunkel und in vollen Farben, nach stark bewegten Linien und mächtiger Fülle der Formen, selbst das Antlitz der Jungfrau verändert sich und spiegelt die kräftige Eigenart römischer Frauenschönheit wieder. Florentinisch zart ist noch der Kopf der übrigens ganz römisch gedachten Jungfrau mit dem Diadem (Abb. 57) im Louvre. In einer Landschaft, deren Hintergrund scharfgezeichnete, kahle Berglinien bilden, wie das Sabinergebirge sie zeigt, während weiter vorn antike Gebäude und großartige Ruinen von den Eindrücken erzählen, die der Boden Roms auf den Ankömmling ausübten, schläft auf einem Kissen der Jesusknabe. Durch ein Diadem als Himmelskönigin gekennzeichnet, kniet neben ihm die jungfräuliche Mutter; zwar kniet sie nicht anbetend da, wie wir es auf spätmittelalterlichen Bildern häufig sehen, sondern mit behutsam ausgestrecktem Arm lüftet sie den Schleier vom Köpfchen des Knaben, um dessen Antlitz zu betrachten; aber sie betrachtet es nicht mit seliger Mutterlust, sondern mit tiefem ahnungsvollen Ernst; und neben ihr kniet der kleine Johannes und betet mit glühender Andacht zu dem in Kindesgestalt erschienenen Erlöser der Welt. — Auf einem Bilde, dessen Original verloren gegangen ist, von dem es aber eine ganze Anzahl alter Kopieen gibt, der sogenannten Madonna von Loreto — das Bild befand sich vor seinem Verschwinden in der berühmten Wallfahrtskirche von Loreto — sehen wir den Christusknaben in geschlossenem Raum auf einem weichen Bette ruhen; die Jungfrau, welcher der h. Joseph über die Schulter blickt, ist eben herangetreten und hat den Schleier aufgehoben, mit dem das Kind zugedeckt war, und dieses streckt mit fröhlichem Verlangen die Ärmchen der Mutter entgegen. Selbst in den an und für sich mehr oder weniger schwachen Nachbildungen können wir ahnen, welchen Schatz von Poesie Raffael in diese wieder rein menschlich aufgefaßte, aber in großen, bewegten Linien komponierte Darstellung gelegt hat. Wie vollständig Raffael sich mit den Anschauungen seiner Zeit in Übereinstimmung befand, indem er



Abb. 59. Studienköpfe zu der in England verschollenen Madonna mit dem stehenden Kinde. (Britisch Museum.)



Abb. 60. Madonna von der göttlichen Liebe im Museum zu Neapel.



Abb. 61. Die lustwandelnde Madonna.

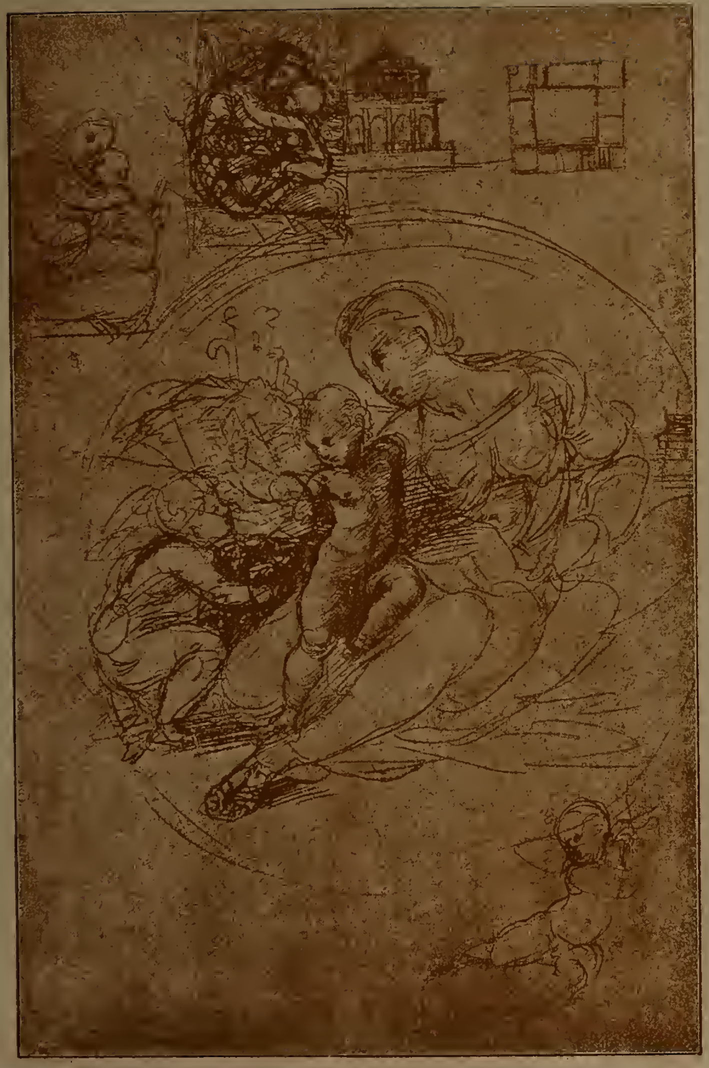


Abb. 62. Entwurf zur Madonna aus dem Hause Alba in Petersburg.
(Museum zu Lille.)

die höchste menschliche Schönheit als Ausdrucksmittel für das Göttliche annahm, davon geben die Worte des Vasari einen Beweis, der bei der Beschreibung dieses Bildes sagt, daß der Knabe „eine solche Schönheit besitzt, daß er in den Zügen des Kopfes und in allen Gliedern beweist, daß er der wahre Sohn Gottes ist“. Das Erwachen des Kindes ist in unübertrefflicher Weise der Wirklichkeit abgelauscht. Ein köstliches Studienblättchen im Britischen Museum (Abb. 58) erzählt uns davon, wie Raffael einmal am Bettchen eines Kindes gesessen und mit sicherer Meisterhand die wechselnden Bewegungen des eben erwachten hilflosen Geschöpfchens niedergeschrieben hat. Die am weitesten ausgeführte unter diesen Naturskizzen hat ihre Verwertung gefunden in der sogenannten Bridgewater-Madonna, die sich in der nämlichen englischen Privatsammlung befindet, welche die Madonna unter dem Palmbaum besitzt. Es ist dies eins der wenigen Madonnenbilder aus Raffaels römischer Zeit, die sich, gleich den florenti-



Abb. 63. Rückseite des vorhergehenden Blattes; Modellstudie zur Figur der Madonna. (Museum zu Lille.)

nischen, auf die Schilderung des frohen, traulichen Beisammenseins von Mutter und Kind beschränken. Zu einem im Original verschollenen Gemälde derselben Art, als Madonna mit dem stehenden Kinde bezeichnet, haben sich die prachtvollen Naturstudien Raffaels nach den Köpfen einer jungen Römerin und eines lachenden Kindes erhalten (im Britischen Museum, Abb. 59). Derselbe echt römische Mädchenkopf kehrt wieder in der Madonna Aldobrandini in der Londoner Nationalgalerie. Hier gesellt sich wieder der Johannesknabe zu Mutter und Kind; wie in einem Florentiner Idyll huldigt er dem Christusknaben durch Überreichen einer Blume; aber römisch wie der Kopf der Madonna ist die Landschaft, in die man durch offene Bogenfenster blickt.

In der ausgesprochensten Weise bezeichnet die veränderte Stimmung, in der religiösen Auffassung sowohl wie in der Form- und Farbengebung, die Madonna von der göttlichen Liebe (Abb. 60), wovon sich das Original im Museum zu Neapel, eine schöne,

alte Kopie im Palazzo Borghese zu Rom befindet. Hier ist der Bildgedanke mit der größten Entschiedenheit wirkungsvoll malerisch gefaßt, und inhaltlich bildet der menschgewordene Gott aufs entschiedenste den Mittelpunkt der Darstellung. Auch räumlich nimmt der Christusknabe die Mitte des Bildes ein; er sitzt rittlings auf dem Knie der Mutter, die ihn mit gefalteten Händen anbetet, und hebt segnend — nicht wie im kindlichen Spiel, sondern mit vollbewußtem Ausdruck — die Hand gegen den Johannesknaben, der in Ehrfurcht und Demut das Knie vor ihm beugt; daß dieses göttliche Kind zugleich ein schwaches Menschenkind ist, daran erinnert nur, daß es in seiner hochaufgerichteten Stellung einen Halt an dem Knie der Elisabeth sucht, die neben Maria sitzt und ihm zugleich mit der Hand eine Stütze für das erhobene Ärmchen gewährt. Der Schauplatz der Handlung ist ein stellenweise verfallenes, mächtiges antikes Gebäude; durch einen Bogen desselben sieht man im Hintergrunde den Pflegevater Joseph, in seinen Mantel gehüllt, hereinschreiten.

In mehreren anderen Madonnenbildern aus derselben Zeit, unter denen die freilich wiederum nur in der Erfindung, nicht aber in den erhaltenen Ausführungen auf Raffael zurückgehende lustwandelnde Madonna (M. del passeggio, Abb. 61), wohl die bekannteste ist, klingt der Florentiner Grundton wieder stärker durch. So ist es auch bei einem Rundbild, der Madonna aus dem Hause Alba. Das Gemälde selbst zu sehen, ist nicht vielen vergönnt, da sich dasselbe in der Eremitage zu Petersburg befindet. Aber das Museum zu Lille bewahrt ein Blatt mit dazu gehörenden Rötelzeichnungen, welches in mehrfacher Hinsicht unsere Aufmerksamkeit zu fesseln geeignet ist. Auf der einen Seite sehen wir den Entwurf zu dem Bilde, flüchtig, aber in den Hauptsachen endgültig festgestellt (Abb. 62). Nur über Einzelheiten war sich Raffael noch nicht ganz klar, als er dies niederzeichnete; so sehen wir die Spuren eines wieder weggewischten Buches, welches Maria in der rechten Hand hielt, — bei der Ausführung ist dasselbe in die müßige linke Hand übergegangen; Änderungen hat auch der Gegenstand, den der Johannesknabe darreicht, und damit zugleich der nach diesem Gegenstand ausgestreckte rechte Arm des Christuskindes erfahren; es war ein Rohrkreuz da, dann ist das Lämmchen an dessen Stelle getreten, — auf dem Bilde ist das Rohrkreuz wieder zu seinem Rechte gekommen. Einen beiläufigen Versuch, dem Christuskinde eine ganz andere Stellung zu geben, sehen wir in der unteren Ecke des Blattes. Auf das Studium antiker Bildwerke weist die Sandale hin, welche, wie auf dem Bilde, so auch schon auf der Skizze den Fuß der Maria bekleidet. Die Stellung Marias sah Raffael von vornherein als wohlgelungen an, — abgesehen von der rechten Hand, für die er später die Lösung gefunden hat, daß sie das Kind umfaßt. Jetzt wollte er sich sofort über den Zusammenhang des Körpers in dieser einigermaßen schwierigen Stellung klar werden und zeichnete auf die Rückseite des Blattes eine Studie nach der Natur (Abb. 63). Als Modell nahm er einen jungen Mann, der Oberkleider und Beinbekleidung ablegte; mit der größten Sorgfalt zeichnete er die Beine, namentlich die Kniee, die ja in der Ausführung die wichtigsten Anhaltspunkte geben mußten, um unter den weitfaltigen Gewändern einen richtig gestalteten Körper durchfühlen zu lassen; der Kopf des Modells interessierte ihn nicht, er gab denselben im Zusammenhang mit der Figur ausführlich mit an, aber während er nach dem jungen Burschen zeichnete, dachte er an das Antlitz der Madonna, das vor seinem geistigen Auge stand; den rechten Arm, über den er noch nicht mit sich im reinen war, deutete er nur an; aber das Buch verlegte er jetzt schon in die linke Hand. Die Skizze und die Studie zu der Madonna aus dem Hause Alba sind es aber nicht allein, die das Blatt so interessant machen. Oberhalb der Skizze ist allerlei an den Rand gezeichnet: ein Gebäude in Grundriß und Ansicht, und dann, in zwei Versuchen wiederholt, eine Skizze zu einer Madonna, die auf einem Stuhle sitzt, mit dem Kind auf dem Schoße, das sich zärtlich an sie schmiegt. In diesen beiden kleinen Entwürfen, von denen der eine die beiden Figuren allein zeigt, während bei dem anderen, der durch das mehrfache Verändern und Übergehen der Umrisse sich auf der Rückseite des Blattes durchgedrückt hat, auch der Kopf des kleinen Johannes sichtbar wird, in diesen unscheinbaren Zeichnungen erkennen wir die erste Niederschrift des Gedankens,



Abb. 64. Madonna della Sedia. (Palast Pitti zu Florenz.)

der sich zu demjenigen Bilde gestaltete, das mehr als irgend eine andere Schöpfung Raffaels sich die Gunst der allerweitesten Kreise erwerben und, in jeder nur erdenklichen Art abgebildet, ein Liebling der ganzen Welt werden sollte, — die Madonna della Sedia (Abb. 64).

Dem Inhalte nach kennt ja jeder dieses höchste Bild der Liebe, dieses Einssein von Mutter und Kind. Aber das Original im Pitti-Palast muß man sehen, um ganz zu begreifen, daß dieses Bild der reinsten Menschlichkeit nicht durch die glaubensinnigen frommen Blicke und gefaltenen Händchen des Johannesknaben allein eine religiöse Bedeutung bekommt, sondern daß es durch die Weihe der höchsten künstlerischen Schönheit zum Überirdischen erhoben wird. Dabei sieht das Bild so wunderbar einfach und natürlich aus, als könnte es gar nicht anders sein, und wir begreifen, wie sich die kindliche Sage hat bilden können, Raffael hätte einst diese Gruppe unmittelbar nach dem Leben gezeichnet, auf der Straße, auf den Boden eines Fasses — daher die Rundform, — das gerade in der Nähe lag; die Sage ist sehr bezeichnend als ein naiver Erklärungsversuch der unmittelbaren Wahrheit, die aus dem Gemälde spricht; in Wirklichkeit ist aber gerade bei diesem Bilde nichts zufällig, jeder kleinste Linienzug, jede leiseste Bewegung des Umrisses ist wohl durchdacht, alles ist reifste künstlerische Erwägung, die ein Werk von reinster Harmonie zu schaffen weiß, ohne von dem äußeren Schein der Natürlichkeit das geringste zu opfern.

Der letzte Gast.

Novelle von Bernhardine Schulze-Smidt.

1.

Doktor Steffen Bürklin kehrte langsamen Schrittes von seinem Ausfluge nach Vicosoprano, drunten im Bergell, heim. Der Abend wollte schon in sein Recht treten mit Kälte und Feuerglanz auf den westlichen Gletschern, und das scharfe Steinpochen der italienischen Straßenarbeiter verstummte: des Aufsehers mächtige Taschenuhr wies Feierstunde.

Schon vor Tau und Tag war Bürklin heute aufgebrochen; in Sils-Baselgia schlief noch alles, und es schlug gerade fünf, als er Barry, dem aufgeschreckten Hofhunde, beruhigend das zottige Fell kraute und dann leise die Thür ins Freie hinaus öffnete und wieder einklinkte. Natürlich, ohne Imbiß hatte die Wanderung beginnen müssen! Nonna, die Hausverwalterin, konnte leider Gottes zehnmal ihre Weckuhr stellen, ehe sie einmal vom Klingeln und Schnarren derselben aufwachte. So durfte es niemanden wunder nehmen, daß sie auch heute Doktor Bürklins Frühstücksthee richtig und gründlich verträumt gehabt.

Ihm war's ganz gleichgültig gewesen. Ihn interessierte das Verlöschen der Sterne und das Aufleuchten des wundersamen Morgenrotes hinter Grevasalvas viel lebhafter als sein hungriger Magen. Bald war ja auch dessen Not gestillt worden. Drüben in Islas, am Südende des Silser Sees, wurden gerade die Kühe gemolken, als Bürklin anlangte, und Menika Caderas, die unschädlichste alte Hexe, die jemals ihren zahnlosen Mund und ihre grauflatternden Haarsträhne den Mitmenschen zur Schau gestellt, zog frischen Maiskuchen aus dem Backofen. Trotz des scharfen Ostwindes und Rauhreifes hatte Bürklin unter Signora Menikas braunem Vordach, hart am Seegestade, gefrühstückt, sich dann einen derben Zipfel Salami, Maiskuchen und ein Fläschchen Ivabitter in den Rucksack stecken lassen und war so, im jungen Morgensonnenschein, seines Weges fürbaß gewandert, an Maloja-Kurhaus und den eleganten holzgeschnitzten und spruchverzierten Chalets vorbei, hinauf zur Pyhöhe und dann die kühnen Zickzacklinien der Straße ins Bergell hinab. Drunten in der Thalschlucht, wo die Maira ihre schaumigen Wellen und Wellchen lustig gegen die moosigen Felsblöcke wirft, war's noch eisig kalt und unheimlich gewesen, bis allmählich Casaccia in Sicht gekommen. Da begann die Sonne zu glänzen und zu wärmen, und zwei Stunden später, in Vicosoprano, glühte sie vom dunkelblauen Himmel herab und durchstrahlte die scharlachnen Blütenrispen der Gladiolen und die azurfarbenen der Salvien vor dem stattlichen alten Hause mit dem bunten Wappenschmuck über dem Thorbogen. Burg Castellatsch lag linker Hand davon. Hier war Bürklin vorläufig am Ziele gewesen, bald funkelte der Sassellawein vor ihm im Glase, und das Kellnerbübchen mußte behend zehn Schritt weiter in den Kramladen springen, um für den Signor Dottore ein paar Stangen bunten Gerstenzuckers einzuhandeln. Die sollte Doktor Bürklins Baselgier Liebling, des Holzhauers Per Vian kleine Ghita, heute abend als Geschenk erhalten.

— — — — — — — — — — — —

Bis hinauf nach Chur und hinunter nach Como kannte man im Volke den deutschen Doktor ebensogut wie Giacomo Fiore, den wortverschwendenden Trientiner Hausierjuden. Nur mit einem kleinen Unterschiede. Giacomo brachte Schätze ins Land und nahm Geld dafür mit, während Bürklin sein gutes Geld ins Engadin trug und allerhand Schätze dafür einsammelte, meist waren es freilich wesenlose Errungenschaften. Sein Streben hieß Originalität in mancherlei Gestalt. Trachten und Gebräuche, Inschrift und Malerei an Haus und Gerät, Sagen und Liederchen, die vom Ahn auf den Enkel gingen, alles dies erfaßte und enträtselte sein Geist mit freudiger Hingabe, wenn auch nicht als ein Berufsstudium.

Er war der einzige Sohn eines süddeutschen Vaters und einer westpreußischen Mutter und stand seit langem allein im Leben. Für gewöhnlich las er an der Dorpater Universität ein sehr nüchternes Kolleg, nur während der drei Ferienmonate von Anfang August bis Anfang November lebte er jenem beschaulichen Forschen, zu dem er von Kind auf einen absonderlichen Hang verspürt hatte.

Zwei tieferschütternde Ereignisse zwangen ihn, vor fünfzehn Jahren schon, gewissermaßen in seinen jetzigen trockenen Beruf hinein. Mutter und Braut waren ihm damals kurz nacheinander gestorben, seine beiden Frauenideale, für die er nie wieder Ersatz gesucht, noch gefunden hatte. „Ich muß einen Schutz gegen mich selbst und meinen Schmerz haben,“ sagte er sich und rang sich dann mit zäher Willenskraft in der neuerwählten Laufbahn vorwärts, bis er das Ziel innerer Ruhe mühselig erreicht. Er galt in Dorpat für einen kuriosen Heiligen, der mit Liebe und Liebesglück abgeschlossen hatte, während er nichts weiter war, als ein kluger Mann von ernster Innerlichkeit, dem das Gedenken an seine herzenswarme, treue Mutter und der kurze Wonnetraum an der Seite seiner schönen und zärtlichen Braut genug gegeben hatte, um ihm sein einförmiges Leben verklärend zu durchleuchten.

Anspruchslos und thätig verbrachte er seine Tage, aber alljährlich, wenn es auf die wehmütige Herbstzeit zuging, die Zeit, zu der seine beiden Lieben ihm gestorben waren, dann packte ihn stets von neuem die Sehnsucht nach der alten Freiheit und den alten abgeschüttelten Forscherliebhabereien.

Merkwürdig war's, daß er immer wieder seine Schritte zum Engadin lenkte. Wie oft hatte er sich selbst schon verlacht ob „dieses Zaubers Allgewalt,“ hatte es mit dem Genfer See, Chamounix und Zermatt, Brunnen und Como versucht, und dennoch — spätestens Mitte September fand er sich regelmäßig auf der kahlen Höhe des Julierpasses ein. Der reine eisige Wind umbrauste ihm die Stirn, vor ihm am Abendhimmel tauchten die stolzen Schneehäupter des Berninastockes auf, eines über das andere getürmt, und in der Tiefe des Innthales, von Sankt Moritz bis hinaus zur Grenze des Bergells, glänzte die entzückende Seenkette, grünlichblau wie Türkis ins Schwarzgrün ihrer Arvenwälder gefaßt. Erst bei diesem unvergleichlichen Anblicke ward Bürklins Herz jedesmal weit und groß, seine Jugend erwachte in ihm, und wie in blauen Duft zerstoben schien die dürre Alltäglichkeit. Zu Fuß wanderte er dann bergab vom Julier, um sich für den Rest seiner Ferien in einer der schönen Seestätten anzusiedeln, in Sankt Moritzdorf, Campfer oder Silvaplana. Schließlich aber trug schon seit drei Jahren das rauhe kleine Nest Sils-Baselgia, dem lieblichen Sils-Maria gegenüber zu Füßen des wild zerklüfteten Piz Lagrev gelagert, Sieg und Preis davon.

Dort steht, am äußersten Ende des Dorfes, wenn man es von der breiten Malojaer Poststraße her betritt, das graue Patrizierhaus, das ehemals den Jostis gehörte, ein solider, viereckiger Kasten, mauerumhegt, mit gebrochenem Dache und krausem Gitterwerk vor den unregelmäßig gestellten Fenstern. Im Hofe eine vielverästelte Eberesche mit blaßrötlichen Beerenbüscheln im Gezweig und daneben eine hohe, buschige Tanne, zu deren Füßen lila und weiße Astern, braune Skabiosen und orangegelbe Afrikanen auf schmaler Rabatte blühen. Eine Doppeltreppe führt zur Eingangsthür empor, und darüber steht eine halbverwitterte Hotelinschrift auf — „vue“ endigend. Wind und Regen thaten sehr recht daran, daß sie sich der unpassenden Bezeichnung erbarmten und sie loszubröckeln und hinwegzuwaschen trachteten. Dies Urbild eines verschwiegenen Heims von Geschlecht zu Geschlecht sollte ein Hotel vorstellen mit all seinen vergänglichen geräuschvollen Zuthaten! Hinter diesen runden Fensterscheiben sollte man sich glattfrisierte Kellnergesichter, aufgebauschte Modedämchen und zechende Herren der Schöpfung denken, und eine Table d'hote mit künstlichen Blumengruppen und Alfenidbestecken in dem niederen, lauschigen Eßzimmer zu ebener Erde, wo die Engadiner Ofenbank zum warmen Mittagsschlafe unwiderstehlich einlud und die Engadiner Wandschränke lauter beneidenswerten Väterhausrat bargen! Ja — Wind und Regen vollbrachten ein gutes Werk, und der jetzige Eigentümer des alten Hauses, ein reicher Mann, dem Sils-Baselgia nicht unterhaltsam genug zum Leben sein mochte, ließ den Dingen ihren Lauf und den unzufriedenen Elementen ihre Kurzweil.

In diesem Patrizierhause hatte Bürklin vor drei Jahren einmal, auf einer Tour von Silvaplana ins Bergell begriffen, Schutz vor plötzlich hereinbrechendem bösen Schneewetter gesucht. Totenstill wie ein verzaubertes Schloß lag das große graue Gebäude, im langen Bogenfenster der massiven Scheune neben dem Haupthause kauerte ein scheckiger Kater und miaute jämmerlich vor Frost. Barry, der schwarz-weiße Berghund im grasbewachsenen Hofe, steckte dem fremden Eindringlinge vertrauensvoll seine naßkalte Nase in die Hand,

trabte schweifwedelnd mit und sprang knurrend gegen die Hausthür empor, daß man öffnen solle, denn die Schelle versagte den Dienst. Darauf war drinnen Pantoffelschlürfen hörbar geworden, eine ältliche Beschließerin in Kopftuch und großer Leinenschürze erschien auf der Schwelle, lockte zuerst den scheckigen Kater herein und begrüßte dann freundlich den ganz verschneiten Ankömmling. Hinter ihm warf der heulende Nordsturm die Thür wieder hart ins Schloß, nun saß er fest im Banne der Vergangenheit, die ihn umgab. Durch einen hallenden Flur ward er in das warme Eßzimmer geführt, wo der dreiarmige Hängeleuchter sich im Getäfel spiegeln konnte und zwischen den kleinscheibigen Fenstern die laut pendelnde Uhr im polierten Gehäuse hing.

Draußen tobte und wütete das Unwetter immer wilder, in ganzen Wolken stob der Schnee hernieder, der Wind heulte und pfiff ums Haus, es polterte im Kamin, und die Scheiben klirrten. Kein Gedanke daran, heute abend noch nach Silvaplana zurückzuwandern oder nur zu fahren! Bürklin ergab sich durchaus nicht ungern in diese gezwungene Gefangenschaft. Wie prasselten hier drinnen die Arvenknorren so hell im großen Ofen, Nonna, die Alte mit der blauen Leinenschürze und dem angehakten Schlüsselbunde, tischte ungefragt eine schmackhafte Abendkost auf und plauderte ein Viertelstündchen, ehrerbietig an der Thür stehend, den Strickstrumpf in den Händen, mit dem willkommenen Gaste. Gutmütig forderte er sie zum Niedersitzen auf, aber statt der Antwort schob sie sich ungeschickt seitlings zur Stube hinaus unter dem Vorgeben, das Bett rüsten zu wollen. Zur rechten Zeit war's in schönster Ordnung gewesen, das stattliche Lager mit dem Himmel von vier gewundenen Säulen getragen. Es stand in der tiefen Nische des Zimmers eine Treppe höher, Boas und Ruth im Rokokokostüm auf das Gobelin der spanischen Wand gezaubert hielten Wache hinter dem Schlafenden, und mit dessen Taschenuhr tickte der Holzwurm im schwarzbraunen Wandschranke um die Wette.

Am nächsten Morgen aber hatte die Sonne allzu goldig auf den fernen Fexgletscher und den nahen See gestrahlt, und Doktor Bürklin verliebte sich beim hellen Tageslichte noch viel heftiger in das wunderhübsche altmodische Gemach mit seinem Reichtum an bequemen Sesseln und Schemeln, bocksbeinigen Tischen und nachgedunkelten Ölbildern in zopfigen Rahmen. Kurz und gut, für diese Ferien war er nicht mehr aus Baselgia fortgekommen, sondern hatte sich durch Lorenz, den Knecht, Rechnung und Gepäck von Silvaplana herüberholen lassen und sagte erst Mitte November dem Silser-See notgedrungen Lebewohl, als der letzte Gast des Jahres. So, das versprach er Nonna beim Abschiede, gedächte er's fortan immer zu halten, wenn der gute Gott ihn bei Leben und Gesundheit ließe. „Heimat des Friedens," diesen Namen gab er seinem stillen, herbstlichen Asyle; denn die ehemalige Hotelherrlichkeit war allgemach verblaßt wie der Regenbogen im Gewölke und blieb verblaßt zu Bürklins größter Befriedigung.

— — — — — — — — — — —

Nun weilte er seit vierzehn Tagen zum drittenmal in Sils-Baselgia und kehrte eben heute an dem prächtigen Septemberabende von Vicosoprano zurück, wo er auf Burg Castellatsch nach Spuren ihrer einstigen Besitzer, der Prevosti, gesucht hatte. Vergeblich zwar, aber ein paar interessante Wappen- und Sgraffitoschildereien konnte er sich wenigstens von den Häusern des Ortes abzeichnen und sammelte außerdem allerhand wertvolle Notizen für seine Schriftstellerei und einen uralten Volksreim dazu ein. Mit ganz leeren Händen pflegte er niemals von seinen Forschungswanderungen heimzukehren. Im Gehen wiederholte er sich mechanisch, wie es der Ermüdeten Art ist, seine wohlgelungene Übersetzung des Volksreims:

„Streu deine Körnchen getrost ins Getümmel,
Gott läßt sie sammeln und säen im Himmel."

„Welch ein belehrender Fund," dachte er bei sich, zog den Vergleich zwischen diesem romanischen und jenem deutschen Sinnspruche, der zu seinen auserwählten Lieblingen gehörte:

„Thust du das Gute, so wirf es ins Meer,
Sehen's die Fische nicht, sieht's doch der Herr."

So ganz nahmen ihn seine Gedanken hin, daß er wirklich zusammenschrak, als urplötzlich Per Vians fünfjähriges Ghiteli ihm in den Weg sprang. Schon seit mehr als einer Stunde hatte das schwarzäugige kleine Ding wartend auf einem Steinhaufen am Wiesenrain gehockt, den Zeigefinger im roten Mäulchen. Sobald Bürklins Gestalt am See-

ufer vor dem Hotel Alpenrose sichtbar wurde, flog die Kleine ihm entgegen wie ein Pfeil vom Bogen geschnellt, hing sich an seinen Rucksack und faßte mit den bunten Zuckerstangen zugleich auch des Spenders freie Hand. Dann hüpfte sie knuppernd und plaudernd mit strahlenden Augen neben ihm her, er welschte ihr Halbitalienisch mit ihr, und sein ernsthaftes Gesicht verjüngte sich förmlich dabei.

Das Ghiteli gehörte für ihn zu Baselgia wie der Singvogel in den Wald. Es war mutterlos und trieb sich ohne Aufsicht bald da bald dort herum, fast seit es die winzigen Füßchen allein setzen konnte. Es sah so hübsch und munter, gerade wie seine italienische Mutter, die Giuditta Fanconi aus Chiavenna, die dem Per Vian davongelaufen und in der Fremde gestorben war, als ihr Kindchen noch keine sechs Monate zählte. Das galt seinem Vater als eine wahre Last. Er mußte zum Holzschlagen droben in den Wäldern ob Islas bleiben, und Ghiteli hatte den lieben langen Tag sattsam Zeit und Anlaß, zu Schaden zu kommen und kindische Dummheiten zu begehen. Aber seine Dummheiten ließen sich ertragen und zu Schaden kam es nicht. „Es hat seinen Schutzengel, das verlassene Lamm,“ sagten die Dorfleute, und dabei waren sie allesamt unbewußt des armen Waisenkindes beste Schutzengel, namentlich Nonna im Jostihofe, und die hatte dem Signor Dottore gleich am allerersten Abende unter ihrem Dache von Per Vians Ghiteli erzählt. Tags darauf sollte es ihm vorgestellt werden, aber nirgends ließ es sich auftreiben. Da fand es Bürklin selbst und ganz zufällig auf seinem nachmittäglichen Gange nach Chiaste, der waldigen Landzunge, die sich dicht hinter Baselgia weit in den See hinausstreckt. Dort hatte sich's zwischen den Bäumen und dem Felsgerölle verlaufen gehabt. Seine bloßen Füßchen bluteten; es saß teilnahmlos, eiskalt und übermüdet im Grase, und der Wind zauste ihm das weiche Haargeringel. Natürlich hatte Bürklin das zarte Geschöpfchen auf den Arm und mit sich zurück nach Baselgia genommen, Per Vian eine tüchtige Strafpredigt gehalten und sich von nün an mit „Zia Nonna,“ wie die Alte im ganzen Dorfe hieß, zum Wohle seines kleinen Findlings verbündet. Seitdem lief das Kind in Hof und Haus ungehindert aus und ein wie ein zahmes Hündchen, vergnügte sich mit Barry, kritzelte, am Herdfeuer kauernd, auf den Trümmern einer Schiefertafel, besuchte sogar hier und da den „Signor Dottore“ droben in seiner „feinen Stube“ und fand immer einen guten Brocken und einen gesunden Trunk. Per Vian, dem die Vatersorgen, wie gesagt, ungemein lästig fielen, hätte dem Signor Dottore sein mißachtetes Kleinod herzlich gern für eine Handvoll guter Münze abgetreten, aber Bürklin gehörte in diesem Punkte nicht zu den Romantikern. „Mitnehmen und erziehen kann so ein alter Junggesell, wie ich es bin, kein fremdes Kind,“ pflegte er etwaigen leichtverständlichen Vorschlägen des Rabenvaters Per zu entgegnen; „es bleibt am richtigsten hier, wo einmal seine Heimat ist. Dann und wann sorgen fürs Ghiteli — das thu' ich von Herzen gern, obwohl Ihr's nicht verdient, Per Vian! Ihr solltet dem Kinde eine zweite Mutter geben, aber schafft, daß Ihr eine findet, die beständig und verständig ist, so heißt mein Rat!“

Die zweite Frau hatte sich Per Vian nun zwar wirklich ausgesucht, allein des Doktors Rat — der war dabei in den Wind geblasen worden! Im Dorfe schlugen sie die Hände über den Köpfen zusammen: Barbetta Tosio aus Islas hatte er erwählt, die rote Barbetta, Menika Caderas Nichte, eine achtzehnjährige Dirne, und was für eine Dirne!“ Die Blicke der Baselgier Fraubasen sagten mehr als die kühnsten Worte, und auf Zia Nonnas runden Wangen brannten rote Flecke, sowie nur die Rede auf Barbetta kam. Ghiteli war der zukünftigen Stiefmutter durchaus nicht gram, obwohl „la mamma mia“ viel zu wünschen übrig ließ. Sie pflegte Bürklin mit Vorliebe von ihr zu erzählen, und bei all seinen Bedenken sagte er sich zum Troste in des Kindes Seele gern, daß es wenigstens keine böse und mürrische Stiefmutter zu fürchten habe.

Morgen sollte das Aufgebot in der Kirche sein, und Klein-Ghita fabelte schon längst von Hochzeit und Hochzeitskuchen.

Für heute jedoch wußte sie ihrem Beschützer nur von einer anderen wichtigen Neuigkeit zu berichten: „Una carozza, Signor! Una carozza! Eccola, eccola, Signor — eccola, la carozza!“

Ja, dort stand die „carozza“ wirklich und leibhaftig im Hofe des Jostihauses. Lorenz schnallte eben den Koffer ab, und

als Ghiteli davonlief und Bürklin den Korridor durchschritt, eilte Nonna vor ihm her treppauf, frische Bettwäsche und Handtücher über dem Arme tragend. Oben neben Bürklins Zimmer wurden dann Möbel gerückt, und eine fremde Frauenstimme, tief und gedämpft, verhandelte mit Nonnas lebhaftem Diskant.

Neugier plagte Bürklin nicht, Hunger ebensowenig, er hatte sogar noch die Hälfte seiner Reisekost wieder mit heimgebracht. Nur rechtschaffen müde fühlte er sich nach dem starken Marsche.

Draußen verblaßte allmählich das Abendrot. Es streifte das Halbrund des Fexgletschers und zitterte im Seespiegel, daß er schillerte wie ein Opal. Schon begann der kühle Herbstnebel aus den Wassern emporzusteigen. Die Nacht sank rasch herab, nur über den höchsten Berggipfeln, dem Piz Corvatsch und Piz della Margna, flimmerte noch eine kurze Weile kaltes, stahlfarbenes Licht, von dem niemand zu sagen vermochte, woher es stammte.

Steffen Bürklin warf ein frisches Holzscheit in die zusammensinkende Glut des behaglichen, weit vorspringenden Eisenofens, schloß die Fensterläden und zündete die kleine Schirmlampe neben dem Schreibpulte an. Dennoch zögerte er, seine mitgebrachten Schätze zu sichten und genauer zu studieren. Müßig blieb er im Lehnsessel dicht am Feuer sitzen und horchte halb im Traume der fremden Frauenstimme Wand an Wand. Ein Etwas in jener Stimme heimelte ihn an und rief ihm seine Vergangenheit wach, die doch längst unter dem Rasen eingesenkt ruhte. Und wieder und wieder mischten sich in dies träumende Hindämmern die beiden Sprüche, der romanische und der deutsche:

„Streu deine Körnchen getrost ins Getümmel —"
— — — — — — — — — — — — —
„— sehen's die Fische nicht, sieht's doch der Herr —"

Er schrak auf und setzte sich kerzengerade:

„Wie? — das reimt sich ja gar nicht! Hab' ich denn schon im Schlafe gesprochen? — das wäre! —"

Gottlob, da pochte es an seine Thür; nebenan war's jetzt still geworden, Bürklins Vergangenheit sank in ihr fernes Grab zurück, die Poesie flüchtete, und die wackere Prosa trat in Nonnas behäbiger Gestalt herein, schuldbewußt von heute morgen her, und deshalb mit doppelt gutem Abendessen und außerdem mit einem Herzen voll von Neuigkeiten.

„Nun, soll die heilige Geduld endlich auch einmal ihr Recht haben, Zia Nonna?" empfing er sie und drohte lächelnd mit dem Finger.

„Freilich, freilich! 's Recht kommt alleweil und mille perdoni und hundert ‚g'segn's Gott' dabei!" antwortete sie, deckte den Tisch, trug auf und zögerte noch ein paar Augenblicke hinter Bürklins Stuhl, beide Hände auf die breiten Hüften gesetzt.

„Ei, ei, ei! Und daß mich's heute früh im Kopfe gerissen hat, und ich schlafe hernach nur so weiter wie ein toter Stein, und der Signor Dottore fort ohne seinen Thee! Das vergeb' ich mir nimmermehr! Ich hab' mich nur auf Menika Caderas getröstet gehabt, die ist mit der Sonne beim Tagwerk, und die gottverlassene Dirne, die Barbetta, wird wohl den Signor nicht verdrossen haben — denn das läuft zum Holzschlag fort mit dem Per, ehe der Hahn kräht! Und nun gar zu Abend, als das Ghiteli hereinsaust und reißt mir den Schemel am Herd um und des Katers Milchnapf dazu, und vermeldet mir die fremde Dame im Zweispänner."

„Wie kommt aber eine einzelne Dame um diese Jahreszeit hierher nach Baselgia?"

„Ei, wie der Signor Dottore daher nach Baselg' gekommen ist, gerade so, nur nicht zu Fuß und im Schnee," entgegnete Nonna und stellte sich zum besseren Erzählen vor den Tisch. „Zu kalt ist ihr's eben zum Weiterfahren geworden. Sie hat nur so mir nichts dir nichts in die blaue Herrgottswelt hinausgewollt und hat zum Kutscher — der Joseph Pernisch aus Campfer ist's gewesen — von Santa Croce drunten bei Chiavenna geredet. Man denke, man denke! Santa Croce, Signor, wo die Öfen zum Zierrat auf Spinnenfüßen in den Stuben stehen, und wer einheizt muß Strafe zahlen, ja, so sagt man! — Nun hat ihr unterweilen unser Haus gefallen, vornehmlich weil's still ist und wohl besser zu einem schweren Herzen passen mag als Santa Croce, wo sie die Schweine auf der Gasse metzgen und die gesegneten Kinder vor den Hausthüren abstrafen, daß es ein Geschrei und Geplärr gibt miteinander wie in der Judenschule!"

„Die Fremde ist Witwe?"

„Witwe? Weshalb? Davon hab' ich nichts vernommen. Was mag sie über=

haupt sein, Signor, das möcht' ich wohl wissen!"

Sie zog ihr fettiges Notizbuch aus der Schürzentasche und zeigte Bürklin den Namen, den eine fremde Hand auf das letzte Blatt verzeichnet hatte: „Frau Katharine Eschrodt, Danzig." Weiter nichts — die vier Worte gaben allerdings neugierigen Seelen nur recht skizzenhafte Auskunft. „Also eine gut preußische Landsmännin," sagte sich Bürklin, und sein Interesse begann sich zu regen.

„Nun hören Sie, Signor, sie schreibt sich Frau und sieht von Gestalt aus wie eine Frau, aber einen Ehering trägt sie nicht, darauf laß ich mich köpfen," fuhr Nonna fort. „Sie hat ein feines Gesicht und eine gute Stimme, aber sie zieht eine Stirn wie die schlimme Zeit, und im Bösen möcht' ich just nicht mit ihr über einer Suppe zusammensitzen! — Ich hab' ihr auch das Klavier von unten heraufbringen lassen, weil sie's wünschte," fügte die Alte ein wenig zögernd hinzu, „und dann hat sie mich gefragt, ob ein Mensch hier etwas dagegen hätte, wenn sie drinnen ihre Musik spielte."

Bürklin seufzte unhörbar. Mit gelindem Grausen vergegenwärtigte er sich die Harfentöne des hochbetagten Tafelklaviers unten aus dem Eßzimmer. Aber seine Höflichkeit überwand das Grausen.

„Warum soll sie nicht spielen dürfen? Wenn sie nur bis Mitternacht genug davon hat," entgegnete er. Damit holte er sich sein Paket Zeitungen vom Pulte und löste das Kreuzband, ein Zeichen, daß er nun allein sein wolle.

Nonna verstand den Wink, entfernte sich mit dem Eßgeschirr und verschob all ihre weiteren Anliegen auf passendere Zeit.

Steffen Bürklin begab sich sehr früh zur Ruhe, es war kaum zehn Uhr. In seinen ersten Schlummer mischten sich die schwachen, heiseren Klänge des ehrwürdigen Klaviers im Nebenzimmer. „O, du armer Chopin!" war sein letzter bewußter Gedanke. Noch einmal fuhr er aus dem Schlafe auf: der Deckel des Instrumentes ward sehr unsanft zugeschlagen. Ihm war's, als hörte er noch den halblauten, schmerzlichen Ruf einer Stimme — ein Weilchen horchte er gespannt, aber der Ruf wiederholte sich nicht. Nach und nach überwältigte ihn die Müdigkeit von neuem, und nun blieb alles still bis zum Morgen.

2.

Diese lange, ewige Nacht in der Einsamkeit! — Frau Katharine hatte gar nicht daran gedacht, die Läden vor den beiden Fenstern zu schließen, Rouleaus gab es keine, und die Vorhänge waren weit zurückgesteckt und sehr hoch aufgegriffen. Wer verhüllte sich in dieser herrlichen Gegend unnütz die Aussicht ins Freie? So konnte sie ungehindert in das gespenstische Nebelmeer hinausblicken, das die umflorte Mondscheibe nur schwach erhellte. Wie es wogte und wob, sich ballte und zerteilte in gewaltigem Kampfe! Wie dräuend streckte der mächtige Piz Lagrev — nahe zum Greifen schien er — seine starrenden Schroffen und Zinken aus dem weißlichen Dunste empor und ließ sie wieder darin versinken auf Augenblicke. Immer heller trat sein Gipfel mit dem viereckigen Gletscherfelde heraus; das machte der Schnee, der da droben heimlich niederfiel. Nun zogen bergende Wolken vor den Mond, der Wind hub wieder an zu seufzen und zu klagen, und drüben aus den schwarzen Felsspalten schrie ein nächtlicher Vogel unaufhörlich sein schauriges „Schu-hu-uh!" herüber. Kein anderer Ton ringsum in weiter Runde.

Ach ja, es war wohl die richtige Nacht dazu, um bange Herzen noch banger schlagen zu machen!

Katharinens Kugellampe brannte noch im Hintergrunde ihres Zimmers, als das ganze alte Haus schon seit Stunden in ungebrochenem Schlummer lag. Der matte Lampenschein vermochte jedoch nicht die dunklen Ecken und Nischen des großen Raumes zu erfüllen. Lange, schwarze Schatten streckten sich weit über den rotgrün geflammten Teppich hin, der den Schritt unhörbar machte. Der Ofen war seit Stunden erkaltet, davor stand der halbgeleerte Reisekoffer mit geöffnetem Deckel, und auf der verblaßten, seidengewirkten Überdecke des Bettes hatte sich die Einsame, die jetzt trostlos weinend in der Fensternische stand und hinausblickte, lange Zeit hin und her geworfen, ohne die ersehnte Ruhe zu finden. Denn sie war matt zum Umsinken, und ihre thränennassen Wangen brannten vor innerer Glut.

Nichts, gar nichts ersann sie, um den nagenden Schmerz in ihrer Seele zu lindern. Der Schlummer flüchtete weiter und weiter hinweg von ihr; wollte sie die ermüdeten Augen schließen, so zog eine unsichtbare

Gewalt ihr die schweren Lider von neuem empor, und das finstere Landschaftsbild da draußen prägte sich ihrem Inneren mit zwingender Macht ein. Der Uhuschrei, der sich in gemessenen Pausen wiederholte, sträubte ihr förmlich das Haar vor Furcht, der Piz Lagrev rückte anscheinend immer näher auf das Dorf und das alte Haus und sie selber zu, gerade als wollte er alles unter seiner Felswucht verschütten und begraben.

Sie hatte es vorhin mit dem Klavierspiel versucht, aber es zerfleischte ihr Herz wie eine Geierkralle! Die schwachen, verschleierten Töne klangen Sterbeseufzern gleich.

Ob Lesen ihr nicht ein wenig Vergessen brachte? Aber was lesen? Bücher besaß sie hier keine außer ihrem Schweizer Bädeker und ein paar Novellen: Eisenbahnlektüre, leichte Ware, deren keckgeschürzte Konflikte und flache Lösungen sie in ihrer verzweifelten Stimmung anekelten. Sie mochte die buntbroschierten Bändchen mit ihren vielverheißenden Titelblättern gar nicht ansehen, geschweige denn zu Ende bringen.

Nicht einmal eines von Kettys Bildern hatte sie in ihrem jähzornigen Entschlusse mitgenommen! Es war ihr, als könnte sie sich der lieben frischen Züge ihres Kindes kaum mehr erinnern, so abgespannt fühlte sie ihre Nerven. Eine heiße Sehnsucht übermannte sie. „Ketty! — o, Ketty!" flüsterte sie schluchzend ins Leere hinaus, des Kindes Namen und zugleich die kosende Abkürzung ihres eigenen. Wie deutlich hörte sie ihn jetzt den Gatten nach ihr durchs Haus rufen: er legte die Betonung je nach der Stimmung bald auf die erste, bald auf die letzte Silbe. Schon ehe sie ihm ins Gesicht blickte, pflegte sie immer genau zu wissen, was ihr von ihm bevorstand, Liebes oder Tadelndes.

Sie preßte ihr Gesicht gegen das Fenster, und ihre Thränen rannen als glühende Tropfen an den Scheiben hin. Mein Gott! Hatte es denn so weit mit ihnen kommen müssen, daß sie sich trennten — vielleicht um sich nie wieder miteinander zu verbinden in der alten Liebe?

„Sage mir doch einmal klar und logisch deine Gründe, Ketty!" Wieder war's Viktors Stimme, die zu ihr sprach, und aus der Dunkelheit draußen schaute sein Gesicht zu ihr herein; sie sah die hohe, weite Stirn, die Nase mit den beweglichen Flügeln, den freundlichen Mund, den der schöne dunkle Vollbart halb versteckte, und über allem die scharfblickenden großgeöffneten Augen mit den Heiterkeitsfältchen im Winkel. Wie oft hatte man sie um ihren stattlichen, energischen Gatten beneidet, und von diesem Gatten war sie gegangen um eines Gewittersturmes willen, anstatt sich unter Dach und Fach, an das zürnende und doch liebende Herz zu flüchten und geduldig zu schweigen und zu harren, bis das Wetter vorübergebraust wäre.

„Hätte es denn vorüberbrausen können, ohne einzuschlagen und zu zünden?" Sie hielt mit Weinen inne, stemmte beide Hände auf den Fenstersims und starrte geradeaus auf die schroffe Felswand des Piz Lagrev. Ihre Stirn runzelte sich, und sie schob die Unterlippe vor. „Nein!" sagte sie mit kurzer und harter Betonung, aber ihre Lippen bebten schon wieder, als sie das eine Wort kaum ausgesprochen hatte.

Wo lag der Anfang dieser ehelichen Mißverständnisse? Katharine mußte ihr übermachtes Hirn abmühen, um sich selbst das Anklagematerial gegen ihren Mann geordnet und folgerichtig vorzulegen. Natürlich — sie trug kein Lot der zentnerschweren Schuld, sie war die Märtyrerin ihres unverdient herben Geschickes! Konnte Viktor sie für ihre Erziehung, ihre angeborenen Neigungen und Abneigungen verantwortlich machen? War's ihr so schwer zu verdenken, daß sie, jung, lebhaft und verwöhnt, mehr Vergnügen am Umgange mit den liebenswürdigen Kavalieren von den Leibhusaren fand, als an der Gesellschaft der juristischen Kollegen ihres Gatten, lauter kluge Ehrenmänner, die nach dem Abendbrote ihre Prozesse weiterführten und Viktor beim Glase Bier rieten, er solle seine Frau Gemahlin vor dem Herrn Rittmeister von so und so und dem Herrn Leutnant so und so hübsch in acht nehmen, denn Frau Ketty habe ein äußerst argloses und lebhaftes Gemüt!

Sie hatte es sehr deutlich im Nebenzimmer gehört, sie war noch nicht zu Bett gewesen, wie diese zechenden Ehemänner und ironischen Junggesellen zu glauben schienen! Und Viktor? Jeden einzelnen hätte er, ihrer ungestümen Meinung nach, vor die Pistole fordern müssen dafür, daß sie die unberufenen Warner machten, wo nicht der geringste Grund zur Warnung vorlag! Aber statt dessen hatte sie Viktors Stimme ganz im

gewohnten gemütlichen Tone vernommen: „Nun, mein Bester, unsere Soldaten sind keine Menschenfresser, und meine Frau werd' ich schon selbst in acht zu nehmen wissen. Verschonen Sie mich nur um Himmels willen mit Stadtklatsch!" Dann eine Pause und dann wieder Viktors Stimme: „Wollen Sie noch ein Glas? Hell oder dunkel? Gemischt? Auch gut, wenn ich das Gebräu nur nicht trinken soll!" Dann wurde der letzte Schwurgerichtsfall mit frischen Kräften wieder weiter verhandelt, und Viktor sprach so eifrig, als sei ihm der Angriff auf die Ehre seiner Frau kaum einmal durch die oberste Haut gedrungen. Katharine hatte gezittert und gebebt vor Empörung!

Eine Stunde später im Schlafzimmer war es zwischen den beiden zu der bösen, heftigen Szene gekommen, die aus einem Nichts zur glückzerstörenden Lawine anwuchs. Die Lawine kam ins Rollen und rollte unaufhaltsam der Tiefe zu. Jeder Tag brachte neue und unlösbarere Mißverständnisse. Mit ausgebreiteten Armen warf sich der Gatte dem Ungetüm entgegen; denn er liebte sein Weib und sein häusliches Glück, aber die Gattin konnte es nicht lassen, mit dem Fuße an die Lawine zu stoßen und mit bitteren Worten an das Ehrgefühl ihres Mannes, bis der jammervolle Tag kam, an dem der Haß mit seinen Giftkörnern die todeswunde Liebe ganz betäubte und des Hauses letzten Frieden von dannen trieb. Sie sargten die scheintote Liebe ein und riefen den entflohenen Frieden nicht zurück, sie erstickten das wärmende Herdfeuer und gaben ihren Glücksgarten den Disteln und Dornen preis. Ach, wer vermag klar zu sagen, wie solch ein Bruch zwischen zwei Herzen eigentlich zu stande kommt?

Sie fühlte sich als die Schuldige und nannte sich die Unschuldige, und so war sie von ihm gegangen. Er hielt sie nicht zurück und bot ihr keine Hand zum Lebewohl, und sein gütiges Gesicht hatte sie mit einer fremden und stolzen Kälte angeblickt. Nun waren sie getrennt, und in Danzig erzählte man sich wahrscheinlich das gewöhnliche Märchen von „zarter Konstitution" und „einem Winter im Süden."

Würde „die Welt" an das Märchen glauben? Unwillkürlich blickte Katharine an ihrer schönen, vollen Frauengestalt hinunter und versteckte dann ihr Gesicht mit festgeschlossenen Augen in beide Hände. O, die Bilder, die sich trotzdem Einlaß in ihre Seele erzwangen! Mochte die Welt das Märchen glauben oder nicht, das war ihr gleichgültig, aber — Viktors Abschied und Kettys versteinertes, liebes Gesichtchen: „Wann kommst du wieder zu uns, einzige Mama?"

„Nie! nie!" Sie riß die Hände von den Augen, schüttelte sich vor Frost und hielt den Atem an, das heftige Klopfen ihres Herzens behorchend.

„Ja, es ist besser so," sprachen ihre Gedanken, „er fühlt es jetzt auch, daß wir einander verkannt haben, daß unsere Ehe ein Irrtum gewesen ist, vielleicht von Anfang an —" Nur das Kind! Seine sonnigen Züge redeten doch so deutlich von der innigen Liebe zweier Herzen, die Leben und Gestalt angenommen hatte! — „Ach, es war Lüge — alles ist Lüge in dieser Welt!"

„Wirklich?"

Wer fragte dieses „Wirklich?" in ihre ziellos umherschweifenden Phantasieen hinein? Das plötzliche Rot angstvoller Erregung überflog ihr blasses, trotziges Gesicht. Sie wollte nicht mehr daran denken und grübeln! Jetzt war ein festes Ziel erreicht, und ihre Mittel? Die würden auf lange hinaus genügen hier in der Einöde.

Hatte sie etwa nichts in die Ehe mitgebracht? Sie suchte ihre Brieftasche aus dem Kommodenschubfache hervor und legte die Banknoten nebeneinander auf den Tisch. Zweitausend Mark, ungefähr die Hälfte der Jahreszinsen ihres Vermögens, die Summe, die als Nadelgeld jährlich für sie vereinbart worden war; Viktor liebte es, sie gut gekleidet zu sehen. Niemanden hatte sie beraubt, als sie sich vor der Abreise den Betrag von der Bank holen ließ, und hier in Sils-Baselgia, bei fünf Frank täglicher Pension und der gänzlichen Abwesenheit aller Toilettenansprüche, mußte sie ein volles Jahr und länger von ihrem Gelde leben können. Ein volles Jahr — dreihundertfünfundsechzig Tage und Nächte wie diejenigen seit ihrer Abfahrt von daheim! Sie schob das Geld und die Brieftasche zurück und warf sich von neuem aufs Bett, um ihr Weinen zu ersticken: „Mein Leben ist verpfuscht und mein Herz ganz verbittert!" schluchzte sie. „Aber jetzt feige umkehren, die weiche Seite zeigen — abbitten, den gerechten Stolz demütigen und dann wieder andere Mißverständnisse erdulden

und ausgleichen sollen — eine Kette ohne Ende! — Unmöglich! Es kann doch nie wieder werden, wie es war — ich habe mir meine Freiheit selbst zurückgenommen, und ich will sie behalten und ertragen, komme, was da wolle! Knechten lass' ich mich nicht!"

Ihre Thränen versiegten, und ganz unvermittelt schlich eine lähmende Müdigkeit ihr über Glieder und Gedanken. Kaum vermochte sie's noch, dem hausfräulichen Ordnungstriebe folgend, ihr Geld nachzuzählen und zu verschließen, die Überdecke des Bettes, glatt gefaltet, beiseite zu legen und sich zu entkleiden. Ja, fast hätte sie vergessen die Lampe zu löschen. Wenige Minuten später lag sie fest schlafend in den Kissen. Nur die regellosen, seufzenden Atemzüge und die Unruhe der heißen Hände verrieten, wie schwer und traumbeängstigt ihr Schlummer war.

3.

Der folgende Morgen brach kalt und unfreundlich herein. Alle Berge waren fast bis zum Gürtel in düsteres, blauschwarzes Gewölk gehüllt, alle Fahrgeleise auf den Landstraßen mit jungfräulichem Schnee gesprenkelt, jedes Pfützchen und das sumpfige Ende des Silser Sees von zerbrechlicher Eiskruste überzogen.

Es war ein Sonntag, und diesmal mußte der Frühgottesdienst in der kleinen uralten Baselgier Kirche gehalten werden, die hart am Seerande steht, da, wo der junge Innfluß — das Volk heißt ihn hier den „Sela," als graugrüner Streifen aus trägem Gewässer zwischen Binsen und niederem Röhricht hervorsickert. Er läßt noch nichts ahnen von seiner stolzen, fortreißenden Kraft und von der Hast, mit der er bei Pontalt ins Unterengadin braust und sich seine Bahn durch die Berge bricht, bis fast zum Ende seines Laufes.

Die beiden Dörfer Sils-Maria und Baselgia wechselten mit der einsamen Kapelle zu Crasta auf der Höhe ab. Jedes der schlichten Gotteshäuser läutete alle drei Wochen einmal seine Sonntagsglocke und füllte sich meist bis auf den letzten Platz, denn im Lande der Lawinen und Bergstürze sind die Menschen fromm, wie sie's am unsicheren Strande des alles verschlingenden Meeres sind. Sie fühlen ihres Gottes mächtige Nähe und haben Tag für Tag Ursache, seine barmherzige Hilfe zu erbitten.

So kamen auch heute die Andächtigen von nah und fern, von Platta und Tremoggia und von Curtins, dem letzten Dorfe aus dem Fexthale, scharweise und paarweise.

Bürklin, seine Theetasse in den Händen, stand am Fenster und ergötzte sich an den einzelnen Gruppen. Allen voran der uralte Briefträger von Curtins, zusammengeschrumpft wie eine Mumie, die horngefaßte Rauchglasbrille vor den Augen, die, nach dem lebhaften Mienenspiele des Greisenantlitzes zu urteilen, noch wach und rege genug um sich her blicken mochten. Ursula, sein Enkelkind droben aus dem letzten Wirtshäuschen im Fexthale, ging zum Geleite neben ihm, die luftbraunen Hände sittsam über der kornblumenblauen Sonntagsschürze gefaltet. Nun die Tremoggier: die jungen Dirnen ernsthaft wie Nönnchen anzuschauen, die schlanken, helläugigen Burschen in den Schlapphüten, mit Gemsbart und Spielhahnfeder geschmückt, desto weltlicher, und zuletzt das Patriziat von Sils-Maria in städtischer Kleidung und der Behäbigkeit gediegenen Wohlstandes.

Ganz im Nachtrabe kam die rothaarige Barbetta Tosio daher gelaufen. Sie hatte den weiten Weg von Islas herauf nur wegen Per Vian gemacht, mit dem sie heute in der Kirche aufgeboten werden sollte. Werkeltags pflegte sie, falls das Gerede der Silser und Islaser bösen Zungen recht hatte, neben dem baumlangen Holzhauer im Walde zu faulenzen, bequem ins Moos gestreckt, die arbeitsscheuen Hände unter dem Krauskopfe verschränkt. Ohne Grund konnte doch keine Dorfdirne so weiße Hände und Arme besitzen!

Bürklin faltete die Stirn, als sie ihm ins Licht kam. Gerade wie sie heute früh aus den Federn gestiegen sein mochte, so lief sie jetzt zur Kirche, ohne Zucht und ohne Gesangbuch. „Schade um das junge, frische Geschöpf!" dachte er, „und ihre Mutter ist die gutherzigste Frau in Islas gewesen!" Ein hübsches Sprühteufelchen war die Barbetta, das mußte ihr der blasse Neid lassen! Aus den dicken Zöpfen hervor ringelte sich das Fuchshaar mähnengleich um ihr Gesicht mit den nußbraunen Augen, der geraden niederen Stirn und den üppigen Lippen unter dem feinen Näschen. Aber ihre unsauberen, weißen Strümpfe und ausgetretenen Schuhe zerstörten die Wirkung des knappen Mieders mit buntem Brusttuche und dottergelber Seidenschürze. Die fromme Frau Teresina

Rizzi, die droben in Platta das alte Salis-Soglio'sche Haus seit letztem Mai erst bewohnte, raffte ihr ehrbares schwarzes Witwenkleid eng um die Knie zusammen, als die wilde Islaser Hexe an ihr vorbeisprang.

„Ja, ja! Das wird nun meines Ghitelis Stiefmutter!" sagte sich Steffen Bürklin bedauernd. „Was soll das geben?" Richtig, da traf sie schon mit Per Vian unter dessen Hausthür zusammen, hob sich auf die Zehen, zupfte ihm den Hemdkragen glatt und litt es, daß er ihr auf offener Straße eine täppische Liebkosung dafür angedeihen ließ. Er blickte höchst verschlafen und thöricht drein. Gestern abend hatte er sich zu Maloja in Gesellschaft der italienischen Chausseearbeiter einen herzhaften Rausch getrunken, und Glockenton und Aufgebot waren sehr unsanfte Wecker und Gewissensmahner für ihn gewesen. Die tadelnden Blicke der Baselgier Mitbürger prallten heute wie immer an ihm ab. Er war es seit Jahren gewohnt, das schwarze Schaf zu heißen. Sein Liebchen hing ihm munter plaudernd am Arme, mit der freien Linken zerrte sie Ghita hinter sich drein, barfuß, ungewaschen und aus vollem Halse schreiend. Das arme Kind hatte seine Morgensuppe im Stiche lassen müssen, die der Faulpelz Per natürlich viel zu spät zusammengebraut hatte. Jetzt war höchste Eile zur Kirche vonnöten; wer aufgeboten werden sollte, mußte doch vor allen anderen Kirchgängern im Gotteshause erscheinen und auf dem Bänkchen gleich unter der Kanzel Platz suchen.

Entrüstete Gesichter wendeten sich nach dem unfrommen Kleeblatte um, und es war nur ein Glück, daß es dem Kinde gelang, sich loszureißen und in den liebvertrauten Hof des Jostihauses zu flüchten. Das elterliche Liebespaar mußte sich eilends weiter trollen, und Steffen Bürklin rief aus seinem geöffneten Fenster: „Ghita! Ghiteli! Komm herauf zu mir!"

Das Kind, dem seine nackten Füße froren, mühte sich vergebens mit der schweren Hausthür ab, die der Wind ins Schloß geworfen hatte. Zu weinen und zu betteln wagte es nicht, die hochhängende Schelle vermochte seine kleine Hand nicht zu erreichen. So trippelte es einstweilen, um die kalten Steinstufen der Doppeltreppe weniger empfindlich zu verspüren, von einem Beinchen aufs andere, und stemmte den Körper mit aller Gewalt gegen das mitleidlose Holz. Die Thür schlug nach innen; urplötzlich öffnete sie sich rasch, und Ghiteli, aus dem Gleichgewichte gebracht, stolperte heftig in den Hausflur, gerade gegen Frau Katharine. Die aber trat mit ihrem festen Absatzschuh unversehens hart auf den bloßen, kleinen Fuß, der sich ihr zur Unzeit in den Weg schob. Ghiteli klammerte sich, vor Schmerz laut aufgellend, in die Kleiderfalten der fremden Dame, und Steffen Bürklin, jetzt zur Kirchzeit der einzige im Hause, kam flugs treppab geeilt, seinem Lieblinge zu Hilfe.

Jedoch, als er den Flur erreichte, hatte sich das Kind schon wieder beruhigt. Es saß auf Katharinens Arm, ließ sich mit ihrem weichen Schnupftuche Thränen und Schmutz zugleich aus dem Gesichtchen tupfen und drückte den kalten, wehen Fuß gegen die warme, mütterliche Brust der großen Dame aus der „carozza," die so liebreich zu trösten wußte.

„Was ist mit ihr geschehen? Ich bitte — verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte der Kommende und nahm des Kindes Händchen in seine Hand. „Diese arme Kleine wird überall vom Unstern verfolgt!" Und er wiederholte dem Kinde seine Frage nach dem neuesten Leide auf Italienisch. Ghiteli sprudelte die ganze Geschichte ihrer Kümmernisse hervor, von der Morgensuppe an bis zum schlimmen Fuß, aber sie umklammerte dabei Frau Katharinens haltenden Arm, schmiegte sich eng an ihre Schulter, das Füßchen sacht gegen das dunkelblaue Sergekleid reibend, und lachte schon wieder mit den sonnigen Augen: „È bene, Signor, fa caldo!"

„Ich bitte, nun bemühen Sie sich nicht länger," warf Bürklin ein und bemächtigte sich des Kindes. „Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich das Recht des Hausgenossen in Anspruch nehme und mich Ihnen vorstelle: Doktor Bürklin. Komm, Ghita, jetzt darfst du mit dem Dottore hinauf in seine feine Stube gehen — du weißt doch? und da hab' ich etwas für dich zu schnabulieren. Hernach sitzest du still bei mir am Ofen und schreibst ein bißchen, eh piccola? und morgen gibt's ein Paar neue Schuhchen für dich."

„Aber nein doch! Die Schuhchen müssen Sie mir überlassen, darum bitte ich sehr," entgegnete Katharine, und ihre Hand glitt über den schwarzen Lockenkopf der hübschen

Kleinen. „Sie nannten sie Piccola, Herr Doktor, und es ist wahr, genau wie Gustav Richters ‚Piccola‘ sieht sie aus. Du armes Kleines, du! Fühlen Sie nur die Füßchen. Wie darf man ein so zartes Kind barfuß übers Eis laufen lassen!“

„Ja — es hat keine Mutter und einen Vater, der sein Amt weder verdient noch versteht. Man thut eben, was man in seiner Junggesellendummheit thun kann, gnädige Frau,“ sagte Bürklin halb scherzend, halb wehmütig. Da er bemerkte, daß Katharine sich wieder zur Hausthür wandte, verbeugte er sich und ging treppauf, das Kind, das nur noch ein wenig hinkte, sorgsam an der Hand führend.

Droben im Zimmer erhielt es Bürklins zweites Frühstück, das Nonna schon vor ihrem Kirchgange auf dem bocksbeinigen Fenstertischchen bereit gestellt hatte. Nachdem es sich daran erlabt, kroch das Kind ganz dicht am heißen Ofen auf dem Bärenfell zusammen, zog die Füße unter sein dünnes Röckchen und bemalte einen halbbeschriebenen Papierbogen mit Kreuzen und Strichen, während Bürklin an seinem Feuilletonartikel: „Singen und Sagen im Ober-Engadin und Bergell“ weiter schrieb.

Ganz gegen seine Gewohnheit — er pflegte, wenn er arbeitete, stets mit Geist und Herz völlig bei der Sache zu sein — fand er diesmal die rechte Lust und Sammlung nicht.

Unaufhörlich drängte es ihn, sich den Kopf über Frau Katharine Eschrodt zu zerbrechen, er mochte es wollen oder nicht. Während der kurzen Minuten ihrer heutigen ersten Unterredung mit ihm hatte ihr Gesicht merkwürdig rasch den Ausdruck gewechselt, als habe es dem Beobachter damit einen ganzen Romanstoff geben wollen! Zuerst diese impulsive Innigkeit in der Beschäftigung mit dem fremden Kinde, dann die Gewandtheit der liebenswürdigen Weltdame im kurzen Gespräch über Richters Piccola und Ghitas neue Schuhchen, und zuletzt unvermittelt ein Abwenden in herber Kühle, als er, Bürklin, scherzweise seine Junggesellendummheit der mutterlosen Kleinen gegenüber erwähnte. — In sein Sinnen hinein fragte bald das Kinderstimmchen vom Ofen her sein helles: „S'gnor?“ und knüpfte irgend eine drollig-altkluge Bemerkung an die Frage, bald war's ihm, als ticke seit einer Stunde die Wanduhr einen ganz anderen Takt als sonst. Allgemach nickte das Kind am Ofen ein; das Gläschen Marsala und die Wärme des Zimmers thaten das ihrige dazu, und nun war es sehr still um den Schreibenden, der nach und nach seine alte Aufmerksamkeit zurückfand.

Jetzt belebte sich draußen der Bürgersteig wieder. Die Kirche war aus. Langsam und tief schlug die Glocke an, einmal, zweimal, dann eine Weile schneller und schneller, bis sie leise vertönte. Nun pilgerten alle die Gruppen der Kirchgänger abermals am Jostihause vorbei und abermals Per Vian und Barbetta Tosio im Nachtrabe. Die Dirne glättete sich mit beiden Handflächen ihr widerborstiges Haar und geberdete sich weit anständiger als zuvor. Der Herr Pfarrer mochte wohl die bösen Gewissen und lockeren Grundsätze vor dem Aufgebot derb geschüttelt und erschüttert haben. Am Jostihofe blieb Per stehen, während Barbetta nach ein paar Worten des Einverständnisses gemächlich weiter schlenderte; Per besann sich nämlich darauf, daß er Vaterpflichten hatte, und Nonna, die nach beendeter Andacht noch ein wenig unter der Hofthür stand und Umschau nach Wind und Wetter hielt, fuhr ihn an, wie sie es grundsätzlich immer that, wenn er sich vor ihr gestrenges Angesicht wagte:

„He! he! Per Vian! Du Trottel, du Nichtsthuer — was schafft mir die Ehre? Dafür, daß du Werkeltags drei Axthiebe in den Baum schlägst und dreihundert daneben fahren läßt — dafür, du trunkener Tagedieb, sollen ehrliche und ehrbare Leute dir dein Kind vom Halse halten? Während du die Frommen in der geweihten Gotteskirche mit dem Jslaser Rotkopf ärgerst, soll etwa mein Signor Dottore deine Kindsmagd sein, he, du Lump? Den Erdboden bist du nicht wert, darauf du trittst! Möge dir dein Branntweinglas in der Kehle zu Scherben zerbrechen!“

Per Vian hob, ob des furchtbaren Wortschwalls, beide Hände in die Höhe, als müsse er den Teufel bannen. Mit seiner schweren Zunge kam er niemals weit, und heute erst recht nicht. Ehe ihm Giuditta, der kleinen Ghita schöne, aufgeregte Mutter, davongelaufen war, hatte er's schon genugsam gelernt gehabt, daß Schweigen in solchen Fällen Gold ist. Deshalb ließ er Zia Nonnas Philippika gelassen über sich ergehen und fragte nur mit dumm-störrischer Miene:

„Wo steckt die Ghita? Heimkommen soll sie mit mir — und jetzt gleich, Zia Nonna."

„Heimkommen? Zu was? frag' ich! Zu ungekochten Erdbirnen und stinkend gewordenem Quellwasser aus dem Kruge? Bei der Mahlzeit, du Heide, lohnt sich dir's freilich nicht, unsern Herrn Jesum Christum zu Gaste zu bitten, das versteht sich! Daß du mir nicht treppauf polterst und meinen Signor störst in seiner guten Arbeit, davon er Tag und Nacht die Hände nicht läßt! Hier bleibst du stehen und gibst Geduld wegen des Ghiteli!"

Sie ging, eigens um Per recht scharf zu prüfen, langsam ins Haus und fand das Kind fest schlafend auf dem Bärenfelle vor Bürklins Ofen ausgestreckt. Bürklin legte zwar abwehrend und kopfschüttelnd den Finger auf die Lippen, allein Nonna hob das Kleine, das sich nicht einmal regte, sacht vom Boden auf, wickelte ihre Schürze um die nackten, warmen Füßchen und trug dann ihre leichte Last zu Per Vian in den Hof hinunter.

„Da sieh dies Engelchen, das Gott dir Unwürdigem in Gnaden gelassen hat, und du jagst des Satans roten Fuchsschwänzen bis Islas nach zum Dank!" sagte sie eindringlich, wenn auch gedämpften Tones, und wies mit ihrer freien Hand geradeaus, wo Barbetta Tosio im Schatten einer Mauer stand, auf Per wartend und ungeduldig winkend. „Was wird aus deiner Seele, wenn du dieses unschuldige Schäfchen hier auf meinem Arme versäumst, und es bleibt dir in den Dornbüschen hängen und verblutet? Was wird dann aus dir, Per Vian, der du nicht wert bist, ein Vater zu sein! Nun, entsage für heute und morgen dem Branntwein und sorge, daß du dem Ghiteli für die Winterszeit rechtliche Schuhe schaffst; denn sie regnen dir nicht vom Himmel, um dich in deinem Sündenleben zu bestärken. Und meinen Signor Dottore lass' ich von euch Gesindel nicht mehr anbetteln! — Fai ch'el ti discha! Thu was ich sage."

Sie legte ihm die Kleine in den Arm, gab ihm einen wohlgemeinten Rippenstoß mit auf den Weg und kehrte in ihre warme Küche zurück unter brummenden Selbstgesprächen, während Per Vian ihr hinter dem Rücken die Faust ballte. Darauf schulterte er das Kind, dessen Lockenkopf schwer gegen seine bärtige Wange sank, als sei es ein Hausierpacken, und schlurfte durch die stille Dorfgasse seiner Behausung zu.

Dort hatte Barbetta auf ihn gewartet, und er kam vom Regen gewissermaßen in die Traufe. Denn jetzt hatte sie ihr Wort darüber, daß er sein Kind daher schleppen möge wie der Esel den Mehlsack. Sie nahm ihm das schlafende Päckchen auch flugs ab, stieß mit dem Fuße gegen die kleine Hausthür, daß sie aufsprang, und ihr niedergetretener Schuh flog ihr voraus in den dumpfigen Wohnraum.

Vergebens hätte man hier die Engadiner Behäbigkeit gesucht. Per selbst war der erste Schandfleck des Dorfes, sein Heimwesen der zweite. Öde und unsauber alles, was man erblickte. Die Schießschartenfensterchen geborsten und von Spinneweben überzogen, die Tünche der Mauern fast unsichtbar geworden unter der Schmutzkruste, über dem steinernen Herde lagerte eine schwere Rauchschicht, und die Thür des Wohnstübchens, das — ein aufgetrepptes, vorspringendes Viereck — wie ein Vogelkäfig an die längste Wand geklebt war, hing nur noch schief in einer rostigen Angel. Drinnen keine Spur von Arbeit oder sonntäglicher Erholung. Auf dem Tische die Branntweinflasche mit dem klebrigen Glase daneben; die Holzaxt lag auf dem zerschlissenen Strohpolster der Ofenbank, halb verdeckt von einem Haufen Kartoffeln und einem altbackenen Laib Grobbrot. Das einzig Anziehende in diesem häßlichen Wirrsal war ein breiter, bunter Vorhang um den Ofen. Der stammte noch aus der schönen Giudittazeit von ihrer eigenen, kunstfertigen Nadel. Hätte der reinigende Besen aus seinen tiefroten Falten nur einmal den verjährten Staub gekehrt, so wäre die Seidenstickerei noch jedes Prunkzimmers würdig gewesen.

Per Vian schob all den Krimskrams von der Ofenbank, sodaß die Erdäpfel auf dem Fußboden umherkollerten, Barbetta legte das Kind zum Weiterschlafen behutsam nieder, das Gesichtchen gegen die Wand gekehrt, und sie deckte ihm noch ein altes Wolltuch über, das irgendwo im Winkel umher lag. Per setzte sich auf die freie Kante der Ofenbank, einen Ellbogen auf jedes Knie gestützt, müßig zuschauend, wie Barbetta sich daran machte, die Erdäpfel aufzusammeln und dann zum gemeinsamen Mittagsbrot in den verbeulten Eisentopf zu schälen. Nach dem heutigen Aufgebot in der Kirche betrachtete sie sich schon so halb und halb als Pers Frau und

nahm sich des verwahrlosten Haushaltes zum voraus an. Sie schälte die Kartoffeln sehr uneben, aber flink und ohne innezuhalten mit ihren spitzen Fingern, die kirschroten Lippen lachten und schwatzten ununterbrochen dazu, leichtfertiges Zeug und tolle Zukunftspläne, wie es dem krausen Kopfe gerade durch seine Gedanken lief. Nun die junge Dirne so dasaß, die brennenden Farben ihres Haares und ihrer schreiend gelben Schürze miteinander wetteifernd, die schweeweiße Kehle von der engen bunten Perlenkette umschlossen und sich schlank aus dem geblumten, bauschenden Brusttuche hervorhebend, war sie so sinnberückend und malerisch in ihrer unholden Umgebung anzuschauen, daß sie andere und bessere Männer als ihren Per hätte bethören können.

Was Wunder, daß Per schon vor der Hochzeit ganz und gar nach ihrer Pfeife tanzte! Heute hatte sie noch einen besonderen Zweck im Auge, und die umwölkte Stirn ihres Zukünftigen erschien ihr als das beste Hilfsmittel, um diesen Zweck zu erreichen.

„Wenn du dir einbildest, mio Per, daß ich in diesem Stalle für Hühner und Ferkel dein Weib sein mag, so irrst du dich!“ begann sie, gleich mit der Thür ins Haus fallend. „Soll ich hier sitzen, mich räuchern lassen wie Dörrfleisch und mich mit dem Staube an den Wänden vergnügen und dem lieben Zuckerpüppchen dort die Spinnen zum Spielwerke haschen, eh, caro sposo? Und du nimmst dir derweil in Islas die Zeppa Barblan oder des Giovanni Lader Älteste mit zum Holzschlage hinauf mir zum Tort —“

„Wenn ich dir nicht mehr ansteh', so sprichst du eben ‚nein‘, und ich bind' der Ghita den Bettelsack um und schlag' mich über die Grenze,“ fiel er ihr mürrisch in die Rede. „Was muß mir die Giuditta auch davonlaufen und sterben? Nun hab' ich das Kind von ihr, und es hängt mir wie ein Blei am Halse. Unter die Erde zieht mich's noch, und das ist die Wahrheit! Hier in dem verfluchten Baselg' hat der Zia Nonna ihr Fremder das ewige Gepredige gegen mich aufgebracht — jeder Vogel wetzt den Schnabel an mir — und ich sage dir's, Barbettina, verleidet ist mir das ganze Nest! Möchte doch nur der Dottore das Kind mitnehmen und mir einen Hunderter oder zwei dafür geben, einmal für allemal, daß man etwas Rechtschaffenes zwischen den Fingern spürt. Aber so — — hier einen Franken und da einen Rappen, Kleingeld und Kleingeld! Das geht durch die Gurgel wie ein Brosamen, und das verdammte Predigen hilft es noch flinker hinunterspülen. Satt hab' ich mein Leben — schon lang, sag' ich dir, und willst du mir's nicht munter machen — sondern mir nachspionieren wie die anderen im Orte — so trink' ich mich einfach zu Tode oder ich knüpfe mich auf, und du wirst Witwe, eh' du kopuliert bist!“

Sie hatte ihn ruhig reden lassen und keine der vielfachen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen benutzt, ihm zu unterbrechen. Seine jämmerliche Litanei rührte sie spottwenig. Sie biß ihre weißen Zähne auf das Messer, mit dem sie soeben die letzte Kartoffel geschält hatte, lachte über ihr ganzes apfelrundes Gesicht und schaute den weltschmerzlichen Per von unten herauf lustig an.

„Sieh doch einer den zio miserabile, wie er dasitzt!“ neckte sie. „Für Geld möchte man ihn zeigen! Das Dorf sollt' ich mir zusammenklingeln lassen und fünf Centesimi zum Eintritt fordern! Ei, in den See könntest du ja auch noch gehen und dir ein Steinchen an den Fuß binden, wenn du durchaus von hinnen willst! O, oimè! was thu' ich mit solch einem Manne, der gar keiner ist! — Nein, nein, wieder hergeben mag ich dich nicht,“ unterbrach sie sich selbst und klopfte ihn leicht auf die Achsel. „Es hängt mir nun einmal bei den Leuten die Wildheit an, und das sitzt an mir fest wie Klettenhaar, man kann's nimmer abstreifen. Kein anderer als du, mio Per, nähme mich zum rechtlichen Weibe, und — einer Versorgung nachlaufen — das könnte mir fehlen! Mir kommt's just zu paß, daß dir dein Leben hier in Baselg' so leid ist, wie mir meines drunten in Islas bei Zia Menika. Dem einen und dem anderen wollen wir beide den Rücken kehren und den bösen Zungen u n s e r e Zunge weisen. Ja, so macht man's und hat Frieden! Nun höre, Perrino! Du sollst diesen deinen verräucherten Schweinestall flugs verkaufen, und wir nehmen des Luigi Flisch' Häuschen in Silvaplana am See dafür an. Das ist zu haben, weil Luigi Flisch weiter nach Campfer zu für die Fremden gebaut hat und mit Kind und Kegel dorthin zieht. Klein ist das Wesen, aber klein hält warm und destoweniger ist drin zu räumen. Es ist ein Bleichplan am See dabei, damit verdien' ich sommers ein wackres Stück Geld bei den Fremden. Schlag ein

und geh noch heute zwei Thüren weiter zum jungen Badrutt, der hat seiner neuen Scheune wegen ein Auge auf deine Wohnstelle hier. Er hat mir's selbst verraten und zahlt dir gern bar in die Hand, was wir für den Luigi Flisch gebrauchen!"

„Was hast du mit dem jungen Badrutt zu schaffen?" fuhr Per ihr eifersüchtig in die Rede.

Sie lachte hellauf und nahm das Messer wieder zwischen die Zähne. „Je nun — dasselbe, was du gestern abend mit deinen Welschen in Maloja geschafft hast," erwiderte sie schelmisch, spielte mit dem Messer und schlug die Füße übereinander. „Er hat mir von seinem heurigen Iva zu kosten gegeben und mich gefragt, ob es mir wirklich ernst um dich sei, und als ich ‚ja' dazu sagte, hat er auf dein Wohl mit mir getrunken und mir's dann wegen deines Hauses hier vorgestellt."

Per Vian schob die Stirn in lauter kleine Falten und rieb nachdenklich und langsam seine Handflächen gegeneinander. Der Engadiner haftet sehr zähe am angestammten Heim seiner Väter und veräußert es in der Regel selbst dann nicht, wenn ihm die bittere Not auf den Fersen sitzt. Lieber verläßt er es für eine Weile, wandert aus, arbeitet in der Fremde, wo ihn niemand kennt, sauer um sein Brot und kehrt erst zurück, um die teure alte Stätte mit dem Neuerworbenen sich und seinen Kindern wieder wohnlich zu machen. Allein Per Vians Energie, sein klarer Sinn und sein edleres Gefühl drohten schon seit langem ganz und gar in der unseligen Flasche zu versinken, und sein Gesicht, einst lebhaft und männlich, schaute schlaff und meinungslos drein, wie sein Charakter mit der Zeit geworden war.

Deshalb sagte er nur: „Ei ja — ei ja! Recht hast du wohl, Barbetta mit dem, was du vorbringst, aber — wenn nur das Kind nicht wäre!"

„O, o! Du Muster von einem Vater!" höhnte sie, und ihre nußbraunen, langbewimperten Augen blitzten ihn an. „Zum Spatz auf der Gasse sollte man dich in die Lehre thun! Magst du denken wie dir's gefällt, mögen die bösen Mäuler über mich reden was sie wollen — die Ghita ist nun gerade mein Spaß, und, daß du's nur weißt, dich hätt' ich gar nicht genommen ohne dein Kind! Das will ich gut halten und ihm hübsch die Zeit vertreiben, damit es zum Sommer, wenn die Sankt Moritzer und Silser Gäste zu uns auf die Krestalta und hinüber nach Surlej gehen, flink auf den Füßen ist mit Alpenrosen und Genzian zum Verkauf. Schlag ein, Perrino mio, und dann troll dich vom Ofen fort, ich muß das Essen richten."

Er schlug ein, stand auf und reckte mit breitem Schmunzeln seine Glieder. Solch eine Frau, die seinem verblödeten Hirne das Denken abnahm, die war wie gefunden für ihn! Ghita lag auf seinem Schlapphute; er weckte sie und stellte sie ohne weitere Umstände auf die Füßchen; schlaftrunken begann sie zu weinen und weinte sich in stürmischen Kinderzorn hinein.

Barbetta sprang flugs zu Hilfe, und bei dieser kritischen Wendung begab sich Vater Vian auf verschärfte Mahnung hin zum Nachbar Badrutt, um den Kaufvertrag womöglich fix und fertig zu machen, ehe ihm der rasche Entschluß dazu wieder leid wurde.

„Du bist ein zäher Brei, Per Vian, dich muß man mit dem scharfen Löffel rühren, solange du warm bist!" sagte Barbetta Tosio hinter ihm drein und stocherte in Ermangelung eines Schüreisens mit Pers Holzaxt das schwellende Reisig unter ihrem Kochtopfe, bis die Flamme hoch emporschlug.

Ghiteli durfte sich unterdessen damit vergnügen, die Kartoffeln zu waschen, und spritzte sich pudelnaß dabei. Barbetta saß neben dem Kinde, schnitt Brot für die Suppe und plauderte in ihrer lustigen Weise mit dem schwarzlockigen Nixchen am Zuber. Das hatte sein Ungemach von heute früh längst verschlafen und vergessen, und wer die beiden jetzt beobachtet hätte in ihrer Gemeinsamkeit, dem wäre dies Bildchen von „Mutter und Kind" in der verräucherten Küche sicher sehr lieblich und friedlich erschienen.

4.

Der Tag verging Steffen Bürklin einsam und arbeitsam wie gewöhnlich, aber die Träumerstimmung, die er sich durchaus nicht zu erklären vermochte, wollte nicht von ihm weichen. Seine neue Hausgenossin gab ihm übrigens keinen Anlaß dazu, diese Stimmung ferner in sich zu nähren. Nichts sah und hörte er von ihr, nicht einmal das mittägliche Tellergeklapper vernahm sein Ohr; denn während sie oben in ihrem eigenen Zimmer speiste, von Nonna bedient, tafelte er mutter=

seelenallein unten im Eßzimmer. Lorenz, der Knecht, setzte ihm seine Schüsselchen auf den Tisch — unverfälschte Engadiner Speisen, denn der Doktor verschmähte die „Herrenkost“ — und unterhielt den Essenden mit einer grausigen Bergtourgeschichte, deren Schauplatz die Bovalhütte auf dem Morteratschgletscher gewesen war. Nach Tisch unternahm Bürklin einen beschaulichen Spaziergang; denn vom Nachmittagsschlummer war er kein Verehrer.

Die Tage waren schon kurz, und es begann stark zu dämmern, als er, von Muott'ota kommend, in die Schlucht Drög einbog, um über Sils-Maria nach Baselgia heimzukehren und es dann wieder frisch mit der Arbeit zu versuchen.

Der schmale Fußpfad, hart am Abgrunde hin, war glatt vom Frost, und dort unten in der Tiefe toste der wilde, hochgeschwollene Fexbach durch sein zerwühltes steiniges Bett. Braun und schlaff und sterbend hingen die Farnwedel ins Wasser, und das Moos trug seine fahlrötlichen Herbstkäppchen. Von den wenigen Laubbüschen, die sich unter Tännicht zusammenduckten, fiel Blatt um Blatt zur Erde, nur das ewig treue Grün der Tannen und Arven war geblieben. Von den Hochgebirgen sah man nichts als da und dort ein mattweißliches Geflimmer zwischen geballten Wolken durch; in ferner Höhe pfiffen die unsichtbaren Murmeltiere ihren schrillen Ruf, ein Schwarm großer Zugvögel strich hart unter dem schneeschweren Gewölke hin, und drunten im Dorfe läutete es abermals feierlich zum Schlusse des Sonntages.

Bürklin wanderte langsamer als sonst; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, streckte unbewußt die Hand aus, als müsse er in der Luft etwas ergreifen, und stieß die Stahlzwinge seines Stockes vor sich in den frostigen, steinigen Boden. Er konnte und konnte es noch immer nicht herausklügeln, was ihn denn eigentlich an der fremden, westpreußischen Frau gefesselt und bewegt hatte, ihn, der in gar keinem Zusammenhange mit ihr stand, und der längst über die Jahre jugendlicher Aufwallungen hinweg war.

Da zuckte es ihm wieder durchs Herz! Nun hatte er's gefunden! Die Stimme war's, die liebe, tiefe Stimme! So hatte ja seine Mutter einst gesprochen!

Dicht unter ihm saß Katharine Eschrodt am steilen Ufer des Fexbaches, im Moose, ganz in sich zusammengeschmiegt, und fragte einen Silser Buben, der dem Sonntage zum Trotze einen Armvoll Raffholz schleppte, nach dem nächsten Pfade dort hinauf — sie deutete hinüber zur Larethöhe — und wohin es dann weitergehe, wenn man einmal oben sei?

Der Bube hielt die Dame, die beim kühlen Nachtfall hier ganz gottverlassen über dem langweiligen Wasser hocken mochte und rotgeweinte Augen hatte, entschieden für unrichtig im Kopfe. Außerdem sprach und verstand er keine Silbe deutsch und ebensowenig französisch, mit dem die Dame ihr Heil versuchte, als sie sah, daß sie mit ihrer Muttersprache nicht zum Ziele gelangte. Deshalb begnügte der Schlingel sich damit, ihr einen derbkomischen, romanischen Spielreim herzuleiern und dann in kecken Sätzen wie ein Ziegenbock bergab zu springen, am Wasser hin seinem Dorfe zu.

Die kleine Szene hatte etwas sehr Drolliges für ihren Beobachter. Herzlich lachend trat Bürklin an Frau Katharinens Seite, aber er ward sofort ernst, als er, ihr guten Abend bietend, in das verweinte Gesicht blickte.

„Sie sitzen hier ganz allein und haben Heimweh, nicht wahr, gnädige Frau?“ fragte er mit unbefangener Freundlichkeit. „Und nun noch der ungezogene kleine Bursch' dort; ich kenne den Thunichtgut! Dies Engadiner Völkchen ist keins, unter dem sich's bequem lebt, wenn man nicht, wie ich, heimisch im Lande geworden ist. Jetzt lassen Sie mich Ihnen zu Diensten sein, bitte. Ich kenne hier Weg und Steg wie ein Silser.“

„Ach, Herr Doktor,“ entgegnete sie und richtete sich aus ihrer halb liegenden Stellung am Boden ein wenig auf — „ach, Herr Doktor — ich habe mir die Einsamkeit ja längst, längst nicht so schlimm vorgestellt, eh' ich wußte, was sie ist! Dieser ewige Sonntag ist mir hingeschlichen — jede Stunde wie ein Jahr — und ich bin unselbständig — alle Frauen sind das wohl! Ich verstehe die Leute auch nicht und weiß nirgends aus noch ein —“

Ihre Stimme zitterte, als sie sprach, und ihre Mundwinkel zogen sich wie zu erneutem Weinen abwärts. Kein Wunder! Sie war heute in die Gewohnheit hineingekommen. Mit den zahllosen Thränen, die sie seit gestern abend vergossen, hätte sie einen

Rosenstrauch tränken können, gleich der verwunschenen Prinzessin im Kindermärchen!

„Vor allen Dingen, gnädige Frau, dürfen Sie keinen Augenblick länger am Wasser sitzen,“ mahnte Steffen Bürklin und bot ihr seine Hand zum besseren Aufstehen. „Sehen Sie! da haben wir's schon! Ihre Glieder wollen den Dienst nicht thun, und Sie haben ein ganz blasses Gesicht und eiskalte Hände. Diese Abendnebel sind gar zu tückisch, und man hat sie zu jeder Jahreszeit hier oben im Engadin. Vom Stillsitzen zu Hause mit einer beginnenden Erkältung halte ich auch nicht viel, besser, Sie machen sich sofort noch tüchtig Bewegung. Was meinen Sie, wenn ich Ihnen, trotz der späten Stunde, den Weg dort hinauf zur Larethöhe zeigte, nach der Sie eben den Jon Chiamut fragten? Hoffentlich wird sich doch der Mond durcharbeiten, und im übrigen ist die Straße völlig gefahrlos. Nichts als glatter Weg zwischen schönen Bäumen. Verfügen Sie also über mich.“

Ihr kam des höflichen Landsmannes Vorschlag wie eine Erleichterung und Erlösung von langem Alpdruck. Jede freundliche Hand, die sich ihr hingestreckt, hätte sie in ihrer Verlassenheit ergriffen und festgehalten ohne Wahl, deshalb knüpfte sie auch jetzt den kleinen Halbschleier fester um ihr Gesicht, zog den einen der wildledernen Stulphandschuhe wieder an, die neben ihr im Moose gelegen hatten, und war bereit zum Wandern.

So machten sie sich einträchtig miteinander auf den Weg. Ihm war's ein Stück wehmütiger Romantik, die geliebte, lange gestorbene Stimme wie die Stimme einer Auferstandenen an seiner Seite wieder zu vernehmen und sich dabei die fremden, störenden Züge vom wachsenden Abenddämmern verschleiern zu lassen. Ja, so sehr umspann ihn der Erinnerungszauber, daß er alles Ernstes wünschte, der Mond möchte sich nicht durch die Wolken kämpfen, um die Bilder seiner rückwärts schauenden Seele zu vernichten.

Vorläufig schien alle Aussicht zur Erfüllung dieses seines Wunsches vorhanden. Immer düsterer und gespenstischer türmte sich das Gewölk, wälzte sich gegeneinander hin, drückte tiefer und tiefer auf die Berghänge und zog in langen Schleiern durch die regungslosen Arvenkronen. Denn der nimmermüde Wind holte gerade einmal Atem, ehe er sich von neuem auf den Flug machte. Bald aber begann er sein Hin und Her wieder, der rauhe Nordwest zerriß auf Momente die Wolkenmassen, und ein Landschaftsbild von überwältigender Majestät und herzbeklemmender Melancholie zeigte sich den beiden, die wie alte Bekannte nebeneinander bergan schritten.

Die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Es war, als lege sich die schroffe Großartigkeit dieser Gebirgseinöde erdrückend auf die Brust der verirrten Frau, die hier im selbstgeschaffenen Labyrinthe ihrer Thorheit wandelte, und Steffen Bürklin verstummte, weil er vor einem menschlichen Rätsel stand, dessen Lösung seine Weisheit noch nicht zu finden vermochte.

Endlich langten sie, nach mancherlei unfreiwilligen Kreuz- und Querzügen, droben auf Laret an, da, wo es bella vista heißt, und lehnten sich ausruhend im Dunkel über die Steinbrüstung des Aussichtspunktes. Siehe da, wie hatte sich die trübe Welt verwandelt, welch' wundervoller Niederblick in die Tiefe, von Felsen und Hochgebirg und ragenden Edelföhren eingerahmt! Das dräuende Gewölk verflog in unermeßlicher Höhe, fern, über dem silbernen Fornogletscher stieg der blutrote, herbstliche Vollmond empor, sein Licht streifte die Wiesen und Wälder, die den Silser See im Kranze umschließen. Unbewegt und schwarz lag das weite Gewässer; an seinem Südende spiegelte es das blendende elektrische Licht wieder, welches das Kurhaus Maloja in eine wahre Strahlenglorie hüllte.

Dies elektrische Licht war es, das den heimatlichen Bahnhof, des Gatten kalten Abschied und des Kindes Gesicht urplötzlich mit unheimlicher Klarheit und siegreicher Gewalt vor Katharinens geistiges Auge zurückbrachte. Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Herzen, und griff dann rasch atmend nach Steffen Bürklins Hand, die ruhig auf der Brüstung lag, und starrte ihm mit angsterfüllten Augen ins Gesicht.

„Herr Doktor — verlassen Sie mich nicht! Nicht wahr, Sie bleiben noch lange, bis in den Winter hinein in Baselgia? Die Wirtin sagte mir das. O, gehen Sie nicht fort! Ich ertrage die Einsamkeit hier oben so schwer; es war ein großer Irrtum von mir — ich hätte wohl besser gethan in den Süden zu gehen, nach Italien —“

Er schüttelte die hilfesuchende Hand nicht ab, sondern umschloß sie beschwichtigend mit seiner freien Rechten. „Nein, gnädige Frau, bis in den Winter hinein kann ich nicht bleiben,“ antwortete er, „aber doch wenigstens bis Anfang November: fünf oder sechs Wochen. Und das ist schon eine hübsche Zeit.“

Die rechten Worte versagten ihm, er hätte so gern getröstet, aber er fühlte sich scheu, diesem unbekannten Leide gegenüber, deshalb fragte er nur:

„Sagen Sie mir, falls es nicht unbescheiden ist, darnach zu forschen — was zwingt Sie überhaupt, in dieser Einsamkeit zu leben, jung und frisch und gewiß nicht anspruchslos gewöhnt? Ich schließe das aus Ihrer äußeren Erscheinung,“ fügte er halb entschuldigend hinzu. „Sie sind doch verheiratet?“ Er richtete seinen Blick zweifelnd auf ihre Hand, die ohne Handschuh und ringlos in der seinigen ruhte, und Frau Katharine hätte sie ihm gern entrissen, während sie ihr „Ja“ auf seine Frage antwortete.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen unzart oder gar indiskret erscheinen sollte,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Es ist ein sehr natürliches Mitgefühl in mir, das mich fragen läßt. Wir beide sind hier auf einander angewiesen, beinahe wie Robinson Crusoe und Freitag auf ihrer wüsten Insel. Ich möchte von Herzen gern versuchen, Ihnen einen annehmbaren Rat zu geben, wenn ich nur die leiseste Ahnung von Ihren Verhältnissen hätte. Sind Sie Ihrer Gesundheit wegen hierher gekommen? — oder verwitwet? Sie hofften vielleicht irgend einen Trost für sich von der Einsamkeit und finden keinen? Ist es so? Haben Sie noch ein wenig Geduld, Sie sind kaum erst vierundzwanzig Stunden hier. Man muß nicht so rasch verzagen, gnädige Frau, das weiß ich aus Erfahrung.“

Sie wendete ihr Gesicht von ihm ab, schlug die Augen zu Boden, und bei jeder seiner Fragen fühlte er das Zusammenzucken ihrer kalten Hand in seiner warmen.

„Es ist alles anders, ganz anders, als Sie sich's denken; dringen Sie nicht weiter in mich, keinem darf ich sagen, was mich quält!“ erwiderte sie mit bebender, halberstickter Stimme, indem sie ihre Hand aus der seinigen losrang. Er ließ sie ohne Widerstand gewähren; aber als er ihr in das blasse, mondbeschienene Gesicht schaute, glitt plötzlich ein Ausdruck leidenschaftlicher Trauer über seine Züge.

„Keinem darf ich sagen, was mich quält!“ wiederholte er mit gedämpfter Stimme — „ach, die Toten stehen manchmal auf und machen die Ungläubigen gläubig. Dieselben Worte, die Sie eben aussprachen, sagte mir einst meine teure Mutter, als der Arzt ihr hinter meinem Rücken mitgeteilt hatte, daß es unabweisbar zu Ende gehe mit ihrem Leben. Eine Stunde später gestand sie mir doch freiwillig alles und alles, was sie quälte — ich war ihr einziger Sohn! Sie haben genau die gleiche Stimme wie meine Mutter, die ich heute noch ebenso tief betrauere, wie an dem Tage, der sie von mir nahm! Können Sie nicht Vertrauen zu mir fassen, liebe gnädige Frau? Vielleicht sind Sie auch eine Mutter, vielleicht haben Sie daheim ein liebes Kind zurückgelassen, nach dem Sie sich sehnen —“

Sie preßte beide Hände gegen ihre Schläfe und blickte abermals mit weit offenen, angstvollen Augen den Fremden an, der ihr bitteres, heimliches Weh erraten hatte. „Sie mögen recht haben — oder auch nicht —“ sagte sie sehr langsam, als müsse sie jedes ihrer Worte abwägen, und dabei wich sie seinem ernsten, erstaunten Blicke aus. „Ich will nicht darüber reden — jetzt nicht; wir sind einander noch viel zu fremd. Bitte, lassen Sie uns gehen, ich möchte nun zurück ins Dorf.“

Schweigend schritt er voran, und ebenso folgte sie ihm. Das Mondlicht schien hell durch die Zweige und erleuchtete ihnen die Zickzackwindungen des Waldpfades, der Wind strich frisch durch die Abendluft, und in den Tannenwipfeln sauste und knarrte es leise. Nun ward das dumpfe Rauschen des Fexbaches wieder vernehmlich, und jetzt wichen die Baumstämme auseinander: da unten im geschützten Thalgrunde, vom mächtigen, eisgekrönten Piz della Margna bewacht, lag das freundliche Dorf mit seinen lichtblinkenden Fenstern.

Vor der Brücke über den Fexbach kehrte sich Bürklin zu seiner Begleiterin um und reichte ihr wieder die Hand, weil das letzte Stückchen des Felsweges sehr steil abwärts fiel. Er meinte im Mondlichte Thränenspuren auf ihren Wangen zu entdecken. „Zürnen Sie mir nicht, sondern lassen Sie

mich Ihnen beistehen, soweit es in meinem Können liegt," bat er nochmals voll Mitleid; denn sie wendete ihm ein erschreckend vergrämtes Antlitz zu.

„Wer weiß, ob Sie mich Ihrer Güte für wert hielten, wenn Sie alles verständen, was mich niederdrückt — es ist kein Verlaß auf die Männer," entgegnete sie herbe ausweichend, und als sie längere Zeit vergeblich auf eine Erwiderung gewartet hatte, fuhr sie fort: „Und doch, Herr Doktor, möchte ich Sie wohl um eine Freundlichkeit bitten, aber Sie müssen ehrlich „nein" sagen, falls es Ihnen irgendwie unangenehm sein sollte, meine Bitte zu erfüllen. Würden Sie sich den Zwang anthun, mittags und abends gemeinsam mit mir unten im Speisezimmer zu essen? Alle Mahlzeiten so ganz allein einzunehmen — das bin ich gar zu wenig gewöhnt von Zuhause her —"

Sie brach ab, und es dauerte eine ganze Weile, ehe sie ihre Stimme wieder so weit beherrschen konnte, um Steffen Bürklin für die freimütige Gewährung ihrer Bitte zu danken.

So endete Frau Katharinens erster Tag in der selbstgewählten Verbannung.

Abends, ehe sie sich schlafen legte, suchte sie noch über eine Stunde lang planlos in ihren drei Kommodenschubfächern und dem halbgeleerten Reisekoffer. Ja, sie durchblätterte jedes einzelne ihrer Bücher und ihre Schreibmappe, ob sich nicht doch vielleicht eines von Kettys Bildern hinein verirrt haben möchte. Bei dieser vergeblichen Arbeit fiel ihr ein Schächtelchen in die Hände: ihr Trauring lag darin. Sie wollte ihn achtlos beiseite schieben, aber nur einmal mußte sie ihn über ihren Ringfinger gleiten lassen; ihre Hand war sicherlich in der letzten Zeit viel magerer geworden. Nein, er paßte noch fest und gut, und in Katharinens Herzen regte sich ein Gefühl zwischen Angst und Sehnsucht, als der breite Goldreif wieder an der altgewohnten Stelle blinkte. — Was that sie denn? — Wurden ihre felsenfesten Entschlüsse so rasch wankend?

Sie streifte den Ring hastig vom Finger, barg ihn in seiner Schachtel und schob dieselbe in den hintersten Winkel des Faches. Dann schloß sie zu und lag bis weit über Mitternacht wachend im Bette, die Hand leer und das Herz voll von bitterem Heimweh und noch viel bittererem Trotze!

5.

Den beiden Menschen, die der blinde Zufall zusammengeführt hatte, verstrichen die nächsten Tage einförmig und ohne sie einander wesentlich näher zu bringen. Wie verabredet, fanden sie sich mittags und abends regelmäßig unten im getäfelten Restaurant — (so hieß das gemütliche Zimmer noch von der ehemaligen Hotelwirtschaft her) — aber sie saßen sich so voreingenommen und prüfend gegenüber, wie es die völlige Unkenntnis ihrer gegenseitigen Verhältnisse naturgemäß bedingte. Frau Katharine wußte am wenigsten mitzuteilen, ihr Gegenüber kannte alles, was sie hier im Engadin an Neuem sah und lernte, hundertmal besser als sie, die Vergangenheit lag als ein totes Ding zwischen ihr und ihm. Sie konnte sich auch zu keiner Freudigkeit, keinem warmen Interesse aufraffen, sie verkümmerte in psychischer Lähmung. Steffen Bürklin erzählte zwar hin und wieder vom Leben in Dorpat und berichtete, seiner Liebhaberei folgend, von den Eigentümlichkeiten des lettischen Volksstammes, aber auch er rührte an seine Vergangenheit nicht, obgleich aus anderen Gründen als Frau Katharine. Zudem beschäftigte die Engadiner Abhandlung seine Gedanken. Die Redaktion, welcher er den langen Aufsatz versprochen hatte, mahnte: der neue Jahrgang sollte würdig eingeleitet werden, und am fünfzehnten Oktober wurde das erste Heft desselben ausgegeben.

Sein Interesse für Katharine Eschrodt hatte sich durchaus nicht vermindert, im Gegenteil, es ähnelte dem Vulkan, der Rauchwolken aussendet, bis die elementare Macht in der Tiefe ihr Feuer emporschlagen läßt und lohend ans Tageslicht wirft. Er verglich sie im stillen wieder und wieder mit Mutter und Braut, seinen beiden leuchtenden Vorbildern für alle Frauen. Nicht nur die Stimme der Mutter hatte sie; je länger er mit ihr verkehrte, desto mehr mahnte ihn ihr schmiegsames und doch weiblich keusches Wesen, besonders aber der fragende Blick ihrer schönen, grauen Augen an seine gestorbene Braut. Ob dieser Vergleich in Wirklichkeit zutraf oder nur in der Willkür seiner erregten Gefühle — wer wollte das entscheiden? Ihm verkörperte sie jedenfalls nach und nach immer lebhafter gerade jene verklärte Gestalt. Wie oft, wie gern hatte er vor Jahren das schlanke Mädchen in seine starken Arme geschlossen,

wenn es ihn so ausdrucksvoll angeschaut, und hatte die stumme Frage mit beredten Küssen beantwortet. Die Sehnsucht nach der vergangenen Jugend und Liebe ward noch einmal wach in dem reifen Manne, dessen Haar schon ergraute, und diese Offenbarung ängstigte ihn.

Er hatte sein Leben nicht verspielt und vertändelt; seine Ideale waren ihm treu geblieben. Freunde und Kollegen verglichen ihn gern mit allerhand Männern früherer Tage, von denen die Geschichte meldet, daß sie schlicht und edel von Charakter und ein leuchtendes Vorbild der Zeitgenossen und Nachgebornen gewesen seien. Ja, ein bekannter Theologe hatte einmal behauptet, auf den Doktor Bürklin, obwohl er zum Glück auch kein Atom der unausstehlichen Musterknaben-Biederkeit an sich trage, werde doch nie eine Grabschrift besser passen als das Wort der Bergpredigt: „Selig sind die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!"

Vielleicht geschah es, weil er selbst wirklich reines Herzens war, daß er lange Zeit nicht darauf kam, bei der Frau, die ihm Tag für Tag gegenüber saß, einen unlauteren Herzenswinkel, eine Schuld an ihrem Leide zu vermuten.

Katharine ihrerseits suchte die Stunden zu töten so gut sie konnte. Sie zeichnete leidlich nach der Natur, und solange es das Herbstwetter noch erlaubte, saß sie gern drüben am Seeufer, unweit des Hotel Alpenrose, und skizzierte. Das lustige Ghiteli aus dem Baselgier Dorfe lief nur gar zu eifrig mit, schleppte den Feldstuhl nach und spielte um die „cara Signora" herum, die noch viel freigebiger mit Gerstenstangen und Kandiszucker aus der Silser Mercerie war, als der Signor Dottore. Hatte sie nicht auch gleich nach jenem ersten Sonntage aus dem Feenreiche Sankt Moritz ein Paar blitzblanke Schuhchen und zwei Paar feuerrote Wollstrümpfe für das Barfüßchen Ghita mitgebracht? Das Kind war stolz wie eine Prinzessin in dieser Herrlichkeit und war auf dem besten Wege, den alten Wohlthäter über der neuen Wohlthäterin zu vergessen, nach dem Sprichworte: „Heute macht Gestern tot, Morgen wird Heute begraben!"

Daheim bei Per Vian rumorte es im Hause, als trieben die Wichtelmännchen ihr Wesen drinnen. All das Gerümpel ward unter Barbettas Aufsicht geleimt und genagelt, das Polster der Ofenbank bekam einen frischen Bezug, die Schemel und der Tisch glänzten im neuen Anstrich, und Barbetta selbst stand am dampfenden Waschbottich und mühte sich mit allerhand vergilbten Resten von Linnen und Baumwollgewebe. Sie hatte auch ihrem „Perrino" ein weißes Hemd und einen messingbeschlagenen Leibgurt gekauft, seine besten Schuhe zum Schuster getragen und die Ellbogen seiner festtäglichen Manchesterjacke ausgebessert. Ja sie hatte sogar einen Strauß künstlicher Röschen im Auge, der im Fenster der Mercerie prangte und Perrinos Rundhut gewiß bedeutend verschönern würde zum Hochzeitsgange. Selbst sein Rasiermesser war scharf geschliffen worden, aber Barbetta behielt es klüglich in sicherem Verwahrsam. „Denn," sagte sie zu ihrem Freunde, dem jungen Badrutt, „wenn's ihn der Teufel heißt, daß er sich vor der Hochzeit die Kehle damit durchschneidet, so hab' ich den Schimpf und das Nachsehen davon. Eh' ich ihn mir nicht zurechtgestutzt habe, wie ich will, trau' ich ihm nicht vom Daumen bis zum kleinen Finger!"

„Ei, dich möcht' ich auch schon zum Weibe, Barbettina," entgegnete Hans Badrutt, und sie gab schlagfertig zurück:

„Möchtest du? Das glaub' ich wohl, aber sieh, das Beste kommt nicht allezeit zu den Besten!"

Das Scherzen ging der lustigen Dirne noch einmal so glatt vom Munde, seit sie nicht mehr zu fürchten brauchte, unter den gestrengen Baselgiern leben zu müssen. Luigi Flischs nettgeweißtes Häuschen gefiel ihr zehnmal besser als Pers „verräucherter Schweinestall," und hundertmal besser als ihre dumpfe Schlafstelle bei der unwirschen Base Caderas. Per Vian gab ihr auf gewisse Weise eine Stellung unter den Leuten, und Pers Kind war noch schöner und feiner als das Bild der kleinen Mariana Juralta drüben im Korridor des Josti-Hauses. Warum sollte sie das Ghiteli nicht lieb haben und es an sich ziehen? Konnte es denn dafür, daß seine Mutter eine Tolle gewesen war und sein Vater ein Tölpel? Das Ghiteli durfte schon bald eine kleine Hilfe im Hause sein, zumal wenn erst die eigenen Kinder kommen würden! Noch acht Tage, und aus Barbetta Tosio ward Barbetta Vian. Per sah ordentlich achtbarer und vernünftiger aus, seit er das Geld für seine

häßliche Baracke wohlgezählt eingestrichen hatte und Hans Badrutt beim Vermessen des Raumes zur neuen Scheune helfen durfte. Es war ihm für diesen Dienst ein fetter Schöpsenschlegel und eine Flasche Iva zum Hochzeitsschmause versprochen worden.

Der September gab ein wildes Abschiedskonzert in den Lüften. Die Sonne hielt sich versteckt von früh bis spät, Schneeflocken stoben aus tiefhängendem Gewölk, und das jagte und flog zwischen die ächzenden Tannen hinein, um die Wände der Bergriesen und die Häuser im Hochthale. Es vereinte sich mit dem sturmgepeitschten Seewasser und verhüllte und verlöschte die flimmernden Laternen von Maloja-Kurhaus. Überall war's unwirtlich und finster. Das Weidevieh stand in den dämmerigen Winterquartieren und wiederkäute in satter Ruhe sein duftendes Heu, die Bergamasker Hirten waren schon längst von den Höhen des Julins und Albula herab und heim gewandert mit ihren grobwolligen, wohlgerundeten Herden. In den Häusern verwahrte man die Fensterfugen, nahm die Nelkentöpfe von den Altanen ins kleine warme Wohnstübchen herein und schichtete das knorrige Brennholz hinter dem Ofen. Haspel und Kunkel, Brettspiel und Bücher wurden für die kurzen Tage und langen Lichtabende hervorgeholt, und die Bergposten kamen und gingen nicht mehr so regelmäßig. Ihre wenigen Passagiere kauften sich vor der Reise in die Unfallversicherung ein und saßen in Furcht und Zittern vor reißenden Bergbächen, Schneewehen und Lawinenstürzen. Manche Nacht tönte es wie ferner Donner droben von den Bergen herab, und Frau Katharine wünschte in ihrer Schlaflosigkeit mehr als einmal: „Käme doch eine Lawine von den vielen hier ins Thal und begrübe dies öde Dorf und mich dazu, und alles hätte ein Ende!“

Endlich brachte der erste Oktober wieder heiteres Wetter und liebliches Himmelsblau. Bürklin hatte früh morgens sein Manuskript nach Königsberg abgeschickt und genoß das Gefühl froher Befriedigung, das jeden, der mit Fleiß und Liebe geistig schafft, nach wohlvollendeter Arbeit segnet. Nun sollte es wieder über Berg und Thal gehen; für den Rest dieser Ferien hatte die Feder Ruhe!

Er sagte sich das mit wohligem Behagen, schaute zum Fenster hinaus in den köstlichen Herbsttag, pfiff dabei leise vor sich hin und wünschte, daß Frau Katharine endlich mit ihrem Anzuge fertig sein möchte; denn sie hatte heute bei Tische seine Aufforderung zu einem weiten Spaziergange ins Fexthal angenommen; die von ihr bestimmte Stunde hatte bereits vor reichlichen zwanzig Minuten geschlagen, und Doktor Steffen Bürklin war ein unangenehm pünktliches Menschenkind!

Indem pochte es, und eine kleine Prozession trat zu dem Wartenden ins Zimmer. Voran Frau Barbetta Vian, wie Barbetta Tosio seit einer Stunde hieß, an ihrer Hand trippelte das Ghiteli, und Vater Per kam zuletzt, den Rundhut, den richtig das Boukettchen künstlicher Rosen zierte, zwischen seinen schwieligen Fingern drehend. Alle drei sauber und festlich. Barbettas starke rote Zöpfe hatte der Kamm wirklich in eine sittsame Haartracht gebändigt, die ein großer Silberpfeil im Nacken unter dem lichtblauen Kopftuche zusammenfaßte. Auch Ghiteli trug ein neugemachtes Röckchen — großblumiger Wollmousselin — Barbetta hatte ihn in irgend einem Gelasse von der seligen Giuditta Wandschrank gefunden und selbst zusammengestichelt. Das kleine Mädchen sah allerliebst aus, blickte stolz auf seine roten Strümpfe und blankgewichsten Schuhe und hielt mit spitzen Fingern sein Röckchen in die Höhe, damit der gute Signor Dottore sich auch an dem herrlichen Rosen- und Fliedermuster auf maigrünem Grunde erfreuen könnte.

„Ist es nicht schön? Hat der S'gnor je etwas so Schönes wie dieses gesehen?“ fragte das Kind mit strahlendem Gesichtchen. „La mamma mia, la carissima, hat es gemacht, S'gnor, gestern Abend, als ich schlief!“

„Nun — und wir sind alle drei gekommen, um Abschied zu nehmen,“ sagte Barbetta, trat vor und gab ihrem Per einen sehr entschiedenen Wink, sich an ihre Seite zu bemühen. Dann faßte sie seine Hand und machte einen kleinen Knix. „Wir sind Mann und Frau, Signor, und ziehen nach Silvaplana miteinander.“

„Nach Silvaplana?“ Bürklin blickte erstaunt von Barbetta zu Per und von Per zu Barbetta. „Davon weiß ich ja kein Sterbenswörtchen!“

„Ei nun, die Gelehrten, Signor Dottore, sind auch nicht immer allwissend, und vor Zia Nonna, der Lästerzunge, haben wir uns wohl gehütet,“ entgegnete Barbetta.

„Thu den Mund auf und sprich, Perrino, sage dem Signor, wie dieses alles zugegangen ist."

Das that denn der gehorsame Perrino unter oftmaligem Stocken, und noch während er berichtete, klopfte es draußen abermals an Bürklins Thür, und Frau Katharinens Stimme meldete, daß sie zum Ausgehen bereit sei. Bürklin eilte ihr zu öffnen und bat sie, doch einen kleinen Augenblick näher zu treten.

„Die guten Leutchen hier haben heute Hochzeit gemacht und wollen mir Lebewohl sagen," erklärte er. „Sie überraschen mich gänzlich mit ihrem Fortzuge von hier nach Silvaplana, und ich glaube, auch Ihnen, gnädige Frau, wird unsere kleine, muntere Ghita ein wenig fehlen. Mir geht's nämlich wirklich zu Herzen. Wie man sein Interesse an solch ein Kind hängen kann, das ist oft geradezu närrisch, und nun erst von einem Junggesellen! Weshalb bleibt ihr veränderlichen Leute nicht hier, Barbetta Tosio? Dahinter steckt doch sicher irgend ein weiblicher Schachzug! Was gedenkt ihr zu beginnen, um euer Brot zu verdienen?"

„Signor," sagte die junge Frau und hob sich ordentlich in den Hüften bei ihrer Rede, „wer arbeiten will, der findet überall genug für seine Hände. Per verdingt sich zum Holzschlage ob Surlej, damit ich ihn im Auge behalte, eh Perrino? Denn das ist gesünder für ihn. Ich verstehe das Nähen, und wir haben einen schönen Bleichplan zu unserm Wesen — das Nähen für den Winter, das Bleichen für den Sommer. Wer sich zur Ehe entschließt, der soll die Jugend hinter sich lassen; eine Frau ist keine Dirne mehr, und des leichten Lebens wird man satt wie Zuckerbrot. È cosi, Signor! Nun sag' ich zum Per: was wollen wir ferner in Baselg' hausen, wo du ein fauler Trinker gewesen bist, oder in Islas, wo ich eine müßige Dirne geheißen werde? Wir müssen leben, wo uns keiner scheel ansieht, wo wir neu sind wie Maiskuchen von heute früh, und wo der Verdienst nicht ausbleibt, wenn die Hände geschickt sind. Denn das weiß ein jeder, Signor, Eheleuten, denen Gott seine Gnade nicht entzieht, denen schenkt er Kinder zur Freude, und je mehr von der Freude im Hause, desto mehr gibt's zu sorgen!"

„Recht so, Barbetta!" Bürklin nickte ihr zu und schüttelte ihr kräftig die Hand. „Der Herr Pfarrer hat, wie's scheint, gut gesprochen bei der Traurede!"

Sie nickte, beugte sich nieder und machte sich an Ghitelis Kleidchen zu schaffen. „Der eine braucht zehn Jahre zum Gutwerden und der andere zehn Tage. So ist es, Signor," sagte sie. „Geh ein wenig hinaus, Per, und schau, ob das Eselchen sich satt gefressen hat, und dann schirr es an, damit wir vor Abend heimkommen, und vergiß mir keinen Gurt und keine Schnalle — capito?"

„Das Kind hat mich erbarmt und mir den ganzen Sinn geändert," fuhr sie fort, als Per sich entfernt hatte, und blickte Bürklin offenherzig in die Augen dabei. „Was versteht ein Mann von solch kleinem Unmündigen, und nun gar ein Mann wie mein Per, der ein Träumer ist und nur Feuer fängt, wenn ihm ein Widersacher die glühenden Kohlen ins Gesicht wirft? Bösen Willen dazu hat er nicht, aber er läßt das Kind verkommen und meint in seiner Unvernunft, es bettelt sich wohl durch bei fremden Leuten. Wer weiß, ob es den Winter überstanden hätte, wenn ich nicht dazwischen gefahren wäre? Denn sehen Sie, Signor, als ich neulich abends einmal mit dem Perrino in seinem Hause gesessen bin und wir haben so unsere Thorheit getrieben, da schreit das Kind laut auf im Traume, und als ich's angreife, liegt's ohne Decke und ist so kalt wie der Tod. Da wacht es auf und schließt mir die Ärmchen um den Hals und weint jämmerlich. Mir aber hat sich das Herz weit aufgethan, ich habe mir gelobt — — — sieh, und hier ist mio Per zurück, jetzt müssen wir gehen. Wenn der Signor Dottore einmal wieder für das Ghiteli etwas thun will," fügte sie leise hinzu, während ein schlaues Lächeln um ihre Lippen spielte, „so bin ich es, an die man sich wendet, und es ist, wie ich schon sagte, das erste Häuschen am See mit dem Bleichplan daneben, wo ich zu finden bin."

„Addio, Signor, addio!" rief das Kind, hob sein schönes, lachendes Gesichtchen zu Bürklin empor und sprang dann zu Frau Katharine: „Grazie, Signora, addio!"

Katharine griff in ihre Tasche, und Bürklin hörte das Geld in ihrer Börse zusammenklirren, aber er wehrte ihr mit raschem Blicke: „Kinderdank läßt sich nicht bezahlen!"

Damit öffnete er ihr die Thür zum Vorangehen, nahm seinen Hut und folgte ihr mit der kleinen Familie treppab und vor das Hofthor, wo der hochbepackte Eselwagen schon wartete, der Pers und Barbettas ganze Habe ins neue Heim schaffen sollte. Zu oberst lag der tiefrote seidengestickte Ofenvorhang, und als Per Vian Frau Katharinens begehrlichen Blick darauf geheftet sah, murmelte er:

„Wenn die Dame den Vorhang kaufen will — für fünfzig Franken geb' ich ihn her."

Barbetta stieß ihn unsanft mit dem Ellbogen an. „Was hast du ungefragt vom Hausrate zu veräußern? Dein ist mein und mein — dein!" sagte sie und fügte auf Romanisch hinzu: „Narr, der du bist! Weißt du nicht, daß mir die Sankt Moritzer Fremden fünfmal fünfzig Franken für den Lappen bieten werden, wenn ich ihn gereinigt und ausgebessert habe? Wer fremd in deinem gottvergessenen Baselg' leben mag, der muß selber sparen. Schlage deinen Esel, und deine Dummheit behalte fein für dich, sposo mio!"

Damit faßte sie das Ghiteli unter die Arme und gab ihm einen Schwung in die Luft, daß es wie ein bunter Vogel gerade mitten auf den roten Vorhang flog. Da thronte es nun zwischen allem Gerät und klatschte fröhlich in die Hände, Mutter Barbetta kletterte dem Töchterchen nach, nickte gravitätisch zum Abschiede und hieß Ghita den Herrschaften Kußfinger werfen. Nicht genug damit: das kleine Ding küßte beide Händchen und winkte noch lange zurück, als die Equipage in bestem Gange war. Per trollte nebenher, peitschenschwingend und zungenschnalzend.

6.

„Das ist ein wunderhübsches Familienbild!" rief Steffen Bürklin, als er an Katharinens Seite den Wiesenpfad hinüber durch Sils-Maria zum Fexthal einschlug. „Sehen Sie nur, wie Ghitas buntes Kleid und Barbettas Kopftuch, obwohl es auch blau ist, sich schön vom Himmel abheben, und selbst Per Vian, der schlotterige Gesell, ist malerisch im Samtwams mit dem Hochzeitssträuße am Hute. Schade drum, daß weder Sie noch ich zur Künstlerzunft gehören! Und dieser prachtvolle Hintergrund von Wald und Gletscherhöhen!"

„Welch reges Interesse haben Sie für diese Leute!" entgegnete Katharine. „Das Kind lasse ich natürlich gelten, das ist ein ganz reizendes Geschöpfchen, aber der Mann ein Gewohnheitstrinker und die junge Frau, wie ich von Nonna gehört zu haben meine, eine durch und durch leichtfertige Person —"

„Himmel! Wie realistisch sagen Sie das hin, gnädige Frau, angesichts meines anmutigen Bildchens dort," rief Bürklin und nickte der kleinen Karawane nochmals nach, bis die Wegbiegung sie unsichtbar machte. „Ich muß doch wirklich ein eingefleischter Idealist sein, daß ich so ohne störende Nebengedanken meine Freude an dem haben kann, was mir der gütige Augenblick schenkt. Freilich stehe ich dem Falle Vian Tosio anders und wissender gegenüber als Sie. Die Verhältnisse unserer „drei Glücklichen" sind mir bekannt, und wenn es Sie interessiert, erzähle ich Ihnen kurz davon. Der Vian also," fuhr er fort, als Katharine seinem Vorschlage zustimmte, „ist ein tüchtiger, fleißiger Mensch gewesen, ehe die Heftigkeit und Untreue seiner ersten Frau ihn an das böse Laster brachte! Barbetta Tosios Mutter war eine schwache, verschüchterte Witwe, die alle Arbeit mit eigener Hand that und ihrem lebensfreudigen Mädchen ungezügelte Freiheit ließ, bis sie die Augen schloß. Dann kam das verzogene Ding zu Manika Caderas, ihrer Tante, die mit Schlägen und Keifen einen ruhigeren Wandel erzwingen wollte. Sie wissen: allzu scharf macht schartig! Wie es so geht, unter dieser dornigen Geißel schlug die Barbetta über den Strang. Aber ihr Kern ist gut und Liebe bringt viel fertig im Leben, macht Sünder zu Gerechten und glüht die Schlacke vom Edelmetall herab. Und dann glaube ich, daß ein reines Kinderherzchen diejenige, welche es von Natur oder aus Mitleid liebt, zur guten und treuen Mutter machen muß. Ebenso wird es, meiner festen Überzeugung nach, der Barbetta gelingen, aus dem verkommenen Per wieder einen brauchbaren Arbeiter zurecht zu stutzen. Ja, ja, eine gute Frau vermag alles und trägt alles!"

Er redete im behaglichen Dahinwandeln und hätte gern sein Thema noch weiter ausgeführt, wie es die Art derjenigen ist, die gewohnt sind, Vorträge zu halten. Seine Begleiterin absonderlich zu beobachten, fiel ihm nicht ein; wozu auch? Er sprach ja

nur einige Lebenswahrheiten aus, die allgemein bekannt und anerkannt waren. Mitten in der Rede aber durchfuhr ihn ein jäher Schreck, als er das laute Aufschluchzen der Frau an seiner Seite vernahm und sie dann mitten im Wege stillstehen und die Hände unter heftigem Weinen vor ihr Antlitz schlagen sah.

„Um des Himmels willen! Was ist es, gnädige Frau?“ rief er bestürzt, „habe ich Ihnen unwissentlich wehe gethan? Verzeihen Sie mir!“

Aber sie schluchzte immer krampfhafter: „O Gott, sprechen Sie nicht weiter — ich kann es nicht anhören — ich bin eine unglückliche Frau und eine unglückliche Mutter!“

Was konnte er diesem Schmerzensausbruche gegenüber thun? Sollte er seine Begleiterin nochmals um ihr Vertrauen bitten, nachdem sie es ihm neulich kurz und schroff verweigert hatte? Sein Stolz wollte sich dagegen auflehnen, aber das Mitleid mit der hilflos Weinenden bezwang ihn. Es war eine entsetzlich peinliche Lage, in der er sich urplötzlich befand.

„Kommen Sie, liebe gnädige Frau,“ bat er, ihren Arm gewaltsam in den seinigen legend, „weinen Sie nicht so sehr, ich bitte Sie herzlich! Gleich, wenn wir nur erst das Dorf hinter uns haben, wollen wir vernünftig miteinander sprechen, als wären wir gute, alte Freunde. Einverstanden? Da — geben Sie mir die Hand darauf. So, so — das ist recht, nur jetzt ruhig und gefaßt; man muß die neugierigen Leute an den Fenstern und vor den Thüren nicht alles sehen und hören lassen.“

Er zog sie rasch mit sich fort, während er zu ihr sprach, durch das Dorf Sils-Maria, am Hotel Edelweiß vorbei und den schlängelnden Pfad hinauf, der, seitwärts an der Larethöhe hin, über Platta zum Fexthale führt.

Sie schaute weder rechts noch links. Gesenkten Hauptes weinte sie unaufhaltsam; sie verschränkte, ohne im geringsten zu wissen, was sie that, ihre Hände um Steffen Bürklins Arm und drängte sich wie eine Schutzsuchende dicht an seine Seite. Ein paarmal stolperte sie; ihr war's, als müßten ihre Füße den Dienst versagen, so sehr bebten ihr die Kniee im Aufsteigen, und die stürzenden Thränen zogen einen Schleier vor Himmelsblau und Waldesgrün. Nichts vermochte ihr Auge zu erkennen als die Bilder und Gestalten ihres schmerzzerrissenen Innern. Klar zum Greifen standen sie alle auf dunklem Grunde, und laute Stimmen gingen von ihnen aus: Zorn, Vorwurf und Bitte — es brauste ihr vor den Ohren und machte ihr das Herz erzittern. Je heftiger sie weinte, um so erregter war Bürklin. Noch niemals hatte eine Menschenseele ihn zu ihrem Tröster und Helfer in so schwerem Kummer auserwählt. Ihm wollte nichts zu ihrer Beruhigung einfallen; sein Herz hämmerte gegen ihren Arm; ein- oder zweimal streichelte er beschwichtigend über ihre zusammengefalteten Hände hin und sagte: „Nun! Nun! Nun!“ — wie man zu einem schreienden Kinde spricht.

Langsam schritten sie bergauf, immer durch Lärchenwald, der schon kahl ward. Alles Geräusch der menschlichen Wohnungen schien meilenweit hinter ihnen zu liegen. Hier oben strich nur der Herbstwind durch die Wipfel, leise und geheimnisvoll säuselnd wie eine Geisterstimme, und als fernes Schluchzen und Murmeln kam das Getön des Baches aus der dämmernden Tiefe der Schlucht Drög herauf. Die Sonne blitzte und flimmerte durch die Zweige und ließ goldene Lichtchen über die schlanken Tannenstämme hintanzen; nun wich der Wald zurück, die Bäume traten auseinander, gleich einer Pforte that sich's vor den erstaunten Augen auf.

Wiesengrün, Tannengrün senkte sich zum Grunde hinab, drüben die Höhe von Marmoré, darüber hinaus der scharfzackige, vergletscherte Kamm des Corvatsch und geradeaus in hehrer, silberweißer Pracht die schöngeschwungene Mulde des Fexgletschers, von Piz Fora und Piz Led und dem hochragenden Capütschin eingefaßt. Vor dem Gletscher das stille, kühle Hochthal mit den braun bemoosten Hängen, den rinnenden Wässerchen und den dunklen massigen Häusern von Curtins, Tremoggia und Platta. Ein Blick war's von stolzer, unbeschreiblicher Schönheit! Alles Menschenwerk, wie erschien es so nichtig und winzig gegen des Schöpfers ewigen Wunderbau; das Kirchlein Crasta auf der Höhe, nur ein Pünktchen konnte man es nennen, das sich im Riesentempel dieser Alpennatur verlor!

Katharine stand und blickte hinaus. Einen Augenblick verstummte ihr Schluchzen; sie ließ Bürklins Arm fahren und streckte die Hände verschlungen vor sich hin ins Leere, aber es war, als wage sie ihr thränenbeflecktes Antlitz nicht emporzurichten gegen

den reinen, tiefblauen Himmel, der, wie Gottes Treue selbst, über der wunderschönen Gebirgswelt wachte.

„Nun sprechen Sie sich ganz frei und unumwunden aus, lassen Sie Ihr Herz weit und weich werden, meine liebe, gute Freundin," sagte Bürklin bittend und lud sie ein, auf dem rohen Bänkchen unter einer der größten Edelföhren neben ihm Platz zu nehmen. Aber sie schüttelte den Kopf:

„Hier kann ich's nicht! Ach, es ist zu groß und zu offen hier draußen; ich möchte dahin, wo es dunkel ist, in ein Haus. Und zuerst muß ich Wasser trinken — ich könnte sterben vor Angst und vor Durst! — Ach, wär' ich doch tot und tief begraben, wär' ich doch nicht so grenzenlos unglücklich!" Und sie begann von neuem, bitterlich zu weinen.

Er gab ihr wieder den Arm und führte sie schweigend weiter bis Patta. Teresina Rizzi, die Bergellerin, die gleich am Eingange des Dorfes das alte Salissche Haus mit ihren schwarzäugigen Kindern bewohnte, lehnte in der Thür und ließ die Spindel tanzen. Sie verstand Bürklins Wink und seine kurze italienische Frage sofort und schloß ihm und seiner Begleiterin ein niederes, dämmeriges Zimmer zu ebener Erde auf. Es war holzgetäfelt mit reichgeschnitzter Decke und alten Bildern und Geräten an den Wänden. Dann brachte sie frisches Wasser im Kruge, eine Flasche Sassella und Gläser dazu. Ihre neugierige Kinderschar schob sie einfach zur Hausthür hinaus und folgte den lärmenden Kleinen auf die Halde nach. So waren Bürklin und Katharine allein und völlig ungestört.

Er ging mit gemessenen Schritten auf und ab, sie stand gebeugten Hauptes, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, die Hände zusammengepreßt niederhängend, das Bild einer Büßerin. Lange verharrte sie so und folgte dem auf und ab Wandernden mit unruhigen Augen hin und her. Mit keinem Worte unterbrach er das schwüle Schweigen; er wartete auf ihr eigenes freiwilliges Geständnis. Ihr fehlte der Mut; mehrere Male öffnete und schloß sie die Lippen, ohne eine Silbe hervorzubringen, bis sie endlich mit atemloser Hast herausstieß:

„Ich bin im Zorne von daheim fortgegangen, fort von meinem Manne — von meinem Kinde. Sie haben mich gehen lassen, als wäre ich ein bloßer Begriff in meinem Hause gewesen! Zurück kann ich nicht wieder, nie, niemals, und hier sterbe ich gewiß, das weiß ich! Ach, ich schwebe zwischen Himmel und Erde! An Heimkehr darf ich nicht denken um meiner selbst willen, und das verlassene Leben in der Fremde vermag ich nicht zu ertragen!"

Er stand vor ihr still und blickte sie erschreckt an, und so abweisend und durchdringend zugleich, daß eine unklare Angst ihr die Kehle zusammenschnürte. Dann sagte er langsam:

„Bitte, wiederholen Sie es noch einmal, damit ich es ganz verstehe. Sie wären im Zorne von Ihrem Daheim geschieden? Und Sie besitzen ein Kind zu Hause? Dieses Kind haben Sie verlassen, Sie, die Mutter? Wie ist das möglich?"

„O Gott, sehen Sie mich doch nicht so an!" rief sie und preßte ihr Gesicht in beide Hände. „Ach, geben Sie mir einen Trost — seien Sie barmherzig — oder wenigstens einen Rat, was ich thun soll! Nur den nicht, daß ich umkehren und abbitten muß, das wäre zu hart, zu viel gefordert! Verschaffen Sie mir mein Kind, ich sehne mich krank nach Ketty! Gott lohnt es Ihnen — nur einen Freudenstrahl in diese schreckliche Öde! O, ich Arme! Was ist mir die Sonne? Das Licht ist Qual und das Dunkel eine Hölle — die Berge erdrücken mich: ich weiß nicht mehr, was beginnen. Ach, Sie sind so ruhig, Sie lassen mich ausreden und schmettern mich nicht nieder, wie Viktor es that — mein Mann. Ich konnte es mir nicht bieten lassen von ihm — alles hat seine Grenzen! Ich liebe ihn —"

„Nein, nein, das ist nicht wahr," fiel Bürklin ihr mit erhobener Stimme ins Wort und reckte abweisend die Hand aus, während die Farbe seines kräftigen Gesichtes um einen Ton dunkler ward. „Belügen Sie sich und mich nicht! Was soll ich Ihnen raten und helfen? Sie behaupten Mann und Kind zu lieben und lassen sie im Stiche, weshalb? Um einer zornigen Aufwallung wegen! Sagten Sie nicht so? Und das soll Liebe sein? Gattenliebe, Mutterliebe? Ich will und muß Ihnen den Spiegel der Wahrheit vorhalten, sollte es mich auch Ihre Freundschaft kosten; Recht bleibt Recht! Wissen Sie wohl, daß zu dieser Stunde jene leichtlebige Dirne, die heute Per Vians Frau geworden ist, höher, weit höher in meiner

Achtung steht als Sie? Die Sorge um ein Kind, das nicht einmal das eigene ist, hat dieses einfache Geschöpf ohne Bildung und ohne deutliches Sittlichkeitsgefühl in wenig Tagen veredelt und zu einer wahren Mutter erhoben, und Sie, eine Frau von hoher Geistesbildung, von angeborener und anerzogener Moral, Sie legen ziellos Hunderte von Meilen zwischen sich und Ihr liebliches Kind! Nennen Sie mir meinetwegen Ihre Gründe, wenn Sie das unabweisbare Bedürfnis zum Aussprechen fühlen, aber Verständnis, das fordern Sie nicht von mir! Von meiner Mutter habe ich gelernt, wie heilig das Panier der Gattin und Mutter gehalten, wie hoch es getragen werden muß! Wehe den Fahnenflüchtigen, lieber die Todeswunde unter dem Panier empfangen und in der Pflicht sterben, nur nicht untreu werden! Sagen Sie sich diesen Satz vor, bis er sich in Ihr Herz eingebrannt hat, und dann ziehen Sie die Konsequenzen! Weshalb haben Sie meiner Mutter geliebte Stimme und sind doch ganz ihr Gegenbild? Was hat Sie Unglückliche zu Ihrer großen Schuld bringen können?"

Zitternd hatte sie vor ihm gestanden und seine hocherregten Worte auf sich einfluten lassen. Als er zu Ende war und nach ihrer Hand greifen wollte, barg sie dieselbe hinter ihrem Rücken und richtete sich hochmütig empor. Ihr Gesicht war leichenblaß geworden, ein Frösteln lief durch ihren Körper, aber sie beherrschte sich mit aller Macht, und ihre Stimme klang kalt und klar, als sie sprach:

„Sie sind vorschnell, Sie richten, ehe Sie mich zu Ende gehört haben. Ich that, wie ich jetzt mit Bedauern einsehe, thöricht und unrecht daran, Sie in meine Seelennot hineinzuziehen und um Ihren Beistand zu bitten. Fürs erste nimmt jeder Mann seines Geschlechtsgenossen Partei — ganz erfahrungsmäßig, und verdammt die schwache Frau eben um ihrer verachteten Schwäche willen. Fürs zweite, was kann ein Unverheirateter von der Ehe wissen, von ihrem Glücke und ihren Klippen? Es geht mir zwar gewaltig gegen den Stolz, Ihnen gegenüber eine Rechtfertigung meines Schrittes zu versuchen. Mich vor Ihnen demütigen, das kommt mir nicht in den Sinn, aber undankbar bin ich auch nicht, und Sie haben mir hier in meiner traurigen Lage soviel Güte und Rücksicht bewiesen, daß ich es für meine Pflicht halte, Sie aufzuklären, ja, ganz offen zu sein —"

„Wenn Sie die Sache auf diese Art betrachten und zergliedern, so will ich keine Offenheit," entgegnete er. „Ich weiß, daß ich Sie doch nicht verstehen, viel weniger Ihnen recht geben kann; denn für Ihre Schuld gibt es in meinen Augen keinen Milderungsgrund. Fahnenflucht ist ein Verbrechen, das nur der Tod oder die Rückkehr zur Fahne und das Erdulden der verhängten Strafe sühnen kann. Drückt Sie das, was Sie freiwillig auf sich nahmen, Ihre Ehe, als ein Kreuz, so sollten Sie das Kreuz von einer Schulter auf die andere nehmen, und brechen Sie darunter zusammen, so sollten Sie Gott bitten, daß er Ihnen aufhilft. Denn vor Gott haben Sie Ihre Ehe geschlossen, er allein kann Ihre Last leichter machen; schütteln Sie selbst ab, was Ihnen unbequem ward, so freveln Sie. Das wenigstens ist meine unumstößliche Überzeugung, ich komme immer wieder darauf zurück, nie und nimmer werden Sie mich zum Gegenteil bekehren!"

Sie setzte den Fuß hart auf den Boden, und es flammte in ihren Augen. „Hören sollen Sie mich dennoch!" rief sie leidenschaftlich und stellte sich gegen die Thür, als wolle sie ihm den Ausgang wehren. Er stand, ihr halb den Rücken kehrend, an einem der Fenster, die Arme über der Brust verschränkt, sein Gesicht, auf dem ein strenger und trauriger Ausdruck lag, von ihr ab und hinaus gerichtet. „Wissen Sie, wieviel ich gelitten habe?" fuhr sie fort. „Eher will ich einen Dolchstoß von geliebter Hand empfangen, als empfindliche Nadelstiche Tag für Tag. Denken Sie an Ihre vielgepriesene Barbetta Vian! Der haben es die bösen Zungen nicht allein angethan — mir so gut wie ihr! Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich meinen Mann geliebt habe, aus heißer Liebe hab' ich ihn geheiratet — ich war sehr jung, sehr verwöhnt und hatte im Elternhause goldene Freiheit genossen. Dann, als ich Viktors Frau geworden war" — sie stockte und heftete die Augen starr auf einen Punkt, und ein tiefes Rot stieg in ihre Wangen — „dann, als der erste Rausch meines Glückes verflogen war, wollte ich Geltung für meine berechtigten Eigentümlichkeiten, und da machten sich die Natterzungen über mich her

— und Viktor hörte darauf. Er hat als Landrichter so viele Kollegen, und die wieder haben Frauen. Meine vornehmen Freunde wurden mir mißgönnt, harmlose Knaben, mit denen man sich gut unterhielt, das war ja alles. Und dann hetzten die Kollegen und die Frauen Viktor gegen mich, da begann er zu kritteln, zu argwöhnen; in des Kindes Gegenwart rügte er meine Liebhabereien —"

„Welche?" fragte Bürklin kurz und scharf wie ein Untersuchungsrichter.

Sie stockte und biß sich auf die Lippen. „Nun — ich werde doch das Leben ein wenig genießen dürfen, ich, die ihm soviel Vermögen mit in die Ehe brachte, und außerdem —"

„Pfui! Das können Sie nicht im Ernst als einen Grund anführen wollen," unterbrach er sie, wendete sich rasch vom Fenster zu ihr um und schaute mit seinen ehrlichen Augen fest in die ihrigen. Sie senkte den Blick vor ihm und errötete abermals heftig vor Zorn und Scham. Da faßte er ihre herabhängende Hand und hielt sie in seinen beiden Händen. „Sie wissen nicht, gnädige Frau, wie sehr Sie zu Ihren eigenen Ungunsten sprechen: Sie sind trotzig und nicht offenherzig," sagte er in seinem alten gütigen Tone. „Reden Sie sich doch nicht immer tiefer in Ihre Schuld hinein, meine arme Freundin! Glauben Sie denn, daß ich nicht wüßte, wie schuldig Sie sich fühlen, obwohl Sie um jeden Preis schwarz für weiß ansehen wollen? Ich beklage Sie tief, aber zu helfen vermag ich Ihnen nicht. Nur Sie allein können das Band neu knüpfen, das Sie allein zerrissen haben."

„Ich liebte ihn — ach, so von Herzen — ich habe ihn auf Händen getragen!" schluchzte sie von neuem.

„Und er liebte Sie nicht? Er trug Sie niemals auf Händen?"

„Doch! gewiß liebte er mich!" — Sie sagte es rasch im Tone wärmster Überzeugung, ihren ganzen Trotz im Moment vergessend. Aber die schöne Regung, die ihre Augen glänzen machte, erlosch wie ein fallender Stern. „In der letzten Zeit war alles anders geworden," fügte sie hinzu, „niemals mehr gab er mir Anerkennung, immer und ewig tadelte er mich Kettys Erziehung halber —"

„Und, wie mir's scheint, mit Fug und Recht; denn der Mutter, die ihr Kind verlassen kann, fehlt der Verstand zu ihrem hohen und heiligen Amte."

„Dasselbe und wieder dasselbe sagen Sie mir! Wie würde es Ihnen zu Mute sein, sollten Sie Tag für Tag schaffen und sorgen ohne Beifall, ohne Lohn —"

„Beifall! Lohn!" Bürklin ließ Katharinens Hand sinken und nahm kopfschüttelnd seine unterbrochene Wanderung durchs Zimmer wieder auf. „Sie drehen sich in einem engen Kreise von lauter Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten um sich selbst und verschließen Ihr klares Auge eigenwillig vor der großen Schuld außerhalb Ihres engen Kreises, die Sie erkennen müssen. Sollen wir für alles hienieden Lohn fordern? Darf für die Ehe, die der Liebe Verklärung ist, das Wort: Maß für Maß gelten? Sollte da nicht jede Gabe eine freudige und freiwillige sein? In Ihnen selbst, gnädige Frau, muß der Lohn für die gute That liegen, oder besser: die gute That trägt ihren reichen Lohn schon in sich. Vielleicht kennen Sie den schönen Spruch, der meine Gedanken gerade in diesen letzten Wochen oft beschäftigt hat:

„Thust du das Gute, so wirf es ins Meer,
Sehen's die Fische nicht, sieht's doch der Herr."

„O ja, ich habe den Spruch in irgend einem jugendlichen Album gelesen," erwiderte sie, „aber er paßt nicht für meine Natur. Wo ich freudig gebe, will ich auch freudig empfangen dürfen. Ich bin noch jung und leidenschaftlich, und ach, im Grunde meines Herzens — wie habe ich doch Viktor lieb, wie sehne ich mich so brennend nach ihm und nach Ketty!"

„Und gerade deshalb: nur über Canossa führt ein sicherer Weg für Sie in die Heimat zurück," sagte Bürklin ernst. „Das ist keine wahre Liebe, die sich nicht beugen und abbitten will."

„Niemals — Canossa existiert auf meiner Landkarte nicht," gab sie ihm schroff zur Antwort. „Kein Wort mehr will ich mit Ihnen über mein Unglück wechseln! Sie sind ein Splitterrichter und kein Freund in der Not!"

Damit ging sie zur Thür hinaus, hastig, ohne sich umzusehen, den Kopf in den Nacken geworfen. Sie verließ das alte Haus und schritt geradeswegs den steilen Richtpfad in die Höhe, wieder nach Laret zu. Die Rizzischen Kinder, denen sie nicht die mindeste

Beachtung schenkte, starrten der stolzen, fremden Dame, die nicht einmal das liebliche halbjährige „Bambino“ einer Liebkosung würdigte, wie doch alle Vorüberkommenden es thaten, offenen Mundes nach. Bürklin hatte die Fortgehende mit keinem Worte zurückgehalten. Er berichtigte Frau Teresina die kleine Zeche und hörte ruhig ihr Loblied über la bella signora und ihre teilnehmende Frage an: ob etwa die Signora („la sposa“ sagte sie) leidend oder trübsinnig sei? Dann folgte er Katharine, ohne jedoch den Versuch zu machen, ob sie sich noch einholen lasse. Nur irr sollte sie nicht gehen, denn der Abend stand vor der Thür. Seine Augen waren scharf und verloren die rasch Dahineilende keinen Moment aus den Blicken, wiewohl sie bald nur noch ein dunkles Pünktchen in der Ferne war. Seine Gedanken strebten vergebens, sich mit dem eben Gehörten abzufinden. Wie immer wirkte der Reiz dieser köstlichen Abendlandschaft stark und unmittelbar auf sein Gemüt, nur daß ihm heute aus dem Frieden der Natur kein Seelenfrieden erwuchs, weil in ihm ein Aufruhr gärte.

Zuneigung und Zorn stritten um die Frau, deren drittes Wort gelautet hatte: „Ich liebe ihn!“ und die doch in Gefahr stand, ihre Liebe den Winden zum Spiele hinzuwerfen, die sich das Herz nach ihrem Kinde wund sehnte und keinen Schritt thun wollte, um ihre Sehnsucht zu stillen. „Arme, blinde, bethörte Frau! Wie kann man dir helfen?“

Er wußte selbst nicht, wie er schließlich nach Baselgia zurückgelangt war. Im Hofe des Jostihauses sprang ihm Barry freudebellend entgegen, richtete sich an ihm in die Höhe und rieb winselnd den zottigen Kopf gegen seine kalte Wange.

„Treue, Treue! Muß man dich erst an der unverständigen Kreatur kennen lernen?“ sagte Bürklin zu sich selber und trat nachdenklich ins Haus.

Nonna kam ihm im Flur entgegen: die Signora sei schon vor einem Viertelstündchen heimgekehrt und habe sich ein Glas Limonade auf ihr Zimmer bringen lassen gegen den Kopfschmerz. Rot und heiß sei sie auch gewesen wie ein Feuerofen, und essen wolle sie heute abend überhaupt nicht. Steffen Bürklin hatte also das Reich für sich allein wie früher, und Nonnas Herz war noch so übervoll von Per Vians und Barbetta Tosios Heirat und allem, was drum und dran hing, daß sie während des Aufwartens ihre Reden abhaspelte, als ginge das Rad mit dem Winde. Bürklin brauchte nur zuzuhören und ab und zu einmal zu nicken, obwohl er heute ausnahmsweise kein Wort der braven alten Plaudertasche mit dem Strickstrumpfe in sich aufnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Diamantenschmuggel.

Von R. Immann.

Diamanten, Brillanten, Edelsteine, wie man sie benennen mag, werden bei der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika mit einem Zoll von zehn Prozent belegt. Dies ist ein ziemlich hoher Satz, denn die Ware ist sehr kostbar; bei Diamanten, die 100 000 Mark wert sind, verdient also der Schmuggler, der den Zoll umgeht, schon 10 000 Mark, und besonders groß ist die Menge kostbarer Steine nicht, die einen Wert von 100 000 Mark repräsentieren. Die Folge ist daher, daß der Schmuggel seit Jahren versucht und betrieben wird; findige Menschen sind reich dabei geworden. Anderseits bieten die Beamten, die bei einem großen Fange Prämien erhalten, alles auf, um dem Schmuggler hinter seine Schliche zu kommen. Das Versteckspielen, das beide Parteien betreiben, ist oft sehr ergötzlich.

Nun ist es eine sonderbare Erfahrung, daß man oft mit großer Mühe und Schwierigkeit etwas sucht, was dicht vor den Augen, sozusagen vor der Nase liegt. In Paris hatte einmal die Polizei bei einer Haussuchung nach einem überaus wichtigen Briefe zu suchen; sie hob den Fußboden aus, sägte die Möbel in Stücke, zerriß die Betten und kehrte alles um und um: man wußte, der Brief befand sich irgendwo in dem Zimmer, aber man konnte ihn nicht finden. Durch einen Zufall entdeckte ihn endlich ein Geheimpolizist, der keinerlei gewaltsame Mittel anwandte, sondern sich nur auf seine Augen

verließ, er fand das Schreiben, das auf die Rückseite der weißen Gardine mit einer Stecknadel geheftet war. Bei dem Diamantenschmuggel hat man ganz ähnliche Vorgänge beobachtet. Es kamen eine Zeitlang, Monate hindurch, viele Diamanten nach New York, die von Damen eingeschmuggelt wurden. Man untersuchte diese Frauen, die ein Gewerbe daraus machten, immer zwischen Europa und Amerika unterwegs zu sein, auf das sorgfältigste, es ließ sich indessen nichts finden. Endlich engagierte ein Geheimagent die Stewardeß eines Dampfers; auch diese war nicht erfolgreich, die fraglichen Damen schützten allerlei Geschäfte vor und konnten nicht ertappt oder überführt werden. Da fand die Stewardeß eines Tages beim Aufräumen in der Schlafkabine einen künstlichen Zahn, der hohl und ganz ungewöhnlich leicht und fein gearbeitet war; da sie selbst falsche Zähne trug, fiel ihr dieser künstlich-hohle Zahn um so mehr auf. Sie nahm den Fund an sich und zeigte ihn ihrem Auftraggeber, dem Polizeibeamten; der ging damit zu einem berühmten Zahnarzt, und durch dessen Hilfe wurde festgestellt, daß in den letzten Monaten in verschiedenen Zahnateliers ungewöhnlich große Mengen von solchen Zähnen bestellt worden waren, die Hohlräume hatten und daher sehr leicht gearbeitet waren. Als der nächste Dampfer anlangte, wurden mehrere Damen, die verdächtig waren, sistiert, und man unterzog ihre Zähne einer eingehenden Untersuchung. Dabei kam die Sache heraus; in den hohlen Zähnen steckten Brillanten, die sehr hohen Wert hatten. Zwei Schwestern hatten auf diese Weise dreizehn Brillanten im Gebisse versteckt.

In den Vereinigten Staaten sind Diamanten sehr begehrt, eine Modethorheit; „alle Welt“ trägt glitzernde Steine, die Schauspielerin, die Frau des Krämers und die Tochter des Börsenmagnaten. Es gibt Damen, die bei festlichen Anlässen über und über mit Diamanten bedeckt erscheinen, die für 100 000 Mark Diamanten oder noch mehr auf ihren Kleidern tragen. Daher blüht auch der Handel mit unechten Steinen; und manch eine vornehme Frau, die „unter der Hand“ Diamanten einkaufte, welche angeblich geschmuggelt waren, erwarb für „billigen Preis“ — falsche Brillanten. Es gibt aber auch manche Frau aus den besten Kreisen, die sich kein Gewissen daraus macht, von ihrer europäischen Tour eine hübsche Sammlung Diamanten mitzubringen und die Zollbehörde zu hintergehen, es gibt viele professionelle und fast noch mehr gelegentliche Schmugglerinnen. Eine reiche Frau, die das „fashionable“ Bad zu Saratoga besuchte, rühmte sich dessen ganz öffentlich, für 200 000 Mark Diamanten glücklich eingeschmuggelt zu haben; sie hatte sich hohle Stiefelabsätze anfertigen lassen und in denselben ihre Schätze versteckt. Einige Monate darauf war der hohle Stiefelabsatz ein beliebtes Versteck geworden; aber man kam der Sache bald auf die Spur, ein Barbier auf einem Dampfschiffe, dem ein Kunde lachend beim Rasieren davon erzählt hatte, verkaufte einem Zollbeamten das Geheimnis gegen ein Trinkgeld. Dann kamen Koffer mit doppelten Böden an die Reihe, Reisetaschen mit geheimen Taschen, Revolver, deren Kolben Hohlräume enthielten, die mit Brillanten gefüllt waren, und Toilettenkästen mit Geheimfächern. Doch dies alles währt gewöhnlich nur kurze Zeit; sobald eine neue Schmuggelmethode allgemein benutzt wird, ist auch das Ende bald da. Eine Holländerin, die jüngst nach Amerika fuhr, suchte nach den Kofferschlüsseln und gab dem Beamten derweil ihr Kind zu halten, er möge nur die Kinderklapper nehmen, dann sei das Kleinchen still. Der Beamte, der selber Kinder hatte, klapperte gutmütig dem Kinde etwas vor. Später ergab es sich, daß die Klapper mit großen Diamanten gefüllt gewesen war, der Beamte hatte den Schatz selber in der Hand gehalten.

Eine als barmherzige Schwester verkleidete Schmugglerin hatte während der Untersuchung ihren Rosenkranz fleißig abgebetet; niemand verfiel darauf, daß gerade dieser Rosenkranz es war, der für mehrere Hunderttausende an schönsten Steinen enthielt. Ein Kaleidoskop, das ein kleines achtjähriges Mädchen glücklich ans Land brachte, war mit Diamanten gefüllt; der Beamte hatte natürlich nicht daran gedacht, das Spielzeug der Kleinen nachzusehen. Auch Tauben, die in ihren Federkielen Diamanten trugen, sind von Belgien aus eine Zeitlang importiert worden. Von Kanada aus betrieb man dasselbe Geschäft mehrere Jahre durch Tauben; zufällig wurde einmal eine Taube geschossen und dabei entdeckt, daß sie Brillanten führte. Man rechnet, daß jedes Jahr für

36 Millionen Mark edle Steine in die Vereinigten Staaten eingeführt und ehrlich verzollt werden; die Beamten der Zollhäuser behaupten, daß der Betrag der jährlich geschmuggelten Diamanten sich auf 15 bis 18 Millionen Mark beläuft.

Auch in Südafrika, wo seit einigen Jahren eine unerhörte Fülle von Diamanten gefunden wird, blüht der Diebstahl und der Schmuggel. Ein Diamantenhändler hatte einen treuen Kaffer; derselbe wurde von der Polizei verfolgt und, da er sich nicht ergeben wollte, erschossen. Die Polizisten durchsuchten die Kleidung und den Körper des toten Mannes, fanden aber nichts; sein Herr nahm den Leichnam an sich und ließ ihn sezieren. Der treue Diener hatte im letzten Augenblicke einen Stein, der mehrere tausend Pfund wert war, verschluckt, man fand ihn in seinem Magen. Ein Boer, der von der Polizei verfolgt wurde, weil man ihn im Verdacht hatte, Diamanten wegzuschleppen, nahm seine Büchse an den Kopf und schoß einen der Ochsen tot, die seinen Wagen zogen. Die Polizei durchsuchte den Mann und sein Gefährt gründlich, konnte aber nichts finden. Der kluge Boer lud aber den toten Ochsen auf, fuhr ihn nach Hause und schnitt Stück für Stück auseinander: er hatte seine Büchse mit Diamanten geladen und mit denselben das Tier erlegt. Die edlen Steine fanden sich im Leibe; es war zwar eine mühselige Arbeit, aber sie lohnte. Ein Arbeiter fand einen Brillanten, er sah den Inspektor kommen, wickelte um den edlen Stein ein Stück Schinken, das er bei sich hatte, und gab seinem hungrigen Hunde den kostbaren Bissen. Der Hund schnappte gierig zu und verschluckte den Diamanten; zu Hause angelangt, erschoß der Arbeiter den Hund, der Stein, der 40000 Mark wert war, fand sich im Magen.

Die Kimberley-Diamantengrube in Südafrika stellt ein ungeheures Erdloch vor; Hunderte emsig pickender Kaffern schaufeln den kostbaren thonigen Grund in Eimer, welche an Seilen an den steilen Wänden auf- und niedersteigen. Je sechs Kaffern stehen unter der Aufsicht eines Weißen, der unter einem Schirme sitzt und weiter keine Obliegenheiten für zwanzig Mark pro Tag hat, als seine schwarze Schar im Auge zu behalten, damit von ihr kein Diamant wegstibitzt wird. Natürlich ist diese Überwachung wenig ausreichend. Der Kaffer sieht zum Beispiel einen losen Diamanten, der indessen im Schmutze steckt und daher auch nicht glitzert. Der Aufseher kann dies nicht immer erblicken, er bemerkt von seinem entfernteren Sitze nichts von dem Funde. Der Schwarze setzt seinen Fuß auf den Diamanten und ergreift ihn mit den Zehen, die bei ihm fast so gelenkig wie unsere Finger sind. Er hält ihn dort fest, bis Feierabend gemacht wird, ohne daß man an seinem Gange etwas gewahr wird; oder er benutzt einen Augenblick, da der weiße Aufseher gerade wegsieht, um den Diamanten in den Mund zu schieben, in die Nase, oder ihn in seinem wolligen Haupthaare zu vergraben. Hat der Aufseher Verdacht geschöpft, so wird der Kaffer gründlich nachgesehen; hat er vielleicht den Diamanten gar hinuntergeschluckt, so reicht man ihm ein kräftiges Laxiermittel, das selbst die Natur eines Elefanten nicht ungestört lassen würde. Findet sich der Stein, so geht es dem Kaffer schlecht, er wird zu Zwangsarbeit verurteilt und macht vorher noch mit der neunschwänzigen Katze eine unangenehme Bekanntschaft. Aber meistens wird er nicht ertappt und verkauft dann in der Nacht seinen Schatz an den Händler. Letzterer bezahlt den Kaffer mit etwas Tabak, einer alten Hose, einem Messer und ähnlichem Kram, bares Geld erhält der Schwarze nur wenig, denn das würde sofort Verdacht erregen. — Für die gewerbsmäßigen Diamantenschmuggler in Südafrika ist es am geratensten, sich mit den Geheimpolizisten auf guten Fuß zu stellen. Sie zahlen ihnen ein Jahrgehalt von 10000 bis 20000 Mark, und dafür werden sie in Ruhe gelassen, wenn sie ihr Gewerbe nicht zu schamlos treiben. Man kann sich denken, wie gut sich die Polizeibeamten dort dabei stehen, wenn sie mehrere solcher anonymen Kunden haben. Ein deutscher Bäckergeselle, Namens Kleba, hatte um ein Spottgeld, um ein wahres Butterbrot, Diamanten angekauft, die einen Wert von vielen Hunderttausenden hatten. Allein er kam mit seinen Schätzen nicht bis zur Kapstadt; die Polizei hatte Wind erhalten, eilte ihm nach, traf ihn unterwegs in einem Wirtshause und nahm ihm seine Beute ab. Es fand sich darunter ein Stein, der 215 Karat wog und eine halbe Million Mark wert war. Kleba sitzt jetzt im Kerker und muß eine ganze Reihe von Jahren hart arbeiten. Viele ehe-

mals reiche Diamantenhändler müssen gleich ihm jetzt in den Gefängnissen schmachten und können über den Wechsel von Reichtum und Armut und die Nichtigkeit alles Irdischen erbauliche Betrachtungen anstellen. Auf dem Dampfer, der von der Kapstadt nach Europa abging, erwischte man vor einiger Zeit einen berüchtigten Schmuggler; beide Läufe seines Jagdgewehres steckten bis an den Rand voll von Diamanten.

Die Reisewut.

Eine Epistel an die Reisewütigen.

Von Hanns von Spielberg.

In irgend einem Witzblatte las ich einmal von einem Reisebacillus, den Geheimrat Koch oder Herr Pasteur in diesem Frühjahr entdeckt haben sollte. Es ist, so wurde etwa weiter berichtet, ein ganz unheimlicher Geselle, der zur Sommerszeit die harmlosesten Individuen, ganz besonders die besseren Hälften der Menschheit, heimtückisch überfällt, in kurzer Zeit ganze Familien durchseucht, der die stärksten Geldbeutel, und wenn sie aus Krokodilleder wären, auffrißt und sich meist erst mit Eintritt der kalten Witterung verliert.

In dem Scherzworte liegt ein Korn bitteren Ernstes. Die Reisewut ist wirklich eine der nur allzu zahlreichen Zeitkrankheiten, und zwar keine der ungefährlichsten. Der Nährboden, auf welchem jener Bacillus üppig wuchert, ist die moderne Nervosität und die durch jene großgezogene Unzufriedenheit mit dem, was wir haben, und dem, was wir sind — nicht in der wirklichen Lust am Reisen zeigt sich die Seuche, sondern in der Sucht nach Abwechselung. Daß diese Abwechselung gerade auf dem Wege der Reise gesucht wird, ist eine durch die Leichtigkeit, mit welcher man dank den jetzigen Verkehrsmitteln reist, hervorgerufene, rein äußerliche Nebensächlichkeit.

Ich selbst bin ein begeisterter Freund des Reisens. Ich reise daher gern und viel, trotzdem hat mich bisher, Gott sei gedankt, die Reisewut noch verschont, wenn ich mich auch nicht sicher rühmen will, später nicht einmal von ihr befallen zu werden. Sie liegt in der That in der Luft, wie ich oft an guten Freunden, ganz verständigen Menschen, beobachtete, die plötzlich aufbrachen und zwecklos in die Welt jagten, als wollten sie nichts anderes denn nur der Heimat entfliehen. Ich sah sie dann freilich stets nach einiger, hier längerer, dort kürzerer Zeit zurückkehren, nicht erfrischt, sondern ermüdet, und wenn man sie fragte, wie es gewesen wäre, meinten sie zwar: „Sehr schön," aber sie faßten meist gleichzeitig an die Stelle, wo man gewöhnlich das Portemonnaie aufbewahrt, und seufzten: „Aber...."

Ja, wenn die „Abers" nicht auf der Welt wären.

Es mag paradox klingen, daß ich mich selbst als einen Freund des Reisens bekenne und doch von der Reisewut als einer Zeitkrankheit spreche. Reisen und Reisen ist ein Unterschied, und reisewütig ist durchaus nicht jeder, der im Sommer gern seinen Koffer packt. Das „Weshalb" und das „Wie" unterscheiden den Reisewütigen von demjenigen, der, ich möchte sagen: mit innerer Berechtigung reist. Wer wird es dem Manne verargen, den wirkliche Sehnsucht nach den Schönheiten der Welt hinaustreibt, daß er diesem Wunsche nachgibt? Wer wird es wagen, demjenigen, der das ganze Jahr hindurch in angestrengter, geistiger Thätigkeit eingespannt war, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich einige Wochen, wenn es seine Mittel erlauben, am Meeresstrand erholen oder auf Bergeshöhen frische Arbeitskraft sammeln will? Meine Reisewütigen sind aber ganz andere Leute.

Ich bin allmählich darauf gekommen, sie ganz nach der materiellen Seite hin in zwei Kategorieen zu scheiden: in die einen, die es, um im Tone der braven Wilhelmine Buchholz zu sprechen, haben können, und die anderen, welche es eigentlich nicht haben können, das Reisen nämlich. Die ersteren sind meist zwar die gefährlicher Erkrankten, sie sündigen im großen Stil, aber doch nur gegen sich selbst, und ich muß eigentlich um Verzeihung bitten, daß ich mich in ihre privaten Angelegenheiten mische. Bei den letzteren dagegen leiden ganze Familien unter dem Ausbruche der Krankheit mit, ich kenne

Leute, die das ganze Jahr hindurch selbst am Nötigsten sparen — o wie häßlich gestaltet sich der schöne Begriff Sparen oft in Wirklichkeit aus — nur um ihre Sommerreise erschwingen zu können. Und diese Sparsamkeit erscheint noch nicht als das Schlimmste; schlimmer und leider häufiger ist, wenn die Lücke im Wirtschaftsbudget auf andere Weise zugeflickt werden muß.

Bei den Glücklichen, „die es haben können," liegt die Ursache, weshalb sie reisen, in der Langweile, welche sie daheim aus Mangel an Thätigkeit oder an Begabung zu einer solchen empfinden. Wenn sie nun wirklich diese Langweile auf der Reise abstreifen könnten, möchte man das Mittel ja um des Zweckes halber gelten lassen. Der Erfolg ist aber fast stets ein negativer: die Leutchen langweilen sich unterwegs noch mehr als daheim, und leider — sie langweilen zugleich ihre Mitmenschen. Es ist charakteristisch, wie sie meist reisen. Ihr Symbol ist der Expreßzug, und sie schwören auf die modernen Massenkarawansereien, in denen der Mensch, wie im Gefängnis, zur Nummer wird. Sie „erschöpfen" heute in einem Nachmittag den Königssee, sehen morgen von ihrem Hotelfenster aus sich die schneebedeckten Gipfel um Innsbruck an und wollen übermorgen in den Münchener „Vier Jahreszeiten" dinieren. Fast stets sind sie allein — auch wenn sie unter Hunderten von Mitmenschen sind; gesellen sich aber ausnahmsweise zwei Exklusive, etwa ein Männlein und ein Weiblein, zusammen, so sind es eben Gesinnungsgenossen, die sich gegenseitig selbst beim Anblick der Jungfrau angähnen werden. Au fond, sie sind mehr zu beklagen als anzuklagen, denn sie haben sich in der Wahl des Mittels gegen ihre Krankheit gründlich vergriffen: sie kehren nicht geheilt, sondern selbst dann schwerer leidend in die Heimat zurück, wenn sie Wunderdinge von ihrer Reise erzählen — Wunderdinge, welche sie meist nur aus dem Bädeker, günstigstenfalls von der Table d'hote her kennen.

Anklage aber erhebe ich gegen diejenigen Personen, „welche es nicht können." Ich klage sie nicht nur deshalb an, weil sie Ausgaben über ihre Verhältnisse machen (es ist das ja auch ein Zug der Zeit, gegen den anzukämpfen vergebliches Mühen wäre), sondern weil sie diese unverantwortlichen Ausgaben unnötig und nutzlos machen.

Unnötig reisen diejenigen, welche nur um der Mode willen reisen, und ihre Zahl ist Legion. Es gilt heute bis tief in unsere Mittelstände hinab geradezu fast für unfein, nicht einige Wochen und mindestens einige hundert Mark einer „kleinen" Sommerreise zu opfern. Die Stadt ist so heiß und staubig, das Bedürfnis, „einmal auszuspannen," so lebendig, Gevatter Schulze und Müller reisen auch — allons, Alterchen, greife in die Sparbüchse! Wozu sind die Rundreisebillets so billig, wenn sie nicht benutzt werden sollen?

Das Bedürfnis, „einmal auszuspannen!" Ich glaube, es wird viel Unfug mit dem Worte getrieben, und ich kann unsern Ärzten den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß sie diesen Unfug, natürlich in der besten Absicht der Welt, allzusehr unterstützen. Der Arzt soll oder sollte wenigstens zugleich der Freund, ja der Berater des Hauses sein, mit dem bloßen Rezeptschreiben ist denn doch nicht alles gethan, zumal wenn das Rezept teurer ist als nötig. Solch Rezept, das nur zu häufig verschrieben wird, ist aber auch das Wort: „Sie müssen mal ausspannen — ich rate Ihnen, machen Sie eine kleine Reise." Man kommt damit dem leisen Herzenswunsche des etwas abgearbeiteten Patienten, vielleicht auch den Wünschen der verehrten Gattin oder der liebenswürdigen Töchter entgegen, und man kann zugleich mit gutem Gewissen sagen: Etwas Besseres konnte ich dem Manne gar nicht anraten. Gewiß — wenn nur nicht die Elle länger würde als der Stoff, wenn der arme Patient nur nicht mit einem doppelt sorgenvollen Winter die kurze, sogenannte Sommererholung bezahlen müßte! Unsere Eltern werden wohl auch häufig das Bedürfnis gehabt haben, mal auszuspannen — es ist Unsinn, daß sie weniger angestrengt gearbeitet hätten als wir — auf Reisen sind sie sicher weniger gegangen. Fleißiges Spazierengehen, kräftigere Nahrung und, geht's an, einige Wochen Landaufenthalt, fern dem Büreau oder dem Kontor, thun dieselben Wunder wie eine kostspielige Reise. Für die paar hundert Mark, welche die Sommerreise kostet, könnte der gequälte pater familias sich und den Seinen zudem oft schon eine Wohnungsverbesserung erlauben, die ihn aus irgend einer engen, dumpfigen Etage in übervölkerter Stadtgegend in eine geräumige, gesunde Vorstadtvilla versetzen würde.

Meine Leutchen reisen aber auch nutzlos.

Man sage mir, was man wolle: Zum Reisen gehört ein gewisser Komfort. Der Kommis Voyageur, der an seinen Diäten sparen will, der junge Student oder der Künstler, der frohgemut unter den Dorfschönen seine Modelle sucht, mag sich über den Mangel an Ruhe, an Behaglichkeit hinwegsetzen — kommt man in die Jahre, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht, so kann man sich nur über sie hinwegtäuschen. Das letztere thun allerdings viele. Sie suchen eine Erholung und hetzen zunächst, um irgend einen als billig berühmten Ort zu erreichen, dritter Klasse durch halb oder ganz Deutschland, sie lassen sich dann von den spekulativen Herren Wirten einschachteln, daß die Auswanderer im Zwischendeck eines Steamers ihnen gegenüber behaglich wohnen, und speisen in der billigen Pension eine Kost, die vielleicht sehr künstlich aufgeputzt, aber meist ein Hohn auf jeden gesunden Magen ist. Es gibt Ausnahmen, es gibt wirklich billige und doch gute Pensionen, da es natürlich auch unter den Wirten weichherzige Seelen gibt — diese Paradiese sind jedoch überfüllt, und die Glücklichen, welche in ihnen Unterkommen finden, sind verschwindend wenige gegenüber den Tausenden von Bedürftigen. Immerhin ist es noch der beste Fall, wenn meine Freunde an dem einen Ort sitzen bleiben, aber die nervöse Unruhe, welche sie durch die Reise heilen wollten, treibt sie meist bald weiter. Ebensowenig wie sie daheim zufrieden waren, sind sie es unterwegs, sie wechseln die Stationen, wie mit Erlaubnis zu sagen die Wäsche, und wenn der kurze Urlaub sich zum Ende neigt, so gilt es gewöhnlich noch einige Tage in irgend einer größeren Stadt zuzubringen: „Man will doch auch etwas mehr von der Reise haben als die ewigen Berge.“ Dann folgt zum Schluß eine neue Hetztour über die Landkarte, daheim ein starkes Defizit in der Wirtschaftskasse, für dessen Beseitigung sich leider der europäische Geldmarkt nicht immer willig zeigt, und der Rest ist — Schweigen.

Ich könnte aus meinen Forschungen noch manches andere Exemplar von Reisewütigen hervorsuchen. Ich könnte z. B. plaudern von der Sitte der Hochzeitsreisen, die heute derart zur Unsitte geworden sind, daß den Neuvermählten schließlich das eigene Heim nicht heimisch vorkommt und über die zwischen dem Brautpaar schon debattiert wird, ehe noch ein Stück Wäsche von der Ausstattung vorhanden ist; ich könnte auch erzählen von einem Bekannten, der zu seinem Vergnügen — unglaublich, aber wahr — in neun Tagen von Berlin nach Konstantinopel und zurück reiste, aber ich glaube, es ist genug der Eulen, die ich wieder einmal nach Athen trug.

„Nach Athen? Ach, da möchte ich auch einmal hin!“

„Reisen Sie in Gottes Namen, Verehrteste. Aber reisen Sie nur, wenn Sie genug Zeit und überflüssig Geld haben — wenn Ihr Herz sich wirklich so recht aus tiefstem Grunde nach neuen Eindrücken sehnt und Sie gewiß sind, solche dankbar aufzunehmen und festzuhalten, kurz, wenn Sie mit wirklichem Genuß .... ohne Reisewut reisen können!“

Nach hohen Zielen streben

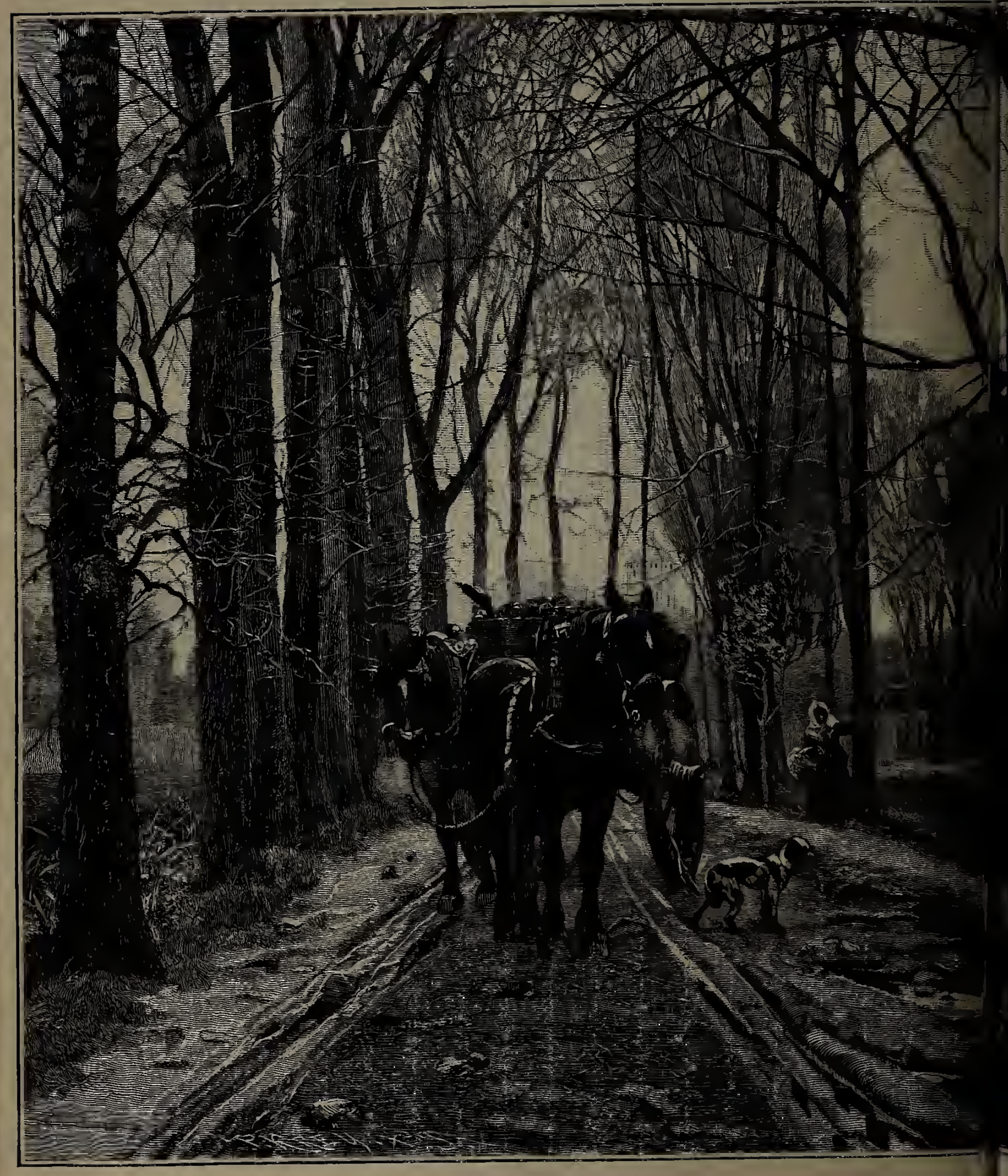
Von Harriot Wolff.

Nach hohen Zielen streben
In Einfalt fromm und schlicht,
Nicht sich, nur andren leben —
Das, Kind, heißt Menschenpflicht.

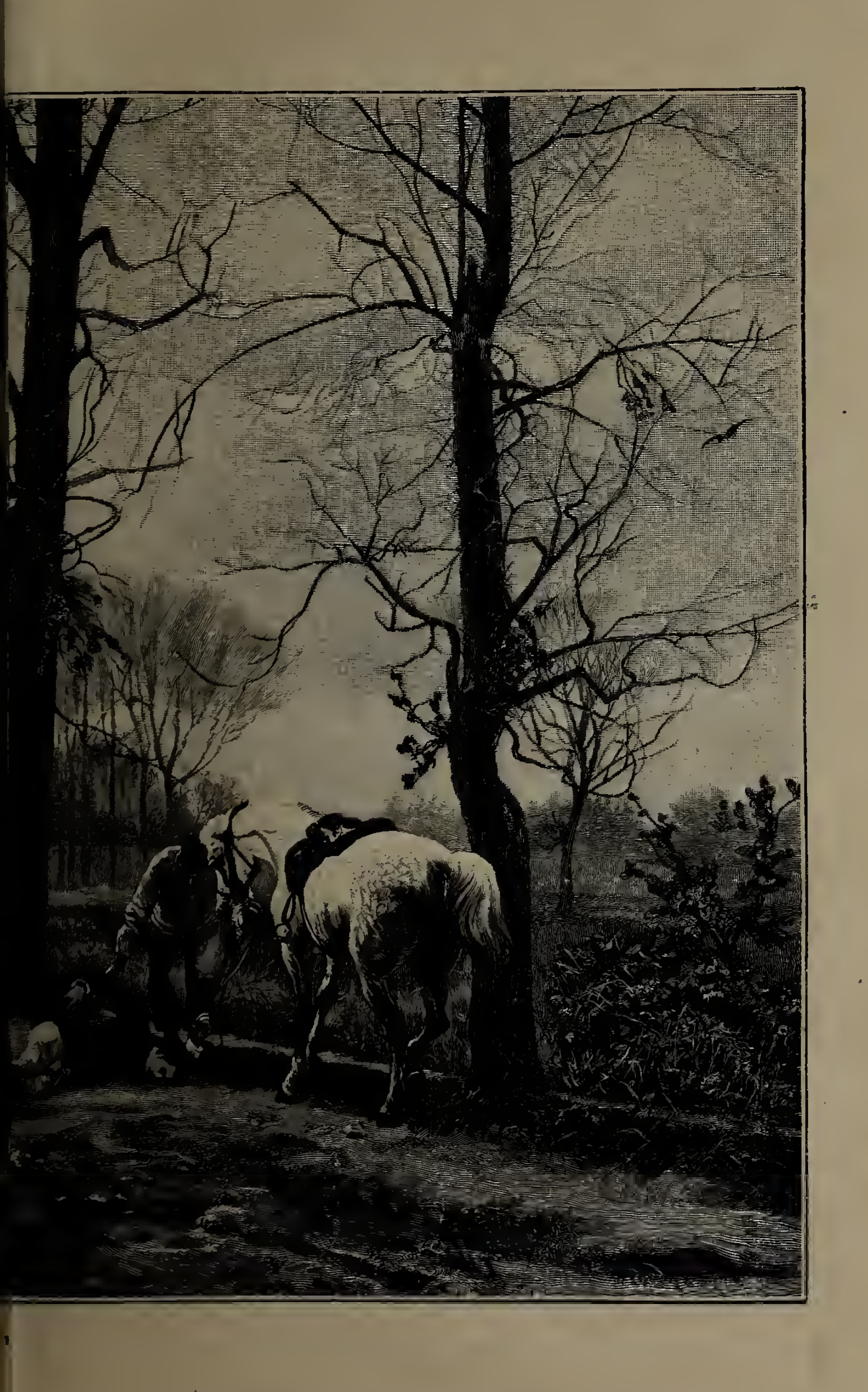
Den Kampf aufs neu beginnen,
Verlor man Geld und Gut,
Zurück es zu gewinnen —
Das, Kind, heißt Lebensmut.

Das Licht erspähn von oben,
Durch Todesnacht und Grau'n,
Wenn ringsum Stürme toben —
Das, Kind, heißt Gottvertraun.

Das Rechte thun im stillen,
Die Pflichten, groß und klein,
Gewissenhaft erfüllen —
Das, Kind, heißt glücklich sein.



Gestürzt. Gemalt von E



Berlin auf dem Wasser.

Von A. Oskar Klaußmann.



Die beiden Faktoren, welche der märkischen Landschaft ihren eigentümlichen poesievollen Zauber verleihen, Wald und Wasser, fehlen auch der Stadt Berlin nicht. Ein Blick auf umstehende Karte zeigt uns, daß Berlin von ganzen Gruppen von Seen umgeben ist, von denen einige in der That nicht unbedeutend sind und Gewässer bilden, die „eigenen Sturm und Wellenschlag“ haben. Gerade in der Nähe von Berlin buchtet die Spree so weit aus, daß der sonst so harmlose Fluß stellenweise als ein großer mächtiger Strom erscheint. Gleichzeitig bildet die Havel von Spandau bis Brandenburg eine fast zusammenhängende Kette von Seen, während sich, einen früheren Zusammenhang ahnen lassend, von Potsdam bis Berlin eine Reihe von Seen hinzieht, welche nach neueren Forschungen das frühere Bett der Oder sind. Berlin soll nämlich einst an der Oder gelegen haben, zu der Zeit, als dieser Fluß sich noch nicht in die Ostsee, sondern in die Nordsee ergoß. Vergessen wir endlich auch nicht verschiedene Binnenseen in der Nähe Berlins, welche mit den Flüssen nicht in Verbindung stehen. Unter diesen ist vor allen der gegen zwölf Millionen Quadratmeter umfassende Müggelsee bei Friedrichshagen zu erwähnen.

Die Stadt Berlin selbst ist von Wasserläufen durchzogen, welche durch die Spree und den mit ihr in Verbindung gesetzten Schiffahrtskanal entstehen. Durch diese günstigen Wasserverhältnisse entwickelt sich nicht nur ein reger geschäftlicher Verkehr, der Berliner kann vielmehr auch der Neigung nachgehen, von der wahrscheinlich schon vor 1400 Jahren die Ureinwohner beseelt waren, die das Fischerdorf Berlin gründeten, der Neigung, sich dem nassen Elemente zum Vergnügen anzuvertrauen, sei es in der Gondel, sei es im Segelschiffe oder in einem anderen Gefährt. Man ersieht die besondere Vorliebe des Berliners für das Wasser schon daraus, daß er das Wort „gondeln“ auch für jede andere Bewegung gebraucht. Dieses Wort bedeutet nämlich im humoristischen Berlinisch nicht nur „auf dem Wasser fahren,“ sondern auch „laufen,“ „gehen,“ „fahren.“ Das Wasserleben Berlins ist ein so umfangreiches und interessantes, daß es sich wohl verlohnt, dasselbe kurz zu skizzieren. Nur wenige Wintermonate, fast sind es nur einige Winterwochen, verhindern den Verkehr der Lastkähne auf dem Schiffahrtskanal und auf der Spree innerhalb der Stadt Berlin. Um die Fahrordnung auf diesen Gewässern aufrecht zu erhalten, dürfen Schiffe, welche Berlin passieren, vormittags nur in westlicher und nachmittags nur in östlicher Richtung die Flußläufe befahren. Interessanter noch als diese großen Spree- und Elbkähne, die den nicht gerade schönen Namen „Zillen“ führen, ist das Leben auf den festliegenden Kähnen, die man in der Nähe fast aller Brücken Berlins findet, und welche schwimmende Verkaufsstätten sowie zugleich die Wohnungen der Inhaber bilden.

So sind z. B. im Herbste und zu Anfang des Winters die Kartoffelschiffe eine Berliner Spezialität. Diese legen sich in der Nähe irgend einer Brücke vor Anker, lassen von der Mastspitze herab einen langen roten Wimpel flattern und hissen an den Mast eine schwarze Tafel mit der Aufschrift „5 Liter 15 Pfennig.“ Die meisten dieser festliegenden Kähne bergen aber eine noch anziehendere Ladung in ihrem Innern, nämlich Obst. Die Kähne bleiben gewöhnlich auch den ganzen Winter vor Anker, und durch Laufbrücken, die von Bord über die Kaimauer zum Trottoir gelegt sind, vermittelt sich der Verkehr mit dem Lande. So lagert eine ganze Obstkahnflottille den Winter über an der Langen Brücke unter den Mauern des alten Königsschlosses. Gerade in strengen Wintern, wenn draußen Schnee liegt und

eisige Kälte uns an den Norden und seine Tücken gemahnt, ist es ein Vergnügen, in diese Kähne hinabzusteigen, in deren Innerem in abgeteilten Kammern ganze Berge goldglänzender, rotbäckiger Äpfel liegen, die einen berückenden Duft ausströmen. Diese Obstkähne kommen fast ausnahmslos aus Böhmen. Obst und Holz sind an der Moldau gleich billig. Der Preis der Schiffe, die dort neu gebaut werden, stellt sich daher so gering, daß der Verfrachter sich alljährlich ein neues bauen lassen kann. Dieses neue Schiff wird mit dem herrlichsten böhmischen Obste beladen und geht nun aus der Moldau in die Elbe, aus dieser in die Havel und aus dieser wiederum in die Spree, um so nach Berlin zu gelangen. Ist die duftende Ladung verkauft, dann verkauft der Besitzer auch das leere Schiff und kehrt mit der Eisenbahn in seine Heimat zurück. So kommt es, daß die meisten Spree- und Elbkähne böhmischer Herkunft sind.

An den großen Wasserbecken innerhalb der Berliner Flußläufe, welche den Namen „Hafen" führen, entwickelt sich in den Sommermonaten ebenfalls ein sehr interessantes, lebhaftes und reges Treiben. So liegen z. B. am Hafenplatze, der durch einen Schienenstrang mit der Anhalter Bahn in Verbindung steht, mitunter mehr als hundert große Kähne. Mächtige Dampfkrähne fauchen und pusten dann, um mit ihren eisernen Armen die Last aus den Schiffen auf die bereitstehenden Wagen zu befördern. Aus den an der einen Seite aufgefahrenen Eisenbahnwagen wird Getreide in die Kähne oder umgekehrt Getreide aus den Kähnen in die Eisenbahnwagen geladen. Ein beständiger Korso von Roll- und Lastwagen, bespannt mit den kolossalen Percherons, die der Berliner „Perponchers" nennt, belebt die Szenerie. Wenn man eine Zeitlang diesem Treiben zugesehen hat und seinem Lokalpatriotismus einen kleinen Stoß gibt, so kann man sich sehr wohl einbilden, daß Berlin eine „Seestadt" sei.

Dieses Schifferleben hat eine eigentümliche Poesie. Es ist, wenn auch nicht voll Gefahren, so doch voller Mühen, voll harter Arbeit, voll Unbilden des Wassers und der



Karte der Gewässer der Umgegend Berlins.

Witterung, und doch hält es kein Schiffer, selbst wenn er den Winter über in Berlin Arbeit gesucht und gefunden hat, wenn das Frühjahr kommt, auf dem Lande aus; es zieht ihn fort, wie den Wandervogel, und er wird wieder Knecht auf einem Schiffe, obgleich ihn dort nur harte Arbeit und ein kärglicher Lohn erwarten. An der Friedrichsgracht befindet sich eine Anzahl von Lokalen, in denen nur Schiffer verkehren und die dadurch auch ein ganz eigentümliches Gepräge erhalten. In einzelnen kleinen Läden der Fischerstraße und der Friedrichsgracht pflegen diese Schiffer ihre Proviantbedürfnisse einzukaufen, wenn sie sich auf längere Reisen begeben. Es dauert ja oft Monate, bis sie wieder nach Berlin kommen, weil sie bis nach Hamburg hinunter oder die Elbe hinauf bis tief nach Böhmen fahren.



Fischkästen an der Inselstraße.

Außer den Schiffern haben auch die Fischer ihre Beschäftigung auf den Gewässern, und nach ihnen heißen noch viele alte Straßen, wie z. B. die „Fischerstraße," „An der Fischerbrücke," „Der Köllnische Fischmarkt" 2c.

Eine ganz eigentümliche Staffage für gewisse Berliner Szenerieen bilden die zu Hunderten an mächtigen Pfählen angeketteten Fischkästen, besonders an der Fischerbrücke und unter den Mauern des königlichen Schlosses und des Domes, zwischen der Langen und der Friedrichsbrücke; der eigentümliche Anblick, den die Gegend zwischen den beiden Brücken durch den Monumentalbau des Schlosses und des Domes auf der einen, durch die alten Häuser der Burgstraße auf der anderen Seite und durch die zwischen beiden ankernden Fischkästen und Obstkähne bisher bot, wird jetzt allerdings durch die fast vollendete Brücke gestört, welche im Zuge der Kaiser Wilhelmstraße über den Fluß führt und sehr von der Umgebung abstechen dürfte. Soll sie doch die prächtigste und vornehmste Brücke werden, die jemals in Deutschland erbaut worden ist.



Hausierer auf der Spree.

Hier müssen wir auch der „schwimmenden Verkäufer" gedenken. In den Sommermonaten befahren Händler, welche Gemüse, Weißbier, Schnaps 2c. feilhalten, in kleinen Kähnen die Wasserläufe. Gelangen sie in die Nähe eines Schiffes, so lassen sie ein lautes Rufen erschallen, wie ihre Gefährten auf den Höfen des festen Landes. Dann tritt wohl eine Schifferfrau aus der Kajütte und erhandelt etwas für das Mittagbrot, oder der Schiffer selbst und seine Knechte lassen sich von dem schwimmenden Budiker schnell



Ein gefahrloser Zusammenstoß.

Tiere kläglich zu Boden geworfen zu werden, so hat die Landratte eine entschiedene Neigung dafür, sich auf das Wasser hinaus zu wagen, zumal wenn sie gar nichts vom Rudern oder Segeln versteht. Kopfschüttelnd sehen wir nicht selten von den Brücken herab Ruderkähne die Flußläufe passieren, die nur von halbwüchsigen Knaben oder gar nur von Mädchen besetzt sind, die mit einer Ungeschicklichkeit und Tollkühnheit operieren, welche wahrhaft schreckenerregend ist. — Natürlich gibt es nur wenige Berliner, die eigene

eine kleine Weiße mit einer Strippe (Kümmel, Schnaps) einschenken.

Jährlich gelangen viele Millionen Zentner Waren per Wasser nach Berlin, insbesondere Holz, Torf und Ziegelsteine. Wer im Hochsommer oder noch besser im Herbst an dem mit den prächtigsten Häusern besetzten Schöneberger und Lützowufer entlang geht, wird billig über die Menge der Kähne erstaunen, die da an der südlichen Kaimauer vor Anker liegen und von kräftigen, wettergebräunten Gestalten vermittelst Karren ihres Inhalts an Ziegelsteinen, Kohlen, Holz und Torf entladen werden.

Wenden wir uns nun demjenigen Berliner Wasserleben zu, welches dem Vergnügen gewidmet ist.

In erster Linie müssen wir natürlich des Gondelns gedenken. Die Freude am Rudern ist durch alle Schichten der Berliner Bevölkerung verbreitet. Wie sehr dieser Sport beliebt ist, geht schon daraus hervor, daß alljährlich eine große Anzahl von Unglücksfällen zu beklagen ist, welche beim Gondeln durch unvorsichtiges Schaukeln des Kahnes, durch Überladen, durch Kentern ꝛc. entstehen. Man greift wohl nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß durchschnittlich im Jahre etwa zwanzig Menschen bei dieser Art von Vergnügen einen unfreiwilligen Tod durch Ertrinken finden.

Wie bekanntlich die Seeleute eine eigentümliche Leidenschaft dafür besitzen, sich, sobald sie an das Land kommen, auf ein Reitpferd zu setzen, um nach kurzer Zeit von dem

Kähne besitzen; aber es gibt zahlreiche Verleihanstalten für Kähne. Die meisten derselben befinden sich an der Stralauer Brücke und hinter den Zelten. An Sonntagen, im Sommer aber auch an den Abenden der Wochentage, entwickelt sich hier ein außerordentlich reges Leben auf dem Wasser, und die Kahnverleihanstalten bieten dann ein so interessantes Bild, daß es sich wohl verlohnt, ein paar Minuten vor ihnen stehen zu bleiben.

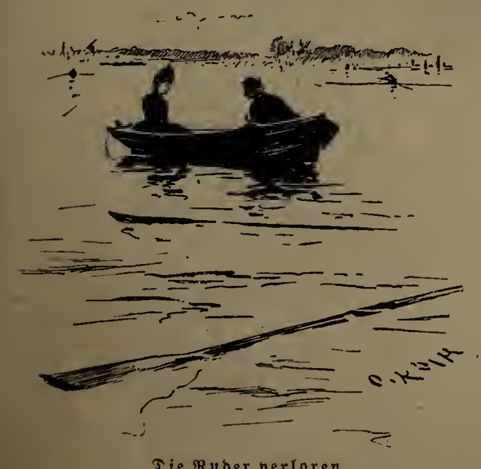
Wem aber der große Wurf gelungen, wer ein eigenes Ruderboot errungen hat, gehört zur Hydro-Aristokratie und betrachtet sich als einen Seemann, so echt, wie nur jemals einer zum fünfundzwanzigsten Male die Linie passiert, um China und Ostindien anzulaufen. Da ist z. B. der Rentier Schulze, der sich durch Fleiß, Biederkeit und Rechtschaffenheit ein kleines Vermögen erworben und sich damit zur Ruhe gesetzt hat. Die Rente ist nicht hoch, sie gestattet ihm aber, ein behagliches Leben zu führen. Wenn auch die spottlustigen Berliner Bekannten ihn einen „Sechsdreier-Rentier“ nennen, so weiß er doch, wie es sich ohne Sorgen und mit viel Vergnügen leben läßt, wenn man in der Lage ist, von seiner Rente zu leben.

Schulze ist früher Angler gewesen, aber dieser Sport erscheint ihm nun nicht mehr vornehm genug. Eines Tages kaufte er die „Emilie,“ ein Ruderboot, welches zwischen einem Waschtrog und einem österreichischen „Schinakel,“ auch „Seelenverkäufer“ genannt, die Mitte hält. Die „Emilie“ ist

jetzt ein Mitglied der Familie geworden. Natürlich führt das Boot den Namen nach „Muttern," alle Welt weiß aber, daß, wenn von Emilie gesprochen wird, nicht „Mutter," sondern das Ruderboot gemeint ist. Selbst die kleineren Kinder in der Familie, die Neffen und Enkel wissen mit Begeisterung von den Vorzügen der „Emilie" zu erzählen. Mit seemännischer Routine setzen sie auseinander, wie gut die „Emilie" im Wasser liegt, wie vortrefflich sie sich steuert, wie scharf ihr Kiel ist 2c.

Auch der Stammtisch, an dem Schulze allabendlich unter allerlei interessanten und belehrenden Gesprächen seine „Weiße" trinkt, ist durch ihn maritim infiziert. Jeder einzelne der Stammgäste schwärmt für die „Emilie" oder heuchelt wenigstens Sympathie für dieselbe. Selbst der Kellner des Stammtisches kennt die Vorzüge der „Emilie," denn Herr Schulze hat sie oft genug erklärt, wobei er bisweilen ganz ungeheuerliche Grund- und Spantenrisse mit Kreide auf den Stammtisch zeichnete. Er ist sogar der „Emilie" wegen in Todfeindschaft mit seinem Freunde Neumann geraten, von dem er seit seiner Schul- und Konfirmationszeit unzertrennlich war. Und das bloß deshalb, weil Neumann behauptet hatte, die „Emilie" steuere schlecht.

Im Winter muß sich der Seemann Schulze an Gesprächen und Debatten über die „Emilie" genügen lassen; kommt aber der Frühling in das Land, dann erwacht die Leidenschaft in ihm mit elementarer Gewalt. Eines Tages zieht er hinaus, um die „Emilie," welche



Die Ruder verloren.



Des Wassersportsman erste Thätigkeit im Frühjahr.

den Winter über in einem alten Schuppen am rechten Spreeufer kurz vor der Brücke der Verbindungsbahn auf dem Trockenen gelegen hat, zu untersuchen und, wenn nötig, anzustreichen — bitte um Entschuldigung — zu kalfatern. Kalfatern ist ein forsches Wort, es klingt so seemännisch.

Dieses Anstreichen des Bootes ist ein Familienfest, zu dem indes nur die männlichen hervorragendsten Mitglieder der Familie eingeladen werden. Es ist in der That ein Genuß, zu beobachten, wie Schulze, der sich von „Muttern" eine Küchenschürze mitgenommen hat, um sie bei der Arbeit umzubinden, der „Emilie" den Leib mit brauner Farbe anstreicht. Der Maler zeigt uns die behäbige Gestalt des Biedermannes, der über dem Anstreichen das Rauchen aus seiner Meerschaumspitze nicht vergißt, die ebenfalls zu den Mitgliedern der Familie zählt, und von deren Vorzüglichkeit man sich an den langen Winterabenden Wunderdinge erzählt hat. Hinter ihm stehen auf einem Brette die unvermeidlichen Stärkungsmittel des Berliners, selbst wenn er Seemann ist: die Weiße mit obligater „Strippe" (Kümmelschnaps). In der That, hübsch sieht die „Emilie" aus, nachdem sie mit gelber Firnisfarbe gestrichen ist und einen grünen Rand erhalten hat. Den letzten Schmuck legt ihr aber ein wirklicher

Maler an, der auf den grünen Rand, welcher den Untergrund an der Spitze des Bootes bildet, mit goldenen Buchstaben den Namen „Emilie“ setzt.

Jetzt ist alles für die Sommerkampagne vorbereitet, und Schulze stürzt sich mit seiner Familie, wenn auch nicht in das Wasser, so doch auf das Wasser. Er erscheint von jetzt ab nur noch sehr selten am Stammtische, an dem er übrigens mit seinem durch Luft und Sonne gebräunten Gesichte beinahe ebenso imponiert wie durch sein Wasserlatein. Er „gondelt“ jetzt täglich mit seiner Familie auf der Spree herum, und bei festlichen Gelegenheiten vereinigt er sich mit einigen anderen Mitgliedern der Hydro-Noblesse zu einer Wasser-Landpartie, die in den eigenen Booten unternommen wird. — Am Bootsplatze versammelt sich dann in den Morgenstunden eine Gesellschaft von Männern, Weibern und Kindern, von Jungfrauen, Jünglingen und Greisen. Da sind einige ältere Herren, die selbst Familienhäupter und Bootsbesitzer sind, die sich aber dennoch stillschweigend Herrn Schulze unterordnen, welcher die Rolle des Admirals übernommen hat. Sie tragen heute weiße Leinwandmützen mit gerade abstehendem schwarzen Glanzlederschirm und sehen in der That aus wie vollendete Seeleute. — Die Boote schaukeln auf den leise brandenden Uferwogen, und es beginnt unter Schulzes Kommando die Einschiffung. Einige allerliebste junge Berlinerinnen, Töchter und Nichten der Kapitäne, nehmen an der Partie teil, wodurch das Wasservergnügen einen ganz eigentümlichen Reiz gewinnt, denn die Berlinerinnen sind durchgängig und ausnahmslos ebenso lustige wie sittsame Geschöpfe, die es verstehen, sich mit Witz, Geschick und Takt in allen Situationen zu bewegen, und ihren „Mann stellen,“ nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser. Natürlich fehlen auch einige jüngere Herren nicht, die entweder verlobte Bräutigams sind oder solche werden wollen. Der Admiral Schulze wählt zunächst mit kundigem Blicke die bereits Verlobten aus, um diesen die Aufsicht über die mitgenommenen Getränke zu übergeben. Er weiß, daß auf Leute, die noch nicht an der Verlobungsmole vor Anker liegen, sondern noch herumkreuzen und lavieren, in diesem Punkte kein Verlaß ist.



Blick von der Verbindungsbahn nach Berlin.

Außer den Getränken müssen auch die mitgenommenen Eßvorräte erwähnt werden, bei deren Anblick einem Uneingeweihten der Gedanke kommen muß, die Flottille unter dem Kommando des Admirals Schulze sei im Begriff, eine Afrikareise zu unternehmen.

Endlich sind alle Plätze besetzt. Die älteren Damen haben sich, nicht ohne zu kreischen und zu schreien, auf den Bänken niedergelassen, denn die Boote begannen beim Einsteigen der behäbigen Frauen bedenklich zu schwanken. Auch die Kinder sind glücklich untergebracht bis auf den kleinen Lehmann. Dieser ist ins Wasser gefallen, was indessen wenig auf sich hat, da er sich vorher schon so schmutzig gemacht hatte, daß das Wasser an seinem Staate aus Waschleinwand nichts mehr verderben konnte. — Die Ruder liegen bereit in den Händen von jungen Damen und Herren (man gerät oft in Erstaunen darüber, mit welcher Eleganz die Berlinerinnen das Ruder führen), und „Los!“ ruft etwas unseemännisch Admiral Schulze. Die Flottille setzt sich in Bewegung und nimmt ihren Lauf auf die Brücke der Verbindungsbahn zu, welche kurz vor Stralau über die Spree führt. Hier buchtet der Fluß zu einer Breite aus, auf Grund deren er mit Recht auf den Namen eines Stromes Anspruch erheben könnte, und es entwickelt sich ein Landschaftspanorama, dessen Anblick, besonders von der Höhe der Bahnbrücke aus, ein ganz köstlicher ist. Wenden wir von dieser Brücke aus die Blicke stromaufwärts, so sehen wir ein herrliches Landschaftsbild, bestehend aus blauem Himmel, einer breiten glitzernden Wasserfläche, die von Lust- und Lastfahrzeugen belebt ist, und dem buntfarbigen Baumschlage, aus dessen wechselndem Grün sich im Hintergrunde die Kirche von Stralau und zur Linken vorn die villenartigen Gebäude des Dorfes Stralau hervorheben. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen der weiten Wasserfläche, und Luft, Wasser und Bäume kommen prächtig zur Geltung. — Wenden wir den Blick zurück nach der Stadt, so bietet sich uns ein Anblick ganz eigentümlicher Art. In Dunst und Nebel, die beständig über der Riesenstadt lagern, gehüllt, reihen sich hier die Schlote der Fabriken zur Rechten und Linken in ununterbrochener Reihe aneinander. Berlin ist ja nicht nur die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches, sondern sie kann sich auch mit Stolz die größte Industriestadt



Blick von der Verbindungsbahn nach Stralau.



Fischerdorf an der Spree. Stimmungsbild.

so das Wort Rückerts wahr mache, welcher behauptete, daß die Spree „Berlin betrete wie ein Schwan und sie verlasse wie ein Schwein.“ Sie wird ja allerdings durch die Abflüsse der Fabriken und industriellen Etablissements in einer geradezu fürchterlichen Weise verunreinigt. — Und weiter rudert die Flottille. Stolz auf die mitgenommenen Vorräte, beachtet sie selbst „Vater Tülbeke“ in Stralau nicht, landet auch nicht bei Zenner in Treptow, doch wird im Angesichte dieser Lokale ein Seemannsschnaps (ein Strandlikör) getrunken. Die Flottille rudert dann weiter, vorüber am Eierhäuschen, wo es beinahe ein kleines Seegefecht gibt. Dort kommt nämlich vor günstigem Winde ein Segelboot, stolz wie ein Schwan, durch das Wasser gerauscht, ein Segelboot, dessen Insassen sich natürlich als das Höchste betrachten, „wo man auf der Spree hat.“ Das Segelboot will den Kurs nicht ändern, und die Boote wollen nicht

Deutschlands nennen. Als solche präsentiert sie sich am besten gerade von der Stelle aus, an der wir stehen, denn der rauchende Maschinenschlot ist auf dem Bilde reichlich vertreten.

Im Vordergrunde sehen wir die Oberbaumbrücke, zu deren Linken eine Menge von Holzflößen aufgefahren ist. Es erscheint uns fast so, als ob die Spree dort, wo sie in die Stadt eintritt, ihre Farbe verändere und ausweichen, weil sie dadurch zu nahe an das Ufer kommen und auf den Grund geraten könnten. Es entwickelt sich infolgedessen ein starkes Gefecht mit äußerst lebhafter Kanonade, bei der als Vollkugeln Injurien herüber- und hinüberfliegen. Zum Schluß noch einige kräftige Seemannsworte und Verwünschungen, und die feindlichen Sportbrüder, Ruderer und Segler, beruhigen sich mit dem Quadrate der Entfernung voneinander.



Altes Eierhäuschen.

Vorüber geht es jetzt an den einladenden Etablissements „Neuer Krug" und „Tabberts Waldschlößchen" ꝛc. Die Brücke von Köpenick wird passiert und dann der idyllische, von Süden her kommende Arm der Spree, der sich bei Grünau ausbuchtet, befahren. Wiederum weitet sich die Spree zu Seen aus. Drüben von den Müggelbergen her kommt eine frische Brise, und je weiter die Flottille fährt, einen desto prächtigeren Anblick gewähren die Ufer, die bald den ganzen Reiz der märkischen Landschaft zeigen, den Fontane und Trinius so meisterlich zu beschreiben wissen. Selbst das Lachen und Jubeln auf der Flottille verstummt, wenn sie jetzt, bei herannahender Mittagszeit, vorüberfährt an den einsamen Gehöften und Fischerdörfern, welche, umgeben von Linden und Pappeln, so traulich am Ufer des Wassers liegen, das im Sonnenscheine zittert und flimmert. Nur der Fischreiher, der mit langgestreckten Beinen über die Wasserfläche dahinfliegt, belebt das Bild voll stillen Zaubers, und man begegnet nur hin und wieder einem Fischerboote oder einem Lastkahne, der auf Berlin zusteuert.

Jetzt wird für eine kurze Zeit gelandet und im Waldesschatten gerastet. Aber nur ein kleiner Imbiß wird eingenommen, denn die erfahrenen älteren Damen verhindern den Sturm auf die Eßvorräte, die erst am Ufer des Müggelsees verzehrt werden sollen. Nun geht es wieder zurück bis Köpenick und dann durch den östlichen schmalen Spreearm in das Berliner Sportwasser par excellence, den Müggelsee, an dessen Ufern endlich die Hauptrast stattfindet. Hier wird an einem schattigen Rasenfleckchen Halt gemacht, die Vorräte werden an das Land geschafft, und Männlein und Weiblein, ja selbst die unmündigen Kinder entwickeln einen Appetit, wie man ihn eben nur auf einer Berliner Wasser-Landpartie hat. Ganze Berge von belegten „Stullen" werden verzehrt, Sooleier mandelweise gegessen, und dazu wird kaltes, erquickendes Weißbier oder auch Wein getrunken. Die kundigen Herren von der Partie, denen die Oberaufsicht über die Getränke obliegt, haben es verstanden, dieselben dadurch kühl zu erhalten, daß sie sofort bei der Abfahrt um die Hälse der Flaschen und Kruken Bindfaden und diesen an der Außenseite des Bootes befestigten, so daß die Flaschen in dem kühlen Wasser gesichert schwimmen konnten.

Nach dem Essen spielt das junge Volk allerlei lustige Spiele, bei denen sich nicht selten die Herzen zweier jungen Menschen finden. Die Alten aber strecken sich in das Gras, die Frauen erledigen die unendliche, uralte Dienstmädchenfrage, während die Männer ihre Zigarre rauchen und sich Seeabenteuer erzählen, wie sie sie so oft auf der Spree und dem Müggelsee erlebten. — Dann wird nachmittags der Müggelsee durchkreuzt und drüben in einem der Lokale von Friedrichshagen Halt gemacht, um sich mit warmem Essen, Kaffee und Bier zu erquicken. Abends rudert die Flottille unter dem Kommando des Admirals Schulze wieder nach Berlin zurück und begrüßt mit lokalpatriotischen Hochs das rote Licht auf der Oberbaumbrücke, das ihr verkündet, daß das Vergnügungstagewerk vollbracht ist.

Außer dieser gemütlichen Freude am Rudern gibt es aber in Berlin auch den wirklichen, echten Rudersport. Seit ungefähr acht Jahren betreibt man denselben nach allen Regeln der Kunst in verschiedenen Ruder-

gesellschaften, an deren Spitze augenblicklich wohl als der bedeutendste und leistungsfähigste Verein von ganz Deutschland der „Ruderklub“ steht. Ihm ebenbürtig ist der „Ruderverein.“ Außer diesen gibt es aber wohl noch fünf oder sechs andere Rudergesellschaften, welche draußen vor dem Stralauer Thore ihre eigenen Klub- und Bootshäuser haben und nachmittags besonders die Spreeläufe zwischen Berlin und Köpenick beleben. Die schmalen, federleichten Ruderboote mit ihrer Bemannung in weiß und bunt gestreiften Trikots gehören zur Staffage der abendlichen Spreelandschaft. Dadurch, daß in dem im Jahre 1880 gebildeten Regattaklub tüchtige Kräfte, unter ihnen der hochverdiente Vorsitzende jenes Vereins, Buchdruckereibesitzer Büxenstein, sich des Berliner Wassersports annahmen, wurden mit einem Schlage das Rudern und die Ruderregatten populär. Seit einer Reihe von Jahren bilden die Ruderregatten, die bei Grünau, südlich von Köpenick, abgehalten werden, sommerliche Ereignisse, welche insbesondere an Sonntagen, eine wahre Völkerwanderung veranlassen. Die Dahme buchtet dort zum Langen See aus und bietet eine vortreffliche Wasserfläche für die Regatten, denn von der „Bammelecke“ bis zur Tribüne führt die Bahn in schnurgerader Linie. Die weit auseinander liegenden Ufer sind dicht von aus Laub- und Nadelholz bestehenden Waldungen begrenzt; der blendende Himmel des Hochsommertages spannt sich über den Schauplatz, und Tausende und abermals Tausende von Menschen halten das Ufer besetzt. Die Tribüne mit ihrem Kaiserpavillon, in welchem fast jedesmal die kronprinzlichen Herrschaften erscheinen, bietet dann durch die Toiletten, welche die Damen aus der besten Gesellschaft dort zur Schau tragen, ein Bild von blendender Buntheit. Gegenüber sind 60—80 Segelboote vor Anker gegangen und haben sich vom Kiel bis zur Mastspitze mit bunten Flaggen bewimpelt und in Flaggenparade gesteckt. Drüben aber, am jenseitigen Ufer „wimmelt das Volk.“ Dort sind Marketenderzelte aufgeschlagen, dort wird im Freien Kaffee gekocht, dort lagern sich viele Tausende, weil da kein Entree erhoben wird. Man glaubt es nicht, welches Enthusiasmus die sonst so kühlen Berliner fähig sind, wenn nach heißem Kampfe das Siegerboot den Prahm mit den Richtern passiert. Das gibt ein Schreien, Tücherschwenken und Rufen, daß man sich in einer spanischen Stierkampfarena zu befinden glaubt. Dabei ist der Berliner nicht etwa engherzig lokalpatriotisch. Welcher Jubel entstand nicht vor einigen Jahren, als die Wiener sich einen der besten Preise im Wettkampfe mit Berlin holten, und wie herzlich war die Freude der Berliner, daß gerade diesen kräftigen Rudergestalten aus dem freundnachbarlichen Reiche durch die Kronprinzessin des Deutschen Reiches der Ehrenpreis ausgehändigt wurde.

Der Berliner fühlt sich aber eigentlich erst ganz als zünftigen Seemann, sobald er segelt. Bekanntlich ist das Segeln weitaus gefährlicher als das Rudern. Es genügt ein



Partie am Wannsee.



Ruderregatta auf dem Langensee bei Grünau.

ungeschicktes Hantieren mit den Segelschooten, und ein plötzlicher Windstoß bringt das Boot zum Kentern. Auch Unglücksfälle dieser Art gehören in Berlin durchaus nicht zu den Seltenheiten, die Leidenschaft für das Segeln läßt aber trotzdem nicht nach. Die Aristokratie unter den Seglern bilden natürlich wieder diejenigen Personen, die sich eigene Segelboote halten, Boote, die oft in ihrem Inneren aufs luxuriöseste eingerichtet sind, die Wein- und Eiskeller, Küchen und Schlafkajütten enthalten, und mit welchen man sogar eine Fahrt über das Stettiner Haff und bei ruhiger See in das Meer hinaus wagen kann. Der Haupttummelplatz der Segler ist der Müggelsee, auf welchem auch die großen Segelregatten stattfinden. Der Segelsport ist in den letzten Jahren auch in so außerordentlichen Aufschwung gekommen, daß dort an manchen Sonntagen 60 bis 70 Segelboote starten, von denen einzelne ganz vorzüglich gesteuert und in bezug auf Segel trefflich bedient werden. Eine solche Segelregatta pflegt auch große Menschenmassen nach Friedrichshagen hinaus zu locken, wenn sie auch viel weniger interessant ist als eine Ruderregatta. Es dauert eben allzulange, zumal wenn der Wind nicht gut ist, bis die Boote den weiten Weg zurückgelegt haben. Überdies ist dasjenige, welches zuerst einkommt, noch lange nicht der Sieger, denn der Sieg wird nach Tonnen-Deplacement und Vergütung auf Kiel- oder Schwertboote, oder auf verschiedene Klassen von Booten, mühsam herausgerechnet. Immerhin sollte kein Fremder den Besuch einer solchen Segelregatta versäumen, schon um im Garten von Bellevue in Friedrichshagen die Seemänner von der Spree, die Talmi-Wasserratten, kennen zu lernen. Es sind meist harmlose, ältere Herren, die sich zur Ruhe gesetzt haben und sich jetzt mit Leidenschaft dem Segelsport widmen. Ihr äußerliches Kennzeichen ist eine weiße Leinwandmütze mit einem mächtigen, gerade befestigten Schirm. Die Hauptseeleute unter ihnen tragen noch Tubusse unter dem linken Arme von der Größe eines Feldgeschützes. Von den wirklichen Seeleuten haben sie die Derbheit angenommen; sonst sind sie aber durchaus fröhliche und liebenswürdige Gesellen, und wenn sie an der Oberspree in eins der Lokale einfallen, wo sie ihre Standquartiere haben, so pflegen sie zu



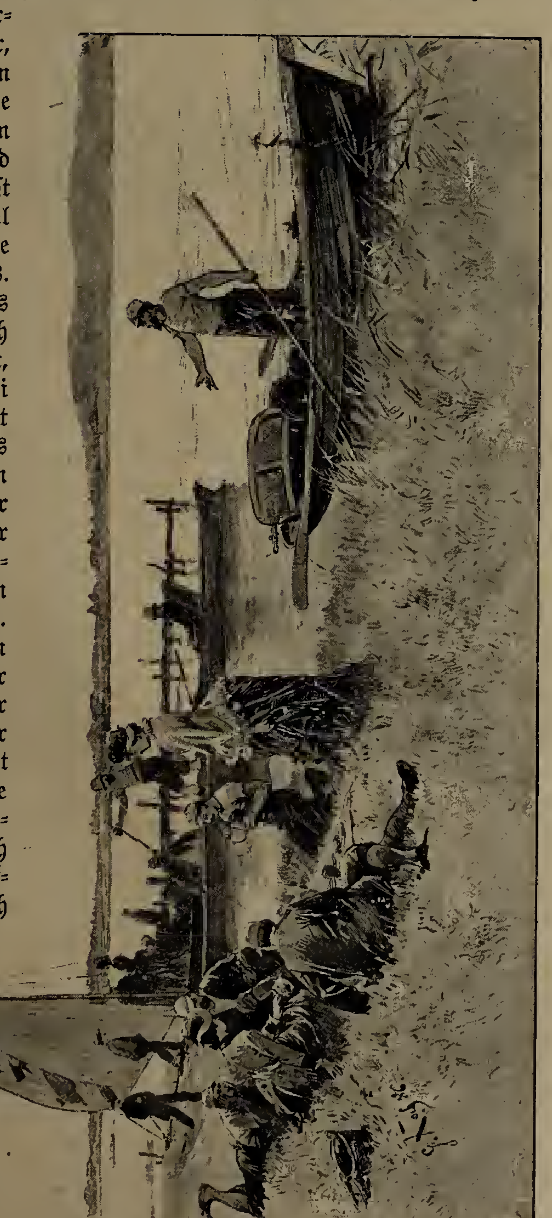
Segelboot beim Eierhäuschen.

zeigen, daß ihre Seele nicht ganz und gar von dem Segeln ausgefüllt ist, sondern daß sie eine gleiche Leidenschaft für heimisches Getränk oder für grüne Aale mit Gurkensalat haben.

Eine eigene Seglerkolonie befindet sich auf dem Wannsee. In der zauberhaft schönen Umgebung Potsdams ist der Wannsee noch eine Perle. Gebildet durch eine mächtige Ausbuchtung der Havel und von kleinen Höhenzügen umgeben, welche mit buntem Gehölz besetzt sind, und aus deren Grün Villen hervorsehen, die durch ihre Architektonik auf den Beschauer, der zum erstenmal den Wannsee sieht, höchst überraschend wirken, entsteht hier ein wunderbares Landschaftsbild. Die großen Architekten Berlins sind es, die sich nämlich ihre Villen an jenem See erbaut haben, darum sind die edelsten und herrlichsten Baustile in harmonischer Gruppierung um den See herum vertreten. Da ragt eine Villa empor, welche vollständig nach einer der restaurierten Rheinburgen erbaut ist. Dort drüben herrscht italienischer, da Renaissance-, dort wieder alt-klassischer Stil, oder bunte Abwechselung in den Farben des verwendeten Materials. Dazu das bunte Laub mit seinem Gelbrot und den unzähligen Schattierungen des Grün; dazu ferner der im Sonnenlichte flimmernde See und der heitere Sommerhimmel. Wer dieses Bild nur ein einziges Mal gesehen hat, bittet der Mark Brandenburg im Innersten seines Herzens alle die schnöden Gedanken ab, die er vielleicht Zeit seines Lebens in bezug auf ihre

landschaftlichen Reize gehegt hat. Die reichen Villenbesitzer hier halten sich natürlich ebenfalls in eigenen Bootshäusern ihre Segelboote und pflegen auch eigene Regatten unter sich auf dem Wannsee abzuhalten.

Außer diesen berufsmäßigen Seglern, welche, wie der Berliner sagt, „es dazu haben“ — denn die Anschaffungskosten für ein solches Boot betragen sechs= bis zehntausend Mark, und die Unterhaltungskosten sind ebenfalls nicht gering — versuchen es aber auch andere Berliner, sich nach Möglichkeit das Vergnügen des Segelns zu verschaffen. Ohne Rücksicht auf alle Gefahren besteigen sie die ältesten Torfkasten und Seelenverkäufer, stellen einen Mast in ihnen auf und spannen als Segel Betttücher oder alte Sonnenvorhänge von Balkons und Ladenthüren aus. Mir selbst begegnete einmal, als ich zu einer der Segelregatten nach Grünau hinaus fuhr, ein Segelboot, in welchem Vater, Mutter und drei kleine Kinder saßen, und dieses Boot führte als Segel — ein blau bemaltes Fensterrouleau. Man sieht, auch in dieser Beziehung besitzt der Berliner dieselbe Findigkeit wie ein erfahrener Seemann. — Auch eine ganze Anzahl von Privatdampfern gondeln auf der Spree und Havel herum. Einige Hamburger Firmen stellen diese kleinen eisernen Töpfe für fabelhaft billiges Geld her. Der Besitz eines solchen Bootes soll aber nichtsdestoweniger durchaus nicht immer glücklich machen, denn die Kleinheit der Dampfmaschine bedingt beständige Reparaturen. Auch sonst verursacht ein solches Dampfboot so viel Unkosten, daß man sich bequem dafür ein Paar Pferde halten kann. Gehen wir jetzt von diesen kleinen Privatdampfern zu den großen Dampfern über, welche, einer privilegierten und konzessionierten Gesellschaft gehörend, den Verkehr auf der Oberspree bis Köpenick hinauf vermitteln. Leider muß gesagt werden, daß die Gesellschaft, welcher diese Schiffe gehören, sich erst in letzter Zeit darauf besonnen hat, daß sie auf großstädtische Verhältnisse Rücksichten nehmen muß. Der Betrieb war bis vor wenigen Jahren ein solcher, daß es für ein lebensgefährliches Unternehmen galt, mit diesen Dampfern eine Partie zu machen,



Rast an den Ufern des Müggelsees.



Segelregatta auf dem Müggelsee.

zu schwimmen, sich frei und ungeniert stundenlang im Wasser zu tummeln, kann der Berliner nur haben, wenn er nach außerhalb fährt oder den Gesetzesparagraphen übertritt, der da handelt vom „Baden an unerlaubter Stelle." Es befinden sich ja innerhalb der Stadt im Flußlaufe Badeanstalten mit Schwimmräumen, aber es handelt sich bei diesen natürlich nur um ganz enge Räumlichkeiten, die vollständig überdacht sind. Ein wirklicher Schwimmer wird in diesem Bade das Gefühl der Beängstigung und eines unangenehmen Druckes nicht los. Selbst in den Seen, wie z. B. dem Müggelsee, sind die Badeanstalten nach diesem Modell angebracht,

besonders an Sonntagen. Wie bereits bemerkt, ist indessen hierin jetzt eine Besserung eingetreten, und das ist erfreulich, denn der Berliner kann sich wohl ein richtiges Sommervergnügen ohne Dampferfahrt gar nicht denken. Es lassen sich Sonntags nicht nur Tausende schon in den frühesten Morgenstunden per Dampfer nach den an der Oberspree belegenen Vergnügungsetablissements schaffen, sondern es mieten auch Vereine und Privatgesellschaften Dampfer für einen bestimmten Tag und fahren mit diesen meilenweit hinaus, um dann an irgend einer Stelle in der Nähe der Müggelberge, oder wo es sonst sei, zu landen und im Walde ein Picknick zu veranstalten, bis bei eintretender Dunkelheit die Rückfahrt angetreten wird. Wer sich ein großartiges Vergnügen leisten will, der benütze die Dampfer der Schleppschiffahrtsgesellschaft, welche gewöhnlich wöchentlich einmal die Havel hinunter von Spandau bis Potsdam fahren und dem Passagier eine Fülle landschaftlicher Schönheiten vorführen, die ihn immer und immer wieder in Erstaunen und Entzücken geraten lassen.

Der Mensch rudert, segelt und dampft aber nicht allein auf dem Wasser, er schwimmt bekanntlich auch. Mit dem Schwimmen nun ist es leider in Berlin ziemlich ungünstig bestellt. Den Hochgenuß, in einem weiten See

nur daß hier und da das Dach fehlt und so wenigstens ein Stückchen blauer Himmel in die Miniaturschwimmanstalt hineinguckt. Der Magistrat selbst thut sehr viel für das Baden, indem er an bestimmten Stellen Volksbadeanstalten errichtet hat, in welchen für ein Bad nur fünf Pfennig zu zahlen sind. Auch werden in den Schulen an fleißige und bedürftige Kinder Freimarken zum Baden erteilt. Besonders bekannt ist in Berlin die Volksbadeanstalt an der Waisenbrücke, welche der Berliner Witz zum Mittelpunkte zahlreicher Scherze gemacht hat. Immer wieder muß dieses Bad herhalten, wenn im Hochsommer ein Bekannter den anderen fragt, wohin er diesmal ins Bad zu gehen gedenke oder wo er im Bade gewesen sei, oder wenn es sich darum handelt, festzustellen, welche Badereise die billigste sei. Erfreulich ist es, daß insbesondere in den Kreisen der gebildeten Jugend und des heranwachsenden Geschlechtes das Winterbaden in Berlin in den letzten Jahren sehr stark in Aufnahme gekommen ist. Meines Wissens sind diese Winterschwimmbassins zuerst in Leipzig eingerichtet worden, wo sie sich vortrefflich bewährt haben. Die großen Berliner Badeanstalten, wie das Admiralsgartenbad und das Kaiser Wilhelmsbad, haben natürlich ebenfalls Schwimmbassins,

die allerdings das Unangenehme an sich haben, daß das Wasser nur in bestimmten Zwischenräumen erneuert wird. Diese Bassins werden im Winter etwas angeheizt. Ihre Benutzung in der strengen Jahreszeit ist bereits eine recht rege geworden.

Aber auch der eigentliche Schwimmsport selbst hat in Berlin zahlreiche Anhänger und Vertreter gefunden, und auch das Publikum erwärmt sich allmählich mehr und mehr für die Preis- und Wettschwimmen, welche von den verschiedenen Schwimmklubs im Halensee, einem kleinen See in der Nähe der bekannten Grunewaldstation „Hundekehle", veranstaltet werden. Hier finden im Sommer an Sonntagen große Wettschwimmfahrten statt, zu welchen von außerhalb und sogar von England professionierte und Amateurschwimmer kommen. Gewöhnlich findet dann am Tage darauf in einem der großen Bäder, wie z. B. im Kaiser Wilhelmsbad in der Lützowstraße, ein Wettschwimmen und Wetttauchen statt. An diese Übungen reihen sich dann gewöhnlich humoristische Szenen und Aufführungen auf dem Wasser an.

In großartiger Weise kommt aber der Humor auf dem Wasser bei dem jährlich einmal stattfindenden Wasserkorso in Treptow zur Geltung. Treptow ist ein uraltes, idyllisch gelegenes Dorf an der Oberspree und der nach Köpenick führenden Straße. In seiner Nähe ist jetzt der großartige neue Stadtpark angelegt, der zwar erst im Entstehen begriffen ist, der aber in den nächsten Jahren eine der großartigsten Berliner Parkanlagen bieten dürfte. In Treptow selbst steht hart am Wasser ein Gasthaus, welches Eigentum der Stadt Berlin ist und seit Jahren von demselben Pächter verwaltet wird, das bekannte Restaurant Zenner, an welchem sich auch die Haltestation der Dampfer, die von und nach Köpenick oder Berlin fahren, befindet. Dasselbe hat einen großen, am Wasser gelegenen Garten, der im Sommer allabendlich vom besten Publikum Berlins bis auf den letzten Platz gefüllt ist. In der That bietet aber auch ein Abend dort durch die Zusammenwirkung von Wald, Luft und Wasser landschaftliche Genüsse, wie man sie in der so viel geschmähten Mark nicht erwartet. Dadurch, daß unmittelbar vor dem Lokale eine dicht bebuschte Insel liegt, dadurch, daß aus dem herrlichen Baumschlag zur Linken die Stralauer Kirche sich erhebt, während im Hintergrunde die massiven Gebäude des Stralau-Rummelsburger Arbeitshauses und des städtischen Waisenhauses sich in ihren roten Ziegelsteinfronten erheben, entsteht ein Panorama, das noch durch die zahllosen Ruderboote, Segelschiffe, Privat- und Gesellschaftsdampfer und durch die großen dahintreibenden Lastkähne belebt wird, die bei günstigem Winde in rascher Folge mit ausgebreiteten Segeln vorüber schweben. Man kann hier viele Stunden lang sitzen, ohne dieses Anblickes müde zu werden. Einmal jährlich findet nun vor diesem Gartenrestaurant ein Wasserkorso statt, zu dem sich die Ruderer, Segler und Schwimmer zusammenthun. Auch dieser Korso wird von dem Regattaklub geleitet. Die Segelboote von der Ober- und Unterspree kommen schon am Tage vorher hierher und legen sich gegenüber dem Lokale in voller Flaggenparade vor Anker. Alle Ruderklubs mit ihren Rassebooten, alle Privatbesitzer von Booten und überdies eine zahlreiche Gesellschaft von Damen nnd Herren in gemieteten Booten erscheinen hier, um auf ein gegebenes Signal den Wasserkorso zu beginnen und vor dem Lokal „Parade zu gondeln." Natürlich fehlt es nicht an komischen Booten und Mannschaften. Neger, Seeräuber, verkleidete alte Weiber bilden die Besatzung der Schiffe, die selbst wiederum durch Attrappen 2c. in drolliger Weise umgewandelt werden. Gewöhnlich findet dann auch auf einem im Wasser errichteten Podium die Aufführung einer humoristischen Pantomime statt, bei welcher die Schwimmer mitwirken. Es fallen natürlich alle Mitwirkenden, zuletzt selbst der Gott Neptun, ins Wasser oder werden in dasselbe geworfen. An jenen Tagen pflegt die gute Berliner Gesellschaft in hellen Scharen nach Treptow hinauszuströmen, und das bunte Bild, das dieser Wasserkorso bietet, gehört mit zu dem Interessantesten, was Berlin auf dem Wasser zu bieten hat. Den Beschluß dieser Feste bildet ausnahmslos ein Fischerstechen, das auch wieder von den Mitgliedern von Schwimm- und Ruderklubs in Szene gesetzt wird. Das Publikum verfolgt dieses so viel Gewandtheit und Kaltblütigkeit erfordernde Turnier sehr aufmerksam und belohnt die Sieger mit rauschendem Beifall.

Eine echte Berliner Spezialität sind die dortigen Angler. Selbstverständlich gibt es



Eine Angleransiedelung.



Angler auf den bei Treptow liegenden Flößen. Im Hintergrunde die Stralauer Kirche.



Blick auf die Stralauer Kirche vom Restaurant Zenner in Treptow.

auch an allen anderen Orten Europas Angler, und sogar leidenschaftliche Angler, aber sie treten wahrscheinlich nirgends so „in Haufen“ auf, wie gerade in Berlin. Stralau-Rummelsburg ist das Dorado dieser Philosophen von der Angelrute. Dort befinden sich ganze Angelkolonieen. Es haben sich nämlich die passionierten Fischfänger am Ufer des Sees kleine Häuschen errichtet, welche von außen sehr primitiv aussehen und nur gerade so viel Raum bieten, daß ein kleines Bett darin stehen kann, auf welchem der Angler eventuell die Nacht verbringt und das ferner Raum für die Aufbewahrung der Angelgerätschaften bietet. Als Wichtigstes aber besitzt jede der Angelbuden einen Flaschenkeller, in dem die unvermeidlichen Berliner Weißen in steinernen Kruken und der dem Angler noch unentbehrlichere Gilka verwahrt werden. Die Angler pflegen auch jährlich ein humoristisches Fest zu feiern, bei dem sie aber ziemlich unter sich bleiben. Auch auf sie hat der Umgang mit dem Wasser so eingewirkt, daß sie in der Regel mehr derb als freundlich sind; überdies haben sie natürlich von den Fischen Schweigsamkeit gelernt. Durch ihr zahlreiches Vorhandensein geben sie einer ganzen Anzahl von armen Leuten Beschäftigung und Nahrung, welche nachts Regenwürmer suchen, die der Berliner „Piereſel“ nennt. Bekanntlich sollen diese Tiere in der Art gefangen werden, daß man nachts auf feuchtem Boden eine Laterne aufstellt, nachdem man vorher etwas Wasser ausgegossen hat, um die Tiere zum Herauskommen zu veranlassen. Ob aber die Geschichte von dem Fangen der Piereſel mit der Laterne nicht dem Anglerlatein angehört, will ich dahingestellt sein lassen. — Bei dieser Gelegenheit soll eine Berliner Angleranekdote der Vergessenheit entrissen werden. Zu den leidenschaftlichsten Anglern gehört eine in Berlin stadtbekannte Persönlichkeit, ein Pensionär des königlichen Balletts, der unter großer Teilnahme der Berliner Bevölkerung vor wenigen Jahren seine goldene Hochzeit feierte. Der rüstige Herr, noch heute eine militärisch stramme Persönlichkeit, war jahrelang Tanzmeister und Tanzordner in den großen eleganten Berliner Vergnügungslokalen, wie Kolosseum 2c., die früher den Hauptmittelpunkt der Berliner Vergnügungen bildeten. Seit er nicht mehr das Tanzbein schwingt, hat er sich mit voller Energie auf das Angeln geworfen und hat es dabei nicht nur zur Meisterschaft im Fischfange, sondern auch im Erzählen von Anekdoten gebracht. Ende der Sechziger Jahre erzählte dieser Herr dem Redakteur eines populären Berliner Blattes unter anderem, daß er vor einem halben Jahre einen kleinen Hecht gefangen habe, den er in seiner Angelbude

in eine Wasserkaraffe setzte, weil ihm augenblicklich kein anderer Behälter zur Verfügung stand. Der Hecht in der Wasserkaraffe wurde vergessen. Als er nach einiger Zeit wieder aus derselben herausbefördert werden sollte, ergab es sich, daß er so kolossal gewachsen war, daß man ihn nicht mehr aus der Flasche entfernen konnte, ohne letztere zu zerschlagen. Der Redakteur interessierte sich aufs lebhafteste für diese Kuriosität und glaubte um so fester daran, als der Angler ihm versprach, die Flasche mit dem Hechte am nächsten Tage auf das Büreau zu schicken. Natürlich läßt sich ein eifriger Redakteur einen solchen Scherz nicht entgehen, der Herr Kollege war daher so unvorsichtig, die Ankunft der Wunderflasche nicht abzuwarten, sondern schon am nächsten Morgen eine Notiz über den wunderbaren Hecht zu bringen. Die Leser des Blattes hatten natürlich einige humoristische Minuten beim Lesen des Artikels, der Redakteur aber wurde von seinen Bekannten derartig zum besten gehalten, daß er einsah, das Opfer des Anglerlateins geworden zu sein. Um sich zu rächen, brachte er am nächsten Tage eine Notiz, in welcher er die Mitteilung von dem Wunderhechte vollkommen aufrecht erhielt und dem Publikum anzeigte, daß derselbe gratis bei dem betreffenden Herrn gezeigt werde, der ihm den Scherz aufgebunden hatte. Ein routinierter Angler weiß sich aber in allen Lagen zu helfen. Kaum hatte der Angellateiner die letztere Notiz gelesen, als er seine Wohnung zuschloß und sich in sein Anglerhäuschen bei Stralau flüchtete. An seine Entreethür aber befestigte er ein Plakat des Inhalts, daß der Hecht jetzt in der Redaktion der betreffenden Zeitung zu sehen sei, damit ihn das Publikum leichter und bequemer besichtigen könne. Natürlich wurde nun die Redaktion von Leuten gestürmt, die nur kamen, um sich über die Zeitung lustig zu machen.

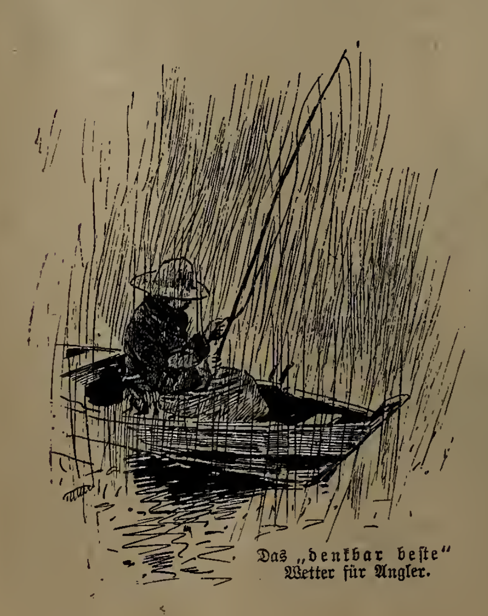
Wenn der Winter ins Land kommt und die großen Wasserflächen zu Eis erstarren, entwickelt sich erst recht ein lustiges Leben und Treiben auf denselben. Das Schlittschuhlaufen wird in Berlin mit einer Leidenschaftlichkeit betrieben, die fast an Holland erinnert. Hierbei kann man aber wieder einmal die Genügsamkeit des Großstädters bewundern. Im Sommer läßt sich bekanntlich der Berliner einreden, daß er sich in einem Garten befinde, wenn er auf einem Hofe sitzt, in dem zwei Oleanderbäume in Kübeln stehen, und der rings von allen Seiten mit fünf Stock hohen Häusern besetzt ist. Auf die Genügsamkeit spekulierend, entstehen nun beim ersten Frost in allen Straßen sogenannte „Rieseneisbahnen," welche die Besitzer dadurch erzeugen, daß sie in einem Garten, auf einem Wäschetrocken- oder Holzplatze Wasser ausgießen und dieses durch den Frost in Eis verwandeln lassen. Diese unglaublich primitiven Bahnen sind alle Nachmittage von Hunderten von Schlittschuhläufern besucht, weil eben jeder Berliner und jede Berlinerin eines gewissen Alters diesem Sport mit Leib und Seele ergeben ist. Die beste Gesellschaft zieht sich an die Rousseau-Insel



Die Liebesinsel am Einfluß der Spree in den Rummelsburger See hinter Stralau.

zurück, die sich inmitten des Tiergartens in einer Ausbuchtung des durch den Park gehenden Wasserlaufes befindet. Hier tummeln sich nachmittags Tausende von Herren in glänzenden Uniformen und Damen in eleganten Toiletten, während eine Militärkapelle lustige Weisen spielt. Am Ufer promenieren zahlreiche Zuschauer und erfreuen sich hier an einer Gruppe von eleganten Mädchengestalten, die, geleitet von flotten Schlittschuhläufern, über das Eis hinschweben, dort an einem stolzen Sololäufer, der seine Künste zeigt.

Quer über die ganze Eisfläche sind Flaggen gespannt, die zusammen mit den an den Ufern angebrachten Dekorationen das Kolorit des Bildes noch erhöhen. Das Leben und Treiben hier ist so interessant, daß es jedem Fremden, der Berlin im Winter besucht, auf das dringendste empfohlen werden kann, einen Ausflug nach der Rousseau-Insel zu machen. Im letzten Winter sind auf dieser Bahn auch norwegische und schottische Schlittschuhläufer aufgetreten. Der Schlittschuhlaufkunst dient aber mehr die „Grönländische Rieseneisbahn,“ die sich in der Blücherstraße befindet. Diese Bahn wird zwar lediglich durch Übergießen großer Sandflächen mit Wasser hergestellt, sie ist aber besonders dadurch interessant, daß sie abends mit elektrischem Lichte erleuchtet wird, daß täglich nachmittags Produktionen von Schlittschuhkünstlern stattfinden, und daß auch hier Wettschlittschuhfahrten von Amateuren veranstaltet werden, für welche der Besitzer des Etablissements Preise aussetzt. Die Wasserläufe innerhalb der Stadt können leider nur sehr wenig für das Schlittschuhlaufen benutzt werden. Es kommt zu viel warmes Wasser aus den Fabriken und anderen industriellen Etablissements in die Spree und den Schiffahrtskanal, so daß Eis von genügender Festigkeit sich selbst beim strengsten Frost nicht einstellt. Nur die Hafenbassins werden, nachdem sehr gewissenhafte und genaue polizeiliche Untersuchungen betreffs der Sicherheit des Eises stattgefunden haben, in strengen Wintern für das Schlittschuhlaufen verwendbar. Dagegen frieren die Seen in der Nähe Berlins in strengen Wintern vollständig zu, und dann wandern besonders Sonntags Hunderte von Schlittschuhläufern hinaus nach Tegel, um von dort Ausflüge über den mächtigen Tegeler See bis Saatwinkel, ja manchmal bis Spandau zu machen. Auch von Spandau bis Potsdam versuchen kühne Eisläufer hin und wieder Partieen, die indes nicht allzuviel Nachahmer finden, weil diese großartigen Schlittschuhexkursionen alljährlich ihre Opfer fordern. Es ist ja unvermeidlich, daß die Fischer Lumen in das Eis hauen, um den unter demselben befindlichen Fischen Luft zu verschaffen. Diese Löcher überfrieren nur leicht, und wenn ein Schlittschuhläufer in sie gerät, ist er verloren.



Das „denkbar beste“ Wetter für Angler.

Für die Leidenschaftlichkeit des Berliner Wassersports im allgemeinen spricht eben gerade die Thatsache, daß, obgleich alljährlich eine ganze Anzahl Menschenleben ihm zum Opfer fallen, sich dennoch seine Anhänger beständig vermehren.

Zum erstenmal wurde im vergangenen Winter ein neues Eisvergnügen auf dem Müggelsee versucht, der Segelschlittensport, und dieser Versuch ist so gut ausgefallen, daß wohl von jetzt ab die Segelschlittenfahrten ständig auf dem Programm der Berliner Wintervergnügungen bleiben werden. Allerdings dürfte kaum ein anderer Ort in Binnen-Deutschland für dieses eigenartige Vergnügen eine so geeignete Gelegenheit gewähren, wie der Müggelsee, der nicht allein spiegelglattes Eis, sondern im Winter auch fast ausnahmslos einen Wind bietet, den selbst Seemänner als „starke Brise“ bezeichnen würden. Diese


Der Müggelsee im Winter.

Schlittenbote, wie man die Gefährte nennen könnte, bestehen aus einem Holzkasten von der Form eines gleichseitigen Dreiecks, dessen obere Spitze abgeschnitten ist. Dadurch entsteht ein Kasten mit einer breiten Vorder- und einer schmalen Hinterseite. Unter diesen werden nun vorn und hinten je zwei, im ganzen also vier stählerne Schlittenkufen gesetzt, welche das Aussehen von etwas vergrößerten Schlittschuhen haben. Vorn an der breiten Seite befindet sich ein Mast, und an diesem wird ein großes Segel geheißt, während an der Schmalseite hinten sich ein Steuer befindet, welches aus bestem Stahle gearbeitet und scharf geschliffen ist. Dasselbe hat die Form einer Beilschneide und läßt sich von Bord aus durch einen Hebel heben und senken. Bei gutem Winde rasen diese Boote mit Schnellzugsgeschwindigkeit über das Eis dahin, und es ist eine Lust, ihnen zuzusehen, wie sie im wahren Sinne des Wortes über das Eis dahinfliegen. Allerdings sind diese Fahrten für die Insassen nicht immer angenehm; die rasende Fahrt in der kalten Luft erlaubt kaum das Atmen und wirkt so stark auf die Augen, daß nach einer Fahrt von wenigen Minuten, welche genügt, den ganzen See kennen zu lernen, die Insassen eines solchen Segelschlittenbootes mitunter kaum die Augen zu öffnen im stande sind. Ob dieses neueste Vergnügen in der stets nach immer Neuerem strebenden Großstadt nicht schon im nächsten Winter von einer anderen Wasser- oder Eissporterfindung abgelöst werden wird, kann freilich niemand wissen.

Der Leser wird aus Vorstehendem die Überzeugung gewonnen haben, daß der Berliner mit Leidenschaft am Wasser hängt, und daß es in der That sich verlohnte, einmal dieses Berlin auf dem Wasser in Wort und Bild anschaulich zu schildern.

Das Unglück auf der Jungfrau.

Von Konrad Menzel.

Noch waren alle Gemüter in der Schweiz und auch im Ausland erschüttert von dem schweren Unglück, das Zug betroffen, als eine neue Kunde die Telegraphendrähte durchzitterte, die Tag für Tag ernstlichere Besorgnisse erweckte. Die erste Nachricht aus Bern brachte den Bericht, daß eine Gesellschaft von sechs Herren am Donnerstag den 14. Juli nachmittags, Lauterbrunnen ohne Führer verlassen habe, um die Jungfrau zu besteigen, und daß allen Anzeichen nach zu vermuten sei, dieselben seien verunglückt. Anfangs hoffte man immer noch, die Vermißten könnten doch noch gerettet sein; allein alle Nachforschungen blieben vorerst erfolglos. Am Freitag brach ein schweres Gewitter aus, und nur zu bald bestätigte es sich, daß die allzu kühnen Bergsteiger ihren



Die Jungfrau von Süden (Aletschgletscher) mit der gewöhnlichen Besteigungsroute.

Hoffnung auf Errettung war ja keine mehr vorhanden; nur der eine Wunsch erfüllte sie alle, daß wenigstens die Leichen ihrer Lieben möchten aufgefunden werden, daß sie nicht an eine ferne, unbekannte, schaurige Todesstätte denken müssen, sondern auf dem Grabe eines Friedhofes ihre Thränen ausweinen und ihre Kränze niederlegen können. Mit ängstlicher Spannung werden von allen Seiten durch das Teleskop die Expeditionen verfolgt. Immer wieder kommt die Nachricht: Noch keine Spur von den Verunglückten aufgefunden! In höchstem Grade zu bewundern ist der Mut und die Ausdauer der Führer, von denen mehrere innerhalb 24 Stunden zweimal den Gipfel der Jungfrau bestiegen haben. Endlich, endlich kam am Donnerstag den 21. durch Führer, die in Eilmärschen den überaus schwierigen Weg nach Lauterbrunnen abwärts machten, die Kunde, daß die sechs Leichen durch die von Grindelwald aus unternommene Expedition am Fuße des

Mut mit dem Leben büßten, da vom Eggischhorn wiederholte Depeschen meldeten, daß die Reisenden in der Konkordiahütte auf dem Aletschgletscher, wohin sie Proviant bestellt hatten, nicht eingetroffen seien. Sofort wurden sowohl von Lauterbrunnen aus, als von der Walliser Seite her Führerkolonnen ausgesandt, die das eigene Leben aufs Spiel setzten, aber keine Spur der Vermißten auffinden konnten, so daß schon allgemein die Meinung verbreitet war, die Unglücklichen seien dem gleichen Lose anheimgefallen, wie vor Jahren Dr. Haller aus Bern, der in irgend einer Gletscherspalte des Finsteraarhorn auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist. Welch bange Stunden die Angehörigen, die nach Lauterbrunnen geeilt sind, dort verlebt haben, das läßt sich denken.

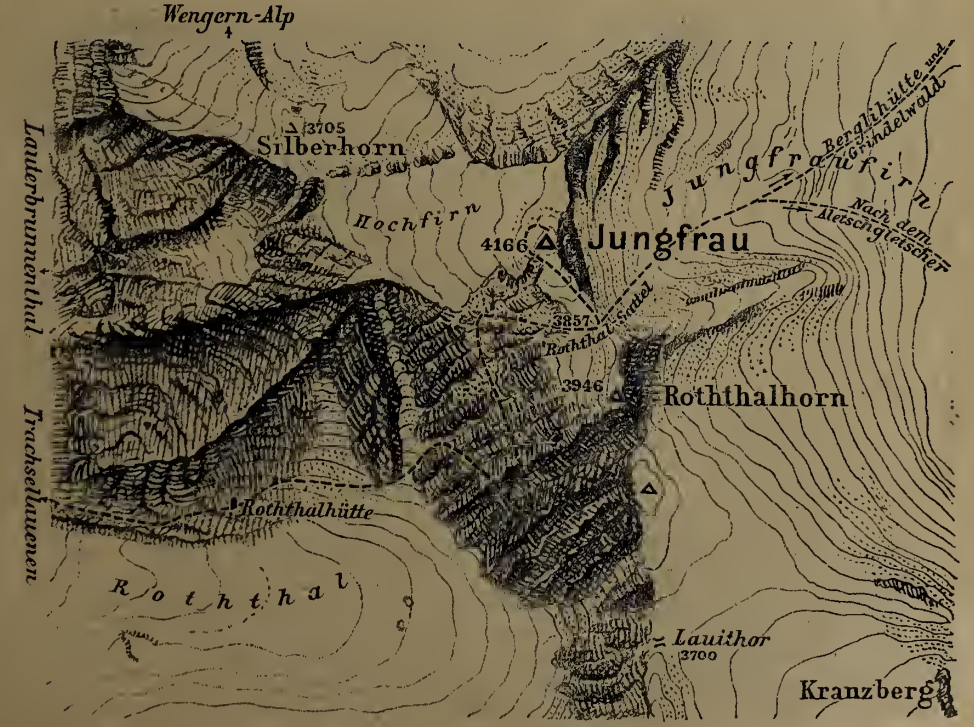
Jungfraugipfels zerschmettert aufgefunden worden seien.

Die Führer erzählten über das Auffinden der Leichen folgendes: „Wir verließen, sechs an der Zahl, Grindelwald am Dienstag, nachts 11 Uhr, stiegen zur Berglihütte am Mönchsjoch hinauf und blieben dort bis Donnerstag früh, da das ungünstige Wetter am Mittwoch ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Am Donnerstag erreichten wir schon um sieben Uhr den Roththalschrund und mit uns zwei Engländer und zwei andere hiesige Führer, die ebenfalls im Bergli übernachtet hatten und die Jungfrau ersteigen wollten. Der brückenlose, hoch überbordige Schrund verhinderte aber diese Besteigung. Die Engländer wollten den Führern, die sich hinaufgehackt hatten, nicht folgen und be-

fahlen den Rückweg. Während wir sechs beim Schrund zurückblieben, um denselben nochmals genau zu untersuchen, traten jene vier den Heimweg nach Grindelwald an. Auf diesem Heimwege, etwa eine halbe Stunde unter dem Roththalsattel, sahen sie links, unmittelbar unter der Jungfrauspitze, in der sogenannten „Chelle," dunkle Körper im Firnschnee liegen. Es waren die Leichen der Verunglückten, alle nahe bei einander, teilweise tief eingekeilt und eingefroren; was von ihnen zu sehen war, zeigte sich zerschunden, zerschmettert und zerrissen. Ein grausiger Anblick! Wir wurden durch Schreien herbeigerufen. Es war der Moment, gegen neun Uhr, wo Herr Oertli, Vizepräsident der Sektion Tödi, mit seinen beiden Lauterbrunner Führern auf dem neuen Wege den Jungfraugipfel erreichte."

Als die Führer mit dem Heben der Leichen beschäftigt waren, schwebten sie fortwährend in Gefahr, durch Stein- und Eisschläge getroffen zu werden. Beständig stürzten vom Gipfel der Jungfrau Eisstücke, Schneemassen und Steine herunter, so daß die Führer ihre Arbeit möglichst beschleunigen mußten. Plötzlich kam ein Pickel, der wahrscheinlich den Verunglückten gehörte, von oben herunter geflogen, und es fehlte wenig, daß er einen der Führer traf. Auch ein Bergstock stürzte mit einemmal auf dieselbe Stelle nieder.

Den Führern werden die sechs Tage, die sie unter ungünstigen Bedingungen teilweise bei fürchterlichem Wetter ohne Unterbrechung in der starren Gletscherwelt zugebracht hatten, unvergeßlich bleiben, und sie erklärten: „um Geldes Lohn würden wir eine solche Arbeit nicht wieder ein zweites Mal ausstehen. Aber freilich" — fügten sie hinzu — „so etwas thut man auch nicht um des Geldes willen." — Die Todesursache der sechs Verunglückten wird niemals genau erkannt werden können. Als wahrscheinlich wird die folgende vermutet. Die Unglücklichen haben die Jungfrauspitze erreicht, wahrscheinlich erst spät und im Nebel, so daß sie sich entschlossen, etwa 20 Meter unterhalb der Spitze zu übernachten oder hellere Witterung abzuwarten. Sie errichteten ein Steinmäuerchen und packten ihren Proviant aus. Durch die Kälte gezwungen,

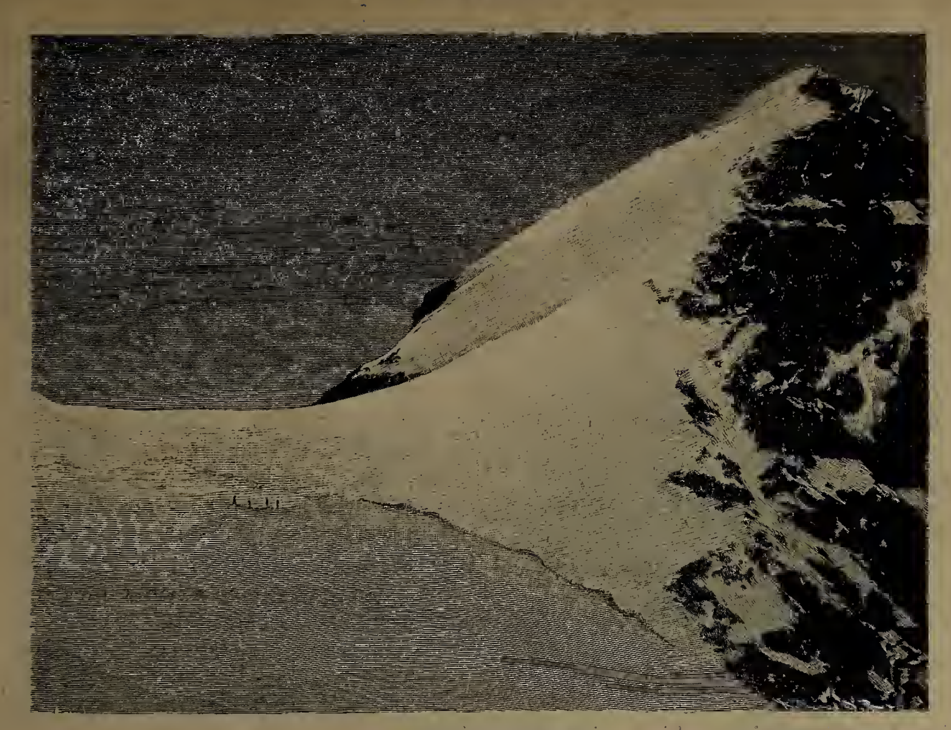


Orientierungsskizze der Jungfrau und ihrer Umgebung mit der eingezeichneten gewöhnlichen Besteigungsroute.

wollten sie nun den Abstieg wahrscheinlich zu früh antreten, und nicht ortskundig, nahmen sie die Direktion nach dem Roththalsattel hinunter zu viel links, traten über, wahrscheinlich auf eine Gwächte, und stürzten ab. Die abschüssige Gipfelwand geht in Felsköpfen hinunter, und dann erfolgte der eigentliche Absturz 250—300 Meter in die gähnende Tiefe. Hätten sie den Roththalsattel glücklich erreicht, so hätte ihrer beim dortigen Schrund neue Gefahr gelauert. — Es ist anzunehmen, daß die Touristen sämtlich in dem *gleichen* Augenblicke plötzlich den Tod fanden. Bei der gerichtsärztlichen, auf dem Eggischhorn vorgenommenen Untersuchung zeigte es sich, daß alle auf der linken Seite Schädelbrüche erlitten hatten; die schwere, unmittelbar tödliche Verletzung ist bei allen so gleichmäßig, daß man auch annehmen muß, es seien alle zu gleicher Zeit und unter gleichen Bedingungen zusammen hinuntergestürzt. Unter unsäglichen Mühen wurden die Leichen zu Thal gebracht, und in Viesch im Rhonethal hat dann eine Szene stattgefunden, die Mark und Bein aller Anwesenden erschüttern mußte: Hier die gerichtliche Inspektion, dort die jammernden Angehörigen, darunter ein Vater von zwei hoffnungsvollen Söhnen, die Verwandten eines Familienvaters von mehreren Kindern. Darauf erfolgte die Einsargung. Einer der sechs Verunglückten, ein Glarner, wurde in Bern beerdigt; die anderen fünf, sämtlich Züricher, fanden ihr gemeinsames Grab auf dem Friedhofe Rehalp bei Zürich unter Teilnahme von Tausenden. — Das sind die traurigen Begebenheiten, die, soweit die Erinnerung reicht, das größte Unglück konstatieren, daß je auf den Schweizer Bergen geschehen ist. Daran knüpft sich aber auch eine *ernste Betrachtung*, die hier in der Schweiz alle Herzen bewegt. Es liegt für die Bergbesteiger ein großer Reiz darin, die größten Schwierigkeiten zu überwinden; und wer wollte es leugnen, daß aus der glücklichen Durchführung derartiger Touren schon vieles für die Erforschung der Gebirgswelt geleistet worden ist. Aber das ist doch bei aller Teilnahme an dem Geschicke der Verunglückten und namentlich an der Trauer ihrer Angehörigen der allgemeine Eindruck: Sie haben zu viel gewagt, indem sie ohne Führer diesen gefahrvollen Weg



Der Jungfraugipfel von Nordwest (Richtung von Mürren).

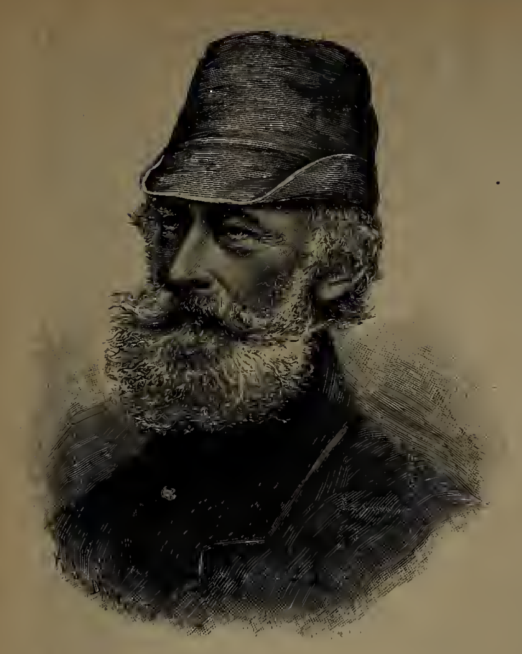


Der Jungfraugipfel vom Jungfraufirn (oberer Aletschgletscher), davor der Schrund.

unternahmen. Waren auch vier von ihnen geübte Bergsteiger, und war auch die Hauptursache ihres Unglücks der dicke Nebel, der sie überfiel: Führer hätten doch beizeiten gewarnt oder einen sichern Bergungsort gekannt. Möge dieses schwere Unglück allen denen zur Warnung dienen, denen das nicht aus der Schweiz stammende, sondern namentlich durch Engländer importierte Sportwesen im Bergbesteigen zur Leidenschaft geworden ist!

Alfred Krupp †.

Nachdem in England vor ungefähr 150 Jahren der moderne Gußstahl, dort Cast Steel genannt, erfunden worden war, und Huntsman 1740 zuerst eine große Gußstahlfabrik zu Handsworth bei Sheffield angelegt hatte, entstanden in England im Laufe der Zeit nach diesem Muster Fabriken in großer Anzahl. Die größten derselben erlangten bald einen Weltruf und sind bis in die Mitte dieses Jahrhunderts ohne Konkurrenz geblieben. Der Deutsche, wenn er sich ausreichende Kenntnisse auf diesem Gebiete der Industrie verschaffen wollte, schnürte sein Bündel und verließ seine Heimat, um in englischen Fabriken ein aufmerksamer Lehrling zu werden. Auch Alfred, der Sohn Friedrich Krupps, welcher im Jahre 1810 die erste deutsche Gußstahlfabrik gegründet hatte, unternahm zu diesem Zwecke die Reise über den Kanal. Mit Fleiß und Umsicht studierte Alfred Krupp die englische Gußstahlfabrikation, mit zäher Ausdauer vertiefte er sich in die Einzelheiten der Gewinnung und Verarbeitung des Metalls und hatte bald seine Kenntnisse derart vervollkommnet, daß er sich ohne Selbstüberhebung den Engländern gewachsen glaubte. Er kehrte in die Heimat zurück, um das Werk seines verstorbenen Vaters nunmehr mit frischen Kräften und tüchtigem Können fortzusetzen, mit dem festen Entschlusse, alles einzusetzen, um die Engländer zu überflügeln und ihnen die Oberherrschaft auf dem Weltmarkte zunächst auf diesem Gebiete zu entreißen. Es war



Alfred Krupp † 14. Juli.

eine gewaltige Aufgabe, die er sich stellte. Unendlich schienen die Schwierigkeiten, die sich ihm in seinem Streben in den Weg legten, mühsam mußte er jeden Zentimeter Boden seinen Konkurrenten abgewinnen, aber durch seine ungemein starke Willenskraft und durch unermüdliches Schaffen glückte es ihm endlich, gewichtige Erfolge in dem Konkurrenzkampfe zu erringen. Schon 1851 erfocht er auf der großen Weltausstellung in London einen glänzenden Sieg, indem sein eingeschickter, 2500 Kilogramm wiegender Stahlblock der größte war. Kein englischer Aussteller hatte einen solchen aufzuweisen. Krupp erhielt dafür die höchste Auszeichnung der damaligen Ausstellung, die Councilmedaille. An diesen Erfolg reihten sich bald andere, größere und epochemachende, so daß es heute unzweifelhaft feststeht, daß Krupp die Engländer auf allen Gebieten der Gußstahlfabrikation vollständig geschlagen hat, daß er am allermeisten dazu beigetragen, den Glauben an Englands Übergewicht auf allen Industriezweigen zu erschüttern, daß er es hauptsächlich gewesen, der der deutschen Industrie zu Macht und Ansehen verholfen hat. In der ganzen Welt ist der Kanonen-Krupp, sind die Erzeugnisse seiner Fabrik bekannt und gesucht: wenn sich Serben und Bulgaren, Türken und Griechen bekämpfen, gehen sie sich alle mit Kruppschen Kanonen zu Leibe, wenn die europäischen Nationen, mit Ausnahme der Engländer und Franzosen, ihre Grenzen in Verteidigungszustand setzen, so geschieht es, indem sie ihre Festungen mit Kruppschen Kanonen bepflanzen; und wenn der Reisende nach Afrika wandert und nach Ägypten seinen Fuß setzt, oder nach Asien in das Reich der Mitte geht, so begegnet er auch hier den bewährten Geschützen aus der Fabrik Krupps. — Recht bescheiden war das Hammerwerk, welches der Vater Krupp in Alten-Essen gründete, und in welchem zwei Arbeiter nebst dem Meister ihr Tagewerk vollbrachten. Welch gewaltiger Unterschied zwischen einst und jetzt! Ein Wald von Schornsteinen umgibt heute den ältesten Hammer, aus einem Hause ist eine ansehnliche Stadt geworden. Man hat viele Stunden zu gehen, ehe man heutigestags durch die Gas- und Wasserwerke, durch die Kesselschmieden, Eisengießerei, Geschoßdreherei, Schmelzbau, Hammerwerke, Bandagenwalzwerk, Schienenwalzwerk, Blechwalzwerk, Magazine, Kanonenwerkstätten, Arbeiterwohnungen, Konsumanstalten, Menagen, Schulen, Krankenhäuser &c. hindurchkommt. Die Eisenbahn, die durch das ganze Werk geht, ist dauernd im Betriebe und erinnert an den flottesten Verkehr auf den Staatsbahnen. Aus den zwei Arbeitern waren — nach einer Statistik von 1881 — 19605 geworden. Im ganzen bewohnten im genannten Jahre 65381 Personen die Kruppschen Werke. Darin herrscht ein Treiben und Drängen, wie in den belebtesten Vierteln einer Großstadt, dazu fauchen die Maschinen, schlagen die Hämmer. Rüstig wird geschafft von früh bis zur Feierstunde; tausende von Aufträgen harren der Erledigung. Nur ein Beispiel diene hier zur Illustration. Während im Jahre 1858 nur 100 Kanonen fertig gestellt wurden, waren es 1873 bereits 13000, und heute ist die Zahl 20000 schon überstiegen; während die erste Kanone, die die Kruppsche Fabrik erzeugte, ein ganz kleines Ding war, sind neuerdings aus demselben Werke Geschütze hervorgegangen, deren Rohrgewicht 57500 Kilogramm, und deren Geschoß 520 Kilogramm betrug, ist dort eine 46 Zentimeter-Kanone entstanden, die ein Rohrgewicht von 124000 Kilogramm mit

einem 1050 Kilogramm schweren Geschosse hatte.

Am vergangenen 18. Juli herrschte, in grellem Gegensatze zu dem geräuschvollen Treiben der anderen Tage, ein düsteres Schweigen in dem weiten Fabrikgebiete, Trauerfahnen wehten überall von den Dächern und Kaminen herab; man trug den „König" dieses kleinen Staates hinaus zur Ruhestätte auf dem Gottesacker. Alfred Krupp ist am 14. Juli auf seinem Landsitze Hügel im Alter von 75 Jahren gestorben. Seit Jahren war er leidend gewesen und wurde von Professor Schweninger behandelt. Immer mehr schwanden ihm in der letzten Zeit die Kräfte, endlich gänzlich erschöpft, ging der während seines Lebens nie rastende Mann zur wohlverdienten ewigen Ruhe ein. Ein unübersehbarer Trauerzug folgte dem Sarge des Verblichenen, alle Stände waren darin vertreten, vom Vertreter Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, Generalleutnant Heinrich XIII, Prinz Reuß, bis zum einfachen Arbeiter der Fabrik herab. Aus aller Herren Ländern waren Abgesandte oder Beileidsschreiben erschienen, um die Teilnahme an einem Verluste zu bezeugen, den nicht bloß die Familie Krupp, nicht bloß die Beamten und Arbeiter, denen der Verstorbene in jeder Beziehung ein Wohlthäter und Helfer in der Not gewesen, betroffen, sondern den die deutsche Industrie und mit ihr Deutschland erlitten hat.

Der Name Krupp ist mit der Geschichte des Deutschen Reiches eng verknüpft, indem die Geschütze aus der Kruppschen Fabrik einen großen Teil zur Entwickelung des gesamten deutschen Heerwesens beigetragen haben, die Grundsäule des Reiches aber ein gut gewappnetes Heer ist. Kruppsche Kanonen waren es, die 1870 den Franzosen verderbenbringende Geschosse entgegenschleuderten und damit nicht unwesentlich dem deutschen Heere zum Siege verhalfen, der allein eine Wiederherstellung eines einigen deutschen Reiches ermöglichte.

Der Ritt der Zietenhusaren nach der Donau.

Ein außerordentliches Reiterstückchen, welches das Interesse weitester Kreise verdient, hat vor kurzem das Offizierkorps des Brandenburgischen Husarenregiments Nr. 3, unsern Lesern wohl als Zietenhusaren noch bekannter, ausgeführt — einen Ritt nämlich aus der Garnison Rathenow quer durch das ganze Deutsche Reich bis an die Ufer der Donau. Und zwar handelte es sich bei diesem Ritte durchaus nicht etwa um eine reine Sportsleistung auf trainierten Pferden, sondern um eine kavalleristische Übungsreise, zu der die Pferde, wie sie aus der Vorarbeit des Regimentsexerzierens kamen, verwendet wurden — ritten doch sogar zwei Junker auf ihren Dienstpferden vulgo Schwadronsgäulen mit. Man wollte einmal einen Maßstab für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Offizierskampagnepferde während eines längeren, durch keine Ruhetage unterbrochenen Rittes gewinnen, legte anderseits aber zugleich der Übung eine strategische Idee zu Grunde, die alle Teilnehmer täglich mit besonderen Aufgaben beschäftigte: es galt eine Deutschland von Nordost nach Südwest durchquerende Armee in der linken Flanke zu sichern. Wie ich hier für diejenigen Leser, welche nicht Militärs sind, zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerken will, kann eine solche Aufgabe natürlich nicht Sache eines kleinen Reitertrupps sein, derselbe stellt vielmehr nur einzelne Führer einer größeren Kavalleriemasse, etwa einer Division, vor. Zum vollen Verständnis der ganzen außergewöhnlichen Leistung ist es aber notwendig, im Auge zu behalten, daß es bei dem Ritte nicht lediglich auf die Zurücklegung des *nächsten* Weges von Nachtquartier zu Nachtquartier ankam, wie sonst bei Distanzritten, sondern daß die einzelnen Tagesaufgaben, die Rekognoszierungen &c. die Offiziere oft auf zahlreiche verschiedene Straßen anwiesen und sie dadurch zu ganz bedeutenden Umwegen und Mehranstrengungen zwangen.

Es nahmen nach den Angaben des „Sporn" an dem interessanten Ritte teil: 1. auf Vollblutpferden: Rittmeister Freiherr von Wrangel, die Leutnants von Tepper-Laski, von Graevenitz, Graf Groote und Freiherr von Oppenheim (Leutnant der Reserve); 2. auf Halbblutpferden: der Re-


Empfang in Süddeutschland durch württembergische Dragoner.

gimentskommandeur Oberstleutnant von Podbielski, Major von Rothkirch-Pauten, die Rittmeister von Wedell und von Seydlitz, die Leutnants von Goetzen, von Böhlendorff, von Zieten, von Knobelsdorff, Freiherr von Eckardstein und Schniewind (Leutnant der Reserve); 3. auf Chargen-, das heißt also dienstlich gestellten Pferden: die Leutnants Freiherr von Kap-herr II, Graf Oriola, Graf Perponcher, Freiherr v. Saucken und von Puttkamer; 4. auf Dienstpferden der Schwadronen: die Avantageure von Jagow und von Giese. In drei kleinen Tagemärschen von je etwa 45 Kilometern ging's zunächst von Rathenow nach Bitterfeld, von wo aus der eigentliche Dauerritt mit seinen militärischen Übungen begann — von hier aus stand z. B. auch jedem Herrn nur ein Pferd zur Verfügung.

Der erste Tag der Übung, der 18. Juni, führte die Reiter nach Merseburg, und die einzelnen Aufgaben legten den Teilnehmern bereits Leistungen bis zu 85 Kilometern auf; am 19. Juni ging es über das Schlachtfeld von Roßbach, wo Oberstleutnant von Podbielski angesichts des Janushügels des

Unterwegs.

stolzesten Tages preußischer Reiterei gedachte, nach Naumburg (etwa 40 Kilometer). Am 20. hatte die Mehrzahl der Herren ganz gewaltige Entfernungen — bis zu 122 Kilometer — zurückzulegen, das Wetter war sehr heiß, die Wege gebirgig, erst nach dreizehnstündigem Marsche langten die Husaren, von dem Fürsten persönlich an der Grenze des Ländchens begrüßt, in Rudolstadt an. Der nächste Marsch führte nach Koburg (etwa 100 Kilometer) — am 22. wurde die bayrische Grenze überschritten, und es hatte sich hier das Offizierkorps des 1. bayrischen Ulanenregiments eingefunden, um die norddeutschen Kameraden willkommen zu heißen und nach Bamberg (ca. 60 Kilometer) zu führen. Einer der Offiziere dieses Regiments, Leutnant Freiherr von Grunelius, machte den Dauerritt übrigens von Bamberg aus bis zum Schlusse mit. Am sechsten Tage erreichte man (nach einem Ritte von wiederum etwa 60 Kilometer) die alte Patrizierstadt Nürnberg, am siebenten Weißenburg (etwa 51 Kilometer), und am achten gegen Mittag konnten die Husaren endlich ihre wackeren Gäule in der schönen blauen Donau tränken. Nach einer Tagesleistung von gegen 100 Kilometern bezog man spät am Abend in Nördlingen Quartier, auch hier von den Kameraden vom 2. bayrischen Chevaulegersregiment herzlichst aufgenommen. — In weiteren fünf großen Märschen schwenkte die Kavalkade darauf nach Nordwest ab. Über Schwäbisch-Gmünd, Ludwigsburg, Heilbronn und Mergentheim gelangte man am 30. nach Würzburg, von wo die Heimreise per Bahn angetreten wurde. Mit welcher Erwartung und mit wie gespannter Aufmerksamkeit man daheim die Berichte über den Ritt verfolgt hatte, mit welchem Jubel die Reiter in der Garnison begrüßt wurden, bedarf keiner Schilderung!

Karte der durchrittenen Strecke von Bitterfeld bis Würzburg.

Das Regiment hat aber auch in der That allen Grund, auf die Leistungen der Herren stolz zu sein — haben sie doch von Bitterfeld an gerechnet in 13 Tagen nicht weniger als 850 Kilometer zurückgelegt. Es ist dies eine Marschleistung, wie sie selbst im Kriege unseres Wissens noch nie vorgekommen ist, und sie erscheint doppelt bemerkenswert, wenn man bedenkt, daß die Wege zum Teil recht ungünstig, die Hitze an den meisten Tagen drückend war, daß die kurzen Ruhestunden fast in jedem Quartiere durch frohe Feste arg gekürzt wurden. Der Ritt ist aber allen Teilnehmern vortrefflich bekommen und — was für den richtigen Reitersmann fast nicht minder wichtig: auch den meisten Pferden. Es wird dem Offizierkorps allezeit eine frohe, liebe Erinnerung bleiben, nicht zuletzt auch im Gedanken an die herzliche Aufnahme, welche die Reiter überall fanden. Nicht nur die süddeutschen Kameraden, auch die Einwohner der berührten Ortschaften nahmen den lebhaftesten Anteil an dem Empfange der preußischen Gäste, und mehr als einmal gestaltete sich derselbe zu einem förmlichen Volksfeste: das schöne

Gefühl, daß es nur ein deutsches Heer gibt, sprach sich überall in gleich lebendiger, wohlthuender Weise aus. Alles in allem: der friedliche Zug der Zietenhusaren an die Donau ist prächtig gelungen, und wenn der Alte aus dem Busch in jenen Tagen vom Himmel auf die Offiziere seines Regiments hätte herabsehen können, so wäre es jedenfalls mit wahrem Entzücken geschehen. Was sie im Frieden fertig gebracht, das werden sie, gilt es den Ernstfall, sicher noch übertrumpfen. v. Sp.

Kaiser Wilhelm und der Prinz-Regent von Bayern in Bregenz.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Nachdem Kaiser Wilhelm Bad Ems verlassen hatte, nahm er auf der Reise nach Gastein zuerst auf der Insel Mainau einen kurzen Aufenthalt. Auf dieser mit Naturschönheiten reich ausgestatteten Insel im Bodensee lebte Se. Majestät, zusammen mit der Großherzoglich Badenschen Familie, in stiller Zurückgezogenheit bis zum 18. Juli, an welchem Tage er die Reise nach Bregenz fortsetzte. Nachmittags 1 Uhr bestieg er in Begleitung der Großherzoglichen Familie den Salondampfer „Kaiser Wilhelm," welcher gegen $^1/_2$4 Uhr in den Hafen zu Bregenz einlief. Wenige Minuten vorher war der Regent von Bayern, Prinz Luitpold, auf dem „Wittelsbach" ebendaselbst angekommen. Eine zahlreiche Menschenmenge war auf dem Hafendamme anwesend, welche zuerst den Prinz-Regenten mit stürmischem Jubel empfing, der sich aber, in fast betäubenden Hoch- und Hurrarufen sich äußernd, noch um ein wesentliches steigerte, als die Menge des greisen Heldenkaisers auf dem einlaufenden Schiffe sichtbar wurde, und als sie ihn den Hut als Zeichen der Dankbarkeit für die Ovation schwenken sah. Als der badensche Salondampfer am Landungsplatze angelangt war, verließ der Großherzog von Baden das Schiff und begrüßte Prinz Luitpold, welcher inzwischen herangeeilt war, auf das herzlichste. Dann geleitete der Großherzog den erlauchten Gast die Treppe hinauf, an deren oberster Stufe der Kaiser stand und dem Regenten die Hände zum Gruße reichte. Mehrmals umarmten und küßten sich die Fürsten. Die umstehenden Zuschauer dieser herzlichen Begrüßung gaben ihrer Freude durch jubelnde Hochs Ausdruck. Die Passagiere des nächst dem „Kaiser Wilhelm" anlegenden württembergischen Dampfers „Herzog Christoph" stimmten „Die Wacht am Rhein" an, in welche auch die Menge am Hafen bald einfiel. Währenddessen hatte der Kaiser dem Regenten sein Gefolge vorgestellt, worauf sich die beiden Herrscher in eine allerliebste Laube zurückzogen, welche sorgsame Hände dem greisen Kaiser für die Seefahrt gleich hinter der Steuerbrücke errichtet hatten. Über eine halbe Stunde brachten die Fürsten im eifrigen Gespräche hier zu, bis der Großherzog dem Kaiserlichen Schwiegervater meldete, daß alles zur Abreise bereit wäre. Das Ziel des Kaisers war Innsbruck, wohin ihn ein Schnellzug bringen sollte. Den Weg zum Perron gingen die beiden Fürsten zu Fuß, trotzdem es angefangen hatte zu regnen. Diesen Augenblick hat unser Maler auf dem gegenüberstehenden Bilde festgehalten. Der Prinz-Regent, den Regenschirm aufgespannt, geht zur Linken des Deutschen Kaisers, welcher helle Beinkleider und einen schwarzen Rock, darüber einen leichten hellen Havelock trägt; im Knopfloch hat der Kaiser das schwarz-blau-weiße Bändchen des höchsten bayrischen Militärordens, des Max Joseph-Ordens. Hinter dem Kaiser zur Rechten geht der Leibkammerdiener. Mehrmals bleibt der Kaiser stehen, wohl nicht des Ausruhens halber, sondern in seine Konversation mit dem Prinz-Regenten vertieft.

Das Aussehen des greisen Fürsten ist ein vortreffliches und steht an Frische dem seines Begleiters wenig nach. Nichts verrät in der lebhaften Unterhaltung das hochbetagte Alter.

Vor dem Zuge fand ein allseitiger herzlicher Abschied statt. Erst verabschiedete sich die Kaiserliche Majestät von dem Regenten und dann von Tochter, Schwiegersohn und Enkeln. Als der Zug sich wenige Minuten darauf in Bewegung setzte, erschallten abermals brausende Jubelrufe der begeisterten Menge, die alle von einem Wunsche beseelt war: „Gott schütze den Kaiser!"



Kaiser Wilhelm und der Prinz-Regent von Bayern auf dem Wege nach dem Bahnhofe in Bregenz am 18. Juli.

Lore.

Von Helene Pichler.

„Thu's nicht, Jens. Es ist ja nicht von nöten, daß du schon wieder hinausgehst. Zehn Mark sind noch da vom Verdienst des letzten Fanges, das reicht über den Neujahrstag hinaus."

Die so sprach, war Lore, die junge Frau von Jens Prook. Das Ehepaar befand sich in der niedrigen Stube des letzten Fischerhauses im Dorfe. Lore machte sich vor einem kleinen, sehr hoch und sehr schräg überhängenden Spiegel die blonden Zöpfe in Ordnung und blinzelte dabei mit sichtlicher Befriedigung dem hübschen Gesicht im Spiegel entgegen. Jens Prook zog ein blaues wollenes Hemd über seinen hellen Stoppelkopf, nestelte die Ärmel um die Handgelenke zu und drückte sich den geteerten Hut auf den Kopf. Dabei blinzelte er nach dem Weibe, das in jugendlicher Schönheit da vor ihm stand, dessen elastischer Körper in den kräftigen Hüften sich wiegte, daß es eine Lust war, ihm zuzuschauen. Gar gerne hätte Jens Prook seine Hand um die Hüften des jungen Weibes gelegt, hätte sie einen Augenblick an seine Brust gezogen. Warum sollte er nicht thun, was sein gutes Recht war und was sein stürmisches Herz verlangte? Sie war doch sein Weib, schon seit vier Jahren?

Jens Prook aber schob nur den Teerhut tiefer ins Gesicht und rieb sich den Hinterkopf, dabei machte er „hm hm." Lore liebte die Ausbrüche ehelicher Zärtlichkeit nicht sehr, das wußte Jens nur zu gut. Sie war eine stramme Dirne, die fest auf den eigenen Füßen stand und eigentlich niemanden weiter brauchte als sich selbst, darum hieß es oft genug: „Stopp, Jens, Hand von der Butter!" Aber ein braves, tüchtiges Weib war die Lore, Jens hätte das Mundwerk für immer zum Schweigen gebracht, welches den geringsten Tadel der Lore hätte anhaften wollen. Jetzt antwortete er: „Gehn thu' ich doch, wenn auch noch Geld da ist. Es muß ja nicht nur von einem Tage zum anderen gesorgt werden. Wenn wir erst zu vier sind —"

„Bah," machte Lore und haschte eine herabgleitende Flechte mit der Hand.

„Nu, nu," fuhr Jens auf, „wirf's nicht so weit weg. Hast selbst das schwerste Teil dabei. Da mag ein lütjer Haufen von Markstücken schon gut thun, und dann — die anderen gehen auch hinaus."

„Was gehen dich die anderen an? Bist doch kein Affe? Bleib daheim, Jens."

Nun litt es den warmblütigen Jens doch nicht mehr im Hintergrunde der Stube. Er trat an Lore heran, legte seine breite, schwielige Hand um ihren feinen Nacken, der bis oben herauf durch ein grobes weißes Hemd verhüllt war, und sagte: „Lore, möchtest mich gern dabehalten? Sag mir ein liebes Wort und ich bleib'."

Sie schüttelte halb lachend, halb widerwillig die zärtliche Hand ab und antwortete:

„Was du doch nicht gleich meinst? Bild dir nichts ein. Ich meinte nur, weil der Wind aus Norden kommt und es leicht schlecht Wetter geben könnt', wo dir dann doch die Rückfahrt schwer wird."

„So, so?" brummte Jens, „na, dann hol mir noch einen Schluck Schiedamer, dann will ich gehen."

„Was fällt dir ein? Soll ich, so wie ich da bin, in die kalte Kammer gehen und mich erkälten?"

„Hast recht, Lore! Daß ich auch daran nicht dachte!"

Jens holte sich selber seinen Abschiedsschluck, warf die gelbe Öljacke über die Schulter, nahm die Back mit der Angelleine unter den Arm und ging.

„Adje, Lore!"

„Fahrwohl, Mann!"

Als Jens Prook seine Hausthür hinter sich zumachte, kam ihm ein alter Mann entgegen, der trug in der Linken einige frischgeschliffene Messer.

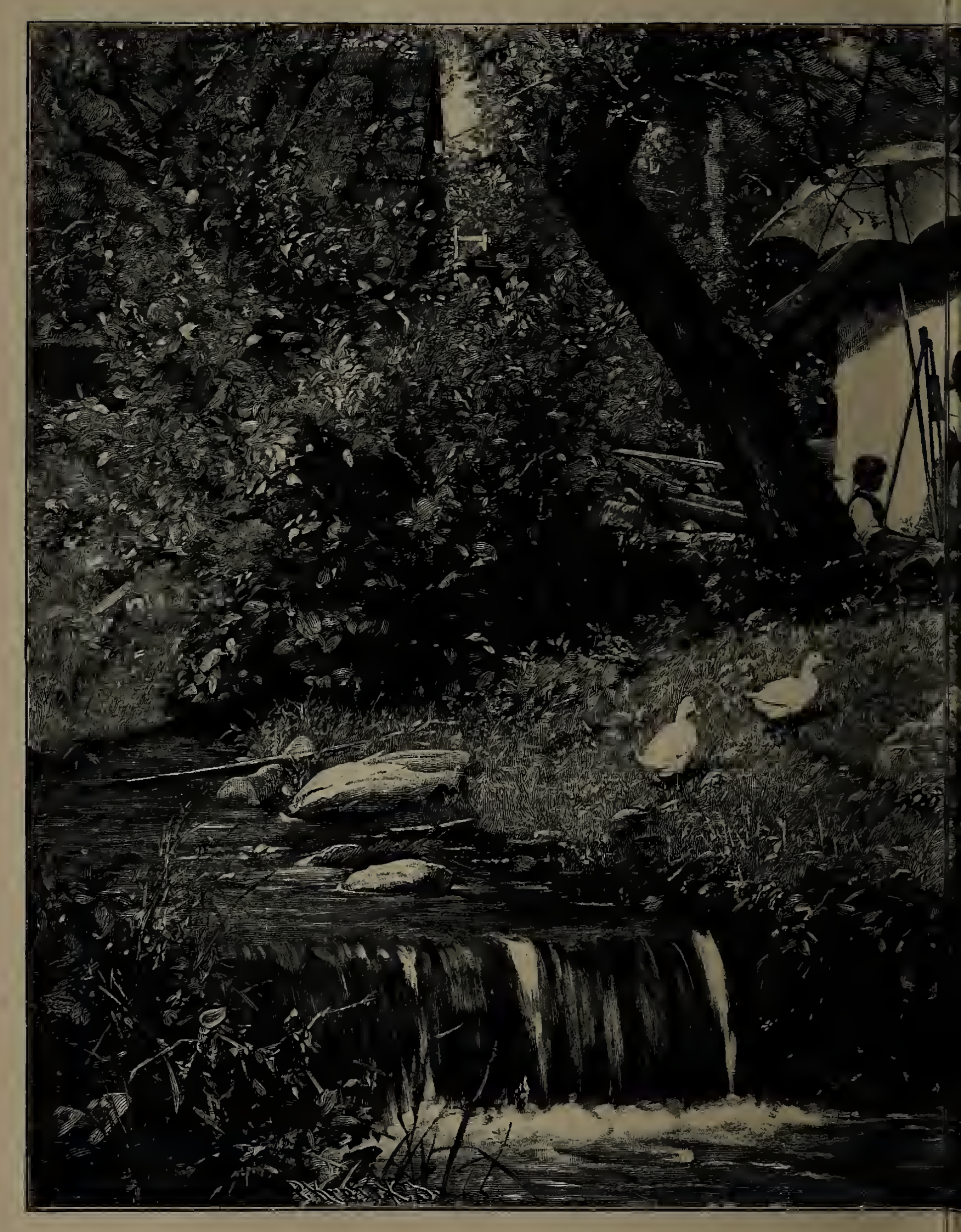
„Guten Morgen, Vater! Ihr solltet Euch nicht so anstrengen, sondern Euch pflegen lassen von der Lore."

Der alte Mann erhob abwehrend die Hand.

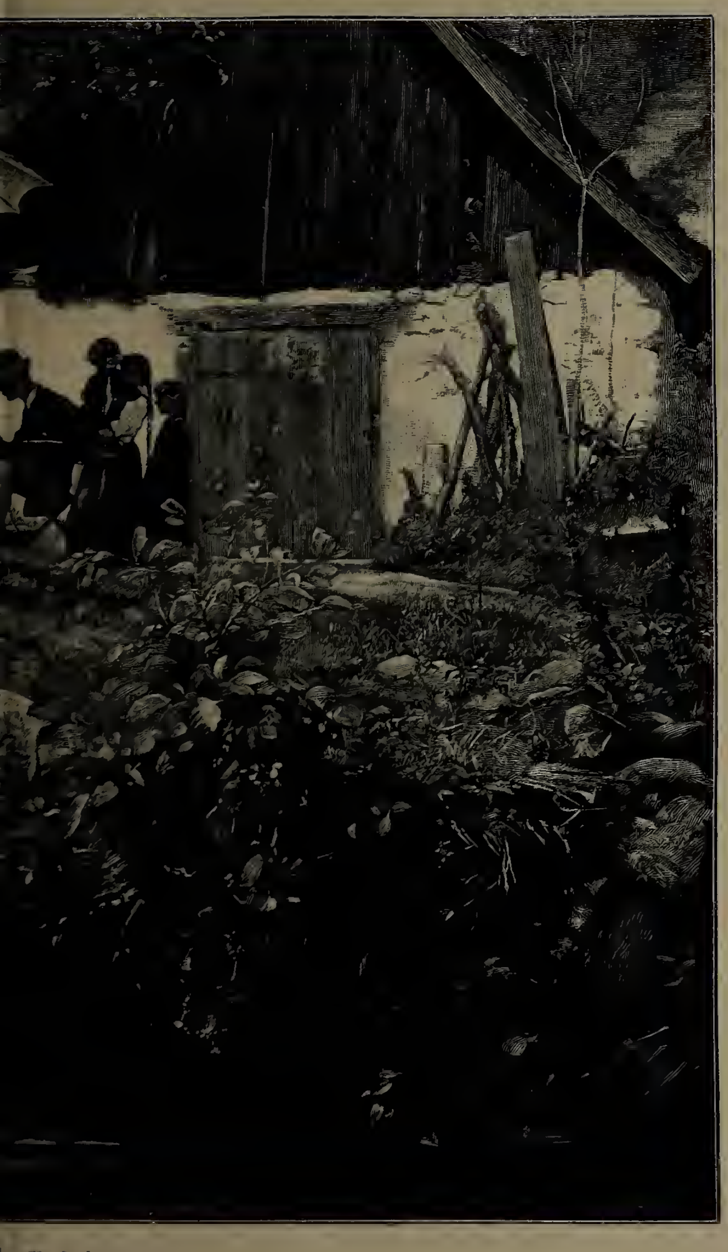
„Willst doch fort, Jens? Es ist Nordwind, und wie ich da beim Schleifstein stand, dünkt mich, habe ich's nicht schlecht pfeifen und singen hören über der See."

„Laßt mich, Vater. Denkt dran, wie Ihr selbst geschafft und gesorgt habt, als die Mutter Euch das Erste in Aussicht gab."

„Ja, ja, 's war 'ne schöne Zeit, als meine



Der Maler in den Hundstagen. Gema



on W. Hasemann.

Faust noch stark genug war, um das widerwilligste Fahrzeug zu regieren und mit der gröbsten See es aufzunehmen. Die See läßt einem nur Augen und Ohren, alles übrige macht sie spröd' und brüchig, daß man nichts nutz ist unter der Sonne und unter der jungen Menschheit, die nichts weiter kennt, als immer vorwärts, vorwärts. Na, geh mit Gott, mein Junge."

So murmelte der alte Fischer und tappte ins Haus, wo der Flur zugleich die Küche enthielt. Hier legte er die blanken Messer in den Kasten und ging dann in die Stube, wo die Schwiegertochter inzwischen mit dem Strählen ihres schönen Blondhaares fertig geworden war und sich mit einem groben Nähzeuge neben den heißen Ofen auf ein Fußbänkchen niedergekauert hatte. Der Alte ließ sich in dem hölzernen Armstuhl hinter dem großen braunen Ofen nieder, faltete die Hände und träumte.

In der Ofenröhre sang der Kaffeekessel liebliche Melodieen in Dur, und an den Fensterscheiben rüttelte der Nordwind in Moll. Gar heimlich und traulich war es in dem niedrigen Fischerstübchen.

Die Gedanken des alten Mannes weilten bei dem Sohne, der jetzt am Strande mit den Genossen zur gewinnbringenden Meerfahrt sich rüstete für Weib und Kind. Der Alte gab endlich seinen Gefühlen Ausdruck.

„Hättest den Jens nicht fortlassen sollen," sagte er.

Die Gedanken des jungen Weibes waren sicher wo anders, wenn sie überhaupt eben Gedanken hatte. Sie hielt das fertige Hemdchen in die Höhe, musterte seine Form, indem sie das Haupt kokett ein wenig zur Seite neigte, und erwiderte dann beiläufig: „Bah, was thut's? Die Nachbarn gehen auch hinaus, und Gerhard Menß sagte im Vorübergehen, daß sie heute einen ganz famosen Fang thun würden."

„Und wenn unser Jens einmal nicht wiederkäme? Es sind schon Millionen Menschenkreaturen in Sturm und Wetter zur ewigen Ruhe eingegangen —"

Der Alte hatte es bedächtig vor sich hingesprochen, aber der jungen Frau sanken beide Arme nieder wie die Glieder einer Puppe, wenn die Fadenspannung durchrissen wird. Mit dem seelenlosen gläsernen Blick einer Puppe richtete sie auch ihr großes Blauauge durch die klirrenden Fensterscheiben in den toten kleinen Garten, wo die ersten weißen Flocken im Gespenstertanz in der Luft wirbelten und die kahlen, steifgefrorenen Äste der krüppelhaften Lindenbäume schauerlichen Takt zu dem Tanze rasselten. Da legte sich eine Hand sanft auf die Schulter der jungen Frau. Sie zuckte jäh zusammen. „Nu, nu, komm nur nicht aus Fug und Schick; das thut bei dir nicht gut."

„Vater — es kann nicht sein, es darf nicht sein," stieß die junge Frau hervor.

„Warum nicht? Meinst du, weil er das schräge blaue Kreuz auf dem Herzen trägt? Das hilft nichts! Johann Jansen hatte es auch, und doch ging er vor diesen meinen Augen zu Grunde, als die ‚Karoline' verloren ging."

„Dummes Zeug," rief Lore, „ein paar Hautritzen und ein bißchen Pulver! Was schert sich der Tod darum? Jens ist mein Mann! hört Ihr, Vater, mein Mann! Er kann nicht auf See bleiben, er darf nicht bleiben, weil er mein Mann ist."

„Bist du mehr als andere Menschenkinder, daß du das Schicksal herausforderst? Habe noch alleweg gefunden, daß die widerhaarigen Kreaturen am schlimmsten geschüttelt wurden, bis sie endlich fügsam geworden."

„Bringt mich nicht auf, Vater," sagte Lore.

Ein Schauder durchrieselte die schöne Frau. Sie stand auf, warf die Arbeit in eine Ecke und öffnete das Schiebfensterchen, um ihrer glühenden Stirn einige Kühlung zu gönnen. Sogleich warf ihr der Nordwind einige Fäuste voll scharfer Eisnadeln ins Gesicht, fuhr in das warme Zimmerchen hinein und rumorte darin, als suche er einen Ausgang. Die Frontseite des Häuschens blickte gen Norden, wurde also von der vollen Wucht des rauhen Gesellen getroffen. Obgleich der alte Fischer „Fenster dicht!" rief, hörte Lore den Ruf gar nicht. Sie lauschte.

Merkwürdige Töne drangen an ihr Ohr, die sie bisher nie vernommen hatte, und sie war doch ein Kind der Insel, war auf ihr groß geworden. Sie hatte die Sprache des Ozeans täglich gehört, aber nie verstanden. Plötzlich verstand sie die donnernde Rede, die seit Jahrtausenden das Werk der Vernichtung an dieser kleinen Erdenscholle begleitet, und die Schauder der Vernichtung durchzitterten ihre Glieder. Sie dachte daran, daß es einst eine Zeit gab, in der die Insel

mit dem Festlande verbunden gewesen war. Mächtige Deiche schützten das Land vor der Wucht des Ozeans, und hinter den Deichen wohnte auf blühenden, üppigen Triften ein reiches, glückliches, stolzes Geschlecht. Da brauste das Meer heran. Eine einzige Nacht, dunkel, grauenvoll, zaubertoll, begrub Reichtum, Glück und Stolz. Sie vernichtete die gesegneten Fluren, vernichtete viel Tausende von blühenden Menschenleibern. Zappelnd und schreiend tauchten sie verzweiflungsvoll auf und nieder in dem schwarzen wütenden Gewässer, das erbarmungslos sie hin- und widerschleuderte und sie endlich tiefer und tiefer sinken ließ in ewige Nacht.

Lore legte die heiße Stirn an das Fensterkreuz und rang nach Atem. Das waren dumme Gedanken, die eine vernünftige Frau nicht haben sollte. Der dunkle Tag ist schuld daran, die Sonne ist nicht zu schauen über dem schweren festen-Dunst, der gleichmäßig in der oberen Luft steht; überdem ist's zwischen Weihnacht und Neujahr, wo sie niedrig steht und uns nur ein paar Stunden Licht gönnt. Ja, ja, das Wetter ist schuld an den melancholischen Gedanken. Sie machte das Fenster zu und suchte Arbeit im Hause. Gar oft aber sanken die Hände nieder, und sie horchte auf den Wind, der immer ärger pfiff. Über Mittag — Lore zog gerade den Kessel vom Feuer, in welchem der Stockfisch für ihres Mannes Abendmahlzeit anfing zu kochen — schaute die Nachbarin, Meta Jansen, auf einen Augenblick herein:

„Lore, ist dein Mann auch mit hinaus?"

„Freilich. Warum sollte er, der das beste Fahrzeug auf der Insel führt, daheim bleiben?"

„Herr Gott, es ist ein gräßlich Wetter, es steht eine abscheuliche Brandung, und sie wird bei dem harten Nordwind immer ärger; wie sollen unsere Leute dabei zurückkommen können? Ich kann mir's gar nicht vergeben, daß ich meinen Peter heute fortgelassen habe; Herr Gott, und nun dies bißchen Angst!"

„Angst?" fragte Lore in verächtlichem Tone. „Darf eine richtige Fischersfrau von der Insel Angst haben? Geh doch!"

„Ja, das sagst du wohl. Du hast noch keinen Mann auf See verloren wie ich, hast auch keinen erwachsenen Sohn zu verlieren. Ich weiß, wie das thut, mag's nicht noch einmal erleben."

Meta Jansen ging, und Lore ward von immer größerer Unruhe erfaßt. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Mehr denn hundert und aber hundertmal hatte sie ihren Mann auf den Fischfang gehen sehen, oft bei viel schlimmerem Wetter als das heutige, und war heiter und innerlich still geblieben, wenn Jens auch mal mit einem kleinen Ärger von ihr gegangen war; sie hatte es ja gewiß nicht böse gemeint, wenn sie gegen den Mann ein wenig aufbegehrt hatte, das war bei jedem Manne nötig, um sich nicht ganz unterkriegen zu lassen; kam er dann heim, dann hatte sie die Stube warm und ein gutes Abendbrot fertig, und hatte er noch einen kleinen Groll auf sie wieder mit heimgebracht, dann brauchte sie sich nur auf sein Knie zu setzen und mit ihm von einem Teller zu essen, dann war der gute Jens ganz der alte liebe, gute Mensch, der ihr alles zu Gefallen that. Warum nun heute diese quälenden Gedanken?

Es wurde der jungen Frau das Alleinsein schier unerträglich, sie legte einige Torfstücke an das glimmende Feuer, rückte den Stockfischkessel, daß er nur „zog" und nicht kochte, und ging dann in die Stube zum Vater. Der Alte war nicht da. Lore brauste auf: „Hm, natürlich, er ist an den Strand gelaufen, sie werden rein zu Kindern, die alten Leute, wenn sie nichts zu thun haben. Nun geh' ich gewiß nicht auf den Ausguck! Nein, nun gewiß nicht!"

Die junge Frau zog eine Lade auf, darinnen lagen wohlgeordnet Hemdchen und Tüchelchen, alles von grobem, aber weißem Leinen, und dabei ein Mützchen, fein gehäkelt und mit blauem Seidenbande verziert, der Stolz der jungen eitlen Frau, die mit dem kleinen Kunstwerke ihrer Hände Nachbarinnen gegenüber nicht wenig groß gethan hatte. Mechanisch zählte Lore die Schätze, welche sie dem Erstlinge bereitete, aber ihre Seele war nicht bei der Sache. Die kleine Wanduhr meldete drei Uhr, langsam und leise nahm das Tageslicht ab, Lore horchte und lauschte. Nichts Lebendes rührte sich im Hause, nur das Getön von der See ward immer unerträglicher.

„Und wenn sie alle an den Strand laufen, ich gehe nicht," dachte sie. „Es ist ja zum Verrücktwerden, wie heute der Tod über die Insel kriecht. Ich gehe nicht, wahrhaftig nicht. Jens kann ja den Weg allein finden."

Während sie sich so in geflissentlichem Trotze ermutigte, hatte sie doch ein großes

graues Tuch aus der Lade genommen. Sie harrte noch einen Moment, dann schlug sie es rasch um die Schultern und strebte mit raschen Schritten durchs Dorf dem Strande zu. Hier fand sie fast das ganze Dorf versammelt. Jeder, der einen Angehörigen auf der am Morgen ausgelaufenen Fischerflotte hatte — und fast aus jedem Hause war einer dabei — war zum Strande gegangen, um die Heimkehr, oder besser die Umkehr der Fahrzeuge zu erwarten. Bei dem sich steigernden Nordwinde mußten die Boote, welche sich im Umkreise einiger Meilen befanden, Schutz und Schirm suchen, wenn sie sich nicht einer Nacht voll Gefahr und Schrecken aussetzen wollten.

Sobald die junge Frau die Dünenkette durchschritten hatte, sah sie das weite, dunkle Meer vor sich, überschattet von den finsteren Schwingen des Nordwindes, der die Flut hoch aufpeitschte, daß sie in langen, rollenden Bündeln sich bis an den Fuß der Dünenkette wälzte. Ein, zwei, drei, vier Pünktlein, nicht mehr wert als in einer großen krausen Schrift das Tüpflein auf dem I, hüpften am Horizonte auf und ab. Einzelne Rufe der Freude oder des Schreckens unter dem dicht unter den Dünen versammelten Fischervolke sagten Lore, daß die Pünktchen je eines der heiß erwarteten Schiffe, daß je ein solches Pünktchen der Hort und das Vertrauen der Männer war, die gegen Ozean und Wind kämpften. War der ihre darunter?

Nun, da Lore die Fahrzeuge immer näher tanzen sah, wollte sie über ihre eigene Herzenssorge spotten; sie kamen ja wieder, wenn's auch Stunden voll entsetzlicher Arbeit und bitteren Schweißes kostete, was that's? Das gehörte zum Geschäft. Nur gut, daß kein Mensch der stolzen, starken Lore die kleine Schwäche angemerkt hatte; ja, sie hatte sich gut zusammengenommen, sie mußte sich selber loben. Da fiel ihr Blick auf den Vater. Der alte Mann war auf die höchste Düne geklettert, welche die ganze Insel beherrschte, und wo die hohe Signalstange stand, welche in Fällen von Seenot den Insulanern das Zeichen gab, zur Hilfe herbeizueilen. Von hier aus hatte man den weitesten Horizont, darum war auch der alte Prook hinaufgestiegen, denn unter den in Sicht befindlichen Fischerbooten vermißte er das seines Sohnes.

Nun stand er da auf dem rieselnden Sandhaufen, den Hut fest in den Nacken gedrückt, die Hände tief in die Taschen der weiten Leinenhose vergraben, mit einer Viertelswendung des Körpers nach Westen dem Winde Widerstand bietend, und guckte mit seinen alten, scharfen Wasseraugen den Horizont ab.

„Vater, sie kommen! Kommt doch herunter, der Wind pfeift Euch die Gicht in die Glieder," schrie Lore hinauf. Der Alte hörte die Stimme, verstand aber die Worte nicht, er wandte sich nur für einen Augenblick nach seiner Schwiegertochter um.

Nun rückten sie näher und näher. Die Aufregung unter den Zuschauern am Strande wuchs mit jedem Manöver, welches die Fahrzeuge ausführten. Die Herzen klopften, und die Zähne schlugen aneinander bei den Frauen und Kindern, die wenigen Männer schauten stumm und finster drein. Noch eine Stunde unsäglich qualvollen Hoffens und Wartens, und das letzte der vier Schiffe lag glücklich geborgen vor Anker. Jens Prook, der Vater, verzog keine Miene bei dem Jubel der Glücklichen, aber seine Fäuste in den Hosentaschen ballten sich, und er wich nicht von seinem Posten. Jetzt mußte sich auch Lore überzeugen, daß ihr Jens nicht unter den Zurückkehrenden war. So wie oben auf der Dünenhöhe der alte graue Fischer, so stand unten die junge Frau unbeweglich, starr, mit den Augen das Meer verzehrend bis in die fernsten Fernen. Der salzige Gischt sprühte über ihre Füße, sie merkte es nicht. Plötzlich schrak sie zusammen, es stieß sie jemand in die Seite, und die Stimme der Nachbarin Meta Jansen schrie in ihr Ohr: „Der Himmel erbarme sich unser, die Unsrigen sind nicht mitgekommen, dein Mann und mein Sohn fehlen!"

Lore fuhr wild herum und rief der bangenden Mutter entgegen:

„Laß das Greinen, sind wir morsche Netze, die bei dem kleinsten Rucke reißen? Mein Jens kommt schon wieder, verlaß dich darauf. Der geht seinen eigenen Kurs. Muß denn immer die ganze Wirtschaft zusammenhocken beim Einkommen, wie beim Auslaufen?"

„Aber Lore, Lore, hast du denn kein Gefühl? Gerhard Menß sagte, sie wären mit knapper Not binnen gekommen, und was über zwei Stunden noch draußen in See sei, das könne seine Seele dem Himmel befehlen."

„Schnack," fuhr Lore die Sprecherin an,

„laß mich mit Gerhard Menß in Ruhe, der soll seine Weisheit für sich behalten. Ich habe nicht die mindeste Sorge. Willst du mit heimgehen? 's wird mir zu kalt."

„Geh nur allein!"

Ach, wie gern hätte Lore ihr Wort zurückgenommen und wäre geblieben, aber das litt ihr Trotz nicht, so wanderte sie denn nach Hause. Sie sah sich oft um nach dem Vater, ob dieser noch immer keine Bewegung freudiger Überraschung mache. Vergebens!

Sobald Lore zwischen die vier öden Wände ihres Häuschens trat, wo die Dunkelheit bereits alle Ecken ausfüllte, war es mit ihrer künstlichen Sicherheit, mit Trotz und Verstellung vorbei. In namenloser Angst ging sie aus der Stube in die Kammer, glättete mechanisch die schweren, blaugewürfelten Federbetten auf ihres Mannes Schlafstätte, kehrte dann wieder zurück in die Stube, wo sie die kurze Thonpfeife, die Jens nach dem Abendbrote rauchte, von dem Sims herablangte und auf den Tisch legte, wo er zu sitzen pflegte; sie holte auch den Tabakskasten und Feuerzeug herbei, alles Dinge, die sie sonst nicht angerührt hatte. Sie that das mechanisch. Dabei holte sie langsam aus tiefster Brust Atem, daß es klang wie Stöhnen einer schwer verwundeten Kreatur, und kalte Tropfen fielen aus ihren Augen, aber sie weinte nicht, sie schluchzte nicht. Da ging die Klinke an der Hausthür, das unglückliche Weib schrie auf wie in seliger Erlösung, aber es hörte nur die tiefe, ruhige Stimme des Vaters: „Noch kein Licht, Tochter? Mach es nicht dunkler um uns, als es schon von Natur ist."

„Vater, Vater! ist's denn wahr? bleibt Jens fort? für immer fort?"

„Wie Gott will," murmelte der Alte.

„O, wie kannst du so ruhig sein? So fühllos? So hartherzig?"

„Licht, Tochter, Licht!" befahl der alte Fischer jetzt mit erhobener Stimme. Mit bebenden Fingern suchte Lore das Feuerzeug und schlug Licht.

„So," sagte der Alte, indem er ein breites Messer und ein Stück Holz hervorholte und anfing zu schnitzen, „so, nun wollen wir warten."

„Warten? warum warten? warum ist er noch nicht da, warum kommt er nicht?" rief Lore und redete gleich weiter wie im Fieber, hastig, abgebrochen, ungleich: „O, es kann allerlei passiert sein! nicht wahr? allerlei! er kann den Mast verloren haben; ja, ja, das wird's sein. Aber das Steuer nicht! bewahre, das Steuer muß er behalten. Nicht wahr, das behält er?"

„Arbeite!" sagte der alte Fischer, indem er mit dem Rücken seiner schwieligen Hand über die runzelige Stirn fuhr.

„Arbeiten? was soll ich arbeiten? Ich habe allzeit mehr gethan, als ich brauchte. Schaut zu, Vater, ob Ihr ein Loch findet in Jens seinen Hemden und Strümpfen. Sind meine Kessel nicht blank gescheuert? Ist das Haus nicht rein?" Unter diesen Worten hatte Lore Kisten und Kasten geöffnet und jedes Stück, welches Jens gehörte, ans Licht gezerrt und dem Alten vor die Augen gehalten.

„Laß das," wehrte der Alte ab, „nimm das Spinnrad und arbeite an dir selbst."

„An mir selbst?" lachte Lore mit unheimlichem Tone auf. „Kann einer sich ändern? Kann er seiner Natur ins Handwerk fallen? Bin ich nicht die —"

„Die unklügste Person von der Welt," fiel ihr der Alte hart in die Rede, fügte aber gleich milder hinzu: „das heißt jetzt. Lore, nimm deinen Verstand zusammen, du bist für dein Kind verantwortlich."

Das wirkte. Aber nur für kurze Zeit mischte sich das heimliche Summen des Spinnrades in das nächtliche Brausen der Natur. Lore schob das Rad zurück, legte die Arme verschränkt auf den Tisch, das blonde Haupt darauf, und in heftigem Thränenstrom machte die gequälte Brust sich Luft.

Der alte Fischer legte das Messer zur Seite und strich sanft über das zuckende Frauenhaupt.

„So ist's recht, Lore, weine, weine, die Thränen machen die Seele klar."

„Ja, Vater, sie machen die Seele klar, Ihr habt recht. O, ich bin dem Jens kein gutes Weib gewesen. Nein, nein, kein gutes Weib. Mit Kochen und Flicken allein ist's nicht gethan. Sein gutes Herz habe ich zurückgestoßen, ach wie oft, ich bin grob und schlecht gewesen, wenn er mich lieb haben wollte. Ich habe nur gethan, was ich mußte, und nichts, was ich um seines guten Herzens willen gesollt hätte. Und doch habe ich ihn so unmenschlich lieb. Da, schaut doch, Vater, da ist das Herz auf meinem Arm eingebrannt, und ein J und ein L stehen darin, das

geschah an dem Tage, wo Jens und ich uns zum erstenmal Arm in Arm lagen."

Die junge Frau hatte in wachsender Erregung den Ärmel ihres groben Kleides emporgerissen, auf der weißen Haut zeigte sich in dunkelbrauner Tättowierung das genannte Zeichen. „So wenig diese beiden Buchstaben aus dem Herzen zu trennen sind," fuhr sie fort, „so wenig kann ich meinen Mann entbehren fürs ganze Leben. Ich habe ihn lieb, zu lieb, und doch konnte ich garstig sein gegen ihn. O, ich elende Kreatur!"

„Halte Maß, Lore," sagte der Vater. Sie achtete nicht auf ihn. Vorgebeugten Leibes horchte sie. Der Sturm schien nachzulassen. Nun richtete sich ihre Gestalt wieder auf, sie strich sich die schweren Haare aus der Stirn und sagte: „Er muß ja kommen, es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit vom Himmel, wenn es nicht so wäre. Alles will ich gut machen, was ich versäumt habe, ja alles, alles soll gut werden. Auch Ihr sollt mehr mit mir zufrieden sein, Vater, gewiß, viel mehr! viel mehr! Aber er muß nach Hause kommen. Natürlich! er muß! — Es wird still, horcht doch, Vater! Ich will Jens entgegengehen."

„Laß den Unsinn. Was willst du in der Nacht am Strande, wo du nichts siehst und dir leicht ein Unglück widerfahren könnte? Beuge deinen Nacken unter Gottes Willen."

So mahnte der Alte, dem selbst der Kummer das vielgeprüfte Herz abdrückte, aber da war kein Halten. Das Haus, die Insel, das Meer, die ganze Welt war zu eng für den wühlenden Schmerz in Lores Brust. Sie stürmte hinaus. Der Wind entführte ihr Tuch, zerrupfte ihr Haar, rüttelte und schüttelte ihre Gestalt bis auf das Mark zusammen, ohne daß sie es fühlte. Jedes Denken, jedes Empfinden war ihr verloren gegangen in dem einen schuldbewußten Gedanken, daß sie in frevelhaftem Hochmut das Pfund ihrer Liebe vergraben hatte, daß diese Schuld gesühnt werden mußte in ewiger, verzweiflungsvoller Sehnsuchtsqual.

In Nacht und Grauen irrte sie am Strande auf und ab. Ihre brennenden Augen suchten die Finsternis zu durchdringen, aber vergeblich. Wie das Chaos, ehe die Teilung der Stoffe und Kräfte vor sich ging, so breiteten sich See und Himmel um die Unglückliche her. Hin und wieder zuckte ein schwacher Lichtschein auf der tobenden Masse, wenn ein Getier das Meer aufleuchten ließ, aber kein Strahl drang in die umdüsterte Seele der jungen Frau. Nur nicht hören müssen! es war ja genug des Nichtsehens! Nur nicht hören müssen dieses entsetzliche monotone Getöse der Wasser und ihre Hohnlieder: „Wir haben ihn, wir halten ihn; wir wissen ihn besser zu fesseln als du, die Ungerechte! Hahaha, du wartest vergebens! es kehrt nie zurück, was in unsere Gewalt geriet. Freue dich deines schmucken Leibes, der dich zu gut dünkte, als daß der geliebte Mann ihn umfaßte, er wird nie wieder nach ihm verlangen."

Lore stöhnte und schrie: „Mag Erd' und Himmel und See zusammenstürzen, mag ewige Finsternis mich decken, wenn ich nur den Geliebten wieder habe!"

Im Westen der Insel, wo der Strand durch Bühnen (Mauern aus Strauchwerk), gegen den Wogenschlag geschützt ist, dort in der Ecke, wo allerlei schwimmendes Zeug sich fängt, dort brach Lore zusammen. Doch nur für einen Augenblick. Ihr niedergleitender Körper streifte einen harten Gegenstand den die Flut zurückgelassen haben mußte, und die Berührung gab ihrem Körper neue Spannkraft. Was kann anderes am wüsten, einsamen Meeresstrande liegen, als Spuren der Vergangenheit? Trümmer eines Gewesenen? Es gab aber für Lore nur ein Vergangenes, seine Spuren mußten es sein, die sie zu neuem Leben, zu neuer Qual aufstachelten. Und sie nahm den Gegenstand, ein Stück Holz, setzte sich damit in den feuchten Sand und bohrte weiter im Auflehnen gegen Natur und Naturgesetz. Zu ihren Füßen leckte die steigende Flut, sie fühlte die Kälte, den Tod zu ihrem Herzen steigen. Da flammte über den Dünen eine rote Flamme auf, nach wenigen Minuten eine zweite. Unstet flackerten die vielzüngigen Lichter hin und her, bewegten sich vor- und rückwärts, bald hoch, bald niedrig schwebten die unheimlichen Flammen in der schwarzen Luft. Nun kamen sie der Unglücklichen näher und näher. „Gefunden," rief eine kräftige Lunge, und zwei feste Mannesarme packten Lore und rissen sie aus dem Bereich der Wogen höher den Strand hinauf. „Was wollt ihr?" schrie Lore die Leute an, die ausgezogen waren mit Fackeln, unter dem Vorantritt des alten Vaters, sie zu suchen.

„Seht doch," fuhr Lore fort, auf das

Stück Trümmer weisend, das sie krampfhaft im Arme hielt, „Jens schickt mir einen Gruß aus der anderen Welt. Haha, der brave Jens, selbst der Tod kann ihm die Liebe und das Gedenken an seine Lore nicht aus dem kalten, stillen Herzen reißen!“

Glutrot fiel das Fackellicht auf die Trümmer, und die Umstehenden erkannten den hölzernen Möwenkopf, welchen Jens Prook und der Vater geschnitzt, und welcher den Schnabel des ausgebliebenen Fischerbootes geschmückt hatte. Jens Prook, der Vater, schluchzte laut auf: „Mein Jens, mein Jens!“

„Mein Jens, mein Jens!“ gellte auch eine Frauenstimme und brach danach in lautes Lachen aus. Es grauste den Anwesenden, und keiner wagte Lore anzureden. „Was steht ihr da und gafft?“ schrie sie weiter. „Ihr haltet mich für wahnsinnig! haha, noch bin ich's nicht. Kommt nur nach Hause, tröstet den alten Mann, aber mir gönnt den Schmerz.“ Und sie selbst schritt voran durch die Nacht dem Dorfe zu.

Es war eine böse Nacht. Keine Ruhe kam über die weltentlegene Insel. In allen Häusern brannten Lichter und gingen Menschen hin und wieder. Auf den sandigen Pfaden zwischen den Häusern standen trotz Winternacht und Winterkälte kleine Gruppen, die Thüren der beiden letzten Hütten des Dorfes standen weit geöffnet, und hinaus und hinein ging, wer da wollte. Das waren die Hütten von Jens Prook und Meta Jansen, mit denen die Einwohnerschaft der Insel in dieser schlimmen Nacht trauerte. Schleppenden Ganges schritt ein alter gebeugter Mann durch die niedrigen Hütten. Er hatte eben sein warmes Bett verlassen, nur ein langer Rock von grobem Stoffe schützte die alten Glieder gegen den ungestümen Wind. Das war der Pfarrer der Insel, ein schlichter, einfacher Mann, aber voll echter Frömmigkeit. Er war mit seinen Pfarrkindern in Not und Freud alt geworden und kam jetzt, den Elenden beizustehen.

Zuerst trat er unter das Dach der Witwe Meta Jansen, die ihren Peter, den einzigen Sohn, verloren hatte. Da war nicht viel zu trösten. Die Witwe saß, von einigen Nachbarinnen umgeben, die Bibel lag auf ihrem Schoße, und sie betete: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt in Ewigkeit —“

„Amen,“ schloß der greise Pfarrer und legte der verwaisten alten Frau die zitternden Hände aufs Haupt.

Der Wintermorgen dämmerte bereits durch die Scheiben, die guten Freunde und Nachbarn hatten endlich noch für ein paar Stunden die warmen Betten aufgesucht. Aber noch weilte der Seelsorger in Jens Prooks Hause, und wahrlich, die junge Menschenseele dort bereitete ihm schwerere Sorge, als sie je auf seinen trageifrigen Schultern gelegen hatte. Noch immer tobte Lore in wahnsinniger Verzweiflung gegen die ganze Welt, am schlimmsten gegen sich selbst. Wilde Anklagen wechselten mit starrer Apathie, so daß der Pfarrer nicht wußte, ob nur der Schmerz sie beherrsche oder bereits die Nacht des Wahnsinnes. Die Unglückliche hörte nicht auf andere Worte, als die sie in ihrem Innern zu vernehmen meinte, darum ließ der alte geistliche Freund sie zunächst gewähren und richtete nur dann und wann einige Worte an Vater Prook, der die ganze Nacht über der Bibel gesessen hatte, ohne ein einziges Blatt umzuwenden. Nach einer längeren Pause, während welcher Lore ruhelos im Zimmer auf und ab schritt, trat der Geistliche zu ihr, faßte mild die fiebernden Hände und sagte: „Mein Kind, der Gott, welcher die Allmacht hat, dein Liebstes dir zu nehmen, er hat auch die Macht, dich zu trösten, wenn du dich trösten lassen willst.“

Lore riß ungestüm ihre Hände los. „Die Macht, mich zu trösten?“ rief sie, „womit will er mich trösten? Er gebe mir meinen Mann lebendig wieder, und ich will ihm Loblieder singen. Thut er das? Kann er das? Wo ist er, daß ich zu ihm mich wenden kann?“

„Lästere nicht,“ erhob der Pfarrer ernst seine Stimme „versuche es, dich im Gebete zu beruhigen.“ Sogleich flogen die zehn Finger der jungen Frau ineinander, und die Lippen plapperten tonlos, während die Augen glühend in ihren Höhlen lagen: „Vater unser, der du bist im Himmel — hahaha, ein schöner Vater das, der seine Kinder quält bis auf das Blut. — Dein Wille geschehe! — Nein, nein, nicht ein solcher Wille darf geschehen. Es ist kein Wille über uns, es darf kein Wille über uns sein. Nein, nein, kein Wille, kein Wille! Da kommt sie, die rohe Kraft, die wilde Gewalt, die alles darniederreißt, sie kommt, und keine Kreatur

mag ihr widerstehen, aber sie ist kein Wille, soll kein Wille sein."

Der Geistliche stand erschüttert, bebend vor diesem Ausbruch der Verzweiflung. Er faltete die Hände und flüsterte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben."

Lore fiel ihm ins Wort: „Ich habe eine Schuld, aber ich will sie sühnen durch ein gutes, liebevolles Leben. Gib mir den Mann zurück, nach dem meine Seele lechzt, und mein ganzes Leben soll ein Dankgebet sein. Kommt er? Nein und abermals nein. Die Schuld bleibt mein, ewig mein. Kann ein gerechter Wille, ein gütiger Vater das dulden? Ich will sterben, ich will nicht länger leben. Ich will —"

„Halt ein! Lore! Weib!"

Drei Männer hatten zu gleicher Zeit den Ruf ausgestoßen: der Pfarrer, der Vater und — Jens Prook, der Totgeglaubte, der unter dem Toben seines Weibes eingetreten war und die Zusammenstürzende in seinen Armen auffing und in die Kammer trug.

Was hinter der Thür sich zugetragen hat, weiß niemand. Es wird's auch niemals ein Mensch erfahren. Jens soll in dieser Stunde zum erstenmal geweint haben, aber aus Freude, wenn seinen hell glänzenden Augen zu trauen war, die sich selbst dann nicht trübten, als er gegen Nachmittag den getreuen Freunden und Nachbarn mitteilte, daß seine Lore ein totes Kindchen ihm beschert habe. Es wurde die Stube nicht leer von Besuch, jedermann wollte die Erzählung von Jens' wunderbarer Rettung durch ein holländisches Schiff aus seinem eigenen Munde hören, da er aber nicht von dem Bette seines jungen Weibes wich, die seine Hand nicht mehr losließ — die gute, treue, rauhe Hand, so mußte der Vater sich bequemen, die Geschichte wieder und wieder zu erzählen, und der Möwenkopf, der Zierat des verlorenen Fahrzeuges, diente als anschauliche Erläuterung.

Lore erholte sich bald wieder. Sie blieb eine stille, fast schwermütige Frau, bis — ja, bis sie eines Morgens ein gesundes, kräftiges Töchterchen in die kleine, turmlose Kirche zum Herrn Pfarrer brachte, daß dieser das kleine Wesen mit geweihtem Wasser segne. Da leuchteten ihre Augen, und als die klaren Tropfen über das Kinderköpfchen perlten, bückte sich Lore rasch und drückte auf die Hände des Greises einen raschen Kuß, dabei flüsterte sie: „Ich bin solcher Barmherzigkeit nicht wert."

Von Stund an blühte Jens Prook das höchste Glück, und der alte Vater meinte, nun erst wäre Lores vortreffliche Natur zum Durchbruch gekommen, ja, ja, sein Jens hätte mit der Frau das große Los gezogen, und er, der Vater, kenne keine Schwiegertochter, die handlicher, demütiger und freundlicher sei als die seine.

Die einzige, welche in Trauer jenes Tages gedenken mußte, war Meta Jansen. Ihr Peter war nicht gerettet worden.

Der Schießunteroffizier.

Ein Bild aus dem inneren Leben unsers Heeres.

Die Obliegenheiten des Schießunteroffiziers, sagt die neueste Schießvorschrift — wir haben in der deutschen Armee nämlich seit kurzem keine Schießinstruktion, sondern eine Schießvorschrift — bestehen in der Führung des Schießbuches und aller auf das Schießen Bezug habenden Listen, in der Instandhaltung des gesamten zum Schießen und zu den Vorübungen erforderlichen Geräts, in der besonderen Beaufsichtigung der Gewehre, der Munition, des wiederaufgefundenen Bleies und der Hülsen.

Auf wenigen Zeilen eine umfassende Aufgabe, und es gehört kein geringer Grad von Intelligenz dazu, ein guter Schießunteroffizier zu sein. Der Unteroffizier, der zu diesem Vertrauensposten berufen wird, „fühlt" sich daher auch in seiner Stellung. Schon der Umstand, daß er meist auf der hohen Schule der Schießkunst — der Spandauer Schießschule nämlich — einen Kursus durchgemacht hat und damit den Geheimnissen der Feuertaktik näher gerückt ist als die gewöhnlichen Sterblichen, verleiht ihm ein stolzeres Selbstbewußtsein; fast stets selbst ein vortrefflicher Schütze, blickt er gern mit einer leichten, durch Mitleid gemilderten Herablassung auf die unglücklichen Kameraden herab, die alle Jahre in der Vorübung zur zweiten Klasse mit einer Unzahl Patronen „hängen" bleiben. Der

stete Umgang mit der Waffe gibt ihm einen Hang zum Romantischen, was ihn freilich nicht hindert, von einer wahrhaft prosaischen Grobheit zu sein, wenn die Rekruten die weisen Lehren der Instruktionsstunden über Visier und Korn nicht schnell genug auf dem Scheibenstand ins Praktische übersetzen können. Er hat überhaupt einen grimmigen Haß auf jeden Musketier, der „seine" teuren Patronen sinnlos vergeudet, d. h. schlecht schießt. „Sie müssen sich mehr mit der Waffe beschäftigen, lieber Meier," flüstert er dann wohl milde einem unglücklichen Schützen zu. „Heute können Sie z. B. mit den Hülsen anfangen! Hier haben Sie vorläufig dreißig dieser lieben Dinger, die Sie mir heute abend gereinigt vorstellen werden." Ins Deutsche übersetzt bedeutet diese Gabe für den armen Meier eine kleine Nachmittagsarbeit von etwa zweistündiger Dauer. Bekanntlich wird nach jedem Schießen im Sande des Kugelfanges ein gewisser Prozentsatz des verschossenen Bleies wieder gesucht, und auch diese sparsame Einrichtung gibt ihm Gelegenheit, seine eigene Erziehungsmethode für seine „Unglücksraben" anzuwenden. Ist schlecht geschossen worden, dann können die zum Kugelsuchen auserwählten Mannschaften, unter denen seine Lieblinge selten fehlen, bis zum Dunkelwerden den Sanddamm durchwühlen, ohne den Vorgesetzten zufriedenzustellen. Ich habe nicht selten erlebt, daß mein Schießunteroffizier mehr Blei heimbrachte als verschossen war, und ich bin nie böse darüber gewesen. Der Erlös aus dem aufgefundenen Blei ist nämlich eine der Hauptpositionen in dem knappen Wirtschaftsbudget unserer Kompanieen, ohne das „Bleigeld" würden die ohnehin schweren Sorgen des Kompanievaters sich ins Unendliche steigern.

Der Schießunteroffizier, sagte ich, hat häufig einen Hang zum Romantischen. Er liebt außer und — soweit dies möglich ist — auch im Dienst ein gewisses ritterliches Auftreten, er gestattet sich gern kleine Freiheiten im Anzug, die seiner Meinung nach den Glanz seiner Persönlichkeit erhöhen: ein ganz, ganz schmales weißes Bäffchen unter dem Kragen, eine verstohlen zwischen dem zweiten und dritten Knopfe hervorlugende goldene Uhrkette von Talmi und beängstigend enge Beinkleider liebt er besonders, ein kokett aufgesetztes Schnurrbärtchen und, wenn es seine Mittel erlauben, ein sorgsam ausrasierter Backenbart, so wie er ihn in Berlin und Spandau bei der Garde gesehen hat, sind sein Ideal. Pardon: sein höchstes Ideal liegt auf einem edleren Gebiete. Ich habe gefunden, daß er stets ein besonderer Verehrer der holden Weiblichkeit ist — ich glaube, deshalb trifft man auch so selten einen verheirateten Schießunteroffizier. Fast bei allen Truppenteilen haben die Herren Unteroffiziere in der Wintersaison ihre eigenen Ballfestlichkeiten, und auf diesen zählt der Schießunteroffizier immer zu den besten und gesuchtesten Tänzern; er führt stets die hübschesten Mädchen auf, und die Kameraden haben oft Grund, neidisch auf seine Erfolge zu blicken.

Besonders angenehm ist es unserm Freunde, daß ihm sein Kompaniechef fast stets ein eigenes Zimmerchen einräumt. Er braucht ein ruhiges Plätzchen in der That: die Führung der Listen, des großen Schießbuches, in dem die Erfolge und Mißerfolge aller Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zusammengetragen sind, die Aufstellung der Nachweisungen für das Waffenreparaturgeschäft ꝛc. erfordern zahlreiche und sorgsame schriftliche Arbeiten. Aber dies ruhige Plätzchen ist ja gottlob nicht nur dem königlichen Dienste geweiht, selbst in der Hochsaison des Scheibenstandes, etwa im Monat Juni, finden sich doch immer noch Stunden, halbe Stunden, Viertelstunden, die sich in dem eigenen Heim weit süßer verträumen lassen als in der großen, allgemeinen Kasernenstube. Ich habe es oft bewundert, mit wie wenig Mitteln sich unsere unverheirateten Unteroffiziere ihre kleinen Stübchen wohnlich zu machen verstehen. Der plumpe Kasernentisch ist zum Schreibsekretär umgewandelt, auf dem sich fein säuberlich in Reih und Glied die Schießbücher aufbauen, das Bett verdeckt ein bunter Überwurf, ein bequemer alter Lehnstuhl, dem man freilich ansieht, daß er sich schon durch Generationen forterbte, steht am Fenster. An den Wänden hängen fast stets die Porträts des Kaisers und des Kronprinzen, einige Reservistenbilder und — honni soit qui mal y pense — einige Photographieen hübscher Mädchen — „Meine Bräute," wurde mir einst erklärend gemeldet — vollenden den Wandschmuck; am Fenster grünt frischer Epheu in einer selbstgefertigten Ampel, bisweilen schmettert auch ein Kanarienvogel seine fröhlichen Lieder durchs Zimmer — kurz, es

ist wirklich gut sein in solch kleinem Unteroffizierstübchen.

Aber leider: der Tag hat ja nur 24 Stunden, obwohl ich Vorgesetzte gekannt habe, die alles Ernstes behaupteten, sobald der königliche Dienst es erforderte, müsse er auch 25 haben. Jedenfalls aber ist die Zeit der stillen Muße heute gerade den Funktionsunteroffizieren knapp zugemessen: es ist keine Ausnahme, wenn der Schießunteroffizier früh „mit den Bäckerjungen,“ wie ein beliebter militärischer Schmerzensruf lautet, zur Felddienstübung ausrückt, um zwölf Uhr todmüde heimkehrt und um ein Uhr bereits nach dem Scheibenstande hinauspilgern muß, um alle nötigen Vorbereitungen zu treffen, da um drei Uhr der erste Schuß fallen soll. Der vorsorgliche Fiskus hat es meist so einzurichten verstanden, daß die Schießstände hübsch weit von den Kasernen entfernt sind — weit, weit außerhalb der Stadt liegen sie, wo der Grunderwerb billig war. Häufig genug ist der Wald nur durch einige verkümmerte Heidekuseln dargestellt, und der Schatten, den diese vielleicht in zwanzig Jahren werfen werden, wird vorläufig nur supponiert. Da steht unser Freund denn in glühendem Sonnenbrand und sieht die Schützen kommen und gehen, teilt unverdrossen Patronen ab und hört unermüdet die ewig gleiche Meldung: „Musketier Müller schießt 100 Meter Ringscheibe stehend aufgelegt, Bedingung ist: 3 Mannsbreiten, 2 Spiegel, 27 Ringe.“ Und wenn dann endlich der letzte Schuß gefallen ist, der Offizier die Scheiben und den Patronenbestand revidiert hat, wenn alle Schützen den Stand verlassen haben, dann darf der Schießunteroffizier mit der Schar der „Nichtherausgekommenen“ Kugeln suchen, bis die Sonne herabsinkt. Daheim jedoch harren neue Aufgaben; die „Schießer“ für den nächsten Tag sind zu kommandieren, der Munitionsbedarf ist festzustellen und die Waffenreparaturzettel sind auszuschreiben.

Ja, wenn das leidige Waffenreparaturgeschäft nicht wäre, möchte man allenfalls noch gern Schießunteroffizier sein. Aber diese ewige Sorge um die lieben Flinten, die haarscharfe Kontrolle der Waffen von oben herab macht gar zu viel Arbeit und Mühe. Und die Sache wird immer schlimmer anstatt leichter, denn jede neu eingeführte Gewehrkonstruktion will sorgsamer behandelt sein als die bisherige, ihr Mechanismus ist difficiler, und so scharf der Schießunteroffizier im eigensten Interesse auch die Mannschaft beaufsichtigt, die groben Bauernfäuste gehen mit den kostbaren Waffen doch nicht immer wie mit rohen Eiern um. Wo sind die schönen Zeiten des alten Zündnadelgewehrs hin! Damals erlebte ich es, daß ein musternder General einen Kolben mit aller Kraft auf den Erdboden schleuderte: „Ein guter Schaft muß das aushalten können,“ meinte er — und derselbe hielt wirklich. Heute verlangen unsere ja allerdings auch unvergleichlich leistungsfähigeren Waffen die allersorgsamste Schonung, und ganz abgesehen von allen direkten Vorgesetzten existiert heute ein gar gestrenger Herr, der Waffeninspizient, bei den Truppen, welcher von Zeit zu Zeit grause Musterung hält über die Gerechten und Ungerechten.

Wie ist es doch mit der edlen Schießkunst bei der Truppe überhaupt so ganz anders geworden, anders — und besser freilich! Anno 1805 galt es als eine große Errungenschaft, daß die Grenadiere jährlich zehn scharfe Patronen nach der Scheibe verfeuern sollten, heute langen kaum zweihundert für die jährliche Schießausbildung, und wenn ehedem die simple Ringscheibe das einzige Ziel war, so fertigt der Schießunteroffizier mit Hilfe des Tischlers der Kompanie heute lange Reihen von Figur- und Strichscheiben, von Brust-, Kopf- und Reiterzielen, von Zug- und Sektionsscheiben. Kommt aber im Herbste erst die Zeit des gefechtsmäßigen Schießens, dann kleistern die fleißigen Hände oben unter dem Kasernenboden ganze Truppenteile aus Pappe und Leinwand zusammen, und Herr Gustav Kühn in Neu-Ruppin, der Spezialist für Figurenscheiben, wird mit riesigen Aufträgen bedacht.

„Gottlob,“ seufzt der Schießunteroffizier, wenn's ins Manöver geht, „die Quälerei hat für dieses Jahr ein Ende“ — die Schießübung wird nämlich im großen und ganzen überall vor den Herbstübungen beendet.

Dem frohen Ende kommt aber alljährlich, wie es meist im Leben geht, noch ein sogenanntes dickes Ende nach: die Aufstellung des Schießberichtes nämlich, welchen die Kompanie am 1. November dem Bataillon einreichen muß — eine umfangreiche Arbeit, in welcher die ganzen während des Übungsjahres erzielten Resultate zusammengefaßt

werden. Die Schießberichte der Bataillone gehen alljährlich bis an Seine Majestät und bilden einen sehr wichtigen Maßstab für die Beurteilung des Dienstbetriebes. Das alte Wort: „Je mehr Dienst, je mehr Ehre!" gilt aber auch für den Schießunteroffizier, und sein Dienst ist derartig, daß er ihm Freude macht: er läßt dem Unteroffizier eine große Selbständigkeit, wie er solche von ihm verlangt, er zeitigt Resultate, die im Laufe jedes Dienstjahres sichtbar hervortreten, und die unserm Freunde noch über die Schützenschnüre hinaus, die natürlich längst seine Ärmel zieren, Anerkennung verschaffen. Sp.

Auf der Robbenjagd an der deutschen Nordseeküste.

Ein Ferienerlebnis.

Der letzte Staub ist geschluckt. Jene undurchdringliche Wolke, welche sich aus dem Rauche der Fabriken, der Glut des Asphalts und dem aufwirbelnden Schmutze der Straße bildet, liegt hinter uns. Wir spüren es zuerst in Wilhelmshaven, sobald wir den Bahnhof hinter uns haben, und am anderen Morgen nach eingetretener Flut führt uns die schlanke, schnelle „Leda," mit deren rauchendem Schlot wir uns gern versöhnen, durch die reine, Lunge und Herz erweiternde Seeluft. Der Kriegshafen und die Befestigungen von Wilhelmshaven bleiben hinter uns, wir passieren den Leuchtturm von Schillighorn. Da liegt der „Mars" vor Anker und hält Schießübungen ab — einer Burg gleich mitten im Meere —, und gleichzeitig zeigen uns die frische Brise und die größeren Schwankungen des Schiffes die Nähe der offenen See an. Leuchttürme und Feuerschiffe sind in großen Entfernungen sichtbar, das verhältnismäßig enge Fahrwasser der Jade und Weser bezeichnend. Breite Riffs und Sandbänke ziehen sich hindurch — willkommene Tummelplätze der Seehunde, deren wir eine ganze Herde auf der großen Mellumplate durch das Glas beobachten können. Hier sind auch die Stellen, wo sie gejagt werden. Wir nehmen die Plätze mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein, da wir hier eine Jagd auf Robben in Aussicht genommen haben.

Wangeroog ist das Ziel unserer Fahrt, die im ganzen noch wenig besuchte, deshalb aber für wirkliche Erholung um so geeignetere östlichste Insel der von der Weser bis zur Emsmündung sich hinziehenden Reihe. Hier fängt die „Kultur" erst an sich zu entwickeln; Konzerte, Bälle, Sport darf man hier nicht suchen. Dafür entschädigen uns saubere und geräumige Wohnungen, ausgezeichnete Verpflegung, ein vorzüglicher, fünf Minuten von den Wohnungen entfernter Strand, und — Freiheit, Freiheit in des Wortes ganzer Bedeutung, freie Bewegung, freier Verkehr, frei von Etikette und Toilette, und — freie Jagd.

Die Vogelwelt ist nicht besonders mannigfaltig: Möwen, Austernfischer, Strandläufer in ihren verschiedenen, allerdings sehr zahlreichen Arten,* aber sie fesselt doch das Interesse des Jägers im höchsten Maße. Ein paar Tage streifen wir den Strand ab, dann aber drängt es uns hinaus zur Robbenjagd.

Ein biederer Schiffer hatte sich schon bei meiner Ankunft zur Begleitung erboten. Am nächsten schönen Morgen bei Nordwestwind und eingetretener Ebbe brachen wir auf.

Mit gut gethranten Stiefeln geht es durch das flache Wasser des Watts; zuletzt besteige ich den breiten Rücken des Schiffers, und so gelangen wir zu dem in frischer Brise schaukelnden Boote. Bald fliegt dasselbe mit schwellenden Segeln dahin. Nach anderthalbstündiger herrlicher Fahrt durch das Watt nähern wir uns einer Reihe von Platen, welche den Insulanern als Spielplätze der Robben bekannt sind. Schon sehen wir hier und da in einiger Entfernung ein paar dunkle Köpfe emportauchen und wieder verschwinden; es ist je eine Alte mit ihrem Jungen, die sich noch nicht getrennt haben.

Die Robben werfen nämlich nur ein Junges und führen dies so lange mit sich, bis es genügende Sicherheit im Fischen erlangt hat und dann einmal durch stürmisches Wetter von der Alten verschlagen wird. Solange diese Trennung, welche durchschnittlich Mitte Juli eintritt, noch nicht erfolgt ist,

ist die Jagdzeit noch nicht da, weil die Mütter sehr vorsichtig und mißtrauisch und die Tiere daher schwer zu schießen sind. Man hat deshalb wenig Aussicht auf Erfolg, wenn man die Köpfe paarweise auftauchen sieht. Aber wir sahen auch einzelne Exemplare, die sich durch ihr helleres Aussehen als Junge kennzeichneten. Ein ganz sicheres Zeichen der teilweise bereits erfolgten Trennung ist aber ein langgezogener heulender Ton, den die Jungen ausstoßen, wenn sie nach den verlorenen Müttern suchen. In diesem Stadium sind die Tiere für die Jagd am geeignetsten, wie sich sogleich zeigen wird.

Es währt nur kurze Zeit — da erblicken wir vor uns in ziemlicher Entfernung auf einer eben vom Wasser freigewordenen Bank einige große schwarze Massen, die sich bewegen; sie heben sich vom Horizonte wie gewaltige Walfische ab. Es sind Seehunde, die sich auf der Minseneroldoog, einer Sandbank nach offener See zu, tummeln. Wir kommen heran. Sofort verschwinden die Tiere im Wasser. Nun heißt es, schnell auf die Bank zu kommen, dem Winde entgegen. Wiederum trägt mich der breite Rücken des Schiffers ans Land, und das Boot legt mit dem Bootsmann in einiger Entfernung bei. Im Laufschritt geht es zu der Stelle, wo die Seehunde gelagert haben, und dort legen wir uns platt auf den Sand. Vor uns geht es steil ab in tiefes Wasser; denn nur solche Plätze suchen sich die Tiere zu ihren Lagerplätzen aus. Dort liegen wir nun und warten, bis ein Kopf sich über das Wasser erhebt. Sobald dies geschieht, fängt mein Begleiter an, den Kopf, tief von der Mütze bedeckt, langsam aufzurecken und wieder zu senken, dann, auf die Ellbogen gestützt, stoßweise vorwärts und rückwärts zu gehen und ab und zu mit den Beinen zu schlagen. Dadurch werden die Tiere — hauptsächlich die Jungen — getäuscht: sie vermuten, daß die Luft wieder rein sei, und daß sich wieder einige Genossen — vielleicht die verlorenen Mütter — auf dem Platze befinden.

Zwei Köpfe, eine Alte mit dem Jungen, tauchen nicht weit von uns auf. Neugierig sehen sie uns bald von der einen, bald von der anderen Seite an; das Junge hat die größte Lust, sogleich wieder heranzukommen, aber die Alte hält sich zurück; sie wendet sich ab, beide tauchen unter. Als sie wieder zum Vorschein kommen, sind sie bereits weit unterhalb und für uns verloren. Da läßt sich das bekannte Heulen hören. Es kommt aus einem Kopfe, der eben vor uns aufgetaucht ist. Ein Junges ist's, das die Mutter sucht. Kaum hat es den Pseudoseehund mit seinen Bewegungen neben mir bemerkt, so taucht es wieder unter und kommt im nächsten Augenblicke ganz in unserer Nähe wieder hervor. Noch ist es nicht ganz sicher, aber nichts Verdächtiges zeigt sich; es sieht in den Lauf meiner Flinte hinein, während ich kein Glied rühre und mein Nebenmann mit größter Ruhe seine Bewegungen ausführt. Da faßt es Vertrauen, schwimmt an die Bank heran und ist kaum sechs Schritte von mir entfernt. Wie es eben den Kopf etwas wendet, um heraufzukommen, da kracht der Schuß, und sich hoch aufrichtend fällt es ins Wasser zurück, während mein Begleiter aufspringt und es mit dem langen Bootshaken ans Land zieht. Sofort legen wir uns wieder nieder, und das Manöver geht von vorn an. So kann man, wenn es das Glück will, drei- und viermal zum Schuß kommen. Oft genug auch zieht man freilich vergeblich aus, sei es, daß der Wind umspringt und den Tieren die Witterung zuträgt, sei es, daß die Tiere durch sonst eine Unvorsichtigkeit gewarnt werden.

Das Fell der Beute gehört dem Jäger, das Tier selbst den Leuten der Insel. Für diese wirft es noch ziemlichen Gewinn ab. Sie gewinnen durchschnittlich 10—12 Liter Thran à 75 Pfennige. Dazu kommt der reichlich bemessene Fahrlohn. Sie jagen natürlich auch selbst und verkaufen dann das Fell für 5—6 Mark.

Auf der Rückfahrt ging ich noch dem Geflügel zu Leibe. Zwei prächtige Möwen, in Doublette geschossen, machten den Beschluß des lohnenden und interessanten Ausflugs.

G. B.

Richard Wagners Erstlingsopern.

Von Arthur Büttner.

Gegenwärtig werden auf der Münchener Hofbühne Vorbereitungen getroffen, die ersten Opern Richard Wagners in Szene zu setzen. Es sind bekanntlich „die Feen" und „das Liebesverbot." Daß man diesen Aufführungen mit großer Spannung entgegensieht, ist sehr erklärlich, kennen doch bisher nur ganz wenige die ersten Ausflüsse des musikalischen Genies des großen Meisters. Leider werden diese Jugendwerke nicht den Weg über alle Bühnen nehmen, da nur München das Aufführungsrecht besitzt, welches es sich durch verschiedene Abmachungen zwischen Ludwig II und Wagner bereits früher gesichert hat. Daher werden viele Freunde der Wagnerschen Musik sich begnügen müssen, die Berichte über die Vorstellungen seiner Zeit zu lesen, oder sich auf andere Weise darüber zu orientieren suchen. Zu letzterem Zwecke soll der folgende Beitrag dienen. Aber auch für diejenigen, denen es vergönnt ist, den Aufführungen in München in kommender Saison beizuwohnen, werden vielleicht die nachstehenden Zeilen zum größeren Verständnis der beiden Opern willkommen sein.

Im Jahre 1833 hielt sich Wagner bei seinem Bruder in Würzburg auf. Hier komponierte er auf Anregung desselben die „Feen." Es ist bemerkenswert, daß er schon zu dieser Erstlingsarbeit den Text selbst dichtete, dem er nur Gozzis dramatisches Märchen: La donna serpente — die Frau als Schlange — zu Grunde legte. Er folgte nicht blind der Vorlage, sondern sein guter Geschmack bewog ihn, hier und da Änderungen eintreten zu lassen, und dies geschah sehr zum Vorteil seines Libretto. So gab er der Erzählung, wie wir gleich sehen werden, einen ganz von dem Original verschiedenen Schluß. Bei Gozzi hat sich eine der holdseligen Feen grenzenlos in einen gewöhnlichen Sterblichen verliebt, und um ihn zu besitzen, will sie der Unsterblichkeit entsagen. Die Sterblichkeit kann sie aber nur erlangen, wenn der geliebte Mann alle die Aufgaben erfüllt, die ihm von den Feen auferlegt werden. Vermag er es nicht, so geht er nicht nur der Geliebten verlustig, sondern diese wird zur Strafe in eine Schlange verwandelt. Die Aufgaben waren aber ganz besonders schwierige, und der Erwählte der Fee ist nicht im stande, sie auszuführen, so daß die letztere anstatt in dem bräutlichen Schleier sich den Blicken des Mannes in einer Schlangenhaut präsentiert. Nun genügt ein heißer Kuß auf die kalte Schlange, um die Verwandelte zu entzaubern. Wagner dagegen ist diese Lösung zu einfach, wohl auch zu abgeschmackt: er führt die Entzauberung durch eine motiviertere Ursache herbei. Bei ihm ist die Fee in einen Stein verwandelt worden, und der Gesang des Geliebten ist es, der den Stein rührt und damit den Zauber hebt. Man sieht, der Dichter verwebte hier mit dem mittelalterlichen Stoff einen antiken: die Orpheussage. Doch er läßt es hierbei noch nicht bewenden: als Lohn für die Stärke der Liebe zu der Fee wird der Mann in das wunderliebliche Feenland versetzt, wird aus der Alltagswelt in ein Reich verklärteren Daseins gehoben. Es ist dieser Schluß der Oper höchst bemerkenswert, weil wir bereits in diesem Libretto einer Anschauung Wagners begegnen, die sich fast durch alle späteren Werke als leitender Faden zieht: die Allgewalt der Liebe, die allein Knoten schürzt und Konflikte löst, und die Erlösung aus der Scheinwelt in ein besseres Jenseits.

Auch zum „Liebesverbot" schrieb Wagner den Text selbst, schöpfte aber diesmal aus einer reichlicher fließenden Quelle, aus Shakespeares: Measure for measure. Eines Morgens hatte er sich aus dem Treiben des Badelebens in Teplitz hinweg gestohlen und war auf die Schlackenburg geflohen, hier den ersten Entwurf zu seinem „neuen Gedichte" aufzeichnend. Auch bei der Dichtung des „Liebesverbotes" hielt er sich nicht streng an die Quelle, auch hier modelte er verschiedenes nach seinem Gutdünken um, auch hier gab er den Begebenheiten einen anderen Schluß. Den Inhalt des Shakespeareschen Stückes, welches übrigens, wie auch das Drama des Franzosen Le Fars, das das gleiche Sujet behandelt, nach einer altfranzöisischen Novelle aufgebaut ist, müssen wir als bekannt voraussetzen. Bei Shakespeare kehrt nun nach dem Ende zu der Fürst in sein Land zurück, gerade als die Verwickelungen am größten sind,

um gleichsam als Deus ex machina alles wieder ins rechte Geleise zu bringen. Wagner führt die Katastrophe aus inneren Gründen herbei, indem er Lucio, den Geliebten der Isabella, die Fackel des Aufruhrs unter die unzufriedene Bevölkerung tragen und dadurch den heuchlerischen Statthalter entdecken und entlarven läßt.

Während wir bei der Betrachtung des Textes schon zuweilen die Spuren der eigentümlichen Schaffungsweise des Meisters sahen, so können wir bei einem Einblick in die Musik der beiden Opern nur sehr wenig Eigenartiges wahrnehmen. Daß er sich bereits darin als tüchtiger Musiker zeigte, muß anerkannt, doch daß darin besonders charakteristische Momente zu finden wären, die an den späteren Wagner erinnerten, muß geleugnet werden. Die „Feen,“ zu welchen dem Komponisten Beethoven und Weber als Vorbilder dienten und welche — nach der Aussprache des Meisters in seiner „autobiographischen Skizze“ selbst — in den Ensembles viel Gelungenes hatten, sind über das „Liebesverbot“ zu stellen. Das Warum kann zum großen Teile schon aus Nachstehendem erhellen.

Wagner war im Jahre 1834 in Leipzig, wo er die Aufführung seiner „Feen“ betrieb. Hier hörte er eines Abends die Schröder-Devrient in Bellinis „Romeo und Julie.“ Der Enthusiasmus des Publikums war über alle Grenzen groß, der Erfolg der Oper ein ungeheurer. Das setzte Wagner in gerechtes Erstaunen. Er sagte sich: wie ist das möglich, daß eine so durchaus unbedeutende Musik eine so außerordentliche Leistung hervorrufen kann? „Ich geriet in Zweifel,“ bekennt er, „über die Wahl der Mittel, die zu großen Erfolgen führen können. Weit entfernt war ich, Bellini ein großes Verdienst zuzuerkennen, nichtsdestoweniger schien mir aber der Stoff, aus dem seine Musik gemacht war, glücklicher und geeigneter, warmes Leben zu verbreiten, als die ängstlich besorgte Gewissenhaftigkeit, mit der wir Deutsche meist nur eine erquälte Scheinwahrheit zu stande brachten. Die schlaffe Charakterlosigkeit unserer heutigen Italiener sowie der frivole Leichtsinn der neuesten Franzosen schienen mir den ernsten, gewissenhaften Deutschen aufzufordern, sich der glücklicher gewählten und ausgebildeten Mittel seiner Nebenbuhler zu bemächtigen, um es ihnen dann in Hervorbringung wahrer Kunstwerke entschieden zuvor zu thun . . . Ich gab mein Vorbild, Beethoven, auf: seine letzte Symphonie erschien mir als der Schlußstein einer großen Kunstepoche, über welchen hinaus keiner zu dringen vermöge und innerhalb dessen keiner zur Selbständigkeit gelangen könne.“ Kraft solcher Entschlüsse entstand die Musik zum „Liebesverbot,“ dessen Partitur im Winter 1835 zu 1836 fertig gestellt wurde. Wagner war zu dieser Zeit Leiter der Opernaufführungen in Magdeburg. Mit wahrem Behagen hat er sich den Einflüssen der italienischen und französischen Muster hingegeben; man findet Anklänge an deren Werke die Hülle und Fülle darin: aus dem strengen Jünger der Beethovenschen und der Weberschen Schule war ein leichtsinniger Nachahmer welscher Kompositionsweise geworden. Wagner sah bald genug seine Verirrung oder, um mit ihm selbst zu reden, die Verwilderung seines Geschmackes ein. „Ich fühlte, daß ich mich selbst nicht mehr als Komponist achten konnte,“ sagte er kurze Zeit nach der ersten Aufführung des „Verbotes“ zu sich selbst. Diese Aufführung war übrigens die einzige, die dem Opus zuteil wurde. Hierbei können wir nachholen, daß die Erstlingsoper, die „Feen,“ bis heute noch nicht das Licht der Rampen erblickt hat. Die Aufführung in Leipzig, welche Wagner, wie schon angedeutet, 1834 persönlich daselbst zu fördern suchte, zerschlug sich. Nur in Konzerten waren Bruchstücke gespielt worden, zum Beispiel 1833 in Würzburg, die dem Publikum ausnehmend gefallen hatten. Das „Liebesverbot“ hingegen gelangte glücklich auf die Bretter. Und zwar war es die Magdeburger Bühne, die Wagners zweites Opernwerk in die große Öffentlichkeit brachte. Ganz ohne Hindernisse freilich ging es nicht ab. Die hohe Polizei Magdeburgs fand den Titel nicht ganz ordnungsgemäß; derselbe mußte in den anderen: „Die Novize von Palermo“ umgeändert werden. Die Vorstellung nun selbst klappte auch nicht ganz so recht, sehr natürlich: die Oper war innerhalb zehn Tagen einstudiert worden, so daß die Sänger ihre Partieen nur halb auswendig konnten. Wagner verließ sich auf den Souffleur und seinen Dirigentenstab. Dennoch machte das „Liebesverbot“ oder „die Novize von Palermo“ kein allgemeines Fiasko. Was gut ging, wurde gehörig beklatscht, und der Eindruck war im allgemeinen ein guter. Warum dennoch eine zweite Aufführung nicht zu stande

kam, darüber gibt uns Wagner selbst Aufschluß.

„Ob bis zum Beginn der Ouverture sich einige Menschen im Saale eingefunden haben, kann ich nicht genau ermessen: ungefähr eine Viertelstunde vor dem beabsichtigten Beginn sah ich nur meine Hauswirtin mit ihrem Gemahl und sehr auffallender Weise einen polnischen Juden im vollen Kostüm in den Sperrsitzen des Parterres. Demungeachtet hoffte ich noch auf Zuwachs, als plötzlich die unerhörtesten Szenen sich hinter den Kulissen ereigneten. Dort stieß nämlich der Gemahl meiner ersten Sängerin (der Darstellerin der „Isabella") auf den zweiten Tenoristen, einen sehr jungen, hübschen Menschen, den Sänger meines „Claudio," gegen welchen der gekränkte Gatte seit längerer Zeit einen im Verborgenen genährten eifersüchtigen Groll hegte. Es schien, daß der Mann der Sängerin, der mit mir am Bühnenvorhange sich von der Beschaffenheit des Publikums überzeugt hatte, die längst ersehnte Stunde für gekommen hielt, wo er, ohne Schaden für die Theaterunternehmung herbeizuführen, an dem Liebhaber seiner Frau Rache zu üben habe. Claudio ward stark von ihm geschlagen und gestoßen, so daß der Unglückliche mit blutigem Gesichte in die Garderobe entweichen mußte. Isabella erhielt hiervon Kunde, stürzte verzweiflungsvoll ihrem tobenden Gemahle entgegen und erhielt von diesem ebenfalls Püffe, daß sie darüber in Krämpfe verfiel. Die Verwirrung im Personal kannte bald keine Grenze mehr: für und wider wurde Partei genommen, und wenig fehlte, daß es zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen wäre, da es schien, daß dieser unglückselige Abend allen geeignet dünkte, schließlich Abrechnung für vermeintliche gegenseitige Beleidigungen zu nehmen. So viel stellte sich heraus, daß das unter dem Liebesverbot des Gatten Isabellas leidende Paar unfähig geworden war, heute aufzutreten. Der Regisseur ward vor den Bühnenvorhang gesandt, um der sonderbar gewählten kleinen Gesellschaft, welche sich im Theatersaale befand, anzukündigen, daß „eingetretener Hindernisse" wegen die Aufführung der Oper nicht stattfinden könnte."

Daß Wagner keinen Versuch machte, die Oper zum drittenmale herauszubringen, erklärt sich wohl aus dem Umstande zur genüge, daß er von Tag zu Tag weniger von seinem Opus hielt, und daß er einsah, auf welche Abwege er gekommen war. Damals aber war es, wo er zum erstenmale lebhaft empfand, daß wir eine eigentliche **deutsche** Oper nicht haben, wo in ihm der Entschluß reifte, diesem Mangel abzuhelfen, indem er ein Werk „machen wollte, das nichts von Arien, Duetten, Terzetten und all dem Zeug enthalte, womit sie heutzutage die Oper zusammenflicken (aus: Eine Pilgerfahrt zu Beethoven)." Der Plan eines musikalischen Dramas schwebte ihm also klar und deutlich bereits damals vor.

Das musikalische Drama ist alten Ursprungs. Die ersten nachweisbaren Spuren gehen — nach Forschungen des Dr. Tappert in Berlin — bis ins XIII. Jahrhundert zurück, aus welcher Zeit eine Komposition des Trouvère Adam de la Hale, Robin et Marion mit Namen, stammt, die entschieden als musikalisches Drama gelten muß. Daraus erhalten ist ein Liebeslied der Marion, welches ganz den Charakter der recitierenden Singweise trägt und nichts Arienhaftes an sich hat. Dann sind erst wieder musikalische Dramen aus dem XVII. Jahrhunderte belegt, der „Orpheus" Pertis, der bei Vermählung Heinrichs IV von Frankreich mit Maria von Medici aufgeführt (1600), und eine Komposition gleichen Namens von Monteverde (1607). Man sieht, die Komponisten wählten mit Vorliebe die Orpheussage, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch Wagner sie in seiner ersten Oper benutzte. Wir begegnen seit dieser Zeit keinem musikalischen Drama in reinster Form wieder: die Manie, die Oper mit einer reichlichen Anzahl Arien — man schätzte den Wert der Opern nach der Zahl der darin vorkommenden Arien — auszustatten, griff immer mehr um sich. Alexander Scarlatti hatte in eine seiner Opern über siebzig arienmäßige Gesänge hineinkomponiert und stand gerade deswegen in hohem Ansehen. Wohl versuchte der Hofdichter Ludwigs XIV, Lully, dieser Manie zu steuern, wohl folgten ihm vor allem Gluck und Weber in diesem Bestreben nach, indem sie das dramatische Moment in ihren Werken wieder geltend machten, aber zum musikalischen Drama hat es keiner gebracht. Auch Wagner räumte nicht sogleich mit den Arien, Duetten und „all dem Zeug" auf, sondern ging erst allmählich zum reinen musikalischen Drama über. Den Grund, der auch sicherlich teilweise bei Gluck und Weber maßgebend gewesen sein mag, erfahren wir aus Wagners

Schriften. Er sagt einmal: „Wollte ich eine Oper machen, die nach meinem Sinne wäre, würden die Leute davonlaufen... sie würde kein Sänger singen und kein Publikum hören wollen. Wer ein musikalisches Drama machte, würde für einen Narren angesehen werden.“ Er hatte die Wahrheit gesprochen: zur Zeit, wo der Nibelungenring noch nicht die Reise über alle größeren Bühnen angetreten hatte, schalt man den Komponisten desselben einen Narren. Heute belegt man ihn höchstens mit diesem Titel noch in — Frankreich, aber, wie unsern Lesern bekannt sein wird, aus anderen Gründen, denn der Genius Richard Wagners hat längst siegreich den Weg über die ganze gebildete Welt angetreten.

Der Adjutant.

„Herr Leutnant von X! Reiten Sie zur 10. Kompanie und —“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ rief er und jagte davon, daß die Funken stoben.

Unser guter Oberst würde sicher die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen haben, wenn er nicht in der Linken Trense und Kandare, in der Rechten Krimstecher, Karten, Meldeblock, Zirkel, Bleistift und was ein höherer Truppenführer sonst heutzutage für Werkzeug mit sich führt, sorgsam gehalten hätte. So mußte er sich damit begnügen, dem Reiter einen herzzerreißenden Hilferuf nachzusenden, dem bald ein halbverschlucktes „Kreuzdonnerwetter“ folgte. Der Adjutant aber stiebte über das Blachfeld, ohne nach rückwärts zu hören, und erst als er vor dem Chef der 10. Kompanie sein Streitroß zügelte, fiel ihm schreckensvoll auf die Seele, daß er, ohne den Auftrag seines „Brotherrn,“ wie der böse Leutnant zu sagen pflegt, abzuwarten, davongejagt sei. Aber „schneidig“ geritten war er doch, das mußte ihm der Neid lassen, und es war ja nicht das erste Mal, „daß die Adjutanten flogen und meldeten, daß nichts zu melden sei!“

Kein glücklicherer Mensch auf der Erde, als der Bataillonsadjutant, wenn er, zum erstenmal die breite Schärpe um die stolze Heldenbrust, mit seinem wackeren Rößlein paradieren kann — notabene, wenn das Rößlein sonst mit ihm einer Meinung ist und nicht trotzig seinen Pferdekopf für sich haben will. Die Adjutantenschärpe und die Sporen sind ja die Herzensträume fast jedes jungen Offiziers, sie bedeuten für ihn nicht nur die Hoffnung, um nicht zu sagen die Aussicht auf eine bevorzugte Karriere, sie erscheinen ihm auch als Sinnbilder besonderer Ritterlichkeit, die ihn gewissermaßen hoch aus den Reihen der armen Kameraden „zu Fuß“ erheben. Und er hat recht: die ersten Jahre des jungen Adjutanten sind eine herrliche Zeit — beschert ihm der gütige Mars gar einen recht liebenswürdigen und dabei tüchtigen Vorgesetzten, einen brauchbaren Schreiber, ist er selbst wacker im Sattel und leidlich gewandt mit der Feder, so braucht er niemand in der Welt zu beneiden. Die Büreaustunden auf dem geheiligten Raume, von dem aus die Geschicke des Bataillons gelenkt werden, sind selten drückend, höchstens bereiten ihm die Geschäfte des „untersuchungsführenden Offiziers“ einige Sorgen — der Bataillonsadjutant ist meist zugleich der „Untersuchungsrichter“ der niederen Gerichtsbarkeit, um einen freilich nicht voll zutreffenden Vergleich zu brauchen. Aber auch auf dem schwierigen Gebiete des jus arbeitet er sich allmählich ein, und wenn er seinem ersten Standrecht mit pochendem Herzen entgegensah, bald kennt er das Militärstrafgesetzbuch samt den unvergleichlichen Fleckschen Kommentaren wie seine eigene Westentasche. Nur zu schnell verstreichen aber die drei Jahre: nach so knapp bemessener Frist pflegen nämlich die gestrengen Kommandeure meist ihre Herren Adjutanten in das Nichts des Frontdienstes zurückzuschleudern, wenn dieselben nicht ausnahmsweise unmittelbar eine höhere Sprosse der Adjutantur erklimmen sollen. Solch zurückgetretener Adjutant hält sich meist für einen schwer zu bedauernden Mann — aus der schönen Zeit meint er nur die frohe Erinnerung mit hinübergerettet zu haben, mühsam nur entsagt er der ihm so lieb gewordenen Neigung zum Sport, und erst nach Jahren erkennt er dankbar, wie sehr die Adjutantenjahre seinen Blick erweiterten und seinem militärischen Können nachträglich noch reiche Früchte trugen.

Eine der schönsten Stellungen ist diejenige als Regimentsadjutant. Sie ist ein Vertrauensposten im besten Sinne des Wortes.

Der Regimentsadjutant, ein älterer Leutnant, vermag nach vielen Richtungen hin ein vermittelndes Glied zwischen dem Kommandeur und den Kameraden zu sein, er kann, wenn er seine Stellung richtig auffaßt, oft ihr bester Berater werden. Vor ihm sind meist all ihre kleinen und großen Sorgen und Leiden ein offenes Buch, und je weniger er einen Einfluß auf seinen Oberst auszuüben sucht, um so lieber und um so häufiger wird dieser seine Ansicht, seine Meinung einfordern. Fein empfindender Takt, strenge Verschwiegenheit und ein wirklich kameradschaftlich gesinntes, allem Strebertum feindlich gesinntes Herz — das sind die Gaben, die man vor allem von ihm erwartet, und mit denen er innerhalb der großen Familie, deren Leiter er so nahe steht wie kein anderer, unendlich viel Gutes stiften kann. Daneben verlangt seine Stellung freilich auch eine energische, nicht leicht ermüdende Arbeitskraft. Auf dem Regimentsbüreau häufen sich die „Piecen" alltäglich leider zu kleinen Chimborazos — sie thun es trotz aller scharfen Verfügungen gegen die unselige Schreibwut. Da sitzt denn der arme „Tintenspion" und fertigt br. m. zahlreiche Zuschriften und Eingaben, stellt die Gesuchslisten zusammen, die allmonatlich an das Kabinett des Allerhöchsten Kriegsherrn gehen, studiert dickleibige Aktenstücke, um mit Mühe irgend eine kleine, halb verjährte Verfügung auszugraben, und bereitet den täglichen „Vortrag" vor, bei dem er seinem Kommandeur die eingegangenen Schriftstücke zu unterbreiten, die ausgefertigten zur Unterschrift vorzulegen hat. Seine größte Schreckenszeit aber sind die langen, bangen Wochen, in welchen die sekreten „Mobilmachungssachen" bearbeitet werden, an denen keine hilfsbereite Schreiberhand rühren darf. Solch Mobilmachungsjournal eines Regiments mit seinen Zusätzen, Erläuterungen und Anlagen ist aber auch ein kleines Kunstwerk, kein Rädchen darf in ihm fehlen, soll der Mechanismus nicht versagen. Mit wahrem Vergnügen sieht unser Freund daher stets der schönen Sommerszeit entgegen, in welcher die Büreaugeschäfte ein wenig nachlassen, und in der er mit seinem Oberst hoch zu Roß den Spuren der felddiensteifrigen Bataillone folgen darf, bis ihm endlich das Regimentsexerzieren und das Herbstmanöver neue, aber lohnende Arbeit bringen. — Vielbeneidet sind die Glücklichen, denen sich die Pforten der „höheren Adjutantur" öffneten. Die Brigadeadjutanten, die Adjutanten bei den Divisionen und den Korpskommandos sind stets ausgesucht tüchtige Offiziere, die regelmäßig auf der Springerliste stehen, mit anderen Worten den Vorteil eines besonders bevorzugten Avancements genießen. Große Arbeitskraft und geistige Regsamkeit, schnelle Auffassungsgabe, gediegene Charakterbildung und persönliche Liebenswürdigkeit müssen diesen Herren in hohem Grade eigen sein, wenn sie ihren Kommandeuren brauchbare Stützen, wenn ihre vielseitige Wirksamkeit der Truppe von wirklichem Nutzen sein soll.

In unserm Heere ist gottlob alles, was auch nur entfernt an Kastengeist erinnert, verpönt, der Cliquenbildung innerhalb unsers Offizierkorps würde von oben herab mit größter Entschiedenheit entgegengetreten werden. Trotzdem halten die Adjutanten aller Grade eng zusammen, die silberglänzende Brustschärpe scheint fast ein Freimaurerzeichen zu sein, oder ist's eine geheime, der Tinte innewohnende Kraft, die sie zu einander hinzieht? Kein Liebesmahl, wo sie sich nicht Plätze in der Nähe zu reservieren wissen, keine größere Garnison, in der nicht irgend ein sich regelmäßig wiederholendes Adjutantendinerchen arrangiert wird. Und wenn sie sich am Tage vom Schreibtisch aus die bitterbösesten, natürlich in höflichste Form gekleideten Zuschriften dienstlichen Inhalts geleistet haben, am Abend drücken sie sich sicher freundschaftlichst die Hand als engere Kollegen und blinzeln einander verstohlen zu, wie vielerfahrene römische Auguren.

Jeder Adjutant gilt in seinem Kreise als ein mächtiger Mann, den man ehren muß und — unter Umständen fürchten kann. So ungerechtfertigt die hohe Meinung über seinen Einfluß oft, ja meist ist, sie steht einmal felsenfest, und nur Frevler wagen an ihr zu rütteln. Daß ich's offen sage, manche der Herren Tintenspione wissen sie freilich geflissentlich zu bestärken, sie hüllen sich in geheimnisvolle Allmacht, sie legen die hohe Stirn bei der geringsten Kleinigkeit in tiefernste Falten, sie sprechen von ihrer Dienststellung nur im Pluralis majestaticus und steigen ungern zu gewöhnlichen Erdenmenschen herab — es sei denn, daß sie diesen etwas Unangenehmes mitzuteilen oder von ihnen etwas zu erbitten haben. Im Vertrauen: Jene Herren sind selten wirklich tüchtige



Der Adjutant zu Wasser und zu Lande. Originalzeichnung von E. Mattschaß.

Männer und werden gottlob fast stets sehr schnell in ihrer hohlen Aufgeblasenheit erkannt. Gerade jede Adjutantenstellung fordert von ihrem Inhaber einen bescheidenen Sinn und ein reiches Maß wirklicher, nicht gemachter persönlicher Liebenswürdigkeit — beides nicht, um sich bei ihren Kommandeuren beliebt zu machen, sondern um die warm kameradschaftlichen Beziehungen zur Truppe ungesucht zu pflegen — zur Truppe, aus der sie hervorgingen, auf die schließlich ihr Können sich doch nur stützt, und zu der sie endlich früher oder später selbst zurückkehren müssen: Ich habe schon manchen stolzen jungen Herrn gekannt, der sich heute auf hohem Roß einen Schlachtenlenker ersten Ranges dünkte, der bei den Kritiken allezeit sein Notizbüchlein mit galligen Bemerkungen gefüllt hatte, die er gar trefflich im entscheidenden Moment dem Kommandeur zuzuflüstern verstand — und der kaum einen Monat später glänzend bewies, daß er, um im trockenen Kasernenton zu sprechen: keine Kompanie über den Rinnstein führen konnte. Sp.

Die photographische Aufnahme des Sternenhimmels und ihre Bedeutung.

Von Dr. Klein.

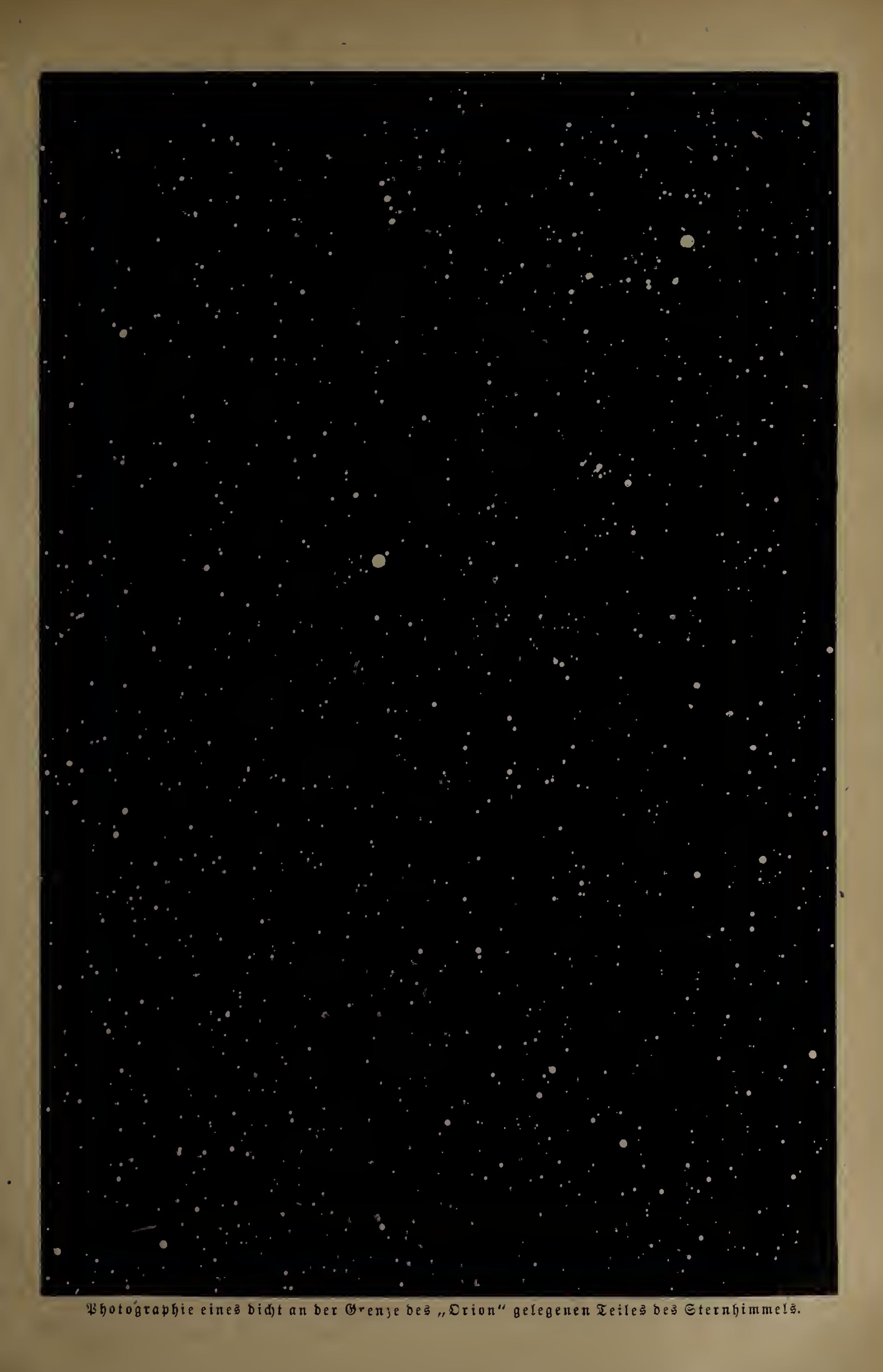
Wer in klarer Nacht den Blick zum Firmamente emporwendet und die Gestirne betrachtet, wie sie lautlos, in hehrer Majestät ihre hohen Bahnen ziehen, fühlt sich gleichsam von einer Ahnung des Ewigen ergriffen bei dem Gedanken an den Ozean der Zeit und des Raumes, der aus den Sternen zum Geiste des denkenden Menschen spricht. Diese Sterne, die nächtlich über unserm Haupte blinken, jener funkelnde Sirius, jene strahlende Capella, sind Zeugen der urältesten Vergangenheit; sie flimmerten schon über dem Erdballe, als noch keines Menschen Fuß die irdische Scholle betreten, ja, die Zeit zwischen heute und der Epoche, als unsere Festländer und Meere sich bildeten, ist nur wie eine Sekunde im Dasein des Sternenhimmels. Und ebenso wird es sein für die Zukunft. In jenen nebelhaft fernen Tagen, in welchen selbst das Menschengeschlecht, das, wie heute viele wähnen, für immer die Herrschaft über die Erde angetreten hat, nicht mehr sein wird, ist die Rolle des Sternenhimmels an und für sich nicht ausgespielt, denn er gehört einer höheren Ordnung der Dinge an als unsere Erde. Dennoch ist auch der gestirnte Himmel weder ewig noch unvergänglich, und wir müssen annehmen, daß, wie jeder Stern im einzelnen, so auch das Ganze gewisse Entwickelungsstufen durchläuft. Darauf deuten die Veränderungen hin, welche wir in der Stellung und dem Glanze vieler Sterne wahrzunehmen vermögen. Die alte Vorstellung, daß die Fixsterne unbeweglich und unveränderlich seien, ist als völlig unrichtig erkannt, und wir wissen, daß auch in den Himmelsräumen Veränderungen stattfinden, Umwälzungen und Katastrophen, von deren Großartigkeit wir uns keine zulängliche Vorstellung machen können. Mehr als zwanzigmal, soweit die geschichtliche Überlieferung reicht, sind an der Himmelsdecke plötzlich Sterne in strahlendem Glanze erschienen, die vordem kein Auge jemals wahrgenommen hatte, und das Hilfsmittel der Spektralanalyse hat in neuester Zeit nachgewiesen, daß es sich in diesen Fällen um ungeheure Weltkatastrophen handelte, um das glühende Aufflammen von Sonnen tief im Himmelsraume. Solche Ereignisse sind immerhin ungewöhnliche, obgleich uns nur die wenigsten davon bekannt werden mögen, dagegen ist die ruhelose Bewegung der Sterne, welche man im Altertume als „feststehende" ansah, eine allen Himmelskörpern gemeinsame Eigentümlichkeit. Dem bloßen Auge wird freilich diese Bewegung nicht erkennbar. Die Hauptsterne im großen Bären oder Himmelswagen bildeten auch schon zur Zeit Homers die charakteristische Figur, welche wir heute sehen, und nach zweitausend Jahren werden unsere Nachkommen sie kaum anders erblicken, allein vor 50000 Jahren hatten die vier Sterne, welche den Körper des Bären oder die Räder des Wagens bezeichnen, eine merklich andere Stellung gegeneinander, und in den nächsten 100000 Jahren werden sich die beiden äußeren von diesen vier Sternen mehr und mehr entfernen, bis die Konstellation endlich zerfällt. Und ebenso geschieht es mit allen anderen Sterngruppen. Aber wer vermag den Ozean der Zeit zu ermessen, die verrinnen muß, bis der Gürtel

des Orion aufgelöst oder die nördliche Krone am Himmel zerbrochen ist? Die Geschwindigkeiten, mit welchen die Fixsterne den Weltraum durcheilen, betragen viele Meilen in der Sekunde, also Hunderttausende von Meilen in jedem Tage. Der helle Stern Wega in der Leyer nähert sich uns stündlich um 40000 deutsche Meilen, aber infolge seiner unvorstellbar großen Entfernung scheint er uns unbewegt und unveränderlich im Aussehen heute wie vor Jahren. Welches ist aber die Kraft, die diese Sterne zum ruhelosen Jagen durch den Weltraum treibt? Wohin geht diese Bewegung, dieser Zug aller Sterne des Himmels? Was ist sein Ziel? Auf diese Fragen haben wir zur Zeit keine genügende Antwort; wir wissen nicht, ob diese himmlische Jagd mit einem allgemeinen Zusammensturze endigen wird oder umgekehrt das Mittel zur Erhaltung der einzelnen Sonnensysteme ist. Die Hauptursache unserer tiefen Unwissenheit über alles, was den Bau und die Organisation des Sternenhimmels anbelangt, ist darin zu suchen, daß es bis jetzt nicht möglich war, alle in den mächtigsten Ferngläsern sichtbaren Sterne nach ihrer gegenseitigen Lage und Helligkeit in Karten und Katalogen zu registrieren. Schon wer nur die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne erster bis sechster Größe in Betracht zieht, wird es als ein großes Unternehmen erkennen, dieselben zu zählen und kartographisch aufzunehmen. Diese Arbeit ist aber längst geschehen, ja man ist weit darüber hinausgegangen und hat, wenigstens für den nördlichen Himmel, auch die Sterne bis einschließlich neunter Größe, mehr als 300000 an der Zahl, in Karten niedergelegt. Allein damit ist man auch ziemlich an der Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit angelangt, und es bleibt keine Hoffnung, durch direkte Beobachtungen die zahlreichen Millionen von lichtschwachen Sternchen zu ermitteln, welche uns allein nur in der Milchstraße sichtbar werden. Dazu kommt, daß alle Arbeiten dieser Art notwendig unvollkommen sein müssen, Fehler und Irrtümer sind nicht zu vermeiden, und sie häufen sich naturgemäß mit der Zahl der Sterne. Da ist es dennnun die Photographie, welche der Himmelsbeobachtung zu Hilfe kommt, und zwar in einer Ausdehnung, die man vor zwei Jahrzehnten für völlig unmöglich gehalten hätte. Schon bald nach Erfindung der sogenannten Daguerreotypie dachte man daran, diese Kunst in den Dienst der Astronomie zu stellen, und wirklich machte Bond auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika am 17. Juli 1850 den Versuch, einen Fixstern zu photographieren. Allein es gelang nur, von einem einzigen hellen Sterne einen matten länglichen Punkt auf der Platte zu erhalten. Erst sieben Jahre später konnte Bond den Doppelstern Mizar im Großen Bären photographieren, doch auch diesmal entsprach der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen. Später gelang es Warren de la Rue und Rutherfurd, recht gute Photographieen des Mondes zu erhalten, allein das Reich der Fixsterne und Nebelflecke blieb der photographischen Platte unzugänglich, bis endlich die Erfindung der Bromsilber-Gelatine-Trockenplatten auch die fernsten, in der Tiefe des Himmels noch eben aufglimmenden Sternchen zum Reden brachte. Zuerst war es der geniale Draper in New York, der im Jahre 1882 den großen Orionnebel photographierte, wozu aber trotz der Lichtempfindlichkeit der Momentplatten doch 2 Stunden 17 Minuten lang exponiert werden mußte. In dem nämlichen Jahre photographierte der Astronom Gill in Kapstadt den großen Septemberkometen, wobei aber auch wieder bis zu zwei Stunden hindurch exponiert werden mußte. Noch größere, ja die größten Leistungen auf diesem Gebiete gelangen dann auf der Pariser Sternwarte den Gebrüdern Henry. Diese beiden Beobachter sind seit mehreren Jahren damit beschäftigt, Sternkarten herzustellen, welche sich auf die lichtschwächsten Sterne längs der Ekliptik ausdehnen. Im Fortgange ihrer Arbeit kamen sie in eine Region des Himmels, die von der Milchstraße durchschnitten wird. Hier stehen die Sterne so zahlreich und dicht zusammen, daß keine menschliche Hand im stande ist, jeden einzelnen Sternpunkt in Karten einzuzeichnen, ja, an mächtigen Teleskopen bleibt in den sternreichsten Regionen der Milchstraße kaum eine allgemeine Orientierung möglich. Unter diesen Verhältnissen versuchten die Gebrüder Henry die Anwendung der Photographie. Mit Hilfe eines eigens zu diesem Zwecke konstruierten Objektivglases von sechs Zoll Durchmesser gelang es ihnen, mehrere Sterngruppen aufzunehmen, in denen auf den Platten sogar Sterne 12. bis 13. Größe sichtbar sind. Diese Ergebnisse führten zur Konstruktion eines größeren Instruments von 340 mm Objektivdurchmesser und 3—4 m

Brennweite. Dasselbe wurde Seite an Seite mit einem großen gewöhnlichen Fernrohr aufgestellt, wobei letzteres dazu diente, während der Expositionsdauer einen und denselben Punkt des Himmels völlig unverrückt im Gesichtsfelde zu erhalten. Die Ergebnisse übertrafen alle Erwartung, denn es gelang, Sterne bis zur 16. Größenklasse zu photographieren, d. h. Sterne, die so lichtschwach sind, daß man sie in demselben Instrumente direkt mit dem Auge gar nicht zu sehen vermag. Man darf also hier im eigentlichen Sinne des Wortes von einer Astronomie des Unsichtbaren sprechen, und es gewährt einen eigentümlichen Genuß, auf der photographischen Platte die Bilder von Gestirnen zu sehen, die seit Anbeginn der Dinge niemals ein menschliches Auge unmittelbar erblickt hat. Um diese überaus lichtschwachen Sternchen — die natürlich in ihrer Heimat mächtige, strahlende Sonnen sind — zu photographieren, muß freilich sehr lange exponiert werden, nämlich $1^1/_3$ Stunde, während die Sterne erster Größe schon in einem halben Hundertstel der Sekunde ihr Bild erzeugen. Mit Recht haben diese Ergebnisse das allgemeinste Aufsehen in der astronomischen Welt erregt, denn man sah hier ausgeführt, was vordem die kühnste Phantasie nicht zu hoffen gewagt hatte: die Anfänge einer absolut vollständigen und fehlerfreien Karte des Himmels, die geradezu alles enthält, was das menschliche Auge jemals in den Tiefen des Universums zu sehen hoffen darf. Man kann den Wert einer solchen photographischen Aufnahme des Himmels nicht hoch genug anschlagen, sie ist das Kostbarste, was auf astronomischem Gebiete das heutige Jahrhundert den kommenden Geschlechtern überliefern kann, mit ihr hat die Menschheit geradezu den Himmel als Erbe angetreten. Aber freilich ist für jetzt erst die Ausführbarkeit des ganzen Unternehmens erwiesen und ein kleiner Anfang gemacht. Im ganzen werden ungefähr 8000 Aufnahmen von je fünf Quadratgrad erforderlich sein, um die ganze Himmelsdecke vollständig darzustellen, eine riesige Arbeit, die von einer einzelnen Sternwarte nicht bewältigt werden kann. Man darf nämlich nicht übersehen, daß bei der langen Expositionsdauer der Platten die Zahl der Nächte, welche für derartige Aufnahmen geeignet sind, in unsern Klimaten eine sehr geringe ist und schon aus diesem Grunde die Leistungen eines einzigen Beobachtungsortes beschränkt bleiben. Dazu kommt, daß in Europa ja nur ein Teil des gestirnten Himmels so gut sichtbar wird, wie für die in Rede stehende Arbeit erforderlich ist, und daß endlich die südlichen Regionen überhaupt nur auf der entgegengesetzten Erdhälfte sichtbar sind. Aus diesen und anderen Gründen ist ein Zusammenwirken möglichst vieler Sternwarten sowohl der nördlichen als der südlichen Erdhälfte erforderlich, um in absehbarer Zeit das Ziel zu erreichen. Admiral Mouchez, Direktor der Pariser Sternwarte, hat zuerst diesem Wunsche Ausdruck gegeben, und auf seine Veranlassung ist eine offizielle Einladung an die hervorragendsten Astronomen und Astrophysiker aller Kulturstaaten zu einer in Paris abzuhaltenden Konferenz ergangen. Dieselbe wurde am 16. April eröffnet und war von siebenunddreißig auswärtigen Himmelsforschern besucht. Ihr einziger Zweck war, die Mittel und Wege zu beraten, um nach einem gemeinsamen Plane und mit möglichst gleichen Apparaten eine vollständige photographische Karte des Himmels herzustellen, die sich bis auf die schwächsten Sternchen erstreckt. Die Mitglieder der Konferenz haben sich über die verschiedenen Fragen, welche sich ihrer Erörterung darboten, rasch geeinigt. Zunächst wurde beschlossen, die photographischen Aufnahmen des Himmels mit Ferngläsern von derselben Größe und mechanischen Einrichtung vorzunehmen, wie dasjenige ist, mit welchem die Gebrüder Henry zu Paris ihre besten Aufnahmen gemacht haben. Ein solches Instrument kostet mit allem Zubehör etwa 30—35000 Mark. Was die aufzunehmenden Sterne anbelangt, so wird man bis einschließlich zur 14. Größe gehen, und man schätzt die Anzahl dieser Sterne auf 40 bis 45 Millionen. Außer diesen Hauptaufnahmen soll aber noch eine zweite Aufnahme stattfinden, bei welcher nur einige Minuten exponiert wird und nur Sterne bis einschließlich 11. Größe auf den Platten erscheinen. Diese zweite Aufnahme, bei welcher die Sternpunkte schärfer begrenzt erscheinen, soll hauptsächlich zu genauen Ortsbestimmungen dienen. Die photographischen Platten werden sämtlich nach einem und demselben Verfahren hergestellt, um denselben eine möglichst gleiche Lichtempfindlichkeit zu geben. Natürlich ist es für die Wissenschaft nicht mit der photographischen Aufnahme allein gethan, vielmehr müssen die einzelnen Sterne nach ihrer gegen-

seitigen Lage zu einander gemessen werden. Es ist also ein höchst vorzüglicher Apparat erforderlich, um diese Messungen, bei denen es sich meist um sehr kleine Bruchteile eines Millimeters handelt, auszuführen. Auch in dieser Beziehung sind die nötigen Verabredungen getroffen. Mehrere Mitglieder der Konferenz waren bereits von ihren Regierungen autorisiert, die Beteiligung an der Arbeit definitiv zuzusagen, so die Sternwarten zu Paris, Bordeaux, Algier, Toulouse, Rio de Janeiro und La Plata, von vielen anderen Teilnehmern ist die Zusage unzweifelhaft demnächst zu erwarten. Um die notwendige Übereinstimmung zu wahren und etwa auftauchende Fragen und Schwierigkeiten zu entscheiden, wurde ein permanentes Komitee eingesetzt, dessen Vorsitzender Admiral Mouchez, Direktor der Pariser Sternwarte, ist. Sonach kann an dem Zustandekommen des großen Werkes nicht mehr gezweifelt werden, und das gegenwärtige Jahrhundert wird der Zukunft ein völlig fehlerfreies, absolut richtiges Bild vom gegenwärtigen Aussehen des ganzen Himmels mit all seinen Millionen Sternen überliefern. Diese Karten werden alles enthalten, was die mächtigsten Ferngläser an Fixsternen in der Tiefe des Himmels zeigen, auf ihnen werden, unerkannt zunächst, alle kleinen Planeten bis zur 14. Helligkeitsklasse sein, ferner alle etwa noch vorhandenen großen Planeten jenseit des Neptun, welche diese Helligkeitsklasse erreichen. Jedes Lichtpünktchen auf diesen Karten entspricht einem gewaltigen Himmelskörper, einer Sonne oder in einzelnen Fällen einem Planeten, und ein Punkt mehr oder weniger verrät unter Umständen einen noch nicht bekannten Planeten oder die Weltkatastrophe einer aufflammenden oder erlöschenden Sonne. In diesen, ordnungslos und unregelmäßig über den Himmel und die Karte desselben ausgestreuten Sternen sind die Geheimnisse des Weltbaues verborgen, und es wird Sache des menschlichen Forschergeistes sein, soweit als möglich in diese Geheimnisse einzudringen. Zunächst, nach Vollendung der Karten, wird es sich darum handeln, aus denselben die Verteilung der Sterne auf die verschiedenen Helligkeitsklassen zu studieren, d. h. festzustellen, wie viele Sterne 9., 10., 11., 12., 13. Größe ꝛc. vorhanden sind. Dies ist keineswegs eine Frage leerer Neugierde, sondern ihre Beantwortung gibt die wichtigsten Schlüsse über die verhältnismäßigen Entfernungen der einzelnen Größenklassen der Sterne von uns und über die wahre Gruppierung der Fixsterne, d. h. über den Bau der sichtbaren Welt. Es handelt sich also um die höchsten Probleme, mit denen sich die Naturwissenschaft überhaupt beschäftigen kann. Später aber wird man ermitteln müssen, welche Veränderungen in der gegenseitigen Stellung der einzelnen Sterne vor sich gegangen sind, um daraus die obersten Gesetze der Fixsternbewegungen abzuleiten und genauer zu erkennen, nach welchem Punkt im Weltraum unsere Sonne samt ihren Planeten sich bewegt. Denn seit Herschels Untersuchungen ist es unzweifelhaft, daß unsere Sonne mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Weltraum jagt und dabei ihre sämtlichen Planeten, die Erde natürlich mit eingeschlossen, fortreißt, in rasender Jagd, einem Ziele entgegen, das uns vollkommen unbekannt ist. Wir wissen nur, daß diese kosmische Bewegung gegen das Sternbild des Herkules hin gerichtet ist, wo aber die Kraft ihren Sitz hat, die diesen Zug verursacht, weiß niemand. Damit aber diese und ähnliche Fragen in Zukunft ihrer Lösung entgegengeführt werden können, ist es notwendig, daß der Forscher das Aussehen des Sternenhimmels zu verschiedenen Zeitepochen miteinander vergleichen kann. Es ist also mit der einmaligen Aufnahme des Himmels, wie sie demnächst beginnen wird, die Arbeit nicht gethan, vielmehr müssen solche Aufnahmen nach bestimmten Zwischenzeiten, etwa alle 50 Jahre, wiederholt werden. Auf diese Weise hat dann der Forscher das Material in der Hand, um am Arbeitstische, mit Zirkel und Mikroskop bewaffnet, den stillen Sternengang zu verfolgen und den ruhenden Pol zu finden in der Erscheinungen Flucht.

Um dem Leser eine Vorstellung zu geben von der Vollkommenheit, welche die photographische Aufnahme des Sternenhimmels heute erreicht hat, ist eine solche Karte hier abgedruckt. Die Wiedergabe ist durch Heliogravüre geschehen, direkt nach den Photographieen, ohne jede Intervention der menschlichen Hand. Der betreffende Teil des Himmels liegt hart an der Grenze des Sternbildes Orion, und von den Sternen der Karte ist für gewöhnlich mit bloßem Auge kein einziger zu sehen. So wie diese Karte darstellt, zeigt sich der betreffende Teil des Himmels in den



Photographie eines dicht an der Grenze des „Orion" gelegenen Teiles des Sternhimmels.

mächtigsten Teleskopen, jedes Pünktchen ist ein Stern, und nicht die menschliche Hand, sondern jeder Stern selbst hat auf diese Karte sein Bild durch seine eignen Lichtstrahlen gezeichnet. Als die Strahlen, welche die kleinen Pünktchen auf dieser photographischen Karte erzeugten, von ihren Sternen ausgingen, war von der heutigen Kultur der Menschheit noch nichts vorhanden, bestand noch keiner der heutigen Staaten. Die Entfernung dieser Sterne von unserer Erde ist so groß, daß selbst der flüchtige Lichtstrahl Jahrtausende gebraucht, um sie zu durchlaufen. Möglicherweise sind einige der Lichtstrahlen, welche die nebenstehende Sternkarte herstellten, von ihren Sternen ausgegangen zu einer Zeit, als Christus auf der Erde wandelte, oder sogar schon als die Ägypter ihre Pyramiden bauten. Gegenüber solcher Unermeßlichkeit von Zeit, Raum und Kraft schrumpft das menschliche Dasein in ein Nichts zusammen, dennoch aber ist es der menschliche Geist, der forschend und begreifend über dieser Unendlichkeit schwebt, denn indem er sie in sein Bewußtsein aufnimmt und in sich begrifflich abspiegelt, erhebt er sich über die tote Materie zu einer Ahnung dessen, was unerforschlich hoch waltet über Raum und Zeit.

Der Kaiser in Gastein.

Eines der schönsten Thäler der Salzburgischen Alpen ist das Gasteiner Thal. Eingerahmt von zwei hohen nach Norden zu laufenden Alpenzweigen, die bald sich weit voneinander trennen, als ob grimme Feindschaft zwischen ihnen herrsche, bald sich wieder nähern, um fast Seite an Seite wie zwei unzertrennliche Freunde eine Strecke zusammenzugehen, so daß die wilde Ache Mühe hat, sich durchzuwinden, bietet das Thal mit seinen grünen Matten zur Seite, die oft mit dichtem Walde und grotesken unfruchtbaren Felsmassen abwechseln, mit seinen tosenden Wasserfällen eine Fülle von Naturschönheiten, die einzig in ihrer Art und für die Bergwanderer ein Hauptanziehungspunkt sind. An einer der Stellen aber, wo die zwei Bergketten sich den Rücken kehren und sich fliehen, in der Nähe des Dorfes Böckstein liegt am Fuße des Graukogels das Wildbad Gastein mit seinen berühmten Quellen. Hierher zieht es die Bewunderer der alpinen Schönheiten mit Macht, und alljährlich wohnen hier über dreitausend Menschen, um sich an der herrlichen Alpennatur zu erquicken und zu stärken, und die Heilkraft der Quellen zu erproben. Kostspielig freilich ist der Aufenthalt in diesem entlegenen Winkel, so daß es nur den mit Glücksgütern gesegneten Menschen vergönnt ist, in Gastein Hütten zu bauen. Ein steter Gast des Wildbades ist bekanntlich unser Kaiser, der alljährlich im Juli oder im August daselbst verweilt. Auch in diesem Jahre ist Kaiser Wilhelm Kurgast in Gastein.

Am 19. Juli läutete das Glöcklein der evangelischen Kapelle in Gastein hell in den würzigen Abend: die Klänge begrüßten den Deutschen Kaiser bei seiner Ankunft in dem Badeorte. Fahnen und Guirlanden schmückten die Häuser, und die Badegäste gingen in Festtagskleidern einher, im Knopfloche des Kaisers Lieblingsblume. Kaum war der kaiserliche Wagen in Sicht, als ein Jubel- und Hochrufen durch das stille Thal ging, verdoppelt und verdreifacht durch das Echo in den Bergen. Als der Wagen dann durch die Reihen der grüßenden Menge fuhr, war derselbe bald von Kornblumen überfüllt. So empfangen und so geehrt hielt der Kaiser seinen Einzug durch die kleine Ehrenpforte, an welcher der deutsche Reichsadler prangte, und von der deutsche und preußische, österreichische und salzburgische Fahnen herabwehten. Freudige Zurufe der Badegäste begleiteten den hohen Herrn bis an das Badeschloß, wo er, wie alle Jahre, Wohnung nahm. Doch die Begrüßung hatte noch kein Ende. Vor dem Schlosse hatte sich das Publikum versammelt und ließ abermals jauchzende Hochrufe erschallen. Die Badekapelle spielte: „Heil Dir im Siegerkranz." Ruhiger wurde es erst, als der Kaiser am Fenster erschien, an demselben, wo er öfter des Tages zu sitzen pflegt, mit dem Blicke auf den tosenden Wasserfall in der nächsten Umgebung und weiter hinauf in das Thal bis zu den Bergen und Gletschern, auf deren eisigem Haupte die Sonnenstrahlen glitzern.

Der Kaiser bewohnt das erste Stockwerk



Kaiser Wilhelm in Gastein: Spazierfahrt des Kaisers auf seinem Lieblingswege nach Böckstein.

des Badeschlosses. Der Balkon ist grün bekränzt und mit einem W aus Edelweiß geschmückt. Das Schloß selbst ist kein Prachtbau, wie man vielleicht vermuten wird, es trägt lediglich den Charakter eines vornehmen Gasthauses. Es zeugt von den schlichten Gewohnheiten des Kaisers, daß er dieses Haus den prächtigen Villen vorzieht, die man ihm sehr gern zur Verfügung stellen würde. Das Schloß steht auf felsigem Grunde, eine große Freitreppe führt von dem Platze vor dem Gebäude auf eine Terrasse, auf welcher sich das Badepublikum, unmittelbar vor den Fenstern der kaiserlichen Wohnung, tummelt. Ein solcher Verkehr mit dem Publikum scheint dem Kaiser eine alte liebe Gewohnheit zu sein, die er ungern vermissen würde, daher hält er auch immer wieder seinen Einzug in das Badeschloß. — Mit der Ankunft des Kaisers in Gastein ist Leben in die Kurgesellschaft eingezogen. Es gibt dort noch kein Kurhaus, wo die Badegäste zusammenkommen könnten, um sich an Konzert und Theater zu erfreuen oder sich sonst zu unterhalten. Von nun an ist aber der Platz vor dem Schlosse der Sammelpunkt der ganzen Gesellschaft, der Mittelpunkt des Gasteiner Badelebens. Um die Mittagsstunde und gegen Abend kann dort ein buntes, abwechselungsreiches Bild geschaut werden. An den Häusern entlang, an der Terrasse und deren Absätzen sitzen die Gäste auf Bänken oder mitgebrachten Stühlen, oder sie promenieren auf dem freien Platze oder stehen in Gruppen. Hohe Würdenträger, Offiziere, Bühnengrößen und reiche Kaufleute bilden das Hauptkontingent der in Gastein versammelten Fremden. Aber das Gepräge der Gasteiner Badegesellschaft ist kein internationales. Man hört fast nur deutsch sprechen, entweder im süddeutsch-österreichischen Dialekte oder in der norddeutschen Mundart, gar nicht zu selten vernimmt man bei der Bewunderung der romantischen Schönheiten ein auf seine Heimat nicht unschwer schließen lassendes: „jöttliche Jegend.“ Was aus dem Osten vor dem aufreibenden Leben der Großstädte hierher geflohen, aus Rußland, Polen oder Ungarn, spricht in den meisten Fällen auch ein ganz gewandtes Deutsch. Höchstens, daß ein die Welt durcheilender Engländer am Lend-Gasteiner Wasserfall oder an einem sonstigen entzückenden Punkte sein „wonderful“ stammelt, oder ein auf der Hochzeitsreise befindliches französisches Ehepärchen, gleichfalls von den Reizen der Natur eingenommen, ein „quelles délices!“ nach dem anderen ausruft. In einem Punkte ist aber bei allen der Gasteiner Badegäste Übereinstimmung ohne jede Ausnahme: in der Verehrung und Bewunderung unsers Kaisers. Ihn grüßt mit derselben Ehrfurcht der Russe und Franzose, wie es die Deutschen und die Österreicher thun. Mehreremal des Tages tritt der Kaiser mit der Badegesellschaft in Berührung, und wie sie für ihn die ungeteilte Verehrung hat, so grüßt er sie alle mit derselben Liebenswürdigkeit. Doch auch mit den „Eingeborenen“ von Gastein verkehrt der Kaiser in freundlicher Weise. Wer erinnert sich nicht der alljährlichen Begegnung desselben mit der Wirtin von der Gastwirtschaft zur „schwarzen Liesl?“ Freundlich liegt das kleine Häuschen da, dicht an der Straße nach dem Kötschachthale; von hier aus ist der Blick in das Thal und auf das Dörfchen Gastein ein besonders lohnender. Dort hat der hohe Herr auf seiner Ausfahrt schon manches Mal halten lassen, um die herrliche Aussicht zu genießen. Und wenn dann die freundliche Wirtin erschien, hat er mit ihr sich gern über dies und jenes unterhalten. Oft erinnert er sich noch, wenn er schon wieder in Berlin ist, Gasteins und der freundlichen Wirtschaft am Graukogelfuße. Hat er doch vor einigen Jahren der „schwarzen Liesl“ — so wird die Wirtin kurz genannt — aus Berlin seine Photographie geschenkt, die jetzt oben im „Salon“ zwischen den Bildern des österreichischen Kaiserpaares prangt, und auf der die Worte zu lesen sind: „Weil Liesl den Kaiser hochehrt, sei ihr des Kaisers Bild beschert.“ Und weil die Liesl sich eine gute Bekannte vom Kaiser nennt, ist sie vor zwei Jahren von Gastein nach Berlin gekommen, um dem Kaiser einen Gegenbesuch zu machen. Leider aber war der Kaiser von der Reichshauptstadt entfernt. Da mußte sich die „schwarze Liesl“ damit begnügen, die schönen Zimmer des Kaisers zu bewundern und alle die Reichtümer, die sie bargen.

Der Kaiser verbringt die Tage in Gastein ziemlich regelmäßig. Frühmorgens nimmt er gewöhnlich ein Bad, unternimmt hierauf bei schönem Wetter eine Ausfahrt in die Umgebung, von welcher er Böckstein besonders liebt, oder er geht eine Strecke zu Fuß;



Wasserfall bei Lend-Gastein.

in das Badeschloß zurückgekehrt, gibt er in der Regel einige Audienzen. Nach dem Diner findet abermals eine Ausfahrt oder eine Promenade statt. Den Abend aber bringt der Kaiser die meisten Tage der Woche in der Villa „Solitude," im Hause der Gräfin Lehndorf zu, wo die liebenswürdige Dame durch theatralische Vorstellungen zur Unterhaltung der Kaiserl. Majestät viel beiträgt.

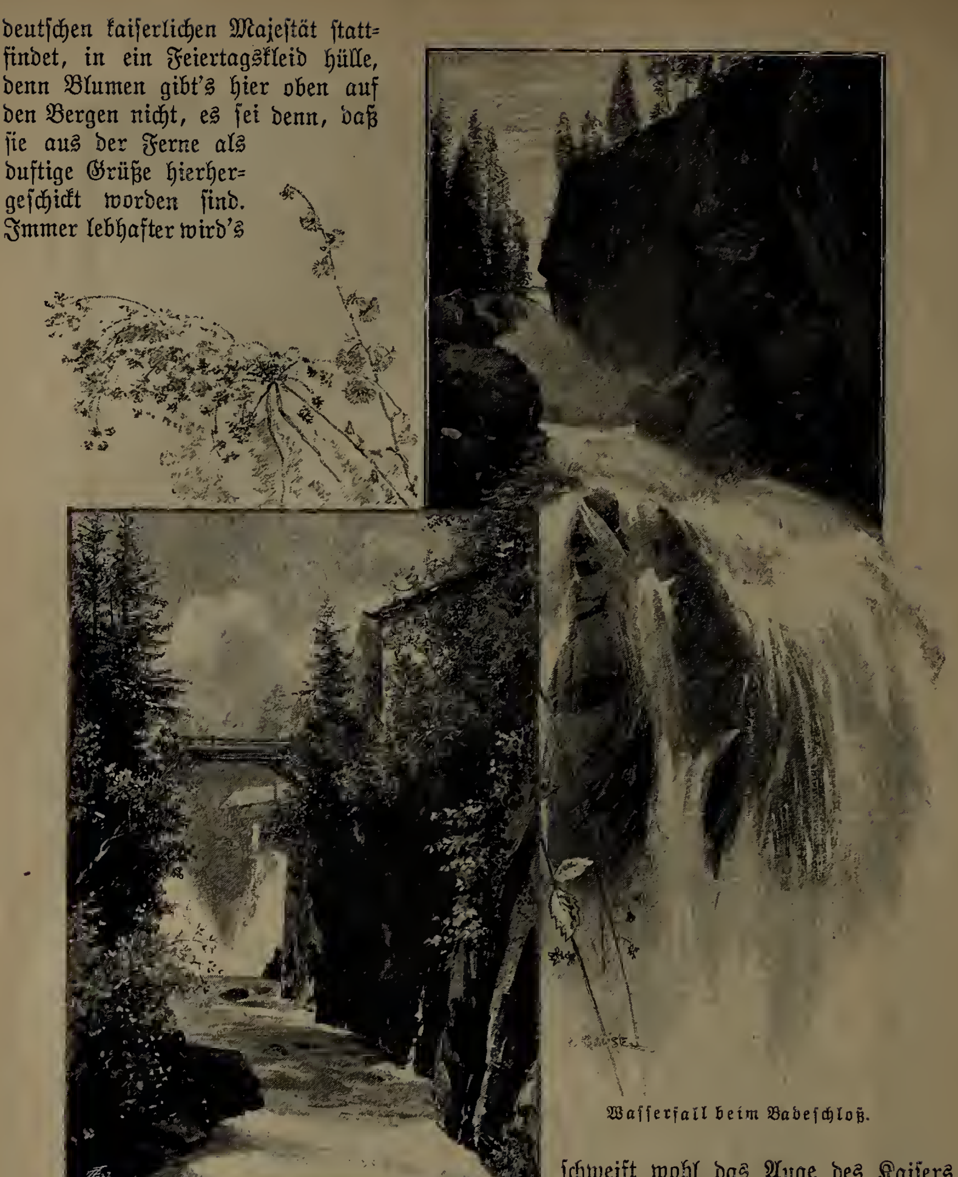
Ein herrlicher Morgen leuchtete über Gastein an dem denkwürdigen Tage, an welchem in dem versteckten idyllischen Alpenthale, wo nur der wilden Ache tosende Wasserfälle die Stille unterbrechen, die Kaiser zweier gewaltiger Reiche den Freundschaftsbund erneuerten. Still ruht die Natur: die mächtigen Tannen, die sich, zu schattigen Wäldern vereint, vom Bette des Baches aufwärts bis zu den Höhen ziehen, rauschen nur leise, von der Morgenluft bewegt; unerschüttert ragen daraus die Gipfel der Berge hervor, nur die Spitzen der fernen Gletscher scheinen in der Morgensonne zu zittern. Allüberall spricht aus der Natur ein tiefer Friede. Auch die Begegnung der beiden Herrscher, die heute hier zusammenkommen, ist ein Werk des Friedens und geschieht zur Befestigung desselben und zur Garantie seiner Dauer in Europa. Und die Völker, an deren Spitze die beiden Kaiser stehen, freuen sich der Segnungen dieses Friedens.

Höher steigt die Sonne, und als die ersten Strahlen in das Thal dringen, sehen sie die Gasteiner schon emsig mit der Schmückung der Häuser mit Fahnen und Guirlanden beschäftigt. Die Tannen müssen ihre sattgrünen Zweige hergeben, damit man Kränze zum festlichen Empfange des österreichischen Kaisers binde und die Umgebung des Platzes, auf welchem die Begrüßung desselben mit der



Kurmusik in Gastein zwischen 12 und 1 Uhr. Kaiser Wilhelm erscheint gewöhnlich am Fenster (am Bogenfenster in dem einstöckigen Anbau des Badeschlosses).

deutschen kaiserlichen Majestät stattfindet, in ein Feiertagskleid hülle, denn Blumen gibt's hier oben auf den Bergen nicht, es sei denn, daß sie aus der Ferne als duftige Grüße hierhergeschickt worden sind. Immer lebhafter wird's vor dem Badeschlosse. Der Platz füllt sich mit Badegästen. Heute drängt es sie besonders, den deutschen Kaiser zu schauen, wenn er der Gewohnheit gemäß an seinem Fenster erscheint. Sie brauchen nicht lange zu warten. Zu bestimmter Stunde öffnen sich die Flügel desselben, und Kaiser Wilhelm tritt heran. Sein erster Blick gilt heute dem brausenden Wasserfalle in der Nähe des Schlosses, der mit seinem rauschenden Liede dem Kaiser die Morgengrüße darbringt. Dann schweift wohl das Auge des Kaisers nach dem Straubinger Hotel, welches bereits im festlichen Schmucke sich präsentiert, zur gastlichen Aufnahme Kaiser Josephs von Österreich gerüstet.



Wasserfall beim Badeschloß.

Schreckbrücke bei Gastein.

Immer mehr füllt sich unten der Platz. Eine große Anzahl von Privatwagen und Postkutschen hat aus der Umgebung Gasteins Fremde in großer Anzahl gebracht, und die Touristenschar, die sich um jene Zeit gerade zwischen Salzburg und Zell am See bewegte, ist durch die Klamm nach dem Wildbade gepilgert, um Zeuge der historischen Begebenheit zu werden. Gegen Mittag ist ein Drängen

und Treiben in Gastein, wie es das ruhige Dörfchen seit einem Jahre — der letzten Kaiserbegegnung — nicht mehr gesehen hat. Es ist fast kein genügender Raum mehr in dem engen Thale, und wer an jenem Tage ein halbwegs stilles Plätzchen finden wollte, der mußte sich in die Wandelbahn zurückziehen, jenen glasüberdachten Aufenthalt der Kurgäste bei unfreundlichem Wetter; von dort konnte er dem Hin- und Herlaufen der anderen mit Ruhe zuschauen.

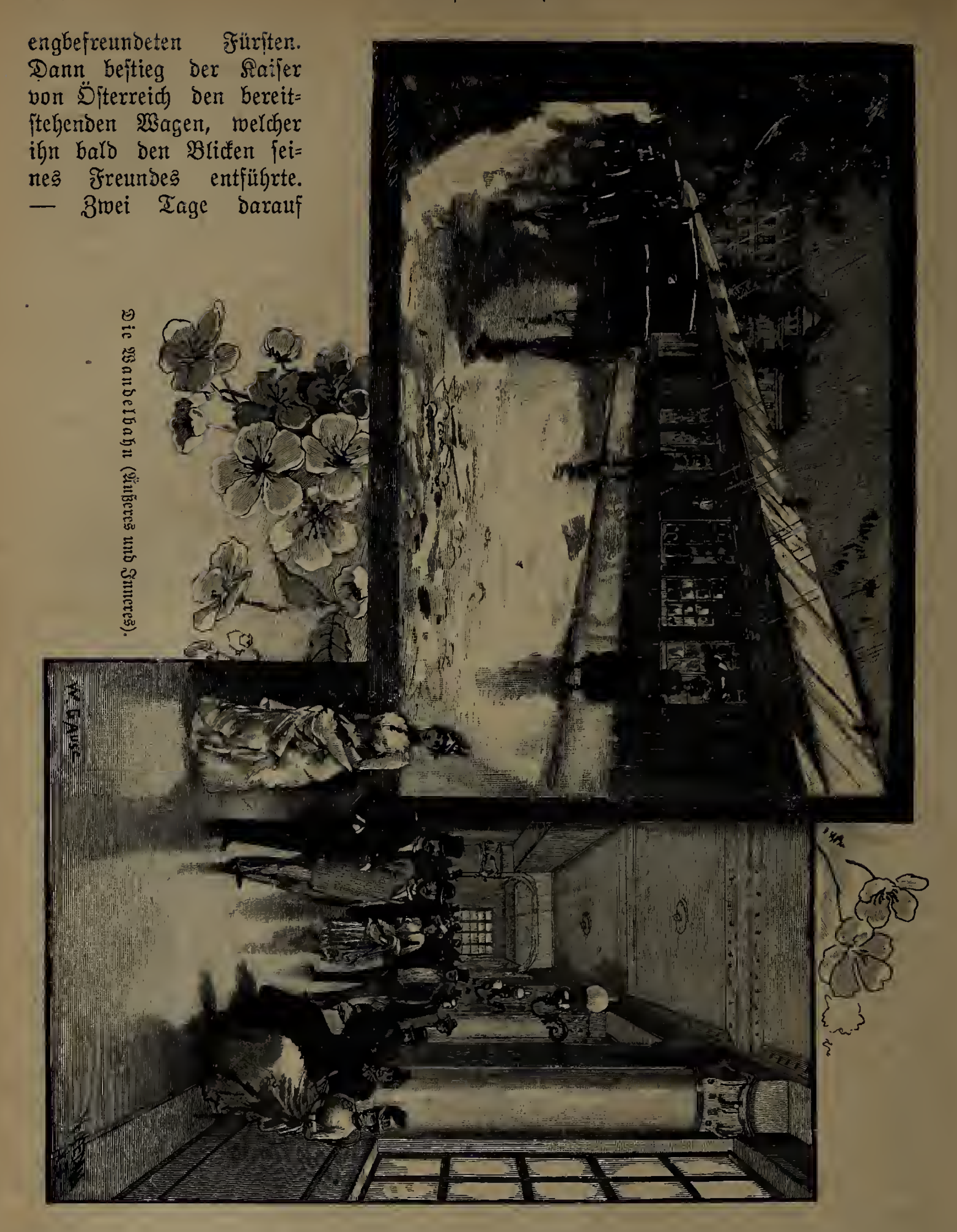
Es ist nachmittags nach zwei Uhr, als stürmische Hochrufe die Ankunft des Kaisers von Österreich in Gastein verkünden. Der kaiserliche Wagen fährt vor die große Freitreppe des Badeschlosses, schnell ist der hohe Herr ausgestiegen und eilt, geleitet von dem Oberhof- und Hausmarschall des Deutschen Kaisers, Graf Perponcher, die linksseitige Stiege zur Terrasse hinauf. Mittlerweile war Kaiser Wilhelm aus seiner Wohnung herausgetreten und seinem hohen Freunde entgegengegangen, zwischen Flur und Treppe wurde der erste Handschlag der in enger Freundschaft verbundenen Majestäten ausgetauscht; im Vestibul dann angelangt, besiegelten Umarmung und Kuß den Freundschaftsbund. Auf dem Platze vor dem Schlosse aber jubelte das Publikum den beiden Herrschern in ununterbrochenen Hochs und Hurras zu. Nach dieser herzlichen Begrüßung reichte Kaiser Joseph seinem Freunde den Arm, und dann zogen sich beide in das Innere des Schlosses zurück. „Du hast gewiß nicht gedacht, mich noch einmal in Gastein sehen zu können," sagte Kaiser Wilhelm zu dem österreichischen Monarchen, als sie zusammen eintraten, worauf letzterer erwiderte: „Ich freue mich von ganzem Herzen, Dich hier wiederzusehen."

Eine halbe Stunde unterhielten sich die Fürsten in den Gemächern des deutschen Kaisers. Dann verabschiedete sich der österreichische Souverän auf kurze Zeit von seinem Freunde, um im Hotel Straubinger die Begrüßung der Vertreter des Landes und der Gemeinde entgegen zu nehmen. Zum Diner um vier Uhr trafen die beiden Monarchen abermals zusammen; dasselbe wurde im Speisesaal, wenn dieser kleine Raum des Schlosses überhaupt diesen Namen verdient, eingenommen, wobei Kaiser Wilhelm seinen Gast auf das angenehmste unterhielt. Nach Aufhebung der Tafel unternahmen die beiden hohen Herren eine Spazierfahrt. Nach Böckstein ging's, wie schon bemerkt: dem Lieblingsziele Kaiser Wilhelms bei seinen Ausfahrten. Dieser Weg vereinigt alle landschaftlichen Schönheiten Gasteins: auf der Straße nach diesem stillen Dörfchen können die Blicke nach den Firnen und Gletschern schweifen oder sich in das herrliche Thal abwärts versenken, überall begleitet den Spaziergänger das Rauschen der Tannen und das Plätschern der Ache. Durch enges Thal, dicht am Ufer dieses Baches, geht anfangs die Straße, dann treten die Berge etwas zurück und gewähren die Ausschau nach Böckstein, von dem zuerst die auf dem Hügel gelegene Kapelle und das daneben liegende Schloß des Grafen Czernin sichtbar werden. Dahinter liegen die Berge der Tauernkette, ihre eisigen Häupter verschwimmen mit der bläulichen Farbe des Himmels. Nach der Rückkehr von Böckstein trennten sich die beiden Monarchen.

Am Abend desselbigen Tages fand aber zu Ehren der Kaiserbegegnung in Gastein ein Schauspiel statt, das für alle die, welche Zuschauer sein konnten, in unvergeßlicher Erinnerung bleiben wird. Die Sonne hatte die höchsten Gipfel mit ihren letzten Strahlen vergoldet, da flammten unten im Thale die ersten Lichter auf, und als die Dämmerung verschwunden, strahlte Gastein in einem Lichtmeere. Welch herrlicher Anblick! Das Wildbad ist von der Natur amphitheatralisch aufgebaut. Von unten, dem Fuße der Berge, auf den Bergabhängen, die man stundenweit übersehen kann, aufwärts bis zu den Höhen brannten Freudenfeuer. Himmelhoch loderten die Flammen der brennenden Scheithaufen, die ganze Gegend in ein Glutmeer hüllend. Im Thale sprühten bengalische Flammen und gaben hauptsächlich an den Wasserfällen der Ache ein farbenprächtiges, gold- und silberglitzerndes Bild. Wer so im Anschauen dieser Pracht versunken, der glaubte sich in die Märchenwelt der Kindheit versetzt.

Der kommende Sonntag galt dem Abschiednehmen. Um Mittag bot Kaiser Joseph seinem Freunde im Badeschlosse herzlichen Abschiedsgruß. Auf der Freitreppe drückten sich die beiden Monarchen nochmals die Hände. Kaiser Wilhelm rief dem Freunde mit bewegter Stimme ein herzliches: „Auf Wiedersehen, so Gott will!" zu. „Gewiß und sicher!" erwiderte ihm Kaiser Joseph. Ein letzter Abschiedskuß bekräftigte das Versprechen der

engbefreundeten Fürsten. Dann bestieg der Kaiser von Österreich den bereitstehenden Wagen, welcher ihn bald den Blicken seines Freundes entführte. — Zwei Tage darauf



Die Wandelbahn (Äußeres und Inneres).

verließ auch Kaiser Wilhelm das Wildbad Gastein. Wie selten in einem Jahre ist dem hohen Herrn die Kur bekommen. Wir Deutschen freuen uns des aus vollem Herzen, berechtigt es uns doch zu der Hoffnung, daß unser Heldenkaiser dem deutschen Throne noch für lange Zeit, vom Alter ungebeugt, erhalten bleiben wird.



Begrüßung des Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph. Kaiser Franz Joseph war am Fuße der Treppe vom Grafen Perponcher empfangen und die linke Treppe hinaufgeleitet worden; auf der rechten Treppe befanden sich die geladenen Gäste.

Einiges von den Haarkünstlern.

Daß Kleider Leute machen, ist ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit wohl von keiner Seite angezweifelt und bestritten wird, daß aber die Kleider allein den genannten Vorzug haben sollen, das bestreiten mit großer Entschiedenheit — die Perückenmacher und Friseure. Was vermag der kostbarste Purpurmantel, was das glänzendste Seidenkleid, wenn den Träger derselben nicht eine entsprechende Haartour „krönt“? rufen dieselben mit dem Brustton der Überzeugung aus. Und man kann ihnen so unrecht nicht geben. Es wäre z. B. im XVII. Jahrhunderte ganz unmöglich gewesen, eine Figur zu spielen, ohne eine Perücke zu tragen: eine Person von Stand war ohne dieselbe nicht denkbar. Und wie es in der gegenwärtigen Zeit die Friseure durch ihre Kunst verstehen, Leute zu machen, das weiß am allerbesten das schöne Geschlecht. Kleidung und Frisur sind demnach die intimsten Freunde und sind so eng miteinander verbunden, daß sie demselben Schicksale unterliegen: der Mode.

Wer wird der erste Perückenmacher gewesen sein, und wer hat die erste Perücke getragen? Die Frage zu beantworten, dürfte ganz unmöglich sein, denn wer zuerst die Natur durch künstliche Mittel ersetzt hat, wird hübsch darüber geschwiegen haben, so daß der Frau Historia nichts davon zu Ohren gekommen ist. Jedenfalls aber ist der Perückenmacher mit der Person, die die erste Perücke oder etwas derselben ähnliches getragen, identisch. Da nun die Perücke ein Produkt der lieben Eitelkeit ist, wird man — die Leserinnen werden dem unerbittlichen Geschichtsforscher verzeihen — keinen falschen Schluß ziehen, wenn man behauptet, diese fragliche Person war eine Dame. So waren auch die römischen Frauen die ersten, die offen Perücken trugen. Ihnen gefielen die blonden Haare der gefangenen Gallierinnen so ungemein, daß sie ihr rabenschwarzes Haar durch künstlich gefärbtes von heller Farbe ersetzten. Daß Männer sich künstlichen Haarschmuckes bedienten, ist wohl zuerst in Frankreich Sitte geworden. Ludwig XIII ließ sein Haar frei auf die Schulter herabfallen. Die Umgebung am Hofe that sofort desgleichen. Da es aber unter den Herren sehr viele gab, die weniger üppigen Haarwuchs hatten, so suchte man dem Mangel durch künstliche Mittel nachzuhelfen. Damit wurde die Perücke in Frankreich Mode. Von Frankreich kam sie bald nach Deutschland, wo man sie mit offenen Armen empfing. Hier dominierte sie bis zur Zopfzeit. Seit jenen Tagen hat sie aber entschieden an Herrschaft eingebüßt. Die Perückenmacher legten sich nun darauf, an dem vorhandenen natürlichen Material ihre Künste zu zeigen: sie wurden in erster Linie Friseure.

Die Perückenmacher und Friseure hatten sich gleich den anderen Gewerben zu Korporationen vereinigt. Jüngst feierte in Berlin die dortige Innung die hundertfünfzigjährige Jubelfeier ihres Bestehens. Dabei war unter anderem auch ein großes Schau- und Preisfrisieren anberaumt.

Daß die deutschen Haarkünstler mit Aufmerksamkeit in Frankreich, der Heimat der Moden, in die Schule gegangen sind, läßt sich nicht leugnen. Wer aber glaubt, daß der deutsche Friseur den französischen nachstehe, der irrt sich. Dieser Irrtum wäre ihm entschieden benommen worden, wenn er dem erwähnten „Frisier-Turnier“ in Berlin beigewohnt hätte. Der Kampfplatz war ein geräumiger Saal eines Berliner Etablissements. Auf großen Tafeln, bedeckt mit weißen Linnen, lagen die „Waffen.“ Große Doppelspiegel werfen die Bilder derselben zurück. Da ertönt das Zeichen des Ringens. Gegen vierzig Wettbewerber treten auf die Wahlstatt, und das Turnier beginnt. War das dort ein „heißes“ Streiten mit Brenneisen und Brennschere um die Palme des Sieges! Wie lustig war es zu schauen, als die auf dem Kampfplatz erschienenen Bewerber um die Preise ans Werk gingen! Welche Fülle von Geschicklichkeit und wie geschwind das alles ging! Wie verstanden sie, aus dem wüsten Chaos der Haare in kurzer Zeit die gefälligsten Frisuren zu erzielen. Hier entstand eine historische Abbé-Perücke, dort eine Perücke in Barockstil mit Blumenfüllhorn, da aber wurde das Haar nach der Vorschrift aus der Zopfzeit geformt, wieder wo anders sehen wir auf dem Haupte eines geduldigen „Modells“ den Haarputz der Lucca sich auftürmen, den sie beim letzten Wiener Korso getragen: eine Frisur mit einem Blumenkörbchen. Etwas über eine viertel Stunde währte das Ringen, dann waren alle Künst-

ler am Ziele. Mit stolzen Mienen führten sie „ihr Werk" den Zuschauern vor die Augen, von allen Seiten Worte des Beifalls und der Bewunderung hörend.

Bei Gelegenheit dieses Jubiläums fand auch eine Fachausstellung von Haarkünstlerartikeln statt. Bei Besichtigung derselben mußte dem Beschauer ein Umstand auffallen. Es hatte, nach den verschiedenen Etiketten, auf welchen stolz La France oder Paris oder London prangte, zu urteilen, den Anschein, als ob die deutsche Industrie zur Ausstellung sehr wenig beigesteuert hätte. Überall waren französische und englische Empfehlungen zu lesen. In Wahrheit aber entstammen diese Sachen, die einen fremden Namen tragen, deutschen Fabriken. Sie haben in den wenigsten Fällen ihre deutsche Heimat verlassen, oder sie sind nur nach dem Auslande geschickt worden, um dort mit neuen Etiketten versehen, als echte Ware wieder nach Deutschland zu kommen und nun mit doppeltem Preise verkauft zu werden. Es ist dies eine Thatsache, die ebenso bedauernswert als wahr ist.

Welche junge Dame wird ein „Odeur" mit deutscher Benennung kaufen, das kann doch gar nicht so duften, wie ein französisches! Wer könnte sich denn von „Kölnischem Wasser" gutes versprechen? Niemand; um in gutem Geruche zu stehen, muß man schon „Eau de Cologne" nehmen. Wie lange wird es noch dauern, bis der Deutsche die Pariser Mode nicht mehr für maßgebend hält, wann wird er endlich auch auf diesem Gebiete selbständig? Hoffentlich nicht erst dann, wenn, um mit einer satirischen Schrift aus dem Jahre 1815 zu reden: man in Paris anfängt, sich à l'Allemand zu tragen. Ach, dann hätte es noch gute Zeit!



Der Triumph der Haarkünstler oder das Wettfrisieren zur Feier des hundertfünfzigjährigen Jubiläums der Perückenmacherinnung von Berlin.

Die besten Freunde.

Von Frida Schanz.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde: „Liebe Großmutter.")

Eh' das Kind mit den blühenden Wangen
Nicht der Alten am Halse gehangen,
Mag's nicht ans kleine Tagwerk geh'n.
Hört man die beiden, will's einem scheinen,
Daß sich die Ältesten und die Kleinen
In der Welt doch am besten versteh'n!

Unter des Mägdleins silbernem Lachen
Sieht die Alte sein Seelchen erwachen,
Klüger werden und hold und lieb.
Aus den Augen kann sie's ihm lesen,
Wo's im Schlummer der Nacht gewesen,
Wo's im Traume umher sich trieb!

Wenn ihm so eigen die Blicke glänzen,
Schweift es wohl über der Erde Grenzen
In des Himmels herrlichen Saal.
Schwebte selbst wohl im goldenen Glanze,
Saß mit dem schimmernden Lilienkranze
Unter Engeln beim seligen Mahl!

Blickt es schelmisch, das Rosengesichtchen,
Träumt es von strahlenden Weihnachtslichtchen,
Weihnachtskuchen und Weihnachtsschnee.
Schaut es ernst und mit sorgendem Sinnen,
War's unter Gnomen und Zauberinnen
Wohl im Schlosse der bösen Fee.

All den Zauber und Glanz und Schimmer,
Nur die Alte versteht ihn immer,
Kann dem Kind bis ins Herzchen seh'n.
Hört man die beiden, will's einem scheinen,
Daß sich die Ältesten und die Kleinen
In der Welt doch am besten versteh'n!

Die Boulangerkomödie in Paris.

Wie könnte man die Szenen besser benennen, die sich am 8. Juli vor der Wohnung Boulangers, vor dem Hotel du Louvre und auf dem Lyoner Bahnhofe vor und nach der Abfahrt des „berühmten" Generals abspielten! Ist ja ein Hauptzweck der Posse und Komödie die Erheiterung der Zuhörer. Der Boulangerschwindel hat aber die Lachmuskeln der ganzen Welt in Bewegung gesetzt, hat selbst den griesgrämigsten Philister zum Lachen gebracht, unbestreitbare Erfolge, die bisher noch keine Komödie erzielt hat.

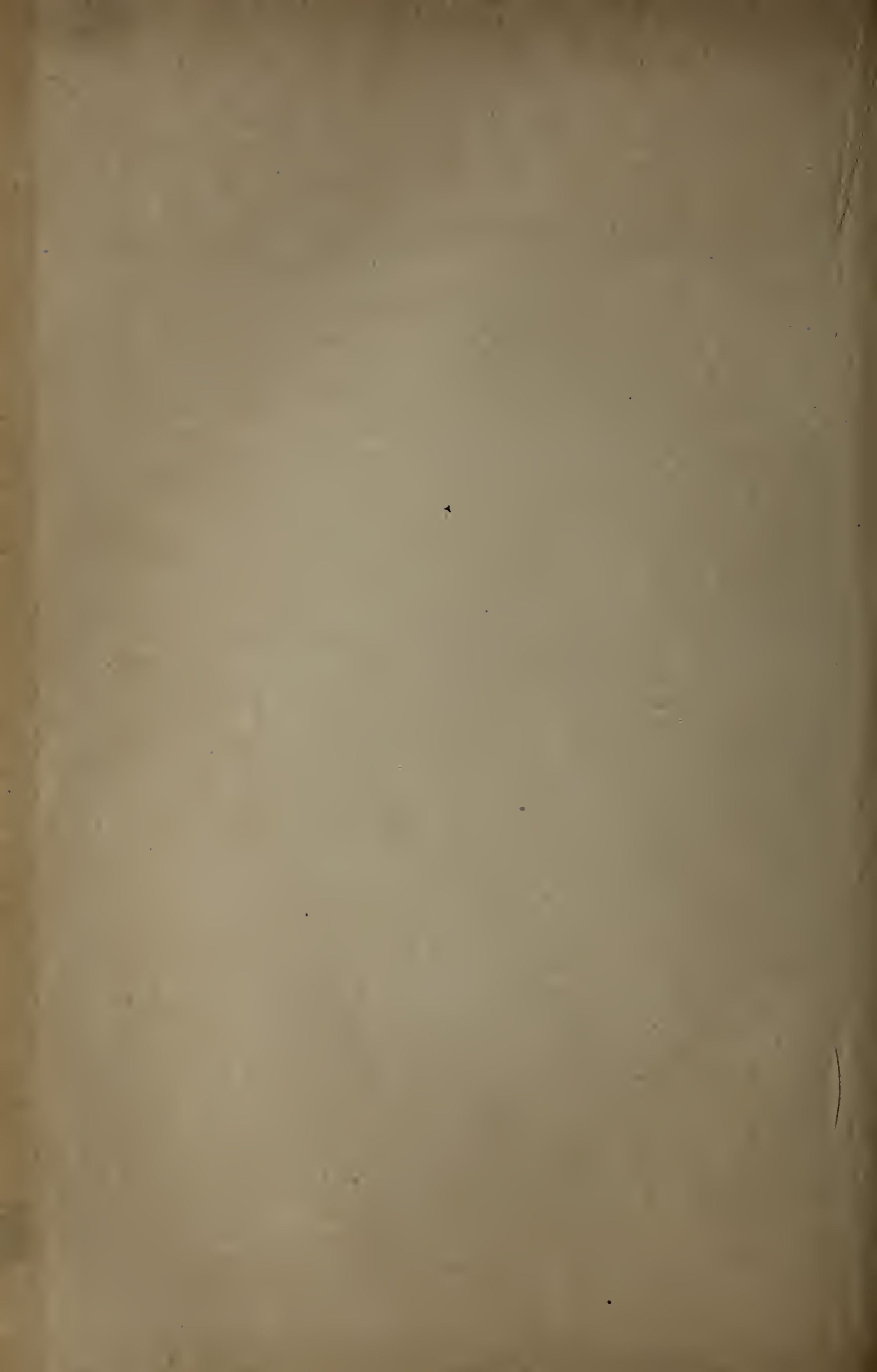
Die Fabel derselben ist aber folgende. Nachdem Boulanger das Kriegsministerportefeuille hatte niederlegen müssen, sahen die Herren von der Regierung ein, daß sie am besten thäten, wenn sie den Exminister aus Paris auf anständige Weise entfernten. Man ernannte ihn schleunigst zum Kommandierenden des 13. Armeekorps, d. h. man schickte ihn von Paris nach Clermont-Ferrand. Da aber genannter Herr, der Liebling des Pariser Pöbels, gerade am Nationalfeste recht unangenehm werden konnte, war es am besten, wenn er vor demselben bereits den Kommandostab in Clermont-Ferrand übernahm. Es gelang auch glücklich, ihn zu bestimmen, vor dem 14. Juli abzureisen. Weniger glücklich aber gelang die Abreise selbst. Das „Volk" von Paris hatte die Absicht der Regierung gemerkt und wurde verstimmt.

Wir kommen zum ersten Akte der Komödie. Der Schauplatz ist vor dem Hotel du Louvre auf der Rue de Rivoli, wo sich gegen Abend des 8. Juli ungefähr 10 000 Menschen angesammelt hatten, welche sich die Kehlen mit: „Hoch Boulanger! Nieder mit Grévy!" heiser schrieen, und aus deren Mitte, als Boulanger das Gefährt bestieg, das ihn nach dem Bahnhofe bringen sollte, eine Anzahl handfester Burschen den Pferden sich entgegenwarfen. Der Lärm steigerte sich zum betäubenden Gebrüll, aus welchem heraus nur die artikulierten Laute: „Boulanger dableiben!" und die schon erwähnten Vive- und À bas-Rufe unterschieden werden konnten. Endlich aber erspähte der Kutscher doch eine günstige Gelegenheit, um die Pferde anziehen zu lassen, die, einmal im Gange, im sausenden Galopp davonjagten. Der zweite Akt spielt vor dem Bahnhofe. Hier wogt gleichfalls eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmasse auf und ab. Man singt die „neue Marseillaise," wie das am meisten gesungene





„Liebe Großmutter!" Gemalt von Paul Wagner.





Boulangers Rückzug vor seinen Freunden auf der Lokomotive.

Boulangerlied genannt wird, und kauft und heftet an die Brust zinnerne Fünffrankenstücke mit dem Kopfe Boulangers. Die Koulissen dieser Szene bilden die Mauern der Häuser, gänzlich bedeckt mit großen Anschlägen: „Il reviendra“ (Er wird wiederkommen). Nach acht Uhr erscheint der Ersehnte in Begleitung vieler höherer Offiziere. Im Nu sind die Pferde des Wagens ausgespannt — beliebten Komödianten pflegt solches oft zu geschehen — einige herzhafte Burschen klettern in den Wagen, um den großen General zu begrüßen. Mit knapper Not entkommt Boulanger aus demselben und flüchtet sich in den Bahnhof. Die Menge folgt ihm. Die Bahnhofsbeamten und Polizisten, die ihr entgegentreten, werden niedergerannt, die verschlossenen Thüren und Fenster eingeschlagen, die Barrièren zertrümmert. Nun kommt der dritte Akt, der Höhepunkt der Komödie. In der größten Verlegenheit hat ein Bahnbeamter den Gefeierten in ein

Koupee dritter Klasse gesteckt, schon will die Menge nach, da rafft sich Déroulède, der große Revancheprediger, zu einer Ansprache auf, in der er die „Bürger" auffordert, zurückzuweichen, „da sie ja nicht vor dem Feinde stehen!"

Doch diese mit Pathos gesprochenen Worte verfehlen ihren Eindruck, der Haufe steht wie angewurzelt. Der Lärm dauert fort, die Menge wächst, nirgends ist ein Ausweg zu finden. Das ist selbst Frankreichs größtem und mutigstem Soldaten zu viel: der tapfere General bekommt einen Ohnmachtsanfall. Jetzt erst gibt die erregte Menge etwas Raum, als Boulanger, von seinen Freunden halb getragen, aus dem Waggon steigt. Sein Ziel ist eine alleinstehende Lokomotive, auf welche ihn plötzlich Bahnbeamte und die Freunde hinauf heben. Das Volk merkt augenblicklich, um was es sich handelt, und stellt oder legt sich, um die Abfahrt der Lokomotive zu verhindern, auf die Schienen, unaufhörlich heulend und schreiend. Einige beschäftigen sich damit, die Maschine mit Zetteln zu bekleben, auf welchen die Devise des Tages: „Vive Boulanger" — „il reviendra" zu lesen ist. In dieser ungeheuren Menschenmenge ist aber nur einer der ruhig überlegende und entschlossene Mann: der Lokomotivführer. Er setzt die Lokomotive, nachdem ein langer Pfiff derselben das Signal gegeben, in Bewegung, die Massen weichen der Gewalt — und nach Verlauf von zwei Minuten ist Boulanger den Augen seiner Anhänger entschwunden. Bis Angoulême geht die Fahrt, dort nimmt ein telegraphisch bestellter Zug den französischen General auf, um ihn ungestört nach seiner Garnison zu bringen. Als der Pöbel merkte, daß Boulanger die Hauptstadt verlassen hatte, zerschlug er auf dem Bahnhofe alles das noch, was bisher unversehrt geblieben war, und als sein Zorn nichts mehr vorfand, flutete er nach der Stadt zurück. Jede Straße wurde Zeuge der größten Tumulte.

Am Tage des Nationalfestes aber hatte die Komödie noch ein Nachspiel. Dafür, daß es nicht gar zu toll wurde, hatten die Polizei und das Militär, welches in großen Mengen aufgeboten war, gesorgt; das Singen der Boulangerlieder und die sonstigen Boulanger freundlichen Kundgebungen konnten sie jedoch nicht verhindern. Unser Schlußbild zeigt uns vier Freunde des Exkriegsministers, die Arm in Arm auf den Boulevards hin- und herschlendern, den Kopf bedeckt mit dem Boulangerhute, einem Zweimaster, in der Hand einen Stock tragend, auf den ein kleines Brot aufgespießt ist, mittels welchen sie ihre Gefühle für die ganze „Boulangerie" zu verkörpern versuchen. So geschmückt ziehen sie die Straßen auf und ab und regeln ihre Schritte nach dem neuesten Pariser Gassenhauer: „C'est Boulange! lange! lange!"



Das Jubelfest der Göttinger Georgia Augusta.

Da wär' ich wieder einmal in deinen Mauern, alte, freundliche Musenstadt Göttingen! Es grüßen mich wieder die niedlichen,



ehrwürdigen Häuser mit den vorspringenden Erkern, und viele, viele Erinnerungen werden in mir wach an die fröhliche Burschenzeit und Burschenherrlichkeit. Es sind geraume Jahre schon verflossen seit jenem Tage, an welchem ich das Komitat von all den lieben Freunden empfing, mit denen ich des Studios Freuden und Leiden durchgekostet hatte, aber das Aussehen der Stadt ist im großen und ganzen dasselbe geblieben. Es sind wohl hier und da einige Neubauten, Verschönerungen und Vergrößerungen vorgenommen worden, letztere besonders an den Universitätsgebäuden, und es sind in der Gegend der Stadt, wo sich die Universitätsprofessoren angesiedelt haben, stattliche Villen entstanden, aber im übrigen hat sich der Spekulationsgeist, der in den Großstädten sein Wesen treibt, noch nicht hierher gewagt und hat an all die Gebäude, die längst historisch merkwürdig dadurch geworden, daß viele von Deutschlands größten Geistern in ihnen die ersten Studien machten oder wenigstens die gute Absicht dazu hatten, noch nicht die zerstörende Hand gelegt. Heute prangen die Häuserfronten im Festtagsschmucke. In der Hauptstraße Göttingens, der Weenderstraße, ist vor lauter Blumen, Kränzen und Ranken kaum ein Stein von ihnen sichtbar. Gemächlich wandere ich durch die hübsche, breite Straße, wo wir ehemals unsere Farben in gemütlichem Bummel spazieren getragen und nicht zu selten jenen Marsch auszuführen pflegten, wo jeder so „einzeln als möglich" hinter dem anderen hergehen mußte. In Gedanken versunken, biege ich in andere Straßen ein, schaue von Haus zu Haus und bemerke unter Blumenschmuck gar manche Gedenktafel. Viele kannte ich schon, neue sind hinzugekommen. Ja, Göttingen weist eine Menge Namen von herrlichem Klange auf, Namen von Männern, die den Ruhm Deutschlands durch ihre Geistesthaten hell aufstrahlen ließen. Gedenke ich an dieser Stelle der berühmtesten, sie alle aufzuzählen würde ein ganzes Buch füllen. Ich nenne zuerst den Göttinger Hainbund: Voß, Gebrüder Stolberg, Hölty, Miller, Boie, Bürger rc., welche in Göttingen, durch Klopstock angeregt, in edler, nationaler Begeisterung den Musen huldigten und der Stadt eine bleibende Stelle in der deutschen Nationallitteratur angewiesen haben; dann die Romantiker Schlegel, A. Tieck, Achim von Arnim. Von den Heroen deutscher Wissenschaft fallen mir in erster Linie Alexander und Wilhelm von Humboldt, Jakob und Wilhelm Grimm, Ottfried Müller, Gervinus, Lachmann, Niebuhr, Schlosser, Raumer, Gauß und Weber ein. Mittlerweile bin ich oben am Wall angelangt. Vor einem Häuschen stehe ich still, unscheinbar ist es, es hat nach der Wallpromenade nicht einmal ein Fenster, nur eine Thür, das Licht muß auf der Giebelseite seinen Eintritt suchen. Der einzige Schmuck ist eine Inschrift an demselben auf einer eisernen Tafel, welche heute mit einer Guirlande von Lorbeerblättern umgeben ist. Die Inschrift meldet, daß in diesem Hause 1832 und 1833 der Student Otto von Bismarck gewohnt hat. Die Chronisten verkünden mit einem gewissen Behagen, daß der damalige Student Bismarck wohl ein flotter Bursche des Korps „Hannover"

gewesen, am allerwenigsten aber ein getreuer Sohn der Alma mater, was das Studieren anbetraf. Die Herren Professoren sollen dem kecken Korpsburschen keineswegs eine große Zukunft prophezeit haben — hätten sie ahnen können, daß gerade das 150jährige Jubiläum der Georgia Augusta den schönsten Glanz dadurch erhalten sollte, daß sie den größten deutschen Mann als den ihrigen in Anspruch nehmen konnte, sie würden sich nicht zu Propheten aufgeschwungen haben. — Es ist abend geworden, und ich trete den Heimweg an. Das Gedächtnis der eben genannten großen Männer ruft mir die Geschichte der Göttinger Universität in die Erinnerung.

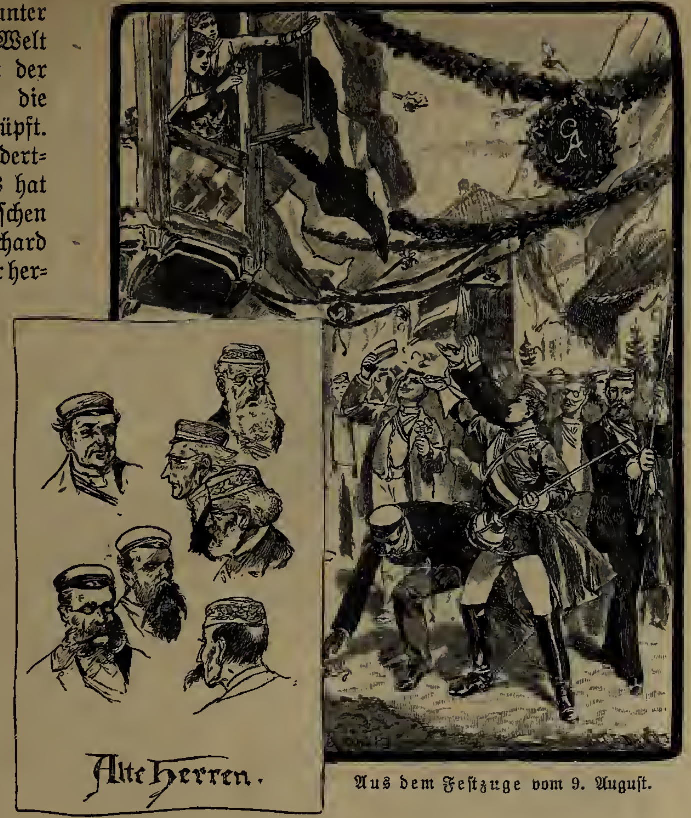


Frühschoppen auf dem Marktplatze am 7. August.

Einiger Daten will ich auch hier Erwähnung thun. Im Jahre 1734 gründete Georg August II auf Anregung des Freiherrn von Münchhausen die Georgia Augusta, 1737 wurde sie, nachdem bereits drei Jahre Vorlesungen gehalten worden waren, feierlich inauguriert. Münchhausen berief den Schweizer Gelehrten, Dichter und Arzt Albrecht von Haller an die neugegründete Anstalt, durch dessen Ruf die Universität bald zur ersten Blüte sich entwickelte. Er war auch der Begründer der „Gesellschaft der Wissenschaften", aus welcher heraus die „Göttinger Gelehrtenanzeigen" stammten, die bald ihren Weg durch die ganze gebildete Welt nahmen und von gewaltigem Einfluß auf das Geistesleben nicht nur der Deutschen wurden. Albrecht von Haller folgten bald andere Leuchten der Wissenschaft nach, und schon wenige Jahre nach der Gründung der Hochschule strahlte dieselbe in einem Glanze, daß man sie die „Königin" der Universitäten zu nennen pflegte. Die Sonne ihres Ruhmes strahlt auch am heutigen Tage noch im Zenith, und daß heute ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, welches allezeit ein Förderer von Kunst und Wissenschaften gewesen, an ihrer Spitze steht, zeugt dafür, daß auch in der Zukunft die Georgia Augusta eine

Ankunft des Prinzen Albrecht in Göttingen am Abend des 6. August.

hervorragende Stelle unter den Universitäten der Welt einnehmen wird. — Mit der deutschen Geschichte ist die der Universität eng verknüpft. Aus Anlaß ihres hundertfünfzigjährigen Bestehens hat ihr Vertreter im preußischen Herrenhause, Dr. Richard Dove, einige Gedenkblätter herausgegeben, die diesen Zusammenhang beweisen. Der Raum dieser Zeilen läßt nur zu, eines der in ihnen erwähnten Ereignisse zu gedenken. Die Akademie zu Dublin regte im Jahre 1870 an, einen Protest der gelehrten Welt gegen die Bedrohung der wissenschaftlichen und Kunstschätze bei der Belagerung der Stadt Paris durch die Deutschen zu erlassen und stellte auch an die Universität Göttingen das Ansinnen, sich daran zu beteiligen. Darauf ging der genannten Akademie eine männlich deutsche Antwort aus der Feder Doves zu, die das Aufsehen der ganzen Welt erregte und die Dubliner gründlich heimschickte wegen ihrer Zumutung. Von dieser Antwort sagte Bismarck am 31. Dezember 1870 in Versailles zu seiner Umgebung: „Es war eine würdige und deutsche Antwort."



Aus dem Festzuge vom 9. August.

Doch nun zum Feste selbst. Heute abend, am 6. August, werden allerorten Vorfeiern veranstaltet: die Verbindungen feiern ihre Stiftungsfeste, die alten Herren begrüßen sich in diesem und jenem Gasthause; da sollte sich manche herzliche Szene freudigen Wiedersehens abspielen und eine Fülle Erinnerungen ausgetauscht werden aus den Tagen der goldenen Zeit. Die höchste Feststimmung ist über alle Jungen und Alten gekommen, als sich der Ruf durch die Stadt verbreitet: der Prinzregent von Braunschweig, der Rector magnificentissimus der Georgia Augusta, ist eingetroffen! Die Kirchenglocken läuten und Kanonenschüsse ertönen. Im sechsspännigen Wagen mit Spitzreiter hält er seinen Einzug durch die prächtige Ehrenpforte in die Stadt, mit tausendstimmigem Jubel von der Spalier bildenden Menge begrüßt.

Am andern Morgen ist ein Festgottesdienst in der Johanneskirche festgesetzt. Von der Universität bewegt sich der Zug der Professoren nach dem Gotteshause. Es ist ein schlichter Zug, ohne jedes Gepränge: die Professoren in schwarzen Talaren mit Aufschlägen, deren Farbe die Fakultät anzeigen. Eine Persönlichkeit fällt in ihren Reihen auf, eine kleine, greise Gestalt, es ist der Nestor der Göttinger Hochschule, Professor Weber, der einzige noch Lebende jener Sieben, die 1837 dem damaligen Beherrscher von Hannover, der in einem Patente verkündet hatte, „daß die verbindliche Kraft des Staatsgrundgesetzes vom 26. September 1833 von jetzt an erloschen sei," d. h. daß alle Staatsdiener ihres Eides auf die Verfassung entbunden seien, die Erklärung gaben, daß sie dem Patente, ohne ihr Gewissen zu verletzen, nicht



Vom Festkommers am 9. August: Prinz Albrechts Toast auf den Kaiser.

zustimmen könnten. „Was würde Sr. Maj. dem König der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?“ — so schloß das denkwürdige Schreiben, das unterzeichnet war: Dahlmann, Albrecht, Jakob Grimm, Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald, Weber.

Als der Zug in der Kirche angelangt ist, hält nach dem Erscheinen des Prinzen Konsistorialrat Professor Scholz die Festrede im Anschluß an 2. Kor. 10, V. 17: „Wer sich aber rühmet, der rühme sich des Herrn.“ Nach dem Gottesdienste fordert aber die heitere Burschenlust wieder ihre Rechte. Auf dem Marktplatze, inmitten grüner Birken, sitzen an langen Tafeln Studenten mit alten Herren in bunter Reihe und halten daselbst den offiziellen Frühschoppen ab. „Stoßt an, Göttingen lebe, hurra hoch!“ braust es über den Marktplatz. Der Prinz sieht mit Wohlgefallen dem Treiben zu, das ein Bild echt deutschen Studentenlebens bietet. Aus dem Frühschoppen wird aber bei manchem ein Nachmittagsschoppen, und hätte nicht das Volksfest auf dem „Ruhns“ dringlich zum Besuch geladen, dann hätte vielleicht gar der Abend die Herren in diesem künstlichen Birkenhain überrascht. Volksfest auf dem Ruhns! Die Worte sagen genug. Der Göttinger Bursch weiß mit dem Philister umzugehen, und letzterer weiß die tollen Späße des Studios richtig aufzunehmen. Das Fest auf dem Ruhns zeigt Göttingens Bürger und Göttingens Musensöhne in herzlichem Verkehr.

Vom Ruhns geht's in die Stadt zurück, in die Festhalle, einen hübschen Bau mit hohem Rundthor und Türmen, geschmückt mit einer Menge von Fahnen und Emblemen. Die weite Halle ist elektrisch beleuchtet. Im zwanglosen Zusammensein, bei festlichem Trinkspruch bewegen sich hier Professoren und Ehrengäste, deren höchster, der Prinz, in leutseliger Weise mit seiner Umgebung plaudert.

Der Festakt in der Aula fand am folgenden Tage morgens statt. Als Festredner trat Prorektor Dr. Ritschl auf, an dessen Rede sich Ansprachen der Dekane und Begrüßungen vieler Behörden und Körperschaften Hannovers und Braunschweigs anschlossen.

Dem Festakte folgte das Festmahl im Saale der Gesellschaft Union. Hier brachte Prinz Albrecht den Toast auf den Kaiser aus: „Allzeit Mehrer des Reichs! Das war eins der ehrenden Beiworte im Titel des Kaisers im alten Reich, und wer dieses Ornament eingefügt hat, hat es im vorausschauenden Geiste gethan. Thatsache ist jetzt geworden, was als Ornament verschwunden ist aus dem Titel unsers Kaisers. Wahrer Mehrer des Reiches ist unser erhabener Held, nicht im Sinne des Eroberers, sondern des starken Schirmers des Friedens ... Nicht minder ist er Mehrer des Reichs durch die Fürsorge für alle geistige Eroberung. Und das ist das Gebiet, worin die Universität berufen ist, im Dienste und im Geiste des Kaisers zu wirken. Dadurch am besten kann sie den Dank beweisen, den sie dem Kaiser darzubringen bereit ist für die großen Gnadenerweisungen, die derselbe zu dieser Jubelfeier ihr hat zu teil werden lassen. . . Den Dank aber, den wir alle Seiner Majestät schulden, wollen wir aussprechen in dem

Rufe: Se. Maj. der Kaiser lebe hoch!" — Weitere Trinksprüche folgen. Doch nicht zu lange kann das Mahl ausgedehnt werden, gilt es doch der Einladung des Prinzen in die „Krone" zu folgen. Zu dieser großen Festlichkeit waren Professoren und Studenten wie auch Offiziere und Beamte geladen. Bis um Mitternacht blieben die Gäste des Fürsten in fröhlicher Geselligkeit hier beisammen, manches Glas auf das Haus Hohenzollern leerend. — Am dritten Tag stand der große Festzug der Studenten im Vordergrunde des Interesses. Mit lustigen Märschen und heiteren Studentenliedern ging's durch die Hauptstraßen unter Blumenregen nach dem Platze vor der Aula, auf deren Balkon Prinz Albrecht mit den Professoren stand. Professor von Wilamowitz-Möllendorff hielt die Ansprache, die in einem Hoch auf den Kaiser gipfelte. „Heil Dir im Siegerkranz" tönt es über den Platz. Das „Gaudeamus" schloß sich an und galt als Zeichen zur Auflösung des Zuges.



Die Festhalle.

Die Festtage endigen mit dem großen Kommers in der Festhalle. Auch hier brachte Prinz Albrecht das Hoch auf den Kaiser aus, das abermals begeisterten Wiederhall in aller Herzen fand. Vertreter der Studentenschaft feierten den Prinzen, Minister von Goßler pries den niedersächsischen Stamm, Rudolf von Bennigsen die Universität Göttingen. Dazu klangen die allbekannten Burschenlieder durch den Saal, und mir war's wie ehedem zu Mute, als ich noch ein junger Student, das erste Mal die Freuden des Kommerses genoß. Spät trennte ich mich von der lustigen Gesellschaft, das Abschiednehmen ward mir schwer. Doch die Pflicht rief und zwang mich, der Stadt Göttingen den Rücken zu kehren: so zog ich mit gesenktem Blick, in das Philisterreich zurück, o jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum. Mein letzter Gruß gilt aber Dir, alma mater Georgia, vivas, crescas, floreas in aeternum!

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern.

Auf dem Bilde „Gestürzt" steht alles unter dem Eindruck des schrecklichen Ereignisses, das sich soeben mit Blitzesschnelle vollzog. Ein Stolpern, ein Aufbäumen, ein jäher Sturz und der kraftstrotzende Jüngling liegt mit gelösten Gliedern am Boden, die eben noch so lebenslustig in die Welt blickenden Augen haben sich geschlossen — wohl für immer. Es ist nicht anders, die stärkste Lebensbethätigung, die höchste Lebenslust erwachen dort, wo nur ein schmaler Pfad am Abgrund entlang führt.

Der trübe Herbsttag, die entblätterten Bäume bilden einen wirkungsvollen Hintergrund für die Katastrophe.

Wie anders auf dem Bilde: „Der Maler in den Hundstagen." Da ist alles Sonnenschein, Licht, Wärme, Friede, Heiterkeit. Wenn es dem Maler heute nicht gelingt, ein Stückchen der herrlichen Gotteswelt mit all' ihrem Zauber auf die Leinwand zu bringen, so ist es seine Schuld. Aber es wird ihm glücken und im Winter werden die „Kenner" sein Bild als ein ebenso dankbares Publikum umstehen, wie jetzt die liebe Dorfjugend.

Aus Neu-Pommern.

Alle Berichte aus unsern jungen Kolonieen sind von Interesse und werden von Freund und Feind der Kolonialbewegung gelesen. Wenn es nun Originalmitteilungen sind, die in gefälliger Form und wohl mit Karten und Abbildungen

versehen erscheinen, dann greifen wir gern danach. Zu dieser Art gehört die bei F. A. Brockhaus soeben erschienene Schrift von R. Parkinson „Im Bismarck-Archipel.“ Sie beschäftigt sich mit der Insel Neu-Pommern, welche diesen neuen Namen für den alten Neu-Britannien erhielt, wiewohl die vulkanische und gebirgige Beschaffenheit jener Südseeinsel nichts gemein hat mit dem ebenen Lande an der Ostsee. Schon sind zahlreiche Weiße, Missionare und Händler dort angesiedelt, und deren Leben ist, auf der Gazellhalbinsel wenigstens, jetzt durchaus nicht mehr gefährdet. Beide Vertreter unserer Zivilisation stehen sich gut mit den dunkelfarbigen Eingeborenen. Noch im Jahre 1878 wurde eine Anzahl Missionare dort meuchlerisch überfallen, ermordet und ihre Leiber in Stücke geschnitten, um verspeist zu werden. Ein gemeinschaftlicher Kriegszug der Missionare und Händler war die Folge, und nun traten, nach Besiegung der Mörder, Ruhe und Frieden ein. „Die Eingeborenen haben sich an den weißen Mann gewöhnt, und wenn dieser ein wenig in ihrer Sprache mit ihnen reden kann, dann läßt sich ganz gut mit dem Völkchen verkehren.“ Unter den Alten freilich gewinnt die Mission keine Anhänger, aber die Jugend wird ihr, nach Parkinsons Urteil, anhängen. Schon sind Abschnitte der Bibel in die Sprache der Neu-Pommeraner übersetzt worden, die Missionszöglinge gehen sauber gekleidet, und der Kannibalismus nimmt ab. Grund und Boden auf Neu-Pommern ist „äußerst fruchtbar“ und die Zeit nicht mehr fern, daß dort überall ertragreiche Pflanzungen von allen tropischen Kulturpflanzen entstehen. Doch zur Auswanderung, um dort Ackerbau zu treiben, ist die Insel, des Klimas wegen, nicht geeignet. Sie ist ein Feld für ergiebigen Plantagenbau.

Über die Eingeborenen weiß uns Parkinson viel Merkwürdiges zu berichten. Sie führen — selbst die Weiber — Schleudern als eine furchtbare Waffe, mit der sie Steine auf 100 Meter Entfernung entsenden. Kriege unter den einzelnen kleinen Stämmen des ziemlich dicht bevölkerten Landes sind häufig, und die Mobilmachung ist dort noch geschwinder als bei unserm Heere. Sowie das bestimmte Trommelsignal erschallt, läuft die ganze waffenfähige Mannschaft zusammen. „Innerhalb zwei Stunden nach Erschallen des Signals sah ich einmal in einem Inlandbezirke eine Schar von gegen 2000 Bewaffneten zum Abmarsche bereit.“ Die Schleudern, Speere, Keulen und jetzt auch verrostete Musketen bilden die Waffen.

Die Stellung der Frauen auf Neu-Pommern ist eine möglichst niedrige; sie werden gekauft und dienen als gut rentierendes Kapital. Die Frau arbeitet von frühester Jugend an für den Mann, bis ihr die Kräfte versagen, um dann hilflos zu Grunde zu gehen. Sie ist das Lasttier des Mannes, das alle Arbeit verrichtet, das Feld bebaut, die Wohnung säubert, das Essen bereitet und die geernteten Produkte in schweren Körben zu Markte bringt. Der Herr der Schöpfung dagegen führt ein müßiges Dasein. Schwatzen und Rauchen ist neben dem Kriege seine Hauptbeschäftigung. Der Tabak und die Pfeife sind aber erst durch die Weißen eingeführt worden. Löblich ist, daß man keinen Branntwein an die Insulaner verkauft.

Der pfiffige Fuhrmann.

Von Lothar Meggendorfer.





Berliner Hunde.

Von A. Oskar Klaußmann.

„Hund verloren, auf den Namen Perry hörend, klein, braun und weiß gefleckt, Steuermarke Nr. 8430. Wiederbringer erhält hundert Mark Belohnung."

Fast täglich findet man an den Berliner Anschlagsäulen kleine Plakate, meist in gelber Farbe, mit dem Clichéabdruck eines Hundes, auf welchen nach verloren gegangenen Hunden gesucht und dem Wiederbringer eine zumeist nicht unansehnliche Belohnung versprochen wird. Der Uneingeweihte wird sich erstaunt fragen, wie man wohl dem Wiederbringer eines oft an sich wertlosen Hundes eine so große Summe verheißen kann. Er weiß eben nicht, daß in der Stadt Berlin ein „Hundekultus" getrieben wird, der ganz erstaunlich ist.

Während die Ziehhunde und alle diejenigen Vierfüßler, welche Arbeitsgenossen des Menschen sind, sich den Tag über brav plagen müssen, werden die Haus- und Schoßhündchen in einer Weise gepflegt und verhätschelt, die, um eine Berliner Redensart zu gebrauchen, „schon nicht mehr schön ist."

Fast in jedem Hause wohnt eine Familie, die sich einen Hund hält, der zwar meist nicht den geringsten Anspruch auf Rassereinheit oder Schönheit hat, aber doch von ihr mit einer Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt wird, als sei er ein teures Familienglied. Es liegt im Charakter des Berliners, liebevoll gegen Tiere zu sein, und den Hunden gegenüber thut man oft mehr als zuviel des Guten. Werden doch in einzelnen Familien selbst die Geburtstage dieser Tiere gefeiert, kommt es doch bei sonst ganz verständigen Menschen vor, daß den Hunden Weihnachtsbäume angezündet werden, die mit Würsten und anderen Delikatessen für Hundenasen behangen sind. Wenn ein alter Hund endlich der Natur seinen Tribut bezahlt und stirbt, so herrscht die größte Betrübnis. Erwachsene und Kinder gebärden sich ganz untröstlich. Gewöhnlich wird dann ein feierliches Begräbnis für den Hund veranstaltet und ihm irgend ein lauschiges Plätzchen außerhalb Berlins, im Grunewalde oder sonstwo bereitet. Bei solchen Hundebegräbnissen fließen oft mehr Thränen als bei menschlichen Beerdigungen.

Merkwürdigerweise findet man diese übertriebene Hundeliebe nicht nur bei kinderlosen Leuten, sondern oft auch in Familien, welche mit zahlreichen Kindern gesegnet sind. Wehe dem Familienmitgliede, das infolge einer Unvorsichtigkeit es verschuldete, daß der Hundefänger den maulkorb- oder steuermarkelosen Hund auf der Straße wegfing. Man muß billig erstaunen, wenn man sieht, wie durchaus anständige und vernünftige Menschen sich nicht enthalten können, den Hundefängern entgegenzutreten, wenn dieselben einen Hund aufgreifen. Gibt es doch unter den Pensionären und älteren Herren Spezialisten, welche straßenweit vor den Hundefängern, die in dem betreffenden Reviere ihr Amt ausüben, vorausgehen und maulkorblose Hunde in die Häuser jagen oder die Besitzer derselben auf die nahende Gefahr aufmerksam machen. Wenn sich die Drahtschlinge des Hundefängers um den Hals eines Hundes zusammenzieht, so erhebt dieser gewöhnlich ein fürchterliches Jammergeheul. Sofort erscheinen dann an allen Fenstern mitleidige Gesichter, und vor allen Hausthüren wird die Angelegenheit mit einer Wichtigkeit besprochen, als handle es sich um ein Unglück, das einem Menschen begegnet sei.

Aber auch noch andere Unannehmlichkeiten nimmt der Berliner um seines Hundes willen in den Kauf. Er scheut nicht vor heftigen Fehden mit dem Hauswirt und dessen Stellvertreter, mit den Nachbarn und Hausmitbewohnern zurück, wenn sich der Hund irgend welche Frevelthaten hat zu schulden kommen lassen. Er ist sogar im stande, um seines Hundes willen sich alle Unannehmlichkeiten eines Umzuges aufzuladen. Auch vermeidet er Lokale, in die er sonst gern gehen würde, weil in denselben das „Mitbringen von Hunden" verboten ist. Nicht in allen großen Berliner Lokalen findet sich dieses Verbot vor, zumeist fordert man nur durch Plakate am Eingange auf, „die Hunde an der Leine zu führen." Infolgedessen ist man häufig unglaublichen Belästigungen durch Hunde ausgesetzt, wer aber so unvorsichtig ist, seiner Entrüstung darüber Ausdruck zu geben oder den lästigen Hund unsanft von sich zu weisen, kann gewärtig sein, im nächsten Augenblick eine Szene zu veranlassen, in der er nicht nur den Besitzer des Hundes zum Gegner hat, sondern in der auch ganz Unbeteiligte sich gegen ihn wenden. Die Leserinnen und Leser mögen ja nicht glauben, daß in den vorstehenden Zeilen irgend etwas übertrieben ist. Sie werden es nun aber auch verstehen, welche Schreckensnachricht für den Berliner die Verordnung des Polizeipräsidiums ist, daß auf so und so viele Wochen alle Hunde nur noch an sicherer Leine geführt auf der Straße laufen dürfen. Fast in jedem Hochsommer wird wegen der Gefahr der Tollwut die sogenannte „Hundesperre" verfügt, und sie bringt Trübsal über Tausende von Hundebesitzern, die ihren Lieblingen dann auf der Straße keine freie Bewegung mehr gönnen dürfen. Die Hunde werden dann wenigstens an bunten, mit Troddeln und Büscheln versehenen Leinen und Bändern geführt. Die mit Argusaugen um sich spähende Berliner Industrie hat sogar aus der Sperre Kapital geschlagen und für die Hunde ein System von Lederriemen gefertigt, welches einem Pferdegeschirr ähnlich konstruiert ist und es erlaubt, die Schnur oder das Band so zu befestigen, daß der Hund selbst bei starkem Anziehen nicht im geringsten inkommodiert wird. Diese Lederriemen sind verziert mit Beschlägen und mit Plättchen und Glöckchen versehen. Ins-

besondere die dicken Möpse nehmen sich, so angeschirrt, recht komisch aus.

Außerordentlichen Jubel gibt es, wenn die schreckliche, die freiheitslose Sperrzeit wieder aufgehoben wird und die Hunde zum erstenmale wieder in Begleitung ihrer Herren und Herrinnen frei und unbehindert über die Straße gehen dürfen. Man begegnet an solchen Tagen, an denen die meisten Berliner Zeitungen besondere „Freudenartikel“ bringen, Hunderten von Hunden, die mit großen, bunten Schleifen, mit großen Boukets oder zum mindesten doch mit einzelnen Blumen geschmückt sind, um die Freude ihrer Besitzer zu kennzeichnen.

Infolge dieser Hundeliebe blüht in Berlin auch eine besondere Diebstahlsspezialität außerordentlich, der „Hundefang“ nämlich. Diese Spezialisten wissen Familien „auszubaldowern“, in welchen Hunde eine besonders hervorragende und geachtete Stellung einnehmen. Durch einen geschickten Griff wird in einem unbewachten Moment der geliebte Hund entwendet und beiseite gebracht. Darauf wartet der Dieb oder die Diebin, bis in den Zeitungen oder an den Anschlagsäulen eine Belohnung für das Wiederbringen des „verlorenen“ Hundes versprochen wird.

Dann erscheint der Dieb mit dem Hunde bei dem Besitzer und erzählt diesem irgend eine rührende Geschichte, wie er den Hund verwahrlost, beschmutzt, verfolgt von Straßenjungen, verhungert und aufs höchste geängstigt vorgefunden und liebevoll bei sich aufgenommen habe. Der freudig erregte Besitzer oder die Besitzerin zahlt dann gewöhnlich noch etwas mehr als den versprochenen Lohn, und der Schwindler entfernt sich schmunzelnd, um vielleicht schon nach einigen Monaten dasselbe Manöver zu wiederholen, wobei er sich natürlich die Belohnung nicht in eigener Person, sondern durch einen Helfershelfer holen läßt. Nebenbei bemerkt, ist diese Art von Hundediebstählen in Berlin schon seit Jahrhunderten ausgeübt worden. Man findet wenigstens in den originellen Parolebüchern aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrich des Großen Notizen, wie z. B.: „Dem Markgrafen von Schwedt ist ein schwarzes Windspiel verloren gegangen. Man vermutet, daß der Hund von einem Soldaten beiseite gebracht sei, um eine Belohnung zu verdienen. Dem Wiederbringer wird Straflosigkeit und eine Rekompenz zugesichert.“ Man sieht also, selbst auf diesem Gebiete gibt es nichts Neues.

Der Gänsekrieg in Backnang.

Wie die Friedrichsruher und Hamburger vor zweihundert Jahren ihren „Schweinekrieg“ hatten (siehe 1886/87, II. Bd., Heft 4), so befehdeten fünfzig Jahre früher die Weiber der württembergischen Stadt Backnang die hohe Obrigkeit durch volle sieben Jahre wegen des Gänsehaltens. Der „Gänsekrieg,“ so wurde der Streit offiziell genannt, hatte folgende Ursache und Verlauf:

Ungefähr im Jahre 1606 oder 1608 (der Vogt und die Weiber von Backnang differieren um einige Jahre in ihren Angaben) hatte das ganze Gericht und der Rat der Stadt Backnang ein allgemeines Verbot „bey der Stadt-Buße“ erlassen, Gänse zu halten. Die Veranlassung war, daß viele arme und unbegüterte Leute in Backnang Gänse hielten, die, weil es an einem Gänsehirten gebrach und auch keine Gänseweide da war, auf den Feldern großen Schaden anrichteten. Um dem Übel gründlich abzuhelfen, verbot nun die Obrigkeit sämtlichen Einwohnern, Armen wie Reichen, das Gänsehalten. Zwei, oder nach ihrer Angabe vier Jahre ertrugen die Weiber das Verbot mit Geduld, wenn auch nicht still, denn es fielen manche böse Reden, und man ließ den Zungen in herzhafter Weise freien Lauf. Endlich, am 20. August 1610, wandten sie sich in einer Beschwerde an den eben in Backnang anwesenden Herzog von Württemberg, „der Gänß halben demüthig supplicirend für sich und gemeiner Bürgerschafft wegen, weil durch solch Verbot ihre habende Bett-Gewand feindlich geschwächt werden, indem sie dieselben weder jährlich mit neuen Federn erfrischen, geschweige jemals neue Betten machen könnten, auch Seine Fürstlichen Gnaden zu Jagens und auch anderen Zeiten mit dero fürstlichen Hofhaltung nach Backnang kommen, wo sie ihre meisten Betten in das Stifft (das herzogliche Absteigequartier) und sonst in der Stadt hin und wieder verleihen müßten; würde ihnen daher das Gänsehalten verboten, so könnten sie zuletzt auch keine Betten mehr zur Hofhaltung liefern.“ Des nicht sehr günstigen Begleitungsberichtes des Vogtes ungeachtet reskribierte Herzog Johann Friedrich am 21. August 1610 wörtlich: „Lieber getrewer, Wir haben deinen unterthenigen Bericht, der abgeschafften Gäns halben, Innhallts vernommen, Ob nun wol etwas ungleiches und Nachtheils darunter fürgeloffen seyn mag, so kann jedoch dasselbig mit Anstellung guter Ordnung verbessert und dieser Beschwerd abgeholffen werden. Ist demnach unser Befelch, du wöllest mit Burgermeistern und Gericht allhie uf ein gewiß Maas und Ordnung, welcher Gestalt, und wohin die Gäns ohne Schaden getrieben und gehalten werden können, bedacht seyn, Selbiges auch gleich in das Werk richten, und zu weiteren Klagen nicht Ursach geben lassen, dann man solche Vögel nicht allerdings abschaffen kann, Hieran beschicht unser zuverläßige gäntzliche Meynung. Datum Backnang den 21. Aug. 1610.“ Welch' prompte Erledigung der einen Tag vorher eingelaufenen Klage!

Doch nicht so leicht begab sich der Backnanger Magistrat seiner Autorität und seines einmal „zum allgemeinen Besten“ gefaßten Entschlusses; in ausführlichen Gegenvorstellungen stellte er das Begehren der Weiber als mutwillig und auf ganz anderen Gründen als denen der Betterneuerung beruhend dar und ließ, als diese, durch das herzogliche Reskript kühner geworden, unruhige Bewegungen auch unter der männlichen Einwohnerschaft anstifteten, die Rädelsführerinnen in Haft bringen. Wiederholte Vorstellungen der nun einmal aufgeregten, erschrecklich bösartig gewordenen Weiber bei dem Herzog, denen die Räte beharrlich opponierten, und darauf eingeleitete Verhandlungen mit der Stadtobrigkeit ließen endlich die Klägerinnen als Sieger aus dem Streite hervorgehen, und so erließ der „durchlauchtige“ Herzog Johann Friedrich am 11. Februar

1612 das Friedensedikt in Gestalt einer von Höchstdemselben unterzeichneten und besiegelten „Gänseordnung der Stadt Backnang.“ — Einige Punkte derselben mögen auch heute noch interessieren. Fürsorglich war bestimmt, daß jeder Bürger, der unter fünf Pfund Heller Steuer zahlt, drei, wer höher veranlagt ist, vier, aber nicht mehr „alte Gänß,“ dagegen niemand, ohne Rücksicht auf die Steuer, mehr als sechs junge Gänse halten dürfe und dies letztere Mehr an Federvieh nur bis 14. September, alsdann seien alte oder junge wegzuthun und die Normalstärke der Gänseherde auf drei bis vier zu verringern. — Die Gänsebesitzer mußten „erwachssene und in zimlichen Jahren stehende, vom Burgermeister in gepürendes Glübd genommene“ Hirten aufstellen, und diese trieben das liebe Gänsevieh täglich auf drei dafür bestimmte große Weideplätze. Gar vorsichtig und wohl gewitzigt durch die vorangegangenen Zänkereien und Ausflüchte bestimmt ein Punkt der Ordnung, nachdem die Strafen festgesetzt: „Und was also für straffen verwürkt, die sollen von den Männern, und nicht von den Weibern ervordert, selbige auch durch sie, die Männer, ohn alle Widerred bezahlt, oder uff ihren costen inn gefencknuß abgebüeßt werden.“

Unwillkürlich denkt man bei dieser Geschichte an die wehrbaren und kampflustigen Weiber der Nachbarschaft Schorndorf (1688), die dem mutlosen, zur Übergabe der Stadt an das französische Mordbrennerheer Melacs geneigten Rate das Heft aus der Hand nehmen und die Bande schon mit dem heidenmäßigen innerhalb der Stadtmauern gemachten Lärm zum Abzug veranlaßten. Und die Frauen einer anderen Nachbarstadt, Weinsberg, wie haben die sich so ritterlich und klug verhalten (1140)! In dem Namen des Berges „Weibertreu,“ an dessen Fuße Justinus Kerner wohnte und dichtete, ist ihnen ein unvergänglich Denkmal gesetzt.

Das heutige Backnang weiß nichts mehr von der Gänseordnung. Ganz andere Interessen beschäftigen jetzt die Leute in dieser hübsch gelegenen, viel Altertümliches bietenden Bezirksstadt. Sie ist die größte, oder eine der größten Gerberstädte Deutschlands, wohl drei Vierteile ihrer 5400 Einwohner sind mit Be- und Verarbeitung des Leders beschäftigt, der Umsatz geht in die Millionen, und man kämpft jetzt dort nicht mehr ums Gänsehalten, sondern um den Schutz des einheimischen gegen fremdländische Leder im Punkte des Zolls. Zu des Reichskanzlers Jubelfeste stifteten ihm die Backnanger Lederindustriellen ein Paar vortreffliche Kürassierstiefel, ein Geschenk, das dem Fürsten besondere Freude machte.

Kuriositäten.

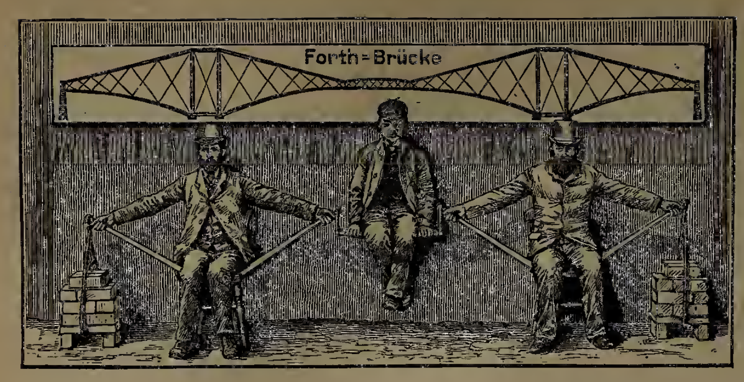
Gar nicht zu selten liest man in den Zeitungen, daß eine Brücke gerade in dem Augenblicke zusammengestürzt sei, wo Truppen oder eine Prozession oder etwas ähnliches über dieselbe marschiert sind. In den meisten Fällen schiebt man ohne irgend weitere Erwägung die Schuld auf die mangelhafte Bauart der Brücke, am allerwenigsten aber denkt man daran, daß die Ursache des Zusammensturzes die über die Brücke Gehenden selbst sind. Nicht etwa, weil die Last zu schwer war, sondern aus einem anderen Grunde. In der Regel geht den Truppen ꝛc. eine Musikkapelle voran, die mit einem lustigen Marsche zum Laufen Lust macht. Diese dadurch hervorgerufene Gleichmäßigkeit der Bewegung aber ist es, die die Brücke zum Wanken und schließlich zum Einsturz bringt. Geht eine einzelne Person in ruhigem Schritte über dieselbe, so bringt dies keinerlei Unregelmäßigkeit hervor, weil die Brücke nach jedem Schritte in die Ruhelage zurückkehrt. Entsteht aber durch das gleichförmige Marschieren in Reihe und Glied eine zusammengesetzte Bewegung, so kann die Brücke aus der schwingenden Bewegung nicht zur Ruhe kommen, die Schwingungen werden immer größer und größer, bis die Katastrophe eintritt. So kann die Brücke ganz bedeutende Lasten tragen, und dennoch vermögen wenige Personen dieselbe zum Einsturz zu bringen, ja ein einzelner Hund könnte, vorausgesetzt, daß er vor- und rückwärts tritt und dabei bestimmte Zeiten einhält, durch kombinierte Kraft die schönste und breiteste Brücke zu Falle bringen.

Stehen wir in der Nähe eines Pianofortes und singen irgend einen Ton, so wird man bemerken, daß eine gewisse Saite denselben aufnehmen wird und ihn weiter klingen läßt. Singt man einen höheren oder tieferen Ton, sofort wird die Saite verstummen und eine andere wird, dem Tone der Stimme entsprechend, erklingen. Wenn eine Anzahl Stimmgabeln von verschiedenen Tönen an der Öffnung einer Orgelpfeife klingen, so wird die letztere nur mittönen, sobald der Ton, auf den sie abgestimmt ist, sich unter denjenigen der Stimmgabeln befindet. Jener Klang, in verschiedenen Sprachen Gesang des Meeres genannt, den man vernimmt, wenn man Muscheln dicht an das Ohr hält, ist weiter nichts, als die Schwingungen der Luft, die sich in der Muschel befinden, zwei Muscheln aber, in die Nähe des Ohres gebracht, werden das Geräusch um ein bedeutendes vermehren, sobald die Schwingungen der Luft in der einen denen in der anderen gleich sind. Dieselbe Klangverstärkung kann bei zwei gleichabgestimmten Stimmgabeln beobachtet werden. Sind aber die Schwingungen verschieden, so wird die eine der anderen entgegenwirken und kein Ton vollkommen zu verstehen sein. Es ist diese Erscheinung ähnlich der an der Brücke beobachteten, dort heben die nicht im Schritt gehenden Passanten die Schwingungen derselben gegenseitig auf.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Th. Schwartze.

Nur immer deutlich. Aus dem vortrefflich redigierten „Zentralblatt der Bauverwaltung“ entnehmen wir mit Erlaubnis der Verlagshandlung von Ernst & Korn in Berlin rückseitige spaßhafte Skizze, die unsern Lesern zunächst einiges Kopfzerbrechen bereiten wird. Wir zweifeln zwar keinen Augenblick, daß sie auch selbst hinter das Geheimnis kommen würden, aber wir wollen außerhalb unserer Spielecke nicht noch weitere Rätsel aufgeben. Die Abbildung zeigt also oben die kunstvolle Gliederung der neuen



Forthbrücke und unten in einer korrespondierenden Zeichnung die sinnreiche und jedenfalls überraschend einfache Art, in welcher der Erbauer derselben, der bekannte Ingenieur B. Baker, das Prinzip der von ihm angewandten Gelenkträger vor kurzem den Mitgliedern der Royal=Institution in London bei Gelegenheit eines Vortrages vor Augen führte. Da sieht man deutlich das verankerte seitliche Mauerwerk und als Hauptpfeiler zwei Stühle, auf denen die „Konsolträger" ruhen, da kann man ferner klar die Gurtungen und in ihnen einmal die „Druckglieder" — durch vier lose auf die Stuhlkante gestemmte Stöcke gebildet, — wie die „Zugglieder" — durch die Arme der sitzenden Herren versinnbildlicht — unterscheiden. Da fehlt endlich nicht der von den seitlichen Brückenkörpern getragene, ganz frei aufliegende „Mittelträger," auf welchem als Belastung, wie das obenerwähnte Blatt mitteilt, ein junger Japaner, welcher der eigentliche Urheber des scherzhaften Aufbaues gewesen sein soll, Platz genommen hat. Wir können dem praktischen Sohne des fernen Ostens nur unser Kompliment machen — sein Gedanke war ein allerliebster und seine Ausführung trotz der einfachsten Mittel eine wirklich lehrreiche. H. H.

Gesundheitsrat.

Anton Pr. in Schl. Gegen Fußschweiß sind häufige Waschungen der Füße und Einstreuen der Strümpfe mit Salizylstreupulver (in jeder Apotheke zu haben) zu empfehlen.

Abonnent in H. J. K. in Sangerhausen. Blutreinigende Mittel in dem Sinne, wie Sie es augenscheinlich meinen, gibt es nicht! Soll es sich nur um eine „vorbeugende Kur" handeln, so warnen wir Sie dringend vor allen und jeden Mitteln; liegt ein bestimmtes Leiden vor, so fragen Sie einen Arzt.

M. M. in Magdeburg. Wenn die Fingernägel leicht brechen und einreißen, so liegt das nicht an besonderer Weichheit, sondern umgekehrt an einer abnormen Sprödigkeit. Ölen oder setten Sie die Nägel fleißig ein, thun Sie namentlich zur Nacht gutes Fett darauf und ziehen Sie Handschuhfinger darüber. — Die gewöhnliche Ursache der „roten Nase" ist ein Hautleiden, das nur der Arzt fortschaffen kann.

Rechtsrat.

Ich hatte auf Wunsch meiner Frau meine Schwiegermutter leichtsinnigerweise auf ein Vierteljahr zu Besuch eingeladen. Nach sechs Wochen hatte sie das ganze Haus, auch die Kinder gegen mich so verhetzt, daß ich ihr den Aufenthalt kündigen und ihr die sofortige Abreise anbefehlen mußte. Da erklärte meine Frau, in diesem Falle ginge sie für den Rest des Vierteljahrs, also für sieben Wochen, mit ihrer Mutter auf Besuch zu dieser. Da ich meine Frau natürlich nicht mit körperlicher Gewalt hieran verhindern will, so frage ich an, welche rechtlichen Folgen ich ihr für den Fall der Ausführung ihres Vorhabens gegen mein ausdrückliches Verbot in Aussicht stellen, resp. wie ich dasselbe rechtlich verhindern kann.
B. in L.

Die Rechte der Ehefrau sind nicht in dem Maße beschränkt, daß dieselbe zu vorübergehender Entfernung nicht befugt wäre. Erst wenn die Entfernung eine dauernde und dadurch die Zwecke der Ehe vereitelt werden, entsteht das Recht, nach vorheriger Aufforderung zur Rückkehr wegen böslicher Verlassung auf Ehescheidung zu klagen.

Aus der Redaktion.

L. S. und G. H., Pastorhaus M. Zwei Pastorstöchter bitten die Redaktion, das Schiedsrichteramt in folgendem streitigen Punkte zu übernehmen: Heißt das Goethesche Citat: „Hangen und bangen" oder „langen und bangen" in schwebender Pein"? Wir haben hier keine Hilfsmittel, die Entscheidung zu treffen. In unserer Goetheausgabe steht „langen."

Goethe hat „langen" geschrieben, was so viel bedeutet wie „sehnen." Im Deutschen ist dieses Wort nur noch in zusammengesetzten Wörtern enthalten, z. B. „verlangen," das Englische besitzt das Grundwort noch in „to long."

K. M. N., Dresden. Ist Hamlet eine geschichtliche Person ꝛc.?

Die dänische Geschichte kennt keinen Hamlet, wohl aber die Sage dieses Landes. Sie finden über die Hamletsage genügendes Material in: Zinzow, „Die Hamletsage an und mit verwandten Sagen erläutert" (Halle, 1877).

Bahnbeamter X. Y., Danzig. Mir hat ein Freund folgenden Vers ins Stammbuch geschrieben. Wissen Sie vielleicht, ob derselbe Original ist oder von einem großen Dichter stammt?

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! So geh du aus dem Wege!

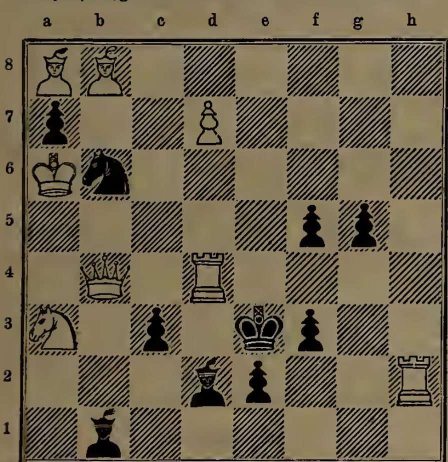
Der Vers stammt allerdings aus dem Munde eines großen Dichters. Es ist ein Spruch Goethes, „Memento" überschrieben.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Schachaufgabe von den Gebrüdern Bettmann.



WEISS.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

3. Zweisilbige Scharade.

Die Erste wünscht ein jeder wohl zu sein,
Der an der Stirne Gottes Bildnis trägt,
Doch der vor allen, der auf sich allein
Voll stolzen Selbstgefühls zu pochen pflegt

Und deshalb oft die Zweite schuldig bleibt,
Wie tief er auch dem Herrn verpflichtet ist,
Der unser Soll ins große Schuldbuch schreibt
Als Richter über Heiden, Jud' und Christ.

Das Ganze lehrt Bescheidenheit und war
Dem deutschen Volke lieb und wohl vertraut;
Doch ist's vergessen heut' seit manchem Jahr,
Und niemand mehr in seinen Spiegel schaut.

Pf. J.

4. Arithmetische Aufgabe.

Auf zwei sich rechtwinklig schneidenden Linien bewegen sich zwei Kreise mit ihren Mittelpunkten dem Schnittpunkte jener Linien zu. Der eine Kreis, dessen Radius 12 Meter beträgt und dessen Mittelpunkt 184 Meter von dem erwähnten Schnittpunkte entfernt ist, legt in 1 Minute 4 Meter zurück, dagegen der andere, dessen Radius 8 Meter beträgt und dessen Mittelpunkt 138 Meter von dem Schnittpunkte der beiden geraden Linien entfernt ist, in derselben Zeit nur 3 Meter. Nach wieviel Minuten berühren die beiden Kreise einander zum erstenmal von außen?

5. Arithmetische Aufgabe.

Ein Lehrer gibt seinen Schülern auf, zwei gewisse Zahlen miteinander zu multiplizieren und dann die Probe zu machen, d. h. das Produkt durch die kleinere Zahl zu dividieren. Ein Schüler erhält bei der Division 875 als Quotient und 43 als Rest, ein anderer 872 als Quotient und 12 als Rest, ein dritter 819 als Quotient und 21 als Rest. Der erste hatte an einer Stelle eine im Sinne behaltene 1 zu addieren vergessen, der zweite eine 2 an der links folgenden Stelle, der dritte eine 3 an der dann folgenden Stelle. Welche Zahlen waren miteinander zu multiplizieren?

6. Dechiffrieraufgabe.

Rss'q slb dpyec lgafr bcl zcqrcl Dpcslb sk Pyr
Um bs byq tmpysq hyllqr qcscl,
Byqq bcp Dpcslb bgp ugbcppyrcl ksqq bgc Rsyr,
Slb bs dscfiqr, qgc ksqq ecqafcfcl.

7. Rätsel.

Viel kann und wenig ich bedeuten
Bei großen und bei kleinen Leuten;
Oft nennt man schlimm mich und oft schön!

Der wird mich rühmen, jener achten,
Mich zu verleugnen mancher trachten
Und mich mit Schrecken kommen sehn.

Ich schreite unaufhaltsam weiter;
Vom ersten Tag an dein Begleiter,
Bleib' ich dir bis zum letzten treu.

Froh und voll Lenzeslust beginn' ich,
In Sommerglut, im Herbst verrinn' ich,
Dasselbe stets, doch immer neu.

Fr. St.

8. Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	C	E	E
E	E	E	E	E
E	G	G	I	I
I	L	R	R	S
S	S	S	S	S

Bei anderer Verteilung ergeben sich:
1. Eine Flüssigkeit, 2. ein Werkzeug, 3. ein Prophet, 4. ein großer Rechenmeister, 5. eine römische Gottheit.

Richtig geordnet lauten die senkrechten Reihen den entsprechenden wagerechten gleich.

9. Bilderrätsel.



10. Silbenrätsel.

a be bern bi da da do don el el es fri ful gi gor ki kon ler lin lip ma mo ne now ra bral rat ro ro rol ru se tar tiv za.

Aus obigen 35 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, zwei berühmte Maler der Gegenwart nennen.

Die Wörter (in anderer Reihenfolge) bezeichnen:

1. Eine englische Festung,
2. eine der Personen in einem Drama von Schiller,
3. eine der Personen in einem anderen Drama von Schiller,
4. die Bewohner einer Insel im nördlichen Eismeer,
5. eine Stadt in Deutschland,
6. ein europäisches Fürstenhaus,
7. einen historisch wichtigen Fluß in Italien.
8. eine geometrische Figur.
9. einen Berg in Armenien,
10. einen deutschen Fluß,
11. einen Kaiser,
12. einen Kasus,
13. eine Person aus einer bekannten Ballade von Schiller,
14. eine Stadt im Elsaß.

11. Rätsel.

Ich bin ein Ungeheuer,
Verschlinge Haus und Scheuer,
Schwarzbraun von Angesicht:
Wie? Kennst du mich denn nicht?!

Korn, Weizen, Hafer, Gerste
Freff' ich, bis daß ich berste,
Und mancher schon verlor
Durch mich Hand, Fuß und Ohr.

Wo ich mich lasse sehen,
Bereite ich nur Wehen —
Doch blickst du in die Glut,
Wirst du mir wieder gut.

Mir dankst du, daß nicht rauchen
Die Öfen, daß zu brauchen
Die Töpfe rechter Art —
Schön glänzend, klingend hart.

Pf. J.

12. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf, vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt aus. B setzt an. C setzt an. A setzt an. B und C passen. A sperrt die Partie.

Die Summe der Augen auf den fünf gesetzten Steinen beträgt 32, auf den vier Steinen im Talon 37, auf den fünf Steinen, welche A übrig behält 25, auf den sieben Steinen des B 14 mehr als auf den sieben Steinen des C. C hat unter seinen Steinen fünf Doppelsteine.

Welche Steine sind gesetzt? Welche Steine liegen im Talon? Welche beiden Steine behält C außer den fünf Doppelsteinen übrig?

13. Arithmetische Aufgabe.

Es kauft jemand zwei Sorten Zeug, von der billigen 3 Meter mehr als von der teuren, und zahlt im ganzen 243 Mark. Von der ersten Sorte kostet 1 Meter 40 mal so viel Pfennige, als er von der zweiten Meter kauft. Von der zweiten Sorte kostet 1 Meter 50 mal so viel Pfennige, als er von der ersten Meter kauft. Wieviel Meter wurden von jeder Sorte gekauft?

14. Aufgabe.

Binse	Basel	Birne	Bohle
Drina	Eifer	Geier	Harun
Helfer	Konrad	Lafter	Laroche
Marone	Note	Panier	Pascher
Rhein	Rinde	Rock	Salier
Schlaf	Schale	Schueler	Sieger
Silbe	Sorbet	Stroh	Traun
	Urne		

Aus jedem der obigen 29 Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen 29 Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben eine Verszeile aus einem bekannten Gedicht ergeben.

Welche Verszeile und welche Wörter sind gemeint?

15. Sechssilbige Scharade.

Was uns die ersten Paare nennen, wollen
Wir alle treulich sein mit Herz und Hand!
Man würde sonst uns wie dem Sohne grollen,
Der von der Mutter kalt sich abgewandt.

In Deutschland ward das letzte Paar geschlossen,
Doch undeutsch war es, wie sein Name ist;
Viel blut'ge Kämpfe sind aus ihm entsprossen
Und unheilvoller, langer Bruderzwist.

Das Ganze droht, doch macht es uns nicht bange;
Wir wissen: wer viel spricht, der thut nicht viel;
In der Geschichte hochdramat'schem Gange
Erheitert's nur gleich einem Satyrspiel.

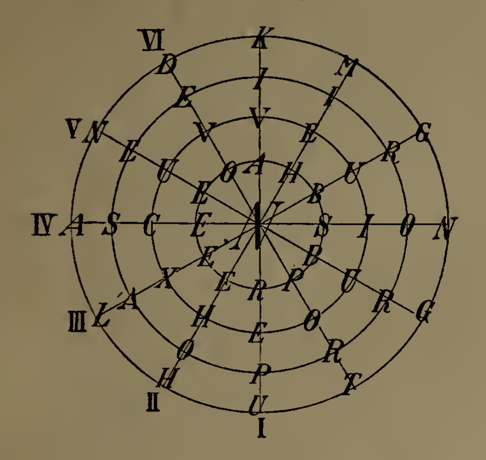
(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in 1886/87, II. Band, Heft 5.

1. Bilderrätsel.

Während du mich ausgesprochen,
Hast du mich auch schon gebrochen.

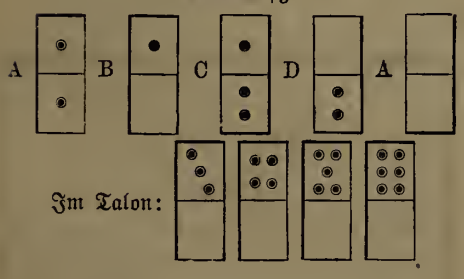
2. Kreisrätsel.



3. Arithmetische Aufgabe.

A = 25 Mk., B = 20 Mk., C = 15 Mk.

4. Dominoaufgabe.



5. Zweisilbige Scharade. Abfall.

6. Bilderrätsel. Panorama.

7. Rätsel. Salerno, Orleans.

8. Punkträtsel.

„Frohe Ostertage!"

I. Flachs — VIII. Thales
II. Rohlfs — IX. Emmaus
III. Osiris — X. Rhodus
IV. Hermes — XI. Tigris
V. Elbrus — XII. Ananas
VI. Obolus — XIII. Glarus
VII. Sestos — XIV. Epirus

9. Buchstabenrätsel. Asien — Alpen.

10. Silbenrätsel.

„Richard Wagner."

Raum (Amur)
Ilse (Elis)
Chaos (Schoa)
Horen (Rhone)
Athos (Thoas)
Reis (Eris)
Donner (Norden)
Winde (Edwin)
Arche (Recha)
Garten (Tanger)
Natter (Tarent)
Eros (Rose)
Rheder (Herder)

11. Diagonal-Füllrätsel.

C	a	n	a	d	a
S	a	n	c	h	o
M	u	r	t	e	n
B	a	r	m	e	n
H	a	m	l	e	t
M	i	l	t	o	n

12. Zweisilbige Scharade. Ölzweig.

13. Bilderrätsel.

Kupferdreh (Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn).

14. Schlüssel zum Rösselsprung.

		8	49	62	23	10	47		
		25	22	9	48	61	64		
	7	50	5	24	63	44	11	46	
51	4	67	26	21	60	65	28	43	12
68	75	6	59	66	27	20	45	36	29
3	52	77	74	19	58	35	38	13	42
76	69	2	57	34	73	18	41	30	37
	78	53	72	17	56	33	14	39	
		70	1	54	15	40	31		
			16	71	32	55			

Auflösung des Rösselsprungs.

Mild ist vom Abendscheine
Der blaue See erhellt;
Die alten Felsgesteine
Versperren rings die Welt.

In seine Tiefen ladet
Er goldner Wolken Zug;
Die wilde Taube badet
Die Schwingen hier im Flug.

O kehret, ihr Gedanken
Vom irren Flug zurück,
Sucht hinter stillen Schranken
Ein einsam' tiefes Glück.

15. Buchstabenrätsel. Pirol — Tirol.

16. Dreisilbige Scharade.
Gastfreundschaft.

17. Arithmetische Aufgabe.
Aus 60 Personen.

18. Rätsel. Daniel, Eiland, Wieland.

19. Aufgabe.

			E	M	S			
			L	E	O			
			U	L	M			
J	U	N	I	P	E	R	U	S
M	E	L	P	O	M	E	N	E
B	A	R	O	M	E	T	E	R
			F	E	Z			
			I	N	N			
			R	E	H			

20. Bilderrätsel.
Greif' an ein Ding und wirf den Mut nicht bald zur Erden,
Was schwer ist, kann durch Fleiß und Übung leichter werden.

21. Damespielaufgabe.

1. f4—e5	1. Dd4—a1
2. e5—d6	2. Do1—g7
3. d6—e7	2. f8—d6
4. h6—f8D gewinnt.	

22. Arithmetische Aufgabe.
60 Meter Länge und 48 Meter Breite.

23. Rätsel. Abschied.

24. Aufgabe.

M	I	K	R	O	S	K	O	P
	A	u	t	o	m	a	t	
		R	o	m	e	o		
			S	o	l			
				E				
			M	a	i			
		A	m	s	e	l		
	I	u	v	e	n	a	l	
S	c	h	a	l	u	p	p	e

Auflösungen der Preisaufgaben in 1886/87, II. Bd., Heft 5.

Auflösung des Quadrat-Zahlenrätsels.

M	a	g	d	e	b	u	r	g
B	l	u	t	a	r	m	u	t
H	a	d	r	i	a	n	u	s
I	n	v	e	r	n	e	s	z
R	e	m	b	r	a	n	d	t
P	a	n	t	o	m	i	m	e
L	a	z	z	a	r	o	n	i
C	a	p	t	a	r	i	f	a
F	e	r	d	i	n	a	n	d

„Ernst Moritz Arndt."

Auflösung der Dreisilbigen Scharade.

„Preisrätsel."

Preisrätsel.

Da nach einer soeben veröffentlichten Entscheidung des Reichsgerichts die Prämiierung von Rätsellösungen in einem Blatt unter den Begriff der Veranstaltung einer öffentlichen Lotterie fällt, welche nach § 286 des Strafgesetzbuches zu bestrafen ist, so bedauern wir von jetzt ab unsere Preisrätsel einstellen zu müssen und auch keine Prämiierungen mehr vornehmen zu können.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Raffaels heilige Cäcilie zu Bologna.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 2, Oktober 1887.

Raffael.

Von H. Knackfuß.

II.

Streng im feierlich-religiösen Tone sind zwei Altarbilder gehalten, welche Raffael in jener Zeit malte. Das eine ist die Madonna von Foligno (Abb. 65), gemalt im Auftrage des päpstlichen Kämmerers Sigismondo de' Conti aus Foligno, ursprünglich aufgestellt in der Kirche Araceli zu Rom, dann nach Foligno übertragen, Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Franzosen entführt, und seit 1815 in der Sammlung der zurückgegebenen Kunstschätze im Vatikan aufgestellt. Errettung aus Kriegsgefahr scheint den Kämmerer zur Stiftung des Bildes veranlaßt zu haben; darauf deutet in der Fernsicht des Gemäldes die Bombe hin, die, einen langen Feuerstreifen hinter sich lassend, in die Stadt Foligno herniedersaust. Aber schon spannt sich das himmlische Friedenszeichen, der Regenbogen, über die Stadt. Darüber erscheint auf Wolken thronend, in einem hellen Lichtschein, den ein Kranz von Engeln umschwebt, die Gnadenmutter mit dem Kinde. Als die Verkörperung der Bescheidenheit erscheint Maria, deren Blicke nichts weiter gewahren als den Gottessohn, den sie trägt. Huldvoll blickt der Christusknabe auf den Kämmerer herab, der am Boden kniet und in inbrünstigem Gebet seinen Dank zum Himmel sendet, während drei Heilige ihm als Fürbitter zur Seite stehen; der heilige Hieronymus hat die Hand auf sein Haupt gelegt und empfiehlt ihn mit beredter Gebärde der göttlichen Gnade; gegenüber steht der strenge Bußprediger Johannes und deutet mit der Hand auf den Erlöser der Welt; neben diesem kniet in heißer Andacht — ein Wunderwerk des Ausdrucks — der von göttlicher Liebe glühende Franziskus. Zwischen den Betern steht, als Träger eines zur Aufnahme einer Weihinschrift bestimmten Täfelchens, ein nackter kleiner Engel, eine jener liebenswürdigen, seelenvollen Kindergestalten, die Raffaels eigenstes Eigentum sind. — Das zweite Altarbild, gleich der Madonna von Foligno durch eine Farbenpracht ausgezeichnet, wie sie den bisherigen Werken Raffaels fremd war, ist die Madonna mit dem Fisch (Abb. 66). Dasselbe stammt aus der Kirche S. Domenico zu Neapel und befindet sich jetzt im Madrider Museum. Als eine Stiftung der Bitte oder des Dankes bezieht es sich auf die Heilung von einem Augenleiden. Der junge Tobias, der in der Hand den Fisch trägt, mit dessen Leber er seinem Vater das Augenlicht wiedergegeben hat, wird durch den Engel zum Thron der Jungfrau geleitet, an deren Seite der Bibelübersetzer Hieronymus steht; innig flehen die beiden, und das göttliche Kind richtet sich, von der Mutter unterstützt, empor, es streckt die Hand aus, und die Heilung ist gewährt.

In die Zeit Julius' II fallen die ersten Kupferstiche des Marcantonio Raimondi nach Zeichnungen Raffaels. Marcantonio kam um 1510 nach Rom, wo er sich anfangs, ebenso wie in den zunächst vorhergegangenen Jahren zu Venedig, hauptsächlich mit dem Nachstechen Dürerscher Arbeiten beschäftigte, bald aber auch in die Dienste Raffaels trat. Denn Raffael, von dem erzählt wird, daß er seine Werkstatt mit Blättern Dürers ausgeschmückt habe, trug Verlangen, auch seine eigenen Schöpfungen in dieser Weise vervielfältigt zu sehen. Er zog sich den Bologneser Kupferstecher zu diesem Zwecke heran, und trug so durch die Schönheit seiner Zeichnungen mittelbar zur Vervollkommung der italienischen Kupferstecherkunst bei. Dem



Abb. 65. Madonna di Foligno in der Vatikanischen Gemäldesammlung.



Abb. 66. Madonna mit dem Fisch im Museum zu Madrid.

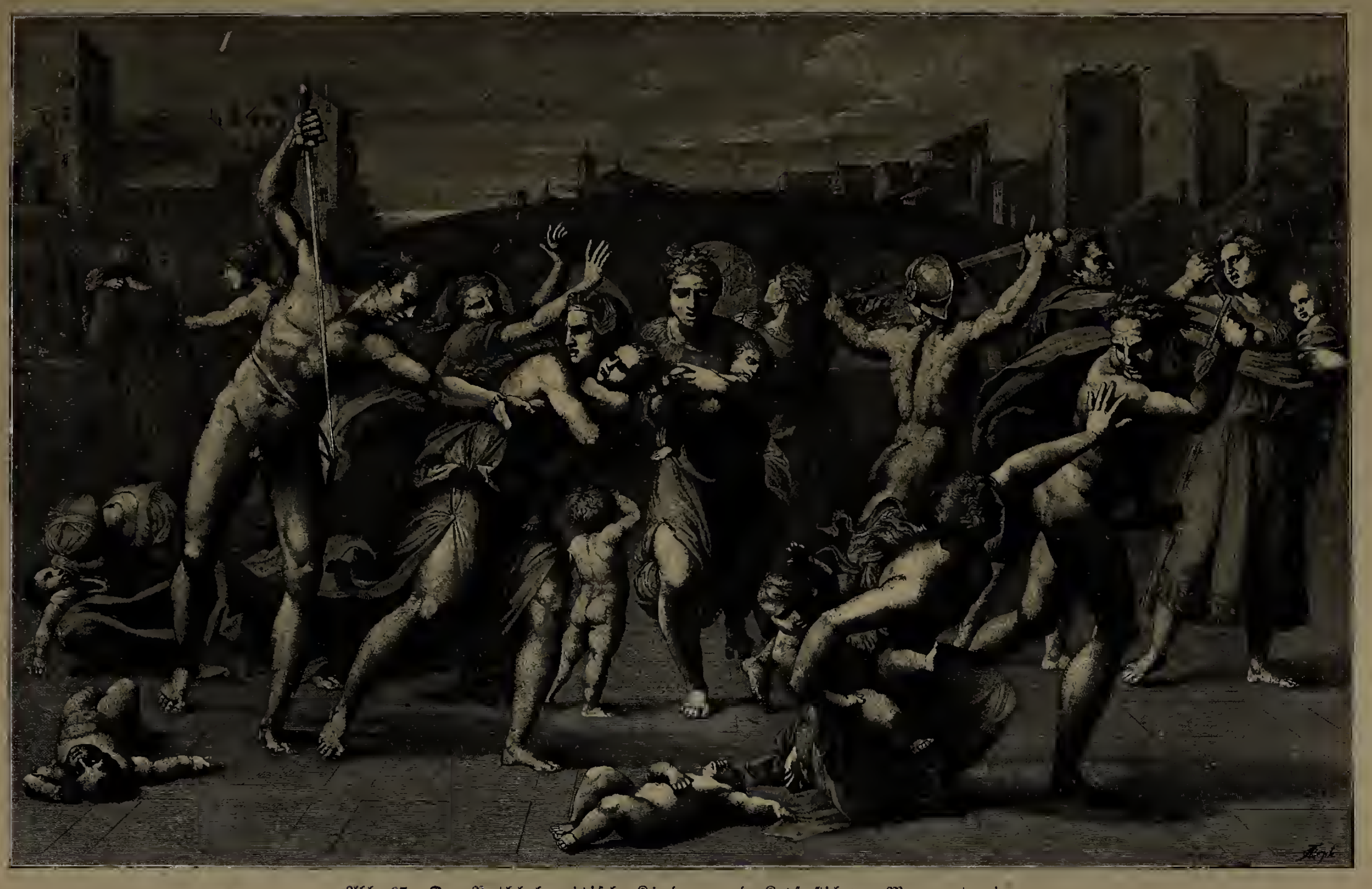


Abb. 67. Der Bethlehemitische Kindermord, Kupferstich von Marcantonio.

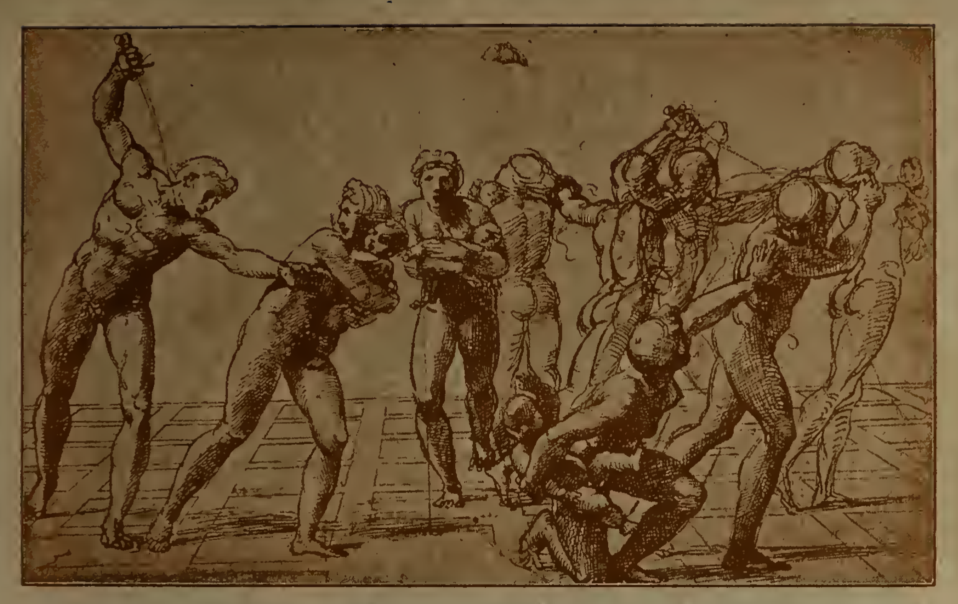


Abb. 68. Vorzeichnung in nackten Figuren zu dem Kupferstich: „Der Bethlehemitische Kindermord.“ Handzeichnung im Britischen Museum zu London.

Stichel Marcantonios verdanken wir die Kenntnis einer ganzen Anzahl von Kompositionen Raffaels, die entweder gar nicht oder in veränderter Gestalt zur Ausführung in Gemälden gekommen sind. Zu den ersten Blättern, welche dieser Meister nach Raffael stach, gehören der Tod der Lucretia und der Bethlehemitische Kindermord (Abb. 67). Sie sind gleichzeitig mit Wiedergaben von Zeichnungen zu Gemälden in der Stanza della Segnatura. Wann Raffael den Kindermord entwarf, dafür gibt der Umstand einen Anhalt, daß auf einem Skizzenblatte in der Albertina, welches den Entwurf zur Astronomie und eine Studie zu einer Figur aus dem Urteil Salomos enthält, sich auch der Entwurf zu einer der Hauptfiguren des Kindermordes findet. Eine große Skizze zu diesem Blatt, in nackten Figuren, um die Bewegungen mit Sicherheit festzustellen, bewahrt das Britische Museum (Abb. 68).

Auch zur Ausführung eines Freskobildes für einen Privatmann fand Raffael neben seiner Thätigkeit im Vatikan noch Zeit. Im Auftrage des Luxemburgers Johannes Goritz, eines lebensfrohen und geselligen, allgemein beliebten alten Gelehrten, der beim Papst das Amt eines Bittschriftensammlers bekleidete, malte er an einem Pfeiler der Kirche St. Agostino den Propheten Jesaias, eine kraftvolle Greisengestalt, die zwischen zwei jugendlichen Genien sitzt. Mehr als die allgemeine Anordnung können wir von diesem Werke Raffaels, in dem Vasari die Einwirkung der gewaltigen Schöpfungen Michelangelos wahrnehmen zu müssen glaubte, nicht mehr erkennen, denn das Gemälde wurde schon im XVI. Jahrhundert, da es gänzlich zu verwittern drohte, übermalt, und jetzt ist es von neuem eine Ruine. Eine auch nicht sonderlich gut erhaltene Wiederholung des einen Engels, Bruchstück einer dekorativen Wandmalerei aus dem Vatikan, welche das päpstliche Wappen von zwei Genien getragen zeigte, befindet sich in der Sammlung der Akademie S. Luca zu Rom.

Kehren wir nun zu Raffaels Hauptthätigkeit, der Ausschmückung der Vatikanischen Gemächer, zurück. Der ganze Inhalt der Gemälde in der Stanza della Segnatura ist treffend als das Glaubensbekenntnis der Renaissance bezeichnet worden. Aber der große Renaissancefürst, der dieses malen ließ, war auch römischer Papst, und das zweite Zimmer galt der Verherrlichung der Kirche. Das Bild, welches der Stanza d'Eliodoro den Namen gegeben hat, schildert nach dem 2. Kapitel des 2. Buches der Makkabäer die Vertreibung des syrischen Feldherrn Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem.

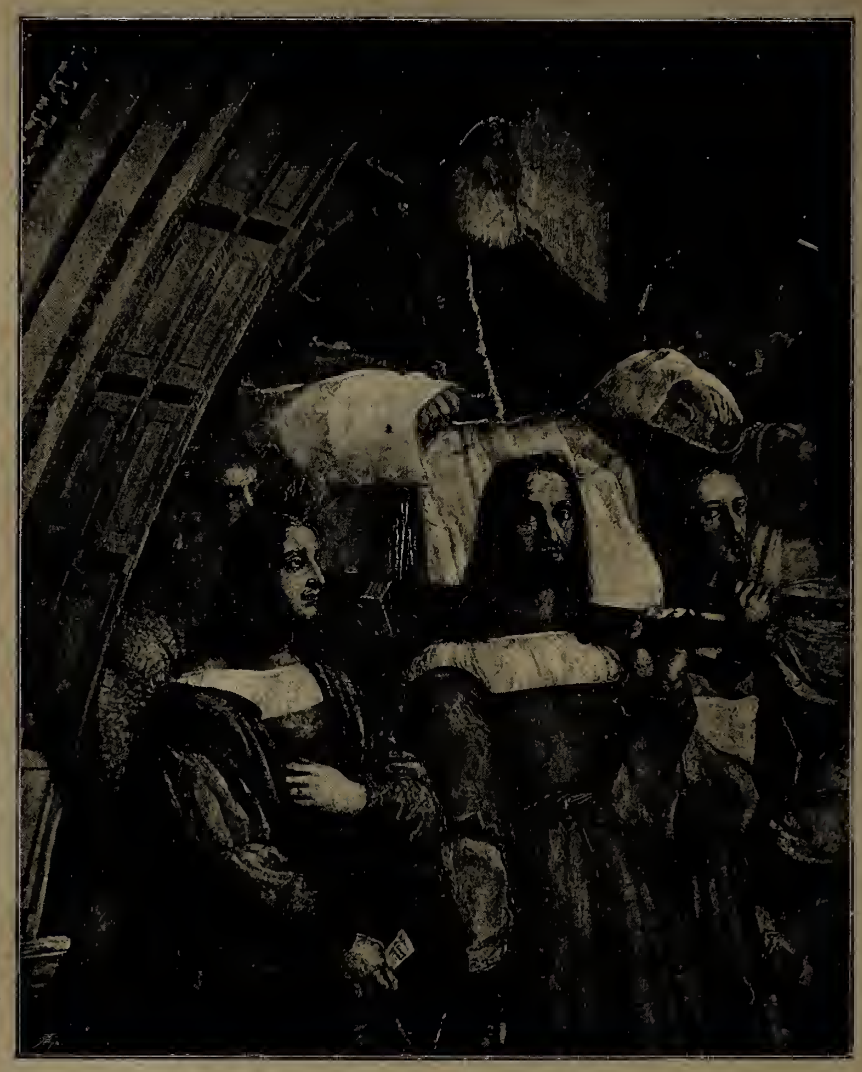


Abb. 69. Die Bildnisgruppe auf dem Heliodorbilde in der Camera della Segnatura des Vatikan. Direkt nach dem Original photographiert.

Mit unwiderstehlicher Wucht hat der himmlische Reiter, den zwei in mächtiger Bewegung die Luft durchstürmende Jünglingsgestalten begleiten, den Tempelräuber zu Boden geschmettert. Aufgeregt drängt sich das Volk, welches das Wunder schaut. Ganz im Vordergrunde aber sehen wir eine Gruppe, die in voller Ruhe dem Ereignis beiwohnt: auf einem Tragsessel, wie er bei feierlichen Umzügen gebräuchlich war, thront Papst Julius II, den Blick auf die Himmelskrieger geheftet (Abb. 69). Dadurch kommt eine besondere Beziehung in das Gemälde, wird dessen Bedeutung erst völlig klargestellt: Papst Julius II, der von den Venezianern ein großes Ländergebiet zurückerobert hatte, in dessen Seele die Vertreibung der Franzosen aus Italien als glühendster Herzenswunsch brannte, sieht hier im Bilde, wie die himmlischen Heerscharen die Kirche von ihren Feinden befreien. Unter den Personen, die zu ihm gehören, gewahren wir ausgeprägte Bildnisköpfe: der jugendliche Mann, der nebenher schreitet, ist durch die Schrift auf dem Zettel in seiner Hand als der päpstliche Sekretär Johannes Petrus de Folcariis bezeichnet;

von den Trägern des päpstlichen Stuhles gilt der eine als der Kupferstecher Marcantonio; welcher Deutsche aber dächte bei dem von langwallenden Locken eingerahmten Gesicht mit der hohen Stirn, den offenen Augen, der feinen Nase und dem kurzen Vollbart nicht an unsern Dürer? Daß Dürer dem Raffael als Zeichen der Verehrung sein Selbstbildnis, mit Wasserfarben auf Leinwand gemalt, übersandte, wissen wir durch Vasari.

Das nächste Bild schließt sich im Gedankengange unmittelbar an den Heliodor an. Wie dort Julius II den Triumph der Kirche über die weltlichen Gegner schaut, so wohnt er hier dem Triumph der kirchlichen Lehre über den Zweifel bei. Ein böhmischer Priester, so erzählt die Legende, hatte an der Gegenwart Christi im Altarssakrament gezweifelt; da brachen, während er zu Bolsena die Messe las, Blutstropfen aus der Hostie hervor, sobald er die Verwandlungsworte gesprochen, und überzeugten ihn. Das ist der Gegenstand der Messe von Bolsena. Mit freudigem Staunen vernimmt das Volk das Wunder, das sich dem Priester offenbart; in unerschütterlicher Ruhe, felsenfest im Glauben, kniet der Papst dem Beschämten und Bekehrten gegenüber. Durch Anordnung eines von beiden Seiten durch Stufen zugänglichen Chors, auf dem der Altar steht, und durch geschickteste Verteilung der Volksmassen und des päpstlichen Gefolges hat es Raffael mit höchster Meisterschaft verstanden, seine Komposition zwanglos um das Fenster herum zu bauen, welches in die Bildfläche einschneidet.

Auf dem folgenden Bilde erscheint der Papst nicht als bloßer Zuschauer, sondern ein Papst ist die handelnde Hauptperson: Leo I der Große veranlaßt den Attila zur Umkehr vor Rom. Wir befinden uns im Weichbild der ewigen Stadt; das Kolosseum, die lange Bogenreihe einer alten Wasserleitung, die Cypressen einer hochummauerten Villa malen sich am Horizont; am Monte Mario bezeichnen brennende Gehöfte den Weg, den der erbarmungslose Feind genommen. In wildem Getümmel drängen sich die hunnischen Reiterscharen durcheinander, in vornehmer Ruhe reitet der Papst, von wenigen Kardinälen begleitet, den Barbaren entgegen. Wir glauben die Lippen Leos sich bewegen zu sehen, wie er mit milden und ernsten Worten auf Attila einredet. Was aber den Schrecklichen schreckt, daß er mit unwillkürlichem Schenkeldruck sein Roß zur Umkehr lenkt, das ist ein drohendes Gesicht: über dem Papste schweben, mit blitzenden Schwertern in den Händen, die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Das prächtige Gemälde, das im Gegensatz zu seinem Gegenüber, wo himmlische Waffen die Kirchenfeinde niederschlagen, die Beschirmung des päpstlichen Besitzes durch die Macht der Überredung, unter dem Schutze des Ansehens der Apostelfürsten, schildert, wurde noch unter Julius II begonnen. Aber der Papst, der hier zur Darstellung gekommen ist, trägt wie den Namen so auch die Züge dessen, der dem eisernen Julius folgte: Leo X, aus dem Hause der größten Kunstförderer, der Medicäer.

In der Schlacht bei Ravenna (am 11. April 1512) war der Kardinal Giovanni de' Medici in französische Gefangenschaft geraten, und unter ungewöhnlichen Umständen war er daraus entkommen. Es liegt nahe, daran zu denken, daß er, als er Papst war, in der Erinnerung an dieses Ereignis bestimmte, daß an der noch freien Wand des Zimmers, in dem sein Vorgänger die Befreiung der Kirche und des Kirchenstaates hatte schildern lassen, die Befreiung der Person des Papstes zur Darstellung kommen sollte; die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Kerker bot sich von selbst als Gegenstand dar. Doch hängt die Wahl dieses Stoffes so innig mit dem Gedankengange zusammen, der den Inhalt des ganzen Gemäldekreises ausmacht, daß es nicht nötig ist, nach einer solchen Erklärung aus äußeren Gründen zu suchen; das ganze Papsttum erscheint in der Person des ersten Papstes, den die himmlischen Mächte beschützen, verbildlicht, und diese Darstellung enthält gewissermaßen die schriftgemäße Begründung des Inhalts der übrigen. In den sämtlichen Bildern des Heliodorzimmers gewahren wir, daß Raffael mehr als in der Stanza della Segnatura auf die Kraft der Farbenwirkung Gewicht gelegt hat. Bei dem letzten Bilde gefiel er sich in kühnen Lichteffekten. Über dem Fenster in dieser Wand blicken wir durch die Eisenvergitterung einer gemalten Fensteröffnung in das Innere des Kerkers. An Hals, Händen und Füßen gefesselt, sitzt Petrus schlafend am Boden; schlafend lehnen zwei Wächter an den Wän-

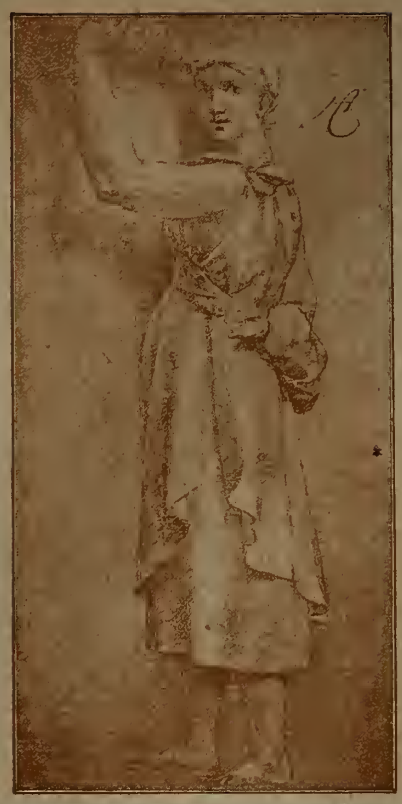


Abb. 70. Naturstudie zu einer der Karyatiden am Sockel unter den Wandgemälden im Heliodorzimmer des Vatikan. Rotstiftzeichnung im Louvre.

den. Von blendendem Lichtschein umflossen, ist ein Engel in dem dumpfen Raum erschienen und weckt den Petrus, daß er seine Fesseln abschüttle und ihm folge. Links sehen wir, wie auf der Außentreppe ein Kriegsmann mit einer Fackel die Wächter, die in der schwülen Mondnacht dort eingeschlummert sind, mit lautem Zuruf emporscheucht und sie darauf aufmerksam macht, daß im Gefängnis etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Aber seine Warnung kommt zu spät; denn schon schreitet an der anderen Seite der Gefangene an der Hand des lichtstrahlenden Engels ins Freie.

Am Sockel unter den Wandgemälden sind grau in grau Karyatiden gemalt; sie sind im vorigen Jahrhundert sehr gründlich und sehr schlecht übermalt worden, aber Raffaels geschmackvolle Erfindung schimmert doch noch leise hindurch. Im Louvre-Museum wird eine mit dem Rotstift prächtig gezeichnete Naturstudie zu einer dieser Figuren bewahrt (Abb. 70). — An der Decke sind innerhalb einer beibehaltenen älteren Einrahmung vier Szenen aus dem Alten Testament von vorbildlicher Bedeutung gemalt: Das Opfer Isaaks über der Messe von Bolsena, Der Herr im feurigen Busch über dem Heliodor, Der Herr erscheint dem Noah über dem Attila, Jakobs Traum über der Befreiung des Petrus. Davon gehört das meiste nicht einmal der Erfindung nach Raffael an; es sind Schülerarbeiten. Bald nach dem Regierungsantritt Leos X begann die Zeit, wo der Meister dermaßen mit Arbeiten überhäuft wurde, daß er Mühe hatte, nur die Entwürfe zu bewältigen und den größten Teil der Ausführung den Händen seiner Gehilfen überlassen mußte, unter denen Giulio Romano (geb. 1498, gest. 1546) obenan stand.

Im Jahre 1514 war die Stanza d'Eliodoro vollendet. An dem glänzenden Hofe Leos X nahm Raffael eine glänzende Stellung ein. „Niemals ging er zu Hofe, ohne daß er vom Ausgehen aus seiner Wohnung an ein Gefolge von fünfzig Malern gehabt hätte — alles gute und tüchtige Maler —, die ihm das Ehrengeleit gaben; er lebte überhaupt nicht als Maler, sondern als Fürst." So berichtet Vasari. — Am 1. Juli jenes Jahres schrieb der Meister an seinen Oheim Simone Ciarla in Urbino einen ausführlichen Brief über seine Verhältnisse und seine Thätigkeit. Das in vielen Beziehungen hochinteressante Schreiben, die umfangreichste unter den wenigen erhaltenen Proben von Raffaels Briefstil, lautet in wortgetreuer Übersetzung folgendermaßen:

Liebster an Vatersstatt!

Ich habe Euren Brief erhalten, der mir ein sehr lieber Beweis ist, daß Ihr mir nicht böse seid, womit Ihr auch wirklich Unrecht hättet, in anbetracht dessen, wie lästig das Schreiben ist, wenn nichts wichtiges vorliegt. Jetzt, da ich wichtiges habe, antworte ich Euch um Euch vollständig alles was ich mitteilen kann zu sagen. Was erstlich das Fraunehmen angeht, so antworte ich Euch, daß ich in betreff derjenigen, die Ihr mir früher geben wolltet, sehr zufrieden bin und Gott beständig danke, daß ich weder diese noch eine andre genommen habe, und darin bin ich verständiger gewesen als Ihr, der sie mir geben wolltet. Ich bin sicher, daß Ihr es jetzt auch erkannt habt, daß ich

nicht an der Stelle sein würde wo ich bin; bis zu diesem Tage befinde ich mich in der Lage, in Rom für dreitausend Golddukaten Eigentum zu haben und fünfzig Goldthaler (monatliches) Einkommen, da Seine Heiligkeit unser Herr mir dafür, daß ich den Bau von St. Peter leite, dreihundert Golddukaten Gehalt gegeben hat, die mir niemals ausbleiben werden solange ich lebe, und ich bin sicher noch mehr zu bekommen, und ferner werde ich für meine Arbeiten nach meinem eignen Gutdünken bezahlt, und ich habe ein andres Zimmer für Seine Heiligkeit auszumalen angefangen, das sich auf tausendzweihundert Golddukaten belaufen wird; so mache ich, liebster Oheim, Euch und allen Verwandten und dem Vaterlande Ehre; doch trage ich Euch darum immer mitten im Herzen, und wenn ich Euch nennen höre, scheint es mir als ob ich einen Vater nennen hörte; und beklagt Euch nicht über mich, daß ich Euch nicht schreibe; hätte ich mich doch eher über Euch zu beklagen, da Ihr den ganzen Tag die Feder in der Hand habt und dabei sechs Monate zwischen einem Brief und dem andren hingehen laßt; aber mit alledem bringt Ihr mich nicht dazu, daß ich mit Euch schelte, wie Ihr es mit mir zu Unrecht thut. Ich bin ausgegangen von dem Heiratsthema, aber um darauf zurückzukommen, antworte ich Euch: wißt, daß Santa Maria in Portico (d. h. Kardinal Bernardo Dovizio, genannt Bibbiena, der den Titel dieser Kirche führte) mir eine Verwandte von sich geben will, und ich habe ihm, mit Erlaubnis des geistlichen Oheims (Don Bartolommeo, Erzpriester in Urbino, der Raffaels Vormund gewesen war) und der Eurigen, versprochen alles zu thun, was Seine Ehrwürdige Gnaden wollte; ich kann mein Wort nicht brechen, wir stehen näher als je am Abschluß, und bald werde ich Euch über alles benachrichtigen; habt Geduld, bis diese so gute Sache sich entschieden hat, und dann werde ich, wenn ich dieses nicht thue, thun was Ihr wollt. Und wenn Francesco Buffa Partien hat, so mag er wissen, daß ich deren auch habe; ich finde in Rom ein schönes Weibchen, nach dem was ich gehört habe, von sehr gutem Ruf sie sowohl wie die Ihrigen, die mir dreitausend Goldthaler Mitgift geben will; und ich wohne in eignem Haus in Rom, und daß hier hundert Dukaten mehr wert sind als zweihundert dort, dessen seid gewiß. Was das Bleiben in Rom betrifft, so kann ich niemals mehr irgendwo anders bleiben, aus Liebe zum Bau von St. Peter; denn ich bin an Bramantes Stelle; welcher Ort ist aber würdiger auf der Welt als Rom, welches Unternehmen ist würdiger als St. Peter! das ist der erste Tempel der Welt, und es ist das größte Bauwerk, das man je gesehn hat; es wird auf mehr als eine Million in Gold kommen; und wißt, daß der Papst bestimmt hat, sechzigtausend Dukaten jährlich für diesen Bau auszugeben, und er denkt an gar nichts andres. Er hat mir einen Gehilfen gegeben, einen sehr gelehrten und mehr als achtzig Jahre alten Mönch; der Papst sieht, daß der nicht mehr lange leben kann, da hat Seine Heiligkeit beschlossen ihn mir zum Gehilfen zu geben, da er ein Mann von großem Ruhm und großer Weisheit ist, damit ich's lernen könne, wenn er irgend ein schönes Geheimnis in der Baukunst hat, damit ich ganz vollkommen in dieser Kunst werde; er heißt Fra Giocondo*); und jeden Tag läßt der Papst uns rufen und spricht ein Weilchen mit uns über diesen Bau. Ich bitte Euch, wollet zum Herzog und zur Herzogin gehn und ihnen dieses sagen; denn ich weiß, es wird ihnen eine Freude sein zu hören, daß einer ihrer Unterthanen Ehre einlege; und empfehlt mich Ihren Herrlichkeiten; und ich empfehle mich Euch beständig. Grüßt alle Freunde und Verwandte von mir, und zumeist Ridolfo, der so viel Güte und Liebe gegen mich hat. Am 1. Juli 1514.

Euer Raffael, Maler
in Rom.

Wenn wir lesen, daß Raffael schon wieder die Ausmalung eines neuen Zimmers im Vatikan begonnen hat, so kann uns das nach den bisherigen Erfolgen nur selbstverständlich erscheinen. Überraschend aber wirkt die Nachricht, daß ihm die Bauleitung von St. Peter an Stelle des verstorbenen Bramante übertragen worden ist. — Bramante starb am 11. März 1514; auf dem Todesbette hatte er Raffael zu seinem Nachfolger

*) Der Dominikaner Fra Giocondo aus Verona führte in Italien und Frankreich viele bedeutende öffentliche Bauten aus, war auch als Lehrer thätig und gab eine Anzahl wissenschaftlicher Werke verschiedener Art heraus; er war ein wichtiges Glied in der Reihe der Baukünstler der italienischen Renaissance.



Abb. 71. **Der Borgobrand.** Wandgemälde in der Sala dell' Incendio des Vatikan. Direkt nach dem Original photographiert.



Abb. 72. Gruppe aus dem Borgobrand. Direkt nach dem Original photographiert.

empfohlen, wie wir aus dem amtlichen Ernennungsschreiben des Papstes erfahren. Modell und Plan, welche Raffael einreichte, fanden den Beifall des Papstes. Wohl empfand der Meister die große Last, welche diese neue Ehre ihm auferlegte. Aber mit Feuereifer warf er sich, in dem Wunsche, „die schönen Formen der antiken Gebäude zu finden," auf das Studium des Vitruv und der erhaltenen Baudenkmäler des Altertums. Ein alter Gelehrter, Fabio Calvi, den er freundlich in sein Haus aufnahm, übersetzte ihm das Werk des antiken Baumeisters ins Italienische. Die Beschäftigung mit den baulichen Resten des Altertums füllte in Raffaels letzten Lebensjahren einen großen Teil seiner Thätigkeit; er maß und zeichnete die Denkmäler ab und begann das gewaltige Unternehmen, die ganze Pracht der antiken Stadt den Zeitgenossen in Rekonstruktionen vorzuführen. Schmerzlich berührte es ihn, daß er noch das Abtragen mancher klassischen Ruine mit ansehen mußte, wenn auch die Marmormassen des antiken Rom nicht mehr in so rücksichtsloser Weise als Steinbrüche benutzt wurden, wie es im Mittelalter geschehen war. In einem Punkte gelang es ihm, der Retter zahlloser unschätz=

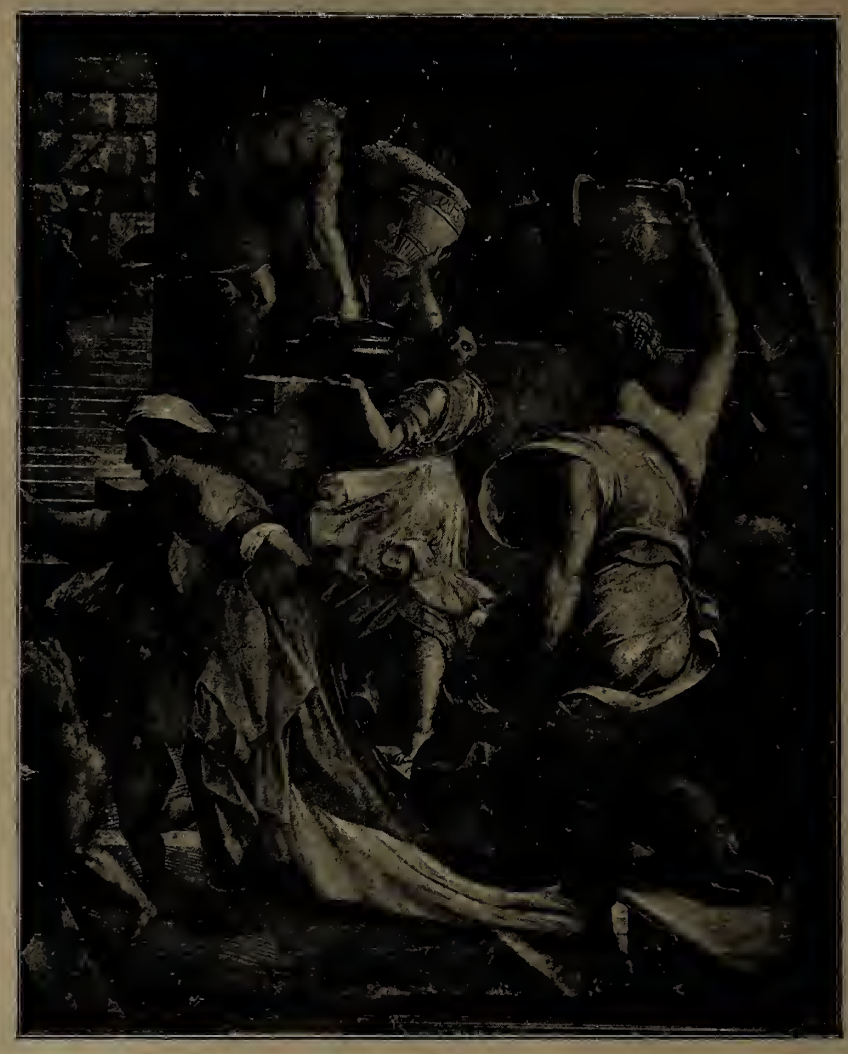


Abb. 73. Gruppe aus dem Borgobrand. Direkt nach dem Original photographiert.

barer Überbleibsel des Altertums zu werden: am 27. August 1515 wurde er durch ein päpstliches Breve zum Aufseher aller Ausgrabungen in Rom und bei Rom im Umkreis von zehn Miglien ernannt, mit der ausdrücklichen Befugnis, die Zerstörung eines jeden Inschriftensteins zu verhindern. Von Raffaels Interesse für die antiken Bildwerke legen zahlreiche Kupferstiche des Marcantonio und seiner Schule Zeugnis ab, sowohl solche, die von Raffael selbst mythologische Kompositionen, die aus der Anschauung antiker Werke hervorgegangen sind, bringen, als auch solche, welche auf seine Anregung hin die antiken Bildwerke selbst nachbilden. — Raffael blieb bis zu seinem Tode Baumeister von St. Peter, zeitweilig ohne Gehilfen — der alte Fra Giocondo starb schon 1515 — zeitweilig wieder mit einem solchen. Sehen können wir nichts von seiner Mitarbeit an dem Riesendom; denn seine Hauptaufgabe war zunächst die nachträgliche Verstärkung der Grundmauern unter den Kuppelpfeilern; seine weiteren Pläne aber wurden später wieder umgeworfen.

Raffaels baukünstlerische Thätigkeit, in der er sich als einen getreuen Jünger Bramantes erwies, blieb nicht auf den St. Peters-



Abb. 74. Aktstudien zu der Schlacht bei Ostia. Rotstiftzeichnung in der Albertina zu Wien. Dem Albrecht Dürer als Geschenk übersandt und von diesem mit dem Vermerk versehen: „1515. Raffahell di Urbin der so hoch peim pobst geacht ist gewest (hat) der hat dyse nackette Bild gemacht und hat sy dem Albrecht Dürer gen Nornberg geschickt, Im sein Hand zu weisen“.

bau beschränkt. Eine ganze Anzahl von Gebäuden, die Vasari zum Teil einzeln namhaft macht, wurde nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Für den Kardinal Giulio de' Medici (nachmals Papst Clemens VII) fertigte er den Entwurf zu einem Landhaus; es ist dies die übrigens niemals ganz vollendete und in der Folgezeit teilweise veränderte Villa am Monte Mario, welche nach dem Titel ihrer späteren Besitzerin Margarete von Parma, Tochter Kaiser Karls V, Villa Madama genannt wird. Ein Haupt-



Abb. 75. Galathea. Wandgemälde in der Farnesina (Villa Chigi). Direkt nach dem Original photographiert.

werk, der Palast des päpstlichen Kämmerers Branconio d'Aquila, ist der Anlage der großen Säulengänge am Petersplatz zum Opfer gefallen; doch haben alte Abbildungen eine Ansicht der schönen Fassade bewahrt. Wohlerhalten dagegen ist der gleichfalls nach Raffaels Entwurf, aber erst lange nach seinem Tode ausgeführte Palazzo Pandolfini in Florenz.

Das vatikanische Zimmer, dessen Ausmalung Raffael im Jahre 1514 begann, führt den Namen Sala dell' Incendio, nach dem bedeutendsten seiner Wandgemälde, welches den Brand des Borgo schildert, den Papst Leo IV durch seinen Segensspruch stillt. Der innere Zusammenhang der Gemälde dieses Zimmers beschränkt sich darauf, daß in allen vieren Thaten von Päpsten

des Namens Leo verherrlicht werden. Die Deckengemälde kommen nicht in betracht, da hier die vorhandenen Malereien stehen gelassen wurden; Perugino hatte sie angefertigt, und der Verehrung Raffaels für seinen alten Lehrer verdankten sie ihre Erhaltung. Das Bild Der Borgobrand (Abb. 71) offenbart noch ganz und unverfälscht Raffaels Erfindung, wenn es auch zum großen Teil durch Schüler ausgeführt worden ist. Die Schilderung der aufregenden Vorgänge bei einer Feuersbrunst bildet, räumlich wenigstens, den Hauptinhalt des großartigen Gemäldes. Links sehen wir eine prächtige Gruppe (Abb. 72), zu der die Erzählung Virgils vom Brande Trojas den Maler angeregt hat; wie Äneas den Anchises, so trägt ein rüstiger Mann, den ein schöner Knabe begleitet, seinen alten Vater auf dem Rücken aus dem brennenden Hause. Daneben rettet sich ein Jüngling, indem er sich an der Mauer lang ausgestreckt hinabgleiten läßt; eine Frau wirft von oben herab dem Gatten das Wickelkind in die emporgestreckten Hände. Gegenüber werden Löschversuche gemacht, junge Weiber, denen der Sturm die Gewänder um die kräftigen Glieder peitscht, tragen schreiend Wasser herbei (Abb. 73). Mit Gekreisch drängen sich auf der Gasse Frauen und Kinder zusammen; in der allgemeinen Hilflosigkeit wenden einige unter ihnen den Blick nach dem vatikanischen Palast neben der alten Petrusbasilika: der Stellvertreter Gottes soll helfen. Und schon hat sich eine Schar gläubig Vertrauender dort eingefunden und liegt vor dem Fenster des Papstes auf den Knieen; da erscheint der Heilige und erhebt seine Rechte zum Segen, sein Gebet wird die Macht des Feuers brechen. Über der Betrachtung der lebensvollen Darstellungen des Vordergrundes übersieht der Beschauer leicht die kleinen Figuren in der Ferne; und doch ist gerade die Gruppe der Bittenden, verzweifelt und vertrauensvoll Hilfe Heischenden eine großartige Schöpfung. In den prächtigen Gestalten des Vordergrundes hat Raffael den Beweis geliefert, daß er den menschlichen Körper in den bewegtesten Stellungen mit einer Kenntnis wiederzugeben vermochte, die derjenigen Michelangelos nicht nachstand, dessen Werke ihn, nach Vasaris Erzählung, in Florenz zum Studium der Anatomie angeregt hatten. Die Figuren des Borgobrandes in ihrer künstlerischen Formenschönheit bildeten denn auch eine Hauptquelle des Studiums für Raffaels Schüler und deren Nachfolger. In verschiedenen Sammlungen werden zahlreiche Nachzeichnungen dieser Gestalten aufbewahrt, teils in Sepia getuscht mit aufgesetzten weißen Lichtern, teils in Rötel gezeichnet, darunter auch solche, welche — eine damals sehr fleißig betriebene Übung — aus den bekleideten Figuren das mit unfehlbarer Richtigkeit darunter steckende Nackte herausgezogen haben. Daß es sich bei diesen Blättern nicht etwa um Vorstudien Raffaels handelt, geht schon aus der genauen Übereinstimmung derselben mit den ausgeführten Figuren hervor, wodurch sie sich als nach diesen und nicht nach der Natur gezeichnet zu erkennen geben, ganz abgesehen von der Art der Zeichnung und dem teilweise geringen Formenverständnis. Wie ganz anders scharf und verständnisvoll Raffael nach der Natur zeichnete, beweist das prächtige Blatt mit zwei Aktstudien, welches er im Jahre 1515 dem Albrecht Dürer verehrt hat (aufbewahrt in der Albertina). Die beiden mit Rötel gezeichneten Figuren sind Modellstudien zu zwei Kriegern (Abb. 74) im Vordergrunde des zweiten Wandgemäldes, der Schlacht bei Ostia. Der Sieg Leos IV über die Sarazenen im Jahre 849 ist der Gegenstand des Bildes, ein zeitgemäßes Thema, da gerade jetzt wieder die Türken Italien bedrohten. Während der Kampf noch tobt, sehen wir, daß der Sieg bereits entschieden ist; am Thor der Festung werden die Gefangenen dem Papste vorgeführt, der die Züge Leos X trägt. Augenscheinlich hat Raffael bei diesem Bilde nicht nur das Ganze der Ausführung, sondern auch vieles von der Durcharbeitung der Gruppen seinen Schülern überlassen. Ganz überwiegend gehören die beiden anderen Fresken den Gehilfen Raffaels an, beides Zeremonienbilder, die schon als solche den Meister wenig reizen mochten. Das eine stellt den Reinigungseid Leos III dar. Karl der Große hat, vom Papst um Hilfe gegen die aufständischen Großen Roms angerufen (im Jahre 800), beide Parteien vor sich geladen, um sie zu verhören und danach sein Urteil zu fällen; der Papst aber weigert sich, einen irdischen Richter über sich zu erkennen, und reinigt sich durch einen freiwilligen Eid von allen Anschuldigungen. Durch die Inschrift: „Gottes,



Abb. 76. Die Sibyllen. Wandgemälde in der Kirche S. Maria della pace zu Rom.

nicht eines Menschen, ist es, über Bischöfe zu urteilen," nimmt das Bild unmittelbaren Bezug auf einen Beschluß des lateranischen Konzils, welches zur Zeit seiner Ausführung tagte. Das vierte Bild ist die Kaiserkrönung Karls des Großen. Selbstverständlich erkennen wir in Leo III wieder Leo X; der Kaiser soll ein Bildnis Franz' I von Frankreich sein, der bald nach seiner Thronbesteigung (1515) ein Bündnis mit dem Papste schloß. Übrigens ist gerade dieses Gemälde, bei dem die Eintönigkeit der Schilderung einer feierlichen Versammlung kirchlicher Würdenträger der künstlerischen Darstellung besondere Schwierigkeiten in den Weg legte, ein Meisterwerk in bezug auf malerische Wirkung.

Die Vollendung der Stanza dell' Incendio fällt in das Jahr 1517. Es darf uns nicht wunder nehmen, daß Raffael die Mitwirkung seiner Gehilfen bei dieser Arbeit stark in Anspruch nahm. Denn die Fülle der Schöpfungen, welche er in derselben Zeit entstehen ließ, während er zugleich die Bauleitung von St. Peter als seine Hauptaufgabe betrachtete, ist geradezu unglaublich.


Abb. 77. Studie zu einer Sibylle. Museum zu Oxford.

Nächst dem Papste war es der reiche und kunstsinnige Bankherr Agostino Chigi, der den Meister für die zahlreichsten Aufgaben gewann. Wir erfahren, daß Raffael schon 1510 für ihn die Zeichnungen zu zwei Prachtschüsseln anfertigte. Später lieferte er ihm mehrmals bauliche Entwürfe, so für einen prächtigen Pferdestall, den Chigi im Jahre 1518, bevor er seine hundert goldgeschirrten Rosse hineinführen ließ, durch die kostbarste Ausschmückung in einen feenhaften Prunkraum verwandelte, um darin den Papst, vierzehn Kardinäle und zahlreiche fremde Gesandte mit mehr als fürstlicher Pracht und Verschwendung zu bewirten. Wichtiger ist es für die Nachwelt, daß sie der Kunstliebe Chigis eine Anzahl herrlicher Wandgemälde Raffaels verdankt. Die ersten derselben sind gleichzeitig mit den ersten Arbeiten in der Sala dell' Incendio entstanden. Chigi hatte sich jenseits des Tiber, damals noch außerhalb der Stadt, das reizende Landhaus erbauen lassen, das seit 1580, wo es in den Besitz der Farnese kam, den Namen Villa Farnesina führt, und das jetzt, durch die Flußregulierungen in seinen Grundmauern bedroht, leider dem Untergange verfallen zu sein scheint. Hier malte Raffael in der dem Garten zugewandten Bogenlaube als Gegenstück zu dem von anderer Hand gemalten (später sehr schlecht erneuerten) Polyphem die Nymphe Galathea, des Cyklopen spröde Geliebte. Auf einer von zwei Delphinen gezogenen Muschel gleitet die schöne Nymphe über die spiegelglatte Meeresfläche und horcht lächelnd auf die rauhen Liebesklagen ihres ungeschlachten Verehrers; ein mutwillige Schar von Nymphen und Tritonen umschwärmt sie, ein Liebesgott hat die Zügel ihres Gespanns ergriffen, während seine Genossen mit drohend angelegten Pfeilen in den Lüften gaukeln (Abb. 75). Die heiterschöne Sinnlichkeit des griechischen Altertums ist wieder lebendig geworden in dieser von einem wunderbaren poetischen Zauber umflossenen Darstellung. Raffael malte das Bild eigenhändig; es mochte ihm eine rechte Erholung gewähren, zwischen den ernsten



Abb. 78. Akt- und Gewandstudie zu einem Engel des Sibyllenbildes. Rotstiftzeichnung in der Albertina zu Wien.

Gemälden in den vatikanischen Gemächern seine Gestaltungskraft mit anmutig reizvollen Gebilden zu beschäftigen. Aber auch Chigi hielt ernste Aufgaben für ihn bereit. Er beauftragte ihn mit der Ausführung eines Freskobildes über dem Eingang einer Seitenkapelle in der Kirche S. Maria della Pace, welches die Propheten und Sibyllen darstellen sollte. Bei der Ausführung dieses Werkes half dem Meister sein Landsmann Timoteo Viti. Diesem pflegt man die Propheten zuzuschreiben, welche oberhalb der Sibyllen ein Bogenfeld einnehmen. Die Sibyllen aber sind Raffaels eigenste Schöpfung, wenn auch bei der Ausführung Timoteo mitgewirkt haben mag (Abb. 76). Nur eine von den vier Seherinnen, die hier in einer Gruppe vereinigt sind, ist greisenhaft dargestellt, die anderen in blühender Jugendkraft; sie besitzen nichts von dem titanenhaften, urgewaltigen Wesen der Sibyllen Michelangelos, aber dafür prangen sie in der Fülle der Schönheit. Engel mit mächtigen Fittichen überbringen den gottbegeisterten Frauen die Zukunftsworte; außer ihnen haben sich drei kleinere Himmelsbewohner eingefunden, von denen der mittelste die Fackel des Lichtes trägt, und deren heiteres Kinderlächeln den reizvollsten Gegensatz zu dem erhabenen Ernst der übrigen Gestalten bildet. Meisterhaft ist das Gemälde in den eigentümlichen Raum komponiert, den es in durchgeführter und doch wieder aufgelöster Symmetrie ausfüllt.



Abb. 79. Studie zu dem Engel der obigen Abbildung und zu einer Sibylle. Albertina Wien.



Abb. 80. Der wunderbare Fischzug Petri. Karton im South Kensington Museum.



Abb. 81. Die Heilung eines Lahmgeborenen. Karton im South Kensington Museum.



Abb. 82. Die Kreuztragung Christi (Lo spasimo di Sicilia) im Museum zu Madrid.

Ursprünglich hatte Raffael die Absicht, das Gleichmaß der beiden Hälften strenger beizubehalten; das verrät eine kostbare Studienzeichnung im Oxforder Museum (Abb. 77); anstatt der einen Sibylle, die auf dem Bilde, sich aufrichtend, von weitem die Blicke auf die ihr zu teil werdende Offenbarung heftet und dadurch eine so treffliche Unterbrechung in die Umrißlinie bringt, sehen wir hier eine Figur, welche sich in einer ähnlichen Bewegung wie die entsprechende Sibylle der anderen Seite der Bogenrundung anschmiegt. Ein in der Albertina bewahrtes Studienblatt zu dem einen der herabschwebenden Engel (Abb. 78) belehrt



Abb. 83. Naturstudie zu der Frauengruppe auf der Kreuztragung
Handzeichnung im Museum zu Lille.

uns darüber, mit welcher Gewissenhaftigkeit sich der Meister Rechenschaft gab über den Zusammenhang des Körpers unter dem wehenden Gewande; auf das Studium des nackt bleibenden Armes hat er eine ganz besondere Sorgfalt verwendet, aber mit dem Erreichten noch nicht zufrieden, hat er die beiden Arme des Engels, zugleich mit dem erhobenen Arm der darunter sitzenden Sibylle noch einmal in feinster Ausführung nach einem weiblichen Modell gezeichnet, auf einem in derselben Sammlung befindlichen Blatt (Abb. 79).

Weiter übertrug Chigi die Anfertigung der Entwürfe für eine in der Kirche S. Maria del Popolo einzurichtende Kapelle an Raffael. Der Meister machte die Zeichnung zu der Architektur und die Kartons zum Bilderschmuck der Kuppel, der im Jahre 1516 durch Luigi da Pace aus Venedig in Mosaik ausgeführt wurde. Die Erschaffung der Gestirne ist dargestellt; in der Mitte der Kuppel sehen wir den Schöpfer, der von Engeln umgeben im Weltall schwebt und mit mächtig erhobenen Armen die Himmelslichter ins Dasein ruft; in den acht Feldern, in welche die Wölbung eingeteilt ist, erscheinen acht großartige Engelsgestalten, die Schutzgeister der Sterne; der erste derselben legt emporschauend seine Hände auf die Himmelskugel mit den Fixsternen; unter den übrigen steigen die sieben Planetengötter auf den Wink des Allmächtigen aus dem Nichts empor. — Auch für die bildnerische Ausschmückung der Chigi-Kapelle sorgte Raffael; er entwarf zwei Figuren, die Propheten Elias und Jonas, die der Florentiner Lorenzetto in Marmor ausführte. Die weitverbreitete Annahme, daß Raffael den Jonas selbst in Marmor gemeißelt habe, entbehrt jeder Begründung. Wohl aber ist es denkbar, daß er selbst ein Thonmodell angefertigt habe für diesen herrlichen Jüngling, der wie ein antiker Held über den Fisch, der ihn ausgespieen hat, triumphiert. Denn daß sich Raffael gerade im Jahre 1516 in der Bildnerkunst versuchte, steht fest; nach seinem Thonmodell führte damals ein sonst unbekannter Bildhauer Pietro aus Ancona eine Kinderfigur in Marmor aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Bildhauerarbeit Raffaels in der reizenden Gruppe des von einem Delphin getragenen toten Knaben wiederentdeckt worden, von dem Raphael Mengs im vorigen Jahrhundert den ersten Gipsabguß nach Deutschland brachte; das Marmororiginal befindet sich in Petersburg.

Inzwischen war aber auch der Papst schon wieder mit neuen Aufträgen an den Meister herangetreten. Zur Bekleidung des



Abb. 84. Vision des Ezechiel im Palazzo Pitti zu Florenz.

unteren Teils der Wände in der Sixtinischen Kapelle sollten kostbare Teppiche in Flandern gewebt werden, und kein Geringerer als Raffael sollte die Vorlagen dazu ausführen. An Decke und Wänden der Kapelle war die ganze Heilsgeschichte von der Erschaffung der Welt an in Freskogemälden erzählt; die Teppiche sollten die Apostelgeschichte enthalten und so die ganze biblische Bilderfolge zum Abschluß bringen. In den Jahren 1515 und 1516 führte Raffael die Kartons zu den Teppichen aus und schuf damit, während er zugleich mit so vielen und so großen anderen Dingen beschäftigt war, eins

seiner unsterblichsten Werke. Die Gewebe wurden in Brüssel bei Meister Peter von Aelst ausgeführt, und zwar in einer so kurzen Zeit, daß uns heute die Großartigkeit der Einrichtung dieser Werkstatt völlig unbegreiflich vorkommt; am Stephanstage des Jahres 1519 prangten sieben von den Teppichen an ihrem Bestimmungsorte und erregten das Staunen und Entzücken aller, die sie sahen; im nächsten Jahre kamen die drei noch fehlenden hinzu. Im Lauf der Zeiten ist diesen Prachtgeweben gar übel mitgespielt worden; sie haben ihre eigene schicksalsreiche Geschichte, die mit ihrer Verpfändung im Jahre 1521 anfängt. „Zweimal wurden sie aus Rom entführt, 1527 durch die plündernden Landsknechte und 1798 durch französische Händler, die sie auf der Versteigerung kauften; schließlich haben sie zwar wieder ein Unterkommen im Vatikan gefunden, aber in einem Zustande, der es nicht mehr gestattete, sie zum Schmuck der Sixtinischen Kapelle zu verwenden. Raffaels Kartons wurden mehr als einmal nachgewebt, aber auch die besser erhaltenen Wiederholungen, wie diejenigen im Berliner Museum, geben nur ein sehr abgeschwächtes Bild von Raffaels Schöpfungen. Wir würden dieses Meisterwerk des Meisters nicht gebührend würdigen können, wenn nicht ein gütiges Geschick sieben der mit Leimfarben auf zusammengeklebtes Papier gemalten Originalkartons erhalten hätte; nach mancherlei Irrfahrten ist denselben im Kensington-Museum eine würdige öffentliche Aufstellung zu teil geworden. Es gibt nichts Vollendeteres von lebendig anschaulicher, durchaus volkstümlicher und zugleich künstlerisch erhabener Erzählung, als diese sieben Bilder aus der Apostelgeschichte, in denen die Gründer der christlichen Kirche uns in ausgeprägten Charakteren und glaubhaft wahren Gestalten entgegentreten. Raffael schildert mit einer Einfachheit und Kraft des Ausdrucks, die sich nur mit den Worten der Schrift vergleichen läßt. Die Folge der Darstellungen wird eröffnet durch den wunderbaren Fischzug Petri (Abb. 80); der ganze Zauber einer kühlen Morgenstimmung am Wasser ist ausgegossen über die herrliche Schilderung. Das zweite Bild ist die Berufung des Petrus; in verklärter Schönheit steht der Auferstandene am Ufer des Meeres bei Tiberias den Männern aus dem Volke gegenüber, die seine Lehre in alle Welt tragen sollen, und spricht zu dem niedergesunkenen Petrus: „Weide meine Schafe." Dann sehen wir, wie Petrus, von Johannes begleitet, an der schönen Thür des Tempels dem lahmen Bettler gebietet aufzustehen (Abb. 81); und weiter, wie Ananias auf das strenge Wort des Apostelfürsten vom göttlichen Strafgericht getroffen wird, daß der Anblick die Umstehenden schaudernd durchbebt. Fast noch packender ist die nächste Darstellung, wie vor dem Tribunal des römischen Landvogts der Zauberer Elymas durch das machtvolle Gebot des Paulus das Augenlicht verliert und in der plötzlich über ihn hereingebrochenen Finsternis hilflos umhertappt. Das nächste Bild führt uns nach Lystra; wir sehen den mit archäologischer Treue nach antiken Darstellungen abgebildeten heidnischen Opferzug vor Paulus und Barnabas Halt machen, sehen den geheilten Lahmen mit dem Zuge sich herandrängen und die Hände im Dankgebet zu den Aposteln erheben und den Paulus, dessen mächtige Gestalt der ganzen Schar das Gegengewicht hält, mit abgewandtem Haupt seine Kleider zerreißen: „Ihr Männer, was macht ihr da?" Schon ist das Opferbeil erhoben, um den bekränzten Stier zu fällen, im nächsten Augenblick würde das Opfer vollzogen sein, wenn nicht einer, ein schöner Jüngling, die Worte des Apostels verstanden hätte und, sich hastig durchdrängend, die That verhinderte. Das letzte Bild zeigt uns Paulus in Athen, wie der Mann Gottes auf dem Areopag der Versammlung geschulter Denker gegenüber seine Stimme erhebt; seine kernigen Worte finden aufmerksame, kopfschüttelnde, spottende Zuhörer, aber auch solche, die ihm gläubig nahen. — Wenn auch bei diesen Kartons Schülerhände behilflich gewesen sind, dieselben in Farben zu setzen, Raffaels Erfindung spricht mit voller Macht aus jedem, auch dem kleinsten Zuge. — Ein Teppich mit der Krönung Marias, der erst vor noch nicht zwanzig Jahren im Vatikan wieder aufgefunden worden ist, beruht gleichfalls auf Raffaels Erfindung. — Völlig unfaßbar erscheint uns die Arbeitskraft des Meisters, wenn wir erfahren, daß er in denselben Jahren, ganz abgesehen von den Zeichnungen, die er dem Marcantonio für Kupferstiche lieferte, eine Anzahl von Ölgemälden malte, und darunter solche, die erhabene Ehrenplätze unter den herrlichsten seiner Schöpfungen einnehmen.



Abb. 85. Sixtinische Madonna in der Gemälde-Galerie zu Dresden.

Für das Kloster S. Maria dello Spasimo zu Palermo malte er die Kreuztragung Christi (Abb. 82). Dabei legte er freilich der Komposition den betreffenden Holzschnitt in Dürers Großer Passion zu Grunde, dem er den unter der Last des Kreuzes zusammengebrochenen Christus fast genau entlehnte; aber er arbeitete seine eigenen Empfindungen hinein und machte die Neuschaffung durchaus zu seinem geistigen Eigentum; ganz unabhängig von dem nordischen Vorbild ist namentlich die Gruppe der niedersinkenden Mutter Maria und ihrer Frauen (Abb. 83). Das Gemälde hat merkwürdige Schicksale durchgemacht; das Schiff, auf dem es nach Sizilien gebracht werden sollte, ging unter, die Kiste mit dem Bild aber wurde ans Land getrieben und kam nach Genua; die Kunde von dem aufgefischten Gemälde verbreitete sich bald, aber nur infolge der Vermittlung des Papstes gaben die Genueser den Schatz an die Mönche zu Palermo heraus; an seinem Bestimmungsort aufgestellt, erlangte das Bild, nach den Worten Vasaris, „mehr



Abb. 86. Die Dame mit dem Schleier. Bildnis einer Unbekannten, in welcher man das Urbild zu dem Antlitz der Sixtinischen Madonna zu sehen glaubt. Im Palazzo Pitti zu Florenz.

Ruf und Berühmtheit als der Berg des Vulkan". Im XVII. Jahrhundert kaufte Philipp IV. das Gemälde den Mönchen heimlich ab und ließ es nach Spanien bringen; jetzt befindet es sich im Museum zu Madrid.

Bei der Kreuztragung soll die Eigenhändigkeit Raffaels in bezug auf die Malerei zweifelhaft sein. Unzweifelhaft aber ist sie bei dem Juwel der akademischen Gemäldesammlung zu Bologna, der h. Cäcilia (Titelbild). Das Bild wurde schon 1513 als Altargemälde für eine Kapelle der Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna bestellt, aber erst 1516 kam der Meister dazu, dasselbe auszuführen. Es ist ein unvergleichliches Gedicht auf den Zauber der Musik. In der Mitte des Bildes steht Cäcilia, eine jungfräuliche Gestalt von holdseligster Anmut, mit der Orgel in den Händen, und gibt sich entzückt den Klängen hin, die ein Chor von Engeln in den Lüften ertönen läßt; vier Heilige umgeben sie; Paulus, der Evangelist Johannes, Augustinus und Magdalena, von denen jeder in seiner Weise, ein vollendetes

Charakterbild, den Himmelsklängen lauscht; weltliche Musikinstrumente — diese von Raffaels begabtem Schüler Giovan da Udine (geb. 1487), der ein Meister in liebevoller Wiedergabe der Natur in kleinen Dingen war, ausgeführt — liegen zerbrochen am Boden. In der Farbe ist das Gemälde selbst Musik.

Gleichfalls für einen Bologneser Besteller entwarf Raffael dann ein Bildchen, in dem er in miniaturartig kleinem Maßstabe eine riesengroße Schöpfung niederlegte: die sogenannte Vision des Ezechiel (Abb. 84), jetzt im Pitti-Palast. Zwischen den Fittichen der vier lebenden Wesen, die in der christlichen Kunst von jeher als Sinnbilder der Evangelisten gegolten haben, schwebt Jehova im Weltraum und breitet mit erhobenen Armen, die dienstbereite Engelknaben stützen, die Hände segnend über die tief unten in der Ferne sichtbare Erde aus.

In die nämliche Zeit der höchsten Schaffenskraft des Meisters fällt unzweifelhaft dasjenige Gemälde, welches vielleicht mehr als irgend ein anderes seiner Werke jeden heutigen Beschauer die ganze Macht der Kunst empfinden läßt, die Sixtinische Madonna (Abb. 85). Vasari berichtet mit wenigen Worten: „für die schwarzen Mönche (Benediktiner) von S. Sisto in Piacenza machte er das Hauptaltargemälde, darauf Unsere Frau mit dem h. Sixtus und der h. Barbara, ein in Wahrheit ganz seltenes und einziges Werk.“ Das vom ersten bis zum letzten Strich von Raffael eigenhändig gemalte Bild stand bis zum Jahre 1753 an seinem Bestimmungsort, dann wurde es für König August III erworben und nach Dresden geschafft. Dort fand es keineswegs von vornherein ungeteilten Beifall; die Kunstkenner des vorigen Jahrhunderts waren im Zweifel darüber, ob das Gemälde wirklich des großen Raffael ganz würdig sei. So ändern die Kunstanschauungen sich im Wechsel der Zeiten. Heute vermag wohl niemand empfindungslos dieser Schöpfung gegenüberzustehen, deren Wesen sich nicht in Worte fassen läßt, die den Blick in eine von allem Irdischen losgelöste andere Welt entrückt und den Beschauer zu andächtigem Schweigen zwingt. — Wenn jemals ein Antlitz gemalt worden ist, das ganz von überirdischer Verklärung durchgeistigt ist, so ist es dasjenige der Mutter des Erlösers auf dem Bilde von S. Sisto. Und dennoch gibt es ein Frauenbildnis von ganz weltlicher Art, das eine gewisse Ähnlichkeit mit demselben zeigt, so daß die Vermutung Raum gefunden hat, daß dieses Bildnis uns die Frau kennen lehre, deren Züge Raffael vorschwebten, als er jenes Antlitz schuf. Es ist die sogenannte Dame mit dem Schleier (Donna velata) (Abb. 86) in der Pitti-Galerie, ein treffliches Porträt, bei dem der Raffaelische Ursprung, wenn auch nicht ganz unbestritten, so doch in hohem Grade wahrscheinlich ist. Die Ähnlichkeit, welche diese schöne Römerin mit den großen dunklen Augen mit der Sixtinischen Madonna hat, ist immerhin nur eine entfernte, aber ganz unverkennbar gleicht sie der Magdalena auf dem Bilde der h. Cäcilia. Es pflegt sich daher an die Dame mit dem Schleier die Vorstellung zu knüpfen, daß sie uns die Züge der Geliebten Raffaels verriete, von der Vasari mehrmals spricht, und deren Bild er unter den Frauenbildnissen des Meisters besonders hervorhebt. Diese Geliebte, deren Namen nirgends genannt wird, war für die Nachwelt, die sich nicht gern damit begnügt, von großen Männern bloß die großen Werke zu kennen, ein Gegenstand prickelnder Neugier; selbst einen Namen hat die geschäftige Sage für dieselbe aus der Luft gegriffen: la fornarina, die Bäckerstochter. Diese Bezeichnung ist haften geblieben an dem Bildnis einer entschleierten Schönen, die auf dem Armband den Namen Raffaels trägt; dasselbe hat seit alten Zeiten als das Bild einer Geliebten des Meisters gegolten und ist als solches schon im XVI. Jahrhundert wiederholt kopiert worden; das Original befindet sich im Palazzo Barberini zu Rom (Abb. 87). — Raffael hat schönere Bildnisse gemalt als dieses. Unter Julius II hatte dieser Zweig seiner Thätigkeit etwas geruht; wenigstens erfahren wir außer von dem Porträt des Papstes selbst nur noch von zweien, von demjenigen des jungen Prinzen Federigo Gonzaga von Mantua und von dem des kunstsinnigen römischen Bankherrn Bindo Altoviti; das erstere ist verschwunden, das letztere befindet sich, leider durch Übermalungen mißhandelt, in der Münchener Pinakothek, wo es lange als Raffaels Selbstbildnis gegolten hat, infolge des allerdings zweideutig scheinenden Ausdrucks des Vasari: „Dem Bindo Altoviti machte er sein Porträt, als er jung war.“ — Unter Leo X aber



Abb. 87. La fornarina. Bildnis einer Unbekannten im Palazzo Barberini zu Rom.



Abb. 88. Johanna von Aragonien im Louvre zu Paris. Raffaels letztes Bildnis.

wurde die Bildnismalerei ein bedeutender Teil von Raffaels Thätigkeit. So malte er unter anderen den Bruder und den Neffen des Papstes, Giuliano und Lorenzo de' Medici, den als Dichter und Prediger gleich bewunderten päpstlichen Sekretär und Bibliotheksvorsteher Tommaso Inghirami, den Sänger und Dichter Antonio Tebaldeo, den gleichfalls als Dichter glänzenden, Raffael eng befreundeten Grafen Baldassare Castiglione und den staatsklugen Kardinal Bibbiena (Bernardo Dovizio). Einige dieser Bildnisse sind verschollen; andere sind nur in alten Nachbildungen vorhanden oder in solchen Exemplaren, bei denen es zweifelhaft scheint, ob sie die Originale seien; jedenfalls



Abb. 89. Grotesken an einem Pfeiler der Vatikanischen Loggien.
Direkt nach dem Original photographiert.

genügt das Vorhandene, um uns Raffael als einen der Größten aller Zeiten auch in der Bildnismalerei bewundern zu lassen. Unzweifelhaft Raffaels eigenhändiges Werk ist das im Louvre bewahrte Bild des Grafen Castiglione. Neben diesem geistreichen und liebenswürdigen Freunde des Meisters interessiert es uns am meisten, seinen besonderen Gönner Kardinal Bibbiena kennen zu lernen (im Pitti-Palast). Mit dessen Nichte hat sich Raffael, wenn Vasari recht berichtet ist, thatsächlich verlobt; aber zur Vermählung kam es nicht; der vom Papst ihm in Aussicht gestellte Kardinalshut soll dem Meister verlockender erschienen sein als das Band der Ehe. Eine größere Arbeit, die Raffael für Bibbiena im Jahre 1516 unternahm, war die Ausschmückung eines (jetzt unzugänglichen) Badezimmers im Vatikan mit Wandmalerei nach antiker Art. — Den



Papst Leo X.

Abschluß und die Krone von Raffaels Bildnissen bildet dasjenige des Papstes Leo selbst, auf dem neben dem Papste, der an einem Tische sitzt, mit der Lupe in der Hand, um die Miniaturen einer vor ihm aufgeschlagenen Handschrift zu betrachten, zwei Kardinäle mit abgebildet sind, Giulio de' Medici (nachmals Papst Clemens VII) und Lodovico de' Rossi, dieser der Neffe, jener der Vetter Leos (Einschaltebild). Von diesem Prachtbild gibt es zwei Exemplare, eins im Palazzo Pitti, eins im Museum zu Neapel. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn die Frage, welches das echte Bild sei, sich heute schwerlich entscheiden läßt; die Kopie wurde im Jahre 1525 durch Andrea del Sarto angefertigt, und sie gelang diesem gewandten Maler so vortrefflich, daß Giulio Romano selbst, der Raffael an dem Gemälde geholfen hatte, sich soll haben täuschen lassen. — Das letzte Bildnis, das aus Raffaels Werkstatt hervorging, war dasjenige der schönen Johanna von Aragonien, der Gemahlin des Conestable von Neapel (Abb. 88). Kardinal Bibbiena bestellte dasselbe als Geschenk für den König von Frankreich, zu dem er sich 1518 als Gesandter begab. Raffael hatte keine Zeit, selbst nach Neapel zu gehen, um die Fürstin zu porträtieren. Er schickte einen seiner Schüler hin, der die Skizze zu dem Bildnis zeichnete; nach dieser Zeichnung wurde dann das farbenprächtige Gemälde, das sich jetzt im Louvre befindet, ausgeführt. Nach Vasaris Zeugnis hat Raffael daran nur den Kopf gemalt, das übrige ist von Giulio Romano.

Vom Jahre 1517 an kam Raffael überhaupt kaum noch dazu, irgend eine Sache eigenhändig auszuführen; fing er einmal an einem Bilde zu malen an, so mußte dasselbe doch bald wieder hinter neuen Aufträgen zurückstehen. Von persönlicher Ausübung der Freskomalerei war schon gar keine Rede mehr; aber unter seiner Leitung entstanden noch zwei große Wunderwerke der Wandmalerei: die Vatikanischen Loggien und die Geschichte der Psyche in der Villa Chigis.

Ein Teil des Vatikanischen Palastes öffnet sich nach einem Hofe hin in sämtlichen Stockwerken durch Bogenlauben (loggie), die nach Bramantes und teilweise auch nach Raffaels Entwürfen erbaut sind. Denjenigen Teil der Loggien nun, der im zweiten Stock den Zugang zu den Stanzen bildet, wollte Leo X in einer Weise ausgeschmückt sehen, die eine würdige Einleitung zu der künstlerischen Pracht jener Gemächer sein sollte. Vielleicht schon gleichzeitig mit der Bestellung der Teppichkartons empfing Raffael den Auftrag zur Ausschmückung dieser Laube. Die Aufgabe war freilich hier eine ganz andere als in den inneren Gemächern; wer hier in freier Luft und doch vor der Sonnenglut geschützt einherwandelte, dem durfte die Kunst nur ein heiteres Formen- und Farbenspiel darbieten, das den Geist beschäftigte, ohne ihn anzustrengen und das Auge erfreute, gleichwie die unvergleichliche Aussicht über die ewige Stadt und die Campagna und die fernen Berge. Raffael hat hier ein Werk geschaffen, das seinesgleichen nicht hat. Nur bekommen wir den vollen Eindruck desselben nicht mehr an Ort und Stelle; Wind und Wetter haben den Fresken gar schlimm mitgespielt, so daß in unserm Jahrhundert die Bogen durch Glasfenster geschlossen werden mußten, um wenigstens das Vorhandene zu retten; leider hat auch die Roheit der Besucher das Ihrige dazu beigetragen, die Reste schmählich zu mißhandeln. Glücklicherweise fehlt es nicht an guten alten Kupferstichen, welche die Anschauung des Werkes ergänzen. Die Kunst des Altertums hat demselben als Grundlage gedient; kurz vorher waren in den verschütteten Ruinen der Bäder des Titus wohlerhaltene Beispiele antiker Wanddekoration in Stuck und Malerei entdeckt worden; diese reizvollen Gebilde einer mutwillig umherschweifenden Phantasie — Grotesken, wie man sie nannte, weil sie sich nur in unterirdischen Gewölben (grotte) erhalten hatten — gaben das Vorbild für die Auszierung der Loggien; nicht als ob sie schlechtweg kopiert worden wären, aber der künstlerische Sinn, aus dem sie hervorgegangen waren, wurde mit voller Frische zu neuem Leben erweckt. Einzelnes wurde wohl unmittelbar den antiken Darstellungen entliehen; Raffael wendete gerade in jener Zeit den Überbleibseln der antiken Kunst sein höchstes Interesse zu, auf sie verwies er seine Schüler, wenn die Zeit ihm fehlte, hinreichende Vorlagen zu entwerfen, und in ganz Italien, selbst in Griechenland unterhielt er Zeichner behufs Aufnahme antiker Werke. Aber das Meiste wurde im Geiste und im Geschmack der altrömischen Verzierungskunst neu geschaffen. An Pfeilern und Bogen rankten die Gro-



Abb. 90. Die Erschaffung der Eva. Kuppelgemälde in den Vatikanischen Loggien. Direkt nach dem Original photographiert.

tesken empor, in zierlicher Leichtigkeit und in einer Mannigfaltigkeit der Bildungen, von der auch nur annähernd durch das Wort eine Vorstellung geben zu wollen, ein fruchtloses Beginnen wäre. In gebundnerer Formengebung überspinnt das Farbenspiel die Wandflächen, in denen den Bogenöffnungen gegenüber die Fenster und Thüren der päpstlichen Wohnräume liegen, und die Kuppelwölbungen, welche die Loggien bedecken; in jeder Kuppel ordnen sich vier Bilder dem Schmuckwerk ein, die aber ihre Stoffe nicht aus der heiteren Götterwelt des Altertums, sondern, der Würde des apostolischen Palastes entsprechend, aus der biblischen Geschichte schöpfen (Abb. 89). Die Ausführung der Grotesken und des Stuckwerkes stellte Raffael unter die Leitung des Giovan da Udine, diejenige der Bilder unter die Aufsicht des Giulio Romano.

Außer diesen beiden aber arbeitete noch eine ganze Schar von Schülern Raffaels an dem Werk, das der überall waltende Geist des Meisters mit einem einheitlichen Band umgab. In den Einzelheiten folgte jeder seinen eigenen Eingebungen; namentlich in den kleinen für sich eingerahmten Stuckbildchen, welche überall in die Arabesken verflochten sind, legte jeder nieder, was ihm gerade einfiel. Da finden wir freie Abbildungen von antiken Standbildern und Reliefs, von Kompositionen Raffaels und Michelangelos und frische Szenen aus dem Leben, wir blicken sogar in das Treiben der Künstler selbst hinein: da sitzt der Meister und zeichnet mit Emsigkeit; ein Farbenreiber bereitet die Farben; ein Maurer trägt den frischen Mörtelgrund auf, und neben ihm ritzt ein junger Maler in den aufgetragenen Grund die Umrisse ein, ein anderer malt, ein dritter bringt einen Karton herbei, um ihn an die Wand zu heften, ein vierter ist damit beschäftigt, die Umrisse eines anderen Kartons mit der Nadel zu durchstechen, während ein alter Famulus die Farbentöpfe zurecht macht. — Die 52 Bilder in den 13 Kuppeln der Loggia pflegt man unter den Namen: Die Bibel Raffaels zusammenzufassen. Sie beginnen mit der Schöpfung und schließen mit dem Abendmahl; nur vier gehören dem Neuen, die übrigen alle dem Alten Testament an. Nach Vasari würden dieselben sämtlich auf Entwürfen Raffaels beruhen; doch können in dem letzten Teil der Arbeit diese Entwürfe höchstens in ganz flüchtigen Skizzen bestanden haben, während



Abb. 91. Der Sündenfall. Kuppelgemälde in den Vatikanischen Loggien.
Direkt nach dem Original photographiert.

aus den ersten allerdings Raffaels Erfindung mit ihrer ganzen Kraft und Liebenswürdigkeit zu uns spricht. Aber auch die minderwertigen unter diesen Bildern erfüllen vortrefflich ihren nächsten, dekorativen Zweck, mit kräftigen, vollen Farbenakkorden das leichte Spiel des Zierwerks zu unterbrechen und das Auge angenehm zu fesseln. Die Darstellungen in der ersten Kuppel lehnen sich sichtlich an ein übermächtiges Vorbild, Michelangelos Schöpfungsgemälde in der Sixtinischen Kapelle, an, und wenigstens eins derselben, die Scheidung von Licht und Finsternis durch das Machtwort Gottes, bleibt trotz der kleinen Verhältnisse kaum hinter dem großen Vorbild zurück. Vielleicht am alleransprechendsten ist die zweite Kuppel, welche die Geschichte des ersten Menschenpaares erzählt; in dem zauberisch schönen Paradiesesgarten führt der Herr dem erstaunt aus dem Schlummer erwachenden Adam die Gefährtin zu (Abb. 90); dann reicht Eva dem Manne die verbotene Frucht (Abb. 91) — ein Vergleich mit dem Deckenbilde in der Stanza della Segnatura lehrt uns, wie verschiedenartig in der Auffassung und wie gleichwertig in der Schönheit Raffael ein und denselben Gegenstand zu behandeln wußte; der Engel mit dem Schwerte stößt die Gefallenen in die rauhe Welt, wo ein tobender Sturm, der starke Bäume knickt, den landschaftlichen Gegensatz gegen den Paradiesesfrieden bildet; aber auch die Erde ist schön in Raffaels Augen, das sehen wir auf dem vierten Bilde dieser Kuppel an dem glücklichen Lächeln, das Eva ihren munteren Kindern schenkt, an der sonnigen Anmut der Landschaft, in der Adam das Feld bestellt. Die Schönheit der Landschaft bildet überhaupt einen großen Reiz in einer ganzen Anzahl dieser biblischen Bilder. Worin sie fast ausnahmslos unübertroffen dastehen, das ist die knappe Deutlichkeit anschaulicher Erzählung; in dieser Beziehung sind sie Musterwerke, deren Wert durch die ungleichmäßige und nicht immer gerade musterhafte Ausführung nicht abgeschwächt wird.

Die Loggien waren noch nicht vollendet, da rief Chigi den Meister wieder in die Götterwelt des Altertums. Es galt die Ausschmückung der großen Loggia des Erdgeschosses in Chigis Villa in Trastevere. Das Märchen des Apulejus von Amor und Psyche bot den Stoff. Aber wie unendlich



Abb. 92. Aus der Fabel der Psyche: Amor und die Grazien. Deckengemälde in der Villa Farnesina zu Rom. Der Rücken der vorderen Grazie ist eine der wenigen Stellen in diesen Malereien, die von der späteren Übermalung verschont geblieben sind.

viel poetischer hat Raffael den Gegenstand aufgefaßt, als der spätrömische Schriftsteller, dessen Erzählung nur eine Profanierung des schönen Mythus von der Seele und der Liebe ist. Mit dem höchsten Geschick hat dabei der Meister seine Darstellungen den verschiedengestaltigen Flächen der Wölbung — denn auf diese beschränkte sich der Schmuck — angepaßt. Es boten sich ihm vierzehn spitzige Kappen dar, die von den Halbkreisbogen der Laubenöffnungen und der entsprechenden Wandfelder aus in die Wölbung einschneiden, zehn nach unten spitz zulaufende Zwickel, in denen sich die Wölbung auf die Pfeiler und Pilaster herabsenkt, und ein großes langgestrecktes, viereckiges Mittelfeld. Raffael rahmte diese Felder mit Blumen und Fruchtgewinden ein, wobei er das Mittelfeld in zwei Hälften zerlegte, und füllte die Flächen mit lebensgroßen Figuren auf luftig blauem Grunde. In den Zwickelfeldern beginnt die Erzählung mit einer Darstellung der Venus, die ihren Sohn auf die Erde herabsendet, um Psyche für ihre Schön=



Abb. 93. Aus der Fabel der Psyche: Venus vor Jupiter. Deckengemälde in der Villa Farnesina zu Rom. Die Figur der Venus ist besonders in den Umrissen durch die Übermalung stark entstellt.

heit zu strafen, nicht ahnend, daß Amor seine Macht an sich selbst erfahren sollte; im Vorbeischweben macht Amor die Grazien auf das schöne Ziel, dem sein Geschoß gelten soll, aufmerksam (Abb. 92). Was nunmehr nach der Erzählung auf Erden geschieht, die Verbindung Amors mit Psyche, und wie diese durch die Verletzung des Gebotes, das Wesen des Geliebten nicht zu erforschen, ihres Glückes verlustig wird, liegt außerhalb der Darstellungen, denn diese bewegen sich nur im Olymp. Wir sehen Venus, wie sie sich ungetröstet von Juno und Ceres, die ihr nicht Rat und Hilfe gewähren können, hinwegwendet, wie sie auf ihrem Taubenwagen die Himmelshöhen durchfährt, um die Unterstützung Jupiters zur Bestrafung der Psyche anzurufen, wie sie sich mit schmeichelnder Bitte dem Göttervater naht (Abb. 93); darauf schwingt sich Merkur zur Erde herab, um Psyche zu suchen und sie der Rache der Göttin zu überliefern. Wie Psyche die letzte, schwerste Prüfungsaufgabe gelöst und für Venus ein Gefäß aus der Unterwelt heraufgeholt hat, wie sie dieses demütig knieend der erstaunten Göttin darreicht, zeigt das nächste Bild.



Abb. 94. Aus der Fabel der Psyche: Merkur und Psyche. Deckengemälde in der Villa Farnesina zu Rom.

Und jetzt bittet Amor bei Jupiter um Gnade für die Geliebte und empfängt mit freundlichem Kuß die Gewährung; darauf schwebt Psyche, von Merkur geleitet, zum Himmel empor (Abb. 94). In dem einen der großen figurenreichen Bilder des Mittelfeldes der Decke sehen wir, wie Jupiter den Streit zwischen Venus und Amor in feierlicher Versammlung der Götter schlichtet und wie Psyche den Trank der Unsterblichkeit empfängt; auf dem anderen feiern die Götter bei festlichem Gelage die Vermählung von Amor und Psyche. So erzählt Raffael die Geschichte; in den Kappenfeldern aber läßt er kleine Liebesgötter umherschweben, welche den Göttern ihre Würdezeichen und Waffen geraubt haben und so an den Beschauer die Frage des griechischen Dichters stellen:

Wenn die Unsterblichen selbst vor ihm nicht retten die Waffen,
Könnte der sterbliche Mensch trotzen dem schelmischen Gott?

Leider sind die köstlichen Gemälde gegen Ende des XVII. Jahrhunderts in sehr gefühlloser Weise aufgefrischt worden; dabei haben besonders die feinen Umrisse der



Abb. 95. Studie Raffaels zu Venus und Psyche in der Villa Farnesina.
Handzeichnung in der Louvre-Sammlung zu Paris.

Figuren stellenweise arg gelitten, und der sonnige Luftton des Hintergrundes ist in einen schweren, trüben, blauen Anstrich verwandelt worden. Wenn das Werk auch so noch einen wunderbaren Zauber ausübt, so ist das wohl das glänzendste Zeugnis für die unverwüstliche Macht seiner künstlerischen Erfindung. Unberührt von der Übermalung ist die Figur der einen Grazie geblieben, welche dem Beschauer den Rücken zuwendet; dieser herrlich gemalte Rücken gilt als Raffaels eigenhändige Arbeit. Vasari berichtet an einer Stelle, daß der Meister eine Anzahl Figuren in diesen Fresken noch selbst gemalt habe; im übrigen fiel die Ausführung der Bilder dem Giulio Romano und dem Giovan Francesco Penni (dem sein Dienstverhältnis zu Raffael den Beinamen il fattore, der Verwalter, verschafft hat) zu; die prächtigen Blumen- und Fruchtgewinde malte Giovan da Udine. Daß Raffael zu den sämtlichen Bildern ausführliche Vorzeichnungen gemacht hat, ist außer Frage; kein anderer hätte sie so erfinden und gestalten



Abb. 96. Skizze zu dem heil. Michael von 1518 in der Louvre-Sammlung.



Abb. 97. Raffaels große heilige Familie im Louvre zu Paris.



Abb. 98. Naturstudie zur Madonna der großen heiligen Familie im Louvre.

können. Von den erhaltenen Studien zu den Deckengemälden der Farnesina zeigen freilich nur wenige die Handschrift des Meisters (Abb. 95); zu den Studien kommt eine Anzahl von Nachzeichnungen nach den Kartons, wie sie die jüngeren Schüler zu ihrer Übung zu machen pflegten, und auch diese haben für uns ihren Wert, da sie uns teilweise die ursprüngliche Schönheit der Formengebung ungetrübter vor Augen führen als die übermalten Fresken.

Über der Vollendung der Malereien in der Villa Chigis und in den vatikanischen Loggien war das Jahr 1519 herangekommen. Wir finden Raffael in einer fieberhaften Thätigkeit. Täglich tritt der Papst, der nach Vollendung der Loggien alles, was im Vatikan an Malerei und Architektur gemacht wird, in seine Hände gelegt hat, mit neuen Wünschen an ihn heran; bald muß er für die Kapelle des Jagdschlosses la Magliana in der Campagna Kartons zu Freskobildern zeichnen, bald für eingelegte Holzarbeiten, bald für Münzstempel Vorlagen liefern, bald die Dekorationen für ein Karnevalsfest im Vatikan entwerfen; und neben den Stanzen wird ein großer Saal zur Aufnahme von Wandgemälden vorbereitet. Dabei drängen ihn beständig die Vertreter fremder Fürsten, die für ihre Herren Bilder von ihm haben wollen; sie lassen sich nicht abschrecken, wenn sie einmal vor der Thür seiner Werkstatt abgewiesen werden; zu ihrer Beruhigung macht Raffael dann wohl vor ihren Augen ein paar Pinselstriche an dem bestellten Gemälde, die angefangenen Bilder werden beiseite gestellt, um neuen Platz zu machen, die dann bald dasselbe Schicksal teilen. Der sonst immer heitere und liebenswürdige Meister fängt an, in den Ruf eines Melancholikers zu kommen. Wenn wir die Zahl der zum Teil sehr umfangreichen Ölgemälde überblicken, welche Raffael seit 1517 neben seiner sonstigen angestrengten Thätigkeit noch entstehen ließ — ganz abgesehen von zweifelhaften Werken —, so begreifen wir, daß er sich im Übermaß der Arbeit aufreiben mußte, ungeachtet der Hilfe, welche ihm seine gut ausgebildeten Schüler, besonders Giulio Romano und Giovan Francesco Penni, die bei ihm wohnten, gewährten. Nicht jeder Besteller eines Bildes war so geduldig, wie die Nonnen von Monteluce bei Perugia, die im Jahre 1516 an das vor elf Jahren in Auftrag gegebene Bild der Krönung Marias erinnerten, die dann auch erlangten, daß Raffael die Komposition entwarf, und nun doch wieder warten mußten, bis lange nach des Meisters Tode die Schüler das (jetzt in der vatikanischen Pinakothek befindliche) Gemälde fertig machten. Vor allem galt es den Papst zu befriedigen; als Geschenke für den König und die Königin von Frankreich hatte dieser zwei Gemälde bestellt, einen Erzengel Michael und eine heilige Familie. Die Überreichung dieser Geschenke lag Leo X am Herzen, und ungeduldig mahnte er immer von neuem zur Eile, bis im Frühjahr 1518 die Bilder auf Maultiere geladen und von einem Gehilfen Raffaels begleitet nach Fontainebleau gebracht werden konnten. Beide Bilder befinden sich jetzt im Louvre. Der heil. Michael ist als ein schöner Jüngling in antiker Rüstung, aber ohne Helm, dargestellt, der mit großen Schwingen hernieder stürmt, um den Satan, der schon unter ihm zu Boden gestürzt ist, mit hoch erhobenem Speer zu treffen; die wilde, dunkelfarbige Gestalt des Teufels und düstere Felsen, aus deren Ritzen die Höllenflammen hervorzüngeln, heben die Lichtgestalt des Engels mächtig hervor (Abb. 96). Die



Abb. 99. Gewandstudie zur Madonna der großen heiligen Familie im Louvre.

große heil. Familie des Louvre, wie das vom Papst der Königin geschenkte Bild zum Unterschied von einer gleichfalls im Louvre befindlichen kleineren heil. Familie (Die Jungfrau mit der Wiege), einer ganz von Schülerhand gemalten Komposition Raffaels, genannt wird, zeigt eine Maria, deren Antlitz an zarter, jungfräulicher Bescheidenheit mit den Florentiner Madonnen wetteifert, und einen Jesusknaben, der aus der Wiege springt und sich fröhlich der Mutter in die Arme wirft (Abb. 97); das Kind ist so kindlich, wie Raffael nur jemals eines ersonnen hat, aber seine göttliche Bedeutung wird durch die Huldigungen angezeigt, die ihm dargebracht werden: nicht nur, daß Elisabeth knieend



Abb. 100. Naturstudie zum Jesuskind der großen h. Familie im Louvre.

den kleinen Johannes lehrt, die Händchen zum Gebet vor dem Altersgenossen zu falten, auch Engel sind in das enge Gemach herabgestiegen, um anbetend zu verehren und Blumen zu streuen. Den mächtigen Formen der gedrängten Komposition entspricht eine kräftige Farbengebung mit scharfen Gegensätzen zwischen Licht und Schatten. Schon den Zeitgenossen mißfiel es, daß Raffael in seinen letzten Gemälden die Schatten allzu schwarz machte, und in der Folgezeit hat sich die Anwendung einer besonderen schwarzen Farbe, die nachgedunkelt und durch die übrigen Farben durchgeschlagen ist, als sehr verderblich erwiesen. Beim Malen der großen heil. Familie hat Giulio Romano geholfen, dem die Ausführung einer heil. Margareta, die nach Vasaris Angabe gleichzeitig als Geschenk für das französische Königshaus nach Fontainebleau kam (jetzt ebenfalls im Louvre), beinahe vollständig überlassen blieb. Mit welcher Sorgfalt Raffael auch jetzt noch die Natur zu Rate zog, davon legen drei Studienblätter zu der großen heil. Familie Zeugnis ab: die Louvresammlung bewahrt die nach einem leichtgekleideten Mädchen gemachte Aktzeichnung zur Madonna (Abb. 98); in der Uffiziensammlung finden wir die im Gemälde fast ganz getreu benutzte, sorgfältig ausgeführte prächtige Gewandstudie zu derselben Figur (Abb. 99) und die köstliche Modellstudie des Christuskindes (Abb. 100).

Zu Raffaels letzten Madonnenbildern gehört ferner das berühmte große Bild in Madrid, welches Philipp IV als die Perle seiner Sammlung bezeichnete, und das seit-



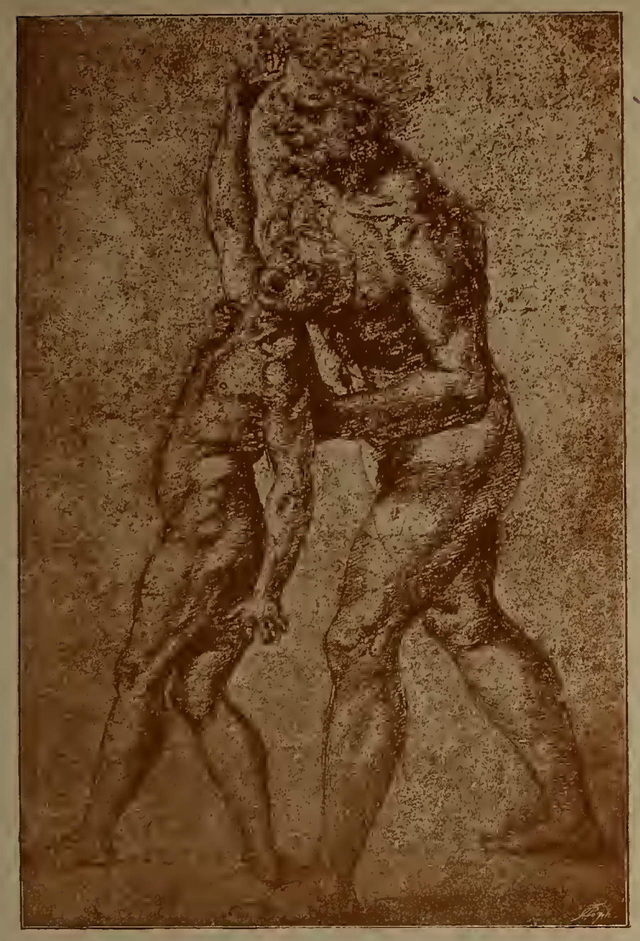
Abb. 101. Mittelgruppe aus der Konstantinschlacht. Wandgemälde im Vatikan, nach Vorarbeiten Raffaels. Nach dem Original photographiert.

dem den Namen „la perla“ behalten hat. Es ist ein inniges Familienbild, scharf beleuchtet in stimmungsvoller Morgenlandschaft; Maria hat den einen Arm um den Nacken der in tiefernste Gedanken versunkenen Mutter Anna gelegt, mit der anderen Hand umfaßt sie den Knaben, der aus der Wiege auf ihr Knie geklettert ist und lächelnd nach den Früchten greift, die der kleine Johannes ihm bringt. Besteller des Bildes waren die Grafen von Canossa zu Verona. — Gleichfalls in Madrid befindet sich eine „Heimsuchung Marias“ in lebensgroßen Figuren, welche Raffael für den päpstlichen Kämmerer Branconio d'Aquila — denselben, zu dessen Palast in Rom er den Entwurf lieferte — anfertigte. — Für den Kardinal Colonna malte der Meister die begeisterte Jünglingsgestalt des Vorläufers Johannes (jetzt in der Tribuna zu Florenz), ein um der Neuheit

seiner Auffassung willen häufig nachgebildetes Gemälde.

Die Wucht der Formen, die großen Linienzüge, die scharfen Gegensätze von hell und dunkel, die wir in all diesen Bildern gewahren, scheinen von dem aufgeregten Seelenzustande zu erzählen, aus dem heraus der mit der flüchtigen Zeit im Kampfe liegende Meister schuf. Das vierte der vatikanischen Gemächer, dessen Ausmalung er leiten sollte, verhieß ihm Gelegenheit, sich in gewaltig bewegten, leidenschaftlichen Darstellungen Luft zu machen. Das Leben Konstantins sollte hier geschildert werden, mit dem Sieg über Maxentius als Hauptdarstellung (Abb. 101). Zwar rührt der Karton zu dieser Schlacht, von dem Bruchstücke erhalten geblieben sind, nicht von dem Meister selbst her; aber einzelne Studien zu dem Bilde hat er gezeichnet und sicherlich auch einen Gesamtentwurf angefertigt; denn nur auf Grund eines solchen läßt es sich erklären, daß das erst mehrere Jahre nach Raffaels Tode ausgeführte Gemälde jene Fülle von Leben und jene machtvolle Großartigkeit besitzt, die dasselbe trotz seiner Mängel zu einem unübertroffenen Muster der Schilderung eines gewaltigen Heldenkampfes machen. Sicherlich geht auch die meisterhafte Anordnung der Wandeinteilung im Konstantinsaal auf Raffael zurück, die mit den figurenreichen Geschichtsdarstellungen großartige Architekturen wechseln läßt, in denen die Riesengestalten berühmter Päpste thronen. Dem Drange nach kraftvollster Wirkung, den der Meister empfand, entspricht es, daß der — in der Folge wieder aufgegebene — Versuch gemacht wurde, Ölmalerei an die Stelle der Freskomalerei treten zu lassen. Raffael hat kaum den Beginn der Malerei im Konstantinsaale erlebt; wenn wir in der Maxentiusschlacht noch eine Nachwirkung seines Geistes vernehmen, so gewahren wir in den übrigen Bildern nur allzu deutlich, wie ohnmächtig Giulio Romano und seine Genossen derartigen Aufgaben gegenüber standen, sobald sie ganz auf sich selbst angewiesen waren. — Zu solchen großen Werken gehörte die Größe des Meisters. Glücklicher bewahrten die Schüler das Erbe seines Geistes in rein dekorativen Sachen; wenigstens sind die Stuckarbeiten, welche Giovan da Udine in der Villa Madama ausführte, deren Bau Giulio Romano nach Raffaels Tode übernahm, ebenbürtige Sprößlinge des Zierwerks in den vatikanischen Loggien; freilich vermochte bei diesen Arbeiten auch ein genaues Studium antiker Vorbilder einigermaßen Ersatz zu leisten für die aus Raffaels schaffensfreudiger und unermüdlicher Phantasie geflossenen Anregungen.

Das letzte Werk, an das Raffael selbst die Hand legte, war eine große Altartafel, welche Giulio de' Medici für die Hauptkirche seines Bischofssitzes Narbonne bestellte. Raffael mochte wohl fühlen, daß das Überwiegen der Schülerarbeit in der Ausführung seiner Werke schließlich seinem Ruhm schaden würde, zumal da man in Rom anfing, den Namen des Venezianers Sebastiano (später del Piombo zubenannt), eines Nachfolgers und Freundes des Michelangelo, neben dem seinigen zu nennen. Und da gerade dieser in bezug auf die Farbengebung sehr hervorragende Maler vom Kardinal den Auftrag bekam, das Gegenstück zu Raffaels Bild anzufertigen, so mag dies mit ein Grund gewesen sein, Raffael zu bestimmen, das Altargemälde, als dessen Gegenstand die Verklärung Christi auf dem Tabor gewählt wurde, ganz eigenhändig auszuführen. Selbstverständlich war es damit nicht ausgeschlossen, daß der Meister bei den mehr mechanischen Teilen der Arbeit Schülerhilfe benutzte, etwa bei der Übertragung der Zeichnung ins Große, oder wenn es sich darum handelte, auf Grund der Aktstudien (Abb. 102), welche er selbst mit dem äußersten Fleiß zeichnete — wie noch eine Anzahl erhaltener Blätter dieser Art bekunden —, einmal das ganze fertig komponierte Gemälde in nackten Figuren aufzubauen, um für die Formenrichtigkeit der Gestalten eine unbedingt sichere Unterlage zu haben (Abb. 103). Seinen ursprünglichen Bestimmungsort hat das Gemälde nie gesehen; nach Raffaels Tode glaubte man diese seine letzte Schöpfung an dem Hauptschauplatz seiner Thätigkeit behalten zu müssen und stellte die Tafel auf dem Altar von St. Pietro in Montorio zu Rom auf; 1797 als Beute der Franzosen nach Paris gebracht, befindet sich das Bild seit 1815 in der Vatikanischen Pinakothek. Raffaels letztes Werk ist eins seiner gewaltigsten (Abb. 104). Durch mächtige Gegensätze ergreift es den Beschauer. Auf der Höhe des Berges, etwas entfernt, schwebt die verklärte Gestalt des Erlösers zwischen Moses und Elias hellleuchtend in der lichten


Abb. 102. Aktstudie Raffaels zu dem Verklärungsbilde im Vatikan. Sammlung der Ambrosiana zu Mailand.

Wolke über den geblendet zu Boden gestürzten drei Jüngern. Inzwischen spielt sich am Fuße des Berges ein Vorgang menschlichen Elends und menschlicher Ohnmacht ab: vor die neun zurückgebliebenen Jünger ist der Vater des mondsüchtigen Knaben, von einer Volksschar begleitet, hingetreten. Der Unglückliche hält den in Krämpfen tobenden Knaben fest und heftet, von den Leiden des Sohnes bis zur Verzweiflung ergriffen, die stieren Augen mit einem letzten Hoffnungsschimmer auf die Jünger Jesu; zwei Frauen haben sich vor diesen auf die Kniee geworfen; die eine bittet mit sanften, stummberedten Blicken, die andere, unter der wir uns die Mutter des Knaben vorstellen, verlangt leidenschaftlich, fast gebieterisch Hilfe; flehend strecken die Begleiter die Hände aus. Und die neun Apostel stehen dem gegenüber, erschüttert, von Mitleid ergriffen, aber unfähig zu helfen; denn derjenige, der helfen könnte, hat sie verlassen und ist auf den Berg gegangen, — darauf weist einer zwei seiner Gefährten hin, die, beschämt über ihre Ohnmacht, nach dem schrecklichen Schauspiel nicht mehr hinzusehen wagen; daß derjenige, der auf dem Berge weilt, helfen wird, das verkündet mit fester Zuversicht der eine Apostel, der sich emporgerichtet hat, den Hilfesuchenden. Durch diese Gestalt löst sich die dramatische Spannung, wir wissen, daß die Hilfe da ist; wir erkennen es an dem Ausdruck der Gewißheit in Mienen und Gebärde des Jüngers, wir sehen es auch mit dem leiblichen Auge: denn unwillkürlich folgt der Blick der Richtung der scharf durchgehenden Linie, welcher die emporgestreckte Hand dieses Apostels den letzten Nachdruck verleiht, und haftet nun wieder auf der Lichtgestalt des Erlösers. „Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides aufeinander sich beziehend, ineinander einwirkend“ (Goethe). Der Gegensatz geht auch in dem Äußeren der Darstellung durch: oben wohllautende Harmonie der Farben und Linien, alles in Lichtmassen schwimmend; unten schroff durcheinander gehende Linien, grell zusammenstoßende Farben und finstere Schatten. — Die beiden Personen, welche wir, ohne daß sie sich irgendwie störend bemerklich machten, am Bildrande als Zuschauer der Verklärung gewahren, sind eine Zuthat, welche nur für den Besteller eine Bedeutung hatte: die Schutzheiligen des Vaters und Oheims des Kardinals, Julianus und Laurentius. — Raffael hatte die Verklärung eben vollendet — vielleicht fehlten noch die letzten Übergehungen, welche die allzu harten Farbenzusammenstellungen in der unteren Bildhälfte gemildert haben

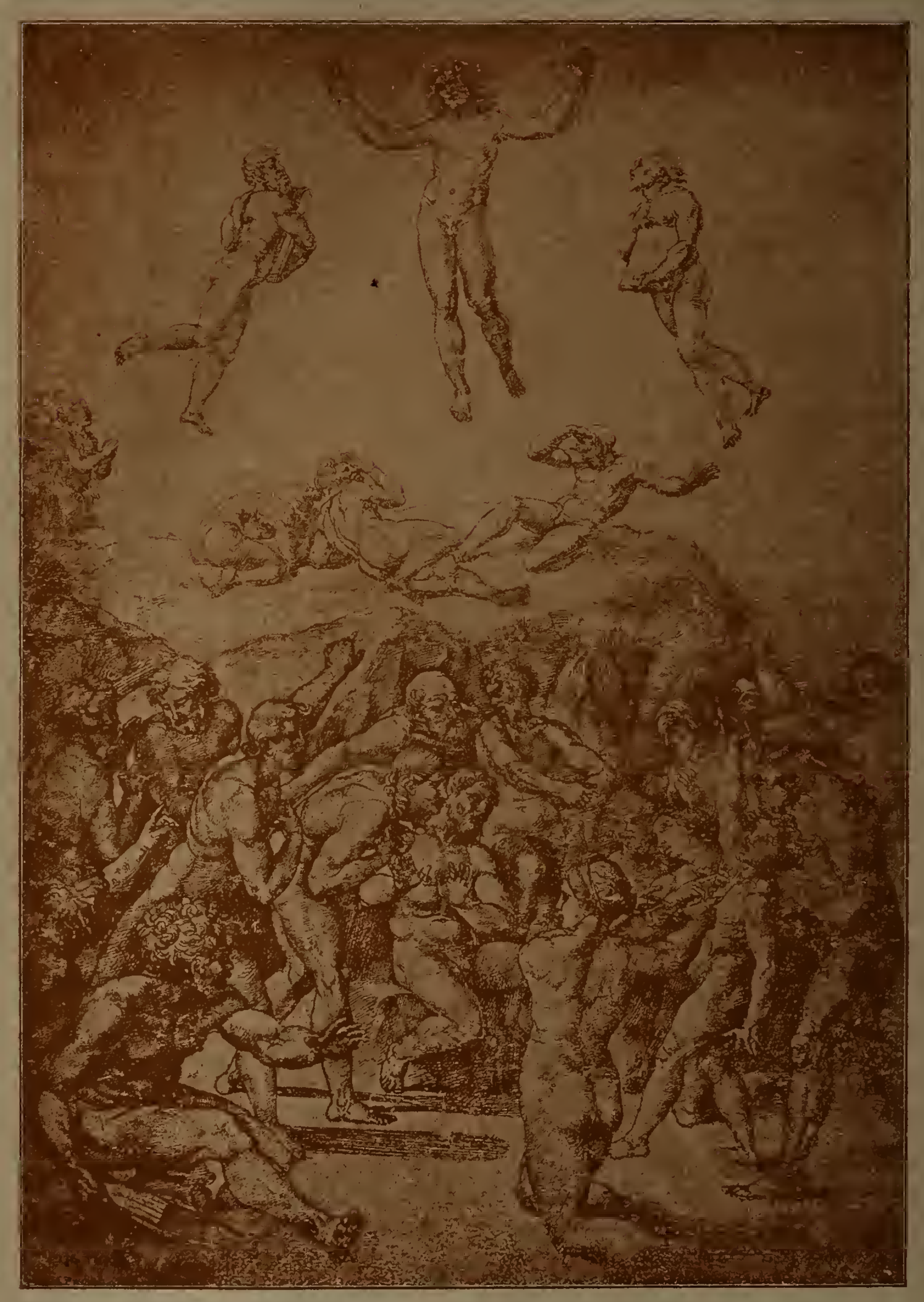


Abb. 103. Vorzeichnung zu dem Verklärungsbilde in nackten Figuren. In der Albertina zu Wien.
Die sechs oberen Figuren anscheinend von Raffael selbst gezeichnet.



Abb. 104. Die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor in der Gemäldesammlung des Vatikan.
Raffaels letztes Bild.

würden, — da ereilte ihn der Tod. Es befiel ihn ein heftiges Fieber, gegen das bei dem Zustande von Überreizung, in welchem er sich seit langem befand, sein Körper keine genügende Widerstandskraft besaß. Aus dem dichterischen Nachruf, den der Graf Castiglione dem Freunde widmete, möchte man schließen, daß Raffael sich bei den Ausgrabungen das Fieber zugezogen habe; denn daß der Tod ihn gefällt habe aus Unwillen darüber, daß er es unternahm, den Leichnam der Stadt zum Leben zurückzurufen, ist der Inhalt dieses Gedichts. Ein unzeitiger Aderlaß beschleunigte den Verlauf der Krankheit, die nur wenige Tage dauerte. Raffael bereitete sich auf den Tod vor und ordnete alle seine Angelegenheiten aufs sorgfältigste. Am Karfreitag (6. April) des Jahres 1520 verschied er. Er hatte die Schwelle des reifen Mannesalters noch nicht erreicht und hatte doch eine Thätigkeit hinter sich, wie sie so reich kaum jemals einem Künstler im Laufe eines langen Menschenlebens beschieden gewesen ist. Ganz Rom sprach von nichts anderem als von Raffaels Tod, man erzählte sich, daß der Vatikanische Palast in der Nacht seines Hinscheidens Risse bekommen habe und der Einsturz drohe. Der Schmerz war allgemein; denn jeder, der ihm nahe gestanden, hatte den Liebenswürdigen geliebt. Der Papst weinte bitterlich, und die fremden Gesandten schickten ihren Herren ausführliche Berichte über den Trauerfall. Die Leiche wurde in der Werkstatt aufgebahrt, zu ihren Häupten stand das Gemälde der Verklärung Christi. Als Begräbnisplatz hatte Raffael sich das schönste Gebäude Roms, das besterhaltene Baudenkmal des Altertums ausgewählt: das Pantheon. Nach seinem Vermächtnis führte der Bildhauer Lorenzetto ein Marmorstandbild der Madonna aus, welches zwischen den Porphyrsäulen eines der schönen alten Tabernakel aufgestellt wurde. Daneben wurde eine einfache Inschriftplatte in das Marmorgetäfel eingelassen, um die Stelle der Gruft zu bezeichnen. Kardinal Bembo hat die kurze lateinische Grabschrift verfaßt mit dem Epigramm:

„Hier ist Raffael: er, bei dessen Leben Besiegung,
Bei dessen Tode den Tod fürchtete Mutter Natur.“

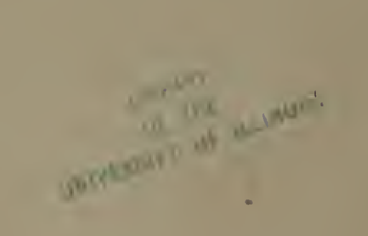


Abb. 105. Die beiden Engel der Sixtinischen Madonna in der Gemäldegalerie zu Dresden.





Thüringer Waldidylle, im Hintergrunde die Leuchtenburg bei Hummelshain. Originalzeichnung von Ernst Heyn.



Der letzte Gast.

Novelle von Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung und Schluß.)

7.

Nachdem Zia Nonna gegangen und Bürklin in der Ruhe seines eigenen Zimmers angelangt war, überlegte er, was unter den bewandten Umständen wohl das Richtigste zu thun sei. Seine heftige Unterredung mit Frau Katharine berührte ihn, je länger er darüber nachdachte, desto peinlicher. Er, dessen ganzes Studium der Ehe mit ihren vielfachen Höhen und Tiefen sich ja genau genommen auf die Ehe seiner Eltern bis zu des Vaters Tode beschränkte und auf das Idealbild, das seine lautere Seele sich aus den Reden der verwitweten Mutter hingebend geschaffen hatte, er setzte sich hier zum strengen Sittenrichter über eine unbekannte Frau! Er wagte es, ein Etwas zu verwerfen, dessen Kehrseite er nicht gesehen, noch geprüft hatte.

„Audiatur et altera pars!“ sprach es in ihm, und er mühte sich umsonst damit ab, sich Katharinens Worte genau zurückzurufen und von ihnen einigermaßen sichere Schlüsse auf das Verhältnis der beiden Gatten zu einander zu ziehen. Je mehr er grübelte, um so klarer ward ihm wenigstens das eine: daß es sich hier um keinen der sogenannten „modernen Konflikte“ handelte. Keine Rede von Untreue, Konvenienzheirat, Brutalität auf der einen, schweigendem Dulden auf der anderen Seite. Der Fall lag ganz klar und einfach am Tage.

Ein alltägliches und darum doch nicht minder tragisches Drama. Handelnde Personen: ein tüchtiger, männlicher Mann, der nicht mit sich spielen lassen wollte, ihm gegenüber: ein gefühlswarmes, sehr weibliches Weib, unerfahren und unvorsichtig, von einem Stolze beseelt, den ein rasches Temperament auf abschüssige Bahn gehetzt hatte. Alles in allem eine Frau, die ganz undenkbar erschien ohne stützende Hand und schirmende Liebe, und die sich deshalb in ihrem Hangen und Bangen danach verzehrte, während der verirrte Stolz ihr jeden Rückweg abzuschneiden trachtete. Hier saß sie nun in der Fremde, von widerstreitenden Empfindungen in die Enge getrieben, vertrotzt, die stachlichten Seiten ihres Wesens zu Tage kehrend, ihr Heiratsgut als Heiratsmotiv in den Vordergrund stellend, und dabei brach immer wieder das wirkliche Motiv: „Er liebt mich!“ — „Ich liebe ihn!“ durch den kalten Trotz mit heißen Thränen.

Das Drama war auf dem Höhepunkte angelangt. Bürklin meinte alle seine leitenden Fäden zu sehen und ergreifen zu können. Sollte er seine Hand nach diesen Fäden ausstrecken, sie spannen und verweben, den letzten Akt als Deus ex machina zu Ende führen helfen? Wie würde das Ende sein? Er stand auf, machte ein paar Schritte gegen die Thür hin und streckte die Hand nach dem Drücker aus, aber er besann sich eines anderen, ließ die Hand wieder sinken und ging zögernd zu seinem kaum verlassenen Platze im Lehnstuhle zurück. Wozu sollte es nützen, wenn er jetzt bei ihr anpochte, um diese späte Stunde das leidenschaftliche Gespräch nochmals aufnahm, ins Endlose hinein mit ihr hin und her stritt und schließlich vielleicht gar die alleinstehende Frau dem müßigen Gerede aussetzte angesichts der Nachtzeit? Außerdem: seit heute Nachmittag konnte sie schwerlich schon anderen Sinnes geworden sein.

Er saß eine Weile, den Kopf in die Hand gebeugt, dermaßen in seine Gedanken vertieft, daß er sich nicht dazu aufraffen mochte, seine arg qualmende Lampe niedriger zu schrauben.

„Was für ein Thor bin ich! Wie darf ich mir die Angelegenheit so nahe gehen lassen, ich, ein Wildfremder!“ sagte er plötzlich ganz laut vor sich hin. „Gerade, als wäre ich nicht Steffen Bürklin, sondern der Landrichter Eschrodt, und mein eigenes Lebensglück stände auf dem Spiele! Ja, ich bin wahrhaftig ein großer Thor!“

Er rieb sich mit dem Handrücken einigemal stark über die Stirn, strich sein buschiges Haar weit zurück und holte sich ein Glas Wasser. Er lechzte förmlich danach und leerte es in hastigen Zügen, denn er fühlte sich so erhitzt, als habe er eben einen anstrengenden Marsch in der Sonnenglut hinter sich. Nun, auf irgend eine Weise mußte sich doch dies Feuer eindämmen lassen. Was sagte denn die Zeitung heute abend?

Er öffnete das noch unberührte Paket auf seinem Pulte, steckte sich eine Zigarre

an und las, mit festem Willen seine volle Aufmerksamkeit an die enggedruckten Spalten fesselnd. Eine Viertelstunde lang glückte es ihm; dann aber wurde es im Nebenzimmer bei Frau Katharine laut. Sie rückte, allerdings mit Vorsicht, einen schweren Gegenstand hin und her, schloß auf und zu, schob mit Kommodenfächern und kramte im Wandschranke. Nachdem das einige Zeit gewährt hatte, öffnete sie das Klavier und begann, so kurz vor Mitternacht, noch zu spielen.

Bürklin warf die Zeitung hin und horchte. Eine Künstlerin war sie entschieden nicht, aber das wenige, was sie gelernt hatte, gab sie mit feinem Geschmacke und lebendigem Gefühle wieder, und sie verstand es, in einfacher und eindringlicher Weise über ein Volkslied oder eine Melodie ohne Worte zu phantasieren. In dieser Nacht mußte auch der unbefangenste Lauscher empfinden, daß da drinnen neben ihm zwei Hände bemüht waren, den toten Tasten Schlummerlieder für ein fieberhaft erregtes und gequältes Herz zu entreißen. Was spielte sie alles! Choralmelodieen, die in ein Notturno von Chopin übergingen, dasselbe, welches Bürklin schon am allerersten Abende im Halbschlafe vernommen hatte; dann eine Pause, und nun begannen Volkslieder, die ältesten und bekanntesten, eines quoll in das andere hinein; dann das Radeckesche „Aus der Jugendzeit!“ — wie eine schmerzliche Klage klang zum Schlusse das Wiegenliedchen von Taubert: „Schlaf in guter Ruh'.“ Allein schon nach dem ersten Verse endete die Spielerin und drückte leise den Klavierdeckel zu. Lange blieb es totenstill nebenan — Bürklin horchte immer gespannter, aber er vernahm nichts mehr als ein vorsichtiges Hin- und Herschreiten über den dämpfenden Teppich; zuletzt verstummte auch das.

Er ängstigte sich und wußte selbst nicht um was. Wachend, mit klopfenden Pulsen, verharrte er in seinem Lehnsessel, bis draußen der Morgen rot wurde; dann erst legte er sich nieder und schlief wie ein Toter, bis spät in den Tag hinein.

Sein erster Gedanke, als er sich mit dumpfem Kopfschmerze erhob, war wieder Katharine. Nichts regte sich drinnen bei ihr. Gewiß war sie schon spazieren gegangen; der frische, sonnengoldene Morgen lockte zu unwiderstehlich ins Freie hinaus. Bürklin öffnete sein Fenster weit, ließ sich den kalten Ostwind um die glühende Stirn streichen und beschloß, einen längeren Gang zu machen, um in aller Gelassenheit zu überlegen, wie er der Zürnenden entgegentreten und welche Vernunftgründe er anwenden wolle, um ihr die bittere Notwendigkeit der Buße und Umkehr endlich einleuchtend zu machen.

Als er hinunter ins Eßzimmer kam, um sein verspätetes Frühstück einzunehmen, wirtschaftete Zia Nonna mit irdenen Schüsseln und Holzgerät: Brettern, Quirlen und Löffeln, und schliff ein gewaltiges Messer, das wahrhaft mörderisch anzuschauen war.

„Denn, Signor Dottore,“ sagte sie erklärend, indem sie Bürklins Theeservice auf dem Tische ordnete und die Honigschale frisch füllte, „wir metzgen heute unser Winterschwein, und will's Gott, kommt in vier Wochen der Ochse zum Dörrfleisch an die Reihe. Angelo Dorrer in Silvaplana hat uns das Schwein mit dem seinigen zusammen fett gemacht, und Lorenz ist von Sils-Maria aus hingefahren, um es uns zu holen. Dorrer, den Metzger, bringt er gleich mit, weil der sich feiner auf seine Wissenschaft versteht als der unsrige. Vor Mittag wird Lorenz kaum zurück sein; denn zuerst mußt' er unsere Dame fortfahren. Die ist nun wieder ins Blaue hinaus gereist. Gütiger Heiland! Wen so die Unruhe plagt! Schrecklich muß es doch sein, eh, Signor? Den Monat Oktober hat sie mir voll bezahlt, und der große Koffer bleibt einstweilen droben in ihrem Zimmer — ah, Signor Dottore, wenn das Ei nicht frisch von der Henne ist, will ich nicht selig werden!“

Bürklin schob Tasse und Eierbecher mit einem Rucke von sich. Im ersten Augenblicke vermochte er seiner unliebsamen Überraschung gar keine Worte zu leihen. Er faßte sich jedoch gleich, zog sein Ei wieder zu sich heran, prüfte es sorgsam auf seine tadellose Frische und Temperatur, trank eine Tasse Thee und aß ein Stück Toast dazu, obwohl er an jedem Bissen zu ersticken meinte.

„Also Frau Eschrodt ist abgereist? Wohin denn und auf wie lange?“

„Chi lo sa?“ entgegnete Nonna und hob die Achseln. „Sie wolle die ganze Gegend hier einmal ordentlich kennen lernen, sagte sie mir. Der Lorenz solle sie ein paar Stündchen fahren, und da werde sie schon sehen, wo es ihr am besten gefalle. Wenn der Lorenz heimkommt, werden wir beide klüger

sein als jetzt, Signor! Die Reisetasche und den Schirm hat sie mitgenommen, und um halb acht Uhr ist's schon fortgegangen, weil der Lorenz wegen des Schweines nur bis elf Uhr frei war. Einen Gruß hab' ich nicht zu vermelden, Signor. Soll ich droben im Zimmer ein Feuer anschüren?"

„Für jetzt nicht, Nonna. Ich habe recht jämmerlich geschlafen heute Nacht, Sie sehen's mir gewiß an, nicht wahr? Ich will mich warm laufen, und ich glaube kaum, daß ich zu Tisch wieder da bin. Richten Sie ja nichts Apartes für mich, hören Sie? Außerdem kann ich das Schweinegeschrei gar nicht ausstehen. Wann, sagten Sie, daß der Lorenz zurück sein und das Schlachtfest beginnen wird?"

„Um zwei herum, denk' ich; da sollt' ich wenigstens das Feuer unter dem Siedekessel richten. Nun denn, angenehmen Weg, und essen Sie eine warme Kornsuppe, Signor, nicht nur Salami und Handkäs, das ist mein guter Rat nach der schlechten Nacht."

Er ging treppauf, um seinen Hut zu holen. Scheu blickte er sich um, ob Nonna ihm nicht nachkomme, und trat darauf in Frau Katharinens unverschlossenes Zimmer.

Nichts erblickte er, an das seine geschäftige Phantasie ihr Netz anspinnen konnte. Das Bett sauber zugedeckt, die Möbel unverschoben, der wohlverwahrte Koffer in der Ofenecke. Kein Papierfetzen, kein Bindfadenrestchen auf dem Teppiche. Nur der schwache Kampfergeruch, der Katharinens Wintergarderobe anhing, war in der Luft des Zimmers geblieben, dessen Fenster noch von der Nacht her verriegelt waren. Weder die ominöse, zufällig verlorene Busenschleife fand sich vor, noch der übliche Brief auf dem Schreibtische, selbstverständlich gerade an des Finders Adresse gerichtet und voll seltsamer Enthüllungen in thränenbefleckten Zeilen. Keine verdorrte Blume im Glase, kein unberührtes Frühstück erzählte einen kleinen Roman. Lieblich lächelte die Morgensonne von draußen herein und machte das leere Zimmer traulich und melancholisch zugleich.

Bürklin ging hinaus und drückte die Thür leise hinter sich ins Schloß. Eine sonderbare Stille war in seine Seele gekommen, aber mit dem besten Willen vermochte er keinen geordneten Gedanken zu fassen. Er nahm seinen Hut und Stock, hängte zerstreut und mechanisch Rucksack und Feldstecher um, ging hinunter und verließ das Haus, ohne Nonna gewohntermaßen noch einmal freundlich zuzunicken.

Sie blickte ihm, mit untergeschlagenen Armen am Fenster stehend, nach, wie er in der Richtung auf Silvaplana zu dahin schritt.

„Wenn **der** nicht krank nach unserer Dame, seiner Nachbarin, ist, so bin ich krank!" sagte sie kopfschüttelnd. „Ein jeder nach seinem Geschmacke: nun ais dispitta cunter 'l gust! Gott wolle ihm davon helfen; denn sie ist eines anderen Mannes Ehefrau!"

Damit kehrte sie in die Küche zurück und schrie der kleinen Magd zu: „Daß du dich nicht erdreistest, Deta Caflisch, das Gerät mit Sand zu scheuern! Wasser, lauteres Brunnenwasser, höchstens eine Wenigkeit Laugenbrühe darein. Denkst du, ich will Kieselsteine in der Wurst finden und mir die Zähne daran stumpf beißen, du gedankenlose ragazz?!"

„Zähne? Zähne? Wo sind die Euren, Zia Nonna?" entgegnete das mutwillige Persönchen, das sehr hoch geschürzt und in voller Arbeit am Brunnentroge stand. Zia Nonna hielt ihr natürlich eine lange Strafpredigt für ihr „ungewaschenes Maulwerk," aber ihr schmaler, zahnloser Mund schmunzelte ein wenig dazu, und deswegen nahm sich's die unhöfliche „ragazz" nicht weiter zu Herzen!

8.

Bürklin ging geradeswegs nach Silvaplana. So oder so mußte er dort Lorenz auffinden. Er kannte Angelo Dorrers Anwesen ganz genau und wollte sich die Auskunft, die Nonna ihm nicht hatte geben können, persönlich einholen. Er verstand sich selber nicht mehr; sein Ich war mit einem gewaltigen Rucke aus den Fugen gerissen. Bis jetzt redete er sich's noch mit ziemlichem Erfolge vor, daß die Peinlichkeit seiner Stellung Frau Katharine gegenüber, sein augenblicklicher Mangel an geistiger Arbeit und körperliches Unbehagen zusammenwirkten, um ihn so elend zu machen.

„Hab' ich erst wieder ausgeschlafen, so ist das alles rasch überwunden und sieht weniger schwarz aus," tröstete er sich. „Und sie wird sich auch überreden lassen, wieder nach Baselgia zurückzukehren, sie muß doch sehen, daß sich's im Grunde genommen gut und friedfertig mit mir leben läßt," fügte

er hinzu und schritt kräftig aus; denn es ging schon auf zwölf Uhr, und Lorenz mußte sich nun bald auf den Heimweg machen.

Die Sonne brannte vom köstlich blauen Himmel hernieder, aber die Landschaft war spätherbstlich geworden. Alles Laubholz entblättert, die vergilbten Wiesen nicht mehr mit den ultramarinfarbenen Genzianen, sondern mit den letzten, blaßlila Zeitlosen gestickt, über den Gebirgen kühler, tiefvioletter Duft und alle Gipfel mit frischem, blendendem Schnee bedeckt. Die sonst so belebte Landstraße schien ganz verödet, kein Gefährt mit lustig plaudernden und naturschwärmenden Insassen rollte vorüber, kein Malerschirm mit einem skizzierenden, auf unbequemem Feldstühlchen schaukelnden Wesen darunter zeigte sich trotz der zahllosen einladenden Punkte rings im Umkreise. Die Fremdensaison war für dieses Jahr vorüber. In den Silvaplaner Hausgärten sonnte man Betten und klopfte Teppiche; das Hotel Riv'alta und der „Wilde Mann" hatten vor den meisten der Fenster in langer Reihe die Jalousieläden bereits geschlossen. Auf der Gasse spielten und tanzten die Dorfkinder, die niemandem mehr im Wege waren, mitten unter ihnen das Ghiteli in seinen roten Strümpfen, den Lockenkopf sauber gescheitelt, und alle Bänder des blauwollenen Miederchens regelrecht zusammengebunden.

Das Kind sprang mitten aus dem lustigen Ringelreihen mit einem Jubelschrei auf den alten Freund zu und ruhte nicht eher, als bis er, seiner Gewohnheit treu, den Freigebigen gemacht und bei der Kaufmannsfrau gleich drüben eine Riesentüte grell gefärbter Zuckerkugeln für die muntere Schar erstanden hatte. Dennoch empfand er nur eine matte Freude beim Anblicke seines kleinen Lieblings und vergaß vollständig, sich nach Pers und Barbettas neuem Heimwesen am Seeufer umzuschauen, weil dort, bei der Post, der Baselgier Lorenz mit seinem Stuhlwagen gerade um die Ecke bog. Der hintere Sitz war hochgeklappt, um dem mächtigen, fetten Schweine Platz zu schaffen, das Lorenz im Triumph und beglückender Wursthoffnung eingeholt hatte. Angelo Dorrer, der schöne Metzger, stark begehrt von den Silvaplaner Koketten, saß neben dem Knechte.

Lorenz nickte dem Signor Dottore schon von weitem zu und lachte von einem Ohre zum anderen:

„Bun' giorno! ah, ah, Signor, bun' giorno! Das nenn' ich eine Prachtladung! Ein Schweinchen, wie es der Zia Nonna noch nicht in den Hof gebracht worden ist, so fett, so appetitlich! Dieus! wie mir schon der Mund nach dem Speck und der Wurst wässert! Quiet! Dorrer Angelo! schlage nicht auf den Gaul, damit unser Staatstierchen nicht erschrickt und vom Fett einbüßt!"

Angelo lachte schallend auf und tippte Bürklin, der neben dem Wagen stand, mit dem Peitschenstiel an die Schulter:

„Hören Sie den Fresser, Signor Dottore! Zia Nonna mag ihren Rauchfang mit Fußangeln versehen und den Speicher wohl verschließen! Das Schwein ist englische Rasse, Signor, ruhig, gelassen, wie es ihm nach seiner Herkunft zusteht. Die Englesi sind alle nicht anders! So eine noble cretura hat wahrlich Menschenverstand. Das ist viel zu stolz, um Lärm zu machen, wenn's in den Tod geht, Sie dürfen mir's glauben, Signor."

„Und wir werden dir's leicht machen, mi porco bellissimo," fügte Lorenz hinzu und griff hinter sich, um das grunzende Mastvieh zu streicheln. „Piano, piano, Dorrer! sag' ich. Ein Stich oder zwei, und das Messer hübsch scharf dazu, dann hast du's überstanden, mein Tierchen! Darum mußt du dir dein Blut nicht aufregen und uns die Wurst gärend machen! Ah, Signor Dottore," unterbrach er sich, „wie steht es mir an zu fahren, und Sie gehen zu Fuß daneben! Das vergäbe mir die Zia Nonna nimmermehr, wenn sie's erführe! Belieben Sie doch statt meiner neben Angelo zu sitzen, denn leider — den Herrenplatz hat das Schweinchen für dieses Mal!"

Bürklin mußte lachen, obgleich ihm nicht danach zu Mut war: „Ich danke sehr, Lorenz, unsere Wege trennen sich gleich. Weshalb hast du denn den Stuhlwagen für das Schwein genommen und keinen Karren?"

„Eh Signor, im Karren konnt' ich doch keine Dame fortschaffen, und zwei Fuhrwerke aneinander hängen wie einen Lokomotivzug, das nenn' ich ein Narrenspiel, capito? Zuvörderst mußt' ich die Signora — Sie wissen, die unsrige — nach Platta bringen, und dann erst durft' ich an mein Vergnügen mit dem Schweinchen denken."

„Nach Platta, sagst du, ist die Dame gefahren? Wann sollst du sie wieder abholen von dort?"

„Abholen? Non so! Wie kann ich das wissen? Dafür möge Teresina Rizzi sorgen, die ihr das beste Zimmer im Hause vermietet hat. Ruhig, Angelo! Wie kann ich mit dem Signor sprechen, wenn du den Gaul neckst und uns das Schweinchen aus seiner Ruhe störst? Wir beide können nicht zugleich reden, eh porcello? Ja, wie gesagt, mit Sack und Pack hab' ich die Signora zu Teresina Rizzi fahren müssen."

„Und wirklich gemietet hat sie dort?"

„E cosi! cosi! Da bleibt sie nun, solange es Gott und ihr selber gefällt. Mich hat's zwar verdrossen, daß ihr Platta, wo alle vier Winde zugleich blasen und nichts ist, damit man sich belustigen kann, besser behagt als Baselg' — aber was geht's mich an? Solang' Zia Nonna ihren Zorn darüber nicht an mir oder gar an dem unschuldigen Tiere hinter mir ausläßt, wächst mir darob kein graues Haar! — Ja, ja, Angelo! Ich höre! Wir müssen uns eilen, und da der Signor uns doch nicht die Ehre anthun will aufzusteigen, so magst du den Gaul ein wenig antreiben. Da pasch, porcellino, da pasch! so gib Frieden, mein Tierchen, und bun di, Signor!"

Somit rollte das Gefährt rasch von dannen. Ein Weilchen hörte man noch des Tieres Schreien und Grunzen, Lorenz' liebevollen Zuspruch und des schönen Angelo Lachen und Peitschenschnalzen; dann kam die Wegbiegung, und das letzte Zipfelchen von Angelos rotweißem Metzgerkittel verschwand.

Bürklin kehrte um; denn er wollte die breite Fahrstraße vermeiden und ganz einsam mit seinen Gedanken wandern. Deshalb ging er gleich seitab zwischen den Silvaplaner Häusern durch, über sumpfigen Wiesenboden hin und ließ Surlej, das zerstörte Dorf, dessen weißliche Trümmer weithin sichtbar sind, zur Linken liegen, um möglichst rasch in den bergenden Wald zu gelangen. Ihm war's, als könnte er heute den Anblick der Dorfruinen, mit ihren Nesseln und Wucherblumen zwischen wirrem Gestein, nicht ertragen, als sei ihm selbst ein schönes Bauwerk in Trümmer gestürzt, zu dem sein Herz Stein an Stein gefügt.

Endlich hatte er den Waldweg erklommen. Überall hüpften und tollten aus engen Schluchten hervor die schäumenden Bergbäche und Gerinnsel über den Pfad und tanzten eilig zum lächelnd schönen, bläulichen See weiter. Überall duftete es würzig nach Harz und Kräutern, der Windhauch spielte mit den langen, eisgrauen Moosbärten der ehrwürdigen Arven, und deren gedrungene Zapfen lagen hier und dort unter den tiefhängenden Zweigen. Pfeilgeschwind huschte ein Eichhorn am nächsten Stamme nieder, um nach den öligen Nüßchen zwischen den starren Schuppen der Zapfen zu suchen. Es war ein allerliebstes Tierchen von der schwarzbraunen Art; ängstlich äugte es zu dem Wanderer hinüber, aufrecht sitzend, seinen Leckerbissen zwischen den Vorderpfoten.

Aber der Wanderer beachtete es nicht; er folgte rasch, immer nur vorwärts schauend, den Biegungen des Weges und lenkte dann unweit Sils-Maria in ein schmales Tobel ein, das ihn, in gerader Richtung durchschneidend, seinem Ziele schneller entgegenbrachte als die allgemein begangene Straße durch das Dorf.

Endlich war Platta erreicht. Fast genau das nämliche Bild wie gestern bot sich dem Auge des Kommenden dar, nur daß jetzt die Morgensonne strahlte und deshalb das alte Haus vorn an der Straße im Schatten lag. Wieder lehnte Signora Teresina gegen den Thürpfosten und ließ die Spindel tanzen; das älteste ihrer Kinder, ein vierzehnjähriges Mädchen, schlank und sinnig von Ausdruck, hielt das „Bambino" auf dem Arme, ein reizendes Püppchen, das den schönsten Raffaelschen Jesuskindern glich; die übrigen Kleinen hockten, dicht aneinander gedrängt, auf dem kurzen Rasen der Berghalde und spielten mit ihrem zahmen Murmeltiere, das sich aufrecht setzen und betteln konnte und das Futter aus den braunen, eifrig hingestreckten Händchen nahm.

Es war ein prächtiges Bild: die lebhaften Kinder, lauter schwarze Lockenköpfe mit brennenden Augensternen, von ihrem Spiele gefesselt, und die Mutter in ihrer Witwentracht und der edlen, ungezwungenen Stellung an der rotbraunen Thür, in der blassen, schmalen Hand die graziöse Spindel, den Rocken im Arm, die sanften, ruhigen Augen ins Weite gerichtet.

Als sie Steffen Bürklin erkannte, rief sie eins der Kinder aus dem Kreise um das Murmeltier zu sich, hieß es Spindel und Rocken ins Haus tragen und ging dann auf Bürklin zu, als wüßte sie bereits, was er suchte.

„Die Signora ist fortgegangen, nach

Curtins hinauf," sagte sie, und da Bürklin sich anschickte, stehenden Fußes weiter zu wandern, hielt sie ihn einen Augenblick zurück, winkte ihn in den Hausflur und schloß die Thür hinter sich, der neugierigen Kinder wegen.

„Ich habe zwei Wörtchen mit Ihnen zu reden, Signor. Was ist es mit der Dame?" fragte sie. „Ich kann es nicht klar in meinen Kopf bekommen. Sie fährt mir heute früh vors Haus und hat eine Miene, als säße ihr der Tod im Herzen, und liegt mir mit aller Macht an, ich solle ihr ein Zimmer oder doch nur ein Kämmerchen vermieten. Sie sei fertig mit der Welt und wolle hier oben ganz in der Einsamkeit verbleiben. So wenigstens hab' ich mir ihre Worte gedeutet, Signor, denn ich kenne nur ein Geringes vom Italienisch, wie man es in der Fremde auf den Schulen lernt. So rede ich nun hin und her, denn ich habe es gottlob nicht nötig, des Gewinstes wegen Leute in mein Haus zu nehmen, aber sie bittet und fleht; sie sei von allen verlassen; sie wolle einen hohen Preis zahlen und unsere Kost teilen und keiner Seele beschwerlich fallen.

„Da hab' ich denn gefordert, was anständig ist zu fordern, und sie geht gleich in ihr Zimmer — das alte, große hier zur Rechten, Signor — und riegelt sich ein. Heiliger Herr des Himmels! denk' ich bei mir, sie wird es doch nicht etwa so machen wie der Inglese letztes Jahr zu Castasegna unserm Padrone gethan hat? Der hatte sich nämlich auch eingeriegelt und sich darauf eine Kugel durch den Kopf geschossen — denken Sie das Unglück für unsern Padrone, Signor. Nun — es wird mir's keiner verargen, daß ich mich nah' der Thür gehalten und gelauscht habe, um rasch zur Hand zu sein im Falle der Not. Und da, Signor, hat sie wohl eine Stunde lang laut geweint und vor sich hin geredet — verstanden hab' ich freilich kein Sterbenswort — bis sie zuletzt das Fenster öffnet und etwas hinauswirft. Das sollte wohl in den tiefen Quellbrunnen dort drüben fallen und in Ewigkeit verschwinden, aber Gott fügt, daß es nur gegen den Randstein klingt und bleibt am Boden liegen. Zuerst geb' ich nicht weiter acht darauf, denn die Signora ist zu mir in den Flur gekommen, hat mich angesprochen und mir gesagt, sie gehe nun ein wenig ins Fexthal und in der Villa Philipp werde sie Mittag machen. Sehr blaß und sehr verweint sah sie aus, Signor, und die Kniee haben sicher gewankt unter ihr, und dennoch ist sie gegangen. Als ich aber hernach ums Haus zum Quellbrunnen gehen und sehen will, was sie zuvor durchs Fenster von sich gethan hat im Zorn, da find' ich den Ehering hier und ich denke: gib ihn dem Signor, wenn er seine Frau suchen kommt. Und da ist er!"

„Wir sind nicht Mann und Frau," entgegnete Bürklin mit bedeckter Stimme. „Aber den Ring nehm' ich an mich und will ihn ihr wieder auf den Finger schaffen, so wahr mir Gott hilft. Seien Sie gut und freundlich mit der armen Seele, Signora Rizzi; es muß bald anders mit ihr werden, und sie wird Ihnen nicht lange im Hause zur Last sein, lassen Sie mich sorgen; denn ich verstehe nur allzu gut, wie schwer dies alles Sie beängstigt. Und damit muß ich auf und davon gehen — addio, Signora Rizzi! In Curtins also finde ich sie zuverlässig?"

„Beileibe nicht, Signor! Spüren Sie ihr nicht nach!" rief Frau Teresina erschrocken. „Streng verboten hat sie mir's, Ihnen zu verraten, daß sie hier sei — dem Lorenz aus Baselg' ist das nämliche von ihr anbefohlen —"

„Und daß der Lorenz geplaudert hat, ist nicht Ihre Schuld, mia cara," entgegnete Bürklin. „Nochmals: haben Sie Geduld und Nachsicht. Sie wissen es ja selbst am besten, wie todunglücklich der Mensch werden kann, und wie er doch aus eigener Kraft und mit liebreicher Hilfe endlich seine verlorene Ruhe wiederfindet, so oder so. Man muß es nur gelassen abwarten. Hab' ich nicht recht?"

„È così, Signor — grazie!" sagte sie ernst und blickte nieder auf ihr Trauerkleid. „Ich werde Ihren klugen Rat befolgen, und möge Gott dann das Seinige dazu thun."

Bürklin trat seinen Gang mit ungewohnter Hast an. Immer heftiger stritten die widerspruchsvollsten Gefühle um den Besitz seiner Seele. Der Trauring seiner armen, leidenschaftverblendeten Freundin schien ihm durch die Brusttasche bis ins tiefste Herz hinein zu brennen. Alles was ihm Signora Rizzi eben mitgeteilt hatte, beängstigte auch ihn namenlos, so sehr er sich der Erzählerin gegenüber mit Ruhe gewappnet hatte. Er schaute angestrengt spähend um sich und suchte die geliebte Gestalt zwischen den finsteren

Schroffen und Zacken dieser wilden Felsenwelt; jenes winzige schwarze Fleckchen fern auf dem Eise des Fexgletschers machte ihn erzittern, denn dunkel stieg das Gespenst der Gefahr vor seinem geistigen Auge empor und wuchs mit jedem Schritte, den er vorwärts eilte. Wie, wenn sie ihr Leben in einer grausigen Verzweiflungsthat geendet hätte, und er konnte es nicht hindern, er, der Gut und Blut gern für sie hingeben wollte! Mit einem Zauberschlage ward ihm die Riesenmacht seiner Neigung zu ihr, der Frau des anderen, klar, die ihm nicht angehören durfte. Vergessen, was er an ihr gerügt und gerichtet, gestern noch, vergessen seine toten Ideale über dem heiß pulsierenden Leben! Liebe, die allgewaltige, setzte den Fuß auf sein Herz und unterjochte es; sie zog ihren Schleier, der aus Rätseln gewoben ist, vor die Vergangenheit des Mannes und sprach ihr befehlendes: „Weichet zurück von ihm, ihr Schatten!"

Und sie wichen zurück von ihm! Nur noch ein Ziel kannte seine Sehnsucht, und das lag ihm näher als er ahnte.

Wie aus dem Boden herausgewachsen stand sie, die er in Schmerzen suchte, plötzlich vor ihm. Sie trat um die Felsecke, die sich zwischen Platta und Curtins in den Fußpfad schiebt, und in deren Schutz während des Frühsommers die reizendsten Kinder der Alpenflora gedeihen. Schreckhaft, wie ihre aufgeregten Nerven sie gemacht hatten, war sie von ihrem Ruheplatze hinter dem Felsen aufgesprungen, sobald ihr Ohr die nahenden Schritte vernahm.

Als sie Steffen Bürklin erkannte, wendete sie sich rückwärts, als müsse sie ihm entlaufen. Er aber stürzte halb besinnungslos auf sie zu und wäre um ein Haar vor ihr in die Kniee gebrochen. „Katharine! Katharine! Das konnten Sie mir anthun!" schrie er laut, und es klang wie ein Schluchzen zwischen seinen Worten, obgleich er ihr trockenen Auges ins Gesicht blickte. Heftig bemächtigte er sich ihrer widerstrebenden Hand, drückte sie gegen seine Brust und seine Wange, und erst die Eiseskälte der bebenden, sich wehrenden Finger brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Vergeben Sie! Um Gott — tragen Sie mir's nicht nach!" bat er, und sie starrte ihn an wie versteinert. Nicht mehr dieselbe von gestern abend erschien sie ihm. Ihr Antlitz war über Nacht alt geworden, die Mundwinkel tief herabgezogen, die Wangen so bleich wie die Lippen, unter den Augen dunkle Schatten. Der steingraue Mantel, den sie trotz der Mittagshitze trug, erhöhte im Vereine mit dem schwarzen Schleier, der statt des Hutes über das blonde Haar gelegt und unter dem Kinne verschlungen war, den Eindruck des Farblosen, Toten.

„Was wagen Sie zu thun? Warum folgen Sie mir? Ich will allein bleiben!" rief sie, als er ihre Hand freigab. „Derjenige, dem man kein Lebewohl gönnt, hat auch kein Wiedersehen zu suchen!"

Bürklin mußte ein paarmal rasch aufatmen, ehe er im stande war, sich zu fassen und zu antworten.

„Die Landstraße ist frei für jedermann, gnädige Frau — und nochmals — vergeben Sie mir — die Angst um Sie hat mich von Sinnen gebracht! Ich könnte Ihnen vorreden, daß ich nur auf einem meiner gewöhnlichen Spaziergänge begriffen sei, aber zu lügen vermag ich nicht. Ich kam Ihretwegen, Lorenz hat mir Ihren Aufenthalt verraten müssen. Nach allem, was wir gestern miteinander gesprochen haben, kann ich Sie unmöglich allein und leidend hier wissen."

„Ich will allein sein!" wiederholte sie. „Bis ins innerste Herz haben Sie mich verwundet!" Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie nagte an ihrer Unterlippe. „Sie sagten selbst, daß Sie für mich und meine Handlungsweise niemals Verständnis haben werden — nun lassen Sie mich wenigstens in Frieden! Ich fühle mich krank seit gestern, ja, ich bin unbeschreiblich elend, und ich bedarf der Einsamkeit, um mit mir selbst fertig zu werden. Nein! Nichts von der Zukunft!" schnitt sie ihm das Wort ab, „die Zukunft ist leer, von einem Tage lebe ich hoffnungslos zum anderen, und Gott mag wissen, wie es enden wird! Bemitleiden Sie mich nicht — ich kann, was ich will, und ich will das Vergessen lernen!"

„Sie lernen es nie und nimmer!" rief er aus und fügte hinzu: „Es ist mir furchtbar, so von Ihnen scheiden zu sollen — ich frage und frage mich, ob ich zu hart war gestern abend; mein halbes Leben gäbe ich darum, könnte ich mir selbst mit gutem Gewissen „ja" antworten — aber es bleibt stumm in mir! Stumm — obwohl Sie mir teurer sind —"

„Sparen Sie sich lieber den Schluß. Das, was Sie meine ‚Schuld‘ nennen, steht zwischen unserer Freundschaft,“ unterbrach sie ihn bitter. „Beweisen Sie mir glaubhaft, daß es eine ‚Schuld‘ ist, und ich will Ihnen auf den Knieen für das Ende meiner Qual danken!“

Da ging ein plötzliches Leuchten über sein Gesicht, und alle die Züge fortreißender Leidenschaft glätteten sich aus. „Die Zeit wird Sie erkennen lehren, ich baue fest auf die Zeit und auf das Edle in Ihnen,“ sagte er tiefbewegt. „So will ich Ihnen jetzt Lebewohl sagen, weil Sie es fordern. Wollen Sie mir erlauben, dann und wann im Vorbeikommen nach Ihnen zu sehen? Sie wissen, das Fexthal ist mein liebster und häufigster Spaziergang von Baselgia aus.“

Sie blickte ihn mit einem rätselhaften Ausdrucke an — Wunsch und Kampf lagen darin vereint. Ihre blassen Wangen röteten sich jäh und erbleichten wieder; endlich sagte sie langsam:

„Nein! Sie sollen nicht nach mir sehen! Sie werden zwar meine Gründe wieder nicht billigen und mich noch härter beurteilen meiner Gefühllosigkeit wegen, die Ihnen Ihre Wärme schlecht vergilt. Allein ich bin ebenso ehrlich wie Sie, und deshalb spreche ich ohne jeden Rückhalt, mag mir's auch bitter schwer fallen. Ich bin es zu wenig gewohnt, ohne Sorge und Liebe zu leben, und ich sehne mich manchmal so brennend nach all der Liebe zurück, die ich einst besessen und nun auf immer verloren habe — daß ich — daß ich fürchte — nein, ersparen Sie mir's, zu vollenden,“ bat sie und blickte Steffen Bürklin abermals mit dem seltsamen Ausdrucke an. „Sie sind trotz aller Härte und trotzdem, daß ich gestern im Zorne das Gegenteil behauptete, doch voll wahrer Güte gegen mich — ich fühle es viel tiefer als Sie mir zutrauen mögen, ach, und die Sehnsucht in uns Menschen wächst von Tag zu Tag, wenn sie einmal in uns aufgewacht ist. Ihre Güte würde auch wachsen, und denken Sie, o denken Sie, wenn ich je etwas dächte oder spräche, oder gar thäte, was ich vor Viktor nicht verantworten könnte? Unsere Ehe ist ja zerrissen, und dennoch — dennoch!“ Sie hielt inne und sah mit thränenschweren Augen zu Bürklin auf, bis ihr die großen Tropfen über die Wangen rollten.

Der Atem stockte ihm, und es brauste ihm vor den Ohren. „An mein Herz!“ rief eine durchdringende Stimme zwischen das Brausen hinein, aber eine heilige Macht gebot der Stimme Schweigen, ehe sie ihren Ruf vollendet hatte; die Achtung vor der Frau war's, die, ihrer Schuld unbeschadet, einen guten Kampf siegreich kämpfte. „Sehen Sie, so steht es um mich,“ fuhr sie fort, „und deshalb bin ich besser allein. Damit leben Sie wohl — fürs erste bleibe ich still in Platta, und ehe ich diese Gegend ganz verlasse, sehen wir uns noch einmal in Baselgia zum Abschied. Mein Gepäck ist dort zurückgeblieben. Adieu denn und versuchen Sie nicht, noch schlechter von mir zu denken als vorher!“

Statt der Entgegnung beugte er sich wortlos über ihre Hand und küßte dieselbe ehrerbietig. Dann, von einem Impulse getrieben, hielt er sie fest, griff mit der freien Linken in seine Brusttasche, und einen Moment später hatte er Katharinens verschmähten Trauring an seinen rechtmäßigen Platz auf den Ringfinger geschoben.

„Werfen Sie ihn nicht wieder von sich! — Niemand spielt ungestraft mit Gottes Sakrament!“ sagte er, seine Aufregung mühselig niederzwingend, und drückte dabei Katharinens Hand so gewaltsam, daß der Ring ihr ins Fleisch schnitt und sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen. Dann verließ er sie, noch mitten im Wege stehend, lüftete grüßend den Hut und wendete sich zurück gegen Platta hinunter. Ehe er jedoch das Dorf erreichte, bog er, jenseits des Kirchleins Crasta auf der Höhe, in den steilen Felsenpfad ein, der empor nach Muott'ota führt und sich von dort ins Val Fedoz abwärts schluchtet.

Als Steffen Bürklin sie verlassen hatte, kam ein Gefühl erstickender Demütigung über Frau Katharinens Seele. Sie schlich wie gelähmt in ihr Versteck hinter dem vorspringenden Felsen zurück, setzte sich dort auf den kurzen Rasen, faltete die Hände ums Knie und blieb stundenlang in dieser zusammengekauerten Stellung, ohne an Mittagbrot oder Heimkehr nach Platta zu denken, ja fast ohne sich zu regen.

Gott allein weiß, was sie dachte, welche Bilder an ihrem Inneren vorüberzogen, während sie den goldenen Ring an ihrem Finger betrachtete, der die Sonnenstrahlen einfing und weiterblitzen ließ. Magnetisch bannte dies Lichtspiel ihren träumenden Blick an

sein Gefunkel. Nochmals ein vermessenes Thun mit diesem Ringe zu treiben, sie hätte es nie gewagt auch ohne den leisesten Hang zum Aberglauben. Es gibt unerklärbare Eindrücke und dunkle Mächte, die uns Menschen zum blinden Gehorsam zwingen. So auch in Frau Katharinens Lage. Ihr Ring war wieder da, und nach dem „Wie" fragte sie nicht. Er machte sie von neuem vor ihr selbst zur Frau — nicht zur geschiedenen, sondern zur unlöslich gebundenen. Trotz der Trennung gebunden an ihn, dessen Name im Ringe geschrieben stand zusammen mit dem Datum des Tages, der sie vor zehn Jahren zur glückseligen Braut gemacht hatte.

„Hole mich heim — ich finde den Weg nicht!" sprach es als Endpunkt aller Gedanken in ihr, und daneben tönten ohne Unterlaß Bürklins Worte: „Wehe den Fahnenflüchtigen! — Nur über Canossa geht der Weg in die Heimat zurück." Schon als Kind war ihr das Abbitten immer so schwer geworden, und jetzt sah sie sich durch eine Ideenverkettung im Hofe ihres eigenen hübschen Hauses, daheim in der Langgartener Vorstadt stehen, der Schnee lag hoch, die Fenster, zu denen sie emporblickte, waren vereist. Da meinte sie plötzlich des Gatten Stimme zu vernehmen, zwei-, dreimal rasch hintereinander rief er ihren Namen. Sie wußte nicht, ob sie hier in der Bergeinsamkeit geschlafen und lebhaft geträumt, oder ob die allzeit geschäftige Phantasie ihr den Streich gespielt hatte.

Ein Grauen überfiel sie in der stummen Öde, sie sprang auf, raffte Handschuhe und Plaid vom Boden und lief wie gejagt nach Platta zurück. Dort warf sie sich erhitzt auf ihr Bett und schlief stundenlang. Abends aber saß sie, ein schweigender Gast, in Frau Teresinas warmer Haardecke auf der Polsterbank; sie konnte unmöglich allein sein mit ihrer Furcht vor der rufenden, heimatlichen Stimme!

9.

Erst spät abends kehrte Bürklin heim. Er hatte, wie er Nonna sagte, heute seinen weitesten und beschwerlichsten Marsch seit vielen Jahren gemacht, Mittagbrot und Vesper darüber versäumt und sich seinen Kopfschmerz verlaufen. „Nun aber ist mir's ganz wohl, und ich will tüchtig zu Abend essen."

Die wackere alte Seele sprach ihre Freude über die Besserung aus und trug alle die Herrlichkeiten des Schlachtfestes für ihn zusammen: frische Wurst und lockeres neubackenes Brot; dazu, um die Kruste einzutunken, ein Schälchen halbflüssiges Schmalz „so süß wie Nußkern." Alles äußerst appetitlich, und Bürklin ging mit bestem Willen daran, aber zu Nonnas großem Kummer aß er nur hier ein Scheibchen und dort ein Bröckchen, das Schmalz berührte er überhaupt nicht: das sei zu schwere Kost am Abend, meinte er, trotz des großen Glases Lacrimae aus dem Extrafäßchen im Keller. Nonna fand auch nicht, daß er so wohl aussähe, wie er zu sein rühmte. Seine Augen glänzten und blickten allzu rasch im Zimmer hin und her, die scharfe Wangenröte stieg bis zur Stirn hinauf, und das Haar lag feucht und schlaff an den Schläfen. „Er wird mir doch nicht krank werden?" dachte sie, ihn heimlich beobachtend. Es war sonst niemals seine Manier, Brotkugeln zu drehen, und sie wußte sich ebensowenig zu erinnern, daß seine Finger unaufhörlich gezittert hätten. Merken ließ sie sich natürlich keine Spur, und er erkundigte sich angelegentlich nach ihrem Tageslaufe und den Freuden des Schlachtfestes.

Zia Nonna fand des Lobes nicht genug über das prachtvolle Schwein; es habe sich abstechen lassen wie ein Lämmchen, „natürlich verhältnismäßig, Signor, verstehen Sie? Nur der Lorenz hat sich bös dabei übernommen, und es ist ihm auch nach zwei Thees und vier Lorbeerschnäpsen noch immer nicht richtiger im Magen geworden. Nun hat Deta Caflisch, die mir heute beim Schüsselspülen behilflich gewesen ist, für einmal die Stiefel putzen müssen, und der Signor darf nicht allzu scharf nach dem Glanze sehen. Man muß beim Schweinemetzgen nicht gestreng sein; denn für einen Burschen, der das Fett liebt und einen weiten Magen hat und tüchtig mit den Fäusten schafft, ist das Schlachtfest größer als Christtag und Fastnacht — soll's schon bun' nott' sein, Signor Dottore?" unterbrach sie sich, als Bürklin aufstand und seine brennende Lampe vom Büffett nahm. „Wohl, wohl — falls Sie noch ein wenig zu arbeiten belieben, so ist es recht, und guten Schlaf und frohe Träume, Signor — bun' nott' also!"

Er verließ das Speisezimmer, und Zia Nonna, als sie ihn sicher droben in seiner sorgsam durchwärmten Stube wußte, hing sich

ihr schwarztaftenes Kapuzenmäntelchen um, nahm die Handlaterne aus dem Winkel und ging nach Sils-Maria hinüber zum Doktor, der sein trauliches, blumenumblühtes Haus dicht neben dem Hotel Edelweiß hatte. Er war gerade zur Unzeit abgerufen, aber die Doktorin empfing die Alte, die sich im Orte großer Beliebtheit erfreute, und hieß sie, ihr die Bestellung ausrichten. Nun erst fiel es Nonna ein, daß sie genau genommen kopflos gehandelt hatte; denn wer bedurfte des Arztes so dringend bei ihr? Aber ein mutiges Herz läßt sich nicht verblüffen, und so fing sie hübsch von langer Hand an, um ihren Besuch recht wichtig zu machen.

„Es steht nicht zum besten mit mir, Frau," sagte sie kopfnickend und nahm den Sitz im Großvaterstuhle an, „mich reißt es einen Tag und alle Tage, und wenn der Doktor nicht ein gutes Mittelchen weiß, so werde ich wohl das Podagra in den Kopf bekommen und den Verstand darüber verlieren. Und man hat nicht so viel davon, leider Gottes, daß man's missen möchte, Frau. Es ist schon so weit mit mir, daß ich die Weckuhr nicht mehr vernehme und mein Haus darüber versäume."

„Nun, das werd' ich dem Doktor pünktlich ausrichten, Zia Nonna," tröstete die Doktorin, „faßt Euch einstweilen in Geduld, und sobald er wieder nach Baselg' hinaus muß, sorg' ich dafür, daß er am Jostihause nicht vorbeigeht —"

„Ei — ich dächte, er käme besser vor Neujahr," entgegnete Nonna und machte ordentlich ein höhnisches Gesicht zu ihren Worten. „Umsonst soll er den Weg nicht thun, das versteht sich, und zum Begräbnis wird er ohnedies geladen — und wenn ich das einzige Kranke im Hause wäre, so wollt' ich mich bescheiden bis auf den jüngsten Tag, Frau. Aber sehen Sie, unser Lorenz, der beste Knecht, den ich je gedungen habe, liegt mir auf der Streu, und Gott verhüte, daß er mir die Cholera oder etwas Ärgeres einschleppt — das wäre ein schweres Kreuz für unser Baselg'."

„Gütiger Himmel! was ist denn nur mit dem Lorenz geschehen?" fragte die Doktorin erschrocken und wünschte ihren Doktor wirklich herbei in diesem kritischen Augenblicke. Nonna zog eine lange Miene, die der tragischen Muse nicht übel gestanden hätte, und sagte dumpfen Tones: „Wir sind nicht Herr über Leben und Sterben, aber zuviel ist zuviel! Wem es zu gut mundet, dem begehrt der Magen auf, und die Gedärme lassen sich nicht dehnen wie Hutschnur. Es ist schon manch ein Herz stillgestanden nach geringeren Festen als dem Schweinemetzgen!"

„So, so! Nun, da dürfen wir denn noch hoffen, Zia Nonna," erwiderte die Doktorin lächelnd. „Zu der Krankheit weiß ich schon Rat, denn die kommt dem Doktor gar zu oft unter die Finger. Also erstens einen guten Kamillenthee und dann von dem Öle hier ein paar tüchtige Löffel — es wird ihn nicht hart dünken, wenn er so gern Fett nimmt. Und der Doktor soll ganz gewiß bald nachsehen, verlaßt Euch darauf."

„Ja — aber es muß morgen sein und früh am Tage," sagte Nonna, ihren letzten Trumpf ausspielend. „Denn mein Signor Dottore, Frau, der sieht mir aus, als stecke eine große Krankheit in ihm — er ißt nicht, er trinkt nicht und hat rote Flecken auf den Backen wie ein Zehrender und Augen wie Feuer. Er sagt, es bedeutet wenig, aber er ist ein tapferer Mann und wehrt sich gegen den Tod, als ob der mit sich handeln ließe!"

„Das ist ja ein wahres Lazarett bei Euch, da muß ich schon wirklich sorgen, daß der Doktor es morgen möglich macht," meinte die Doktorin. „Haltet bis dahin brav den Kopf oben, Zia Nonna!"

„Und ich bitte, daß der Doktor es nicht leicht ansieht," verabschiedete sich Nonna, „um einer bloßen Kleinigkeit willen läuft keine Unbescholtene nächtens von einem Dorfe zum anderen! Bun' nott, Frau, und daß es nur ja nicht verabsäumt wird."

Daheim hatte sie noch ihre liebe Not mit dem Lorenz. Der schlief nach all seinen Lorbeerschnäpsen so fest, daß ihm weder Thee noch Medizin beizubringen waren, und er schnarchte, daß die Kammer dröhnte. „Du wirst mir davonkommen, mein Sohn," sagte Nonna, als sie sich unverrichteter Sache entfernte, „aber für meinen Dottore hab' ich ein gutes Werk gethan, und deshalb kann ich mich nun in Frieden schlafen legen."

— — — — — — — — — — —

Steffen Bürklin saß oben an seinem Pulte, die brennende Stirn in die Hand gelegt, und schrieb einen Brief mit langen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen. Das halbdunkle Zimmer schwamm vor seinen Augen, und in seinen Schläfen pochte das Fieber; die Gedanken stoben ihm auseinander wie Spreu im Luft-

hauch, aber er haschte die fliehenden und sammelte sie immer von neuem zu einem geordneten Ganzen. Er fühlte selbst, daß er krank war und vielleicht schon morgen nicht mehr im stande, sein Vorhaben auszuführen, über dem er jetzt brütete: den Brief an den Landrichter Eschrodt in Danzig.

— — — — — — — — — — —

Was für ein qualvoller Tag war dieser heutige gewesen, der jetzt auf die Neige ging! Steffen Bürklin hatte in den zweiundvierzig Jahren seines Lebens keinen ähnlichen zu verzeichnen gehabt. Nur das düstere, verschwiegene Val Fedoz hatte sein erbittertes Ringen gegen sich selbst gesehen und die Seelenangst, mit der er sich stürmisch zurückgewünscht hatte hinter den Felsvorsprung zu der einsamen Frau, einsam wie er, die in all ihrem Unrecht dennoch fleckenlos war und ein Herz voll Liebe besaß, das sie nach kurzem Irregang unfehlbar dem wiedergeben würde, dem es eignete. Wer aber leitete sie aus der Irre auf den geraden Pfad? Er, der Freund, der sich so hocherhaben über menschliche Schwäche gefühlt, er, der gerichtet und verworfen hatte, richtete und verwarf sich selbst in der schauerlichen Einöde des wildzerklüfteten Thales mit seinem zerrissenen Gletscher im Hintergrunde und seiner Mauer von starrenden schwärzlichen Felsen. Zwischen sich und das, was er mit jeder Faser seines Ich begehrte, hatte er die unübersteigliche Mauer gelegt, und nun schleuderten ihn dennoch ungestüme, wahnsinnige Wünsche hin und her. Der gewaltige Dämon, das häßliche Zerrbild der Liebe, hatte sich auf ihn geworfen und kämpfte mit dem Ebenbilde Gottes in ihm um den Sieg: „Reiße sie, die du liebst, in deine Arme, sie wird sich dir geben, sie wird durch dich ein besseres Glück kennen lernen als sie je besaß! Ihr Gatte trägt die Schuld — du warst mit Blindheit geschlagen — sie fürchtet dich, weil sie die Macht deiner Liebe ermißt und die ihrige erkannt hat! Deshalb flieht sie dich, und du willst dir dein Glück entrinnen lassen?“ So raunte der Dämon ihm zu, und sein glühender Atem trieb den Widersacher zurück, seine Klauen rissen das Herz blutig, um das er mit jenem stritt.

Fragen und Beteuerungen hatte der gefolterte Mann in den Wind hinausgerufen, die Hände ins Moos gegraben, auf das er sich hingestreckt — gestöhnt wie ein Verwundeter! Nur das schwache Echo gab Antwort, und das dunkle Gletscherwasser des Val Fedoz schluchzte an seiner Stelle und perlte die Thränen, die seine Augen nicht fanden, auf den bräunlichen Rain.

Nun war's vorüber. Aus seiner Wildnis hatte er nach redlichem, mühseligem Suchen den Ausweg gefunden, und die Sühnethat, die er zu thun gedachte, trug, wenn sie gelang, ihren stillen und reinen Lohn sicher in sich.

— — — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht erst stand der Brief fertig auf dem Papier. Er ließ freilich Bürklins gewohnte klare Satzgliederung, den ruhigen Fluß seiner Gedanken vermissen, aber er sagte, was er sagen sollte, und Bürklin war nicht unzufrieden damit, als er ihn vor dem Zusammenfalten noch einmal durchlas, ohne zu streichen und zu ändern, wie es sonst seine Gewohnheit war. Der Brief lautete:

„Sils-Baselgia, Ober-Engadin,
d. 3. Oktober 188 .

Sehr geehrter Herr Landrichter!

Ein Unbekannter, schreibe ich an Sie, den Unbekannten, diese Zeilen. Zuerst gestatten Sie mir, mich Ihnen als Dr. Steffen Bürklin aus Dorpat vorzustellen; von Geburt sind wir Landsleute, gute Preußen, und ich glaube mich zu erinnern, daß Sie seinerzeit, d. h. im Jahre 56, zu unserm Korps, den Bonner Franken, während eines Semesters in freundlicher Beziehung standen. Jedenfalls möchte ich diesen lockeren Faden wieder anknüpfen, um Ihnen in einer sehr zarten und schwierigen Angelegenheit unumwundene Mitteilungen machen zu können.

Lassen Sie mich ohne Umschweife auf den Kern der Sache kommen: mein Brief betrifft Ihre Frau Gemahlin. Der Zufall hat sie und mich unter ein Dach zusammengeführt und auch unsere Bekanntschaft vermittelt; wir beide sind die letzten Sommergäste hier am Silser See. Ich komme seit Jahren um dieselbe Zeit aus alter Gewohnheit; — weshalb Ihre Frau sich in diese schöne Einöde zurückgezogen hat, das werden Sie besser als ich wissen.

Gestern abend hat sie mir bei Gelegenheit eines gemeinsamen Spazierganges Einblicke in ihre Verhältnisse und die Gründe ihrer Trennung von Ihnen gegeben und hat sich in leidenschaftlichen Worten zu der An-

sicht bekannt, daß sie an keine Heimkehr nach Danzig denken dürfe, ohne ihrer Selbstachtung empfindlich zu nahe zu treten. Hätte ich den Vorzug, mich unter Ihre näheren Freunde zu zählen, so würde ich Recht und Unrecht in dieser peinlichen Sache schärfer sondern und beurteilen können; so wie alles liegt, muß ich mich objektiv dazu stellen und darf Ihnen nur die nackten Thatsachen und meine unmaßgebliche Meinung vorlegen. Jedenfalls glaube ich, so schwer mir in anbetracht meines persönlichen Mitgefühls dies Zugeständnis auch wird, in der trotzigen Leidenschaftlichkeit Ihrer Frau den Beweis ihres größeren Schuldanteils zu finden.

Sei dem wie ihm wolle, so viel steht fest, daß sie sich in Sehnsucht und Heimweh nach dem Kinde und nach Ihnen und Ihrem Schutze verzehrt. Sie ist, darauf lege ich meine Hand ins Feuer, eine reine und Ihnen treue Frau, die eigenwillig und unbedacht in einen Engpaß geraten ist und den Rückweg zu Ihnen nicht finden kann. Ihr rasches Temperament stellt das beirrende Hindernis. Trotzdem meine ich, daß kein Gatte eine solche Frau, deren Fehler nur die rauhe Schale des edlen Kernes bilden, verstoßen sollte, und nach der Liebe für Sie zu schließen, die durch alle Heftigkeit Ihrer Frau immer wieder hindurchleuchtet, kann eine solche Absicht Ihrerseits auch schwerlich vorliegen. Deswegen hoffe ich, daß Sie meinen Wink nicht mißverstehen werden.

Ich will Ihnen die volle Wahrheit nicht vorenthalten. Ich habe eine Zeitlang das Meinige versucht, um Ihre Frau auf den rechten Weg, den Heimweg, zurückzuleiten, aber meine Kraft versagt mir. Denn ich fühle, daß mein Herz einen Anteil an ihrem Geschicke nimmt, der mir nicht zusteht, daß es einen Augenblick gegeben hat, in dem ich Ihnen Ihr heiliges Besitztum neidete und gern entrissen hätte. Ersparen Sie mir jedes weitere Wort darüber. Ihre Frau ahnt und teilt keines dieser Gefühle, aber der feine Instinkt des Weibes hat es ihr eingegeben, unser augenblickliches gemeinsames Heim zu verlassen, vielleicht weil sie dunkel fühlt, daß die Straße, die ich sie ferner führen würde, keine gefahrlose mehr sein könnte. Niemand weiß, ob er die Abgründe an seinem Wege ohne Schaden überspringen kann oder hineinstürzt und sich selbst verliert; niemand soll die Versuchung herausfordern.

Sie werden mich verstehen und meine Machtlosigkeit ehren. Ich ziehe es vor, allem Kampfe durch mein offenes Bekenntnis ein Ende zu machen und mich einfach an Sie zu wenden mit der Bitte um Rat und Hilfe für Ihre arme Frau, die Ihnen nach menschlichem Gesetze und dem Gesetze ihres eigenen Herzens angehört. Sie befindet sich augenblicklich in einem abgelegenen Dorfe, eine Wegstunde von hier, und ist dort, die vollständige Einsamkeit abgerechnet, gut aufgehoben im Schutze einer verständigen Frau. Ich wache auch aus der Ferne über ihr, und sie ist sicher wie Gold im Berge, solange mir die gewisse Hoffnung bleibt, daß Sie Ihre Rechte und Pflichten binnen kurzem wieder antreten werden. Geben Sie mir, bitte, umgehend einen Wink hierher an meine obenstehende Adresse. Den einen Rat noch erlauben Sie mir schließlich Ihnen zu geben: schreiben Sie vorläufig mir und nicht Ihrer Frau, deren Gefühle sich noch abklären und verstärken müssen, ehe sie Ihnen eine ganz sichere Zukunftsgarantie bieten. Lassen Sie uns Hand in Hand arbeiten als wahre Freunde Ihrer Frau.

Ihr sehr ergebener Doktor Steffen Bürklin."

Ohne einen Moment zu zögern, siegelte und adressierte er diesen Brief, nahm sich dann seinen dunklen Havelock und den Kalabreserhut vom Ständer und verließ, den Brief in der Tasche, leisen Trittes sein gemütliches Zimmer. Nichts regte sich im Hause; behutsam tastete sich der nächtliche Wanderer trepp ab, öffnete die unverschlossene Hinterthür und gelangte ins Freie. Barry fuhr mit drohendem Knurren aus seiner Hütte, sowie er das Knirschen der Tritte vernahm und die schwarze Gestalt sich aus dem Schatten der Hauswand lösen sah. Beim ersten halb geflüsterten Worte jedoch erkannte er seinen Freund, und als wolle er ihn um keinen Preis unbeschützt hinweggehen lassen, zerrte er an seiner Kette und winselte, bis Bürklin ihn losmachte und mit sich nahm. Eng an den Hinauswandernden gedrängt, begleitete er ihn, leckte seine herabhängende Hand, die wie Feuer brannte, und sprang ein paarmal schmeichelnd an ihm auf, gleichsam sagend: „Du bist nicht allein, ich halte dir Treue!"

Ihm war die Nähe des Tieres wohlthuend; er beugte sich dann und wann zu ihm nieder, drückte den großen, rauhen Kopf

gegen seine Brust und redete zu dem Hunde wie zu einem mitfühlenden Menschen. Er ging ins Dorf, um den Brief, noch zur Beförderung morgen früh, gleich in den Kasten der Postablage zu werfen. Dunkel und totenstill wie ein Märchen lag das alte Nest, nur als Bürklin dem Hause mit Büreau und Briefkasten nahe kam, hörte er drinnen ein Kind laut schreien, und eine Frauenstimme sang dazu, um den unruhigen kleinen Weltbürger im Wickelkissen einzuschläfern. Dann öffnete sich die Thür und ein langer, gebückter junger Mann im Nachtkamisol ging mit einem Kruge zum Brunnen im Hofe, dessen Wasser, kristallklar und eiskalt, unaufhörlich aus enger Röhre in den niederen Steintrog rann. Es war der Baselgier Postbeamte.

„Ah, Signor Dottore — noch unterwegs? Bonna sera!“ sagte er erstaunt, als er den Stehenbleibenden erkannte. „Das ist eine kalte Nacht heut! Unser Bübchen hat's so arg mit dem Zahnen, und wir müssen ihm den Kopf kühlen —“

„Laßt mich erst einmal trinken, Jon Ruggi,“ entgegnete Bürklin und netzte seine trockenen Lippen mit tiefen Zügen aus dem Kruge, „und dann hätt' ich eine Bitte: schließt Eure Kammerthür wegen der Frau und des Kindes und schreibt mir jetzt gleich im Büreau den Brief hier ein, daß er recht rasch und sicher an Ort und Stelle kommt.“

„Gern, Signor!“ Der gefällige Mann eilte mit seinem Kruge voraus, lieferte ihn ab und machte Licht im Büreau. Er hatte keine Ahnung, wo in der großen Welt Danzig lag, und suchte und blätterte sehr lange danach in seinen Büchern. Bürklin saß unterdessen auf der Bank, lehnte den Kopf mit geschlossenen Augen gegen die Wand zurück, und der eintönige Gesang der Mutter drinnen in der Kammer, des Kindes matter werdendes Weinen und das Schnaufen des Hundes zu seinen Füßen verschwammen zu einem Chaos von Tönen in seinem Hirne. Er schrak mit Herzklopfen und Angstschweiß vor der Stirn empor, als Jon Ruggi ihm den Garantieschein hinbot und die Einschreibegebühr forderte.

„Was soll ich Euch für Eure Bemühungen geben?“ fragte Bürklin aus dumpfem Traume heraus, und als der Mann meinte: es sei ja gern geschehen, und überdies habe er doch noch gewacht, legte der Fragende stumm ein Zweifrankstück auf den Tisch und ging von Barry gefolgt wieder fort.

Er hatte sein Schicksal und seine Entsagung nun verbrieft; der Druck war von seiner Seele gehoben, aber die Öde seines Inneren wollte sich von keiner Freude an dem Siege über die selbstischen Begierden aufhellen und beleben lassen. Von Unruhe getrieben, ging er zwecklos weiter, und seine Augen suchten in der Finsternis, als müßten sie irgendwo einen Haltepunkt erspähen.

Ein leiser, kalter Wind bog die entblätterten Äste der ärmlichen Gartengesträuche des Dorfes, Reif lag auf den Wiesen, und als Schneepyramiden ragten La Margna und Piz Ferno in die winterliche Luft. Hinter ihm der Corvatsch, ein riesiger Sargdeckel von weißem Leichentuche überspreitet, vor ihm stieg der scharfzackige Lagrev empor. Das nächtliche Düster hob die Perspektive auf, und wer so dem Berge entgegenschritt, mochte sich's leicht einbilden, daß der ungeheure Felskoloß jählings vornüber stürzen und Dorf und Wiese mit sich hinab in den tiefen See reißen könnte.

Kirche und Kirchhof und der Wasserstreifen des jungen Inn setzten seiner Wanderung ein rechtzeitiges Ziel. Er lehnte sich schwer auf die Hecke, die den Kirchhof umschloß, und schaute umflorten Auges in den kleinen Totengarten. Weiß hoben sich die liegenden Gedenktafeln hervor, im Winde knisterten die schwarzgefrorenen, kopfhängenden Georginen aneinander, und von der kriechenden Minze stieg würziger Duft auf.

„Ich will auch zur Ruhe gehen,“ sagte sich Bürklin mechanisch; der Hund an seiner Seite schüttelte sich in der Kälte, ihm selbst lief eisiges Schauern durch die Glieder. Mit Mühe erreichte er den Jostihof und vergaß den Hund anzuketten. Als Nonna anderen Morgens mit dem heißen Wasser an seine Thür kam, stand dieselbe halb offen, und ihr Signor Dottore lag stark fiebernd im Bette und verlangte nach dem Arzte. Nonna pries sich selbst wegen ihrer richtigen Einsicht am Abend zuvor; denn ehe Lorenz sich auf den Weg nach Sils-Maria machen konnte, fuhr des Doktors Einspänner in den Hof.

10.

Erkältung und Aufregung hatten naturgemäß zusammengewirkt, um Bürklins für gewöhnlich eisenfester Gesundheit einen hef-

tigen Stoß zu versetzen. Was die jüngsten Wochen langsam vorbereitet, das vollbrachte dieser letzte Tag, vor allem der nächtliche Gang zur Post. Der Doktor schalt und murrte über solch eine haarsträubende Unvernunft mit vierzig Jahren, verschrieb Chinin und kalte Kompressen im Verein mit Bett- und Stubenarrest bis auf weiteres. „Ungestraft läuft man nicht von früh bis abend nüchtern zwischen unsern Bergen herum und setzt in der Nachtkälte noch eine Promenade als Drücker auf all den Unsinn," sagte er, „namentlich wenn einem das Fieber schon in den Knochen steckt!"

Während der ersten drei Tage war der Leidende nicht im stande, seine Gedanken irgendwie zu sammeln; unruhig warf er sich in den Kissen hin und her und preßte die geballten Fäuste in die Augenhöhlen, weil ihn die springenden Fratzen der Laterna magika seines Gehirns folterten bis zur Unerträglichkeit. Wenn auch seine Krankheit als solche gefahrlos und das Fieber nur die Teilerscheinung einer Grippe war, so trat sie doch sehr heftig auf, wie meistens bei kraftvollen Naturen, und Zia Nonnas übertrieben peinliche Pflege, ihr stetes bei der Hand Sein während der Nachtstunden dünkten dem unbehilflichen und ungeduldigen Kranken eine wahre Wohlthat.

Die Ereignisse im Fex- und Fedozthale, der Brief an den Landrichter und die Spannung auf den Erfolg dieses Briefes stahlen sich ihm erst in die Erinnerung zurück, als er am vierten Tage fieberfrei auf seinem Sofa lag und in die verschneiten Gebirge hinausblickte, über denen ein ebenmäßig perlgrauer Himmel lag. Der Fexgletscher war in Nebel gehüllt, die Berglehnen des Marmoré- und Laretzuges zeichneten sich kohlschwarz dagegen ab; der Schnee haftete an den glatten Wänden nicht. Von Sils-Maria tönte das Geläut der Kirchenglocke klar herüber, und da fuhr es Steffen Bürklin jählings durch den Sinn: „Heute muß mein Brief in Danzig angekommen sein!" Und von dieser Stunde an begannen Ungeduld und Erwartung ihn zu plagen.

Von Katharine hörte er so gar nichts, als sei sie gestorben und verschollen! Wäre nur heute der Gottesdienst in Baselgia gewesen, wahrhaftig, er hätte Lorenz bestochen, daß er in der Kirchthür auf Frau Teresina Rizzi warten und sie ihm für ein paar Augenblicke zuführen solle. Aber die Baselgier Straße lag sehr still und unbelebt da, außer Nonna wanderte nur noch Jon Ruggi, der lange Postbeamte, im Vereine mit Hans Badrutt und zwei alten Weibchen zur Kirche über die Wiesen nach Sils-Maria, soviel Bürklin vom Fenster aus sehen konnte.

Er selbst fühlte sich noch matt und denkfaul, das Grübeln und Quälen über sein Ich und sein Los griff ihn an. Einmal aus der Betthaft entlassen, ward ihm das Stubenhocken immer unerträglicher. Er versuchte es mit einem zweiten Revueartikel über das Engadin, aber was er schrieb, kam ihm zu gleicher Zeit ungelenk und zerfahren und grenzenlos oberflächlich vor. Er war eben nicht bei der Sache. Deshalb ließ er sich schließlich vom Doktor Bücher aller Art zutragen und las seine Zeitungen bis auf die letzte fünfmal gespaltene Zeile des letzten Blattes. So uninteressant wie jetzt war ihm die Außenwelt mit ihrem Streite und Frieden, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft noch niemals erschienen! Von Tag zu Tage wuchs seine Unruhe; zehnmal in einem Atem nannte er den Landrichter rücksichtslos und herzlos zugleich, wenn ihn das Fieber der Erwartung einmal wieder besonders stark packte. Briefe, Postkarten, Depeschen — auf alles dies war er gefaßt, aber nicht im mindesten auf die Art, in der ihm endlich sein Bescheid gebracht wurde!

Am Freitage darauf machte er seinen ersten Gang hinaus nach achttägiger Pause. Nur bis Chiasti. Unten am Ufer der langgestreckten Halbinsel hin und über ihren bewaldeten Rücken wieder heim, aber er begann doch von neuem sich als der alte, lebensfrische Mensch zu fühlen, und am Sonnabend bestellte er sein Mittagessen ab, speiste droben auf Maloja-Kulm und wählte zur Rückkehr den Seepfad über Islas. Menika Caderas hatte richtig wieder eine Nichte bei sich in Kost, Logis und Zucht, diesmal war's ein Schwarzkopf mit finsteren Augen und Korallenstücken in den Läppchen der winzigen Ohrmuscheln. Sie wollte dem Fremden kaum sein Glas Milch aus dem Stalle holen und erklärte ihm auf seine Frage, wie es ihr in Islas gefalle: „die Islaser Burschen seien nicht besser als tote Fische, und sie selbst möchte am liebsten gleich wieder fortlaufen nach Bellaggio, wo sie zu Hause sei."

„Das Heimweh will ich dir schon aus-

treiben, Ninetta, einen schlanken Schlag hab' ich in der Hand!" keifte die alte Hexe Menika und fing an, die vielgeschmähte Barbetta Tosio von ehedem in alle Himmel zu erheben. Ninetta warf der Tante das Maisbrot vor die Füße und stieß gegen den Tisch, daß die Gläser zusammenklirrten. Bürklin entlief dem häuslichen Kriege so rasch wie möglich ins Freie.

Der Nachmittag war wunderschön, kalt und klar, der Schnee lag bis zur Thalsohle hinab, und längs des Ufers hemmte eine schwache Eiskruste, deren bogige Ränder weithin zu verfolgen waren, das Wellenspiel des Seewassers. Wie sehr hatte es heute früh Bürklin nach Platta gezogen! Das Ferthal mußte seiner Schätzung nach tief verschneit liegen, und die weiße, tote Hülle erhöhte trotz Sonnenlicht und blauem Himmel der armen Frau die Schrecken der Einsamkeit! Warum ließ der Landrichter noch immer nichts von sich hören? Bürklin verstand ihn nicht! Er ertappte sich abermals auf dem Gedanken:

„Wenn er sie nun nicht zurückrufen würde, und du könntest sie dir dennoch gewinnen! Ein Leben in Liebe und Seligkeit mit ihr!"

Allein wie ein häßlicher Schatten lag es auf diesem Gedanken, und derselbe flüchtete rasch von dannen. Merkwürdig! Bürklin verspürte kein Bedürfnis mehr, ihm nachzujagen und ihn in seiner Herzenstiefe zu fesseln: mit der Krankheit hatte er zugleich die größte Versuchung seines Lebens überwunden, und er dankte dem Himmel demütig dafür. „Ruhig abwarten!" hieß jetzt die Losung. Katharinens zurückgelassener Koffer, Wand an Wand mit seinem eigenen im Jostihause stehend, gewährte ihm die Sicherheit eines letzten Wiedersehens und die Hoffnung auf leidenschaftsloses Aussprechen und Verständigen mit ihr. Zudem hatte der uralte Briefträger zwischen Sils, Platta und Curtins ihm während dieser letzten Woche einmal einen versiegelten Zettel an Frau Teresina Rizzi mitgenommen und von dieser leidlich befriedigende Antwort über das Befinden der deutschen Hausgenossin zurückgebracht.

„Die Signora klagt nicht mehr," schrieb die Witwe, „sie hält sich meistens allein, und ihr Aussehen redet zwar von heimlichem Leide, aber sie trägt ihren Ehering am Finger und geht jeden Tag ins Freie hinaus. Wenn alle Fremden so wenig Mühe verursachen so däucht es mir kein übler Erwerb zu sein, ihnen das Zimmer zu vermieten, das mir ohne Nutzen dasteht."

Erst vorgestern, am Donnerstag, war diese Nachricht aus Platta gekommen, und Bürklin nahm sich fest vor, falls heute noch immer nichts aus Danzig eingetroffen sei, morgen nach der Kirche selbst auf Signora Rizzi zu warten und mit ihr zu reden; denn zum nächsten Gottesdienste war wieder an Sils-Baselgia die Reihe.

Im Jostihause angelangt, stampfte er sich unten im Flur den Schnee von den Füßen, der sich ihm während des Ganges vom See her über die Wiesen unter den Sohlen zusammengeballt hatte. Dabei rief er laut nach Lorenz, ob die Postsachen schon abgeholt seien, er wolle sie gleich ins Speisezimmer gebracht haben, und oben, bei ihm, müsse geheizt werden.

Er hörte, wie sich beim Tone seiner Stimme droben im ersten Stock eine Zimmerthür öffnete — sie knarrte wie Frau Katharinens Thür — im nächsten Moment sprang eine leichte, kleine Gestalt mit langen, fliegenden Blondhaaren treppab auf ihn zu; Frau Katharinens große, graue Augen blickten neugierig zu ihm empor, und die Kinderstimme fragte mit unverfälschter westpreußischer Aussprache:

„O, sind Sie der Herr Doktor? Kommen Sie von meiner Mama? Wann werd' ich denn zu ihr gehen dürfen? Darf ich gleich? Sie werden's doch schon erlauben! Bitte, ja?"

Bürklin vermochte sich in der ersten Überraschung kaum zu besinnen; er strich dem Kinde, das seiner Mutter wie aus dem Gesichte geschnitten war, die Haare aus der Stirn, faßte es unter das weiche, runde Kinn und sah ihm in die Augen.

„Du bist Ketty Eschrodt, nicht wahr? — Sieh, das ist schön von dir, daß du dir deine Mutter selbst heimholen kommst!" sagte er, aber die lebhafte Kleine schob seine Hand unter ihrem Kinne fort, warf ihr Haar über die Schultern zurück und unterbrach sein Sprechen eifrig:

„Aber ich bin doch nicht allein gekommen! Wie werde ich? Papa ist oben, und wir haben schon solange auf Sie gewartet: eine Stunde und noch eine Stunde! Papa sagte zuerst: er wird doch nicht schon abgereist sein? und da kam die komische alte Frau mit dem Zipfeltuche aus der Küche, die er=

zählte Papa von meiner traut'sten Mama und von Ihnen auch, und dann hat sie uns Mittag gekocht. Ich hab' ihr helfen dürfen!"

Währenddessen waren sie im ersten Stockwerk angelangt, die Kleine öffnete ihrer Mutter Zimmerthür, und drinnen stand der Landrichter Eschrodt vom Sofa auf und streckte Bürklin die Rechte entgegen.

Die beiden Männer maßen einander mit langen, prüfenden Blicken, mehrere Sekunden schweigend. Dann sagte der Landrichter:

„Tausend Dank für Ihren Brief — Sie haben wie ein wahrer Freund an mir gehandelt, und natürlich kennen wir uns von Bonn her. Ihr Gesicht vergißt man so leicht nicht wieder, wenn man es einmal in sich aufgenommen hat. Wie wenig haben Sie sich verändert!"

„Sie desto mehr, Herr Landrichter," entgegnete Bürklin, dem die Erinnerung einen schmächtigen, etwas stutzerhaften Jüngling mit feinem Schnurrbärtchen und Monokel vorgespiegelt hatte. Aus diesem Jünglinge war im Laufe der verflossenen zwanzig Jahre ein großer, breitschulteriger Mann geworden, der den Kopf hoch trug und ein sehr anziehendes Gesicht mit scharfen Augen und kräftigen, regelmäßigen Zügen besaß. Dazu ein außergewöhnlich sympathisches Organ. Das Ganze harmonisch und wohlthuend in hohem Grade. Nur allzu begreiflich war es, daß die verblendete Frau droben in Platta diesen Mann, trotz aller Handlungen zum Gegenteil, im Herzensgrunde liebte. Noch war kein Wort von Zweck und Ziel der Reise nach Baselgia über Eschrodts Lippen gekommen, und auch Bürklin wäre es unmöglich gewesen, die Schuld der Mutter in des schuldlosen Kindes Gegenwart zu besprechen. Es bewegte ihm die Seele und nahm ihn sofort für den Landrichter ein, als er hörte, wie dieser das Märchen von „Mamas Erkrankung" seinem Kinde gegenüber konsequent aufrecht erhielt und augenscheinlich Bürklins Doktortitel zur Vervollständigung der frommen Täuschung benutzte. Bürklin half ihm gern und nach Kräften dabei.

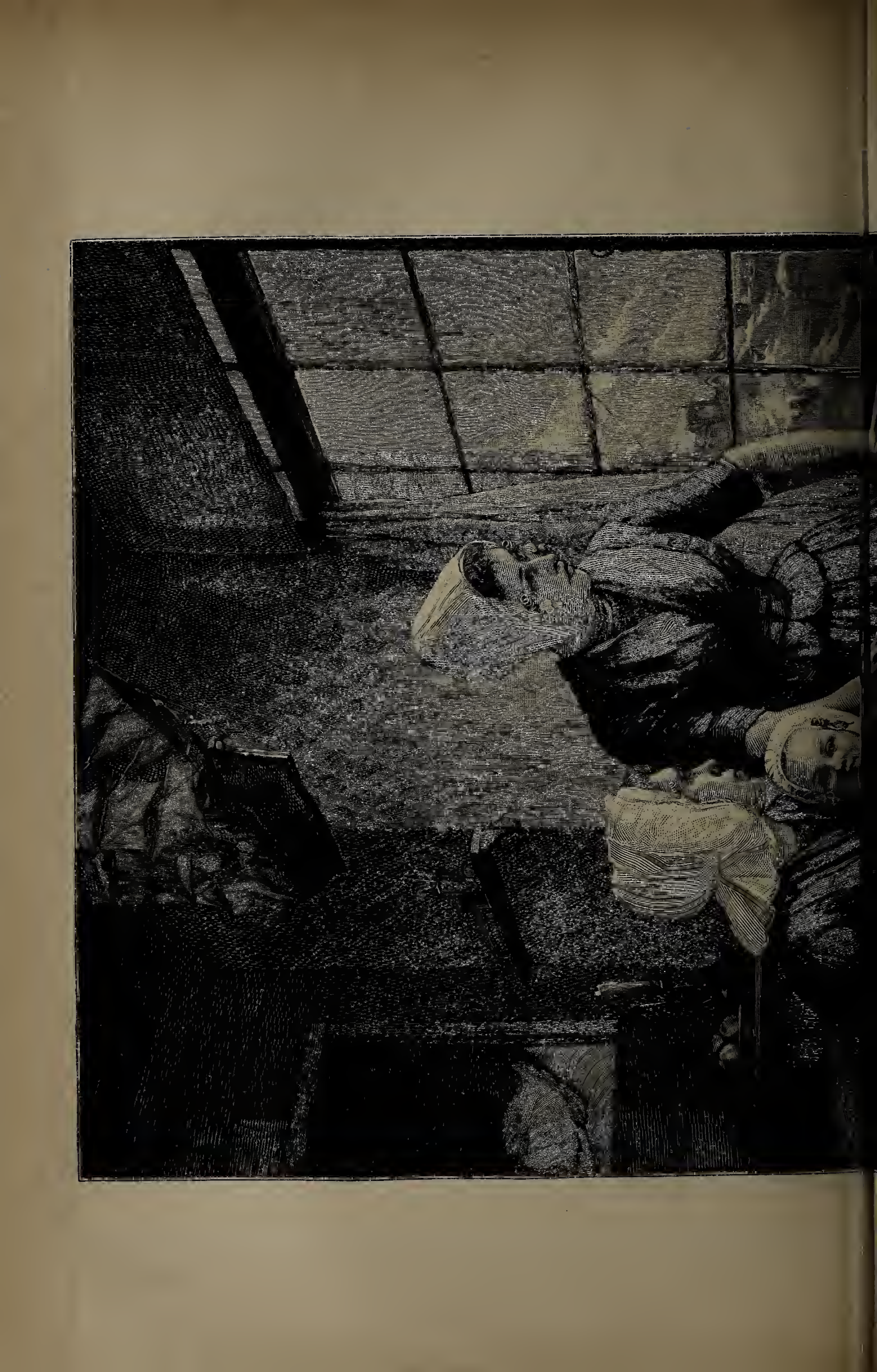
„Ketty, mein liebes Schätzchen, du mußt Geduld haben," ermahnte Eschrodt die Kleine, die auf ihrem Stuhle hin- und herrückte, zum Fenster lief, zur Thür hinauslauschte und immer ungestümer nach der Mutter verlangte. Verschiedene Male fragte sie Bürklin mit kläglicher Stimme: „Doktor! wann werd' ich doch zu meiner einzigsten Mama dürfen?"

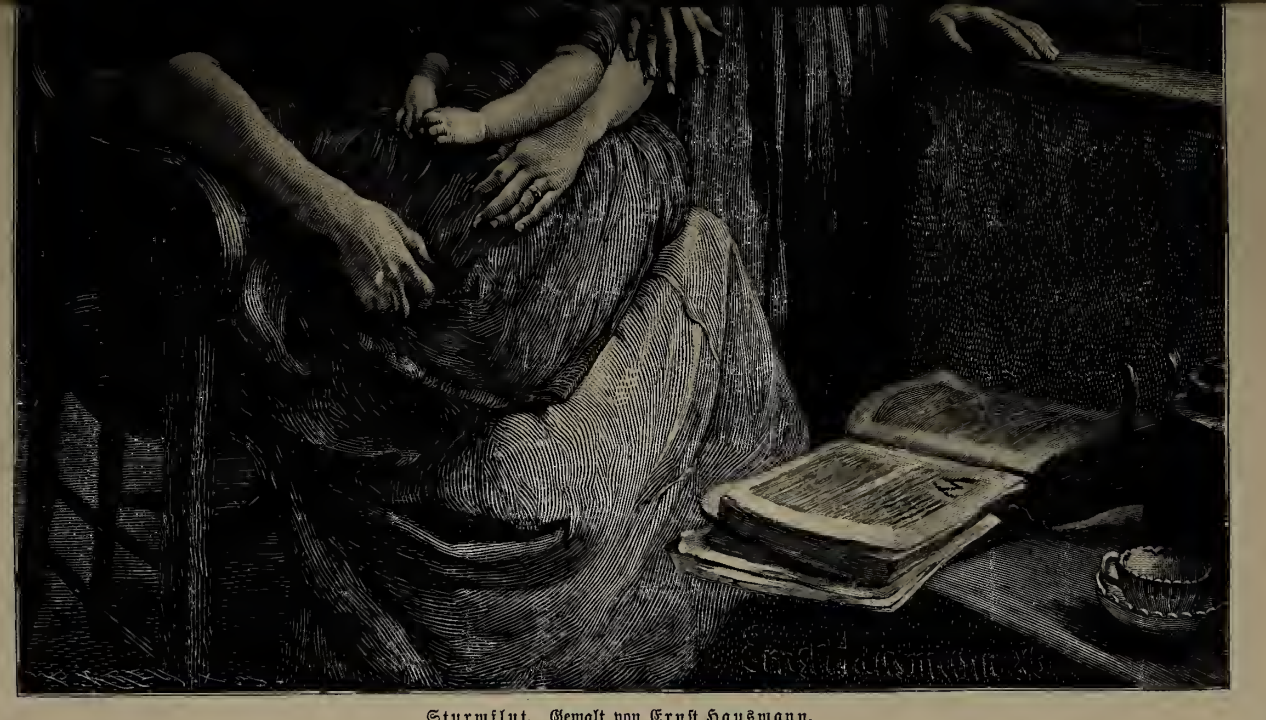
„Höre," schlug Bürklin ihr vor, „gehe du noch ein wenig in den Hof hinunter und spiele mit dem guten Barry, dem Hunde, der thut Kindern nichts zuleide, die ihn freundlich streicheln, und er gibt dir auch eine Pfote, wenn du ihm „Barry! bun di!" sagst; bun di heißt nämlich „guten Tag." Oder laß dir von der komischen alten Frau die großen Bilderbücher aus dem Wandschrank im Eßzimmer holen, du mußt sie nur hübsch darum bitten und sie Zia Nonna nennen. Wirst du das behalten? Ich will unterdes mit dem Papa überlegen, wann es möglich sein wird, daß du deine liebe Mutter sehen kannst."

„Aber du mußt Geduld haben," wiederholte ihr der Vater, und sie hüpfte ganz befriedigt hinunter zu Nonna, die ihr mit allen möglichen Herrlichkeiten prächtig die Langeweile vertrieb.

Die zwei Jugendgenossen sprachen ernst und eingehend miteinander und so offen, als seien sie langjährige, nahe Freunde. Nur an Steffen Bürklins Herzensgeständnisse rührten sie mit keiner Andeutung, in schweigender Übereinkunft. Immer greifbarer erkannte es Bürklins Rechtsgefühl, daß Frau Katharine bei weitem den größten Schuldanteil an dem jähen Bruche trug. So wenig der Landrichter daran dachte, seine eigenen Fehlgriffe zu bemänteln, diese Thatsache hob sich dennoch klarer und klarer aus dem trüben Ganzen hervor.

„Alles will ich ihr verzeihen und vergessen," sagte der Landrichter, „all den Kummer, den ich insgeheim um sie getragen und den Leuten nie gezeigt habe. Sie wissen vielleicht auch, was für ein Stück Arbeit es ist, ein ruhiges Gesicht bei unruhigem Herzen zu machen, scharf zu studieren, wo man am liebsten Tag und Nacht thatenlos über gallenbitteren Wahrheiten und Möglichkeiten nachgrübeln möchte, den Mitmenschen, dem eigenen Kinde Komödie vorgaukeln, Mut heucheln, der einem selbst entsinkt! Und trotzdem! Ich habe immer noch gehofft! Als Ihr Brief kam, wußte ich nach den ersten drei Zeilen, daß er mich zu meiner Frau rufen würde! Sie haben recht gemutmaßt: die Liebe kämpft sich doch wieder durch, wenn sie von der rechten Art ist — und — weiß es Gott, wie sehr ich meine Ketty mitsamt ihrem unbequemen Tempera-





Sturmflut. Gemalt von Ernst Hausmann.

mente noch heute liebe! Wie gesagt — alles will ich ihr verzeihen, nur das Eine muß sie mir zuvor reuig abbitten: daß sie auf diese Weise von mir und von dem Kinde gehen konnte! Das vermag ich nicht zu verwinden, und diese Demütigung kann ich ihr nicht ersparen. Wir müssen uns darüber unter vier Augen klar werden, sie und ich. Über die Schwelle dieses Zimmers hinaus thue ich ihr keinen Schritt mehr entgegen; sie hat uns aus eigenem Willen verlassen, und sie muß aus eigenem Willen zu uns zurückkehren."

„Das ist Selbstverstand," entgegnete Bürklin, „allein ich zähle fest darauf, daß Sie Sils-Baselgia nicht unverrichteter Sache den Rücken zu kehren brauchen!"

„Vier Wochen hab' ich Urlaub," sagte der Landrichter. „Wie aber gedenken Sie nun zu handeln? Vorläufig sehe ich mich natürlich zu passivem Warten gezwungen, und für meine Kleine müssen wir auf irgend welche ableitende Unterhaltung denken."

„Nein — so geht es nicht —" meinte Bürklin und saß eine Weile sinnend, gesenkten Hauptes, ehe er sprach: „Lassen Sie mich noch heute in Blatta nach ihr sehen — wer weiß, was die mehr als achttägige Einsamkeit in ihr geändert und weich gemacht hat? Mein Ehrenwort darauf, daß ich Ihr Hiersein mit keiner Silbe erwähnen und sehr zurückhaltend in der Wahl meiner Hilfsmittel zum Zwecke sein werde. Ich will streng in Ihrem Sinne handeln, Sie dürfen mir bedingungslos vertrauen," fügte er hinzu, und statt der Antwort ergriff der Landrichter seine Hand, schüttelte sie mit festem Drucke und sagte nur:

„Wir sind Freunde!"

11.

Wie Bürklin sich's gedacht hatte, so fand er's auch. Als er aus dem Laretwalde ins Freie kam, da wo des Gletschers volle Majestät urplötzlich vor das überraschte Auge tritt, sah er das ganze Fexthal völlig eingeschneit liegen. Die dunklen Häuser, jedes mit seiner quellenden Rauchsäule über steinbeschwertem Dache, hoben sich scharf aus blendendem Weiß, und selbst an den starrsten Felswänden haftete der Rauchfrost, schleierzart dagegen geweht. Silberner Duft hing im feinen Geäst der Lärchen, die ernsten Arven hatten den glitzernden Tand nicht halten mögen, schwarz und breit streckten sie ihre Zweige in die Luft und ließen sie am Boden schleifen, nur hier und da zeigte sich ein schwerer Schneefleck zwischen den Nadeln.

Das Rizzische Haus lag geborgen an seinem Abhange. Der Kälte wegen war seine Thür geschlossen, keine Seele zeigte sich rings im Kreise, aber die verlassene Frau rechts im großen, getäfelten Zimmer mußte Steffen Bürklin im Vorüberschreiten vom Fenster aus erblickt haben. Als er den eisernen Klopfer in Bewegung setzte, kam sie selbst in den Flur und öffnete ihm. Ein verhärmtes Gesicht mit melancholischen Augen schaute ihn an.

„Sie bringen mir etwas, sonst wären Sie nicht wider mein Verbot zu mir gekommen," empfing sie ihn und hieß ihn mit in ihr Zimmer treten. „O, bitte, geben Sie mir's, was es auch ist, ein Brief, oder sonst eine Nachricht —" und sie streckte ihm zitternde Hände entgegen.

„Nein, ich bringe Ihnen nichts," sagte er und schloß die Thür hinter sich. „Trotzdem wage ich's, in Ihre verschneite Einöde zu dringen und mich nach Ihnen umzusehen. Die Vernunft hat auch ihr Recht im Leben, und die sagte mir: man soll seine Mitmenschen nicht im Stiche lassen, solange man ihnen noch nützen kann."

„Ich danke Ihnen tausendmal — es ist auch gar zu traurig hier!" Ihre Stimme klang leiser und verzagter als sonst, und ihre Augen füllten sich rasch und ungewollt mit Thränen. Sie bot Bürklin den Lehnstuhl nahe am warmen Ofen, nahm ihm Hut und Mantel aus der Hand und legte beides beiseite. Dann setzte sie sich ihm gegenüber und sah ihm, den Oberkörper vorgebeugt, forschend und erschrocken ins Gesicht:

„Wie schmal und blaß sind Sie geworden! Was ist mit Ihnen geschehen?"

„Ich bin recht krank gewesen, seitdem wir uns zuletzt hier oben begegneten," erwiderte er. „Schon an jenem Tage fühlte ich mich sehr elend, und ich fürchte, daß es auch heute noch ziemlich unverständig von mir ist, mich bis zu Ihnen hinauszuwagen. Aber was thut man nicht gern für seine Freunde, wenn man sie verlassen und betrübt weiß! Ich bereue mein kleines Wagnis nicht. Wollen Sie mich nun eine Viertelstunde hier behalten, daß ich auftaue?"

„Natürlich!" entgegnete sie, „aber daß Sie krank gewesen sind, das brennt mir ins Gewissen; denn ich weiß, daß ich die Haupt-

schuld daran trage. Ich hätte Sie pflegen sollen zum Dank für alle Geduld und Nachsicht, die Sie mit mir gehabt haben, und statt dessen bin ich hier unthätig — den guten Leuten eine Last! Jetzt will ich Ihnen gleich etwas zur Erquickung holen, meine Signora weiß einen sehr guten Glühwein zu bereiten."

Sie ging hinaus, und Bürklin hörte sie im Flur zu Signora Teresina sprechen. Wohl zehn Minuten lang blieb sie fort, und er hatte genug Zeit, mit sich darüber fertig zu werden, wie er seine Sendung am besten erfülle. Gedankenvoll blickte er in die rotzuckenden Lichter, die der Feuerschein durch das altmodische Ofengitter auf die Täfelung des Fußbodens warf und emporlaufen ließ bis zum feinen Schnitzwerke der Decke. Mit verschwimmenden Zügen und strengen Augen schauten die nachgedunkelten Bilder in Barockrahmen durch die wachsende Dämmerung auf ihn herab. Heute standen die Möbel zwangloser geordnet umher, als damals während des bitteren, aufregenden Gespräches, das die junge Freundschaft um ein Haar gewaltsam vernichtet hätte. Über den Tisch, gerade unter dem Salis-Sogliochen Wappen, das inmitten der Zimmerdecke prangte, lag ein türkischer Shawl gebreitet, darauf allerlei zierliche Kleinigkeiten aus Frau Katharinens eleganter Reisetasche, das hohe Himmelbett mit seinen düster violetten, geschlossenen Vorhängen verkleinerte den großen Raum und machte ihn anheimelnder. Jede Einzelheit nahm Steffen Bürklin in sich auf, und wie ein Traum lag es über ihm, daß er hier in traulichem Beisammensein mit der Frau des Mannes weilte, der, seinem Liebsten so nahe, es nicht erreichen durfte. Ja, die Fäden des Dramas, die er an jenem kummervollen Abende deutlich vor sich ausgespannt sah, jetzt hatte das Geschick sie ihm wirklich in die Hände gegeben, und er hoffte auf Kraft und Klugheit, um sie richtig und fest miteinander verweben zu können zum schönen Ganzen.

Da kehrte Frau Katharine endlich aus der Küche zu ihrem Besucher zurück. Augenscheinlich hatte sie den Glühwein selbst bereitet; ihr Gesicht war gerötet, als ob sie über dem Feuer gestanden hätte. Sie brachte den dampfenden, nach Zimt und Nelken stark duftenden Trank auf einem Theebrettchen, schob einen kleinen Tisch neben Bürklins Sessel und ließ sich's nicht nehmen, ihm selbst einzuschenken und darzureichen. Nie war sie ihm anmutiger und doch frauenhafter erschienen als jetzt, da sie ihm den unbedeutenden Dienst leistete.

„Und Sie bringen mir wirklich gar nichts von zu Hause? Keine Zeile?" fragte sie nochmals, indem sie ihren Platz ihm gegenüber im leichten Korbstuhle wieder einnahm.

Er schüttelte den Kopf. „Prüfen Sie sich ehrlich: durften Sie auf Nachricht hoffen? Ahnt Ihr Mann, wo Sie sich befinden? Meines Wissens haben Sie es ihm doch nicht mitgeteilt von hier aus, und als Sie aus Danzig abreisten, waren Sie noch völlig im Unklaren über das Ziel Ihrer —"

„Ihrer Fahnenflucht!" fiel sie ihm ins Wort. „Ja, Sie haben recht, wie sollte Viktor meine Spur gefunden haben? Wir Menschen hoffen meistens allzu kühn. Ach, wie Ihr Wort von der Fahnenflucht und dem: ‚lieber sterben als untreu werden!' mich gepeinigt und verfolgt hat! Ich habe Sie trotz meiner neulichen Ablehnung oft, oft herbeigesehnt, um mir zu raten und weiter zu helfen. Ach, der Weg ist so dunkel vor mir!"

„Wir wollen versuchen, ihn hell zu machen," gab er zurück. „Unsre Gedanken mögen sich manch liebes Mal begegnet sein; denn während meiner müßigen Krankheitstage habe ich sehr viel Zeit gefunden, mich mit Ihnen und Ihrer nächsten Zukunft zu beschäftigen, ernst und eingehend. Der Winter rückt heran und mit ihm die Zeit meiner Abreise von Baselgia. Immer werde ich Ihrer mit lebhaftester Teilnahme gedenken, dessen seien Sie versichert, und ehe ich von Ihnen scheide, möcht' ich wenigstens Ihre Pläne wissen."

„Ich habe keine!" versetzte sie und blickte mit trostloser Miene an Bürklin vorüber zum Fenster hinaus. „Wie sollte ich auch dazu kommen, Pläne zu machen? Ich würde sie doch wieder und wieder an mein verlorenes Daheim knüpfen. Alles hab' ich verscherzt, und mein Mann wird mich niemals zu sich zurücknehmen, sonst hätte er wohl Mittel und Wege gefunden, mein Reiseziel festzustellen, und hätte mir einen einzigen kleinen Schritt entgegen gethan! Mein lebenlang wär' ich ihm dafür glühend, unaussprechlich dankbar gewesen! Sagen Sie mir's ohne Strenge, ohne Leidenschaft, wenn Sie an Viktors Stelle ständen — würden Sie in

Wahrheit kein Fünkchen Erbarmen mit mir gehabt haben?"

„Nein," entgegnete er festen Tones, „ein solches Erbarmen läge auch außerhalb meiner Natur. Die Mutter, die mein Kind verlassen könnte, müßte kniefällig meine Verzeihung für diese unerhörte Sünde suchen. Spröde wie Stahl würde ich gleichfalls sein, und ich ehre Ihren Gatten um seiner Härte willen zwiefach. Wollen wir noch einmal ruhig darüber sprechen, liebe Freundin?" fragte er, schob seinen Stuhl dem ihrigen näher und ergriff ihre Hand. Da beugte sie sich plötzlich nieder, ließ ihr weinendes Gesicht auf seine Hand sinken, und nun schluchzte sie minutenlang so heftig, als sollte ihr das Herz brechen.

„Mein Freund! mein Freund! — ich bin die Schuldige!" stammelte sie, „das hab' ich hier in der Öde erkannt an meiner Qual, an meiner Sehnsucht nach den Geliebten, Geliebtesten daheim! O wenn es Viktor wüßte, wie tief ich bereue — wenn er doch Mitleid hätte und mir sagte: komm zurück, ich will dir verzeihen. Ich kann nicht abbitten — Viktor weiß es — und daraus, daß er mir kein armseliges Wort zur Hilfe schenkt — daraus sehe ich, daß er mich aufgibt — verstößt!"

„Sie müssen abbitten; kein göttliches noch menschliches Erbarmen vermag Ihnen diese Demütigung zu ersparen," erwiderte Bürklin und faltete seine Hände fest um die ihrigen zusammen. „Schuld — Sühne — Vergebung — Glück," so heißt die Reihenfolge, und kein Glied läßt sich aus der Kette entfernen, ohne sie in Stücke zu brechen. Vergessen Sie, meine liebe Freundin, wo Sie sind, versetzen Sie sich zu dieser Stunde mit all Ihrer Denkkraft in die Heimat zurück: Ihr Gatte, Ihr liebes Kind tritt Ihnen vor Augen. Ich, der Fremde, sehe die beiden so deutlich im Geiste. Sagte ich Ihnen wohl je, daß ich glaube, Ihren Mann als Studenten in Bonn gekannt zu haben? Er ist groß von Gestalt, fast einen Kopf größer als ich, nicht wahr? Er hat einen klaren, festen Blick und eine freundliche Stimme, die ins Herz dringt, und ist so recht zum Schutz und Zutrauen geschaffen! Lebend steht er vor mir, und das kleine Mädchen an seiner Hand, Ihr einziges, trägt Ihren Namen; denn Ketty und Katharine bedeuten doch dasselbe? Darum meine ich auch, es muß Ihr Ebenbild sein, blondhaarig mit großen Augen, und sein kleines Herz hängt an der fernen Mutter, wie das Mutterherz an ihm hängt! Wohl hundertmal hat es schon den Vater gefragt: ‚Wann wird die trauteste Mutter nur wiederkommen?' Und keins der beiden weiß von ihr, ob sie lebend oder tot ist — seit Wochen keine Kunde herüber und hinüber! In der Fremde, in Schnee und Kälte vergräbt sich die Mutter, die sich schuldig fühlt, und spricht trotzig: ‚Ich kann nicht abbitten!' Dem Gatten — dem Geliebten abbitten, ist denn das so grenzenlos schwer?"

Sie saß und blickte ihm verstummt ins Gesicht, den Atem anhaltend mit halbgeöffneten Lippen. Ihre Augen hingen wie erstarrt an den seinigen, sie sahen im Feuerschein Thränen an des Mannes Wimpern hängen — da warf sie sich mit lautem Schrei vor ihrem Stuhle auf die Knie und preßte die Stirn gegen das harte Geflecht.

„Nichts mehr! — nichts mehr! — es ist genug!" schluchzte sie mit heiserer Stimme. „O mein Gott! mein Gott! — vergib mir! — Viktor — vergib mir!"

Umsonst versuchte Bürklin sie emporzurichten, immer kraftloser sank sie in sich selbst zusammen, Worte höchster Qual ins Leere rufend. Ein Glück war's, daß Signora Teresina, erschreckt durch den lauten Schrei aus Katharinens Munde, herzueilte und, ohne anzupochen, zu den beiden ins Zimmer trat.

Im nächsten Augenblicke kniete sie neben der Niedergebrochenen am Boden und bettete das widerstandslose Haupt an ihre Brust. „Povera! mi' povera!" sagte sie mit ihrer sanften Stimme, und Katharine klammerte ihr die Arme fest um den Hals: die Unglückliche der Trauernden.

Allgemach glückte es Signora Teresinia die Halbohnmächtige aufzurichten und sie in den bequemen Armsessel am Ofen niederzulassen. Dann zog sie die Vorhänge des Bettes auseinander, zündete ein Licht an und schloß die Fensterläden.

„Nun felice notte, Signor," sagte sie, Bürklin einen Wink mit den Augen gebend. „Es ist besser, sie legt sich gleich schlafen und wird wieder warm und kommt zur Ruhe. Zum guten Glücke sehe ich noch ein Restchen Glühwein im Kruge, das ist das Beste zur Stärkung. Die Nacht über werde ich nicht von ihr gehen — nein, gewiß nicht, mi' carissima!" bekräftigte sie, als Katharine die

Güte der fremden Frau abwehren wollte, „wir werden einander schon verstehen. Ich weiß auch, was es heißt zu weinen und im Dunkel keinen Trost um sich her zu erblicken!"

Kaum vermochte Katharine gute Nacht zu sagen. Sie reichte dem Freunde die Hand und versuchte zu lächeln, aber es ward erneutes, schmerzliches Weinen daraus.

„Bis morgen — und Gott segne Sie!" flüsterte sie in abgebrochenen Worten. „Morgen — wenn Sie wiederkommen, sollen Sie mich anders finden. Bitten Sie Gott für mich — es ist so schwer — ach, so schwer — aber suchen will ich den Weg!"

Darauf verließ er sie und trat aus dem rötlichen Dämmerschein des Zimmers in den eisigen, sinkenden Abend hinaus. Stern um Stern tauchte am weitgespannten, kaltblauen Himmelsgewölbe auf, schon erhob sich am Horizonte das funkelnde Dreigestirn des Oriongürtels über die Höhe von Marmoré! Der Schnee knisterte leise unter den Füßen des späten Wanderers, welcher rüstig ausschritt und mit ernsten Augen in des Sternhimmels wachsende Pracht und auf die makellose Weiße der schweigenden Gebirgslandschaft blickte.

Um die Zeit, daß er Baselgia wieder erreichte, war es völlig dunkel geworden, und der Landrichter erwartete ihn schon mit Ungeduld im Korridor des oberen Stockes, ruhelos die Länge des breiten Ganges hin und her messend.

„Gute Nachricht — viel bessere als ich zu hoffen wagte," rief Bürklin ihm entgegen, und über des anderen gespannte Züge glitt ein Ausdruck wahrer Erlösung.

„Dank! Dank! Nachher berichten Sie mir drinnen bei Ihnen ganz ausführlich. Sagen Sie nur, bitte, vor allen Dingen meinem aufgeregten Kinde gute Nacht, es will durchaus nicht einschlafen, ehe es von der Mama gehört hat!" Damit öffnete er Bürklin die Thür von Frau Katharinens Zimmer und hieß ihn eintreten.

Die Kleine lag hell wach im Bette und hatte ein erhitztes, verweintes Gesicht.

„Ich bin aber nicht unartig, gar nicht!" empfing sie Bürklin. „Papa sagte, ich sollte nicht soviel quälen, du würdest doch schon zu rechter Zeit wiederkommen, und du kamst und kamst immer nicht!" klagte sie, die formelle Anrede vergessend, und legte zutraulich ihren Kopf gegen Bürklins Arm, als er sich zu ihr auf den Bettrand setzte. „Nun wirst du mir auch erzählen, wirst du nicht, Doktor? Wie geht's der besten Mama? und was hat sie gesagt, und wann wird sie nur zu uns hierher kommen?"

„Geduld! Geduld, du kleines Fragezeichen du," beschwichtigte Bürklin und streichelte ihr die heiße Wange. „Der Mama geht es viel besser; wer weiß, ob du sie nicht schon in ein paar Tagen bei dir hast, bis dahin gib dich zufrieden. So — nun lege dich zurecht und schlafe, sonst verschreibt dir der schlimme Doktor morgen etwas Bitteres zu schlucken, und wenn du krank bist, dann darf die Mama wieder nicht zu dir."

„Ach, Doktor! Mamas werden doch zu ihren Kindern dürfen — gerade recht, wenn sie krank sind!" meinte die Kleine mit der unbestechlichen Logik ihrer acht Jahre und sagte dann noch ein paarmal rasch hintereinander: „Ich freu' mich! Ich freu' mich so!" Darauf kehrte sie sich gehorsam mit dem Gesichte gegen die Wand, seufzte erleichtert, faltete die Hände über dem weißen Nachtkleidchen zusammen und war im Nu eingeschlafen.

Vorsichtigen Trittes verließ Bürklin das Gemach mit dem flackernden Nachtlichte, das auf Katharinens Koffer hinter Kettys Bett gestellt war, damit es nicht blende, und ging in sein eigenes Zimmer. Dort fand er das Abendessen für zwei schon aufgetischt, und der Landrichter warf seine Zeitung beiseite, von deren Inhalt ihm keine Silbe ins Bewußtsein übergegangen war.

12.

Der Sonntagmorgen stieg in voller Winterpracht über Gebirge und Thäler empor. Wie es leuchtete und flimmerte im Frühsonnenschein! Alle Bäume überzuckert, das Eis an den Seerändern beschneit, der Himmel lichtblau ohne die leiseste Spur eines trübenden Wolkenflors. Rein und voll klang der Glockenruf zur Kirche durch die windstille Luft, und Steffen Bürklin, in seinen knappen Gehpelz gehüllt, schritt unten vor dem weit offenen Hofthore auf und ab. Die Kirchgänger alle mußten hier an ihm vorbeikommen, und er wollte Signora Rizzi erwarten, um zu hören, ob und wann es heute ratsam sei, seinen Besuch in Platta zu wiederholen.

Den Landrichter hatte er noch nicht begrüßt, obgleich sich durch die trennende Wand schon seit einer geraumen Weile das leb-

hafte Geplauder des Kindes mit dem Vater vernehmbar gemacht hatte. Neun Uhr war gestern abend als die gemeinsame Frühstücksstunde unten im Eßzimmer zwischen den Männern verabredet worden, und eben schlug es acht.

„Ob ich denn noch ein Zimmer richten muß im Oberstock für unsere Signora?" fragte Zia Nonna vom Hofe aus den Auf- und Abschreitenden, während sie Barrys steinernen Futtertrog füllte und seinen Wassernapf gründlich ausschwenkte. „Denn, Signor Dottore, ich denke mir: sobald sie's vernimmt, daß Mann und Tochter ihr nachgekommen sind und haben ihrethalben die Gefahr über den Julier nicht gescheut, wird sie sich doch aufmachen und dem gottverlassenen Platta ihren Rücken weisen. Dio mio! Wie mir das Kind wohlgefällt, solch ein goldenes Herzchen und zum Küssen zutraulich! Der Vater hat sich noch wenig Freund gemacht mit mir; wahrscheinlich steh' ich ihm nicht so gut an wie dem Signor Dottore! Man muß aus altem Tuche zuvörderst einen Mantel gemacht und ihn im Schneesturme getragen haben, bevor man wissen kann, ob das Tuch warm hält — eh, Signor Dottore?"

Bürklin lachte und gab ihr einen Scherz zurück. Nach der gut durchschlafenen Nacht war's ihm wieder ganz wohl, und eine erwartungsvolle Spannung belebte ihn außerdem, fast als ob er noch ein Kind wäre und die Lichter des Weihnachtsbaumes würden ihm hinter der verbergenden Thür angebrannt.

Dort hinten schienen wahrlich schon die ersten Kirchgänger zu kommen. Bürklin beschloß, ihnen ein Stück auf der Dorfstraße entgegen zu gehen. Noch unterschied er nur erst eine rasch vorausschreitende Frau, von einem Manne gefolgt. War der Mann verwachsen oder trug er etwas auf dem Rücken? Nein, Kirchgänger konnten es doch nicht sein; der anscheinend Bucklige entpuppte sich als ein schmächtiger Bursch, der eine Reisetasche schulterte, und die Frau? — Ihm wirbelte das Hirn! Geschahen Zeichen und Wunder? Katharine Eschrodt!

Sie kam zu ihm nach Baselgia, freiwillig, ungeahnt und ahnungslos, gerüstet zur Heimreise! Sie hatte „Canossa" endlich auf ihrer Landkarte gefunden, nachdem sie ihre sehenden Augen wochenlang eigenwillig verschlossen gehalten!

Er eilte ihr entgegen und streckte ihr schon von weitem die Hände hin; sie flog förmlich auf ihn zu.

„Da bin ich, o ich Sünderin, ich Thörin!" rief sie, und ob ihr auch bei diesen Worten Thränen in den Augen glänzten, so waren es doch andere Thränen als die gestern geweinten. Der rasche Gang hatte ihre bleichen Wangen gerötet; hoffnungsfreudig blickte sie dem Freunde ins Antlitz, die alternden Züge, die der aufreibende Seelenkampf des letzten Monats in ihr noch jugendliches Gesicht gegraben hatte, schienen allesamt wieder ausgewischt.

„Könnte ich nicht gleich heute noch ein Stück des Heimweges machen? Vielleicht bis Chur oder wenigstens bis Thusis?" fragte sie hastig, „und wollen Sie mir zuguterletzt noch einmal helfen, Sie bester Mensch? Ach nein! Lassen Sie die jüngste Vergangenheit ruhen," bat sie, als er ein Wort daran knüpfen wollte, „ich möchte um keinen Preis meinen schwer errungenen Entschluß wieder verlieren. Gott wird Ihnen lohnen, Ihnen und Signora Teresina, dem Engel in Menschengestalt. Sie werden ihr tausend Grüße von mir sagen, wenn Sie noch einmal nach Platta hinauskommen, vergessen Sie's nicht! Von daheim schreibe ich Ihnen einen langen, sehr langen Brief, und später müssen Sie uns in Danzig besuchen, meine Ketty sehen und meinen Mann kennen lernen, so wie er jetzt ist. Ach, wird er mir verzeihen, wird er mich wieder aufnehmen?" unterbrach sie sich und rang ihre Hände ineinander, „nur das eine sagen Sie mir: glauben Sie ernstlich daran?"

„Ich weiß es — so fest und gewiß, wie der blaue Himmel heute über der weißen Erde steht!" beteuerte er. „Gehen Sie nun noch auf ein Ruhestündchen in unser gutes, altes Jostihaus; Ihr Zimmer finden Sie in bester Ordnung. Ich will Ihnen unterdes in Silvaplana einen verläßlichen Kutscher und Wagen nach Chur besorgen. Auf frohes Wiedersehen denn vor dem letzten Scheiden!"

„Und Sie mögen nicht zuerst ein wenig mit mir hineingehen und frühstücken?" fragte sie halb bittenden Tones, allein er entgegnete:

„Damit Sie die kostbare Zeit versäumen? Nein, nein, nur nichts halb thun, liebste Freundin. Es ist besser, ich gehe gleich, und sobald ich kann, bin ich zurück, verlassen Sie sich darauf."

„Mein Freund!" sagte sie, hielt seine

Hand noch zurück, und ein Reichtum innigen Dankes leuchtete aus ihren schönen, sprechenden Augen: „Mein lieber Freund — Gott vergelte Ihnen Ihre Güte!“

Er wollte der Rührung nicht unterliegen! Diese Frauenstimme, weich und tief wie die nie vergessene Mutterstimme seiner freudenvollen Jugend, drohte ihn seelisch aus dem Gleichgewichte zu bringen. Raschen Schrittes verließ er Katharine. „Wie wird sie nun glücklich werden und glücklich machen!“ sprach es in ihm.

Noch einmal blickte er um. Jetzt hatte sie den Hof erreicht, und droben im Rahmen des Flurfensters über der Eingangsthür stand eine kleine Gestalt mit langen schlichten Blondhaaren, altdeutsch in die Stirn verschnitten, und schaute zu Barry hinunter, der sich sein Frühstück schmecken ließ. Noch ein Moment, dann klang ein helles Jauchzen von Kinderlippen durch die Luft, das blonde Köpfchen war droben aus dem Rahmen des Flurfensters verschwunden, und drunten auf dem schneegesprenkelten Pflaster des Hofes kniete die Mutter und hielt den neu gewonnenen Schatz ihres Herzens in den fest umschlingenden Armen.

— — — — — — — — — —

Wie paradiesisch dieses Canossa zwischen den Bergen, zu dem sie mutig gepilgert war, um ihr Unrecht zu büßen!

— — — — — — — — — —

Als sei der Verfolger ihm auf der Spur, so unaufhaltsam eilte Bürklin seines Weges dahin nach Silvaplana zu. Was er dort sollte und wollte? Keine Ahnung davon! Er sagte sich nur, daß es seine Pflicht sei, die Wiedervereinten in dieser Stunde tiefster Demut und höchsten Glückes allein zu lassen. Ein Sturm starker Gefühle bewegte ihm das Innerste seines Wesens. Kleinlicher Neid blieb ihm fern, aber das ungestüme Verlangen, auch ein heiß liebendes Herz an seinem Herzen zu fühlen für seines Lebens Rest, begehrte gegen das Opfer auf, das der leidenschaftliche Mensch dem edlen Manne in ihm gebracht hatte damals im wildtraurigen Fedozthale, und in solcher Stimmung drückte ihn die wundersame Sonntagsruhe dieses Morgens zu Boden.

Nicht rechts noch links schaute er und fuhr jäh aus seinen wachen Träumen in die Höhe, als plötzlich zwei kleine Arme sein Knie umklammerten und ihn an die Stelle bannten und Ghitas liebliches Schelmengesichtchen mit den dunklen Augen zu ihm emporlachte. Die kleinen Hände, die sich schmeichelnd in seine schoben, waren feuerrot von Kälte und Nässe; denn das unverbesserliche Wassernixchen hatte sich natürlich damit belustigt, die derbe Eiskruste am flachen Ende des Silvaplaner Sees vom Ufergrase loszubröckeln.

„Il nostro Signor! Il dottore carissimo!“ rief sie, Bürklin mit all ihrer Kraft nach sich ziehend, ihrer jungen Stiefmutter zu, die im Sonntagsstaat, eine Hand schirmend über den sonnengeblendeten Augen, in der Thür ihres schmucken Häuschens stand und nach dem Kinde spähte.

Das war eine Freude, als der unvermutete Gast über die Schwelle trat! Mit welchem Stolze wurde ihm jedes Eckchen und Stückchen der blanken Wirtschaft gezeigt, und wie prächtig nahm sich der rote seidengestickte Vorhang, frei von Staub und Rissen, rings um den grünglasierten Steinofen aus, dem die behaglichste Wärme entströmte!

„Nun müssen Sie uns die Ehre thun und von mir annehmen, was ich bieten kann, Signor Dottore,“ bat Frau Barbetta, brach große Stücke vom warmen Maiskuchen und jagte das Ghiteli ins winzige Speisekämmerchen nach Milch und Butter, mit denen die Kleine ehrbar und vorsichtig zurückkam.

„Eine Hausfrau steckt in ihr, wie Sie sehen, Signor,“ sagte Barbetta stolz und drückte den Lockenkopf des Kindes zärtlich an sich, ehe sie fortfuhr: „Und Perrino, nach dem fragt mich der Signor gar nicht? Ja, mit dem hat man noch hier und da seine liebe Not, aber es wird schon seltener, gottlob, und fünfmal in diesen drei Wochen ist er abends so nüchtern wie ein Heiliger daheim geblieben — fünfmal war's, gelt, Ghiteli, daß il padre mit uns Würfel gespielt hat um Zuckererbsen? Das Unschuldige muß doch auch sein Späßchen haben,“ fügte sie hinzu, gewissermaßen ihre Verschwendungssucht in Gestalt der Zuckererbsen verteidigend.

Das war eine herzerfrischende halbe Stunde, die Bürklin in diesem einfachen Heim verbrachte, und er verließ es um vieles heiterer und ruhiger, mit Dank für die Erquickung.

Lange stand er allein am Silvaplaner See und warf, ganz in sich versunken, von

den bunten Kieselsteinchen, mit denen das Ghiteli ihm aus besonderer Freundschaft seine halbe Rocktasche angefüllt hatte, eines nach dem anderen weit hinaus gegen die stille Fläche des Wassers.

„Willst du wieder mit dem Dottore kommen und bei ihm in Baselgia bleiben?" hatte er eben beim Abschiede scherzend das Kind gefragt, aber es hatte lebhaft verneinend den kleinen Zeigefinger auf und ab bewegt und sich in Frau Barbettas Rockfalten versteckt: „Alla mamma mia!"

„Et tu, Brute!" — Bürklin mußte über sich selber lächeln, daß ihm dieser Satz voll tragischer Bedeutung bei des Kindes Worten durch den Sinn gefahren war. Nun stand er am See, und die beiden glückseligen Kinder: Ghita und Ketty, füllten ihm noch, eng verschwistert, die Gedanken aus und traten, Lichtgestalten gleich, vor sein inneres Auge.

„Mutterliebe! du heiligste Macht im Himmel und auf Erden, tiefer als je hab' ich dich erkennen lernen!" sprach es in ihm, und sein Herzweh, seine selbstische Sehnsucht fielen von ihm ab. „Es gibt noch Glück und Umkehr in dieser Welt, die wir „die böse" nennen, sie ist es noch immer wert, in ihr zu leben und ihre Menschen zu lieben, wenn wir auch selbst ungeliebt beiseite stehen sollten und nichts wären als ein schwacher Hebel, eine unsichtbare Triebfeder im großen Werke. Weiter war ich auch nichts, ein kleines Rad habe ich aus dem Schlamme zu heben und wieder wegtüchtig zu machen versucht! Sie, die Neuvermählte, wird nun heimkehren und mich vergessen, ich aber habe durch sie dein Zweites und Drittes an mir erprobt, Liebe: deinen Zorn und deinen Schmerz, nachdem dein Glück mit meiner Jugend gestorben war! — Ich habe gelebt und will mich bescheiden!"

Er richtete sich straff empor und warf den letzten Stein, den er noch in der Hand hielt, gerade vor sich hinaus in den See. Eine Welle blinkte im Sonnenschein, spritzte auf und ließ einen kleinen Kreis zurück, der wuchs und wuchs, verzitterte und sich verlor. Dann lag das bläuliche Wasser unbewegt wie zuvor, und in funkelnden Lettern schrieb die Gottessonne auf seinen herrlichen Riesenspiegel:

„Thust du das Gute, so wirf es ins Meer;
Sehen's die Fische nicht, sieht's doch der Herr!"

Ein ergreifendes Gefühl, still und doch heiß und inbrünstig, durchzog des einsamen Mannes Brust, als er sich zum Gehen wandte, heim nach Baselgia, wo er wußte, daß Glück und Freundschaft lieber Menschen seiner harrten.

So wanderte er dahin. Ihm zur Seite hob der Corvatsch seinen vergletscherten Scheitel und seine Schneegefilde in die klare Luft, die Arven flüsterten, und der Rauhreif auf den Wiesen begann sich in milde, tauige Tropfen zu verwandeln.

Und da schlugen die Glocken an: von Silvaplana und Baselgia klang es feierlich zusammen. Die Kirche war aus, und alle die Vielen, die nach arbeitsvoller Woche den Festtagsfrieden mit sich heimtrugen, kamen ihm entgegen, der friedlich von seiner stillen Andacht in Gottes großem, ureigenen Tempel zurückkehrte ins kleine Menschenleben.

Über dem starrenden Lagrev schwebte blauer Duft; und zu seinen Füßen ruhte, sonnenbeglänzt, das alte Heim, in dem nach kurzem, erbittertem Kriege segnende Eintracht beschlossen und besiegelt worden war. Nun lockte die Sehnsucht nach Norden die Glückvereinten sicherlich zu rascher Heimkehr! — Steffen Bürklin wußte wohl, daß er auch dieses Jahr der letzte Gast in Baselgia sein würde.

Die letzten Freiherren von Hohenschwangau.

Von K. von K.

Es wird bald dreihundertundfünfzig Jahre her sein, da drängten sich schon einmal wie jetzt wieder die Reisenden, Kaufleute und Pilger, Ritter und Künstler, alles, was aus Deutschland gen Italien zog oder von dort herkam, auf dem wunderschönen Fleck Erde, der sich im Schwan- und Alpsee spiegelt.

Das Schloß Schwanstein, welches viele Jahrhunderte das uralte Geschlecht der Herren vom Schwangau beherbergt hatte und mit

ihm altersschwach geworden war, wuchs damals in neuer Pracht und Herrlichkeit zum dunkelblauen Alpenhimmel auf mit schlanken Türmen und zierlichen Erkern, und buntbemalte Gondeln mit geschnitzten und vergoldeten Schnäbeln durchfurchten die Seen. Italienische Meister und Künstler thaten ihr Bestes, um sowohl ihren Auftraggeber, den neuen Herrn im Schwangau, zufrieden zu stellen, als überhaupt ihrem alten Rufe in deutschen Landen neue Ehre zu machen. Es war im Jahre 1538, daß der Bau begonnen, und 1547, daß er vollendet wurde.

Kaum einer, der in der Nähe vorüberzog, versäumte es, das neue Wunder der Baukunst, von dem alle Welt des Rühmens voll war, in Augenschein zu nehmen. Der Schwanstein lag ja der viel und immer belebten Heer- und Handelsstraße von Augsburg über Landsberg und Füssen nach Venedig und Italien so nahe, und es wurde gleichzeitig der Verkehr durch einen Straßenneubau am Schlosse Fernstein vorüber über den Fern und von Leermoos über Ehrwald nach Hohenschwangau neu gefördert.

Wer aber war der neue Herr im Schwangau, der mit solchem Aufwande neues Leben aus den Ruinen erblühen ließ?

Es war ein Sprosse des Nürnbergisch-Augsburgischen Patriziergeschlechtes der Paumgärtner, welches einst aus Ostfranken in Nürnberg eingewandert war und sich dort durch Thatkraft und Umsicht bald zu einem der ersten und angesehensten emporgeschwungen hatte.

Ein Sohn dieses Geschlechtes, Namens Antoni, kam vermutlich als Kaufmannsdiener nach Augsburg, verheiratete sich dort mit Klara, der Tochter Ulrich Arzts, und siedelte später, nachdem er drei Jahre im Rate zu Nürnberg gesessen hatte, ganz nach Augsburg über. Sein Sohn, Hans, war Kaiser Friedrichs III und Maximilians I Rat, Pfleger zu Ehrenberg, und wurde 1499 neu geadelt. Er verheiratete sich mit Felicitas von Rehlingen, der Tochter eines Augsburger Patriziers, und erzeugte mit ihr sieben Kinder, darunter auch den Sohn, ebenfalls Hans oder Johannes geheißen, welchen wir hier als den neuen Besitzer von Hohenschwangau kennen lernen.

Er war um diese Zeit das Haupt eines weltbekannten Kaufmannshauses, überdies ein wohlangesehener Rechtsgelehrter und, wie sein Vater, kaiserlicher Rat. Er war ferner ein sehr reicher Mann, und wenn Erasmus von Rotterdam in einem Briefe an den spanischen Theologen Vergara von ihm zu rühmen wußte, daß er seine Reichtümer, „diese Geschenke des Glücks wie ein Philosoph zu benützen" verstand, so müssen wir dem hinzufügen, daß er sie auch als ein umsichtiger Kaufmann anzuwenden wußte. Immerhin erschien es ihm unerläßlich, daß er sein Haus mit stets neuem Glanze umgab, damit es nicht von den Fuggern in Schatten gestellt wurde, die fort und fort zu neuen Ehren gelangten und erst kürzlich wieder zu Grafen von Kirchberg und Weißenhorn gemacht worden waren. Wie sehr Paumgärtner bemüht war, sich mit ihnen in gleichem Ansehen zu erhalten, geht beispielsweise daraus deutlich hervor, daß er eines Tages, die zu Augsburg von ihm geforderte Eidesleistung bezüglich seiner Steuerschuldigkeit verweigernd, sich freiwillig zur Zahlung der gleichen Summe, welche die Fugger zahlten, bereit erklärte.

Sein Vater und er hatten sich um Kaiser und Reich mit Rat und That, in Kriegs- und Friedenszeiten schon mehrfach verdient gemacht. Im Jahre 1529 war er mit zweiunddreißig wohlgerüsteten „Kürissern," die er aus eigenen Mitteln unterhielt, zur Türkenhilfe nach Wien gezogen. Diese und frühere für des Reiches Wohl gebrachte Opfer wurden durch mancherlei Begnadigungen anerkannt. Schon der Vater erhielt, wie oben erwähnt, 1499 einen Adels- und Wappenverbesserungsbrief.

Es war die Zeit, wo die Patriziersöhne in kaiserlichen und fürstlichen Hof- und Kriegsdiensten ihre höhere Ausbildung suchten. Da fing man an, hohen Wert auf die Adelsqualität zu legen, und machte geltend, daß man dieselbe schon vor der Niederlassung in den Städten besessen und dadurch nicht verloren habe. Die Patrizier bewarben sich in Menge um Adelsbriefe und Wappenverbesserungen, und die Kaiser waren Gnadenerweisungen dieser Art nicht abgeneigt, da ja der kaiserliche Thron neuer Stützen bedurfte, nachdem das Rittertum in Verfall geraten und immer mehr von den alten Adelsgeschlechtern verarmt waren. Infolge des letzteren Umstandes waren damals adelige Besitztümer in großer Zahl feil, und niemand hatte Geld, sie zu kaufen, als die Geistlichkeit

und die Patrizier. Da erwarben auch die Paumgärtner eine ganze Reihe von Landgütern und schrieben sich von Paumgarten nach dem gleichnamigen Orte bei Burgau, und von Erbach nach dem oberhalb Ulm an der Donau gelegenen Städtchen. Die Nürnberger Linie nannte sich von Holenstein, nach ihrem Besitztum bei Sulzbach in der Oberpfalz.

Paumgärtner war eng befreundet mit einem bei Hofe sehr einflußreichen Manne, mit Herrn Wolf Haller von Hallerstein aus Nürnberg, dem Rate und Schatzmeister der allvermögenden Schwester des Kaisers, Maria, der Witwe des bei Mohacs umgekommenen Königs von Ungarn und Böhmen. Er stand ferner in Verbindung mit den höchsten Kreisen und mächtigen Freunden. Seine gewichtigsten Fürsprecher aber waren sein großer Reichtum und seine Geneigtheit, denselben bei dem allezeit geldbedürftigen Reiche und bei hohen Herren bis zu König und Kaiser anzulegen, wodurch er sich diese zu Gegendiensten verpflichtete. Nur mit solcher Hilfe war es möglich, daß er stets ein geneigtes Ohr für seine Wünsche fand, und daß trotz höchstgestellter Bewerber um die Herrschaft Hohenschwangau der Sieg schließlich ihm verblieb — freilich, wie sich bald ergab, ein wahrer Pyrrhussieg, da alles durch ihn verloren ging.

Die reiche und wichtig gelegene Herrschaft war längst von vielen ins Herz geschlossen. Sie war mit lüsternen Augen betrachtet und viel umworben worden, wie eine reiche und schöne Maid, die bald zu einer Wahl schreiten muß. Denn das alte Geschlecht der Herren von Schwangau war am Erlöschen. Es bestand nur noch aus zwei bejahrten, kinderlosen Herren, Georg III, der bischöflicher Vogt in Zusmarshausen, und Heinrich von Schwangau, welcher Erbmarschall des Bischofs von Augsburg war. Beide gehörten zu den Schuldnern des Rates Paumgärtner, der bereits in Waltenhofen einen Pfandpfleger sitzen hatte. Des ersteren Gattin, Johanna, aus dem alten Augsburger Geschlechte von Argon stammend, sehnte sich in die Vaterstadt zurück und drängte zum Verkaufe.

Hohenschwangau, apud fauces Alpium (Füezze, Füssen), am Eingangsthore von Augsburg und Bayern nach Tirol und am Ausgangsthore von Österreich nach der Ebene, war von jeher für die großen Handelsplätze, für die Herzöge von Bayern und für die Innsbrucker Regierung ein hochwichtiger Punkt.

Auch dem bekannten Günstlinge des Königs Ferdinand, Don Gabriel de Salamanka, hätte vermutlich die Arrondierung seines Besitzes durch das verfallende Schwangau nicht übel zugesagt. Oder hat er seinen königlichen Herrn in dessen eigenem Interesse auf den günstigen Zeitpunkt für den Erwerb der Herrschaft aufmerksam gemacht? Es wurden jedenfalls Sachverständige nach Hohenschwangau geschickt, durch deren Berichterstattung uns noch ein Bild der Schlösser vor dem Neubau aufbewahrt ist.

„Es liegen," heißt es da, „beide Schlösser, Vorder- und Hinterhohenschwangau, nur etwa hundert Werkschuhe von einander auf einem hohen Burkstall, dazu von hinten herein, desgleichen von der rechten Seite niemand kommen mag. Aber zu der linken Seite, da der Weg hinaufgeht, hat es ein flaches Gebirge, daß man Geschütze und Volk wohl hinzubringen und die beiden Schlösser benötigen mag. So hat Vorderschwangau einen dicken, gemauerten Stock und darauf zwo Stuben, drei Kammern, alles von Holz. Hinterschwangau ist nichts, denn ein viereckter Turm, zu unterst ein tiefer, guter Keller, zum Teil in Felsen gehauen, im anderen Gaden ein Gefängnis und eine zerbrochene Handmühle, im dritten Gaden nur eine Kammer und danach von Holzwerk Zimmer, darin drei Stuben, vier Kammern. Und sind beide Schlösser zerfallen, an Stiegen und allem Inngebäude ganz baufällig, auch Hinterschwangau nur mit schlechten Schindeln bedeckt. Das dritte Schloß Schwanstein liegt herunter zwischen nachgemeldeten zween Seen auf einem niederen Schroffen, ist zu keiner Not noch Wehr dienstlich, sondern von ganz dünnem Gemäuer und kann man rings wohl dazu kommen. Es ist inwendig auch alles von Holzwerk und übel erbaut, an Dachungen, Stiegen, Inngebäuden und anderen alles zergangen. Das vierte Schloß Frauenstein liegt demnächst zu Schwanstein auf einem niederen Schroffen, ist gar zergangen und zerfallen, auch keine Wohnung mehr darin und darum für gar nichts zu rechnen." Augenscheinlich ist in diesem Berichte das Schloß an der Stelle des jetzigen Neuschwanstein Hohenschwangau benannt und das jetzige Schloß Hohenschwangau Schwanstein.

Im Wettbewerb mit so hohen und mächtigen Bewerbern galt es also für Paumgärtner früh aufstehen, und das hatte er auch nicht versäumt. Wolf Haller hatte schon bei seiner königlichen Herrin vorgearbeitet und für den Freund um Fürsprache bei dem Kaiser gebeten. Paumgärtner war ihr wohl bekannt. Er gehörte ja zu dem Konsortium, von welchem Maria gegen Verpfändung ihrer ungarischen Güter 50000 Gulden entlehnt hatte. Die Königin fürchtete anfangs, Ferdinand zu kränken und die Fugger zu reizen, wenn sie der Belehnung Paumgärtners mit Hohenschwangau das Wort redete, und riet deshalb Hallern, zuerst die Herrschaft für sich zu kaufen, um sie dann an Paumgärtner abzutreten.

In der That erteilte der Kaiser alsbald den Schwangauern die Bewilligung, noch zu Lebzeiten ihre Reichs- und anderen Lehen an Haller zu verkaufen, und am 3. Juli 1535 wurde der Kaufvertrag unter Festsetzung eines Kaufpreises von 31000 Goldgulden wirklich abgeschlossen. Zwischen Haller und Paumgärtner war dann die Sache sehr bald geordnet, nachdem ersterer die kaiserliche Bewilligung zur Wiederabtretung seiner Rechte leicht erwirkt hatte.

Paumgärtners lange gehegter Wunsch, der vielleicht schon in der Zeit entstanden war, als sein Vater als Pfleger zu Ehrenberg saß, war nun erfüllt. Er war Freiherr von Hohenschwangau, Reichslehensmann, und hatte die ausgedehntesten Rechte und Freiheiten, die überhaupt erworben werden konnten. Zwei Jahre darauf erhob er den gesamten Besitz durch ein Familienstatut zum Fideikommiß und war dann unablässig bemüht, ihn zu vervollständigen und zu vergrößern.

Bald machte er sich auch von den kaufmännischen Sorgen los. Das Geschäft in Augsburg wurde aufgegeben und nur der Betrieb der Bergwerke und Salinen in Tirol beibehalten. Aber auch dann fehlte es an Arbeit und Sorgen nicht. Er bezog zunächst das bischöfliche Schloß in Füssen, um seinem neuen Wirkungskreise auch schon während des Schloßbaues nahe zu sein. Fast wäre dieser letztere gestört worden, als die Kriegsfurie ihr Haupt erhob und mit dem schmalkaldischen Kriege jene Reihe von ganz Deutschland verwüstenden Kämpfen begann, welche die Reformation im Gefolge hatte. Schärtlin von Burtenbach nahm im Jahre 1546 in raschem Laufe Füssen und die Feste Ehrenberg, und Paumgärtner hatte es wohl nur seiner alten Freundschaft mit dem Augsburger Kriegshauptmann und vielleicht einer klingenden Verehrung — derartigem soll derselbe nicht abgeneigt gewesen sein — zu danken, daß Hohenschwangau gänzlich unbeschwert blieb, obwohl der Rat nicht als offener Freund der Schmalkaldener auftrat.

Hans Paumgärtner war ja nicht der eifrige Verfechter der religiösen Neuerungen, wie sein Nürnberger Vetter Hieronymus. Obgleich er ihnen, vielleicht wie alle Augsburger, nicht abgeneigt war, kamen sie ihm doch sehr zu unrechter Zeit. Seine Pläne waren auf Wohlwollen und Geneigtheit des Kaisers begründet und wären durch eine Parteinahme durchkreuzt worden. Er hing deshalb, wie damals so viele Große und Fürsten des Reiches, den Mantel nach dem Winde und hielt es anfangs aus Geschäfts-, später auch aus Standesrücksichten für angemessener, treu zum Kaiser zu stehen. Als nun im Jahre 1546 Augsburg alle seine Bürger aufforderte, sich in der Stadt einzufinden und daselbst die gemeinsamen Drangsale zu teilen, leistete Paumgärtner diesem Rufe keinen Gehorsam, weshalb alle seine Häuser und nächstgelegenen Güter mit Beschlag belegt wurden, bis sich das Blatt wieder zu Augsburgs Nachteil wendete.

Es gab ferner in der lange vernachlässigten Herrschaft nicht nur durch den Schloßbau, sondern auch sonst überall zu richten und zu bessern. Es wurde allenthalben energisch an die Arbeit gegangen und viel Gutes gestiftet, sogar von Paumgärtner selbst ein in der Münchener Bibliothek noch vorhandenes „Rechtsbuch" entworfen, welches als Grundlage für die Rechtsprechung in der Herrschaft gelten sollte. Wie es aber neuen Herren oft zu gehen pflegt, so scheint auch er bei der Abstellung der eingerissenen Mißstände allzu scharf vorgegangen zu sein und an vielen Orten angestoßen zu haben. So ergaben sich auch mit dem Bischof als Herrn des Stiftes zu Füssen „ettlich Nachpeurlich Spenn und Irrungen," wie es in einem Vergleichsbriefe heißt, die sich mit der Zeit so sehr zuspitzten, daß es unter den beiderseitigen Nachfolgern, dem Kardinalbischof Graf Otto Truchseß von Waldburg und David Paumgärtner, zu offener Feindschaft und selbst zur Belagerung des Schwansteines kam. Wer weiß, wie es dem-

selben damals, wenn er auch mit Wehren und Bastionen wohl versehen war, ergangen wäre, wenn nicht alsbald der Herzog Albrecht von Bayern den Streit vermittelt hätte und der Kardinal zur Verantwortung gezogen worden wäre!

Auch den Erwerb eines Münzregals hatte Paumgärtner längst ins Auge gefaßt, nachdem den Fuggern schon ein solches vom Kaiser verliehen war. Er kaufte der Stadt Kempten das ihrige mit allen dazu gehörigen Gebäuden ab und begann an dieser altberühmten Münzstätte auf seine Rechnung Geld zu schlagen. Doch muß dieses Unternehmen nicht viel abgeworfen haben, wenigstens wurde es zuerst wieder aufgegeben.

Nebenbei hatte Paumgärtner mancherlei Sorgen mit seinen Söhnen: Hans, der älteste, hatte frühzeitig alle Freuden des Lebens mit vollen Zügen genossen, war viel krank und starb schon 1541 nach kurzer Ehe. Antoni aber, der dem Paumgärtnerschen Kontor in Venedig vorstand, war in der verführerischen, üppigen Stadt ein leichtsinniger Verschwender geworden. Er vergeudete große Summen, so daß er von dem Venediger Geschäfte nicht nur nichts abzuliefern hatte, sondern noch Zuschuß brauchte. Dennoch mußte er als der Ungeratene von der Heimat fern gehalten werden, damit nicht auf das Ansehen des Hauses ein Schatten fiel. Er wurde aber von der Erbfolge ausgeschlossen und mit einer Leibrente abgefunden.

Eine neue Last wurde auf des älteren Paumgärtner Schultern gelegt, als Augsburg nach der Mühldorfer Schlacht so schwer gedemütigt und die Verfassung der Stadt aufgelöst worden war. Da wurde er von dem Kaiser dringend aufgefordert, mit den Fuggern und Welsern das Regiment zu ergreifen. Er übernahm in der That, obwohl schon sehr hinfällig, das neu geschaffene Amt eines der sechs lebenslänglichen Bürgermeister, welches ihn wieder zu öfterem Aufenthalte in Augsburg nötigte.

Eben hatte er sich wieder zu einer Reise dorthin aufgemacht, da war seinem thatenreichen Leben ein Ziel gesetzt. Er beschloß es im Jahre 1549, als erst zwei Jahre die Türme seiner neuen Burg ins Land schauten.

Nun waren die beiden jüngeren Söhne, Johann Georg und David, die Herren im Schwangau. Auch auf sie war des Vaters ehrgeizige Ader vererbt, aber im Überflusse erzogen, hatten sie nicht auch die Kunst erlernt, ihren Reichtum mit Mäßigung zu gebrauchen. Von David, welcher der energischere gewesen zu sein scheint, erfahren wir zunächst, daß er noch in des Vaters Todesjahre beim Kaiser um die Ernennung zum „Geheimrat“ sich bewirbt; der bloße „Rat“ genügte ihm nicht mehr.

Wieder drohte der Gegend schweres Unheil und Verderben, als im Frühjahre 1552 Moritz von Sachsen sich gegen den Kaiser wendete und erobernd und plündernd über Füssen nach Innsbruck zog. Aber auch diesmal bleibt, wie nicht minder beim Rückmarsche desselben Heeres, bei welcher Gelegenheit selbst die Gräber und die Toten nicht verschont blieben, wie vor sechs Jahren Hohenschwangau von den Kriegsbeschwerden ziemlich unbelästigt, was doch wohl wieder nur möglich war mit Hilfe jenes Zaubermittels, welches allenthalben die Welt regiert.

Nach abermals einigen Jahren (1555) hatten es die beiden Brüder auch noch dahin gebracht, daß sie auf dem Reichstage zu Augsburg unter die Stände des Reiches aufgenommen wurden — in Anerkennung der oftmals dem Kaiser und Reiche geleisteten Dienste. Sie gehörten also nun zu den höchsten Würdenträgern des Reiches und berieten auf den Reichstagen, wie ihre Unterschrift auf Reichstagsabschieden noch bezeugt, mit über dessen Wohl.

Das war der Höhe-, aber auch der Wendepunkt ihres Glückes und Glanzes. So rasch sie zu demselben emporgestiegen waren, sanken sie nun auch wieder hinab in Elend und Verachtung.

Man war nach des Vaters Tode nicht mit Ernst daran gegangen, den Aufwand mit dem Vermögensstand in Einklang zu bringen, obwohl schon der ältere Rat in den letzten Jahren oft mit bedenklichem Kopfschütteln vor seinen leeren Geldtruhen gestanden haben mag. Der Schloßbau hatte ungeheure Summen verschlungen. Nach den in München heute noch vorhandenen Baurechnungen betrugen die Wochenlöhne für die Maurerarbeit 5422, für die übrigen Arbeiten 5099 Goldgulden. Mit großem Aufwande wurde ein Künstler und Werkmeister nach dem anderen aus Italien verschrieben, von welchen neben dem Bauleiter Lucio de Spari aus Neapel eine ganze Reihe verzeichnet ist. Außerdem ließen sich Vater und Söhne die völlige

Arrondierung der Herrschaft viel Geld kosten und brachten nach und nach alle innerhalb derselben liegenden Güter auswärtiger Grundherren an sich.

Ferner soll der Rat nicht geringe Opfer gebracht haben, um die Verstärkung des schmalkaldischen Bundes zu hintertreiben. Vor allem aber hatte er offenbar über seine Kräfte sich seinen hohen Gönnern willfährig erwiesen. Er war Gläubiger des Kaisers und des Königs, sowie ihrer Schwester, der nunmehrigen Statthalterin der Niederlande, des Königs Heinz von England und zahlreicher anderer Fürsten und hohen Herren. Auch Augsburger waren ihm mit großen Summen verpflichtet, wie die Firma Hörbrot und Söhne, bei deren Bankrott er von 85 000 Gulden das meiste einbüßte. Solche Geldgeschäfte waren möglich und solche Verluste zu verschmerzen, solange man am „Tischlein, deck dich" in Augsburg saß, solange beharrliche Arbeit ihre goldenen Früchte trug, solange man mit den Fuggern wetteiferte in Handel und Wandel im Schweiße des Angesichts. Als man aber abließ von dem Stolze der Voreltern, Bürgertugend und Ansehen in der Stadt gering achtete und neben Hoffart, Untreue und Müßiggang auf Burgen wohnte, da war es Zeit, die Ausstände an sich zu ziehen. Daran dachten freilich die Söhne nicht, die nie gelernt hatten, wie viel schwerer Erwerben ist als Verthun.

Schon mußte, um den sich häufenden Verlegenheiten zu begegnen, so mancher Besitzteil verkauft werden, so die Münzstätte in Kempten, das alte Stammhaus in Augsburg, welches Schärtlin erwarb, und mehrere von den kleineren Eigengütern. Und zwar machte jeder der Brüder, ohne den anderen und den Lehnsherrn davon zu verständigen, Schulden auf das, was sich in seinen Händen befand, Johann Georg in Erbach, wo er wohnte, und in Augsburg, David in Hohenschwangau.

Im Jahre 1561 war es so weit gekommen, daß David zur Deckung seiner Verbindlichkeiten bei dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, mit dem er in letzter Zeit viel verkehrt hatte, eine Summe von 120000 Gulden gegen fünfprozentige Verzinsung aufnehmen und dafür die sämtlichen Eigengüter und Zehnden der Herrschaft verpfänden mußte. Das war sein und der ganzen Familie Verderben. Das Familienstatut, wonach nichts von dem Gemeinbesitz veräußerlich sein sollte, war damit gröblich verletzt, Hans Georg, sowie der Schwager Völs in Innsbruck, der sich ebenfalls Freiherr von Hohenschwangau schrieb, verweigerten daher dieser Maßnahme ihre Anerkennung. Aber ihr Protestieren half nicht viel. Als der Markgraf weder Zinsen, noch das bald wieder gekündigte Kapital zurückerhalten konnte und ein Brandenburger Pfandpfleger in Waltenhofen sich einfand, als es gar offenkundig wurde, daß David bald darauf auch dem Bonaventura Furtenbach von Reichenschwand, einem Nürnberger Kaufherrn, 73 600 Gulden schuldig geworden war und die Lehen dafür verpfänden mußte, da brach die Katastrophe herein.

Johann Georg wurde auf Antrag seiner Gläubiger von einer Hochzeit weg, die er in Augsburg mitmachte, in Haft genommen und in den Schuldturm gesteckt. Antoni in Venedig bekam Wind von dem Stand der Dinge, und da er schon seit einiger Zeit seine Rente nicht erhalten hatte, eilte er sofort herbei und veranlaßte auch die Verhaftung Davids, der sich eben im Neuburgischen befand.

Im April 1565 wurde David durch kaiserlichen Befehl nach Wien gefordert und eine Kommission ernannt, um seinen Gesamtschuldenstand festzustellen. Diese verfügte im Herbste die Sequestration der Herrschaft Hohenschwangau, nur dreißig Jahre, nachdem des Vaters Paumgärtner lange und sehnlich gehegter Herzenswunsch nach dem Erwerb derselben in Erfüllung gegangen war. Hohenschwangau aber fiel nach langwierigen Verhandlungen an den Herzog von Bayern.

Unterdessen irrte David Paumgärtner als ein Heimatloser bei alten Freunden umher und kam endlich zu einem, dessen Lage der seinen glich. Das war Herr Wilhelm von Grumbach, der als Landfriedensbrecher in die Reichsacht erklärt war und sich damals in Thüringen herumtrieb.

Grumbach warb eben ein Häuflein Reisiger, überfiel und plünderte Würzburg, von dessen Bischof er sich mißhandelt glaubte. Den Hauptzweck dieses Unternehmens, den Bischof gefangen zu nehmen, erreichte er aber nicht. Derselbe war zufällig abwesend. Ob dieses Landfriedensbruches wurde er dann in die Acht erklärt.

Er hielt es daraufhin für das sicherste, sich in den Schutz des Herzogs Friedrich von Sachsen zu begeben, der auch kein Freund

von Kaiser und Reich war, als der Sohn jenes Kurfürsten, dem die Kurwürde entrissen, und der so lange schmachvoll von Kaiser Karl V als Gefangener durch alle Lande geführt worden war. Er saß vorläufig, die Sterne um Rat fragend, im Schmollwinkel in Koburg oder Gotha. Er nahm sich des geächteten Grumbach an und machte ihn sogar, die Acht für ungerechtfertigt erklärend, zu seinem Rate. Dadurch lud er aber den Zorn einiger übel gesinnter Nachbarn, besonders des neuen Kurfürsten von Sachsen und des Grafen Günther von Schwarzburg auf sich, die ihn wegen Beherbergung eines Geächteten beim Kaiser verklagten. Bald wurde auch der Herzog in die Acht erklärt und Kurfürst August nebst den fränkischen Bischöfen beauftragt, die Acht zu vollstrecken, welchen Auftrag sie auch alsbald mit unerhörter Grausamkeit erfüllten.

In Gotha hatte sich nun kurz zuvor auch David Paumgärtner eingefunden, der sich wegen der Verfolgungen von seiten seiner Gläubiger und seines Bruders Antoni auch nirgends mehr sicher fühlte.

Der Herzog Johann Friedrich versammelte ein ansehnliches Kriegsvolk in Gotha und auf der Feste Grimmenstein und setzte sich, unterstützt von seinen Schützlingen, zur Wehre. Die Belagerung währte schon vier Monate, ohne daß einer der beiden Teile einen sichtbaren Vorteil erlangte. Da gelang es endlich den Achtvollstreckern, den Herzog bei seinen eigenen Kriegsknechten anzuschwärzen und Grumbach als einen Zauberer des Satans darzustellen, wozu die Sterndeuterei den Vorwand gab. Sie nahmen Grumbach gefangen und öffneten dem Kurfürsten die Thore.

Hier nun, vor seinem Ende hat David Paumgärtner noch als ein Mann sich gezeigt, der das Herz am rechten Flecke hatte. Bis zum letzten Augenblicke stand er mutig an der Seite des Herzogs und der Herzogin, sie vor der Roheit der fremden Eindringlinge soviel ihm möglich war schützend. Und als weder Name, noch von Kaiser und König auf ihn gehäufte Ehren ihn selbst mehr vor der Mißhandlung der Achtsvollstrecker bewahren konnten, da starb er — zu stolz, sich davon zu machen wie ein Dieb, obgleich ihm das leicht möglich gewesen wäre — mannhaft.

Der Herzog wurde nach Wien abgeführt. Wilhelm von Grumbach und des Herzogs Kanzler Brück wurden in gräßlicher Weise zu Tode gemartert, so daß von ihrem Schmerzgeheul der Grimmenstein erzitterte, Hieronymus von Brandenstein, des Herzogs Kriegsoberster, Wilhelm von Stein, ein von Mandelslohe und David Paumgärtner wurden enthauptet, der Amtmann Bayer und der Zauberjunge Hänsel Tausendschön gehängt. Das geschah am 17. April 1567.

Im Jahre 1615 starb die schwäbische Linie der Paumgärtner und 1726 auch die Nürnberger Linie aus.

Diese kurze Episode aus der Geschichte jener Burg, die auch heute wieder so viele Reisende anzieht — gibt sie nicht ebenso, wie der kürzlich abgelaufene Zeitraum ein überraschendes Bild von der Wandelbarkeit des irdischen Glückes und von der Vergänglichkeit alles Glanzes, der dem Menschen auf Erden beschieden sein kann?

Die protestantischen Gemeinden in Kärnten.

Von A. B. Wiesner.

Von den zahlreichen norddeutschen Touristen, welche in jedem Sommer Tirol besuchen, pflegen in der Regel nur wenige ihre Wanderungen durch das Pusterthal nach dem benachbarten Kärnten auszudehnen. Und doch ist dieses ein herrliches, mit Naturschönheiten reich gesegnetes Alpenland, wo der fremde Wanderer im duftigen Waldesgrün, in der romantischen Sennhütte einer Alp, oder an klaren, lieblichen Bergseen, die dem Tirolerlande mangeln, die heißen Sommermonate angenehm zu verbringen vermag.

Auch in historischer und religiöser Beziehung bietet Kärnten manche interessante Eigenart. Der Geschichtsforscher wird dort durch uralte Monumente zu hochinteressanten Studien angeregt, während in religiöser Beziehung der protestantische Norddeutsche in den einsamen Gebirgsthälern und Schluchten

wackere Glaubensgenossen und Nachkommen aus den ersten Kämpfen der Reformationszeit begrüßen kann.

Die herrlichen Umgebungen Klagenfurts laden den Fremden alsbald zu zahlreichen Ausflügen ein. Als Ziel der ersten Partie wählt man gewöhnlich den lieblichen Wörthersee. Er ist nur etwa eine Stunde von der Stadt entfernt und mit dieser durch einen Kanal verbunden. Am Ende dieses Kanals erhebt sich am linken Ufer, in der Villacher Vorstadt, eine neue schöne Kirche gotischen Stils mit einem schmucken Turme. Es ist die Kirche der evangelischen Gemeinde Klagenfurts, einer der jüngsten und schwächsten Österreichs. Der Bau der Kirche mit Turm, Glocken und Orgel wurde 1863 begonnen und 1866 beendet.

Der Gustav-Adolf-Verein hat auch dieser Gemeinde wiederholt namhafte Beiträge gespendet, darunter 5200 Thaler zum Kirchenbau, zu dem übrigens auch die von Katholiken verwaltete Sparkasse in Klagenfurt 1500 Gulden beigesteuert hat.

Die übrigen in Kärnten lebenden Bekenner des evangelischen Glaubens sind nicht etwa fremde, aus anderen Ländern eingewanderte, sondern altkärntnerische, gläubige Protestanten, welche allen Bedrückungen, die in Österreich seit der Reformation das geläuterte Evangelium heimgesucht haben, mannhaft und schließlich siegreich widerstanden.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Reformation schon frühzeitig in Kärnten Eingang fand. Schon die hussitischen Lehren sollen im Salzburgischen und von dort nach Kärnten sich verbreitet haben. Das ist zwar nicht sicher festgestellt, aber Thatsache ist es, daß der salzburgische Erzbischof Eberhard III schon 1420 eine drohende Verordnung gegen die „im Lande überhandnehmende Ketzerei“ erließ. Da Kärnten ein unmittelbares Nachbarland Salzburgs ist, so darf wohl angenommen werden, daß jene reformatorischen Bestrebungen auch auf Kärnten sich erstreckten.

Als Luther auftrat, fand seine Lehre in Kärnten, Krain, Salzburg und Steiermark sofort großen Anklang. In Salzburg war der gelehrte Dr. Staupitz, ein persönlicher Freund Luthers, der neuen Lehre anfangs sehr geneigt und predigte auch im Sinne derselben. Staupitz war 1508 Vorsteher des Augustinerklosters zu Erfurt, in dem sich damals Luther befand, und wurde 1518 Hofprediger des Erzbischofs von Salzburg; späterhin wurde er durch Drohungen so eingeschüchtert, daß er jeder weiteren reformatorischen Thätigkeit entsagte und sich in ein Kloster zurückzog.

Es traten indes überall mutige Verfechter des Evangeliums in Salzburg, Kärnten und in den übrigen angrenzenden Alpenländern auf. In Krain predigte zuerst Primus Truber von Ratschitza bei Auersperg, dem Stammorte des gleichnamigen Grafengeschlechts, Luthers Lehre. Er hielt auch Versammlungen und Predigten in dem nahen Kärnten, namentlich unter dem slavischen Teile der Bevölkerung. Als Truber 1531 für die Reformation wirkte, war er Domherr zu Laibach. Die katholische Partei brachte es zwar dahin, daß er seines Amtes entsetzt wurde, aber die der Reformation ergebene krainische Ritterschaft und der Laibacher Stadtrat räumten Truber die Spitalkirche ein, deren Reste als Warenmagazin noch heute vorhanden sind. Vom Laibacher Bischof und den fanatischen Katholiken auf das heftigste verfolgt, mußte Truber nach verschiedenen Irrfahrten schließlich nach Württemberg fliehen, wo er mit Unterstützung des in der Reformationsgeschichte Krains und Kärntens berühmt gewordenen unerschrockenen Ritters Hans von Ungnad eine slavische Buchdruckerei errichtete, die seine Landsleute in der Heimat mit Luthers Schriften versorgte.

Trotz mancherlei Hindernissen und Verfolgungen machte die Reformation in dem Zeitabschnitte von 1535 bis 1555 in Kärnten und Krain mächtige Fortschritte, fast der ganze Adel dieser Länder bekannte sich zur evangelischen Kirche.

Da begannen 1579 abermals gewaltsame Verfolgungen. Viele Prediger wurden vertrieben, evangelische Beamte abgesetzt, harmlose Landleute wegen ihres Glaubens von Haus und Hof gejagt. Noch schlimmer erging es den kärntnerischen Protestanten, als Kaiser Ferdinand II den Thron bestieg. Er befahl, alle evangelischen Kirchenlehrer aus dem Lande zu jagen, ihre Kirchen zu schließen, ihre Bücher und Schriften zu vernichten. Der Monat Dezember 1598 war für die kärntnerischen Protestanten eine wahre Schreckenszeit. Alle Prediger mußten das Land verlassen; Soldatenhaufen, von Mönchen geführt, forschten in den Städten und Dörfern nach versteckten

Predigern, Bibeln oder heimlichen Betsälen. Die Soldaten und Mönche stießen gegen die Evangelischen die schrecklichsten Drohungen aus, lebten auf deren Kosten in Saus und Braus und verübten allerlei Gewaltthaten. Viele Protestanten, namentlich der besitzende Teil, flohen mit ihrer Habe, trotz des Winters und hohen Schnees, in die Berge oder entlegenen Thäler, wo sie, um ihren Verfolgern zu entgehen, in der rauhen Jahreszeit die größten Entbehrungen und Drangsale erdulden mußten.

Damit war indes ihre Leidensgeschichte noch lange nicht erschöpft. Der Hauptschlag erfolgte im Jahre 1601. Von da ab mußten alle Evangelischen Kärntens ihren Glauben abschwören, beziehungsweise katholisch werden, oder das Land verlassen. Nur wenige vermochten es, ihren Glauben zu verleugnen; Tausende wiesen diese Zumutung entrüstet zurück und wanderten nach Böhmen, Ungarn und Deutschland aus. Vergeblich protestierten die Landstände Kärntens gegen diese unerhörte Bedrückung; ihre Vorstellungen wurden in Wien gar nicht beachtet. Viele evangelische Prediger, die sich noch heimlich im Lande aufgehalten hatten und jetzt entdeckt wurden, darunter Trubers Sohn, Felician, und der Kärntner Georg Klement, wurden in die Gefängnisse geschleppt und gemartert. Abermals durchzogen Soldatenhaufen das Land, an ihrer Spitze katholische Mönche oder Priester im vollen Ornat, das Kruzifix oder die Monstranz in der Hand. Diese Scharen durchzogen namentlich Sonntags und an katholischen Feiertagen Städte und Dörfer, um die Protestanten oder sonst der „Ketzerei" Verdächtige scharenweise unter verhöhnenden Zurufen und Mißhandlungen in die katholischen Kirchen zu treiben. Von dieser Zeit ab konnte sich die Lehre Luthers in Kärnten nur noch heimlich erhalten. Die Evangelischen, die äußerlich die Gebräuche der katholischen Kirche beachten mußten, hielten aber ihre Versammlungen und Gottesdienste im Dunkel der Wälder, auf den Bergen oder bei bewährten Freunden ab, wo sie vor Verrat und Angeberei gesichert waren. Aus dieser Verfolgungsperiode haben sich bis heute gewisse Ausdrücke, Schlagwörter und Drohungen gegen die Protestanten im Volksmunde erhalten, Äußerungen, die indes ihren ursprünglich gehässigen Charakter längst eingebüßt haben. So hört man beispielsweise noch heute in Kärnten von zwei Streitenden den einen Teil ausrufen: „Na wart nur, ich will dich schon katholisch machen," was gegenwärtig freilich nur so viel heißt als: „Ich will dich schon kriegen," oder: „Paß auf, du sollst es mir entgelten" 2c. Der Wortlaut jener Drohung stammt aber aus der Zeit jener Protestantenverfolgung. Die katholischen Priester und Soldaten drangen nämlich häufig in die Häuser der Evangelischen, um diese mit dem Drohrufe: „Na wartet, wir wollen euch schon katholisch machen" in die Kirchen oder in die Gefängnisse zu treiben. Auch wird man noch heute in Tirol, Kärnten und den angrenzenden Alpenländern im Gebirge von älteren Leuten mit den Worten begrüßt: „Gelobt sei Jesus Christus." Jeder Katholik jener Gegenden wird wissen, daß er auf diesen Gruß zu antworten hat: „In Ewigkeit, Amen!"

Minder bekannt dürfte es sein, daß diese Begrüßungsformel zur Zeit der Protestantenverfolgung für die Katholiken ein Erkennungszeichen war, durch dessen Anwendung sie gelegentlich Protestanten und andere Ketzer erkennen konnten. Da nämlich die Evangelischen sich jenes Grußes, weil er ein katholischer Gebrauch war, nicht bedienten, erwiderten sie ihn auch nicht durch die bei den Katholiken übliche Antwort. Dadurch wurden später viele geheime Protestanten erkannt und ihren Verfolgern überliefert.

Trotz dieser jahrelangen unmenschlichen Unterdrückungen war der Mut und die Glaubenstreue der kärntnerischen Protestanten nicht zu erschüttern. Die Lehre der Reformation vererbte sich still und unbemerkt von Geschlecht zu Geschlecht, was uns um so mehr Bewunderung einflößen muß, als diese tapfer ausharrenden Glaubensstreiter zumeist einfache Landleute waren, die hoch oben in den Alpen oder in ihren einsamen Thälern und Schluchten ein stilles, von allem Weltverkehr abgeschnittenes Leben führten.

Als 180 Jahre nach jenen Verfolgungen und Ausrottungsversuchen Kaiser Joseph II sein mit Jubel begrüßtes Toleranzedikt erließ (1781), traten die Evangelischen Kärntens sofort offen hervor. Die erste protestantische Gemeinde trat in dem Gebirgsflecken Arriach zusammen. Sie erbaute sofort ein hölzernes Bethaus, dem 1785 eine steinerne Kirche ohne Turm und Glocken folgte. Gegenwärtig ist Arriach eine der größten evangelischen

Gemeinden Kärntens mit 1380 Einwohnern. Ihr voran gehen nur noch Fresach mit 1764 und Flan mit 1570 Seelen. Die Gesamtzahl der evangelischen Gemeinden Kärntens beläuft sich heute auf 16, denen 17034 Personen mit 2196 schulpflichtigen Kindern angehören. Der größte Teil der letzteren besucht evangelische Gemeindeschulen; wo solche mangeln, werden die Kinder freilich auch in katholischen Schulen unterrichtet. An manchen Orten besuchen wieder katholische Kinder protestantische Schulen. In Bleiberg, wo sich die größten Bleigruben der österreichischen Monarchie befinden, besteht gleichfalls eine evangelische Gemeinde, der ausschließlich Bergleute angehören. Das noch aus dem Jahre 1783 stammende sogenannte Toleranz-Bethaus ward in der jüngsten Zeit mit Turm, Glocken und einer neuen Orgel versehen. Da indes die Gemeindemitglieder arm sind, so mußte auch von ihnen die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins angerufen werden, der überhaupt seine segensreiche Thätigkeit wiederholt bis in die entlegensten Thäler der kärntnerischen Alpen erstreckte. Eine neue schöne Kirche mit Turm und Glocken besitzt das freundliche Städtchen Feldkirchen, ein Bau, dessen Kosten auch zumeist vom Gustav-Adolf-Verein gedeckt wurden.

Manche kleinere Gemeinden, zumal solche in hoher Gebirgslage, haben infolge ihrer Armut und Vereinsamung einen harten Kampf zu bestehen. Oft mangelt es ihnen am Nötigsten, und die Schuldenlast droht sie zu erdrücken. Namentlich ist die Existenz der Pfarrer und Lehrer in jenen Gemeinden keine beneidenswerte. Beispielsweise befindet sich in dem Dorfe Kreuth Schulzimmer und Lehrerwohnung in einem ehemaligen Ziegenstalle! Ähnliche traurige Zustände sind leider auch in manchen anderen Gemeinden vorhanden. Hier thäte Hilfe dringend not.

So möge denn der protestantische Tourist, der aus dem fernen deutschen Norden durch das schöne Kärnten wandert, es nicht versäumen, seine in diesem Alpenlande so vereinsamten, mutigen Glaubensbrüder zu besuchen. Er kann ihrerseits der freundlichsten, liebevollsten Aufnahme versichert sein.

Herbstgesang.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Aus Nebel die Sonne purpurrot steigt,
Der feurige Ball in die Schluchten ihn scheucht,
Aus Osten herauf übers Feld durch den Wald
Der Wind wehet heftig, der Wind wehet kalt.

Er schüttelt die Bäume und fährt durch das Laub,
Ihm fallen die buntfarb'gen Blätter zum Raub;
Ein Rascheln und Rauschen den Hain durchzieht:
Der lieblichen Sommerszeit Schwanenlied.

Es mischt in den Sang auch der Vogel im Hain
Die Klag' um den scheidenden Sommer sich ein.
Ein Wanderer hat dem Gesange gelauscht,
Ihr Liedlein gehört, eh's im Winde verrauscht:

„Gedenk unsrer, Wandrer, wenn Eis und wenn Schnee
Uns Armen im Walde bringt bitteres Weh.
Wir bleiben euch treu ja in Winterszeit,
O lohnt uns die Treu und stillt Winters Leid."



Herbstgesang. Gemalt von Marie Laux.

Gustav Werner von Reutlingen.

Ein Gedenkblatt von Richard Laurmann.



Vater Gustav Werner von Reutlingen.
† am 2. August.

Wer zu Halle a. d. Saale in den Hof der Franckeschen Anstalten tritt und von der Fülle der Liebeswerke ringsumher überrascht wird, der freut sich über das schlichte und in seiner Einfachheit erhabene Denkmal, welches August Hermann Francke aus der Meisterhand Rauchs empfangen hat. Da steht er und legt seine Hand auf das Haupt von zwei Kindern; und untenan steht das Wort: „Er vertrauete Gott.“ Nun hat einmal eine Freundin in der Notzeit unsers Gustav Werner geschrieben: „Mögen seine Mitbürger ihm nie ein Denkmal setzen von Stein oder Erz; mögen sie aber den Stein ihm heben helfen, der sein seltenes Herz beschwert, und ihm in den Werken barmherziger Liebe zur Seite stehen!“ Dennoch gibt es vielleicht nirgends ein „lebendes Bild,“ das dem Erzbilde Franckes so ähnlich ist, wie das Bild Werners mit den Seinen beim Beginn seines Wirkens. — Es war am 14. Februar 1840, da stand eine gutmütige Gerbersfrau an ihrem Fenster in der unteren Ledergasse zu Reutlingen und rief ihrer Tochter zu: „Ei sieh doch au, Christiane — do zieht jetzt au so e armes Schuelmoisterle ei; und 's hot sei so viel Kinder — daß Gott erbarm!“ Es war aber kein Schulmeister, wie die Reutlingerin dachte; es war der Pfarrvikar Werner, ein junger Mann von einunddreißig Jahren, der mit zehn verwahrlosten Kindern und zwei bäuerlichen Gehilfinnen seinen Einzug hielt, ein paar Gulden Vikarslohn in der Westentasche. Der bescheidene Hausrat wurde auf zwei Wägelchen nachgeführt. Den ärmlichen Aufzug hatte man vor Augen; wer aber ins Herz geschaut hätte, dem hätte sich das Wort auf die Lippen gedrängt: „Er vertrauet Gott.“ Nun ist am 2. August dieses Jahres das Leben des edlen Mannes — geboren 12. März 1809 zu Zwiefalten — mit achtundsiebzig Jahren zu Ende gegangen; und wir könnten seinem ganzen und vollen Tagewerke keine andere und bessere Überschrift geben.

Das war ein merkwürdiges Jünglingsleben, von dem jener Einzug Zeugnis gab. Der junge Theologe war in eine Studienzeit geraten, wo das Hegeltum das große Wort führte, das biblische Christentum aber in stille Verborgenheit zurückgedrängt war. Seinem warmen Herzen bot die spekulative Philosophie keine Nahrung, seinem thätigen Geiste der beschauliche Pietismus keine Förderung; so war es eine gnädige Führung Gottes, daß dem Aufenthalte zu Tübingen, wo er in die Kreise Swedenborgscher Spekulationen geraten war, ein praktisches Schulleben in Straßburg folgte, das ihn mit Oberlins Liebesarbeit in Berührung brachte. Wohl strebte er sein lebenlang nach einem „johanneischen Zeitalter der Kirche“ und ließ auch seine Swedenborgschen Ideen nie ganz fahren; aber seinen eigentlichen Beruf erkannte er von da an in der Liebesarbeit an den Armen, und sein Vorbild auch in den Mitteln und Wegen der Hilfe blieb Oberlin. In einem sechsjährigen Vikariat zu Walddorf bei Tübingen und Reutlingen sehen wir schon die Keime seiner späteren Wirksamkeit. Im kleinen Bauernstüblein beginnt er eine Industrieschule und bald eine Kinderpflege. Eine ältere Person, das Bäsle, läßt sich willig finden, ihm zu helfen, und deren Nichte, das „Rosabäbele,“ schließt sich an. Da stirbt 1838 eine Mutter von sechs Kindern, und die Bitte des Vikars am Grabe um Aufnahme der Kinder in andere Familien hat keinen Erfolg. Sogleich geht er mit gutem Beispiele voran und nimmt das jüngste, zweijährige Kind zu sich selbst. Das erregt Aufsehen. Das Bäsle pflegt „des Vikars Kind,“ und die Leute im Dorfe nehmen sich der anderen an. Nach wenig Wochen stirbt

ein Vater von sechs Kindern, und auch von diesen nimmt sich Werner einen sechsjährigen Knaben. Das Häuflein wächst, schon baut er sich auf das Gemeindebackhaus einige Gelasse.

Das Wirken des Vikars, der mit zündenden Worten auch in anderen Gemeinden Erbauungsstunden hält, und dem die Leute aus der ganzen Gegend zulaufen, erregt Aufsehen, man schränkt ihn auf seinen nächsten Beruf ein. Das schneidet dem jungen Manne, der von Schaffensdrang glüht, ins Herz; er legt sein Vikariat nieder und zieht ins nahe Reutlingen, um ganz und gar den Kindern zu leben. Als er das Dörflein verließ, sagte der Löwenwirt: „So, jetzt kann man am Sonntag doch auch wieder ruhig zu Mittag essen!“ Als er des Weges dahinzog, sang er mit seinen zwölfen: „Befiehl du deine Wege!“ Von seinem Einzuge in Reutlingen sagte er später oft lächelnd: „Wenn sie gewußt hätten, was für ein bettelarmer Mann zu ihnen kam, die Reutlinger hätten mich sicherlich nicht hineingelassen.“ — So ist Werner im Jahre 1840 ein Berufsarbeiter innerer Mission geworden. Eigenartig war dabei vorerst nur das Streben, durch Reisepredigt dem Werke einen Kreis von Gönnern zu erwerben; doch zeigte sich auch jetzt schon der Gedanke, daß eine solche Anstalt die Arbeit der eigenen Kinderkräfte noch ganz anders in Anspruch nehmen müsse, als es wohl sonst geschah. Der Grundgedanke seiner Reisepredigt war die Verkündigung der Liebe, die nicht an Lehrsätze sich bindet; und der Erfolg war ein großartiger. Werner dehnte in den vierziger Jahren sein Netz über hundert Predigtplätze aus, und es gewann in der gärenden Zeit am Ende der vierziger Jahre den Anschein, als sollte sich eine Wernersche Gemeinde herausbilden, die auf neuen Grundlagen christlicher Lebensanschauung sich erbaute. Dabei mußte es manchem aufrichtigen Bewunderer seiner Liebesarbeit bange werden. Wohl staunte man über die fortreißende Macht seines Erbarmens mit den Elenden, wie er sich hineinsetzte in die sich täglich mehrende Kinderschar, selbst ein treuherziges kindliches Gemüt, und wie er keine Elendsgestalt, so zerbrochen und arbeitsunfähig sie auch scheinen mochte, von sich stieß. Aber auf der einen Seite ängstigte der Plan eines christlichen Kommunismus. Die Hausgenossen, welche sich um ihn sammelten, nicht nur Frauen und Jungfrauen, sondern auch Männer und Familien von nah und fern, entschlossen sich nach seinem Vorgange zur Arbeit ohne Lohn, zum Einwurfe ihres Vermögens ohne Zins, ja zur Hingabe ihres ganzen Besitzes. Wie sollte das werden, wenn die Sache weitere Kreise zog? Und auf der anderen Seite beunruhigte seine Stellung zur Kirche manche Herzen, einzelne vielleicht in unedler Eifersucht, andere sicherlich in treuer Fürsorge für kirchliches Bekenntnis und kirchliches Leben. So waren im Jahre 1851 die Saiten straff gespannt. Werner glaubte, der Aufforderung der Oberkirchenbehörde, seine Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession zu unterschreiben, nicht entsprechen zu können; so mußte er denn aus dem Kreise der Kandidaten des Predigtamtes gestrichen werden. Vielleicht wären, wenn Gustav Werner jetzt die Fahne der Trennung von der Landeskirche erhoben hätte, ihm große Scharen gefolgt, allein sein gesunder Sinn, seine Treue für die Kirche Gottes bewahrte ihn vor dieser Klippe; er hat niemals sich zum Sektenhaupte aufschwingen wollen. Dazu war der Ehrgeiz in seiner Seele zu klein und die Liebe zu groß.

Er fühlte sich jetzt noch weniger beengt in der Ausbreitung seiner eigentümlichen Anschauung und in der Ausdehnung seines Werkes. „Werner in der Dorfscheune,“ so hieß ein damals bekanntes Bild von Heck; darin spiegelte sich die Anziehungskraft des Mannes. Gerade, daß er nicht mehr auf den Kanzeln, sondern in der Scheune, im Hausflur, im Wirtshaussaal, im Freien seine Vorträge hielt, zog in einer Zeit, wo man von Verkündigung des Wortes im Freien wenig wußte, viele Hunderte an. Und die Not der vierziger und der fünfziger Jahre half getreulich mit. Wo sie anklopfte, that Werners weiches Herz die Thür auf; die Zahl seiner Anstalten wuchs auf acht und zehn und zwanzig. Sie sproßten nur so aus dem Boden; Werner stand als ein jugendlicher Patriarch inmitten seiner Schar, und tausend fleißige Hände regten sich um ihn her im Dienste der christlichen Liebe.

Indessen war bereits eine neue Wendung eingetreten. Am Pfingstmontag 1850 wurde auf dem Marktplatze zu Reutlingen eine Volksversammlung gehalten, welche in demokratischem Feuer loderte. Werner stieg während derselben mit einigen Freunden auf die Achalm, zu deren Füßen sich die schöne

Stadt ausbreitet; da faßte er den Entschluß, der sozialen Frage auf seine Weise zu Leibe zu gehen.

Sein Rezept war die Durchdringung des sozialen Lebens mit den Gedanken und Kräften des Christentums. Er konnte und wollte nicht glauben, daß so hervorragende Zeiterscheinungen wie die Industrie und das Fabrikwesen der Menschheit zum Fluche gereichen sollten; er hoffte, daß der Fluch sich in einen Segen umwandeln würde, sobald man das Fabrikwesen in christliche Zucht und Ordnung nähme. Das Grundprinzip der Industrie, Teilung der Arbeit, müßte jedem, auch dem schwächsten, die rechte Verwendung seiner Kräfte ermöglichen; das Christentum aber müßte diese Teilung der Arbeit vor der Zerklüftung bewahren, indem sich alle in einem großen Ganzen als Glieder fühlen müßten.

Dem großen Optimismus Werners war es darum ein willkommenes Ermunterungszeichen, daß schon am folgenden Tage ihm eine Papierfabrik in Reutlingen zum Kauf angetragen wurde. Obwohl bei der geringen Wasserkraft und der ungenügenden Reinheit des Wassers schon zwei Besitzer der Fabrik ihr Auskommen nicht gefunden hatten, griff Werner zu, ohne Geld, ohne Zustimmung der Erfahrenen, nur im Glauben: Gott hilft durch! — Er mußte redlich Lehrgeld bezahlen für diesen gewagten Schritt. Jahr um Jahr hatte er seine liebe Not mit der Fabrik, nicht allein mit der Schuld, die darauf ruhte, sondern auch mit den Ergebnissen, die der Anstrengung nicht entsprachen. Wohl zeigte sich die Hingabe seiner näher verbundenen Hausgenossen in dieser Zeit in bewundernswürdiger Weise; die Papierfabrik war die Veranlassung einer Reihe von Industriewerkstätten, welche dem Ganzen zu gute kamen. Der Hinzutritt eines tüchtigen Mechanikers aus der Schweiz brachte diese Arbeiten recht in Schwung; und wenn Werner selbst in dem wundersamen Bienenkorbe aller möglichen Arbeitszweige lebte und webte, und wenn er damit gar viele hinriß zu gleicher Hoffnung, so mußte auch der Fremdling innige Hochachtung gewinnen vor solcher Hingabe. Wie er in Reutlingen die Industrie dem Zwecke des Reiches Gottes dienstbar zu machen verstand, so verfuhr er ähnlich in Fluorn, einer Dorfgemeinde im Schwarzwalde, mit der Landwirtschaft. Die Markung von Fluorn war in zehn Jahren sechsmal vom Hagel getroffen worden, zwei drittel der Bürgerschaft war in einem einzigen Jahre in Gant geraten, siebzig Kinder waren der mittellosen Gemeinde anheimgefallen. Da griff Werner mit seinem Erbarmen ein, kaufte das größte Gut, beschäftigte die armen Leute, nahm die Kinder auf und brachte das verlotterte Anwesen in einen Stand, daß das Ganze ein schönes Einkommen gewährt bis auf diesen Tag.

Dennoch zehrte die Fabrik in Reutlingen an dem Marke des ganzen Werkes. Da bot sich dem unermüdlichen Gründer eine Gelegenheit, zu Dettingen an der Erms, unterhalb Urach, eine herrliche Wasserkraft zu erwerben, welche für eine Papierfabrik die besten Aussichten bot. Obwohl Werner auch hier mittellos dastand und beim Kaufe die Groschen zusammensuchen mußte, um nur die Zeche im Wirtshause zu bezahlen, wagte er dennoch den entscheidenden Schritt und baute in den Jahren 1858—1863 eine Fabrik, welche mustergiltig genannt werden darf. Damit war aber das Werk Werners in die schwerste Probe eingeführt. Wohl war die Opferwilligkeit seiner Anhänger die alte, ja sie thaten über ihre Kräfte; wohl lieferte die mechanische Werkstätte in Reutlingen, welche an die Stelle der alten Papierfabrik getreten war, alle Maschinen für das neue Werk, aber ein Anwesen, das im Laufe weniger Jahre einen Aufwand von über eine Million Mark erforderte, glich einem Moloch, der alle Opfer und Arbeiten erbarmungslos verschlang. Jetzt wurden die Gläubiger ängstlich, wohl auch die Freunde verzagt; Gerüchte von Unordnungen im Rechnungswesen drangen in die Öffentlichkeit. So kam es, daß die Verlegenheit Werners am Ende des Jahres 1863 aufs höchste stieg. Er beantragte eine gerichtliche Vermögensuntersuchung. Da stellte sich ein Besitz von 2517535 Mark und ein Schuldenstand von 2411522 Mark heraus. Allein der Überschuß von 166013 Mark wurde reichlich aufgewogen durch das eingeworfene Vermögen der Hausgenossen im Betrage von 219428 Mark.

Das war freilich ein übler Befund. Ein Zwangsverkauf schien unvermeidlich; seine Folge wäre das Eingehen der Anstalten mit 1124 Personen (225 Hausgenossen, 183 Arbeiter, 455 Versorgte, 261 Kinder), und

mehr als das, eine entsetzliche Beschämung christlicher Liebesarbeit gewesen. Da drang dem edlen Manne das Wasser bis an die Seele. In eben dem Augenblicke, wo seine Ziele erreicht und seine Hoffnungen erfüllt werden sollten, schaute er in einen Abgrund, wo nicht bloß seine Lebensarbeit versinken mußte, sondern auch mit ihm so mancher arme Mann um sein Letztes kommen sollte. Er betrachtete das in gewissem Sinne als sein Golgatha, und seine Seele lag im Staube; aber — er vertrauete Gott. Und nun rafften sich die Freunde seines Werkes auf, nicht nur in Reutlingen, in Württemberg, sondern auch im Rheinlande, in der Schweiz, überall. Der „Aktienverein des Bruderhauses" übernahm die geschäftsmäßige Verwaltung und arbeitet bis zum heutigen Tage nach einem zielbewußten Schuldentilgungsplane. Damit war das Werk gerettet, die Papierfabrik erwies sich als das gewinnreichste Unternehmen des Ganzen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo neben den Rettungsanstalten auch die industriellen Werke zu Reutlingen und Dettingen in den gesicherten Besitz der „Gustav Werner-Stiftung" übergehen können.

So konnte nun Werner im zweiten Vierteljahrhundert seiner Thätigkeit immer dankbarer auf sein Werk schauen. Wohl mußte er vieles lernen in der Schule der Erfahrung. Der christliche Kommunismus blieb auf den engsten Kreis beschränkt, in welchem er als „Vater" waltete; Familien konnten auf die Länge nicht drin bleiben, und auch den einzelnen Hausgenossen blieb der Austritt mit dem eingeworfenen Vermögen frei. Auch die solidarische Haftbarkeit hatte bittere Not gemacht. Ebenso war es nicht gelungen, die Großindustrie mit seinen christlichen Gedanken zu durchdringen. Nur die Wiederherstellung des Lohnsystems und die Verwendung solcher technischen Kräfte, die außerhalb des Bruderhauses standen, ermöglichten das Aufblühen der Fabriken. Aber wenn nun diese Großindustrie doch ihren Gewinn einsetzte für die Wohlthätigkeitsanstalten; wenn es Werner möglich wurde, selbst die geringsten Kräfte im großen Ganzen irgendwie zu verwerten; wenn er eine Fülle von Lehrlingen unter seinen eigenen Augen behalten durfte, bis sie selbständig wurden — so lagen darin höchst erfreuliche Ergebnisse vor. Als dann vollends in der Sozialgesetzgebung des Deutschen Reiches eine Durchdringung der Industrie mit Humanitätsgedanken und Ordnungen, deren letzte Quelle im Christentum liegt, angestrebt wurde, erkannte Werner darin Geist von seinem Geiste. Er wußte, daß er nicht umsonst gedacht und gestrebt, gearbeitet und gelitten hatte.

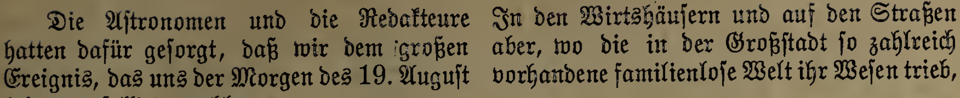
Wer dem „Vater Werner" im letzten Jahrzehnt näher getreten ist, dem blieb seine milde und doch allezeit vorwärtsstrebende Persönlichkeit für alle Zeit unvergeßlich.

Noch in den letzten Jahren konnte er ein stattliches Kinderhaus und ein Krankenasyl erstehen sehen, das ihm seine letzte Herberge bot. Seine Stellung zur Landeskirche hatte jede Schroffheit verloren, Liebe und Verehrung trat ihm nicht am wenigsten gerade aus den kirchlichen Kreisen entgegen. Seine Liebe hatte durch alle Prüfungen hindurch die Probe bestanden, und über 800 Seelen segnen noch heute in seinen dreizehn Anstalten voll Dankes sein Andenken.

Es muß wunderbar ergreifend gewesen sein, als im Oktober 1868 der selige Wichern nach Reutlingen kam, um Werners Arbeit zu besehen. Es schien die beiderseitige Richtung zu verschieden — Süd und Nord, Schwabe und Hanseate, Unkirchler und Kirchentagsmann; so war Wichern bei der Begegnung kühl. Aber von Schritt zu Schritt stieg seine Herzenswärme, bis er am Abend seine beiden Arme erhob und sagte: „Ach, Gott, der Mann hat's viel schwerer gehabt als ich; der Mann hat Maschinen, und der Mann hat Familien." Und beim Abschiede umarmten sich die treuen Männer und küßten sich unter Thränen.

Verschieden sind sie gewesen, Wichern und Werner, das ist keine Frage. Aber ihr Gedächtnis wird gleichermaßen im Segen bleiben.

Die Sonnenfinsternis und ihr Publikum.



Die Astronomen und die Redakteure hatten dafür gesorgt, daß wir dem großen Ereignis, das uns der Morgen des 19. August bringen sollte, wohlgerüstet entgegen gingen. Wir wußten ganz genau, wie sich die Sonne korrekterweise zu benehmen hatte: von wann ab und bis wie lange sie sich die Verdunkelung gefallen lassen mußte; daß wir auf das Erscheinen einer Korona rechnen durften; daß die Protuberanzen nicht ausbleiben konnten. Da die Sonne in Hinsicht ihrer Zuverlässigkeit auf eine jahrtausendelange, durch keinen Fehltritt getrübte Vergangenheit zurückblicken kann, konnten in Bezug auf sie keine Zweifel erwachen. Es galt also nur dafür zu sorgen, daß wir das Ereignis nicht verschliefen, und daß wir ferner zur rechten Zeit über ein Stück Horizont verfügten. In ersterer Beziehung ist nicht zu Bett zu gehen ein probates Mittel und von ihm wurde denn auch in Berlin, wo wir unsere Beobachtungen anstellten, der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Alles was jung und lustig oder was wenigstens letzteres war, blieb am Abend beisammen und vertrieb sich die Stunden mit allerlei Schnurren, denn das Ungewöhnliche des Ereignisses hatte unwillkürlich jedermann in eine heitere Laune versetzt.



In den Wirtshäusern und auf den Straßen aber, wo die in der Großstadt so zahlreich vorhandene familienlose Welt ihr Wesen trieb,



Der Bahndamm der Verbindungsbahn am Tempelhofer Exerzierfelde.

entwickelte sich bald der ausgelassenste Humor. Wer sich sein Stück „Horizont" erworben zu haben glaubte, indem er über ein Billet eines Extrazuges oder ein Fuhrwerk verfügte, das ihn rechtzeitig ins Freie schaffen mußte, verspürte ein Behagen, das sein Lebensgefühl erhöhte, die übrigen machte die Ungewißheit der Zukunft erst recht empfänglich für jeden Zeitvertreib. Nun ist der Berliner der fleißigste Mensch von der Welt, packt ihn aber einmal die Lustigkeit, dann kann er es nicht ausgelassen genug haben. So entwickelte sich denn auch in dieser Nacht ein Treiben wie auf einem Kölner Karneval. Man sah maskierte Leute mit riesigen Papiertüten, die Ferngläser vorstellen sollten, ein so ausgerüsteter Mann trieb sogar auf einer Rosinante sein Wesen.

Die Nacht war dunkel, der Himmel bedeckt, eine Ahnung des Kommenden bemächtigte sich der Gemüter. Die Sonne würde die Astronomen nicht im Stiche lassen, nein, aber wie stand es mit dem Wetter? Wie,



Auf den Anhöhen (Schätzelbergen) bei Berlin.



Mit der Bahn später Anlangende.

wenn die Wolke sie verhüllte? Was wurde dann aus Lichteffekten, Korona und Protuberanzen? Und zu der schon vorhandenen Lustigkeit gesellte sich der Galgenhumor. — Gegen drei Uhr füllen sich die Straßen mehr und mehr. Aus den Häusern kommen die Familien und hasten zu den Bahnhöfen, den Dampfbooten, den Pferdebahnen; die Schüler eilen dem Stelldichein-Platze zu, und von allen Seiten her setzen sich die Gespanne in Bewegung, welche die Schaulustigen ins Freie bringen sollen. Was nur Fuhrwerk ist, muß heute herhalten: Kutsche, Droschke, Omnibus, Fleischerwagen, Kremser, ja selbst der Möbeltransportwagen. Und so rasselt und rumpelt es aus allen Thoren, und unter die Wagen mischen sich Reiter und Velocipedisten. Neben ihnen her marschiert eine ungeheure Armee von Fußwanderern, denn nur wer gar nicht fort kann, begnügt sich mit der Aussicht, welche die Bodenluke zu gewähren verspricht. — Am ärgsten ist das Gedränge auf dem Wege nach Tempelhof und darüber hinaus nach Marienfelde. Es spottet jeder Beschreibung. Ein großer Teil der Fußwanderer faßt auf dem Bahndamm der Verbindungsbahn am Exerzierfelde Platz und läßt sich von dort nicht vertreiben. Andere eilen weiter und vereinigen sich kurz vor dem Ziele mit den Tausenden, welche ein Extrazug der Eisenbahn brachte. Hastig wird unterwegs ein Korona-Schnaps oder ein Protuberanzen-Likör bei einem der fliegenden Händler genommen, dann geht es vorwärts, den bescheidenen Hügeln zu, die über so viel „Horizont" verfügen. Aber o weh, dichte Wolken lagern im Osten. Trotzdem ruhen die durch Fernrohre jeder Art verstärkten oder durch Dunkelgläser geschützten Blicke unverwandt auf der durch Tausende von Kompassen ermittelten Stelle. Nur einem Ballon der militärischen Luftschiffer-Abteilung gelingt es für kurze Zeit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber da es auch ihm nicht glückt, über die Wolken zu gelangen, wendet sie sich bald wieder von ihm ab. Endlich



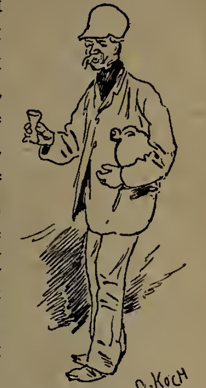
Auf der Chaussee nach Tempelhof und Mariendorf.



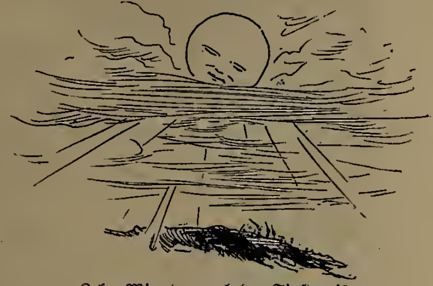
Stahlradfahrer auf dem Wege zur Sonnenfinsternis.


Auf dem Beobachtungsposten an der Bodenluke.

mochte sich nicht wenig über die armen Sterblichen amüsieren, die so große und doch so vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, selbst sie einmal verdunkelt zu sehen. Wer sich aber, heimgekehrt, noch nachträglich ins Bett legte, der durfte mit dem Gedanken einschlafen, daß er zwar keine Sonnenfinsternis beobachtet, wohl aber eine überaus lustige Nacht verbracht hatte. Wie in Berlin, so hat die Sonnenfinsternis auch sonst allerorten eine Enttäuschung bereitet. In Europa nämlich. Die Sibirier sollen mehr Glück gehabt haben und es läuft die Rede um, in Tomsk habe man das Schauspiel


„Ein Protuberanzen-Likör gefällig?"

zuckt es am Horizont auf, aber die Wolken haben nur für einen Augenblick einen Spalt geöffnet, noch ehe die Verfinsterung eintritt, ziehen sie sich wieder neidisch zusammen, und nur die für ein paar Minuten wieder eintretende Dämmerung zeigt an, daß sich hinter dem grauen Vorhang ein welthistorisches Schauspiel vollzieht. Gleich darauf wurde es wieder hell, und als der Menschenstrom wieder Berlin zuflutete, schien sogar die nun nicht mehr verfinsterte Sonne hell und warm. Sie, die ja ihre Sache gut gemacht und daher ein reines Gewissen hatte,


Zehn Minuten nach der Finsternis.

nach Herzenslust betrachten können. Ob die Zuschauer aber dort auch so lustig gewesen sind? Schwerlich.


Wieder im Bett.

Der Spreewaldstephan.

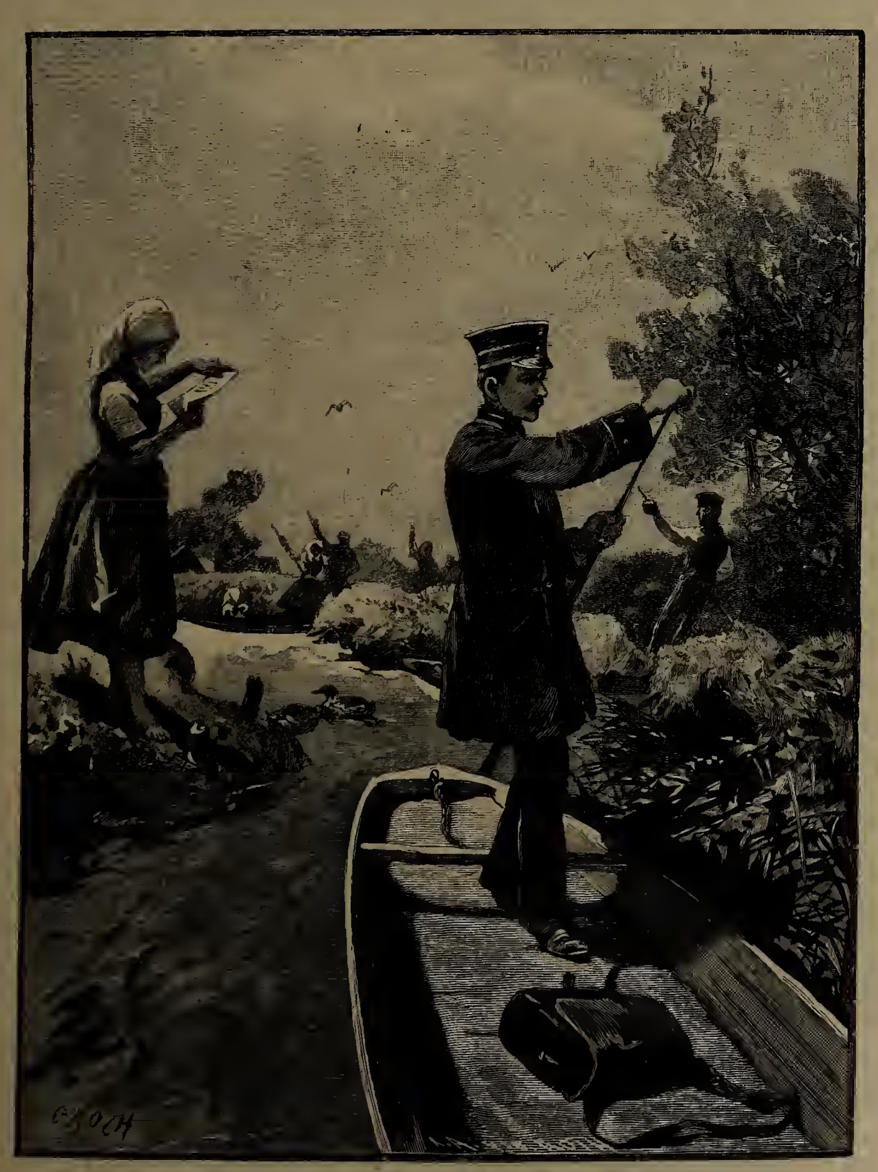


Gewissenhaftigkeit, angeborenes Talent für das Entziffern undeutlicher Handschriften, eine gute Lunge und ein solides Gangwerk, das sind die vier Tugenden, die der deutsche Postbote braucht, um seine Stellung auszufüllen. Aber nicht in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes reicht er damit aus. Das solide Gangwerk würde ihm dort wenig nützen, wo er Wege zu machen hat, ohne daß es Wege gibt — Wege und Straßen wenigstens im gewöhnlichen Sinne. Und eine solche Gegend haben wir im deutschen Vaterlande. Sonderbar genug — in der sandigen Mark ein Quadratmeilen umfassendes Gebiet, in dem man für Personen- und Frachtverkehr kein anderes Beförderungsmittel kennt als den Kahn, in dem kein anderes Beförderungsmittel möglich wäre.

Zweimal teilt sich die Spree in ihrem Mittellaufe in zahllose Arme und Ärmchen, von denen viele auf kaum mehr als den Namen eines Grabens Anspruch machen dürfen, und deren man insgesamt gegen dreihundert zählen kann. Sie umschließen ein Gebiet, das seines eigenartigen landschaftlichen Charakters wegen in jeder Jahreszeit von zahlreichen Reisenden — vorzugsweise Berliner Ausflüglern — aufgesucht wird, den Spreewald. Die blauen Wasserarme schlängeln sich durch fette Wiesen, winden sich durch dichte Wälder mit nicht selten uraltem Baumbestande, fließen an einzelnen, in stiller Einsamkeit liegenden Gehöften vorüber und bilden die Straße langgestreckter Dörfer. Jede Hofstätte ist auf künstlich erhöhtem Boden gelegen, denn die regelmäßig im Herbste eintretende und bis zum Frühjahre anhaltende Überschwemmung verwandelt das ganze Gebiet in einen meilenweiten See. Auch die kleinen Flächen Ackerlandes, welche der Fleiß der Bewohner dem Wald- und Wiesenboden abgerungen und urbar gemacht hat, sind durch die den rings sie umziehenden Gräben entnommene Erde künstlich um mehrere Spatenstiche erhöht. Aber der fette Boden belohnt die mühselige Arbeit. Gurken, Bohnen, Zwiebeln, Sellerie, Meerrettich und andere Küchenkräuter aus dem Spreewalde versorgen die Märkte von Berlin, Leipzig, Dresden und Stettin. Viehzucht und Heugewinnung legten den Grund für die Wohlhabenheit der Bewohner. Die Abgeschlossenheit des Landes aber brachte es mit sich, daß der Urväter Art und Sitte sich bis heute in dem entlegenen Winkel erhalten konnte.

Noch heute sind die Bewohner des Spreewaldes zum Teil nur im politischen Sinne Deutsche; ihrer Sprache nach sind sie Wenden, in Burg und den umliegenden Dörfern wenigstens noch, Überreste eines großen Slavenvolkes, das bis zur Ostsee und Elbe die Grenzen seiner Macht zog. Und wenn es auch nur eine Mythe ist, daß sie noch heute ihrem eigenen Könige gehorchen, der die alte Wendenkrone und das alte Wendenszepter sorgsam bewahrt, dem sie Steuern zahlen und mit dem sie gläubig auf die Wiedererstehung des Wendenreiches in alter Pracht und Herrlichkeit harren, so halten sie doch mit einer bewundernswerten Zähigkeit fest an ihrer Sprache, an ihren Sitten und an alter malerischer Tracht. Nicht lange mehr wird freilich der Kampf dieses Restes der wendischen Bevölkerung gegen das Deutschtum in Sprache und Sitte währen können. Kreise und Orte, die noch vor vierzig Jahren einen bedeutenden Prozentsatz wendisch redender Bevölkerung aufwiesen, sind heute

vollkommen deutsch. Die Kanzeln und Schulen, von denen in wendischer Sprache gelehrt wird, vermindern sich in rapider Weise; nicht durch einen Zwang, sondern weil das Bedürfnis dafür nicht mehr vorhanden ist, weil die Bevölkerung den wendisch sprechenden Prediger und Lehrer nicht mehr verstehen würde. Die wendische Bevölkerung des Spreewaldes wird dem erneuten Ansturm des Deutschtums noch am wenigsten lange widerstehen können. Jeder wendische Bursche, der seine drei Jahre bei der Fahne gedient hat, bringt als Errungenschaft die deutsche Sprache mit; jeder Bahnzug, der an den Marken des Spreewaldes vorüberbraust, legt Bresche in das Wendentum; jeder Tourist, der sich an der landschaftlichen Eigenart des Spreewaldes erfreuen will, kommt zugleich als ein Träger deutscher Kultur und deutscher Sprache. Und der Stephansbote, der im Spreewalde kein solides Gangwerk nötig hat, aber dafür ein Paar starker Arme, die das Boot auf dem weiten Wasserwege mit kräftigem Stoße vorwärts zu treiben verstehen, ist auch ein



Briefträger im Spreewalde. Nach dem Leben von C. Koch.

solcher Kämpfer gegen das Wendentum. Wo er sein Boot an einem einsamen Gehöfte anlegt und durch Händeklatschen und Rufen die Bewohner von seiner Anwesenheit benachrichtigt, da spricht er deutsch mit den Herzueilenden, und nur den Ältesten noch klingen seine Worte unverständlich ins Ohr. Das junge Mädel aber in buntem Rocke, schwarzem Mieder, weißer Schürze und dreieckig geknüpftem Kopftuche versteht nicht nur und spricht nicht nur, sondern liest und schreibt auch deutsch, und wenn der Brief vielleicht von ihrem Schatze sein sollte, den sie kennen lernte, als sie in Berlin den Kinderwagen schob und er bei den Gardekürassieren diente, dann wird sie ihn sogar mit einigen Berlinismen beantworten können. — Bei den Wenden in Sachsen wird das Aufgehen ins Deutschtum noch länger währen, aber auch dort ist es nur eine Frage der Zeit.

Es fehlt neuerdings nicht an Bestrebungen, den Untergang der wendischen Sprache aufzuhalten; es wird ja immer Leute geben, welche ihre Kräfte gerade an etwas Unmöglichem am liebsten erproben. Aber diese Versuche sind nicht nur aussichtslos, sondern sie sind auch unnütz. Denn es handelt sich bei diesem unaufhaltsamen Prozesse nicht um den Untergang eines Volkes, den man bedauern müßte, wie das Aussterben der Rothäute, sondern es handelt sich um das Aufgehen eines kleinen Volksrestes in einem großen Volke. An zahllosen deutschen Familien läßt sich der wendische Ursprung nachweisen, und allen ist die Umwandlung gut bekommen. Das eine läßt sich nicht leugnen, daß ein Teil des Spreewaldes mit dem Verschwinden des Wendentums auch eine interessante Staffage verlieren wird. Aber der Reiz seiner einsamen Wasserwege, seiner grünen Wiesen und seiner Waldlandschaften wird immer Besucher anziehen. Daß Frühjahr und Herbst sich am besten für einen solchen Ausflug eignen, sei denen gesagt, welche an den Besuch des Spreewaldes gedacht haben.

v. Sz.

Das astrophysikalische Observatorium zu Potsdam.

Südlich von Potsdam, etwa ein bis zwei Kilometer vom Bahnhofe entfernt, erhebt sich auf der waldbedeckten Kuppe des Telegraphenberges das königliche astrophysikalische Observatorium. Ungefähr den höchsten Punkt in der ganzen Umgebung Potsdams einnehmend, beherrscht es nach allen Richtungen hin meilenweit den Horizont und stellt sich von allen hervorragenden Punkten der Umgegend aus als stolzes Denkmal der Förderung des wissenschaftlichen Strebens in Deutschland dar.

Es war ursprünglich geplant, in Verbindung mit der Berliner Sternwarte in der nächsten Umgebung Berlins ein speziell für Sonnenbeobachtungen bestimmtes Observatorium, eine Sonnenwarte, zu errichten, woher auch jetzt noch zuweilen die irrtümliche Bezeichnung „Sonnenwarte“ für das Potsdamer Institut auftritt, während man sich später zum Bau eines astrophysikalischen Observatoriums entschloß, eines Institutes, in welchem der noch junge begründete Zweig der Astronomie, die Astrophysik, in ihrem ganzen Umfange gefördert werden sollte. Hierin ist natürlich auch die vollständige physikalische Beobachtung der Sonne eingeschlossen, sie bildet aber nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Arbeitsplanes.

Das lebhafte Interesse, welches Se. kaiserlich-königliche Hoheit, der Kronprinz des Deutschen Reiches, für die Gründung eines derartigen Institutes gezeigt hat, ist auch für die Großartigkeit der Einrichtungen maßgebend gewesen, und es gereicht dem Observatorium zur besonderen Ehre, daß es als seinen Protektor den hohen Gönner und Förderer der Wissenschaften in Preußen, den Kronprinzen nennen darf.

Der Bau des Institutes wurde im Jahre 1879 beendet; die Oberleitung des Observatorium ruhte vom Jahre 1876 an in den Händen einer Kommission, bestehend aus den Herren Auwers, Förster und Kirchhoff; im Jahre 1882 ging sie auf Herrn Professor H. C. Vogel als Direktor über. Zur Zeit sind außer demselben sechs Gelehrte auf dem Observatorium thätig.

Wir müssen zum besseren Verständnisse der folgenden Erklärungen einige allgemeine Bemerkungen über die Astrophysik vorausschicken. Wie schon der Name besagt, handelt es sich dabei um die Anwendung der Physik in der Himmelskunde; es sind die im

Laboratorium gewonnenen Ergebnisse und Gesetze auf die Himmelskörper auszudehnen.

Die eigentliche Astronomie befaßt sich nur mit den Ortsveränderungen der Gestirne, mögen dieselben nun ihre Ursache in selbständigen Bewegungen haben, oder mögen sie von Bewegungen oder physikalischen Bedingungen der Erde herrühren. Sie basiert daher in fast allen ihren Teilen auf dem Newtonschen Gravitationsgesetze, erlaubt also meistens eine strenge Anwendung der Mathematik. Nicht so günstig verhält es sich mit der Astrophysik, da es sich bei ihr meistens um komplizierte physikalische Vorgänge handelt, die noch zum Teil gar nicht aufgeklärt sind und bis jetzt die Mathematik in nur beschränktem Maße zulassen.

Zur Astrophysik kann man folgende Disziplinen rechnen, die alle mehr oder weniger auf dem Observatorium gepflegt werden:

Die Spektralanalyse, vorwiegend angewandt auf Fixsterne und Nebelflecke, um deren Natur und Zusammensetzung zu ergründen; ferner verwendet zur Erforschung der Konstitution der Sonne, Beobachtung der Protuberanzen, Flecken und Fackeln; spektralanalytische Beobachtung der großen Planeten und Kometen; möglichst vollständige Darstellung des normalen Sonnenspektrums. — Die Oberflächenbeschreibung der Himmelskörper, vorwiegend diejenige der großen Planeten und der Sonne, durch Zeichnung und Photographie. — Die Photometrie oder die Bestimmung des Verhältnisses der von den Himmelskörpern ausgesandten Lichtmengen — veränderlichen Sterne. — Die cölestische Photographie, welche in Verbindung mit exakter Ausmessung auch für die Astronomie von großer Bedeutung werden wird und schon jetzt zum Teil ist.

Im engen Anschlusse hieran sind nun theoretische und besonders experimentelle Untersuchungen im Laboratorium nötig. Bei den ungeheuren Entfernungen der Himmelskörper ist es nur das Licht, welches sie mit uns in Verbindung setzt, und nur in einem Falle ist es bis jetzt möglich gewesen, Himmelskörper direkt zu untersuchen, nämlich bei den Meteoren, und hierbei ist in bemerkenswerter Weise der astronomische Beweis für den Zusammenhang zwischen Meteoren, respektive Sternschnuppen und Kometen auch auf physikalischem Wege bestätigt worden.

Wir wollen selbst nun dem Observatorium einen Besuch abstatten. Durch ein auf breiter Fahrstraße bequem zu erreichendes, mitten im Walde gelegenes Eingangsthor betreten wir das ausgedehnte Grundstück des Instituts und gelangen zunächst zum Maschinenhause. Das Observatorium hat eigene Gasbereitung und ein kleines Wasserwerk. Das Wasser liefert ein mächtiger, bis zum Niveau des Havelspiegels hinabreichender Brunnen von 45 Meter Tiefe, der auch zu meteorologischen Zwecken benutzt wird. Weiter an den im waldigen Terrain zerstreut liegenden Wohnhäusern des Direktors und der übrigen wissenschaftlichen Beamten vorbei erreichen wir nun das eigentliche Hauptgebäude, welches den höchsten Punkt des Terrains einnimmt.

In einfacher Architektur, einigermaßen an orientalische Baukunst erinnernd, aufgeführt, besteht das Hauptgebäude aus zwei Flügeln. Der eine, von Nord nach Süd gerichtet, wird von dem Wasserturme auf der Nordseite gekrönt und enthält die Arbeitszimmer der Astronomen. Der andere Flügel legt sich quer vor die schmale Südkante des ersten, enthält in der Mitte die große Kuppel und ist nach Osten und Westen durch Bogengänge mit zwei kleineren Kuppelräumen verbunden. Er enthält die physikalischen und chemischen Laboratorien, sowie im Erdgeschoß eine mechanische und eine Tischlerwerkstätte, chemische Laboratorien für gröbere Arbeiten und einen Raum, in welchem die durch eine Gasmaschine getriebene dynamo-elektrische Maschine aufgestellt ist. Durch steinerne Wendeltreppen kann man direkt aus den Kuppeln in die Laboratorien und Werkstätten gelangen, ohne das eigentliche Treppenhaus benutzen zu müssen.

Das flache Dach des breiten Flügels und der Bogengänge ist zur Verhütung der starken Erhitzung durch die Sonne und der damit verbundenen Unruhe der Luft mit Rasen gedeckt, und man kann auf demselben bequem von einer Kuppel in die andere gelangen. Auch dient dasselbe wegen der freien Aussicht nach allen Seiten hin zu astronomischen Beobachtungen mit kleineren Instrumenten oder dem bloßen Auge; ebenso kann auch das Dach des Wasserturmes benutzt werden, der außerdem noch ein Zimmer für Beobachtungen enthält.

Die Laboratorien bieten eine reiche Samm=



Astrophysikalisches Observatorium zu Potsdam. Nach der Natur gezeichnet von C. L. Becker.

lung aller dem Physiker und Astrophysiker unentbehrlichen Instrumente.

Wir sehen mächtige Induktoren und andere elektrische Apparate zur Verdampfung der Metalle für spektralanalytische Beobachtungen. Ganz besonders reichhaltig ist die Sammlung der Spektralapparate, von denen alle nur denkbaren Arten vorhanden sind, von den kleinsten Taschenspektroskopen an bis zum mächtigen Spektrometer, welches mit der größten Exaktheit die Spektrallinien zu messen gestattet. Wir finden Spektroskope, welche nur zu ganz besonderen Zwecken gebaut und nur für dieselben anwendbar sind: Sternspektroskope, die in Verbindung mit dem großen Refraktor der Sternwarte noch die Details in den Spektren selbst schwacher Sterne erkennen und messen lassen; Protuberanz-Spektroskope, welche jederzeit es ermöglichen, die seltsamen und früher nur bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbaren Lichterhebungen am Sonnenrande, die Protuberanzen, möglichst vorteilhaft zu sehen; Spektroskope zur photographischen Darstellung der Spektren; Spektralphotometer, konstruiert um die Helligkeit verschiedener Teile von Spektren miteinander vergleichen zu können, ꝛc.

Ferner erblicken wir sogenannte Interferenzgitter, welche für gewisse Zwecke bessere Spektren liefern als Prismen; je feiner solche Gitter geteilt sind, um so größere Spektren geben sie, und man hat es in der Feinheit der Teilung schon jetzt zu einer großen Vollendung gebracht. So besitzt das Observatorium u. a. ein Metallgitter von Rowland in Amerika, welches auf 80 Millimeter Ausdehnung 54000 mit dem Diamanten eingeritzte Linien von 5 Zentimeter Länge enthält.

Des weiteren fällt unser Blick auf Apparate zur Ausmessung von Photographieen, auf Galvanometer und Bussolen, kurz auf alle die Hilfsinstrumente, die zu einem gut ausgerüsteten physikalischen Kabinett gehören, und deren Aufzählung hier nur ermüdend wirken würde.

Wir werfen noch einen Blick in das chemische Laboratorium, welches speziell als photographisches Laboratorium mit einer Dunkelkammer versehen ist und einen großen Vorrat von den verschiedensten Apparaten enthält, und wollen uns dann zu den größeren und eigentlich astronomischen Instrumenten wenden.

Durch eine schöne Rotunde hindurch, die als Lesesaal dienend nur der Hohlpfeiler für den darauf stehenden großen Refraktor ist, gelangen wir in den nach Süden gelegenen Vorbau für den Heliographen. Dieses Instrument dient zur Herstellung der täglich aufzunehmenden Sonnenphotographieen, und seine eigentümliche Aufstellung ermöglicht eine sehr leichte Orientierung der Photographieen behufs späterer Ausmessung. Das Fernrohr des Heliographen ist 4 Meter lang und besitzt ein Objektiv von 16 Zentimeter Öffnung; es ist nicht beweglich, sondern fest in der Richtung der Erdachse auf einem mächtigen Pfeiler aufgestellt, und zwar so, daß das Objektiv nach unten sieht auf einen großen Heliostaten, einen Planspiegel von 25 Zentimeter Durchmesser, der durch ein besonders angebrachtes Uhrwerk so bewegt wird, daß, wenn einmal gerichtet, die Sonnenstrahlen stets auf das Objektiv fallen. Der obere Teil des Instrumentes trägt die mit einem Vergrößerungssystem versehene photographische Kamera, von welcher aus man auch den Heliostaten genau einstellen kann, so daß das gewöhnlich 10 Zentimeter im Durchmesser besitzende Sonnenbild genau auf die Mitte der empfindlichen Platte fällt. Durch einen verstellbaren Momentverschluß erhält man eine für die große Helligkeit des Bildes genügend kurze Expositionszeit, etwa $^1/_{800}$ Sekunde. Durch eine besondere Einrichtung der Kamera ist es übrigens möglich, Sonnenphotographieen bis zu $^1/_2$ Meter Durchmesser herzustellen. Wir haben Gelegenheit, einige besonders wohlgelungene größere Photographieen zu sehen, welche eine Menge Details der Sonnenoberfläche mit überraschender Schärfe zeigen.

Eine Treppe führt in die große Kuppel, in welcher sich der große Refraktor befindet; unser Bild stellt denselben sehr getreu dar. Der Refraktor, dessen Objektiv von H. Schröder geliefert ist, während die Montierung durch die Gebrüder Repsold in Hamburg besorgt wurde, ist $5^1/_2$ Meter lang; der Durchmesser des Objektivs beträgt 30 Zentimeter. Der Potsdamer Refraktor ist somit der zweitgrößte in Deutschland und wird nur vom Straßburger hinsichtlich der Dimensionen übertroffen. Die Aufstellung des Refraktors ist die sogenannte parallaktische, sie ist derart, daß das Instrument, auf einen beliebigen Stern gerichtet, der täglichen Bewegung

desselben, durch ein Uhrwerk getrieben, ständig folgt. Es ist dies dadurch erreicht, daß das Fernrohr um zwei Achsen drehbar ist, von denen die eine parallel der Erdachse liegt, also einer der Erdrotation entgegengesetzten Drehung unterworfen werden kann, wodurch die Lage des Rohres im Raume sich immer parallel bleibt, das Rohr also immer auf den einmal eingestellten Punkt des Himmels gerichtet ist. Eine Drehung um die zweite, zur ersten normal gelegte Achse ermöglicht die Einstellung auf jeden beliebigen Punkt. An beiden Achsen sind Kreise mit feinen Gradeinteilungen befestigt, mit Hilfe deren man einen beliebigen Punkt am Himmel einstellen kann, ohne denselben im Fernrohre erst aufsuchen zu müssen. Das Uhrwerk befindet sich am Fuße der Säule und überträgt seine Bewegung durch eine Stange auf den Refraktor. Am Okularende des Instrumentes bemerken wir zunächst ein kleines Fernrohr, den Sucher, der immer auf denselben Punkt des Himmels zeigt wie der Refraktor selbst. Die beiden langen Röhren, welche bis zur Mitte des Fernrohrs reichen, sind Mikroskope, vermittelst deren vom Okularende aus die Stellung des Kreises an der zweiten Achse, der sogenannten Deklinationsachse, abgelesen werden kann. Die vier Stangen dienen zur Feinbewegung des Instrumentes und zum Festklemmen desselben. Als Okularteil ist ein Fadenmikrometer eingesetzt, welches mit Hilfe von außerordentlich feinen Mikrometerschrauben und Gradteilungen die genauesten Messungen an Sternen gestattet. Im Gesichtsfelde des Mikrometers sind Spinnwebfäden gespannt, welche beim Messen mit den Bildern der Sterne in Berührung gebracht werden. Die Beleuchtung aller Instrumententeile, welche mit Einteilungen und Zahlen versehen sind, geschieht mit Hilfe von kleinen Spiegeln, die auf der Zeichnung zum Teil sichtbar sind, von einer einzigen Lampe aus, die über dem Sucher angebracht ist.

Die Kuppel selbst, deren drehbarer Teil aus Eisen und Holz konstruiert ist, hat 10 Meter Durchmesser. Der drehbare Teil ruht auf konischen Rollen und kann trotz seines bedeutenden Gewichtes vermittelst eines Seilrades mit großer Leichtigkeit bewegt werden. Ein breiter, durch Jalousieen verschließbarer Spalt in der Kuppel wird beim Beobachten geöffnet und kann durch Drehung der Kuppel in die erforderliche Richtung gebracht werden.

Die beiden Seitenkuppeln haben 7 Meter Durchmesser und enthalten zwei Instrumente mittlerer Größe, beide parallaktisch montiert und mit Uhrwerk versehen. Das eine ist ein Refraktor von Grubb in Dublin von 21 Zentimeter Öffnung und 3½ Meter Brennweite und das andere ein Steinheilsches Fernrohr von 14 Zentim. Öffnung und 2 Meter Brennweite.

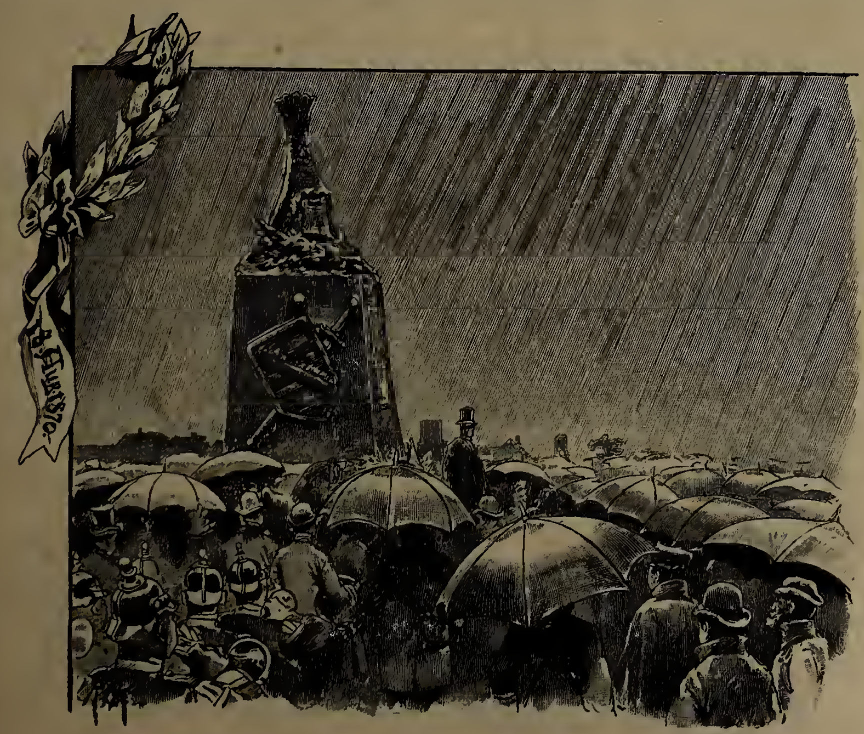
So finden wir das astrophysikalische Observatorium mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft ausgestattet, und es steht außer Frage, daß in der Zukunft gerade mit Hilfe der Astrophysik die Vorgänge am Himmel eine gegen den heutigen Stand der Astronomie immer mehr sich vervollkommnende Erforschung und Erklärung erfahren werden.

Die sächsischen Kriegervereine im Reichslande.

Wen die Reiselust ergriffen und wen es drängt, einmal Umschau im deutschen Vaterlande zu halten, den zieht es mit Sehnsucht nach jenem Stückchen Erde, das einst fränkischer Übermut in räuberischem Überfall dem deutschen Mutterland entrissen hatte und das erst durch blutige Kämpfe in jenem Kriege wiedergewonnen ward, welcher die Macht des französischen Kaiserreichs zu Boden warf und ein einiges deutsches Reich erstehen ließ. Zumal den Kriegern, die teilgenommen hatten an den harten Sträußen in jenem Feldzuge, war längst das Verlangen im Herzen rege geworden, in Zeiten des Friedens den Schauplatz der großen Schlachten bei Weißenburg, Wörth, St. Privat, Gravelotte, und wie die Orte alle heißen mögen, die die Geschichte des deutsch-französischen Krieges als heißumstrittene im jetzigen Reichslande nennt, wiederzusehen. Auch diejenigen, die bereits in früherer Zeit auf dem Felde der Ehre für König und Vaterland gestritten, im Vereine mit denen, die erst nach den denkwürdigen Jahren 1870 und 1871 in des

Kaisers Dienst getreten, die alle mit Bewunderung für ihre Kameraden den Erzählungen derselben über die Waffenthaten und den Waffenruhm der Deutschen in diesem Kriege gelauscht haben, waren von gleichem Wunsche beseelt. In den einzelnen Kriegervereinen wurden diese Wünsche zuerst laut. Da faßten im vergangenen Frühjahre die sächsischen Vereine den Entschluß, gemeinsam eine Fahrt nach Elsaß-Lothringen zu unternehmen. Dem Entschlusse folgte die That. Am 11. August fanden sich im Bahnhofe zu Reichenbach im Vogtlande gegen 800 Mitglieder aus sächsischen Kriegervereinen zusammen, um von dort per Extrazug dem Lande ihrer Sehnsucht zugeführt zu werden. Nur in Heidelberg wurde zur Besichtigung der Stadt und des Schlosses eine längere Rast gemacht, sonst ging's mit nur kurzen Unterbrechungen dem Ziele entgegen. Patriotische Gesänge verkürzten die Zeit. Wie begeisterungsvoll ließen die Krieger die „Wacht am Rhein" erklingen, als sie bei Germersheim diesen Strom passierten! Da kam diesem und jenem der Rheinübergang vor siebzehn Jahren mächtig in die Erinnerung, und die Namen der auf Germersheim folgenden Stationen, die zum Teil die Sammelpunkte der einzelnen deutschen Armeen bildeten, riefen für manchen die verschiedensten Empfindungen ins Gedächtnis zurück, die damals in seinem Innern Platz gegriffen hatten, als schon der nächste Tag die erste Schlacht bringen konnte.

Am Abend des 13. August dampfte der Zug über die Grenze der Reichslande und hielt in Weißenburg. Hier wurden die ersten Quartiere bezogen, wurde Rast von der Reise gemacht. Am andern Tage aber ging's mit frischen Kräften an die Besteigung des Gaisberges. Sonnenhell brach der Morgen des 14. August an. Vom Gipfel des Berges herab grüßte im Morgenglanze das große Schlachtdenkmal die bergan wandernden Krieger. Auf dem Wege erblickten diese die ersten Gräber der im Feldzuge 1870/71 gefallenen Deutschen. Dort schliefen die heldenmütigen Kämpfer für Deutschlands Recht, die bei der Bestürmung des Gaisberges den Tod fanden; preußische und bayrische Soldaten waren es, die todesmutig gegen den übermächtigen Feind stritten und denselben erst nach großen Verlusten in die Flucht schlugen. Fast an jeder Grabstätte



Besuch der sächsischen Kriegervereine im Reichslande: Die Feier am Sachsendenkmal bei St. Privat.



Vor dem Denkmal des Gardekorps bei St. Privat.

und vor allem später oben am Denkmale wurden Eichenkränze niedergelegt.

Von Weißenburg ging die Fahrt weiter nach Straßburg. Hier wurden die sächsischen Kameraden von den Straßburger Kriegervereinen und besonders von den Landsleuten im 105. Regiment auf das allerherzlichste begrüßt. Festlichkeit folgte auf Festlichkeit: die Bevölkerung, soweit sie deutsch gesinnt war, überbot sich an Liebenswürdigkeit für die Gäste aus dem Sachsenlande. Diese waren der Bewunderung für die Perle der Städte voll. Ihr größtes Erstaunen aber erregten die gewaltigen Fortifikationen Straßburgs, nächst Metz der stärksten Festung im Deutschen Reiche. In letzterer Stadt langten die Kriegervereine am 17. an. Hier trafen sie zufällig mit 400 Kameraden schleswig-holsteinscher und hannöverscher Vereine zusammen. Gleichwie Straßburg, so fesselte die Moselstadt, das stärkste Bollwerk Deutschlands, ihre ganze Aufmerksamkeit. Was sie immer auch von den Metzer Befestigungen gehört, und welches Bild sie sich davon gemacht hatten, die Wirklichkeit übertraf alle ihre Erwartungen: diese gewaltigen Forts und massigen Steinwälle vermag kein feindliches Geschoß zu durchdringen und kein menschlicher Fuß zu übersteigen. Die Uneinnehmbarkeit von Metz ist kein bloßes Märchen. Nächst Metz selbst mußten aber die umliegenden Ortschaften, in denen eine große Zahl der blutigsten Schlachten ausgekämpft worden waren, von großem Interesse für die Kriegervereine sein. Es war denn auch ein Besuch dieser Schlachtfelder geplant worden. Am 18. marschierte man mit Musikbegleitung, leider unter strömendem Regen, aus Metz auf Ammenweiler zu, von da über das Dorf Privat la Montagne nach St. Privat. In nächster Nähe von letzterem Orte stehen das Denkmal des Gardekorps und das Sachsendenkmal. Vor beiden



Die Schlucht bei Gravelotte, der Schauplatz heftiger Kämpfe am 18. August 1870.

wurde Halt gemacht und zum Andenken an die gefallenen Kameraden eine Anzahl der herrlichsten Kränze niedergelegt. Dann bewegte sich der Zug weiter nach Marie-aux-Chênes. Ringsum, wohin es die Blicke schweifen ließ, sah das Auge auf die Schauplätze einstmaliger harter Kämpfe: die unzähligen Hügel mit dem einfachen weißen Kreuze redeten eine wehmütige, deutliche Sprache, und Denkmal folgte auf Denkmal bis Gravelotte hin. Auch in der Umgegend dieses Dorfes reihte sich Grab an Grab. Zwölf Stunden tobte hier die Schlacht, und das Gemetzel in der Schlucht bei Gravelotte wird nimmermehr aus dem Gedächtnis derer schwinden, die damals mit dem Leben davongekommen sind. „Hier ruhen 3000 gefallene Soldaten" liest man am Eingange des Gravelotter Kirchhofs, fünf Worte nur, die aber eine herzerschütternde Tragödie in sich schließen.

Die Rückwanderung nach Metz erfolgte über Point-du-Jour — ein stiller Ernst war über alle Teilnehmer an dem Marsche über die Schlachtfelder gekommen, und noch bei der Rückfahrt von Metz über Saarbrücken nach Bingen war die Stimmung nicht die fröhliche wie bei der Hinfahrt ins Reichsland. In Bingen bez. Rüdesheim versammelten sich die Vereine abermals zu gemeinschaftlichem Spaziergange nach dem Siegesdenkmal auf dem Niederwald. Nach einer durch patriotischen Gesang und begeisterte Reden gewürzten festlichen Feier an der die Wacht haltenden Germania trat man die Rückreise in die Heimat an.

Napoleon als Feldherr.

Unter den militärischen Werken, welche uns die beiden letzten Jahre gebracht haben, erscheint das Buch des Hauptmanns Grafen York von Wartenburg: „Napoleon als Feldherr" als eins der bedeutsamsten. Unser Blatt fühlt sich sonst nicht berufen, eingehendere Besprechungen über Erscheinungen, welche irgend einer Fachlitteratur angehören, zu bringen, das vorliegende Werk ist jedoch wirklich dazu angethan, um seinetwillen einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen: in erster Reihe für Militärs geschrieben, fesselt es doch das Interesse jedes gebildeten Laien von der ersten bis zur letzten Zeile; es schildert die Feldherrnthätigkeit Napoleons, da aber der große Korse vor allem Heerführer war, da man selbst seine politische Bedeutung schließlich einzig und allein auf die Wucht zurückführen muß, mit welcher er seine Waffen zu gebrauchen wußte, so spiegelt es uns die Geschichte der ganzen Napoleonischen Epoche wieder. Gewiß soll das Geschichtsstudium sich nicht mit der Aneinanderreihung von Kriegsthaten begnügen, es gibt jedoch Perioden in der Geschichte, in welchen dieselbe in der That selbst zur Kriegsgeschichte wird, und eine solche ist die, welche Napoleon über Europa heraufbeschwor.

Napoleon als Feldherrn schildern, heißt aber auch zugleich ihn als Menschen schildern, und einer der Hauptvorzüge des Yorkschen Werkes scheint mir, daß der Verfasser gerade dies wieder und immer wieder richtig gewürdigt hat; nie ist meines Wissens bisher das Emporsteigen Napoleons, nie sind vor allem die Gründe seines Sturzes gleich klar und gleich scharf auf seine Individualität zurückgeführt worden. Gewiß einten sich zahllose glückliche Zufälle zu gunsten seiner militärischen und politischen Erfolge, gewiß wirkten viele äußere Umstände zu seinem Sinken mit: Erfolg und Mißerfolg lassen sich trotzdem im wesentlichen aus seinem eigensten Selbst herleiten. Graf York sagt sehr richtig: „Bei der näheren Prüfung kriegsgeschichtlicher Ereignisse wird man immer finden, daß die Glücksumstände sich ziemlich gleich beiden Gegnern geboten haben; auch der, welcher nachher der Besiegte wurde, hat Augenblicke, Stunden, Tage gehabt, wo seine Sache gut stand und er die Gunst der Umstände nur entschlossen auszunutzen brauchte, um den Sieg zu erringen; er ließ aber die Gelegenheit entschlüpfen, und wenn dann bei zu spätem oder unverständigem Handeln nichts mehr gelang, so nannte er es nicht vorherzusehende Unglücksfälle." Napoleon selbst aber sprach es auf St. Helena aus: „Niemand, ich selbst ausgenommen, hat mir geschadet; ich kann sagen, ich war mein einziger Feind."

Von unserm Standpunkte aus interessiert uns besonders der zweite Teil des York-

schen Werkes. Der erste, in welchem der Verfasser dem aufsteigenden Gestirn folgt, ist vielleicht militärisch der wichtigere — die Feldzüge von 1797, 1800 und 1806/7 werden ja stets eine unerschöpfliche Quelle kriegsgeschichtlichen Studiums bilden — den Menschen Napoleon führt uns der zweite Teil, der das allmähliche Erblassen des glänzenden Sternes behandelt, näher. Graf York nimmt den Feldzug 1806 als den Höhepunkt der Entfaltung des Napoleonischen Genies an, er zeigt, wie schon im Kriege 1807 ein leises Nachlassen erkennbar ist, das zwar noch häufig von überraschenden Äußerungen bewundernswerten Könnens überbrückt wird, aber doch nicht mehr die Anzeichen „der steigenden und schwellenden Flut“ trägt. Während des spanischen Abenteuers erfuhr der Kaiser dann zum erstenmal, daß seine Machtfülle denn doch ihre Grenzen hatte, der Staatsmann Napoleon hatte den Feldherrn Napoleon vor eine Aufgabe gestellt, an welcher dieser trotz aller Energie und aller Genialität scheitern mußte — es war das Vorspiel zu den Mißerfolgen des Jahres 1812. Zwischen beiden Kriegen liegt nun allerdings der äußerlich glänzende Feldzug von 1809, aber Graf York weist in treffender Weise nach, daß sich gerade in diesem Feldzuge bereits ein entschiedenes Nachlassen der Thatkraft Napoleons zeigt: Noch ist zwar der große Blick für das Ganze und der kühne Entschluß ungetrübt vorhanden, aber es stellen sich einzelne Anzeichen ein, daß die alte, zähe Energie zu erlahmen beginnt. „Der Kaiser,“ meinte Pelet, „ist des Krieges müde, ebensosehr wie unsere jungen Konskribierten,“ und Frau von Rémusat schrieb 1809: „Napoleon hat jetzt eine sozusagen nachlässige Manier, den Krieg zu führen“ — selbst der Schlag von Wagram führt nicht mehr zur Vernichtung des Gegners, er ist im wesentlichen nur ein taktischer Erfolg. Und gerade in jenen Tagen schrieb Napoleon, der gerade, indem er die Schlacht dem künstlichen Manöver gegenübersetzte, zu unserm großen Lehrmeister wurde, an Clarke den merkwürdigen, aber für seine damalige Stimmung bezeichnenden Satz: „Schlachten soll man nur liefern, wenn man siebzig Fälle des Erfolges auf hundert für sich hat, ja nur dann, wenn man keine andere Glückswendung mehr zu hoffen hat.“

Es kam das Jahr 1812, und in der Einleitung des russischen Feldzuges trat es zum erstenmal hervor, daß nicht nur die geistige, daß auch die körperliche Spannkraft des Kaisers nicht mehr die alte war: Wiederholt versäumte es Napoleon, in wichtigen Augenblicken persönlich einzugreifen, die Gunst der Lage auszunutzen; bei Borodino z. B. verläßt er während der ganzen Schlacht nicht seinen Standpunkt, obwohl die Kämpfe Neys, wie die Eugens und Davousts seine persönliche Leitung unbedingt verlangten, er steigt erst zu Pferde, um mit eigenen Augen das Erlöschen des Kampfes festzustellen, und als er nach drei Stunden zurückkehrt, hatte er (Bausset, mémoir.) „entgegen seiner gewöhnlichen Art erhitzte Hautfarbe, die Haare in Unordnung und ermüdetes Aussehen.“ Am nächsten Tage schien er überwältigt von Müdigkeit, wie Constant berichtet: „Von Zeit zu Zeit schloß er heftig die Hände über seinen gekreuzten Knieen, und ich hörte ihn häufig mit einer Art von krampfhafter Bewegung wiederholen: Moskau, Moskau!“

Moskau ward erreicht, es festzuhalten war unmöglich. Mir scheint die Betrachtung, welche Graf York über diesen Punkt einschaltet, eine der interessantesten des ganzen Werkes, und ich kann es mir nicht versagen, sie hier kurz wiederzugeben. Als die Deutschen 1870 Paris erreichten und durch dessen Festhaltung und Bezwingung den Frieden zu erringen gedachten, zeigte ihre Lage eine gewisse Analogie mit der Napoleons in Moskau. Trotzdem war sie aber eine grundverschiedene. Der Kaiser stand dreieinhalb Monate nach der Kriegseröffnung mit 213 000 Mann (mit 442 000 Mann hatte er die Grenze überschritten) auf einem Gebiete von 4300 Geviertmeilen, die Deutschen hatten dagegen den Feldzug mit 372 000 Mann eröffnet und standen nach derselben Zeit 425 000 Mann stark auf einem Raume von 1300 Quadratmeilen. Sie durften es ihrem Zahlenverhältnis nach wagen, bei Paris auszuhalten, sie wagten es wirklich, und mit Recht gelang es — Napoleon durfte es nicht wagen, bei Moskau stehen zu bleiben, er that es länger als er durfte, und mit Recht brachte es ihm den Untergang. Während sich 1870/71 die numerische Stärke der deutschen Heere fortdauernd hebt, sinkt sie in den Napoleonischen Armeen fortwährend: so glänzend der Kaiser, schließt Graf York, die veränderten Verhältnisse, welche die französische Revolution für

die Kriegführung im Gegensatz zu den Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts geschaffen hatte, in seiner Strategie zum Ausdruck brachte, so wenig hielt die Napoleonische Heeresorganisation mit der gerade von jener Strategie hervorgerufenen Verwendung der Massen gleichen Schritt. „Erst die preußische Armee ist es gewesen, welche aus jenen Verhältnissen die vollen Folgerungen gezogen hat, die sie für die Organisation der Armeen haben mußten, indem sie die Friedensausbildung einer zahlreichen Kriegsreserve, als Grundlage hierzu die allgemeine Wehrpflicht, und indem sie weiter die gründliche Friedensvorbereitung der Mobilmachung, die strengste Regelung des Verpflegungs- und Transportwesens und den neueren Generalstab schuf!"

Im Feldzuge 1813 sehen wir Napoleon bei der Eröffnung der Feindseligkeiten und bei seinem ersten Auftreten bei Lützen noch einmal auf seiner Höhe, aber schon Bautzen zeigt wiederum ein leises Erschlaffen seiner Energie, und der Abschluß des Waffenstillstandes muß als das sicherste Zeichen angesehen werden, daß sein Genie nicht mehr wie ehedem die Umstände zu meistern versteht. Es ist wahr, das französische Heer von 1813 hielt keinen Vergleich aus mit den früheren Napoleonischen Armeen, es bestand zum größten Teil aus nur halbgeschulter Mannschaft, der alte Stamm an Offizieren und Unteroffizieren war in Rußland verloren worden, und der Kaiser empfand besonders den Mangel an Kavallerie schmerzlich — der Waffenstillstand sollte ihm Gelegenheit geben, diese Schäden nach Möglichkeit auszugleichen. Aber er besaß gerade 1813 vor dem Waffenstillstande dasjenige, worauf er stets das Hauptgewicht gelegt hatte, und was ihm später nie mehr ward: die Überlegenheit der Zahl; daß er trotz ihrer die Hand zur Waffenruhe bot, ist ein Beweis dafür, wie sehr er jetzt vor jedem Wagnis zurückscheute. Als sich ihm dann nach der Schlacht von Dresden noch einmal die Gunst des Augenblickes bot, scheint wieder seine Spannkraft versagt zu haben. Die Dispositionen nach der gewonnenen Schlacht sind schwer erklärlich, die Verfolgung ist matt, Napoleon selbst, der ehedem höchst ungern die Leitung aus den Händen gab, und der die Kriegsunlust und Unselbständigkeit seiner Generale recht gut kannte, blieb ruhig mit seinen Bequemlichkeiten beschäftigt in Dresden. Auch in der dem großen Kampfe um Leipzig vorausgehenden Periode fehlt seinen Entschlüssen die alte Stetigkeit, seinen Anordnungen der nötige Nachdruck. Bald ist es das schlechte Wetter, ein ganz neuer Faktor in der Napoleonischen Strategie, das ihn in einer Bewegung innehalten läßt, bald läßt er sich durch unzutreffende Meldungen täuschen, bald klammert er sich in einer ihm sonst ganz fremden Weise an geographische Objekte. „Man erkennt Napoleon nicht wieder während dieses Feldzuges, er legt nicht mehr wie sonst zehn Meilen am Tage zurück, um alles selbst zu sehen, zu leiten, er bleibt fast immer eingeschlossen in seinem Zimmer, in welches man sein Bett und seine Karten gebracht hat, und anstatt zu befehlen, zieht er seine Umgebung zu Rate." Sonst marschierte er schnell auf des Feindes empfindlichsten Punkt los, sicher, daß jener sich ihm dann mit seinen Massen werde stellen müssen, jetzt zögert er, verliert in einem der entscheidendsten Augenblicke des Feldzugs eine unwiederbringliche Zeit, bis er endlich „in den großen Trichter" nach Leipzig marschieren muß. Blücher wie Schwarzenberg stehen seiner einzigen Verbindungslinie mit ihren Hauptmassen drohend nahe — er ist bereits strategisch verloren. Taktisch freilich bewährt sich dann bei Leipzig noch einmal sein Genie in bewundernswerter Weise — noch einmal weiß er am ersten Schlachttage trotz seiner numerischen Unterlegenheit auf dem richtig erkannten entscheidenden Punkte, bei Wachau und Liebertwolkwitz, vorübergehend überlegen aufzutreten, er verliert keinen Fuß breit Gelände, aber der Sieg läßt sich nicht mehr an seine Fahnen fesseln, und doch hätte ihn nur ein wirklicher Sieg retten können. Graf York resumiert: „Nur die schwersten militärischen Fehler, das zeitweise Versagen seines Feldherrngenius haben Napoleon 1813 endlich auf der Klippe von Leipzig scheitern lassen. Und es ist wichtig zu betonen, daß nicht etwa überhaupt sein Genie gesunken war, denn einzelnes aus dem Feldzuge 1813 ist dem Besten seiner früheren Thaten gleichzustellen, sondern der Mangel an Beständigkeit dieses Genius war es, welcher zu Rückschlägen führte." Gerade die letzte Epoche der kaiserlichen Feldherrnthätigkeit zeigt in der That, daß „nicht ein völliges Sinken

seiner Kraft, sondern das Unstete derselben der Grund zu dem Niedergehen seines Glückssternes wurde." Sein entschlossenes Zugreifen bei Hanau, durch das er sich den Weg zum Rheine frei machte, und der ganze Feldzug des Jahres 1814 liefern Beweise genug, daß Napoleon immer noch Tage und Stunden hatte, in denen er ganz der Alte war. Auf der anderen Seite aber trat in seinem Charakter gerade jetzt ein Zug schärfer denn je hervor, den wir bisher nicht berührt haben: die Überschätzung seiner selbst und der ihm zu Gebote stehenden Mittel und gleichzeitig die Unterschätzung seiner Gegner. So gewiß einst dieselben Eigenschaften ihm eine größere innere Kraft, ein starkes Selbstvertrauen verliehen hatten, ebenso gewiß wurden sie jetzt „zum Ruin seiner militärischen Begabung" und seiner politischen Machtstellung. Sobald ihn ein Aufblitz seines Genius und fügen wir hinzu: die groben Fehler seiner Gegner einen Erfolg erringen lassen, fühlt er sich schon wieder „an der Weichsel" und weist jede Möglichkeit, die zum Frieden führen könnte, schroff zurück. Es scheint bisweilen wirklich — auch Graf Yorck führt dies an — als ob eine Störung des geistigen Gleichgewichtes bei dem Kaiser eingetreten gewesen sei; daß auch sein körperliches Befinden den Erschütterungen seiner Laufbahn auf die Dauer nicht gewachsen war, hatte sich seit 1812 wiederholt gezeigt und trat während der hundert Tage ganz besonders hervor. Wenn der Feldzug von 1815, der in seiner Anlage viele Ähnlichkeit mit dem strategisch glänzendsten, dem Feldzuge von 1797, hat, so schnell und so unglücklich endete, so läßt sich dies mindestens zum Teil auf Zeitversäumnisse zurückführen, welche Napoleon sich zu schulden kommen ließ, und die allem Anscheine nach in seinem persönlichen Befinden ihre Ursache hatten — ganz besonders die spät eingeleitete, ihrem Wesen nach durchaus unnapoleonische Verfolgung nach Ligny, durch deren Lässigkeit Blücher sich der Einwirkung des Feindes bald ganz entzog, erklärt Graf Yorck für eine Folge der mangelhaften persönlichen Thätigkeit des Kaisers. Während der letzten Stunden des Entscheidungskampfes von Waterloo erscheint Napoleon dann völlig als ein Spieler, der den Rest seiner Habe wagehalsig auf einer Karte opfert — es liegt etwas Parvenüartiges in diesem nutzlosen Ausspielen der letzten Kräfte, in dem Vorstoße der Garden, das nichts mehr mit allezeit berechtigter Kühnheit zu thun hat. Wie anders hätte hier ein Herrscher von Gottes Gnaden, der Sohn eines angestammten Königshauses, gehandelt? Selbst vielleicht des Unterganges gewiß, würde er sicher dem Staate, dem Vaterlande zu erhalten gesucht haben, was ihn selbst doch nicht retten konnte. — Der Raum verbietet mir, auf die theoretischen Betrachtungen des Grafen Yorck, die er überall an seine Darstellung der Kriegsereignisse anknüpft oder für welche diese eigentlich nur das Relief abgeben, näher einzugehen. Ich kann es mir aber nicht versagen, zwei Punkte hervorzuheben, die der Verfasser gleichsam als Leitsterne in seinen Erörterungen über die Napoleonische Strategie immer wiederkehren läßt, und deren Erkenntnis auch für den Laien allein die schöpferische Bedeutung des großen Corsen als Feldherr klarlegen muß: Napoleon war es einmal, der zuerst wieder der Schlachtentscheidung zu ihrem Rechte verhalf, der in Thaten das lehrte, was nach ihm Clausewitz in Worten ausdrückte: wir wollen nichts wissen von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen zu können meinen — Napoleon war es zum anderen, der den Wert der Masse, der zahlenmäßigen Überlegenheit zur Geltung brachte. Diese beiden Faktoren sind es, die auch der deutschen Strategie der Neuzeit ihren Stempel aufgedrückt haben — und gerade unsere höchsten Führer werden stets gern und willig Napoleon als ihren großen Lehrmeister anerkennen: groß in seinem Wollen, groß in seinem Können — groß auch noch in seinen Fehlern.

Graf Yorck hat sich in seinem ausgezeichneten Werke nur die Aufgabe gestellt, den Feldherrn Napoleon zu schildern, er ist nur ausnahmsweise, nur wenn es der Gang der Darstellung unvermeidlich machte, auf den Staatsmann Napoleon eingegangen. Beide Seiten des genialen Emporkömmlings scheinen mir aber, ich wiederhole es, fast untrennbar voneinander und es würde eine interessante Aufgabe sein, diesem inneren Zusammenhange zwischen dem Feldherrn und dem Politiker — ich sage absichtlich nicht: dem Herrscher — eingehender und objektiver nachzugehen, als dies bisher selbst in den besten Biographieen Napoleons geschehen ist. Ich wünschte wohl, daß sich eine berufene Feder diesem dankbaren Vorwurfe widmete.

Auf Angelisland.

Eine Reiseerinnerung von Anton von Perfall.

Viertausend Meilen von der Heimat, durch Fels und Meere davon getrennt, eine Kongokamerunfeier zu Ehren des siebzigsten Geburtstages Bismarcks, noch dazu in der ersten Gesellschaft San Franciscos, im deutschen Klub! das darf man nicht versäumen, und wenn die kalifornische Mondnacht noch so verlockenden Zauber ausgießt über Stadt und Bai! So dachte ich, als ich im Februar 1885 die schwarz-weiß-rote Einladungskarte mit dem Kamerunflaneur als Vignette erhielt — und es hat mich nicht gereut. König Bell im urechten Kostüm, einer der angesehensten Großindustriellen der Stadt, mit seiner grauenerregenden Schar, der auf phantastischem Throne die Mannschaft des ersten deutschen Schiffes, den Mädchenflor Frisco's in kleidsamer Blaujackentracht, schmunzelnd empfängt — war wirklich ein origineller Anblick in dem festlich geschmückten, von der üppigen Flora Kaliforniens strotzenden Saale des deutschen Klubs!

Nachdem sich die Wut der Kannibalen, denen das Wasser im Munde zusammenzulaufen schien nach den leckeren blühweißen Matrosen und die, die Keulen schwingend, zähnefletschend, wildes Geheul ausstoßend, die Mannschaft umkreisten, etwas gelegt hatte, fand ich erst Gelegenheit, König Bell, der auch König des Klubs war, mich als Fremdling, den ein schlimmer Sturm an diese liebliche Küste warf, vorzustellen. Unter der schwarzen Kannibalenhaut stak das liebenswürdigste Herz von der Welt. Im Nu machte er mich mit seinem zahlreichen messingbeschlagenen Harem bekannt, ohne jede Anwandlung von Eifersucht. Wie soll auch ein so weißes Scheusal Eifersucht erregen?

Doch schien der Eindruck, den ich auf die Holden machte, kein unangenehmer zu sein. Sie umringten mich, betrachteten erstaunt meine weißen Hände, dabei die Wollköpfe schüttelnd, daß unzählige Messingringe erklangen, fragten mich auf englisch-kamerunisch nach meiner Heimat, meinen Frauen, kurz, feuerten unzählige gute und schlechte Witze auf mich ab, daß mir der Kopf summte. Ja, dieser ewig blaue Himmel, die rosengeschwängerte Luft! Da gedeiht der Humor, die frische Laune!

Besonders eine der schwarzen Ladies fiel mir auf, die mit besonderer Zärtlichkeit mich beglückte.

Eine hohe stattliche Erscheinung mit edlen Formen. Die schwarzen Augen konnte die dick aufgetragene Schminke nicht verdunkeln, und der kleine, zierliche Mund strafte alle Kunst der Maske Lügen, dazu stahlen sich gewisse heimatliche Laute zwischen den weißen Zähnen hindurch, die meine Gedanken weit abschweifen ließen von Kamerun dahin, wo die blaue Donau ihre Fluten an der lustigen Kaiserstadt vorbeiwälzt.

Da hilft kein aufgetragenes Schwarz, kein Fels, der sich dazwischen auftürmt, kein Meer, das dazwischen flutet, wo diese Laute erschallen, da tönen Walzer im Ohr, da sprudelt der „Heurige" beim G'schwandner, da streicht der Zigeunerjunge träumerisch über die Saiten, und das Heimweh pocht ans Herzensthor.

Auch sie vernahm aus meinem Munde das teure Idiom, und so waren wir bald bekannt. Es geht ja das so rasch bei den Wilden, besonders wenn sie wienerisch sprechen.

Es war Frau Colonel R..., sie stellte mich sofort ihrem Gemahl als Landsmann vor. Colonel R... war um zwanzig Jahre älter, ein stattlicher Mann, dem der schon ergraute Henriquatre ein echt militärisches Aussehen gab, Kommandant der Hafenfestung Alcatraz. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Angelisland (Engelinsel), eine in der Bai gelegene Insel, wo sich eine starke Garnison befand.

Er lud mich mit der größten Liebenswürdigkeit ein, ihn auf Angelisland zu besuchen, um mich, wie er sagte, von der Wahrheit dieses Namens selbst zu überzeugen. Alle Tage gehe um zehn Uhr vormittags an der Lände der Oaklandfähre ein Regierungsdampfer dahin ab, den ich, so oft ich wolle, benützen könne. Er schrieb einige Worte auf seine Visitenkarte und gab mir dieselbe als Paß. Ich nahm die Einladung mit Dank an. Dann führte ich meine Landsmännin zum Diner à la Kamerun, bei dem der Champagner in Strömen floß. Die Stimmung wurde immer animierter. Die Schminke fing

zu glänzen an von der Gluthitze im Saale oder floß bereits in schmutzigen Strähnen von den Gesichtern herab. Meine Landsmännin nahm mich ganz in Anspruch. Sie erzählte mir ihre Erlebnisse im Westen; ihr Mann lag vier Jahre in einem der exponiertesten Forts in Arizona. Er hatte viel mit den aufrührerischen Indianern zu thun, gegen welche die gutmütige Wienerin einen glühenden Haß zu hegen schien, wohl des vielen Ungemachs, der ständigen Gefahr halber, welche dieselben ihrer Familie bereiteten. Sie kam in wahre Ekstase, als ich es einen Augenblick unternahm, die Partei dieses, wie ich mich ausdrückte, mißhandelten Volksstammes zu nehmen. Dann erzählten wir uns wieder von der lieben Heimat, vom unvergeßlichen Wien, kurz, der Abend oder vielmehr die Nacht verging, ohne daß ich sonst jemand kennen lernte.

Bereits zog der Morgen herauf im Osten, als wir auf die jetzt öde Kaliforniastreet traten, und eine kühle Brise wehte vom Ozean her — hier und da ein schrilles Signal eines Dampfers — unsere weithin schallenden Schritte auf dem Pflaster — vor uns der Kannibalengesang einiger heimkehrender schwer geladener Kameruner — im übrigen schlief San Francisco noch, das in zwei Stunden einem Bienenschwarme gleichen sollte.

Ich begleitete den Oberst und seine Frau bis zu dem Lickhouse, seinem Absteigequartier, und versprach beim Scheiden, nächster Tage auf Angelisland zu erscheinen.

Es ließ mich auch nicht lange ruhen!

Der Name allein „Angelisland" ist ja schon verführerisch und ein Engel wohnte sicher darauf, das wußte ich.

Zwei Tage nach dem Feste begab ich mich zur erwähnten Zeit an die Oaklandfähre.

San Francisco war schon in fieberhafter Thätigkeit. Die Wogen seines Welthandels wälzten sich schäumend die Marketstreet hinab, der Bai und den Eisenbahndepots zu, von da wieder zurück in die Stadt in tollem Wirbel! Grellbemalte Expreßwagen aller Façons mit kühnen Aufschriften und bunten Wappen, unter denen der blitzumzuckte amerikanische Adler und der Grizzlibär (das Wappen Kaliforniens) die erste Stelle einnahmen; schwere Lastfuhrwerke mit himmelhoch aufgetürmten Baumwollballen, Kisten, Fässern; dazwischen federleichte Buggis (Einspänner), die wie Aale sich durch dieses Chaos winden; ganze Reihen roter, blauer, gelber Trammaywagen, vollgepfropft von Menschen, mit stoischer Ruhe ihre Bahn verfolgend; zwischen durch eine Zahnradbahn, die wie ein Schemen dahingleitet von unsichtbarer Macht getrieben: dies alles rast, schreit, pfeift, klappert und flucht durcheinander.

Auf den Trottoirs ist ein Jahrmarktsgedränge!

Sieben Uhr ist die Stunde, wo alle Vorstädte (wenn man sie so nennen darf) San Franciscos jenseits der Bai, Oakland, Alameda, Santa Barbara ꝛc. in einer förmlichen Wanderung nach der Stadt begriffen sind. Boot nach Boot landet alle fünf Minuten und immer neue Menschenmassen speit ihr riesiger Bauch aus, die alle durch die Marketstreet in die Stadt fluten. Die Söhne des himmlischen Reiches sind überall zu sehen und bilden in ihrer ewig gleichen Bekleidung und mit ihren monotonen gelben Gesichtern, die einander alle zum Verwechseln ähnlich sehen, eine große Armee, die Kalifornien zu verheeren droht. Alle Hautschattierungen, alle Rassen sind hier zu beobachten, ein Pandämonium der Menschheit, wie es vielleicht vollkommener auf verhältnismäßig so kleinem Raume nirgends getroffen wird.

Der Dampfer, ein kleines zierliches Fahrzeug, lag zur Abfahrt bereit.

Junge Offiziere mit ihren Frauen, letztere gewöhnlich ausgesucht vornehme Gestalten in geschmackvollen Toiletten — bekanntlich holen die amerikanischen Offiziere ihre Frauen aus den ersten Familien des Landes — Soldaten verschiedener Waffengattungen, teils behäbige Leute, denen man das ständige thatenlose Garnisonleben in dem Lande des Friedens ansah, teils verwetterte, vernarbte, von den Strapazen der ständigen Indianerkriege verbrauchte Gestalten, die es weniger glücklich getroffen als ihre Kameraden und jetzt wohl in ihren alten Tagen erst hierher versetzt wurden, einige Geistliche, Militärbeamte und Ärzte, das war die Gesellschaft, die sich auf einem schmalen Belvedere, das sich auf dem Deck befand, in bunten Farben zusammendrängte.

Die Dampfpfeife ertönte nervenerschütternd, die Landungsbrücke wurde zurückgezogen, und von hundert und hundert Möwen, Albatros, Seevögeln aller Art umkreist ging es in die Bai hinaus, die plötzlich in

ihrem ganzen, unvergleichlichen Reize vor unsern entzückten Augen lag. Ich hielt einst Neapel für einzig schön; seit ich die Bai von San Francisco gesehen habe, streiche ich das „einzig": sie ist nicht minder schön.

Auf allen Seiten die Bai einschließend, bieten die in blauer, duftiger Ferne sichtbaren Ufer eine so reizende Abwechselung von Thälern, sanft anschwellenden Hügelgeländen, an welche blühende Ortschaften sich lehnen, das Ganze begrenzt von hohen Gebirgen in welligen Konturen, daß das Auge immer Neues, Schöneres zu erblicken glaubt, während in der blauen Flut selbst hier und da zerklüftete felsige Eilande mit grünen Matten auf den Höhen sich erheben in lieblichster Abwechselung, und drüber hinaus in endloser Ferne der große Ozean. Schwache Rauchsäulen kräuseln sich vor ihm empor; Abschiedsgrüße entschwindender Dampfer und weiße Segel schwanken am Horizonte. Alles dieses umspannt von einem tiefblauen Himmel, um uns herum die vielgestaltige Staffage des Seelebens.

Ostindienfahrer, die ihren Riesenleib träg hinstrecken, kein Leben verratend; stolze Segelboote aller Größen, ihre zierliche Takelage in die Lüfte streckend; kleine Dampfbarkassen,mit geschäftiger Eile hin- und herschießend; Kähne von kräftigem Ruderschlage bewegt; fröhlicher Zuruf, Kommandoworte, der Gesang der Matrosen beim Aufziehen der Lasten, das monotone „O, Jo, Ahoi!" das von überall her durch die reine Luft schallt: welche Mannigfaltigkeit der Eindrücke!

Die steil aufsteigenden Häusermassen San Franciscos verschwanden immer mehr in dem feinen weißen Dunst, der rings die Landschaft füllte, während die fernen Küsten von Santa Barbara, San José immer deutlicher aus der Flut auftauchten. Die Gesellschaft verteilte sich in verschiedene Gruppen, weiße Schleier flatterten im Winde, ein Duft von Rosen, die in verschwenderischer Fülle in jeder Hand, auf jeder Brust blühten, zog hin und her.

Die Festung Alcatraz lag jetzt dicht vor uns; auf einem nackten Felsen, der sich wild zerklüftet aus der grünen Flut der Bai erhebt, erbaut, beherrscht sie die schmale Einfahrt vom stillen Ozean her. Zu meinem Erstaunen steuerte das Schiff kerzengerade darauf zu und legte in einem kleinen Hafen bei.

Was wollten wir in Alcatraz? Oben auf dem Walle ging die Wache auf und ab, aus den Scharten blitzten drohend die Geschütze. Die Dampfpfeife ertönte, oben antwortete ein Hornsignal, ein schweres eisernes Thor hoch über uns, von dem aus ein Weg zwischen den Felsen abwärts führte zum Landungsplatze, öffnete sich, und eine Schar Männer in dem grauen Radmantel der amerikanischen Armee, das Käppi auf dem Kopfe, ergoß sich daraus, wie mir auf den ersten Blick auffiel, ohne Waffen, während andere, mit aufgepflanztem Bajonette Spalier bildend, den Zug von allen Seiten umgaben.

Es waren Militärgefangene, die unser Schiff nach ihrem Arbeitsplatze bei Golden Gate, wo an den Hafendämmen gearbeitet wurde, bringen sollte.

Alles drängte sich neugierig an den Reelings der Backbordseite, wo bereits die Brücke aufgezogen war. Schweigend nahte der Zug, hier und da zwischen Felsvorsprüngen verschwindend. Jetzt betraten sie zu zwei die Brücke; es waren, wie mir ein Matrose erklärte, ausschließlich schwere Verbrecher, die hier verwahrt wurden. Mit um so größerer Neugierde betrachteten wir sie.

Alle Altersklassen waren vertreten. Graubärte auf Stöcke gestützt, eher Ehrfurcht erweckend als Abscheu, mit echten Soldatenköpfen — junge kräftige Burschen mit frechen, lasterhaften Gesichtern, die uns höhnisch anlächelten — andere, die noch nicht so weit auf der Bahn des Verbrechens vorgeschritten, hier erst in die Schule gingen, drückten sich errötend herein, mit dem Mantelkragen das Gesicht verhüllend.

Sie wurden alle auf das untere Deck geführt, das sie dicht gedrängt füllten, rings an den Reelings standen Soldaten mit scharfgeladenen Gewehren, zwei bei uns, um von oben herab die Gefangenen beobachten zu können; man ist vorsichtig geworden, seit vor einigen Jahren bei einer derartigen Fahrt die Gefangenen das ganze Schiffspersonal, die ganze Mannschaft niedermachten und fröhlich dem fernen Gestade zudampften.

Die meisten standen oder lagen in apathischer Stimmung umher, einige summten ein Lied oder machten in unverhohlener Weise ihre Bemerkungen über die sie bewundernden Ladies oben auf dem Belvedere.

Es reizte mich, aus den verschiedenen Physiognomieen Schlüsse zu ziehen auf das

Verbrechen, das die Betreffenden hergeführt. Bei einigen entschiedenen Gaunergesichtern schien es mir ganz klar und offenkundig — andere wieder ließen mich mit ihrem jugendlichen harmlosen Ausdrucke zu keinem Resultate kommen.

Besonders ein junger schön gebauter Mann mit pechschwarzem Schnurrbarte, der an das Maschinenhaus gelehnt sehnsüchtig in die Ferne blickte, fiel mir auf. Was konnte der begangen haben mit seinem ruhigen ehrlichen Blicke, seinem blühenden, von keinem Laster angefressenen Körper?

Ich fragte die Wache, die neben mir stand, indem ich mit dem Finger den Mann bezeichnete.

„Murder!“ klang es kurz und trocken, dann wandte der Soldat sich ab, jede weitere Auseinandersetzung abweisend. Ein Mörder! Wo soll in diesem Antlitze die Mordlust sitzen, wie konnte dieses schwärmerische, weiche Auge tödlich blicken, was lagen da für Motive vor? Haß? Eifersucht? Liebe? Eines von ihnen — das stand bei mir fest.

Der Dampfer war unterdes längst in die Bai hinausgeglitten, er mußte Angelisland umfahren, um die Gefangenen zuerst an ihren Bestimmungsplatz für den Tag zu bringen, dann erst sollte er mit uns Passagieren dahin zurückkehren. Es war eben ein Dienstschiff, das auf die Passagiere keine Rücksicht nehmen konnte, außerdem war der Tag so herrlich, die Zeit allen hier so ungemessen, daß man darüber nicht unwillig wurde.

An wildzerklüfteten, vom Alter geschwärzten Felswänden und Klippen wirft die Brandung ihren weißen Gischt empor; oben breiten sich saftig grüne Matten, von Eichen- und Lorbeerhainen durchzogen aus; in tief einschneidenden, vom Meere aufsteigenden Schluchten wuchert ein undurchdringlicher Urwald in allen Schattierungen des Grüns; drüber in herrlichem Kontraste der azurblaue Himmel — das ist „Angelisland!“ Wir hielten uns in respektvoller Entfernung von der Brandung, aber gerade noch nahe genug, um die tollen Sprünge der Seelöwen bewundern zu können, die von den sonnigen Klippen, wo sie wohlig grunzend Siesta hielten, jetzt in die See sich stürzten, wie riesige Vögel die Luft durchschneidend! Plötzlich biegt das Schiff um ein kleines Vorgebirge der Insel und die Szenerie verändert sich vollkommen. Keine Brandung, keine Felsen! Ein lieblicher Golf, in dem die Wellen kaum sich kräuseln, schneidet in das sanft ansteigende bewaldete Land! Eine kleine Blockhütte steht am Strande, davor hängen Netze ausgebreitet, die ein Mann mit einer roten Mütze auf dem Kopfe, die weithin sichtbar war, eben ordnet! Es war ein Bild des Friedens, menschlichen Urglückes! Ich beneidete diesen Mann mit der roten Mütze, Cajetans Worte fielen mir ein:

> Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
> Der in der Stille der ländlichen Flur
> Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
> Kindlich liegt an der Brust der Natur.

Das Schiff durchschnitt jetzt pfeilschnell die Flut, ein weit vorspringender Felsblock bildete förmlich eine Bastion des im Halbkreise sich dehnenden Golfes. Er hob sich dunkel ab vom strahlenden Firmament, so daß man geblendet vom Lichte, das ringsum flimmerte, nur seine Konturen unterschied. Etwas Weißes wie eine flatternde Möwe bewegte sich in der dunklen Masse. Unwillkürlich blickte ich darauf hin, das Schiff nahm seinen Kurs gerade dagegen, wir mußten dicht daran vorbei kommen. Ich nahm meinen Feldstecher zu Hilfe und erblickte eine weibliche Gestalt, die auf einem Felsstücke dem Meere zugewandt saß, das Weiße war ein Tuch in ihrer Hand. Wem galt das? Offenbar jemandem auf unserm Schiffe — einige Stöße mit der Maschine und wir waren ganz nahe. Es war ein Mädchen, barfüßig, ein weißes Tuch war um dunkles Haar geschlungen, ihre ganze Gestalt schien gegen das Schiff hinzudrängen. Den eleganten Passagieren des Belvedere galt dieser Gruß des barfüßigen Kindes nicht! Wem sonst? Plötzlich kam mir ein Gedanke — ohne alle Verbindung. Ich blickte nach dem jungen Manne, der noch immer am Maschinenhause lehnte; sein ruhiges sanftes Auge, halb geschlossen, starrte jetzt weit geöffnet gegen den Fels, jeder Zug des Gesichtes war gespannt. Wenn mich nicht alles täuschte, galt ihm der Gruß. Jetzt fuhren wir in einer Entfernung von dreihundert Schritt vorbei, die Gestalt auf dem Felsen erhob sich und trat weit vor — jetzt reißt sie das weiße Tuch vom Kopfe und läßt es weithin flattern wie ein Panier, man sieht das dunkle Haar im Winde flattern — ich glaubte, vom Winde getragen einen unverständlichen Ruf zu vernehmen — oder war es Sinnestäuschung? Nein, der junge

Mann unten schwenkte das Käppi über dem Kopfe, sich auf die Fußspitzen erhebend — „Juana!“ schrie er gellend, mit Aufwand aller Kraft; alles fuhr erschreckt auf bei dem plötzlichen Rufe, die Gefangenen rissen schlechte Witze, als sie das Mädchen erblickten, dem der Ruf galt, Herren und Damen auf dem Belvedere richteten ihre Gläser darauf. Die Wache schrie den jungen Mann, der den Ruf ausgestoßen, rauh an und führte ihn unter Deck — er wurde wohl eingesperrt.

Man lachte über den Vorfall, und im Nu war er wieder vergessen.

Der Fels mit dem Mädchen verschwand rasch, nur das Weiße gaukelte noch hin und her.

„Darum wohl Mörder!“ dachte ich in meinem Innern, „also doch erraten.“

Die ganze glänzende Gesellschaft war für mich verschwunden, ich sah nur noch diese Jünglingsgestalt im grauen zerrissenen Mantel! Welch tiefes Leid mochte da verborgen sein unter seinen schweren Falten; jung, schön, wohl heißgeliebt von jenem Mädchen, und jetzt — Gefangener, ehrlos, getrennt wohl auf ewig, die Bergeslast des Mordes auf der jungen Brust! O dieser häßliche Dämon des Lebens, er umflattert mit seinen Eulenflügeln auch die herrlichsten Küsten, die nur geschaffen scheinen zu Paradieseswonnen. Wie unsagbar lieblich erschien mir eben dieser abgeschiedene idyllische Golf — jetzt höre ich seinen dumpfen Flügelschlag, und aller Friede — alle Ruhe ist dahin — alles war Schein. Wie überall, Kampf und wieder Kampf, ohnmächtiger Aufschrei gequälter Brüste, Hohngelächter finsterer Mächte — das ist die wahre Signatur der gleißnerisch lächelnden Natur.

Und in dieser weltschmerzlichen Stimmung sollte ich zu meiner lustigen Landsmännin, der nur Straußsche Walzer im Köpfchen spukten — wie sollte das werden? Der ganze Besuch hatte jetzt nur noch ein Interesse für mich, zu erfahren, was es mit dem Gefangenen und dem Mädchen für eine Bewandtnis habe, der Oberst mußte davon wissen.

Die Gefangenen hatten am „Golden Gate“ paarweise, wie sie gekommen waren, den Dampfer verlassen, um an ihre Fronarbeit zu gehen, die in Errichtung neuer Dämme und Wälle gegen die landräuberische See bestand, und mit mitleidigem Herzen sah ich auch meinen Mann hinter den Dünen, die das Auge blendend sich rings ausbreiteten, verschwinden. Dann endlich sollten wir an unsern Bestimmungsort gebracht werden.

Die Insel zeigte sich uns diesmal von der Südseite und bot wieder ein so grundverschiedenes Landschaftsbild, daß ich sie nicht wieder erkannt hätte.

In einem wohlgepflegten Hafen lagen Kriegsschiffe, Segler aller Art, Fischerbarken, Vergnügungskähne, die offenbar schon zu einer Regatta gedient hatten.

In einem engen Thale, das sich vom Meere aus weit in das Land hinein zu erstrecken schien, zeigten sich im saftigen Grün der Madronen und Lorbeeren, von Rosen förmlich überwuchert, zierliche Villen. Vom Strande führte eine von kasernenartigen Gebäuden eingefaßte, von Gummibäumen beschattete Straße auf einen großen erhöhten Platz, der von einem mehr schloß- als festungsartigen Bau gekrönt war. Von der Zinne wehte das Sternenbanner. Die flotten Töne einer Militärmusik ertönten von hier aus über das Meer. Der Dampfer war rasch entleert. Soldaten, die am Hafen, die unvermeidliche Pfeife im Munde, den Spazierstock in der Hand, umherbummelten und die Ankömmlinge anstarrten, fragte ich nach der Wohnung des Colonel R . . . Einer bot sich mir zum Führer an.

Eine Uniform ist hierzulande etwas so Seltenes, das ganze ungezwungene Auftreten, die lässige Bewegung des Amerikaners, seine schlechte Haltung liegen allem Militärischen so fern, daß ich mich nach so langer Zeit wirklich erfreute an den strammen männlichen Figuren der am Kai Zigarretten dampfenden jungen Offiziere. Der schattige Weg führte an reizenden Villen vorbei, die von der üppigen Flora fast erdrückt wurden. Überall gesundheitstrotzende Kinder, lachende Frauen, rosenbekränzt. Oben am Platze saß die Kapelle und ließ immerfort lustige Weisen ertönen, während die Mannschaft schwatzend, rauchend umherstand oder lag. Das einzig Kriegerische dabei waren zwei Kanonen, die auf morschen Lafetten in der Mitte eines Rasenplatzes standen; aber auch um ihre geschwärzten Rohre wanden sich unverschämt wilde Rosen, deren Schößlinge an allen Enden und Ecken wie Unkraut hervortrieben. Vergeblich gähnte drohend die schwarze todbringende Mündung, die lieblichen Rosen, die drüber gaukelten, nahmen ihr alle

Schrecken, und sie wurden so zum Symbol des Friedens.

Glückliches Land! Land der rosenumwucherten Kanonen! Garnison für Götter! Arme Kameraden in Ingolstadt, Germersheim, Lechfeld!

Mein Führer wies mir zur Rechten auf ein niedliches Holzhaus, das in seiner feinen Arbeit die Last des Epheus, der Rosen und Winden kaum tragen zu können schien, die es fast meinem Auge entzogen — hier wohnte der Oberst! Trinkgelder nimmt hierzulande niemand außer einem Kellner, am wenigsten ein Soldat. So bedankte ich mich einfach bei meinem Begleiter und betrat das Haus, aus dem mir frohes Kindergelächter entgegenschallte. Eine große Dogge erhob ihre Stimme, ein weißes Kleid blitzte in den Gebüschen auf — die Frau Oberstin! Sie begrüßte mich herzlich. In dieser alle Fesseln sprengenden freudigen Natur kann Frau Etikette nicht gedeihen, sie wird erstickt vom wilden Blühen. Sie stellte mir zwei reizende Lockenköpfe als ihre Kinder vor und führte mich in das Haus. Der Oberst saß in einem kühlen, nach allen Seiten der Luft Durchzug gewährenden Gemach; indianische Waffen, wohl Erinnerungen aus seinem Leben, Beutestücke, bedeckten die Wände.

Er war in die „San Francisco Chronicle“ vertieft, die ihn ganz verbarg; seiner Zigarrettenduft erfüllte den Raum. Lächelnd nahm ihm Adda, so nannte er sie, das Blatt aus der Hand.

„Laß für einen Augenblick die leidige Politik und begrüße unsern neuen Freund!“

Das that er denn auch in herzlichem Tone mit bekannter amerikanischer Gastfreundschaft.

Die Zimmer der Herrin zeigten von feinem Geschmack, sie war selbst Künstlerin, einige Motive aus der Umgebung zeigten, daß sie die Grenze des Dilettantismus bereits überschritten. Alles umher machte den Eindruck der Wohlhabenheit, der Lebenslust und Herzensfreudigkeit, ich hätte mich wirklich auf einem „Engeleiland“ gefühlt, wenn ich nicht von ferne schon den Wurm hätte nagen hören unter all der Pracht. Das Mädchen auf dem Felsen ging mir nicht mehr aus dem Kopfe, meine sehnsüchtige, das Meer nach dem Geliebten durchforschende Ariadne!

Zum Diner kamen verschiedene Offiziere mit ihren Frauen, liebenswürdige, feingebildete Leute, nicht zugeknöpft, in Standesvorurteile gehüllt, und doch militärische, aristokratische Erscheinungen, ohne Aristokraten zu sein! Ein wahres Labsal in diesem Lande, wo einerseits die Gleichheitsflegelei und rüde Sitte, anderseits blasiertes seichtes Yankeetum einem den Geschmack an der Menschheit verleiden.

Die Oberstin war die beste Wirtin der Welt, und als die pechschwarze Dienerin „Backhend'l mit Häupt'lsalat“ brachte, hätte mir diese zarte Aufmerksamkeit bald Thränen entlockt. Sie lachte, als sie mein Erstaunen sah, und versicherte mir, ihr Mann, ein Stockamerikaner, sei bereits zur Wiener Küche bekehrt. Das Gespräch drehte sich natürlich um Militaria; mich interessierte es, über amerikanische Verhältnisse in dieser Beziehung zu hören, ebenso die Herren über deutsche; das eine wurde mir klar, daß die militärische Erziehungsanstalt der Union, West-Point, wo diese Herren ihre Bildung genossen, sicher hinter keinem derartigen Institute Deutschlands zurückbleibt. Für Nachmittag schlug die Oberstin eine Spazierfahrt um die Insel vor. Der Oberst stellte uns seinen ganzen Stall zur Verfügung, wenn er auch verhindert war mitzufahren. Eifersüchtig war er nicht, und wenn ein Mann mit grauen Haaren nicht eifersüchtig ist im Besitz einer jungen, blühenden Frau, so erweist er ihr hiermit die größte Achtung, die größte Huldigung.

Als wir beim Kaffee saßen, fuhr ein Jagdwagen vor, von vier Mauleseln bespannt.

„Sie sind sicherer auf diesen Wegen,“ meinte der General, und ich war ihm später dankbar dafür.

Ein Soldat aus der Garnison kutschierte; die Oberstin, einer der Tischgäste, ein junger Leutnant, und ich stiegen ein.

„Viel Glück,“ rief uns lachend der Oberst nach, „und kommen Sie mit heilen Gliedern wieder zurück!“

Jetzt wußte ich, warum er Maulesel nahm. Die jähen Wege, welche kein Pferd betritt! — nun! — was die Frau Oberstin wagt, wage ich auch.

„Horriop!“ Das Gefährt sauste die mit fußhohem Staube bedeckte Straße dahin. Bei Tisch fand ich keine Gelegenheit, von meinem Abenteuer von heute früh zu erzählen, die Ausfahrt kam mir gelegen.

„Kommen wir nicht an der reizenden Bucht vorbei, wo eine einsame Fischerhütte steht?“ fragte ich die Oberstin.

Sie sah mich erstaunt an.

„Und warum wünschen Sie dorthin zu kommen?“

„Wir fuhren heute früh vorbei, es ist ein herrliches Landschaftsbild —“

„Außerdem sahen Sie ein Mädchen am Strande, das Sie interessiert!“ fiel sie ein. „Nicht?“

„Sie haben es erraten, gnädige Frau. Ich sah nicht nur das Mädchen, ich fuhr auch mit ihrem Geliebten auf einem Schiffe, wenn mich nicht alles täuscht!“

„Eine traurige Geschichte“ — die Oberstin wurde ernst — „die mir schon vielen Kummer gemacht hat. Winkte sie wieder dem Schiffe zu?“

„Und ihre Grüße wurden auch erwidert,“ entgegnete ich.

„Arme Juanita!“ klang's aus dem Munde der Oberstin.

„Und die Geschichte?“ frug ich.

„Kann Ihnen ihr Vater erzählen. Um einen Korb voll Fische thut er es gern, der arme Mann!“

Ein furchtbarer Stoß schleuderte uns fast aus dem Wagen, der jetzt eben wieder steil bergab polternd an einen großen Stein angestoßen war; rechts, dicht an dem schmalen verwahrlosten Wege fielen die Wände turmhoch in die See ab; die Oberstin verriet kein bißchen Angst. „Die Muli sind sicher,“ damit tröstete sie mich.

Das Gespräch konnte nicht gut im Gange gehalten werden, in rasender Eile ging es bergauf, bergab, über Stock und Stein, durch zerrissene Schluchten und steile Höhen, wir flogen nur so hin und her, die gegenseitige Entschuldigung war schon lange suspendiert. Zur Rechten schweifte der entzückte Blick über die Bai mit ihren zahllosen Schiffen, über die unzähligen grünen Eilande ringsumher, in neblichter Ferne erhob sich San Francisco wie eine Burg. Ein herrlicher Anblick!

Um ein kleines Vorgebirge biegend führte der Weg steil bergab zum Golf mit der kleinen Hütte. „Hier wohnt Romero der Spanier mit seiner Tochter“ — die Oberstin wies mit dem Sonnenschirme dahin — „an der Palmabucht, so heißt sie nach dem Schiffe, das hier vor zehn Jahren scheiterte, und dessen Steuermann eben dieser Romero war!“

Wir flogen nur so hinunter in eine Wolke von Staub gehüllt. Vor der Hütte hielten wir. Ein alter Mann, eine rote Mütze in der Hand, trat vor die niedere Thür demütig grüßend; wir stiegen aus und verlangten seinen Fischvorrat zu sehen. Ersichtlich erfreut führte er uns an den Kelter, worin es wirr durcheinander zappelte in allen Formen und Farben. Ich drückte ihm einige Dollars in die Hand — damit konnte ich den ganzen Kelter kaufen, den er auszuleeren sich anschickte; ich verhinderte ihn daran. Er schüttelte erstaunt den Kopf und betrachtete die Münzen in der Hand. Im Sande lagen riesige Balken, wohl Trümmer der Palma. Wir setzten uns darauf und nötigten auch Romero dazu.

„Was macht Juanita?“ fragte die Oberstin.

Das Haupt des Alten lag bekümmert auf der Brust, im grauen spärlichen Haare spielte der Seewind.

„O, Sennora, die ist verloren!“ Er deutete auf die Stirne.

„Wahnsinnig? Das junge Mädchen, das heute früh auf jener Klippe dort —“

Der Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Das war Juana — wahnsinnig noch nicht! Doch muß sie es werden, wenn sie so fort macht.“

„Erzähle dem Herrn die Geschichte!“ forderte die Oberstin auf.

„Wenn Sie es der Mühe wert finden?“ Er steckte die Dollars in die Tasche, setzte die rote Mütze auf, wischte sich mit dem gebräunten Arme den Schweiß von der Stirn und begann:

„Ich war Steuermann auf der Barke ‚Palma,‘ wir kamen von Los Angelos mit Früchten — ich verstand mein Geschäft — gewiß! — wie jeder andere — aber der Nebel — die Nacht — ein heftiger Wind blies noch dazu vom Norden — kurz, wir fuhren auf — hier —,“ er deutete auf einen schwarzen Punkt in der See — „auf die Riffe — ein Krach! — und das Schiff legte sich auf die Seite, das Wasser strömte mit Macht zum Leck herein, das der Fels gerissen. Wir waren sieben Leute, vier Matrosen, mein Weib und die kleine Juana — ich dachte nur an sie! Die ‚Palma‘ mag versinken — so leid sie mir that, wenn auch meine Ehre als Steuermann damit sank — nur mein Weib und Juana, meinen Liebling, wollte ich retten. Wir stiegen ins Boot, das wir herabgelassen, die anströmende See schlug es an die Wanten des sinkenden Schiffes, es mußte dabei selbst ein Leck bekommen haben; kaum waren wir darin, so sank

es! Ich nahm Juana in die Arme, Matrosen ergriffen mein Weib. Ich konnte mich darum nicht kümmern — hatte selbst meine Not. Ich kam ans Land mit dem Kinde — nach mir niemand mehr! Seemannslos! — man wundert sich nicht darüber — um mein Weib war mir weh, doch ich hätte ja Juana auch verlieren können — ich dankte noch Gott! Damals war das Eiland noch unbewohnt — was thun? Zurückkehren als Steuermann, der sein Schiff verloren, wollte ich nicht — meinen nächsten Lebensbedarf bot mir das Wrack, das am Felsen hängen blieb; ich baute diese Hütte aus den Trümmern und wurde Fischer! — Man machte sein Leben dabei, besonders seit die Soldaten kamen das Jahr darauf.

Juana war meine Freude, sie wuchs auf wie ein Strandvogel. Sie wurde ein schönes Kind. Die Soldaten hatten ihre Freude daran, wenn sie kamen Fische zu kaufen oder zu fangen, sie scherzte mit ihnen, solange sie Kind war. Das Mädchen gewann die Uniform lieb. Doch sie blieb nicht lange Kind, — spanisch Blut reift rasch —, mit vierzehn Jahren schien sie zwanzig zu sein.

Da wurde ich wachsam und verbot die Scherze, nur ein junger Mann, John Dorsey aus Missouri, der ließ sich nicht abhalten.

„Ich scherze nicht mit Juana," pflegte er zu sagen, „ich liebe sie, und sie muß mein Weib werden." Er war ein hübscher Bursche, ich hatte ihn selbst gern, offen, gutmütig und was bei einem Soldaten viel heißt — treu! Daß Juana ihn wieder liebte, ist selbstverständlich — vierzehn Jahre, ein junger, schöner Mann — das genügt unter dieser heißen Sonne! Er wollte in einem Jahre seinen Abschied nehmen und eine kleine Farm kaufen, ein bißchen hatte er ja. — Jede freie Stunde war er hier, sie fischten zusammen oder segelten in das Meer hinaus, es war eine Freude sie anzuschauen, so glücklich waren sie.

Doch wo wäre Glück ohne Neid! — Die Kameraden gönnten ihm Juana nicht. Blieb er einmal über die Zeit aus und schlich dann insgeheim in die Kaserne, so war er den anderen Tag schon angezeigt, man höhnte ihn, verleumdete Juana. Er hielt tapfer aus und ertrug alles geduldig. Eines Tages traf er einen Kameraden bei Juana, der sie überall verfolgte, er erkannte ihn schon von weitem, als er den Berg herabkam. Dieser mußte ihn auch bemerkt haben, er war verschwunden, als Dorsey zur Hütte kam.

„Was wollte der Mensch von dir?" fragte er Juana. Diese wurde verlegen. Das machte Dorsey eifersüchtig, er fuhr sie hart an, warf ihr Untreue vor. Jetzt hielt Juana auch nicht mehr zurück.

„Ich wollte es dir nicht sagen, ich glaube ja nicht daran, aber du zwingst mich dazu — du sollst es mit Mary, der Tochter des Kochs, halten — das mir zu sagen war er da. Ich schickte ihn fort!" Dann fiel sie ihm um den Hals und weinte. „John, nicht wahr, du betrügst mich nicht? Ich ginge ins Meer, wenn du es thätest!"

John beruhigte sie, er war wütend, er blieb nicht so lange wie gewöhnlich. Abends traf er in der Soldatenschenke mit dem Verleumder zusammen, er stellte ihn darüber zur Rede, dieser leugnete alles und schmähte Juanita, er brüstete sich mit ihrer Gunst. John schlug ihn zu Boden! Nun schäumte der Kerl vor Wut, stieß die schrecklichsten Schmähungen aus gegen Juana, ein häßliches Wort fiel — das hierzulande schon viel Blut gekostet hat — John stach ihn nieder!

Eine Stunde später saß er im Gefängnisse als Mörder. Das Urteil lautete auf lebenslängliche Zwangsarbeit in Alcatraz. Wir wußten von den Vorgängen nichts. Dorsey blieb oft drei bis vier Tage aus, wenn er Dienst hatte, das fiel nicht auf, als jedoch der fünfte Tag vergangen war, hielt Juana die Angst nicht mehr — sie ging selbst zum Oberst, um nach John zu fragen. Der sagte ihr nur die halbe Wahrheit, er sei auf einige Jahre verurteilt. Die Wirkung war eine heftige, sie wurde schwer krank — ohne Arzt, ohne Pflege — was verstehe ich davon! Es war eine böse Zeit! Sie überstand es — doch ihr Gedächtnis war getrübt — sie konnte sich an nichts mehr recht erinnern — bald hielt sie John für tot — bald wartete sie auf seine Wiederkehr. Ich hütete mich, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie erfuhr sie doch; als ich vor einem Monate vom Fischfange heimkehrte, sprang sie mir jubelnd mit Thränen in den Augen entgegen. Sie hielt einen beschriebenen Zettel in der Hand — von John. Ein entlassener Sträfling hatte ihn ihr gebracht.

„Laß dich morgen früh sieben Uhr am

Strande sehen. Wir werden alle Tage von hier nach ‚Golden Gate‘ zur Arbeit gebracht. Hoffe, Juana! Ich komme bald — wenn ich deinen Namen rufe, ist es Zeit, dann erwarte mich dieselbe Nacht in deinem Kahn, da wo das Lazarett ans Meer stößt. — Vorsicht!“

Das Blut schoß mir in den Kopf, als Romero von dem Briefe erzählte. „Wenn ich Juana rufe“ — heute hatte er ja Juana gerufen! War dies ein verabredetes Zeichen, so durfte er nur vor der Entscheidung rufen, sonst wurde sie ja irre. Heute Nacht wohl wollte er entfliehen. Die Oberstin sah mich erstaunt an. Der Fischer fuhr in seiner Erzählung fort.

„Von diesem Augenblicke an war Juana wieder so heiter wie zuvor, und wie die Sonne aus dem Meere aufsteigt, sitzt sie schon auf jenem Felsen und erwartet den Geliebten — er kommt alle Tage vorbei — sie kann ihn nicht erkennen unter den anderen — aber sie wartet wohl auf den verheißenen Ruf, den sie nie hören wird! Das arme Kind! Ich lasse ihr diese einzige Freude, sie hofft doch noch — und vielleicht sind die Herren doch gnädig mit dem armen Burschen! Nicht, Sennora?“ Er wandte sich an die Oberstin.

„Ich habe gethan, was ich konnte! Mein Mann kann darin nichts thun, und der General ist unerbittlich. Mich jammert das arme Mädchen schon lange, ich werde es dieser Tage noch einmal selbst bei dem General versuchen!“

„Dann wird es hoffentlich nicht mehr nötig sein,“ dachte ich frohlockend in meinem Innern. Seltsamer Zufall, daß ich gerade der Entwickelung dieses Dramas beiwohnen sollte. Ich war froh erregt. Dem Vater hatte Juana nichts von heute morgen erzählt.

„Und wo ist Juana jetzt?“ fragte ich den Alten gespannt.

„Ich weiß nicht, wo sie steckt! Heute früh war sie auf ihrem Posten, sie kam noch aufgeregter als sonst nach Hause, dann entfernte sie sich wieder und kam seitdem nicht mehr zurück. Wenn das Schiff mit den Gefangenen kommt, ist sie gewiß auf ihrem Posten.“

Ich wollte mit demselben Schiffe, das die Gefangenen wieder abholte, nach San Francisco fahren, da hatte ich ja die beste Gelegenheit, meinen Helden zu beobachten. Wenn ich es erreichen wollte, war es höchste Zeit zu fahren.

Die Oberstin wollte mich zurückhalten. Zu jeder anderen Zeit hätte ich die liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft angenommen, jetzt aber lebte ich nur noch der Entwickelung dieser seltsamen Geschichte.

Wir nahmen von Romero Abschied.

Die Oberstin versprach, ihren ganzen Einfluß aufzuwenden, um den jungen Mann frei zu machen, oder wenigstens seine Strafzeit abzukürzen.

Auf der Rückfahrt war natürlich Juana unser einziger Gesprächsstoff, fast hätte ich die Oberstin eingeweiht in mein Geheimnis, sie hätte sicherlich keinen Verrat geübt, das thut kein Weib in einem solchen Falle. Doch hielt ich mich zurück; wenn es geglückt war, sollte sie alles erfahren.

„Der junge Mann muß sie leidenschaftlich lieben,“ sagte sie, „und dann ist sie nicht zu beklagen. Sie bezahlt nur dies große Glück mit ihrem Leide. Wieviel Menschen haben keins zu bezahlen, das ist noch viel trauriger!“

Sie sagte dies so ernst, so ganz verschieden von ihrem sonst so heiteren Wesen, daß es mir auffiel, ich mußte an den grauen Bart des Obersten denken. Wir kamen mit heiler Haut vor der Villa an, ich empfahl mich herzlich bei der Oberstin und versprach, morgen wiederzukommen.

Ich mußte ja kommen, um zu erfahren, wie die Geschichte ausgegangen war.

Der Oberst begleitete mich an die Lände. Eben legte das Schiff bei. Die Gefangenen waren an Bord, ich sah es auf den ersten Blick.

„Auf Wiedersehen, morgen!“

Ich stieg ein und musterte die Leute, ich fand ihn nicht — doch das war nicht so leicht! Viele saßen abgewandt in ihre Mäntel gehüllt. Ich ging ringsherum und betrachtete sie von allen Seiten — John Dorsey fehlte.

Seine Abwesenheit stand im Zusammenhange mit seiner beabsichtigten Flucht! Das war mir klar! Ich fragte die Wache, es war dieselbe, die mir heute früh die karge Antwort gab.

„Wo ist der Gefangene Dorsey?“

Der Soldat hatte mich wohl in Gesellschaft des Obersten gesehen und glaubte mich berechtigt zu der Frage: Er legte die Hand salutierend an das Käppi.

„Krank, Sir, wir ließen ihn draußen zurück im Lazarett!“

Ich wußte genug. Also auf diese Weise — einen Kranken bewacht man nicht so scharf — so konnte es gelingen.

Die übrigen Gefangenen interessierten mich nicht.

Es war schon Nacht, als wir in San Francisco ankamen, eine milde, mondhelle Nacht — ich verwünschte den Mond, er konnte sie verraten, ihn oder Juanita, seine kühne Retterin!

Nach Hause gehen, war mir eine Unmöglichkeit! Ich schlenderte durch die belebten Straßen, fuhr mit der Zahnradbahn die Kaliforniastreet hinauf und blickte weit hinaus über die silberige Bai. Dieser dunkle Punkt im Meere mußte Angelisland sein. Ich sah nach der Uhr. Zehn Uhr! Jetzt zerbricht er die Fesseln! dachte ich — Glück auf!

Unter mir glühten tausend Lichter, summte lüstern die Weltstadt; aus dem Chinesenviertel zur Linken erscholl dumpfes Brausen wie von einem heranziehenden mächtigen Heere — Raketen, feurige Ballons stiegen zum Nachthimmel empor. Von der See her ertönten die Schiffssignale, ein Dampfer zog eben wieder durch den grellen Lichtstreif, den der Mond auf das Wasser warf — schwarz wie ein böser Gedanke!

Ich dachte an alle die Qual, an alle die Sünden, an all die falsche Lust da unten in dem Lichtermeere, und der ganz undefinierbare Lärm, der an mein Ohr drang, vereinigte sich in meiner Phantasie zu einem schmerzlichen Stöhnen, das aufstieg in die schwüle Nachtluft zu dem gewaltigen, ewigen Sternenhimmel.

Der Morgen kommt zum Glücke rasch in Kalifornien.

Die Straßen waren noch leer, als ich schon unterwegs war. Die erste Ferry schnaubte eben von Oakland her in das Dock. Ich hatte noch Zeit zu einem kleinen Spaziergang und entwarf dabei einen Plan für heute.

Ich wollte direkt zum Oberst. War Dorsey heute nacht glücklich entkommen, so mußte er schon Rapport erhalten haben.

Punkt sieben fuhr der Dampfer ab wie gestern und machte mit militärischer Gleichmäßigkeit seinen Weg. Dorsey war nicht unter den Gefangenen, er lag ja krank draußen im Spital, ich erkundigte mich auch nicht weiter nach ihm. Die Gefangenen wurden am alten Platze ausgeladen, nichts Besonderes ereignete sich dabei; nur sah ich am Ufer einzelne Gruppen stehen, die eifrig etwas zu besprechen schienen, aber ich achtete nicht darauf. In einer halben Stunde landete ich auf Angelisland. Als ich über die Landungsbrücke schritt, kam mir der Oberst entgegen.

„Wohin?“ fragte ich erstaunt.

„Nach Golden Gate! Ein Gefangener ertrank, wohl bei einem Fluchtversuche! Eben erhielt ich die Meldung!“

Ich mußte mich am Geländer anhalten, ich fühlte, daß ich blaß wurde.

„Wie heißt der Gefangene?“ fragte ich.

„John Dorsey!“ erwiderte er, „meine Frau hat Ihnen davon erzählt. Der Geliebte jener Juanita, die Sie gestern besuchten! Eine unangenehme Geschichte! Doch Sie sind ja ganz erregt! Ja, das arme Mädchen! Sie dauert mich auch, und doch ist's so am besten. Grüßen Sie meine Frau!“

Er eilte an mir vorüber. Ich griff an meine Stirn, ob ich nicht träumte! John Dorsey ertrunken, und Juanita, die ihm helfen sollte? Der Oberst erwähnte sie nicht, sollte sie ihn verlassen haben im Tode? Das sah diesem schwärmerischen entschlossenen Mädchen nicht ähnlich. Am Ende war ich schuld an allem. Hätte ich meinen Verdacht dem Oberst mitgeteilt! Ich eilte zur Wohnung des Obersten.

„Sind Sie meinem Manne noch begegnet?“ kam mir Adda entgegen. Ich bejahte es.

„Dann wissen Sie auch, was sich ereignet hat! Arme Juanita! Wer hätte das gestern gedacht!“

„Ich hätte es denken können, gnädige Frau! Ich wußte von dem Fluchtversuche. ‚Juana,‘ rief der junge Mann laut, als wir an dem Mädchen vorüberfuhren! Das war das verabredete Zeichen, wie in dem Briefe stand. Ich wollte nichts verraten, jetzt bereue ich es.“

„Und auch mir wollten Sie es nicht verraten, einem Weibe? Fürchteten Sie von mir auch Verrat?“ Sie lächelte schmerzlich. „Das war unnötig! Doch gleichviel, ich hätte es auch nicht hindern können — besser so — es konnte doch nicht gut enden!“

„Und Juanita, glauben Sie, daß sie mit ihm zu Grunde gegangen ist?“

„Sie wird sich nicht so weit vorgewagt haben!“ meinte die Oberstin auffallend kühl.

„Glauben Sie?“ bemerkte ich. „Ich glaube das Gegenteil. Diese Rasse liebt heiß bis — zum Tode!“ Adda zuckte die Achsel. Sie glaubte wohl nicht an Liebe bis zum Tode.

„Nachmittags wollen wir zu Romero, dann werden wir alles erfahren.“

Gegen mittag kam der Oberst nach Hause, er war ganz verstört, nur ein tiefer seelischer Eindruck konnte auf diesem starren Soldatengesichte solche Veränderungen hervorbringen. Wir bestürmten ihn mit Fragen, er beantwortete sie in abgerissenen, aufgeregten Sätzen.

„Die Sache ist noch dunkel, unbegreiflich! Aber ich ahne ihre Entwickelung.“

Wir hingen an seinem Munde.

„John Dorsey simulierte Krankheit, er wurde in dem Lazarett am Meere zurückgelassen, und diese Nacht machte er einen Fluchtversuch. Er ließ sich zum ersten Stocke herab und sprang in die Flut, die Wache hörte das Geräusch, konnte aber im tiefen Schatten nichts erblicken und machte Lärm. Nur auf der Bucht draußen etwa fünfhundert Schritte vom Ufer war ein Kahn sichtbar, darauf richteten die Leute ihre Aufmerksamkeit. Vor dem Kahn beleuchtete der Mond die Wasserfläche; ein schwarzer Gegenstand löste sich aus dem Dunkel und schwamm durch den beleuchteten Streifen dem Kahne zu — ein Zuruf erscholl, es war eine weibliche Stimme.“

„Juana!“ schrie ich fast heraus.

Der Oberst sah mich erstaunt an.

„Das vermute ich auch. Hören Sie weiter! Die Leute gaben Feuer auf den schwarzen Gegenstand, ein wilder Schrei erscholl, der Gegenstand — unbedingt der schwimmende Dorsey — war verschwunden. War er getroffen? Hatte er den schützenden Schatten des Kahnes erreicht? Man wußte es nicht. Da ertönte plötzlich wieder ein Schrei, wie ihn nur die Todesangst, die Verzweiflung ausstößt — es war ein weiblicher — man hörte ein Rauschen im Wasser — dann war alles still — die Soldaten selbst erfaßte ein Grauen.

Der Oberst wischte sich mit der Hand über die feuchte Stirn, die ergrauten Haare. Seine Frau hatte keine Thräne im Auge, sie sah ihn mit einem eigentümlichen Blicke an. Wie konnte sie da ungerührt bleiben, ein Weib? Wir alle wußten ja, wer den Todesschrei ausgestoßen hatte — Juana! Meine Sympathie für die Landsmännin fing an zu schwinden.

„Und als es Tag wurde,“ fragte ich erregt den Oberst, „was hat man da gefunden?“

„Einen umgeschlagenen Kahn, ein weißes Tuch, das an der Ruderstange hängen geblieben — es war blutig!“

Mich fröstelte, als er schwieg — nur der Fächer der Oberstin raschelte um ihr blasses Antlitz — sie hätte seiner nicht bedurft.

Mir war alles klar, als wäre ich dabei gewesen. Eine Kugel traf den Flüchtling ganz in der Nähe des Kahnes, Juana wollte dem Verwundeten behilflich sein, das Boot zu besteigen — der leichte Nachen stürzte um bei dem Versuche, und beide fanden den gemeinsamen Tod in den Wellen. Das war es. Dieses blutige Drama hatte sich abgespielt in dieser süßen, trügerischen Mondnacht — o, nicht umsonst verwünschte ich gestern den Mond!

„Fahren wir zu Romero,“ sagte plötzlich der Oberst, die Klingel ziehend, „der Mann weiß wohl noch nichts von seinem Unglück.

Zwei Pferde standen in wenigen Minuten bereit. Der Oberst und ich bestiegen sie und ritten gegen die Palmabucht. Kaum erblickte uns der alte Romero, als er uns entgegeneilte; seine erregten Bewegungen, die heftige Eile bei dem sonst so gemessenen Mann verrieten nichts Gutes.

„Ist Juana bei Euch?“ rief er von weitem schon. Sie war also verschwunden — verschwunden für immer — sagte mir mein Inneres.

„Seit wann fehlt sie?“ fragte der Oberst.

„Seit heute früh. Sie fuhr mit dem Segelboote nach Golden Gate, sie wollte sich nach Dorsey erkundigen.“

Der Mann wußte offenbar nichts Näheres.

„Und hast du nicht gehört, was Dorsey begegnete?“ fragte weiter der Oberst.

„Was soll ihm begegnet sein, Sennor, dem Gefangenen?“

„Er ist tot!“ Der Oberst sagte dies so rasch, so plötzlich, wie man einen Schuß abfeuert.

„Tot, Dorsey? Wie! Warum?“

Der Alte konnte es offenbar nicht zusammenreimen, daß dieser blühende junge Mann tot sei.

„Ertrunken bei einem Fluchtversuch!“ entgegnete der Oberst.

Jetzt erst begriff der Alte.

„Und Juana wußte wohl davon? War wohl daran beteiligt?“

Der Oberst zuckte die Achsel.

„Ein Mädchen war dabei beteiligt — man hörte ihre Stimme — ob es Juana war, müßt Ihr wissen!“

Romero bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, es kam totenbleich wieder dahinter vor.

„Das war Juana!“ sagte er ergeben — „das Letzte!“ Er starrte zu Boden, seine Lippe zitterte, und eine Thräne fiel auf die braune Hand. „Meine Juana! — und alles, alles das Meer!“

Wir suchten ihn zu trösten, „sie könne ja doch noch kommen, es könne ja doch ein Irrtum sein. Er winkte mit der Hand ab. „Umsonst, Sennor, ich weiß alles! und am Ende holt es mich auch bald!“ — er deutete auf das Meer — „dann ist alles wieder beisammen wie zuvor. Sollte sie gefunden werden, mein Kind, meine Juana — es wird wohl nicht sein — dann bitte ich drum, Herr Oberst!“ Er konnte nicht mehr sprechen, wir auch nicht. Wir drückten ihm herzlich die Hand, dann schritt er gebeugt dem Strande zu. Solches Leid muß allein getragen werden — wir wollten ihn nicht stören. Wir ritten die See entlang gegen Golden Gate, ob wir nicht das Boot entdeckten. Es schwammen so viele umher — welches mochte das verhängnisvolle sein? Es war nicht zu unterscheiden! Diese liebliche blaue See, sie schien mir jetzt ein unendliches Grab!

„Alles, alles das Meer!“ sagte der alte Romeo. In Gedanken versunken ritten wir der Villa zu. Das Drama war zu Ende, dessen unfreiwilliger Zuschauer ich wurde.

Die Obristin empfing die Nachricht von dem Verschwinden des Mädchens ebenso kalt wie die erste Nachricht — das verstimmte mich immer mehr — sie war ja sonst so gutherzig! Ich fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Hause.

Eine Woche darauf spülte die Flut bei Golden Gate zwei Leichen an die Küste — Juana und Dorsey mit zerschmettertem rechten Arm.

Die Oberstin erzählte es mir bei meinem nächsten Besuch in der Villa.

„Ich kann sie nicht bedauern,“ sagte sie, „sie hat heiß geliebt und ist heiß geliebt worden! Was will ein Weib mehr auf dieser Welt!“

Im Garten saß der Oberst bei seiner Zeitung, seine Züge schienen so matt, so kalt, und der weiße Scheitel erglänzte wie Schnee in der Rosenlaube.

Die reiche blühende Frau in der üppigen Villa beneidete das ertrunkene Fischermädchen um — ihre Liebe.

Erntesegen.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Ein lichter Sommertag
Lacht nieder auf die Auen
Und läßt die Frucht der Felder
Im goldnen Glanz dich schauen.

Sieh, wie die muntren Schnitter
Die fleiß'gen Hände regen:
In Scheuern gilt's zu bergen
Der reichen Ernte Segen.

Sieh, fruchtbeschwert die Ähre!
Der Halm trägt nicht die Fülle.
Und Halm und Frucht doch sproßte
Aus eines Saatkorns Hülle.

Zu einer guten That
Ein Saatkorn pflanz' im Leben,
Und überreiche Ernte
Wird Lohn und Glück dir geben.



Roggenernte. Gemalt von E.



...hfeler.

Flaggen und Landesfarben.

Von E. H. Grebner.

So mächtig auch in unsern Tagen im Publikum der historische Sinn sich entwickelt und damit das Interesse an der Heraldik und der mit ihr eng verbundenen Flaggen- und Landesfarbenkunde zugenommen hat, so herrscht doch noch auf diesen Gebieten in weiten Kreisen eine erstaunliche Unkenntnis. Vor kurzem erst mußte die sächsische Regierung darauf hinweisen, daß die Farben Sachsens nicht grün-weiß (grün also oben), sondern weiß-grün (weiß oben) seien: das war für sehr viele brave Sachsen etwas ganz Neues. Bei Festlichkeiten kann man in unsern Städten sehr häufig als deutsche Flagge die Farben rot-weiß-schwarz (rot oben) sehen. Derartige Flaggen sind aber keine deutschen, da die deutschen Farben (Art. 55 der Reichsverfassung) schwarz-weiß-rot (schwarz oben) sind. In katholischen Gegenden Deutschlands hat sich vielfach der offenbare Mißbrauch entwickelt, bei rein kirchlich-religiösen Festen (z. B. Fronleichnam) Kirchen und Häuser gelb-weiß zu flaggen; aber gelb-weiß ist nur die Farbe des Papstes als weltlichen Souveräns, es ist die Farbe des Kirchenstaates, nicht die der katholischen Kirche, hat also mit religiösen Festen an sich gar nichts zu schaffen. Die Leute meinen geradezu, gelb-weiß sei „katholisch“; es fehlt nur noch eine lutherische, reformierte ꝛc. Flagge! Große Verwirrung haben auch die „Couleuren“ der Studenten angerichtet. Wiederholt hörte ich die Ansicht, die rheinländischen Farben seien rot-weiß-blau, oder die westfälischen schwarz-weiß-grün, denn — die „Rhenanen“ und „Guestfalen“ tragen solche Mützen und Bänder. In Wirklichkeit ist es ganz anders. Die Farben eines Landes entsprechen, soweit nichts anderes ausdrücklich bestimmt ist, denen des Landeswappens. Die Rheinprovinz, aus einer Menge einzelner Gebiete 1815 zusammengeflickt, führt als gemeinsames Wappen den preußischen Adler mit einem grünen, silberdurchströmten Brustschilde (Anspielung auf den Rheinstrom); diesem entsprechend sind als offizielle Farben der Provinz schwarz-weiß-grün bestimmt. Dagegen hat Westfalen, entsprechend seinem Wappen (dem uralt-sächsischen silbernen Rosse in rot): weiß-rot. Gerade die Wappen und Farben der studentischen Verbindungen sind mit dem Auge des Heraldikers und Historikers betrachtet, wahre Kunstwerke an Stillosigkeit und Geschichtswidrigkeit und nun gar, in den jetzt beliebten „altdeutschen“ und „stilvollen“ Kneipen unserer Studenten angebracht, ein wahrer Hohn auf dieselben. Doch genug solcher Beispiele!

Der freundliche Leser möge, wenn wir im folgenden die Flaggen und Farben einer Reihe von Staaten betrachten, erkennen, daß es sich dabei denn doch nicht um eine ganz leere Farbenspielerei handelt. Wir beginnen mit Deutschland.

Das alte Deutsche Reich und sein Kaiser führten als Wappen den schwarzen Doppeladler in Gold, ihre Farben — eine nationale Flagge im modernen Sinne gab es nicht — waren dem Wappen gemäß also schwarz-gold (gelb), wie sie Österreich noch heute führt. So waren z. B. die Schnüre, an denen die Siegel der kaiserlichen Urkunden hingen, in diesen Farben gehalten. Die „altehrwürdigen“ Farben schwarz-rot-gold sind deshalb historisch ganz unrichtig. Von der deutschen Burschenschaft aufgebracht, scheint uns die Zugabe des Rot nur eine Folge der Vorliebe studentischer Verbindungen für drei Farben — zwei tragen meist nur die „Füchse“ — zu sein; vielleicht mag auch der Hinblick auf die Trikolore Frankreichs mitgewirkt haben. Auch das neue Deutsche Reich führt als Wappen den schwarzen, aber einfachen Adler in Gold, so daß konsequent auch die neuen Reichsfarben schwarz-gold wären. Und in der That zeigt die Standarte des Kaisers (in gelb das schwarze Eiserne Kreuz mit dem Wappen belegt) diese Farben, die also wie seit ältesten Zeiten die kaiserlichen geblieben sind. Allein für die neue deutsche Flagge, welche das Reich und die Nation repräsentiert, sind die Farben schwarz-weiß-rot gewählt worden. Das 1848 zu Ehren gekommene Schwarz-rot-gold war allmählich mit mehr als einem Tropfen demokratischen Öles getränkt worden, und als es gar, ein Abzeichen der großdeutschen Richtung, an den Feldbinden des 8. Bundesarmeekorps auf den Schlachtfeldern von 1866 Preußen entgegentrat, war an eine Annahme desselben

für den neuen Norddeutschen Bund nicht mehr zu denken. Es wurde vielmehr, da es sich vor allem um die Schaffung einer Flagge für die Marine handelte, schwarz-weiß-rot gewählt, eine Verbindung des preußischen Schwarz-weiß mit dem Rot-weiß der Hansestädte als zweitgrößter deutscher Seemacht. Die höhere Legitimierung und Weihe haben diese Farben dann in dem glorreichen Einigungskriege von 1870/71 erhalten.

Mit dieser Flagge, wie sie unsere Handelsschiffe tragen, in den Farben übereinstimmend, aber in der Anordnung ganz verschieden von ihr, ist die Flagge der Kriegsmarine. Sie führt uns auf die Flagge der preußischen Kriegsflotte zurück. Diese zeigte in weiß den schwarzen Adler, im „inneren oberen Eck“ (d. h. in der der Stange zunächst befindlichen oberen Ecke) das Eiserne Kreuz. Als nun 1867 aus der preußischen die norddeutsche Kriegsmarine sich entwickelte, wollte man unter thunlicher Beibehaltung der bisherigen Flagge an ihr das neue Bundesverhältnis zum Ausdruck bringen, und dies geschah, wie wir später sehen werden, nach englischem Muster (die Flagge soll von unserer Kronprinzessin entworfen sein). Man brachte in das innere obere Eck die Bundesfarben schwarz-weiß-rot unter das Eiserne Kreuz und teilte, um das Eck abzugrenzen, die ganze Flagge durch ein schwarzes, weiß gerändertes Kreuz, so daß der Adler in einem weißen Medaillon auf dem Kreuze auflag. Auffallend könnte es erscheinen, daß, als die Marine 1871 zur Reichsmarine wurde, dies neue Verhältnis nicht dadurch Beachtung fand, daß an Stelle des preußischen Adlers der Reichsadler trat (der dann in gelbem Medaillon erscheinen mußte), daß vielmehr die Kriegsflagge ganz unverändert blieb. Im Hinblick darauf, sowie überhaupt auf die etwas komplizierte Anordnung der sonst schönen Flagge kann man nicht mit Unrecht behaupten, daß sie ein treues Bild des verwickelten staatsrechtlichen Charakters unsers Reiches gewährt.

Wir kommen zu den Farben der deutschen Einzelstaaten. Abweichend von der Vorliebe des Auslandes für Trikoloren, d. h. drei Farben, oder doch zwei Farben in drei Streifen, führen die deutschen Staaten überwiegend nur je zwei Farben in horizontalen Streifen. Trikoloren haben nur: Mecklenburg (rot-gelb-blau; Flagge blau-weiß-rot), Weimar (grün-schwarz-gelb), Schaumburg (blau-rot-weiß), beide Reuß und Waldeck (je schwarz-rot-gelb). Die beliebtesten Farben sind — wie auch im Auslande — weiß und rot, die je vierzehnmal in den Landesfarben der fünfundzwanzig Staaten vertreten sind. Beide Farben vereinigt haben jedoch nur Hessen und Lübeck (weiß-rot) und Hamburg und Bremen (rot-weiß); diese beiden auch mit davon verschiedener Flagge, nämlich Hamburg die weißen „Türme“ in rot, Bremen viermal rot-weiß gestreift und nächst der Flaggenstange zwei wechselnde Reihen roter und weißer Quadrate. Fünfmal erscheint die Verbindung von weiß und grün, und zwar bei der sächsisch-thüringischen Staatengruppe (außer Weimar) und Anhalt. Nur Altenburg führt umgekehrt grün-weiß. Da das Wappen jener Staaten ein horizontal schwarz-gold gestreifter Schild mit schräg darübergelegter grüner „Rautenkrone“ ist, wäre heraldisch schwarz-gold oder grün-schwarz-gold (so richtig Weimar) ihre Landesfarbe. Allein wohl zur Unterscheidung von dem benachbarten Österreich wurde — soviel uns bekannt, erst im Anfange dieses Jahrhunderts — weiß-grün angenommen. Ähnlich und aus gleichem Grunde hat auch Württemberg sein historisches Schwarz-gold, das gleichermaßen Schwaben und die Farbe des Hauses Württemberg repräsentierte, gegen das düstere Schwarz-rot vertauscht. Die freundliche Verbindung weiß-blau hat Bayern und, nur umgekehrt, die beiden Schwarzburg. Baden und Lippe haben das bunte Rot-gelb, das nach ihren Wappen auch Elsaß und Lothringen zukäme. Braunschweig führt blau-gelb, Oldenburg blau-rot (Flagge: ein rotes durchlaufendes Kreuz in blau).

Es erübrigt noch das ernste Schwarz-weiß Preußens, das uns auf den alten deutschen Orden zurückweist. Dessen Tracht war der weiße Mantel mit schwarzem Kreuz, sein Wappen der schwarze Adler in Silber. Von dem Herzogtum Preußen ging letzteres auf das Königreich über. Auch das preußische Eiserne Kreuz führt durch seine Gestalt auf das alte schwarze, weißgeränderte Ordenskreuz der Deutschherren zurück. Und so ist es gekommen, daß Farben, Wappen und Kreuz der tapferen Ritter, die soviel für das Deutschtum gethan, auf den Staat sich übertrugen, der das Germanisierungswerk im Osten fortsetzte und der Kern des neuen Deutschen Reiches wurde. Zufällig stimmen auch

die Hausfarben des preußischen Herrschergeschlechts der Hohenzollern (nach ihrem Stammwappen, dem schwarz-weiß quadrierten Schilde) mit denen ihres Landes überein.

Zu den ausländischen Staaten übergehend, betrachten wir zunächst England. Seine Kriegsflagge ist weiß, durch ein rotes (Georgs-) Kreuz in vier Felder zerteilt, von denen das innere obere den sogenannten Union-Jack zeigt, nämlich in blau das rote Kreuz St. Georgs (England), das diagonale rote Kreuz St. Andreas' (Schottland) und darunter liegend das weiße Kreuz St. Patricks (Irland). Der Union-Jack ist also das Symbol der drei vereinigten Königreiche. Auch die Handelsflagge, die ganz rot ist, führt ihn im Eckfelde. Von England wurde dann die Sitte, auf solche Weise ein Unionsverhältnis anzudeuten, einerseits nach Amerika, anderseits nach Schweden-Norwegen und Deutschland übertragen: alle diese Staaten führen — jedoch Deutschland nur in der Kriegsflagge — ein besonderes auf eine Föderation bezügliches Eckfeld in ihren Flaggen. Aber noch ein weiteres ist den Flaggen Schwedens, Norwegens, ferner Dänemarks, sowie der deutschen Kriegsflagge mit derjenigen Englands gemeinsam: sie enthalten sämtlich ein durchlaufendes Kreuz, und zwar England ein rotes in weiß, Deutschland ein schwarzes in weiß, Dänemark ein weißes in rot, Schweden ein gelbes in blau, Norwegen ein blaues in rot. Wir finden ein derartiges Kreuz anderwärts nur noch bei Montenegro (rot in weiß) und Domingo (weiß auf blau-rot quadriertem Grunde) und können daher fast von einer germanischen Flaggengruppe sprechen. Die Schweiz mit ihrem weißen, nur nicht durchlaufenden Kreuze in rot steht derselben wenigstens sehr nahe, und allein die rot-weiß-blaue Trikolore der germanischen Niederlande macht eine Ausnahme.

Die Amerikaner wählten bei Beginn ihres Kampfes gegen das englische Mutterland eine nach der Zahl ihrer damaligen Provinzen (Staaten) dreizehnmal rot-weiß gestreifte Flagge. Der Union-Jack ward darin beibehalten, und erst, als die offene Trennung von England erfolgte, traten in das blaue Eckfeld an Stelle der Kreuze weiße Sterne, und zwar so viele, als die Union Staaten zählt (gegenwärtig 39). So erklären sich die stars and stripes der amerikanischen Flagge. An Nachahmung hat es ihr nicht gefehlt, namentlich nicht im ehemals spanischen Amerika, dessen junge Republiken in der nordischen Union ihr großes Vorbild erblickten. Chiles Flagge ist eine thunlichst vereinfachte amerikanische: sie ist nur einmal weiß-rot gestreift, im blauen Eckfelde ist nur ein Stern. Salvador drehte einfach die Farben um: das Eckfeld ist rot mit neun Sternen nach den Provinzen, die neun Streifen sind blau-weiß. Uruguay führt das Eckfeld weiß mit goldener Sonne (Symbol der Freiheit), die dreizehn Streifen in den Farben Argentinas, zu dem es früher gehörte (blau-weiß). Auch Liberia, Hawai und der Oranje-Freistaat folgten dem amerikanischen Muster. Bei Oranje ist das Eckfeld rot-weiß-blau (die Farben des holländischen Mutterlandes), die sieben Streifen sind weiß-orange (Oranje). In Europa gilt das amerikanische Vorbild nur von Griechenland. Seine Flagge ist neunmal blau-weiß (Farbe seines ersten bayrischen Königs) gestreift, im blauen Eckfelde steht ein weißes Kreuz, der Gegner des türkischen Halbmondes. — Eine weitere Gruppe von Flaggen schließt sich an die französische Trikolore an, bekanntlich eine Verbindung des altfranzösischen Weiß mit dem Blau-rot der Stadt Paris, die bald nach Anfang der großen Revolution aufkam. Abweichend von älteren Trikoloren (z. B. der Niederlande) ist jedoch das Blau-weiß-rot Frankreichs in senkrechten Streifen gestellt, was insofern wenig schön ist, als diese Stellung den horizontalen Bewegungen der im Winde wehenden Flagge zu widerstreben scheint. Es ist nicht auffallend, daß eine Reihe von Nationen, die in Frankreich das Muster für ihre staatliche Organisation sahen, auch in der Anordnung ihrer Flagge ihm nachahmten. So zunächst Belgien (schwarz-gelb-rot, die Farben Brabants), dann Italien (grün-weiß-rot, im Weiß das Wappen), endlich Rumänien (blau-gelb-rot). Da alle diese Staaten ganz oder doch wesentlich romanische sind, könnte man die senkrecht gestreifte Trikolore als spezifisch romanische Flagge bezeichnen. Auch Mexiko (grün-weiß-rot) gehört hierher. Außerdem finden wir eine senkrechte Teilung der Flagge, aber nur in zwei Farben bei Portugal (blau-weiß, mit dem Wappen auf der Mitte), Andorra (gelb-rot), Guatemala (blau-weiß-blau), Ecuador (weiß-blau-weiß) und Peru (rot-weiß-rot).

Trikoloren in wagerechten Streifen sind häufiger als die genannten in senkrechten. Die älteste ist die niederländische (rot-weiß-blau). Ungarn hat rot-weiß-grün, Paraguay rot-weiß-blau mit dem Wappen, Venezuela gelb-blau-rot, Bolivia gelb-rot-grün. Rußland führt zwar als Kriegsflagge ein blaues diagonal gestelltes Andreaskreuz in weiß, aber als Handelsflagge die Trikolore weiß-blau-rot. Dieser schließen sich an die Flaggen Serbiens (rot-blau-weiß) und Bulgariens (weiß-grün-rot). Charakteristisch für diese drei slavischen Trikoloren ist, daß das Weiß nicht, wie anderwärts beliebt, in der Mitte steht. Eine Reihe von Flaggen ferner ist zwar trikolor, jedoch von besonderer Anordnung der Streifen: Kolumbia führt die obere Hälfte der Flagge gelb, die untere wagerecht halb blau, halb rot geteilt; Costarica hat das obere und untere drittel in blau-weiß, das mittlere rot; ähnlich Nikaragua blau-weiß-rot-weiß-blau; Luxemburg führt die niederländischen Farben in vier Streifen: rot-weiß-blau-weiß.

Bei mehreren Staaten finden wir die Flagge zwar nach Art der wagerecht gestellten Trikoloren in drei Streifen, aber nur in zwei Farben arrangiert. Den Übergang hierzu bildet Österreich-Ungarn. Seine Kriegsflagge ist in den kaiserlichen Hausfarben rot-weiß-rot (mit dem Hauswappen im Weiß) gehalten; die Handelsflagge dagegen hat an jene hinten noch die ungarische Flagge (rot-weiß-grün mit deren Wappen im Weiß) angesetzt, so daß der untere Streif vorn rot, hinten grün erscheint — ein Bild des Dualismus im Donaureiche. Lediglich zwei Farben in drei Streifen führen sodann Spanien (rot-gelb-rot), Argentina und Honduras (je blau-weiß-blau). Nur San Marino (blau-weiß) und Hayti (blau-rot) stellen ihre zwei Farben nach deutscher Art in bloß zwei wagerechte Streifen.

Zum Schlusse mögen noch die Flaggen erwähnt werden, die eine ganz besondere Stellung einnehmen. San Domingo haben wir oben bereits erwähnt. Brasilien zeigt in grün eine gelbe Raute (auf der Spitze stehendes Viereck) mit dem Wappen. Die mohammedanischen Staaten lieben das einfache Rot (so Marokko und Sansibar), in dem die Türkei und Ägypten noch den weißen Halbmond und Stern führen. Persien macht eine Ausnahme; es zeigt in weißem Felde mit grünem Rande einen vor der Sonne schreitenden goldenen Löwen. Die ostasiatischen Mächte China und Japan haben auf einfarbigem Grunde eine Scheibe (Sonne), und zwar Japan eine rote in weiß, China eine gelbe in rot; die chinesische Kriegsflagge enthält in gelbem blaugezackten Felde einen blauen Drachen und ist die einzige der Welt, welche dreieckig ist. Siam führt seinen heiligen weißen Elefanten in rot. Recht wenig Erfindungsgeist verrät die Flagge von Madagaskar: in weiß steht in Goldbuchstaben der Name der Königin „Ranavalo“. Als jüngste der Flaggen sei auch die des neuen Kongostaates erwähnt: in blau ein goldener Stern. Und nun haben wir doch noch eine Flagge vergessen — die von Monaco! Es führt einfach das Wappen auf weißem Grunde. Es wäre für diesen Spielbankstaat vielleicht angebrachter, an Stelle der Farbe der Unschuld geradezu „rouge et noir“ zu wählen.

Das Autodafee von Madrid im Jahre 1680.

Von Reinhold Brehm in Madrid.

Ein düsteres Bild religiösen Irrwahnes und finsteren Glaubenshasses ist es, welches wir den geehrten Lesern des Daheim in nachstehenden Zeilen vorführen. Aus den Jahren 1478 bis 1479 datiert die Einführung der Inquisition in Spanien, des „heiligen Gerichtes,“ wie man das schrecklichste aller Tribunale benannte. Welch' ungeheure Macht dieselbe hier erlangte, wie sie selbst Könige erzittern ließ, ist allbekannt. Erst nach Ablauf von drei Jahrhunderten, auf das Machtwort Napoleons I, sollte Spanien die Stunde der Erlösung von diesem furchtbaren Gericht schlagen; das Autodafee, das wir eben beschreiben wollen, war mithin keineswegs das letzte. Aber es ist eins von denen, über dessen Einzelheiten wir besonders gut unterrichtet sind, und diese Einzelheiten haben etwas schauerlich Interessantes.

König Karl II, mit dem Beinamen „el Hechizado“ (der Behexte), beschloß im Jahre 1680, um der Kirche einen besonderen Be-

weis seines Glaubenseifers und seiner Treue zu geben, wohl auch, um sich bei dem Großvater seiner Gemahlin, Ludwig XIV, und dem gesamten französischen Hofe in besondere Gunst zu setzen, ein großartiges Autodafee abzuhalten und ihm in höchsteigener Person beizuwohnen, gleichwie sein verstorbener Vater, Philipp IV, solches gethan. Er gab demnach dem damaligen Großinquisitor, Don Diego von Valladarez, Bischof von Oviedo, seine fromme Absicht zu erkennen und fand bei ihm die größte Bereitwilligkeit. Der Bischof dankte dem König aufs verbindlichste im Namen des „heiligen Gerichtes“ und versprach, daß die beabsichtigte Feierlichkeit an Pracht und Glanz keiner früheren nachstehen sollte, denn die Kerker der Inquisition zu Toledo wären überreich gefüllt mit bereits abgeurteilten Verbrechern. Man hätte, fügte er hinzu, das Glaubensfest in Toledo abzuhalten beabsichtigt, da aber Se. Majestät den so löblichen Vorsatz gefaßt, dem Autodafee in Person beizuwohnen, so sei man mit Freuden bereit, es in Madrid zu begehen. König und Großinquisitor besprachen sich nunmehr noch über den passendsten Tag, an welchem das „erbauliche Schauspiel“ stattfinden sollte, und wählten dazu den 30. Juni, den Gedächtnistag des heiligen Paulus. Ohne Verzug ließ der Großinquisitor hierauf an den ersten Minister des Reichs, Herzog von Medinaceli, die Einladung ergehen, den feierlichen Umzügen, welche solchen Schauspielen vorherzugehen pflegten, beiwohnen und das Tragen der Standarte der Inquisition übernehmen zu wollen. Mit Freuden sagte der Herzog zu, denn solche Einladung, besonders aber die Aufforderung, die Blutfahne zu tragen, galt als eine hohe Ehre, welcher nur die höchstgestellten Personen teilhaftig werden konnten. Unverweilt wurden nunmehr die nötigen Befehle an die Inquisitoren von Toledo, Segovia, Avila und Valladolid ausgefertigt, rechtzeitig mit ihren Kommissären, Notaren und Gerichtsdienern sich nach Madrid zu verfügen, um den Prozessionen des „grünen“ und des „weißen“ Kreuzes beizuwohnen. Das grüne Kreuz war das eigentliche Symbol der Inquisition. Die Standarte zeigte ein grünes Kreuz im schwarzen Felde mit einem Ölzweige auf der einen und einem bloßen Schwerte auf der anderen Seite. Die grüne Farbe des Kreuzes sollte dem zum Scheiterhaufen Verurteilten andeuten, daß ihm noch Hoffnung winke, der himmlischen Gnade teilhaftig werden zu können, insofern er, bevor sein sterblicher Leib von den Flammen verzehrt würde, aufrichtige Reue über seine begangenen Verbrechen empfinde. Der Ölzweig bezeichnete das Holz, aus welchem jenes Kreuz gezimmert gewesen, dem wir Christen unsere Erlösung verdanken, das gezückte Schwert hingegen die strafende Macht des „heiligen Gerichtes,“ mit welcher sie dem Sünder droht, resp. ihn züchtigt.

Das „weiße“ Kreuz wurde nur bei den derartigen Exekutionen vorausgehenden Umzügen zur Schau getragen und tags vor den Hinrichtungen in der Nähe des Scheiterhaufens aufgepflanzt. Weiß, die Farbe der Unschuld, war gleichzeitig die des Glaubens; das weiße Kreuz sollte demzufolge andeuten, daß die zum Feuertode Verdammten gegen den Glauben sich vergangen hatten und ob solcher Verbrechen gerichtet wurden.

Für öffentliche Ankündigung der bevorstehenden Feier wählte der Großinquisitor den 30. Mai, das Fest der Himmelfahrt, gleichzeitig Namenstag des heiligen Ferdinand. Man wollte durch solche Wahl dem heilig gesprochenen Könige, dessen Gebeine seit bereits vier Jahrhunderten in goldenem, reich verziertem Sarge in Sevillas Kathedrale moderten, eine besondere Ehre erweisen — hatte doch der fromme König einst bei einer dort abgehaltenen Ketzerverbrennung auf seinen eigenen Schultern nicht nur Reisholzbündel zum Baue des Scheiterhaufens herbeigeschleppt, sondern letzteren sogar mit eigener Hand in Brand gesteckt.

Am genannten Tage nachmittags 3 Uhr erschien der Großinquisitor auf einem der mit Blumengewinden und kostbaren Teppichen geschmückten Balkone seines Palastes, hieß die mit Gold und Perlen gestickte, reich mit Edelsteinen verzierte Fahne der Inquisition entfalten und verkündete mit lauter Stimme: „Kund und zu wissen sei allen Bewohnern dieser Stadt und Umgebung, daß das heilige Inquisitionsgericht des Königreichs Toledo beschlossen hat, am 30. Juni dieses Jahres, an einem Sonntage, ein feierliches Autodafee auf dem „großen Platze“ dieser Residenz abzuhalten und Vergebung der Sünden, wie solche nur höchstgestellte Priester zu erteilen berechtigt sind, allen denjenigen Personen zu gewähren, welche in irgend einer Weise zur

Verherrlichung der beabsichtigten Feierlichkeit beitragen werden. Damit solches zu jedermanns Kenntnis gelange, geschieht hiermit diese öffentliche Ankündigung." Der Schall von Trommeln und Trompeten hatte zahllose Menschen herbeigerufen; unter der bunten Menge gewahrte man auch König Karl II, welcher eigens aus seinem Palaste herbeigeeilt war, um durch seine Gegenwart der Zeremonie höheren Glanz zu verleihen. Noch auf sieben anderen Plätzen der Hauptstadt ward der Ausruf durch hohe Beamte des Inquisitionsgerichtes verkündet.

Am folgenden Tage bildete sich eine Gesellschaft von 250 Männern verschiedener Stände, welche ihre Dienste der Inquisition zur Verfügung stellte und sich „Soldaten des Glaubens" benannte. Ihre Mitglieder erfreuten sich während ihrer Dienstzeit gleicher Rechte wie die Inquisitionsdiener, und durften Schutz- und Trutzwaffen offen oder verborgen tragen.

Am 23. Juni wurde der Bau des 200 Fuß langen und fast ebenso breiten Gerüstes auf der Plaza mayor begonnen und trotz gerade herrschender großer Hitze doch bereits am 28. vollendet, denn Zimmerleute und Tischler waren in großer Anzahl herbeigeeilt, um an dem Gott wohlgefälligen Werke sich zu beteiligen und des angekündigten Ablasses teilhaftig zu werden. Mit so unermüdlichem Eifer sollen sie gearbeitet haben, daß sie kaum zur Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse sich Zeit gegönnt.

Die weite Schaubühne reichte bis an die Häuserreihe, welche die Nordseite der Plaza mayor einnimmt, und begann unmittelbar unter der in einem der genannten Gebäude errichteten Hofloge. Auf ersterer waren zu beiden Seiten für Mönche, andere Geistliche, Granden von Spanien und hochgestellte Personen amphitheatralisch emporsteigende Sitze, auf der rechten Seite unterhalb der Bänke der zur Aufnahme der Standarte des grünen Kreuzes bestimmte Altar errichtet. Ihn umstanden zwölf hohe silberne Leuchter mit riesigen Wachskerzen. Vor dem Altar befand sich ein mit silbernen Armleuchtern geschmückter Tisch, an welchem der erste Sekretär des Inquisitionsgerichtes Platz zu nehmen hatte. Mitten auf der Bühne gewahrte man einen mit Geländer umgebenen Raum, in welchem die Kanzel errichtet war, von der herab nach gehaltener Predigt die Sentenzen verkündet wurden. Die auf beiden Seiten und vorn nach der Plattform führenden Stufen waren mit karmoisinrotem Samt, die Kanzel aber mit kostbaren Teppichen belegt. Unter der Bühne hatte man acht Abteilungen gezimmert, deren drei zur Aufnahme der Gefangenen, drei zu Speisesälen für Priester, Mönche, Inquisitionsbeamte und vornehme Eingeladene, die übrigen zwei für den Prediger und die messelesenden Mönche bestimmt waren. In den Speisesälen sah man lange, mit ausgesuchten Speisen, Getränken und Erfrischungen aller Art schwerbelastete Tafeln aufgeschlagen.

Nach Vollendung des Gerüstes begaben sich die Soldaten des Glaubens in feierlichem Zuge nach dem Alcala-Thore, vor welchem der erste Alkalde der Hauptstadt, Herzog von Pastrana, einen Haufen dürre Reisigbüschel hatte anfahren lassen. Ein jeder der erstgenannten spießte ein Gebund auf seine Pieke und folgte seinem Hauptmanne nach dem Schloßplatze. Dort angelangt, ließ letzterer einen besonders verzierten Reisholzbüschel dem Könige überreichen. Karl II präsentierte ihn seiner Gemahlin und sandte ihn sodann mit dem Befehle an den Hauptmann zurück, bei der bevorstehenden Feier besagten Büschel in seinem, des Königs Namen zuerst in Brand zu stecken. Die Soldaten des Glaubens marschierten nunmehr nach dem Richtplatze, legten ihre Reisiggebinde am Scheiterhaufen nieder, zuoberst das von Seiner Majestät Händen berührte, und ließen sie Tag und Nacht sorgfältig bewachen bis zum Beginne des grausigen Schauspiels. Am 29. Juni fand die feierliche Prozession statt, welche als Vorfeier tags vor jedem Autodafee abgehalten zu werden pflegte. Granden von Spanien, andere Adelige und Vornehme nahmen in großer Anzahl daran teil und trugen bei solcher Gelegenheit an Stelle ihres Familienwappens das des Inquisitionsgerichtes zur Schau. Der Inquisitionsbeamten und Diener der Mönche, insonderheit Dominikaner, und anderer Geistlichen waren unzählige, aber auch an Laien fehlte es dabei nicht, denn solcher, welche brennende Wachskerzen trugen, konnte man allein über 800 zählen. Zuschauer aller Klassen hatten zu vielen Tausenden sich eingefunden, aber trotz der Menschenmenge, welche dichtgedrängt Straßen und Plätze besetzt hatte, erlitten weder Feier noch Ordnung die allergeringste

Störung, so groß war unserm Chronisten zufolge die fromme Scheu und Ehrfurcht, welche aller Herzen erfüllte. Nachdem die Prozession die Hauptstraßen Madrids feierlich gemessenen Schrittes durchwandelt, begab sie sich nach der Plaza mayor und bestieg das Gerüst. Dominikaner pflanzten die Standarte mit dem mit schwarzem Flor verhüllten grünen Kreuze auf dem Altare auf und begannen alsogleich Messe zu lesen. In solcher Beschäftigung mußten sie ohne Unterbrechung bis zum Abende des folgenden Tages fortfahren. Nach Aufstellung der Inquisitionsstandarte begab sich die Brüderschaft des heiligen Petrus, des Märtyrers (Congregacion de San Pedro martir), mit dem weißen Kreuze nach dem dicht vor dem Thore von Fuencarral gelegenen Richtplatze, umritt in feierlichem Umzuge den dort errichteten Holzstoß und brachte die vorhin erwähnte Standarte auf das zu solchem Zwecke errichtete vier Fuß hohe Gestell, ihre Bewachung Soldaten des Glaubens anvertrauend.

Die unglücklichen Verurteilten, welche durch ihre Bestrafung oder qualvollen Tod der bevorstehenden Feier erst den wahren Glanz verleihen sollten, waren unterdessen in Madrid eingetroffen und alsogleich in den tiefsten Kerkern des Inquisitionspalastes verwahrt worden. Damit keiner entweichen oder etwa noch vor der Hinrichtung durch Selbstmord den Klauen des entsetzlichen Gerichtes sich entziehen und die Zuschauer um das „erbauliche Schauspiel“ bringen könnte, hatte man sie mit Ketten schwer belastet und ließ sie noch außerdem von Alguaciles (Gerichtsdienern) der Inquisition scharf bewachen. Nachdem sie abends zehn Uhr zur Nacht gespeist hatten, erschien einer der ältesten Inquisitoren, Antonio Zambrana de Bobanos, mit dem obersten Notar Alvarez de Valdés im Kerker der zum Feuertode Verdammten und verlas einem jeden das Urteil, welches also lautete: „Bruder, Eure Sache ist untersucht und sehr gelehrten, in Rechtswissenschaften wohlbewanderten Personen zur Beurteilung und Prüfung vorgelegt worden. Eure Verbrechen sind jedoch so schwer und so schlimmer Art, daß als Strafe für Recht erkannt und entschieden worden ist, daß Ihr zum abschreckenden Beispiele morgen sterben sollt. Nehmt hiermit Notiz von dem Urteile und bereitet Euch zum Tode vor. Damit Ihr solches thuen möget, wie sich gebührt, lassen wir zwei Geistliche zu Eurem Beistande zurück.“ Alsobald wurden zwei Dominikaner eingelassen, welche bis zum nächsten Tage bei dem unglücklichen Schlachtopfer zu verbleiben hatten.

Um drei Uhr morgens mußten die Gefangenen die Kleidung anlegen, welche sie am nächsten Tage zur Schau zu tragen hatten; sie unterschied sich in Farbe und Bemalung je nach der über jene verhängten Strafe. Die nur zu Geldbuße oder Peitschenhieben Verurteilten behielten ihre gewöhnlichen Kleider bei, nur mußten letztgenannte einen Strick um den Hals tragen, in welchen so viele Knoten geknüpft waren, als der Betreffende Schläge erhalten sollte. Diejenigen, welche ihrer sämtlichen Güter beraubt waren, aber mit dem Leben davonkamen und in Freiheit gesetzt wurden, bekleidete man mit dem San Benito oder Büßerhemde, einem langen wollenen, bis zu den Füßen herabwallenden Gewande ohne Ärmel und von gelber Farbe, auf welches ein rotes Andreaskreuz aufgenäht war; dazu mit einer hohen, nach oben mehr oder weniger spitz zulaufenden Kopfbedeckung. Zeigte das Gewand anstatt des Kreuzes Stücke roten Zeuges, Flammen vorstellend, so bedeutete solches, daß der Betreffende für dieses Mal zwar noch vom Tode begnadigt worden, aber ohne weiteres verbrannt werden würde, sobald auch nur der geringste Verdacht von Ketzerei wiederum auf ihn fiele. War hingegen das mit Teufelsgestalten umgebene Bildnis des Trägers des Büßerhemdes auf dem San Benito zu sehen, so bezeichnete solches ein unwiderruflich zum Scheiterhaufen verdammtes Schlachtopfer.

Sobald die Umkleidung vollzogen war, hieß man alle Gefangenen in Eile frühstücken und überlieferte sie sodann dem Alkayden (obersten Kerkermeister) der Inquisition mit zwei Namenlisten, deren eine dazu diente, den Platz zu bezeichnen, welchen ein jeder in der Prozession einzunehmen hatte, deren andere zum Ablesen der Sentenzen bestimmt war. Um sieben Uhr wurden alle Verurteilten in Reihe und Glied gestellt und in feierlicher Prozession nach der Plaza mayor abgeführt. Den Zug eröffneten Soldaten des Glaubens, ihnen folgten zwölf Priester in Chorhemden, deren vorderster das mit schwarzem Flor verhüllte Kreuz der Kirche von San Martin trug; nach ihnen kamen die

Verurteilten, einer hinter dem andern, ein jeder mit zwei Dominikanern zur Seite. Ihre Anzahl betrug 86 gegenwärtige und 34 nur in effigie vorhandene, denn von letzteren waren mehrere vor der Exekution bereits im Kerker verstorben, die übrigen aber hatten sich durch rechtzeitige Flucht aus den Klauen des furchtbaren Gerichts gerettet. Trotzdem wurden diese 34, gleich als wären sie noch am Leben oder zugegen, mit unter der Anzahl der Verurteilten aufgeführt, ihr Urteil sodann auch von der Kanzel herab mit verlesen, denn durch solches Verfahren sicherte die Inquisition sich das Recht, die Güter aller, auch die der Verstorbenen, einziehen zu können. Fast jede Verurteilung durch das „heilige Gericht" hatte nämlich Gütereinziehung des Verurteilten zur Folge. Voran wurden die 34 Bildnisse getragen, sodann folgten 12 nur zu Peitschenhieben und zur abjuratio de levi Verurteilte; auf sie folgten 53 des Judentums Überführte, welche sich jedoch wiederum in den Schoß der Kirche zurückbegeben hatten und zum Güterverlust und abjuratio de vehementi begnadigt worden waren. Sie waren mit dem oben erwähnten San Benito bekleidet und trugen brennende gelbe Wachskerzen in der Hand. Den Schluß bildeten 21 zum Scheiterhaufen Verdammte. Ihre Kleidung bestand in dem mit ihrem von Teufelsgestalten umgebenen Bildnisse ausstaffierten Büßerhemde, sie hatten die Hände auf den Rücken gebunden, zwölf von ihnen außerdem Knebel im Munde. Die sie begleitenden Mönche versuchten, sie noch zu bekehren, oder sprachen ihnen Trost zu.

Sobald der Aufzug auf der Plaza mayor angelangt und alle die auf der Tribüne für sie bestimmten Plätze eingenommen hatten, verließ der Großinquisitor seinen erhabenen Sitz, begab sich in die königliche Loge, verneigte sich vor dem Herrscherpaare und las dem Könige, welcher sich erhoben und den Hut abgenommen hatte, die gebräuchliche Eidesformel vor. Alle Umstehenden knieten nieder, der König aber legte die rechte Hand auf Kreuz und Evangelium und vernahm die Eidesformel, welche lautete: „Eure Majestät schwört und gelobt hiermit auf Hochdero Treue und königliches Wort, als durch Gottes Hand bestellter wahrhaftiger katholischer König, den katholischen Glauben, wie solchen die heilige apostolische Mutterkirche zu Rom lehrt, und an welchen sie glaubt, mit all Eurer Macht verteidigen, aufrecht erhalten und verbreiten, Ketzer, Abtrünnige und Widersacher sowohl selbst verfolgen, als durch andere verfolgen lassen, dem heiligen Gerichte der Inquisition und seinen Dienern behilflich sein und nötigen Beistand leisten zu wollen, damit Ketzer und Störer unserer christlichen Religion ergriffen und den Gesetzen und heiligen Kirchenvorschriften gemäß gezüchtigt werden können, ohne daß von seiten Eurer Majestät dabei etwas verabsäumt werde, noch irgend ein Ansehen der Person stattfinde." Der König erwiderte: „Ich schwöre und verbürge dafür mein königliches Wort."

Nach solcher Eidesleistung verbeugte der Großinquisitor sich abermals vor dem Herrscherpaare, nahm seinen Sitz wiederum ein, legte das bischöfliche Gewand ab und gab das Zeichen zum Beginne der feierlichen Totenmesse. Sobald solche beendet war, bestieg der älteste Sekretär des Inquisitionsgerichts die Kanzel und verlas den Eid des Volkes. Während dieser Zeremonie stand ihm ein Priester mit den Evangelien in der einen und dem Kruzifix in der andern Hand zur Seite. Nunmehr begann die Predigt über den ihr als Text zu Grunde gelegten Wahlspruch der Inquisition: Exurge Domine et judica causam tuam. Nach ihrer Beendigung verlas der betreffende Beamte mit lauter Stimme die Urteilssprüche der in Reihen auf der Tribüne aufgestellten Gefangenen; zuerst die der zum Feuertode, sodann die der anderen Verurteilten. Fast allen Sentenzen war die Klausel der Güterkonfiscation beigefügt.

Gegen vier Uhr stellte man die zum Scheiterhaufen Verdammten in eine Reihe und ließ sie nach dem Richtplatze abführen. Nach ihrem Weggange schritt man zur Abnahme der Abschwörungen verschiedenen Grades. Abjuratio de levi hatten diejenigen zu leisten, welche Verdacht zu dem geringsten Grade von Ketzerei gegeben; abjuratio de vehementi die, welche nach der Aussage zweier Zeugen des Judentums sich schuldig gemacht oder solche Fehler begangen, daß schon ein starker Verdacht der Ketzerei auf sie fiel; abjuratio de forma dahingegen die überführten Ketzer, welche sich aber noch rechtzeitig mit der Kirche wieder ausgesöhnt hatten. Wurde jemand, welcher eine der beiden letztgenannten Abschwörungen geleistet, abermals als verdächtig dem In-

quisitionsgerichte denunziert und des Rückfalles in jene Verbrechen überwiesen, so wurde er ohne Gnade den Flammen überliefert.

Nach geleisteten Abschwörungen sprach man die Gefangenen von ihren Sünden los, erteilte den zu körperlicher Züchtigung Verurteilten die ihnen zugesprochene Strafe und setzte sodann alle in Freiheit. Mit Lesen von Messen mußten die Dominikaner noch bis abends zehn Uhr fortfahren.

Um das grausige Schauspiel der Ketzerverbrennung in nächster Nähe mit anzusehen, hatte eine zahlreiche Menschenmenge die einundzwanzig unglücklichen Schlachtopfer zur Richtstatt begleitet, auch die Mönche waren einem jeden zur Seite geblieben und hatten noch unterwegs an Bekehrungsversuchen es nicht fehlen lassen. Bei fünf der Verdammten schienen ihre Worte Anklang gefunden zu haben, das Volk wenigstens behauptete, auf ihren Gesichtern Zeichen der göttlichen Gnade leuchten zu sehen, während der finstere Blick und das verstörte Ansehen der übrigen sechzehn nur zu deutlich bewiesen, daß sie sich bereits in des Teufels Klauen befanden.

Auf bequemer, breiter Treppe bestiegen Verurteilte, Dominikaner und Inquisitionsdiener den sieben Fuß hohen und sechzig Fuß ins Geviert messenden, aus dürrem Kiefernholze gezimmerten Scheiterhaufen. Schergen des „heiligen Gerichtes" fesselten hierauf ein jedes Schlachtopfer an den hierfür bestimmten Marterpfahl, die Mönche sprachen ihnen die letzten Trostesworte zu, verabschiedeten sich und verließen den Holzstoß, gefolgt von den Gerichtsdienern; der betreffende Inquisitionsbeamte gab das sehnlichst erwartete Zeichen, die Soldaten des Glaubens senkten ihre längst bereit gehaltenen brennenden Fackeln, entzündeten mit ihnen das dürre Reisig, Rauch und Flammen qualmten und flackerten alsobald empor: und grauenvoll übertönte Klagegeheul und Schmerzensgestöhn der zu Tode Gemarterten das Knistern und Prasseln der hoch zum blauen Himmel aufschlagenden Lohe.

Noch um neun Uhr des folgenden Morgens brodelte halbverbranntes Gebein unter glimmenden Kohlen, und erst am folgenden Tage konnten die Spuren der Schandthat durch eine über die Richtstätte gestreute Sandschicht den Augen der Welt entzogen werden.

Das Asthma.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Wie, im Sinne eines bekannten Dichterwortes, das Merkmal der besten Frau darin besteht, daß sie am wenigsten von sich reden macht, so dürfen wir auch in unserm Körper demjenigen Organ den Preis der Gesundheit zusprechen, dessen Gegenwart uns am wenigsten fühlbar wird. Solange die einzelnen Glieder fein still und unhörbar, gleich gut geschulten Dienern, ihre Schuldigkeit verrichten, solange ist es mit dem Ganzen vortrefflich bestellt. Alles geht nach dem Schnürchen, das Auge sieht, das Herz schlägt, die Nase riecht, der Magen verdaut; zu unserm Wohlsein fehlt nichts. Doch wehe, wenn ein Organ anfängt, uns sein bis dahin schier völlig übersehenes Dasein ins Gedächtnis zu rufen! Erst dann, wenn er seine Dienste versagen oder einschränken muß, zeigt sich, welch wichtiges Amt auch der niedrigste Knecht im großen Haushalte versieht. Jetzt, da er uns darniederliegt, erkennen wir seinen unersetzlichen Wert. Es hapert an allen Ecken und Enden, die ganze Wirtschaft gerät in Verwirrung. Wie sehnen wir uns dann, daß der Unentbehrliche, allezeit Getreue, doch recht schnell wieder seinen Posten antrete!

Auch die Lunge gehört zu diesen bescheidenen Dienern, deren Vorhandensein wir nur gewahr werden, wenn ihre Leistungsfähigkeit eine Stockung erleidet. Ohne Rast, jahraus, jahrein, in Schlaf und Wachen, besorgt sie, einzig darauf bedacht, Sauerstoff aus der Luft ein- und Kohlensäure in dieselbe abzuladen, das Geschäft des Atemholens mit höchster Pünktlichkeit, beim Erwachsenen gegen fünfzehnmal in der Minute, beim Kinde noch weit öfter. Und alles das geht so still und geräuschlos vor sich — kaum, daß ein leiser Hauch ihr emsiges Schaffen verrät. Aber leider hat sie den Fehler, recht verwundbar zu sein. Wohl kein Organ unsers Körpers ist gegen Krankheitsangriffe so empfindlich, wie gerade die Lunge. Schon bei einer einfachen Grippe wird sie unwirsch und

meldet ihr Mißbehagen durch Kratzen im Halse und rauhen Husten. Entzündung der Lunge verursacht heftige Stiche bei jedem Atemzuge, die Brust des Schwindsüchtigen wird von schlafraubendem, marterndem Husten gequält und atmet schwer und bedrückt.

Das bißchen freie Atemholen erscheint so leicht, so selbstverständlich und natürlich, das Gegenteil fast unmöglich, aber wie verzweifelt sauer es oft wird, davon weiß namentlich der Asthmatiker ein Lied zu singen. Der Anfall erscheint meistens mitten in der Nacht. Der Kranke erwacht unter dem Drucke einer ungeheuren Beklemmung auf der Brust. Ihm ist, als ob er ersticken müßte. Luft, Luft! Er atmet keuchend, oberflächlich, fünfzig- bis achtzigmal in der Minute, mit langgezogenem, tötendem Ausatmen. Im Gesichte spiegelt sich die höchste Angst, der Mund ist weit geöffnet, die Nasenflügel, das Zwerchfell, die Brust- und Bauchmuskeln arbeiten angestrengt. Das Liegen wird bald unerträglich. Erleichterung bringt anfangs vornübergebücktes Sitzen. Auch dies wird schnell lästig; der Kranke steht auf, wandelt umher, eilt ans geöffnete Fenster, saugt begierig den kalten, frischen Luftstrom ein. Auch der hilft wenig, die Qual will nicht enden. Die Haut wird kalt, die Stirn von klebrigem Schweiße bedeckt, die Sprache leise, die Silben kurz abgebrochen. Auf der Brust pfeift es und schnarrt es wie ein Orgelregister, bis ins andere Zimmer hörbar.

Stunde auf Stunde verrinnt, und keine bringt die ersehnte Befreiung. Kann denn solcher Kampf noch lange dauern? Muß nicht die erschöpfte Natur unter solchem Sturme zusammenbrechen? Die Szene sieht wahrlich tragisch aus, hat aber doch keinen düsteren Abschluß. Am Asthma stirbt höchst selten jemand. Man kann bei der gräßlichen Krankheit alt und grau werden. Der vor einiger Zeit verstorbene Graf Redern brachte es bei seinem Asthma doch auf fünfundneunzig Jahre! Allmählich tobt sich das Gewitter aus; unter reichlichem, lösendem Husten und zähem, schleimigem Auswurfe verliert sich der schreckliche Druck auf der Brust; der Kranke fühlt sich wie neu geboren; hoch beglückt preist er die wiedergewonnene herrliche Gottesgabe, das schöne, freie Atemholen!

Leider dauert die Freude nicht gar zu lange. Häufig bringt schon die nächste Nacht einen neuen Anfall. Bei Tage kräftig wie ein Löwe, bei Nacht ein armer Schächer, matt zum Umsinken! Nur sehr selten begnügt sich das Asthma mit einem Angriffe, meist ruht es nicht, bis es seine Opfer in einem ganzen Cyklus von Gefechten mürbe gemacht hat. Dann gibt es ihnen eine kleine Erholungspause von Wochen oder Monaten, um mit verdoppelter Kraft den Angriff aufs neue zu beginnen. Wenn uns doch alle Freunde so treu blieben, alle Kunden uns so fest anhingen!

Sehen wir uns nun den widerwärtigen Gesellen, den allzugetreuen Gast gar vieler Häuser, etwas näher an. Da erfahren wir denn bald, daß das Asthma gar keine eigentliche Krankheit ist, sondern nur ein krankhafter Zustand, der von zahlreichen und sehr verschiedenen Grundursachen herrühren kann. Asthma heißt Atemnot, und diese kann bedingt werden durch alles, was das freie Atemholen beeinträchtigt: Anhäufung von Wasser, Eiter, Luft in der Umgebung der Lungen, Ergüsse von Wasser in den Herzbeutel. Doch versteht man unter Asthma nicht die beständige, sondern nur die periodisch auftretende Atemnot, und diese stammt meist aus einer besonderen Erkrankung der Lungenzellen oder der Nervenverzweigungen, welche dieselben umkleiden. Außerdem können durch sogenannte Reflexakte Krankheitsreize aus einer von den Lungen weit entfernten Körpergegend durch Vermittlung der Nervenbahnen auf die Atmungsorgane überspringen und asthmatische Anfälle erzeugen, z. B. Polypen des Kehlkopfes, der Nase und des Rachens, wie auch infolge von eingewurzelten Rachenkatarrhen und vergrößerten Mandeln, ja selbst von Erkrankungen der Unterleibs- und Verdauungsorgane und sogar von Würmern die heftigsten Zufälle von Atemnot beobachtet worden sind. Durch Abtragung von Polypen und geschwollenen Mandeln und galvanisches Ausbrennen von Rachenwülsten sind nicht gar selten die hartnäckigsten asthmatischen Beschwerden für immer beseitigt worden. Mag also, wer außer dem Asthma auch von anderen Gebrechen heimgesucht wird, diese wegen ihrer geringeren Pein nicht mißachten und dem Arzte verschweigen; oft ist das kleinere Übel die Wurzel des größeren. Leicht möglich, daß durch die Kur eines Stockschnupfens oder einer Rachenentzündung zugleich der schlimmere Feind in die Flucht geschlagen wird!

Für gewöhnlich allerdings haben wir die ergiebigste Quelle asthmatischer Leiden in einem verschleppten uralten Lungenkatarrh zu suchen, welcher bei langer Dauer organische Veränderungen und teilweise Verödungen im Bau der Lungenzellen und Verlust ihrer Spannkraft hervorruft (Emphysem). Da aber in diesen Zellen der Gasaustausch zwischen dem Blute und der atmosphärischen Luft stattfindet, so muß ihr Schwachwerden zunehmende Kurzatmigkeit und Erstickungsanfälle zur Folge haben. Im weiteren Verlaufe des Krankheitsganges verschwinden die Scheidewände vieler Zellen ganz und gar; es entwickeln sich in den Lungen Hohlräume von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der eines Taubeneies. Zugleich mit den Lungenzellen verschrumpfen auch die in ihre Wandungen eingeflochtenen kleinen Blutgefäße. Allmählich folgen schwere Störungen des Kreislaufes, Erweiterung und Vergrößerung der rechten Herzkammer, Verfettung des Herzens, Stauungen in den Nieren. Den Schlußakt pflegt allgemeine Wassersucht zu bilden.

Solchem Schicksal verfallen in der Regel Personen, welche durch Beruf und Lebensstellung genötigt sind, ungeschützt durch geeignete Kleidung und Wohnung sich zu jeder Jahreszeit der Unbill der Witterung auszusetzen. Es ist das Los der meisten Tagelöhner vom Lande und ihrer Frauen, am Lungenemphysem und seinen Folgen nach langer Leidenszeit zu Grunde zu gehen. Der ländliche Arbeiter kann ja seinen Katarrh nicht im warmen Zimmer und mit Arzneien abwarten, und wiederholte Durchnässungen und Erkältungen müssen das Übel schließlich bis zur Unheilbarkeit steigern — womit nicht in Abrede gestellt werden soll, daß vernachlässigte Lungenkatarrhe mit ihren bösen Folgen auch bei den besser gestellten Ständen in nicht geringer Zahl sich ereignen.

Verkümmerung und Schwund der Lungenzellen tritt freilich zuletzt bei jedem länger dauernden Asthmaleiden ein, auch bei dem auf rein nervösem Boden beruhenden. Dieses nervöse Asthma treffen wir mehr unter den wohlhabenden als unter den „enterbten“ Klassen; sonst gleicht es in seinem szenischen Verlauf gänzlich seinen anderen Vettern, nur daß es eine Eigentümlichkeit besitzt, die jenen fast vollständig abgeht. Im Auswurfe der Kranken — jedoch nur während des Anfalls und kurz nach demselben — finden sich nämlich zahlreiche derbe, gelbgrünliche, bis hirsekorngroße Pfröpfchen, und in diesen, wie Leyden und Charcot mikroskopisch nachwiesen, farblose Krystalle in Doppelpyramiden. Reizen diese Leyden-Charcotschen Krystalle durch ihre scharfen Spitzen die zarten Nervengeflechte an den Wänden der Lungenzellen und rufen dadurch den asthmatischen Anfall hervor, und welcher Art sind die Vorgänge, welche diesem Aufruhr im Gebiete der Atmungswerkzeuge zu Grunde liegen? Das sind Fragen, auf welche die Wissenschaft eine abschließende Lösung bis jetzt noch nicht erzielt hat. Was nun die Entstehung des asthmatischen Anfalls anbelangt, so suchen sie die einen in einem mechanischen Hindernis, einer Anschwellung der Schleimhaut der kleinsten Lungenzellen, einer Verstopfung derselben durch zurückgehaltene Schleimteile, während andere als Hintergrund des Schauspiels einen krampfhaften Verschluß des Muskelringes in den kleinsten Lungenzellen und noch andere einen krankhaften Zustand des Zwerchfelles annehmen. Die furchtbare Angst aber, welche der Kranke beim Anfall empfindet, mag wohl teilweise ihren Grund darin haben, daß infolge der erschwerten Ausatmung die Kohlensäure im Blute länger als zuträglich zurückgehalten wird und dadurch eine Selbstvergiftung des Organismus erzeugt.

Der Orden der Asthmatiker zählt eine große Schar von Mitgliedern, die ihr Kreuz mehr oder weniger ritterlich tragen. Eine gebrechliche Garde, nicht einmal zum Landsturm mehr tauglich, trotz der vielen Attacken, die sie durchzumachen hat, und trotzdem, daß sie während derselben allnächtlich auf dem Posten — sitzt! Indes ungeachtet der schlaflosen Nächte und der jammervollen Leidensmiene erholen sich die scheinbar Verlorenen mit wunderbarer Schnelligkeit. Gestern wurden sie bereits totgesagt, heute — dank ihrem rüstigen Magen, der so manche Bresche rasch auszufüllen weiß — wandeln sie munter auf der Straße umher, und so folgt lange Jahre auf Sturm und Gewitter jedesmal wieder eine Zeit milden Sonnenscheins.

Manche haben das Asthma — eigentlich hat das Asthma sie — schon von Kindesbeinen an, doch erscheint es meist erst nach dem vierzigsten Lebensjahre; mehr leidet das männliche Geschlecht daran als das weibliche.

Wohl auch das kleinste Städtchen hat seine „Lungenpfeifer,“ denen der Blasebalg schnaubt und aus allen Tonarten singt. Viele von ihnen haben meist den ganzen Asthmakram durchgearbeitet, sie kennen Jodkali, Quebracho, Nitroglycerin und Paraldehyd (welches ihr Galgenhumor in „'n paar alte Hüt'“ als Symbol seiner geringen Wirksamkeit verwandelt) aus dem ff; sie haben Stechapfel-, Hanfextrakt-, Kampfer-, Espic- und Grindeliazigarren geraucht, sie wissen in den pneumatischen Kabinetten und den Apparaten von Waldenburg Bescheid und sind in allen Bädern zu Hause. Im Gebiete des Asthmas gibt es für sie nichts Neues mehr. Auch die in den Zeitungen dagegen angepriesenen Geheimmittel (die aus Paris sind unverschämt teuer) haben sie sämtlich durchgeprobt.

Es steht aber die Thatsache fest, daß eine Krankheit, gegen welche viele Kurmethoden von Ärzten sowohl wie von Quacksalbern über die Maßen angepriesen werden, geradezu unheilbar ist. Nicht anders ergeht es dem Asthma. Und dennoch gehört die Behandlung dieses Leidens zu den dankbarsten Aufgaben des Arztes. Kann er es nicht mit der Wurzel ausreißen, so vermag er doch die einzelnen Anfälle bedeutend zu lindern, abzukürzen, ihre Wiederkehr oft zu verzögern.

Verstände er die Kunst, entschwundene Lungenbläschen neu zu zaubern und ausrangierte wieder jung und diensttüchtig zu machen, dann wäre die Gilde der Asthmatiker bald auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Aber schon die Wiederbelebung von viertel- oder halbinvaliden Zellen, deren Muskelfasern und Gefäßschlingen noch nicht ganz verödet sind, wäre ein hoher Gewinn. Dieses Ziel nun unter anderen setzt sich die pneumatische Kurmethode, welche zur Erreichung bestimmter Heilzwecke mittels geeigneter Apparate teils verdichtete Luft (und damit eine größere Menge von Sauerstoff) in die Lungen einführt, teils in derselben angestaute Luft durch Ausatmung in künstlich verdünnte ihnen entzieht. Auf letzteres kommt es bei der asthmatisch erkrankten Lunge an. Hier erscheint die Ausatmung auf Kosten der Einatmung übermäßig verlängert, weil die Luft aus den starren, ihrer Spannkraft verlustigen Zellen nicht entweichen kann. Durch die Maschine wird die unbewegliche Luftsäule aus den Lungen in den verdünnten Luftraum gepumpt, gleichzeitig aber auch nach den verkümmerten Lungenbläschen ein kräftiger Blutstrom gelenkt und damit ein neuer Lebenstrieb in denselben erweckt. Wenn dieser schönen und an sich ganz richtigen Theorie die Wirklichkeit nicht immer entspricht, so wird dies davon herrühren, daß die Hilfe dieser bedeutenden Heilkraft zu spät aufgesucht worden ist. Bei eingetretener vollständiger Entartung der Lungenzellen kann eine Wiederherstellung nicht mehr erwartet werden. Der Nutzen dieser pneumatischen Vorrichtungen wird sich daher im Anfangsstande des Leidens und noch, bevor sich die Katarrhe zu ihrer vollsten Hartnäckigkeit entwickelt haben, am sichtbarsten zeigen.

Die Leidenszeit des Asthmatikers beginnt gewöhnlich mit der Scheide zwischen Herbst und Winter. Wenn die Novemberstürme zu toben anfangen, erheben sich die wilden Geister in seiner Brust und martern ihr bedauernswertes Opfer mit Folterqualen. Darum fürchtet diese Gattung Kranker die rauhere Jahreszeit so sehr und sucht, wenn die Mittel es erlauben, im Oktober den Süden auf. Denn ein Asthmatiker müßte eigentlich immer wohlhabend und von der Sorge um das tägliche Brot befreit sein, er, welchen sein Leiden so oft aus der Berufsthätigkeit reißt, den jeder scharfe Luftzug, jede Anstrengung alsbald niederwirft. Im Juni nach Reichenhall, wo Sole und Kiefernadeldämpfe (Latschenbäder) so wundervoll wirken, nach der Rückkehr Aufenthalt an der See oder einem schattigen Gebirgsorte, im Herbste an den Genfer See oder nach Cannes, nach der Riviera.

Wem der leidige Mammon — oder vielmehr sein Mangel — eine solche Reise verbietet, der versuche es mit einem Ortswechsel, einer Besuchsreise. Der böse Feind scheint dann wie weggeblasen, die Lunge wundert sich, wie sie auf einmal so schön Luft holen kann! Wenn's nur immer so bliebe! Luftveränderung thut dem Kranken oft so gut, daß schon eine Ausfahrt über Land, trotz aller Schwäche und Kurzatmigkeit unternommen, die wohlthätigsten Folgen äußert. — Die Diät eines Asthmakranken sei eine reichlich nährende. Er braucht was zum Zusetzen! Täglich einige Gläser Tokaier, auch Kulmbacher, Bouillon, weiche Eier, Milch. Abends um sechs Uhr eine Suppe als letzte Mahlzeit; denn nicht selten werden asthma-

tische Anfälle rein durch Diätfehler hervorgebracht. — Zwiebeln, schwere Speisen, blähende Stoffe (Hülsenfrüchte, Kraut, Kohl und Rüben) wirken als wahre Gifte. Bewegung im Freien, aber keine ermüdenden Spaziergänge. Den ganzen Sommer über, wenn irgend möglich, kalte Bäder im Freien! Morgens und abends Abreibungen der Brust und des Nackens mit kaltem Wasser, zur Stärkung der Atmungsmuskeln! — Was nun thun, wenn die Drangsalsperiode anhebt? Es ist immer gut, einen kleinen Vorrat der hilfreichsten Mittel stets in der Nähe zu haben: Senfpapier, naß gemacht und auf der Brust zehn bis zwanzig Minuten liegen lassen; Salpeterpapier (Löschpapier mit Salpeterlösung behandelt) anzünden und die Dämpfe einatmen, oder auch solche von salpetrisiertem Feuerschwamm; eine Tasse schwarzen, starken Kaffee; etwas Fruchteis vom Konditor.

Die Hauptmittel sind Chloralhydrat, die Morphiumeinspritzung und Stechapfel. An die ersten beiden soll man nur als an Freunde in der größten Not denken; zu oft angewandt, versagen sie ihre Dienste und strafen durch schreckliches Kopfweh und Übelsein, während sie, abwechselnd mit anderen Mitteln und in weisem Maße gebraucht, dem Kranken oft himmlische Ruhe bringen. Dagegen bewährt sich der Stechapfel weit zuverlässiger als Wohlthäter. Man kaufe in der Apotheke 100 Gramm, lasse alles fein pulverisieren, bringe zwei Theelöffel voll in einen Blechlöffel, entzünde das Pulver durch ein Streichholz und atme die Dämpfe ein, die sich entwickeln. Man wird in der Regel bald Erleichterung fühlen. Stechapfel (stramonium) ist der Hauptbestandteil der meisten Geheimmittel gegen Asthma. In höchster Not zaubern Chloroformeinatmungen, vorsichtig gebraucht, wenigstens vorübergehende Erleichterung herbei.

Neuerdings werden mehrfach mit Nutzen gegen Atembeschwerden Sauerstoffballons verwandt. Jede Bereicherung des Heilschatzes durch wirklich nützliche Mittel ist willkommen, besonders aber beim Asthmatiker, welchem alle Arzneien nur auf Zeit helfen, der also eines abwechselnden und reichhaltigen Registers für seine Leiden dringend bedarf. Auch Zerstreuung gehört zu den wohlthätigsten Mitteln; eine Partie Schach oder — Skat verjagt nicht selten den Jammer auf eine gute Weile.

Zigarren verbieten sich während der Leidensperiode von selbst; in der freien Zeit wird ein leichtes Kraut, mäßig geschmaucht, nicht schaden.

Was liest man in Kamerun?

Von C. M.

„Wissen Sie schon, meine Gnädigste, ich gehe nach Kamerun, um dort eine Zeitung zu gründen, aber nicht für die Weißen, sondern für die Schwarzen!“ Wie lange wird es währen, daß diese Mitteilung in Berlin oder Leipzig gemacht wird! Aber was für Buchstaben hat man denn, um eine Negersprache zu schreiben? So wird man dann vielleicht fragen. Nun, es ist ein Glück für uns, daß die Schwarzen nicht vor Ankunft der Weißen auf den Gedanken der Buchstabenschrift geraten sind. Sonst hätten wir uns allerdings mit irgend welchen Hieroglyphen zu plagen. Statt dessen hat die Mission in fast ganz Afrika die lateinischen Lettern benutzt, und nur wenige abweichende Laute werden durch Punkte oder Striche über den Buchstaben bezeichnet. Dabei fahren wir Deutschen am besten, denn diese Lettern haben mit geringen Ausnahmen den Wert, den sie im Deutschen haben, der Engländer muß also umlernen. Die lesende Jugend in Kamerun hat aber keine besonderen Schwierigkeiten, einen mit lateinischen Lettern gedruckten Satz in deutscher Sprache zu entziffern. Freilich eine Fibel für Deutsch und Dualla, die Sprache in Kamerun, soll erst noch gedruckt werden. Vorläufig behilft man sich mit dem „Dualla first lessonbook. Printed for the baptist missionary society. London 1882.“ Auf 68 Seiten enthält das Büchlein das Notwendigste für den ersten Unterricht im Lesen — Dualla und Englisch — ferner einige biblische Geschichten, Lieder und Gebete. Mit einem Gebete und einem Kinderliede hebt es an, dann beginnen die Leseübungen. Mit großen Buchstaben steht auf Seite 2: Loba lo e bwam — Gott ist gut — auf Seite 3: a e pe ndedi — er ist auch barmherzig. Und so geht's weiter. Die

einfachsten Grundzüge der Gottesliebe werden in schlichten Sätzen zum ersten Unterrichte gebraucht, ein von der Mission mit Erfolg angewandtes Mittel, um diese einfachsten Wahrheiten dem Lesenden unvergeßlich mitzuteilen. Auf Seite 10 beginnt schon die Gelehrsamkeit. Loba — God, mba — me, weka — make — so werden die gebräuchlichsten englischen Worte dem Lernenden gleich mit eingeprägt. Und unter dem Einflusse der Mission und des Handels ist es erreicht, daß ein großer Teil der Dualla sich leidlich in englischer Sprache auszudrücken versteht. Ja, sie benützen sie sogar zur Korrespondenz. Und wer nicht selber schreiben kann, für den ist es schon wichtig, wenn er wenigstens seine Gedanken englisch diktieren kann. Solch ein Brief enthält zwar nicht viel außer den üblichen englischen Höflichkeitswendungen, aber er erregt darum bei den entfernten Verwandten nicht geringere Freude.

Wer nun an dem first lessonbook seine Kraft gestählt hat, der wendet sich zu dem nächstgroßen Werke, betitelt Mienge ma Yehova, d. h. Lob des Herrn, herausgegeben von Emily Saker. Fräulein Saker, die Tochter des ersten Missionars in Kamerun, dessen Andenken in den Herzen seiner schwarzen Schüler bis heut fortlebt, hat überhaupt eine sehr genaue Kenntnis der Duallasprache sich erworben, ist sie doch an den Ufern des Kamerunflusses groß geworden. Sie hat damit eins der wichtigsten Mittel in der Hand gehabt, um den Weg zum Herzen der Landeskinder zu finden. Die Baseler Missionare, welche neuerdings in die Arbeit der Baptisten in der Kolonie eingetreten sind, müssen nun erst anfangen, die Sprache zu lernen, was bei den unvollkommenen Hilfsmitteln seine großen Schwierigkeiten hat, wenn auch die eingeborenen Christen nach Kräften helfen. Ja, sie hat ihre Eigentümlichkeiten, die Duallasprache. Daß für „gestern" und „morgen" dasselbe Wort — Kiere — gebraucht wird, wäre noch zu verschmerzen, aber was denkt sich ein alter Lateiner bei einem Zeitworte, das für die dritte Person fünf oder sechs verschiedene Ausdrücke hat? Und was macht man in einer Sprache, die keinen Unterschied der Kasus kennt? Nun, einen Vorzug hat sie dennoch, sie hat keine Schnalzlaute, wie das Hottentottische, wo der Sprecher bald grunzt, bald den Laut des Bedauerns ausstößt, bald mit der Zunge schlägt, als wollte er Pferde antreiben. Die Duallasprache ist im Gegenteil sehr wohllautend und vokalreich, wie das Italienische, ja es haftet ihr geradezu eine gewisse Weichlichkeit an. Zum Gesange ist sie vortrefflich geeignet, und die „Hymnen" klingen auch für unser Ohr nicht unangenehm. In dem genannten Büchlein „Mienge ma Loba" sind eine Anzahl von solchen Hymnen enthalten, die großenteils Übersetzungen sind. Auch das Te Deum findet sich unter ihnen. Sie sind in sehr verschiedenem Versmaße geschrieben — gereimt und ungereimt. Ob sie den ästhetischen Anspruch der Dualla befriedigen, ist schwer zu sagen, da ihr musikalisches Gefühl von dem unsern bedeutend abweicht.

Eine wahre Salonausgabe in der Litteratur ist aber: The Pilgrim's progress, translated in the Dualla language by J. J. Fuller. London 1885. Fuller ist ein westindischer Farbiger und hat mit großem Fleiße die Duallasprache erlernt. Freilich soll es ihm doch noch öfter begegnet sein, daß irgend ein widerspenstiger Vokal in seinem Munde die Heiterkeit der Dualla erregte. Ist es doch auf der ganzen Welt eine Quelle des Vergnügens, wenn der Ausländer einen kleinen Sprachfehler macht, und die Ohren der Dualla sind da nicht weniger empfindlich als die unsern. Die Übersetzung der Pilgerreise ist aber ein wirkliches Prachtstück. In blauem Deckel mit Golddruck und eingepreßten Verzierungen präsentiert sich das Buch stattlich. Die 253 Seiten Text sind sauber auf vortreffliches Papier gedruckt, und eine Anzahl von bunten Bildern macht die Lektüre anschaulich. Man kann sich denken, welchen Eindruck das schöne Buch auf den jungen Christen macht, dem es geschenkt wird. Ob es viel gekauft wird, bleibe dahingestellt.

Das Hauptverdienst um die Litteratur hat aber der Altmeister der Mission in Kamerun, Alfred Saker, jener merkwürdige Mann, der über dreißig Jahre dort ausgehalten hat trotz mancher Entbehrung, Krankheit und Anfeindung. Er ist der eigentliche Begründer der kleinen Litteratur, und die Anfänge der Gesittung verdankt das Volk der Dualla ihm. Es war ein Riesenunternehmen, an das er sich wagte, als er die ganze Bibel in ihre Sprache übertrug. Besonders am Neuen Testamente hat er immer wieder gefeilt. Er hat es in schöner Aus-

stattung besonders herausgegeben. Kalati ya Loba, 'Mbun a penya ya Sango moongiseri asu Jesu Krais ist der Titel des Buches. Es ist in Klein-Oktav auf 628 Seiten gedruckt, um durch großen, schönen Satz den Anfängern das Lesen möglichst zu erleichtern. Je genauer man sich mit den Sprachen unzivilisierter Völker beschäftigt, um so größer scheint die Schwierigkeit einer solchen Bibelübersetzung. Zuerst galt es hier, aus der Unterhaltung die Worte zu erhaschen, um Vokabeln zu lernen; und diese Arbeit mußte jahrelang fortgesetzt werden, ehe es gelang, einen ausreichenden Wortschatz für die Übertragung ganzer Bücher zu gewinnen. Es ist ja weit leichter, sich in einer Sprache leidlich fließend zu unterhalten, als einen kleinen Abschnitt wörtlich genau und grammatisch richtig zu übersetzen. Und die Übersetzung der Bibel verlangt ja nicht nur eine richtige, sondern auch eine edle Sprache. Auch die Sprache der Dualla hat feine und unfeine, gewöhnliche und edle Worte. Saker spricht sich darüber gelegentlich sehr schön aus:

„Man muß beachten, daß unsere Kenntnis der Sprache sehr unvollkommen ist. Niemand kann sagen, welche Schätze noch in der Dunkelheit des Heidentums verborgen sind. Wir stoßen zuweilen auf Worte, die wie Goldkörner im Bette des Stromes liegen und nur zu Tage treten, wenn der Wirbel des Sturmes oder der Fluten darüber hingeht. Solange das Tagewerk eines Mannes ruhig abläuft, genügen wenige Worte, um seine Wünsche, seine Gedanken und Gefühle auszudrücken; aber laß sein Herz von starker Leidenschaft, von tiefer Traurigkeit, von geistigen Kämpfen bewegt werden, da quellen aus den Tiefen seines Herzens Worte hervor, die niemand in seinem Gedächtnisse vermutet hätte, deren Dasein niemand ahnte. Und im Augenblicke sehen wir, daß dies die richtigen Worte sind; das sind Worte, die eine weniger heftige Erregung nicht zu Tage gebracht hätte."

Eine sehr mühsame Arbeit, die viel Geduld und ein feines Ohr erfordert, ist die schriftliche Fixierung der Laute. Es ist gar nicht so leicht, wie man denkt, nur nach dem Ohre ohne jede Beihilfe der Schrift in einer fremden Sprache o und u, i und e zu unterscheiden. Und ehe man es nicht richtig hört, kann man es nicht schreiben. Ja, auch dann bleibt noch ein Rest von Lauten, für die man eine zweckmäßige Unterscheidung durch die Schrift erst erfinden muß. Aber der Übersetzer hat noch mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine ganze Reihe von Gegenständen sind niemals den Dualla zur Anschauung gekommen, wie z. B. Schnee und Eis, da fehlen der Sprache dann natürlich die Worte. Man ist leicht geneigt, die Übertragung der Abstrakta für besonders schwierig zu halten. Das mag im einzelnen Falle richtig sein, aber im allgemeinen fehlt es da nicht an Ausdrücken, und manches läßt sich durch Umschreibung oder Umstempelung eines Ausdruckes wiedergeben. So nimmt Saker z. B. für „Taufe" ganz richtig das gewöhnliche Wort für „Bad," ebenso wie es seinerzeit die Griechen und Deutschen gethan. Dabei kommt ihm der Ritus des Untertauchens, wie er bei den Baptisten üblich ist, zu Hilfe. Auch für „Buße," „Glaube," „Hoffnung" ꝛc. hat er gute Ausdrücke gefunden. Weit schwieriger liegt die Sache bei einer Fülle von Konkreten. Gold, Silber, Balsam, König, Priester u. a. m. kann man doch nicht umschreiben, so nimmt der Übersetzer in seiner Verlegenheit die betreffenden englischen Worte: gold, silver, bam, kine, prisi — was sich nun in dem Duallatexte wunderlich ausnimmt. Aber es geht nicht anders, und wir Deutschen haben es seiner Zeit in unserer Sprache ebenso gemacht. An anderen Stellen hat Saker sehr richtig für den unbekannten Begriff einen bekannten ähnlichen eingesetzt. So wird im Gleichnisse vom guten Hirten statt des Wolfes, der in Kamerun unbekannt ist, der Panther genommen, oder von Johannes wird gesagt, daß er keinen Palmwein trinken werde, weil anderer Wein höchstens in der Faktorei zu finden ist. Je näher man Sakers Arbeit kennen lernt, desto mehr wird man durch die angewandte Sorgfalt überrascht. Es verdient dabei ganz besondere Anerkennung, daß er nicht nach dem Englischen, sondern aus dem Urtext übersetzt hat, da es gewiß außerordentlich schwierig war, die nötigen Hilfsmittel zu beschaffen. Seine Sorgfalt geht sogar so weit, daß er bei uns eingebürgerte Worte wie Evangelium, Apostel übersetzt. Aber eine englische Wunderlichkeit müssen wir doch erwähnen. Es ist gewiß für den geborenen Engländer sehr schwer, die von Jugend auf gewöhnte Aussprache biblischer Namen abzulegen. Und doch ist

es nicht recht zu billigen, daß die Dualla unsern Herrn „Krais“ nennen sollen, daß Jon, James, Rasel — Johannes, Jakobus, Rahel bezeichnen sollen. Es ist für eine nichtenglische Zunge nicht einmal bequem, die Namen müssen mit ganz anderen Buchstaben geschrieben werden und erhalten so ein unstatthaft verändertes Ansehen. Wenn eine neue Auflage des Neuen Testaments nötig sein sollte, müßte man mit leiser Hand an die Beseitigung dieser Wunderlichkeiten gehen. Denn es ist nicht anzunehmen, daß die Namen in englischer Form bei den Eingeborenen beliebt bleiben. Wenn erst eine Anzahl von Dualla-Leuten „Hans,“ „Jakob,“ „Rahel“ heißen, wird Jon, James, Rasel hoffentlich bald vergessen sein.

Saker hat sich nicht damit begnügt, seine Kenntnis der Sprache praktisch auszuüben, er machte sich auch selbst an das schwierige Werk, die Grammatik der Sprache wissenschaftlich festzustellen. The elements of the Dualla language nennt er das Büchlein, das leider nicht fertig geworden ist. In der Einleitung gibt er ausführliche Mitteilungen über die Geschichte des Duallavolkes. Er macht schon auf die überraschende Ähnlichkeit aufmerksam, die zwischen den Sprachen der Bantùvölker besteht und die jene Völker als eine große Völkerfamilie erscheinen läßt. Sind die Stämme der Waganda, Waswahili, Amazulu, Basuto 2c., die den größten Teil von Zentral- und Südafrika bewohnen, nur Trümmer eines ungeheuren Reiches, in dem eine Sprache galt? Und wo lag dieses Reich? Hängen die uralten Sagen von der Macht und Weisheit der Äthiopen hiermit zusammen? Wer will es sagen! Noch heute erzählen die Dualla, wenn sie nachts ums Feuer sitzen, von der Geschichte ihres Volkes und von den Helden ihres Stammes. Und die Märchenpracht der Tropenwelt schmückt diese phantastischen Berichte, bei denen man unwillkürlich an die arabischen Erzählungen von den Siegeszügen Alexanders erinnert wird.

Nach den Berechnungen Sakers können die Dualla höchstens zweihundert Jahre in ihren jetzigen Wohnsitzen sein. Erst damals tauchten sie an der Küste auf und nahmen die neue Lebensweise als Fischer und Händler an. Durch den Sklavenhandel erwarben sie sich die große Menge von Leibeigenen, die jetzt in besonderen Dörfern wohnen und in verhältnismäßiger Freiheit den Boden bebauen. Die alten echten ba-Diwalla sind eigentlich nur der Adel des Landes; an Zahl weit überwiegend sind die Unfreien, die aus allen möglichen Stämmen zusammengebracht sind, und denen die Sprache ihrer Herren aufgezwungen wird. So werden jene Unterworfenen schließlich Dualla nach Lebensgewohnheit und Sprache, und wenn erst einmal die Leibeigenschaft aufgehoben ist, wird es ihnen ebenso ergehen wie seiner Zeit den Wenden in Pommern und Mecklenburg.

Die Elements of Dualla enthalten auf 32 Seiten die Grundzüge der Laut- und Formenlehre, aber leider nur in den Anfängen. Ob das Werk nicht weiter geschrieben oder nur nicht weiter gedruckt ist — ehrlich gestanden, ich weiß es nicht — und beklage beides. Denn dieser Anfang ist so vielversprechend, daß man auf die Fortsetzung begierig ist. Dagegen ist auf 64 Seiten ein leidlich vollständiges Wörterbuch, Dualla-Englisch, vorhanden, das nicht nur für den Anfänger von Nutzen ist. Saker zählt 2400 Wurzelformen der Duallasprache, während er berechnet, daß in der hebräischen Bibel 3000 Wurzelworte enthalten sind, im syrischen Neuen Testamente 1500, im griechischen 5000, in der englischen Bibel 6000. Die Sprache ist also verhältnismäßig arm, aber es versteht sich von selbst, daß sie in eben dem Maße reicher wird, wie Bildung und Gesichtskreis des Volkes sich erweitern. Wir haben dann nach dreißig Jahren hoffentlich einen Aufsatz zu schreiben „über den Einfluß des Deutschen auf die Sprache der Dualla.“

Aber hat denn das Volk keine eigenen Geisteserzeugnisse? Nun, daran fehlt es nicht. Besonders die Tierfabel ist außerordentlich ausgebildet und bietet ganz besonders viel humoristische Züge, für die der Schwarze ein besonderes Verständnis hat. Aber auch das Volkslied fehlt nicht. In Melodieen, die für ein europäisches Ohr gar nicht aufzufassen sind, werden da dem Feinde seine Erbärmlichkeiten vorgerechnet, ehe es zum Kampfe geht. Wie die Helden Homers thun die schwarzen Krieger, wie es scheint, nicht leicht einen Schlag, ohne vorher den Gegner moralisch vernichtet zu haben. Aber auch andere Ereignisse werden besungen. Da erzählt uns eine Sage, daß einmal die weißen Leute auf einem großen Schiffe an der Küste



Neckerei. Gemalt von A



…ed Seifert.

vorbeifuhren. Da sahen sie zu ihrem Erstaunen Bananablätter im Wasser schwimmen und schlossen daraus, daß Ansiedlungen von Menschen in der Nähe sein müßten. So fuhren sie näher, und bald gewahrten sie ein Kanoe mit Schwarzen, die dort die Fischerei betrieben. Die erschraken nicht wenig vor dem Riesenfische, aber halb aus Neugier, halb aus Furcht, nicht schnell genug entweichen zu können, blieben sie am Ufer stehen und sahen zu ihrem Erstaunen, wie Boote ausgesetzt wurden und diese sich ihnen näherten. Da hörten sie auf, sich zu fürchten und tauschten mit den Fremdlingen Zeichen der Begrüßung und der Freundschaft. Ja auf den Wunsch der Weißen kamen sie mit an Bord und zeigten das Fahrwasser und einen Ankerplatz für das Schiff. Unterdessen aber hatte man längst im ganzen Lande Kunde erhalten von dem, was geschehen war. Auf einer Anhöhe, von wo aus man das Land und den Fluß übersieht, bei der Stadt Bojango, hatte ein Wächter den ganzen Vorgang mit angesehen. Und nach der Weise seines Volkes trommelte er auf einer großen Signaltrommel die Botschaft ins Land. Und wer sie hörte, trommelte sie weiter. So war denn schon eine große Volksmenge bei Ankunft der Weißen versammelt. Und man nahm sie auf und handelte mit ihnen und gab ihnen Wohnplätze. Und bis heute singt man:

Modungo ma bojongo
Modii bakala mbenge
e e e

D. h. Der Berg von Bojongo
Hat die Weißen im Westen gefunden.
Jawohl! Jawohl! Jawohl!

Prinz Ludwig von Bayern auf der Flotte.

Unserer Marine ist die Ehre und Freude zu teil geworden, für die Zeit der diesjährigen Herbstmanöver einen künftigen



Prinz Ludwig von Bayern.

Reichsfürsten als Gast in ihren Reihen zu sehen. Prinz Ludwig von Bayern, der älteste Sohn des Prinz-Regenten, hatte den Wunsch ausgesprochen, den Manövern der Flotte beizuwohnen, und befindet sich nun schon seit Wochen an Bord des Panzerschiffes „Kaiser,“ an dessen Großmast die Standarte des königl. bayrischen Hauses weht. Seine Begleitung besteht aus den Hauptleuten von Mann-Tiechler und Freiherr von Rosenhau. Seitens der Marine ist ihm Kapitänleutnant von Plessen zukommandiert. — Der „Kaiser“ ist ein sogenanntes Kasemattschiff, ein mächtiges Fahrzeug von 4586 Tonnen und 8000 indizierten Pferdekräften. Von seinen neun Geschützen stehen acht in den Kasematten, eines auf dem Hinterdeck als Rückzugsgeschütz. Der Kohlenvorrat von 710 Tonnen reicht aus, um bei zehn Knoten Fahrt eine Entfernung von 3400 Seemeilen zurückzulegen. — Das Arrangement des Panzers ist folgendes: zunächst läuft ein Gürtel desselben um das ganze Schiff, der bis 1,67 Meter unter die mittlere Wasserlinie reicht und sich hinten 1,83, vorn aber nur 1,76 Meter darüber erhebt. Die Dicke des Gürtels in der Wasserlinie beträgt 254 Millimeter, verjüngt sich aber nach oben und unten bis 178 Millimeter und nach vorn und hinten bis 127 Millimeter. Über dem Gürtel erheben sich zwischen Groß- und Fockmast die Kasematten mit demselben Panzer wie der Gürtel in der Wasserlinie bis zur Unterkante der Geschützpforten; darüber verjüngt er sich bis 20 Zentimeter. Die Kasematte schließt gleichzeitig ein und schützt die Maschine, die Pulver- und die Granat-



Prinz Ludwig von Bayern an Bord Sr. Maj. Panzerschiff „Kaiser“ im Hafen von Kiel.

kammern. Die Takelage ist die einer Fregatte.

Der Prinz hegt für alles, was die Marine betrifft, das größte Interesse und läßt sich bis in die Details hinein über alle die komplizierten Dinge unterrichten, welche zur Ausrüstung eines modernen Kriegsschiffes gehören. Auch die Marineanlagen in Wilhelmshaven wurden gelegentlich eines Besuches am 3. September eingehend besichtigt und die Seesoldaten inspiziert. Der Prinz trägt an Bord die Uniform der Generale der bayrischen Infanterie. — Der Besuch des Prinzen Ludwig wird für unsere Marine gewiß schöne Früchte zeitigen. Unsers Wissens ist es das erste Mal, daß außer den Mitgliedern unsers Kaiserhauses ein deutscher Prinz in ein persönliches Verhältnis zur Marine tritt, wie jetzt der künftige Erbe der bayrischen Krone. Sein Beispiel wird nicht verfehlen, vielfach die Aufmerksamkeit seiner künftigen Unterthanen in erhöhtem Maße der Marine zuzuwenden, und wir können hoffen, daß künftig mehr als bisher tapfere Bayern sich ihr einreihen werden. — Das würde in ganz besonderem Grade der Fall sein, wenn das Gerücht sich bewahrheiten sollte, daß der Prinz beabsichtige, früher oder später einen seiner Söhne in die Marine treten zu lassen. Bei dem Aufschwung, den unsere Flotte von Jahr zu Jahr nimmt, ist auf ihr Platz für mehr als einen Prinzen, und es würde nicht nur die Marine, sondern die ganze Nation mit Freude und Zuversicht erfüllen, wenn zu unserm Prinzen Heinrich ein Sproß des Heldengeschlechtes der Wittelsbacher sich gesellen sollte. Sind doch die Tage gewiß nicht mehr fern, wo unsere Marine im Kampfe mit einem Feinde, dem sie der Zahl nach ungefähr gewachsen ist, beweisen wird, daß sie der Armee ebenbürtig ist.



Wer kommt? Gemalt von Adele Tobias.

General Graf von Werder †.

Deutschland hat einen seiner größten Helden, der Kaiser einen seiner bewährtesten Diener verloren. Am 12. September, an seinem neunundsiebenzigsten Geburtstage, ist der Eroberer von Straßburg, der Führer jener Tapferen, die einst bei Belfort den Ansturm einer ungeheuren Übermacht aushielten, ist Graf August von Werder gestorben. Sein Name ist untrennbar mit einer der größten Waffenthaten unsers Heeres verbunden; solange das Jahr 1870 im Gedächtnis unsers Volkes fortlebt, wird man auch seiner dankbar gedenken. — August von Werder wurde im Jahre 1808 zu Schloßberg in Ostpreußen geboren, wo das Dragonerregiment, in welchem sein Vater diente, damals stand. Schon der Vater, Hans Christoph, war ein verdienter Offizier (er starb 1837 als Generalleutnant a. D.). Der Sohn wuchs ganz und gar in den stolzen Traditionen des preußischen Militäradels auf. Kaum siebenzehn Jahre alt, trat er in das Regiment Garde du Korps, ging aber bald in dasjenige Regiment über, dessen Offizierkorps vorzugsweise aus den Söhnen verdienter Generale besteht, in das 1. Garderegiment zu Fuß. Später besuchte er die Allgemeine Kriegsschule in Berlin und legte dann jene wechselvolle Laufbahn zurück, auf der die künftigen Führer unsers Heeres ihre allseitige Ausbildung erhalten. Er wurde Lehrer am Kadettenkorps in Berlin, dann Topograph. Während der Jahre 1842 bis 1843 nahm er an den Kämpfen der Russen im Kaukasus teil und wurde in einem derselben schwer verwundet. In die Heimat zurückgekehrt, kam er erst zum Großen Generalstab, dann zum Generalstab des 1. Korps. Es folgten vier Jahre Frontdienst, dann wurde Werder Kommandeur erst eines Landwehrbataillons (Gräfrath), dann Kommandeur des 4. Jägerbataillons. 1857 wurde er Kommandeur des Füsilierbataillons im 2. Garderegiment zu Fuß, im folgenden Jahre Kommandeur des reitenden Feldjägerkorps. Im Jahre 1859 wurde er als Oberst Inspekteur der Jäger und Schützen, 1863 erhielt er als Generalmajor eine Brigade. Seit 1865 führte er als Generalleutnant die dritte Division in Stettin. In dieser Stellung führte er die Division bei Gitschin und Königgrätz gegen den Feind und sah seine Erfolge durch den Orden pour le mérite belohnt. — Im französischen Kriege führte der General zunächst das badisch-württembergische Armeekorps und übernahm dann den Oberbefehl über das Belagerungskorps vor Straßburg. Nach der Kapitulation hielt er dann an der Spitze preußischer Landwehr und der Badenser den ganzen Winter über die verschiedenen französischen Armeen in Schach, die anfangs zum Entsatz von Belfort, dann mit der Absicht heranrückten, einen Einbruch in Süddeutschland zu erzwingen. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hielt das 14. Armeekorps hier stand, trotzte allen Unbilden der Witterung und ergriff, sobald die Umstände es irgend zuließen, mit größter Kühnheit die Offensive. Diesen Helden gegenüber half alle Überlegenheit der Massen nichts. In der dreitägigen Schlacht an der Lisaine im Süden von Belfort wurde die Armee Bourbakis total geschlagen. Ein Handschreiben des Kaisers und das Großkreuz des Eisernen Kreuzes waren der Lohn des heldenhaften Führers.

Nach dem Friedensschlusse wurde der General Kommandeur desselben Armeekorps, das er so erfolgreich gegen den Feind geführt hatte. Eine Fülle von Ehrenbezeugungen jeder Art bewies ihm ferner, wie sehr sein Kaiser und sein Volk seine Verdienste zu schätzen wußten. Er wurde Chef des 4. rheinischen Infanterieregiments; eines der Forts von Straßburg wurde nach ihm benannt; er erhielt eine Dotation. Stettin, Gräfrath, Karlsruhe, Freiburg i. Br. ernannten ihn zum Ehrenbürger, die Universität in der zuletzt genannten Stadt verlieh ihm den Ehrendoktor.

Im Jahre 1875 feierte der General an seinem Geburtstage sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Aus diesem Anlasse verlieh ihm der Kaiser den Schwarzen Adlerorden.

Am 5. April 1879 wurde General von Werder, unter Erhebung in den Grafenstand, auf seine Bitte zur Disposition gestellt und lebte seitdem auf seinem Gute Grüssow bei Belgard. Dort ist auch der greise Held zur ewigen Ruhe eingegangen.



General Werder, weiland Kommandeur des 14. Armeekorps, † am 12. September.

Medaille des Sultan Muhammed II.

Von A. v. Sallet.



Medaille Sultan Muhammeds II, des Eroberers von Konstantinopel.
Natürliche Größe des Originals im Berliner Museum.

Sultan Muhammed II, welcher durch die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 das byzantinische Kaisertum vernichtete, war bei aller kriegerischen Wildheit ein großer Kunstfreund, der sich vom Dogen von Venedig einen guten Maler erbat und an Bronzebildnissen berühmter Männer sein Vergnügen hatte. Vom kunstsinnigen Herrn von Rimini, Sigismondo Pandolfo Malatesta, wurde ihm deshalb angekündigt, der vortreffliche Medailleur Matteo de' Pasti werde sich nach Konstantinopel begeben, und von Venedig wurde wirklich der Maler Gentile Bellini, der gleichbegabte Bruder des berühmten Giovanni Bellini, zum Sultan gesandt. Gentile Bellini, nach Weise seiner Zeit auch in plastischen Arbeiten erfahren, verfertigte eine Bronzemedaille mit dem Bilde des Sultans, und dasselbe that der vorzügliche Bildhauer Bertoldo, der Schüler Donatellos und Lehrer des Michel Angelo; beide Medaillen sind gute Werke, namentlich ist der Kopf auf Bertoldos Arbeit meisterhaft, aber bei weitem übertroffen werden sie durch die hier abgebildete, sehr große (120 Millimeter), gegossene und fein ziselierte Bronzemedaille eines jedenfalls auch italienischen, sonst völlig unbekannten Künstlers „Constantius", deren Original sich im Berliner Museum befindet. Das Bildnis des Sultans erscheint in sehr

hohem Relief und zeigt kraftvolle, kluge Gesichtszüge — er weicht darin von der Auffassung des Bertoldo und namentlich der des Gentile Bellini etwas ab, welche uns ihren Muhammed mit dem bei Orientalen so häufigen müden und schläfrigen Ausdrucke der Augen vorführen. Die Umschrift des Brustbildes ist in einem etwas verwilderten und fehlerhaften Latein: „Sultani Mohammeth Octhomani Uguli (d. h. Nachkomme des Osman; ogul, ugul heißt eigentlich Sohn) Bizantii inperatoris 1481;“ die nicht minder schöne Rückseite zeigt den Sultan als Krieger zu Pferd und die Umschrift: „Mohameth Asie et Gretie (Graeciae) inperatoris ymago (statt imago) equestris in exercitus (statt exercitu).“ Unten steht der Name des Künstlers: „opus Constantii,“ der uns leider seinen Familiennamen nicht nennt und keine andere Medaille hinterlassen hat. Constantius war, wie sowohl das Bildnis als die Rückseite mit dem vorzüglich modellierten Pferde und der charakteristischen Gestalt des Reiters beweisen, einer der besten Medailleure jener großen Zeit.

Muhammeds schöne Medaillen beweisen, daß die Annahme, mit der Eroberung Konstantinopels seien die schönen Künste durch wilde Barbarei verdrängt worden, eine irrige ist; wenigstens blieb der neue Herr des byzantinischen Reiches den Glaubenssatzungen seines Volkes zum Trotze ein eifriger Freund der Künste und der bildlichen Darstellung.



Kehrseite der nebenstehenden Medaille.

Ein Flußübergang in der Regenzeit in Deutsch-Ostafrika.

Eigene Erlebnisse des Malers R. Hellgrewe.

Vorsichtig hob ich den Vorhang des Zeltes in die Höhe: alles grau, so weit das Auge reichte. Der starke Regen hatte zwar aufgehört, das ganze Aussehen des Himmels ließ indessen noch nicht auf besseres Wetter hoffen. Länger als vierzehn Tage hatte diese ungemütliche Witterung bereits angehalten und also die Aussagen unserer erfahrenen Landsleute, welche die kleine Regenzeit auf kaum zwei Wochen berechneten, glänzend zu schanden gemacht; ja es schien, als ob wir noch länger unter dieser Ausnahme von der Regel zu leiden haben sollten — will doch jede Regel leider Gottes immer von einer Ausnahme bestätigt sein!

Ich weckte meinen Gefährten mit dieser trostlosen Nachricht, worauf er mir die keineswegs bessere mitzuteilen hatte, daß wir heute noch einen Fluß zu überschreiten hätten. Das hat schon seine großen Schwierigkeiten in der trockenen Zeit, nun mache sich aber einer eine Vorstellung davon in der Regenzeit! Brücken gibt's in Afrika nicht; da heißt es durchschwimmen, durchwaten oder durchgezogen werden. Wahrlich, eine liebliche Aussicht für mich! Unser Kirongosi (Führer) wurde geweckt mit dem Befehle, unsere Leute zum Aufbruch bereit zu halten. Darauf entstand natürlich wieder allgemeines Sträuben, und von neuem mußten wir alle die Ausreden und Ausflüchte, die der Neger zu machen pflegt, mit anhören, heute wie jeden anderen Tag, dazu schlechtes Wetter, schlechte Wege und schließlich der fatale Fluß! Einige kamen heulend, sich den Leib haltend, herbei, um mit gut geheuchelter Schmerzensmiene einmal über das andere uns zuzurufen: Bana, bana, dana! (Herr, Herr, Medizin!) Daß sie unter Medizin „Kognak" verstanden, den wir ihnen bei ähnlicher Gelegenheit unvorsichtigerweise gegeben hatten, war uns nichts Neues. Alle diese Hindernisse konnten uns jedoch in unserm Entschlusse, heute ganz entschieden weiter zu marschieren, nicht wankend machen, so befand sich denn um sechs Uhr morgens unsere ganze Expedition glücklich auf dem Marsche. — Unsere notdürftig getrockneten Kleider waren freilich bald wieder so naß wie den Tag zuvor, denn naß war es überall: das hohe Gras, welches uns über dem Kopfe zusammenschlug, die Bäume, die der Sturm schüttelte, auch bald wieder der vom Himmel rieselnde Regen selbst sorgten genugsam dafür, uns wieder in den alten Zustand zu versetzen. — Inzwischen lichtete sich der Wald, den wir bisher durchschritten hatten, und wir mußten der Aussage unsers Führers gemäß in allerkürzester Zeit den Fluß erreicht haben.

— Bald hörten wir ihn auch zischen und brausen; dann sahen wir ihn. Es war ein wildschäumendes Gewässer, Wurzeln und Baumäste mit sich fortreißend wie im Spiele, und es erschien eine Tollkühnheit, ihn überschreiten zu wollen. — Aber was half's! So hielten wir uns denn nicht lange bei der Betrachtung auf und rüsteten uns zur That. — Mit uns zugleich war auf anderem Wege eine kleine Karawane Eingeborener, wild aussehende Gestalten, teils mit Gewehren, teils mit Bogen und Spießen bewaffnet, am Flusse angekommen. Sie befanden sich auf dem Wege zur Küste, um dort Tierfelle und andere Produkte des Innern zu verhandeln. Auch sie machten sich bereit, durch den Fluß zu gehen. Indessen waren wir mit den wenigen Vorbereitungen fertig geworden, hatten vor allen Dingen unsere Waffen abgenommen und in Sicherheit gebracht. Während mein Gefährte die Absicht hatte, den Fluß per pedes zu passieren, zog ich es vor, den breiten Rücken eines der kräftigsten meiner Diener zu besteigen und so reitenderweise das jenseitige Ufer zu erreichen. Unter Voranschreiten unsers Führers, der uns die am wenigsten tiefen Stellen wies, ging es rüstig vorwärts. Wenn ich auf meinem erhöhten Sitze auch möglichste Sicherheit genoß, so geriet ich doch manchmal in bedenkliches Schwanken, und es fehlte nicht viel, so hätte ich auf höchst ungemütliche Weise Bekanntschaft mit dem Wasser gemacht, was für meine Schwarzen unstreitig das größte Vergnügen von der Welt gewesen wäre. Glücklicherweise ging es ohne einen solchen Unfall ab; mein Träger mußte aber alle seine Kräfte zusammennehmen, um gegen die Strömung anzukämpfen und sich vor dem Ausgleiten auf den glatten auf dem Grunde liegenden Steinen zu hüten. Wie leicht hier ein Unfall



Ein Flußübergang in der Regenzeit in Deutsch-Ostafrika. Originalzeichnung von R. Hellgrewe.

möglich war, hatte ich nachher vom anderen Ufer aus zu beobachten Gelegenheit: einem Schwarzen aus der anderen Karawane passierte es, daß er ausglitt; wir sahen ihn unter dem schallenden Gelächter seiner schwarzen Brüder eine Zeitlang unter der Oberfläche des Wassers verschwinden. Unsere Leute erreichten aber alle glücklich das andere Ufer; ich verließ mit einem Seufzer der Erleichterung den Rücken meines braven Schwarzen, und wir konnten wohlgemut unsern Weg zur Küste fortsetzen.

Der Reservemann.

„Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht!"

Der Entlassungstermin der Reserven rückt immer näher und sein Herannahen macht sich in allen Kasernenstuben auf das lebhafteste bemerkbar — unsere blauen Jungen freuen sich „mächtig" auf den großen Tag, der ihre Dienstzeit bei der Fahne vorläufig beendet. Wer darf es ihnen verdenken? Jede Kaserne ist ein großes Schulhaus, und welcher Schüler, sei er noch so fleißig, ersehnt nicht die Stunde, in welcher er dem Zwange der Schule den Rücken kehren darf. Draußen winkt ja die goldene Freiheit, und wenn ihre Ungebundenheit auch meist nur in der Einbildung besteht und der harte Ernst des Lebens draußen schärfer und unerbittlicher an den einzelnen herantritt, so macht doch auch die Einbildung glücklich: 's ist auf der Welt nun einmal nicht anders.

Die Entlassung der Reserven wirft ihre Schatten übrigens weit voraus. Da vereinigen sich die Jahrgänge, um sich in einem Gruppenbilde mit ihren Offizieren und Unteroffizieren aufnehmen zu lassen, und in allen Kasernenspinden tauchen zudem jene köstlichen bunten Kartons auf, die einen Musketier in voller Uniform — aber ohne Kopf darstellen; der Kopf wird nämlich nachträglich als Photographie eingeklebt, und dann wandert das Bildchen hinaus zu den Eltern, den Freunden und Verwandten und kündet die baldige Rückkehr des stolzen Vaterlandsverteidigers an. In banger Sorge schwebt der zweite Jahrgang; er nimmt sich im letzten Halbjahr plötzlich gewaltig zusammen, selbst die krummsten Kniee strecken sich und die größten Schmierlappen — pardon — versuchen noch einmal, vor den Augen des Kompaniechefs und des gestrengen Feldwebels durch blankgeputzte Knöpfe Gnade zu finden: die Mannschaften, welche zur Disposition entlassen werden sollen, sind nämlich noch nicht bestimmt und bei ihrer Auswahl entscheidet neben den häuslichen Verhältnissen das Urteil des Hauptmanns. Auf Königsurlaub zu gehen, ist ja aber der höchste Wunsch des Musketiers. Da sitzen sie denn mit sorgenvoll gesenkten Häuptern und rechnen sich gegenseitig jeden Makel und jeden Fehl vor, der an ihnen haftet, bis endlich das erlösende Wort gefallen ist und sie froh nach Hause melden können: ich komme! Die Gewißheit, daß nur die Würdigsten schon nach zwei Jahren entlassen werden, ist ein mächtiger Sporn für die ganze Ausbildungszeit.

Allmählich fängt man in der Kaserne an, sich sehr stark der Arithmetik zu widmen. Jeder Tag wird in den Kalendern sorgsam an- oder vielmehr ausgestrichen, und kühne Elemente können es sich nicht versagen, in allen möglichen und unmöglichen Winkeln und Ecken das geflügelte Wort anzukreiden: „Reserve hat nur noch vier Wochen!" Kaum ein Quartier in den letzten Herbstübungen, wo diese Berechnung nicht bis auf Tag und Stunde genau festgestellt und an der Scheunenwand verewigt wird — genau so, wie wir als Kadetten uns einen Kalender anlegten, in dem von Weihnachten bis zu den Hundstagsferien jeder Tag durch einen schwarzen Strich bezeichnet wurde; je mehr die Schwärze räumlich zunahm, desto freudiger schlug das Herz, bis wir laut aufjubelten: „Nun nur noch acht — nun nur noch vier Tage!"

Endlich ist denn auch den Reservisten der große Tag gekommen, und zwar ist es fast stets der Tag unmittelbar nach der Rückkehr vom Manöverfelde, an dem die Entlassungen stattfinden. In aller Eile werden die „Lumpen" — die Bekleidungsgegenstände im respektswidrigen Kasernenjargon — auf der Kammer abgegeben und dafür die Reservistenanzüge empfangen: jeder Mann erhält nämlich bei seiner Entlassung einen vollständigen, freilich nicht gerade ganz neuen „Entlassungsanzug,"



Es lebe der Reservemann! Zeichnung von C. W. Allers.

an dem er möglichst schnell die Achselklappen rund aufrollt, ein untrügliches Zeichen des glücklichen Reservemannes, das leider unser Zeichner auf seiner allerliebsten Skizze übersehen hat. Dann findet noch einmal großer Löhnungsappell statt, der Hauptmann spricht seinen Leuten noch einmal einen herzlichen Segenswunsch für die Zukunft aus; die Marschkompetenzen nach der Heimat werden ausgezahlt, die Militärpässe ausgehändigt und die Stammrollen schriftlich anerkannt: jeder Mann hat sich zu erklären, ob er irgend welche Versorgungsansprüche zu haben glaubt, ob er vielleicht auf Grund irgend einer Dienstbeschädigung Invalidenbenefizien nachzusuchen gedenkt.

Schließlich geht's ans Abschiednehmen von den zurückbleibenden Kameraden, und dann ziehen die Reservisten in langen Zügen mit Sack und Pack zum Bahnhof — der eine in seinem Entlassungsanzuge, der andere in seinen Extrasachen, der dritte schon im Gewande des friedlichen Bürgers. Die bunte Mischung unsers Heeres aus allen Berufs-

klassen kann man in diesen Zügen recht deutlich erkennen, jene bunte Mischung, welche unsere Armee so ganz als unser Volk in Waffen erscheinen läßt.

Die Lokomotive pfeift — Adjes Garnison — Adjes Kommiß — die Heimat winkt — wenige Stunden noch und wir werden jubelnd den Vater und die Mutter, das Bräutchen nicht zu vergessen, in die Arme schließen! Hurra! „Es lebe der Reservemann! Wer treu gedient hat seine Zeit, dem sei ein volles Glas geweiht!"

Wie anders gehen sie hinaus aus der Garnison, als sie gekommen sind. Aus den Jünglingen, als die sie die Kaserne betraten, sind nicht nur körperlich Männer geworden, auch geistig haben sie sich ausgewachsen in der großen Schule, die unser Heer im Frieden für das ganze Volk bildet: sie haben selbständig denken und selbständig handeln, sie haben Ordnung lieben und gehorchen gelernt, physisch und moralisch sind sie gestählt nicht allein für die Aufgaben des Krieges, nein für das ganze Leben. Und sie fühlen das selbst sehr gut, unsere Reservisten, daß sie denn doch noch mehr als nur den Parademarsch oder die Griffe mit hinausnehmen aus ihrer Dienstzeit, es sind verschwindend wenige unter ihnen, die nicht in dankbarer Erinnerung anerkennen, daß sie andere, ganz andere „Kerle" geworden sind. Verschwindend wenige sind es überhaupt, die ihrer Dienstzeit und ihren Vorgesetzten nicht ein freudiges, dauerndes Andenken bewahren, und an diesen wenigen ist nichts verloren — die weitaus überwältigende Mehrzahl denkt allezeit gern und stolz an ihre Waffe und an des Königs Rock zurück: an des Königs Rock, den sie mit Ehren getragen, an die Fahne, der sie Treue geschworen, und die sie nicht verlassen werden in Not und Gefahr, wenn ihr oberster Kriegsherr sie zur Verteidigung von Thron und Vaterland ruft!

Sp.



Zierden der Schmuckplätze Berlins. Aus den neuen Anlagen des Dönhoffsplatzes.
Nach dem Leben von C. Koch.

Das Flottenmanöver an der unteren Weser.

Mit Stolz und Genugthuung hat jeder Deutsche seit der Entstehung des Reiches das Erstarken seiner Flotte wahrgenommen. Noch vor zwanzig Jahren galt Deutschland für unfähig, auf der See den Feinden mit Erfolg entgegenzutreten, heute steht es mit in der ersten Reihe der Seemächte. Gewaltige Kolosse sind im Laufe dieser Jahre auf deutschen Reeden entstanden, und alljährlich werden neue Riesenschiffe vom Stapel gelassen. Es ist dem deutschen Kaiser darum zu thun, um seinem Volke den Frieden zu erhalten, auch auf der See den angriffslustigen Feinden des Deutschen Reiches eine Kriegsmacht entgegenzustellen, die alle Gelüste des Feindes in Schranken hält. Folgt nun der Deutsche allen militärischen Schauspielen, die ihm zu Lande in der Zeit der Manöver geboten werden, schon mit großem Interesse, so muß für ihn der Krieg in Friedenszeit, den die stolze Flotte auskämpft, der größte Anziehungspunkt sein. Den Beweis hierfür gab am 6. September der Anblick der Gegend an der unteren Weser, von wo aus der Verlauf des großen Flottenmanövers am besten verfolgt werden konnte. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich hier zusammengedrängt, um Zeuge des herrlichen Schauspiels zu werden. Allen unsern Lesern aber, denen es nicht vergönnt war, dem Manöver beizuwohnen, wird eine Schilderung desselben sehr willkommen sein.

Der Manöverplan ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, daher sind alle Vermutungen über denselben nicht mit Bestimmtheit als richtige hinzustellen. Am wahrscheinlichsten dürfte aber sein, daß eine feindliche Flotte den Versuch macht, in die Weser einzudringen, d. h. die Linie der Weserforts zu durchdringen, die Reede von Bremerhaven zu erreichen, Bremerhaven, Geestemünde zu beschießen, um womöglich eine Landung zu bewerkstelligen. Die feindliche Flottille schickt zu diesem Zwecke vier Schiffe aus, es sind: das Panzerschiff „Oldenburg" und die Fregatten „Gneisenau", „Moltke" und „Stein". Der Panzerfahrzeugsflottille: „Mücke", „Viper", „Salamander" und „Chamäleon", der Torpedobootsflottille mit dem Flottillenschiff „Blitz", auf welchem sich der Befehlshaber einer Torpedodivision, Prinz Heinrich von Preußen befindet, und der Besatzung der Weserforts fällt die Aufgabe zu, der feindlichen Flottille den Eingang zu verwehren.

Es war kurz nach 2 Uhr nachmittags, als die vom Angriffsgeschwader ausgesandten vier Schiffe die Wesermündung herauffuhren. Ihre erste Aufgabe war die von ihr bei Salzhörn und Fedderwarden entdeckte Minensperre zu beseitigen. Es mißglückte jedoch, und im Fall des Ernstes wäre dem Feinde bereits hier der Untergang sicher gewesen, wenn er versucht hätte, weiter vorzurücken. Die vier feindlichen Kriegsschiffe gingen nun an ihre weitere Aufgabe. Mit steigender Flut dampften die gewaltigen Kolosse auf die Forts zu; ohne daß ein Schuß gefallen wäre, kam der Feind in deren Nähe. Da wie auf einmal entluden sich die Feuerschlünde auf den Schiffen, Salve auf Salve wurde auf die Forts abgegeben, um den Durchgang zu erzwingen. Aber die Besatzung der letzteren erwiderte das Feuer auf das lebhafteste, und es unterlag für den Eingeweihten keinem Zweifel, daß diese Feuerlinie kein Feind zu durchdringen vermocht hätte. Auch hier hätte der übermütige Gegner den schleunigen Rückzug antreten müssen, wenn er seine Schiffe nicht der Vernichtung preisgeben wollte. Drittens aber lag dem feindlichen Geschwader ob, Bremerhaven und Geestemünde zu beschießen. Mit großer Geschwindigkeit fuhren die vier Kriegsschiffe weiter die Weser herauf, und in der Nähe dieser Orte angelangt eröffneten sie ein anhaltendes Feuer auf dieselben. Aber auch hier drohte ihnen das Verderben. Im Nu schossen aus dem Geestemünder Vorhafen die Torpedos hinaus, und noch ehe „Gneisenau", „Moltke" und „Stein" sich zur Wehr setzen konnten, waren die kleinen gewandt gesteuerten Fahrzeuge mit staunenswerter Geschwindigkeit den großen Schiffen auf den Leib gerückt und hätten diese sicher mit ihren Torpedos in die Luft gesprengt. Nur das Panzerschiff „Oldenburg" hielt durch wohlgezielte Schüsse die verderbenbringenden Fahrzeuge von sich fern. Den Angriff der Torpedos unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich auf die vier Kriegsschiffe stellt aber unser umstehendes Bild dar.



Panzerschiff Oldenburg — Stein, Gneisenau, Moltke (Kreuzerfregatten). — Aviso Falke

Die kleinen Schiffe sind die Torpedoboote.

Das Flottenmanöver am 6. September an der unteren Weser: Angriff der unter Oberbefehl des Prinzen Heinrich stehenden Torpedoboote auf die vier Kriegsschiffe: Oldenburg, Stein, Gneisenau und Moltke.

Die Flotte kann dem Torpedoangriffe nicht standhalten und muß weichen. Die Fregatten senken die Fahne und treten als geschlagen und kriegsuntüchtig den Rückzug an. „Oldenburg" aber nimmt unter heftigem Feuern schleunigst Reißaus.

Durch die ersten Forts kommt das Panzerschiff glücklich durch, bei Fort Brinkamahof aber wird es mit solchem Geschützfeuer begrüßt, daß es seine Flucht aufgibt, die Weser wieder aufwärts steuert und sich ebenfalls ergibt.

Pyrmont einst und jetzt.

Von Dr. Adrian Schücking.

Ein letzter diskreter Wink unsers trefflichen Kapellmeisters — ein melancholisch ausklingender Schlußakkord — dann ist es still in dem hohen monddurchfluteten Lindendom der zweihundertjährigen Hauptallee.

Nur vom Brunnenplatze her tönt es wie dumpfes Grollen — die Brodelquelle tobt in ihrem gläsernen Kerker wie Kühleborns Quelle im Schloßhofe ihrer Undine entgegen. Die Lichter erlöschen ringsum — es ist Zeit aufzubrechen — doch ein müdes Träumen hat uns erfaßt und fesselt uns noch an unsere Ruhebank. Leise Nebel schwellen und brauen auf dem weiten Rasen des Kurparkes — es ist Herbst geworden — und heute war ja der letzte Abend unserer Kurzeit.

Da wandern die Gedanken zu längst entschwundenen Zeiten hinüber und eine sonderbare Vision nimmt uns gefangen.

Die grauen Nebelschleier geraten in Bewegung, wallen auf und nieder, und aus dem unruhigen Gewoge lösen sich jetzt deutlich Gestalten ab, die wir an diesem Orte nie gesehen. Jene sind es, die einst hier der Quellgottheit geopfert — seit achtzehn Jahrhunderten — und dahingegangen sind wie die falben Blätter, die dort langsam im Herbstwinde zur Erde schaukeln.

Große blonde Menschen nahen uns, den Körper in Tierfelle gehüllt, auf dem Kopfe den drohenden Schmuck der Germanen — das Horn des Urs und hochragendes Hirschgeweih — über die Schultern gehängt Framen, Bogen und Schild. Viele zeigen schwere Wunden, und manche drohen zusammenzubrechen — Gefährtinnen begleiten sie — hohe Frauengestalten mit rotblondem langwallenden Haar, in Kleider aus Leinen von Purpurstreifen durchzogen gehüllt, Arme und Brust entblößt, mit kraftvoll entwickelten Muskeln und vorspringenden Sehnen. Sie kommen von weither gezogen, dem in einer Lichtung des Waldes wie in einem Tempel der Freya gelegenen Quell entgegen, um beim Trunke des Eisenwassers, im schäumenden Bade Kräfte zu neuem Kampfe und neuen Mühen zu sammeln. Bald sind sie unserm Auge entschwunden. Langgezogene schrille Töne dringen an unser Ohr wie von Syrinx und Flöte — ein unendlicher Zug naht heran — eine römische Legion — Adler und Manipelzeichen voran. Hastaten, Prinzipier und Triarier in strenger Ordnung einander folgend — in Sagum und Penula gehüllt — Kohorte auf Kohorte.

In weitem Rund lagern sie sich um die Quelle. Nur kurze Rast ist ihnen vergönnt — da ertönen Schlachtsignale — sie brechen hastig auf, dem nahen Teutoburger Walde — dem sicheren Untergange entgegen.

Wieder teilt sich der Nebel, und ein herrliches Bild zeigt sich unsern entzückten Blicken. Hoch zu Roß erscheint ein Mann im Waffenschmucke der Franken — eine ehrfurcht gebietende mächtige Gestalt mit feurigem Auge und weißem Lockenhaar. Er trägt die Abzeichen der kaiserlichen Würde. Der große Karl ist es — seine Paladine und die Großen des Reiches folgen ihm in glänzendem Zuge — auch den Sachsenherzog Wittekind, den Herrn des Landes, erblicken wir unter ihnen. Der brodelnde Quell ist ihr Ziel — auf einen Wink des Kaisers entsteht am Thaleingange ein befestigtes Lager — Lugdunum — Lügde.

Immer neue Erscheinungen tauchen auf und drängen sich um die Quelle — Hermann der Billunger, der Mönch Widukind von Korvey, Otto, Enkel Heinrich des Löwen, zahlreiche Kreuzfahrer, unter ihnen der Graf von Gleichen, Äbte von Korvey, und Bischöfe von Paderborn und Münster.

Mit einemmal erblicken wir ein Schauspiel so wirr und absonderlich wie ein toller



Pyrmont: Die große Allee vor hundert Jahren. Gezeichnet von G. F. Weitsch.





Pyrmont: Die große Allee von heute. Gezeichnet von W. Geißler.

Traum, und doch ist es ein getreues Bild jener Tage, von denen uns der Chronist erzählt:

„Im Jahre 1556 war dieser edle heilige Brunnen eines großen Ansehen, Würden und Namens, nicht allein in Deutschland, sondern auch in allen Provinzen durch die ganze Christenheit, Frankenreich, Engelland, Schottland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und ganz Italien berühmt, und seiner Tugend halber überaus bekannt und ruchbar, also, daß er unversehens anfing, zu unzähligen Krankheiten nützlich und heilsam gebraucht zu werden. Und ging es dieser Orten nicht anders zu, als wenn's lauter Aqua vitae, Fons salutis, ja Christus, der lebendige Brunnen, selbst gewesen, so wirklich in diesem Wasser selbst operieret hätte. In Summa, Menschenzungen, Schreiber und Dichter hätten nicht genugsam seine edle Kraft, Tugend und Operation anreden, schreiben oder verfassen mögen." Er bemerkt dann, daß man das Wasser Hunderte von Meilen in Tonnen fortgeführt hätte, daß die benachbarten Dörfer Odesdorf und Holzhausen die Menschen nicht hätten fassen können, daß kein Bier und Brot mehr zu bekommen gewesen. „Unter vier Wochen waren allhier zehntausend Menschen, so dieses Wunder zum Teil ardore visendi, zum Teil durch verursachte Notdurft visitieren. Unter einem Vierteljahr war eine solche Menge Volkes daselbst vorhanden, daß das Volk Lager im Walde aufschlug, öffentliche Scharren, Fleisch-, Bier- und Brothäuser anstiftete ꝛc."

Welche denkwürdigen Namen sind nach dieser Zeit an dieser Stätte versammelt gewesen! Der kaiserliche Generalfeldmarschall Graf Pappenheim in Begleitung seines Leibarztes Volmann — der Paderborner Erzbischof Heinrich von Bremen in Wehr und Waffen — schwedische und ligistische Generäle, die Königin von Dänemark, König Georg von England, Wilhelmine Christiane, Kurfürstin von der Pfalz, Chr. Albert Herzog von Holstein, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nebst Gemahlin und Sohn mit großem Gefolge und einem Marstall von 200 Pferden einziehend, Herzog Ernst August von Hannover nebst Gemahlin und Schwester Sophie Charlotte, späteren Königin von Preußen. Wir sehen das Jahr 1681 vor uns aufsteigen, in dem vierzig Könige und Fürsten hier versammelt waren. Dann erblicken wir sie, die Schöpfer neuer Epochen der Geschichte — Peter den Großen, König Georg den Ersten in Begleitung des Philosophen Leibniz, König Friedrich von Schweden, Friedrich den Großen in Begleitung des Staatsministers Cocceji — sie alle schöpfen aus unserer Stahlquelle.

Besteht nicht vielleicht ein Zusammenhang zwischen dem zweiten Aufenthalt des Siegers von Roßbach, Leuthen und Liegnitz in unserm Kurort und der Thatsache, daß seine Verbündeten, die Engländer, das nahe Hastenbeck bald darauf zum Schlachtfeld wählten, wo sie indes von unserm Erbfeinde, den Franzosen, geschlagen wurden? Aus den Zeiten des Aufenthalts Friedrichs des Großen in Pyrmont stammt auch der hier wiedergegebene interessante Holzschnitt, der die Allee etwa um das Jahr 1750 zeigt.

Nach König Friedrich Wilhelm III, der zweimal Pyrmonts Kurgast war, erscheint die rührende, hoheitsvolle Gestalt der Königin Luise — noch steht am Schellenberge die Buche, in deren Rinde sie ihren Namen eingrub.

Es ist kalt geworden — wir fahren fröstelnd aus unserm Träumen auf und sind allein mit dem bleichen Mond und den düsteren Baumriesen. Die Geister der Abgeschiedenen, die wir zu nächtlichem Stelldichein in die Allee beschworen, sind uns entschwunden. Dem aber, der sich vertraut gemacht hat mit den alten Zeiten Pyrmonts, dieser Denkstätte glorreicher Entwickelung Deutschlands, möchte es nicht schwer gelingen, meine Vision zu der seinigen zu machen. Welche Fülle kulturgeschichtlicher Namen drängt sich uns aus den alten Kurlisten entgegen: Klopstock, Claudius, Voß, Matthison, Ramler, Kotzebue, Schelling, Grupen, Gleim, Franklin, Möser, Heyne, Wrisberg, Klaproth, Zimmermann, Schlegel, Herder, Harvey, Tischbein, Michaelis, Zachariä, Jacobi, Basedow, Chr. und Fr. von Stolberg, Blumenbach, Humboldt, von Senkenberg ꝛc., sie alle waren Pyrmonts Kurgäste.

Im Jahre 1801 weilte Goethe vier Wochen hier und zwar vom 15. Juni bis zum 15. Juli. Es liegt aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ein Brief in zwei Abteilungen von Goethe an Schiller aus Pyrmont gerichtet vor. Die erste Abteilung stammt wahrscheinlich vom

9. Juli, die zweite vom 12. Juli. Im zweiten Briefe wird unter anderem erwähnt, daß auch der Herzog von Weimar, Karl August, hier eingetroffen sei und „sich amüsiere.“ In den „biographischen Einzelheiten,“ die dem dritten Bande von Wahrheit und Dichtung beigefügt sind (Kurz, Goetheausgabe), schreibt Goethe:

„Aufenthalt in Pyrmont. Hierbei wäre nachträglich zu bemerken, daß ich daselbst eine sehr weitschichtige Arbeit konzipierte. Im Jahre 1582 (?) begab sich auf einmal aus allen Weltteilen eine lebhafte Wanderschaft nach Pyrmont ꝛc.,“ und nun gibt er uns den Entwurf eines Romans, der in Pyrmont spielt und zum Mittelpunkte das damalige wilde und ungeordnete Treiben um den heiligen Quell hat, die Abenteurer schildert, die dort zusammenströmten, als Helden aber und „sittlichen Mittelpunkt“ uns einen Ritter zeigt, der, an der Spitze einer Pilgerkarawane mit seinen Knappen einziehend, Ruhe und Ordnung stiftet, und um den sich ein neuer Kreis von Rittern schart. Der Entwurf endet mit dem Auftreten dreier echt Goethescher symbolischer Figuren, geheimnisvoller, „langfaltig blendend weiß gekleideter Männer,“ Jüngling, Mann und Greis, die in die „sittliche und wohldenkende“ Gesellschaft der Ritter treten. Was wir uns unter diesen Männern zu denken haben, bleibt rätselhaft; jedenfalls würde man die Rollen zur Zeit passender drei Damen zuteilen. Zum Schluß bemerkt Goethe zu diesem Entwurfe: „Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthaltes, ingleichen auf der Rückreise. Weil aber, um dieses gehaltvoll und lehrreich zu machen, gar manches zu studieren wäre und viel dazu gehörte, dergleichen zersplitterten Stoff ins Ganze zu verarbeiten, so daß es würdig gewesen wäre, von allen Badegästen nicht allein, sondern auch von allen deutschen, besonders niederdeutschen Lesern beachtet zu werden, so kam es bald in Gefahr, Entwurf oder Grille zu bleiben.“

Rabe nahm den Gedanken Goethes — in anderer Richtung allerdings — wieder auf und schilderte in dem Romane „Der heilige Born“ diese Zeiten Pyrmonts mit hinreißendem Humor.

1839 weilte die Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher in Pyrmont. Nicht vielen wird es bekannt sein, daß Albert Lortzing von 1826 bis 1833 als Schauspieler an der Pyrmonter Bühne engagiert war und dort „Der Pole und sein Kind“ und Szenen aus Mozarts Leben komponierte. Zar und Zimmermann verfaßte er nicht hier, wie an anderen Stellen angegeben ist, noch etwa in Münster, sondern erst 1837 in Leipzig.

Wir machten vorhin die Pyrmonter Allee zum Ausgangspunkte unserer geschichtlichen Exkursion — ihr wollen wir auch den Schluß unserer Betrachtung widmen.

Wenn wir, mit den Worten unsers Führers*) zu sprechen, in der Pferdebahn oder im Wagen mit dem neuen Ankömmlinge — sei es der unerfahrenen jungen Dame, die mit scheuem Respekt vor den Mysterien eines großen Kurortes Pyrmont betritt, sei es mit der Vielgereisten, die angeblich in jedem bekannteren Bade schon einigemal war und es merkwürdigerweise stets anderswo besser gefunden hat — über den Kaiserplatz unsern Einzug halten, so frappiert alle zunächst eins — „die Allee.“ Diese Allee bildet den Grundstock zu einer sehr reich sich entwickelnden Anlage von schönen alten Alleen, die den wundervoll angelegten, leider von der Hauptallee abgeschnittenen Kurpark begrenzen und durchschneiden. Ein lichtvoller Durchbruch seitlich von der Allee zum Kurpark und die Errichtung eines neuen Kurhauses im Park erscheint allen Besuchern des Bades als ein unabweisliches Bedürfnis. Diese Hauptallee ist der Mittelpunkt des ganzen Badelebens. Wie mancher Römer allein im Flanieren auf dem Korso den Tag zuzubringen versteht, so stellt die Allee für manchen Kurgast den fast ausschließlichen Schauplatz seiner Tagesbeschäftigung dar. Liegen doch auch Lese-, Konzert-, Ballsaal, Restaurants und Kaufläden an dieser Baumstraße, winken doch am Abend dort die Räume des trefflich geleiteten Theaters, mit dessen Geschichte die Namen eines Devrient, Wurm, Eßlair, Lortzing, Haase verknüpft sind. Selbst ein so strenger Kritiker wie Goethe schreibt aus Pyrmont an Schiller (am 9. Juli 1801): „Bei dem hiesigen Theater sind mehrere Subjekte, die ein recht gutes Äußerliches haben und perfektibel scheinen.“ Ich verstehe recht wohl den Enthusiasmus derer, denen die Allee dann am

*) Bad Pyrmont von Dr. Schücking. 2. Auflage. Pyrmont 1887. G. Uslar.

schönsten erscheint, wenn morgens um die siebente bis neunte Stunde bei den Klängen unserer berühmten Brunnenmusik sich in dichten Scharen das high life der Brunnentrinker auf der fünfhundert Schritt langen Mittelbahn auf und nieder bewegt. Auch mich freut es, wenn abseits, wo es zuweilen nicht ganz so nikotinfrei hergeht, niederdeutsch redende Landbewohner, übrigens prächtige, brave und immer bescheidene Leute, den genossenen Stahl- und Salzbrunnen spazieren führen oder, wie Johann Eickel (1608) sagt: „Sitzen, gehen und stehen und zechen des Bronnens mit Macht, ein jeder nach seiner Proportion und Gelegenheit.“

Und doch ziehe ich diesem bunten interessanten Bilde, wie es unser Künstler so meisterhaft dargestellt, die erste Morgenfrühe vor, wenn im Kurpark auf dem frischen Grün der Rasenplätze noch schimmernder Tau liegt und durch die Lücken der sich im Morgenwinde wiegenden Baumkronen flüchtige Sonnenlichter huschen, um dem einsamen Spaziergänger den Weg zu kreuzen, wenn statt der Flöten und Geigen der Kapelle die ersten Vogelstimmen den Tag einläuten.

Für den Kenner landschaftlicher Schönheiten ist noch ein chef d'oeuvre aufgespart, und das ist der Blick vom Brunnenplatze durch die Allee über die Fontäne hinweg auf den grünen Samtteppich der Lügder Wiesen, von schattigen Baumgruppen belebt, und weiterhin auf den in duftiger Ferne verschwimmenden Schwalenberger Wald — wohl keiner wird sich dem Zauber dieses Anblickes entziehen können.

Oberhalb der „drei lustigen Spaziergänge in der angenehmen Lindenallee,“ wie Seipius sagt, entquillt der heilige Born, die Stahlquelle, die nebst den Solquellen und Moorbädern alljährlich so viele Tausende Bleichsüchtige, Nervenschwache und an Frauenkrankheiten Leidende veranlaßt, ihre Genesung hier zu suchen, den Worten des Dr. Mören folgend, der 1699 schrieb: „Zu diesem Brunnen wolle eylen das ob zwar schöne und zarte, doch mit vielen Beschwerlichkeiten bestrickte Frauenzimmer.“

Der Vorzug Pyrmonts vor ähnlichen Bädern, nicht nur die stärksten und am leichtesten verträglichen Eisenquellen zu besitzen, sondern auch durch seine Solquellen und Salztrinkquellen die Kombinierung aller denkbaren Trinkkuren zu gestatten, ist ja genugsam bekannt.

Bei der Neufassung der Stahlquelle wurde der bekannte Pyrmonter Quellenfund — Hunderte von römischen und germanischen Schmuckgegenständen, darunter Münzen von Domitian bis Caracalla, die der Quellgottheit geopfert sein mußten — zu Tage befördert. Der Hauptfund befindet sich in Arolsen, mehrere Fibulen im Besitze des Herrn Bürgermeisters von der Heyde.

Kontraste sollen die Wirkung verstärken, und so gefällt es vielleicht angesichts der von heiterem Sonnenschein, Blumenduft, Glanz und Leben erfüllten Umgebung des Stahlbrunnens an ein anderes Antlitz dieser Stätte zu erinnern, wenn in sternenklarer Winternacht hoher Schnee alles ringsum deckt, auch das gläserne Dach über dem brodelnden Brunnen einhüllt und die rot aufglühenden Fenster der Häuser ringsum anheimelnde Bilder vor unsere Phantasie zaubern. Bleicher Mond füllt Platz und Gassen; in der einsamen Allee, deren mächtige Linden unter der weißen Last sich beugen, unterscheidet man die unbestimmten Umrisse eines verspäteten Klubbesuchers — aus der Ferne klingt Schlittengeläute silberhell an unser Ohr.

An dem Kurpensionat und den neuen Anlagen des Verfassers vorüber gelangen wir zu einem Kirchlein, das in früheren Zeiten der recht ansehnlichen Quäkergemeinde des Ortes zur Versammlungsstätte diente. Dasselbe war einst der Schauplatz einer höchst romantischen Begebenheit.

Am 21. August 1781 wurde hier durch einen schottischen Geistlichen eine geheime Trauung vollzogen zwischen einem englischen Prinzen, dem späteren König Wilhelm IV von England, und Fräulein Karoline von Linsingen, Tochter des Generalleutnants von Linsingen, Chef des zweiten hannöverschen Infanterieregiments. Nach dreizehnmonatlicher Ehe wurde die Verbindung entdeckt und der Prinz abberufen. Die Ehe war nach englischem Ritus bindend, doch der Prinz war nicht Manns genug, um in dem Kampfe der gegendrängenden Verhältnisse zu bestehen, er schob die Entscheidung, ob die Ehe aufgehoben werden solle, seiner Frau zu. Sie trat schwer gekränkt zurück. Nach erfolgter Scheidung ließ der Prinz nichts mehr von sich hören; die junge Frau siechte hin und starb. Kurz vor der Beerdigung erklärte einer der Ärzte, ein junger Mann, die Anzeichen des Todes nicht für sicher, infolgedessen die

Bestattung aufgehoben wurde. In der dritten Woche (?) erwachte sie wirklich und erholte sich unter sorgsamer Behandlung des jungen Arztes zu neuem Leben. Der Arzt, Dr. Meinecke, heiratete sie dann, doch war die neue Ehe nicht glücklich. Sie verbrachte ihr ferneres Leben in armseligen, drückenden Verhältnissen und starb fünfundvierzig Jahre alt.

An der Südseite des Kurparkes erhebt sich das malerische, in interessanter Terrassenbildung sich aufbauende fürstliche Schloß mit breiten, von Schwänen gefurchten Wassergräben und uralten, die mächtigen Wälle krönenden Bäumen — das Ganze mit seiner viele Jahrhunderte umfassenden romantischen Geschichte an ein Chamissosches Gedicht mahnend. Wollte ich noch auf die mannigfachen landschaftlichen Reize des Ortes oder der nahen Umgebung, Hameln, die Weserberge, den Teutoburger Wald, Hermannsdenkmal und die Externsteine einen Blick werfen, wir würden kein Ende finden. So wollen wir denn mit dem Ausdrucke der Hoffnung schließen, daß Pyrmont als Eigentum des fürstlichen Domaniums unter den großen weit ausschauenden Gesichtspunkten der unermüdlich thätigen Domanialverwaltung und ihres Vorsitzenden, des Herrn Geheimrat Varnhagen, auf eine große Vergangenheit eine größere Zukunft folgen lassen wird, damit das Wort Goethes (1801) sich erfüllt:

„So ließe sich auf die künftige Größe Pyrmonts in eine freundliche Ferne lichtvoll hinaussehen."

Das preußische Staatsschuldbuch als Bankier.

Von A. Oskar Klaußmann.

Johann, der „muntere Seifensieder," brachte bekanntlich dem Manne, der ihm seinen Gesang abgekauft hatte, das Geld wieder zurück, weil ihm die Aufbewahrung des Schatzes Kummer, Sorgen und Angst brachte. Auch heute noch ist der Besitz großer Reichtümer für viele Menschen mit mancherlei Schwierigkeiten, Kümmernissen und Ängstlichkeiten verbunden. Das Wort des lateinischen Dichters: „Glücklich sind die Besitzenden!" ist nicht immer in vollem Umfange wahr.

Immerhin kann sich der Kapitalist unter Umständen aller Sorgen um sein Vermögen begeben, wenn er sich als Gläubiger in das „preußische Staatsschuldbuch" eintragen läßt. Die Verwaltung dieses eigentümlichen Buches befindet sich in Berlin in der Oranienstraße Nummer 94. In zwei Etagen dieses Gebäudes arbeiten hier bei der Königlichen Hauptverwaltung der Staatsschulden zahlreiche Beamte, die sich lediglich mit dem Staatsschuldbuch und den Eintragungen in dasselbe beschäftigen.

Der Verkehr zwischen dem Publikum und jenem großen Schuldbuche, von dem Tausende von Menschen wünschen, daß es „nie vernichtet werden möge," ist so interessant, daß wir denselben im folgenden zu Nutz und Frommen aller Kapitalisten schildern wollen.

Jeder Inhaber von preußischen Konsols zu $3\frac{1}{2}$ oder 4 Prozent hat das Recht, sein Eigentum und seinen Anspruch an den Staat auf ein besonderes Konto des Staatsschuldbuches eintragen zu lassen. Wer also z. B. zehntausend Mark mit unfehlbarer Sicherheit anlegen will, der begebe sich in jenes Haus, nachdem er sich für sein Geld preußische Konsols beschafft hat. Diese Konsols überreicht er mit einem Nummernverzeichnis, gibt seinen Namen sowie seine Wohnung an und erklärt, wer außer ihm oder nach seinem Tode berechtigt sein soll, das Geld zu erheben, und ob er die vierteljährlichen Zinsen selbst abholen wolle, oder wohin ihm dieselben per Post nachzuschicken seien. Er kann dann ruhig seines Weges gehen und erhält höchstens, wenn er es wünscht, eine Empfangsbescheinigung, welche er indes sofort in den Papierkorb werfen kann, weil sie gar nichts bedeutet. Es soll eben der in das Schuldbuch eingetragene Gläubiger des Staates nichts in die Hände bekommen, was wie ein Dokument aussieht, weil der Verlust eines solchen Dokumentes Nachteile für ihn herbeiführen würde.

Die dem Schuldbuche eingereihten Kon-

sols werden auf ihre Echtheit geprüft, dann unter eine Stempelmaschine gebracht, die ein mechanisches Kunstwerk ist, und werden auf einen Schlag, hervorgerufen durch eine Umdrehung des schweren Vertikalrades, mit einem sternförmigen Stempel durchlocht und unbrauchbar gemacht. Dann werden die Papiere beiseite gepackt, um bei dem nächsten Autodafee von Staatsschulden, d. h. bei der Verbrennung eingezogener Kassenscheine und Wertpapiere, in einem eigentümlichen Ofen verbrannt zu werden, der sich im Hofe desselben Gebäudes in einem besonderen Raume befindet.

Auf den Namen desjenigen, der die Papiere übergeben hat, ist nun ein besonderes Konto angelegt worden, auf welchem vermerkt steht: „Heute zahlte N. N. so und so viel Stück $3^1/_2$ beziehungsweise 4prozentige Konsols, in Summa so und so viel Mark und behält sich das Verfügungsrecht allein vor. Nach seinem Tode erhalten das Verfügungsrecht die und die Personen. Die Zinsen sind ihm vierteljährlich da und da hin zu senden." Dieser zum „Staatsgläubiger" gewordene Kapitalist ist jetzt in der That aller Sorgen um sein Geld enthoben. Er kann weder das Geld noch irgend eine Quittung oder einen Koupon verlieren, das Geld kann ihm nicht gestohlen, veruntreut oder entwertet werden, und doch hat er das Recht, ohne weiteres hinzugehen und es wieder zu erheben. Es gehört dazu allerdings ein notarieller Akt, aber die ganze Sache dauert in Berlin höchstens achtzehn Stunden und von außerhalb durch die Post drei Tage. Selbstverständlich bekommt aber der Gläubiger, der sein Konto löschen läßt und seine Einlage zurückzieht, nicht bares Geld, sondern je nach seinem Wunsche entweder $3^1/_2$ oder 4prozentige Konsols. Behält er aber sein Konto, weil er bald einsehen wird, wie bequem diese Art der Geldaufbewahrung ist, so ist es ihm gestattet, Vermerke und Bevollmächtigungen über Änderungen in der Person oder der Wohnung des Kapitalgläubigers oder des Zinsberechtigten, sowie über Änderungen des Weges, auf welchem die Zinsen gezahlt werden sollen, eintragen zu lassen, Zuschüsse zu machen ꝛc.

Die Gebühr, die für Eintragungen und Löschungen gezahlt wird, ist eine außerordentlich geringe. Sie beträgt nämlich von tausend Mark nur fünfzig Pfennige, wächst auch über zweitausend nur sehr langsam, so daß beispielsweise für zwanzigtausend Mark erst fünf Mark Einschreibegebühren zu zahlen sind. Natürlich steht es dem Inhaber eines Kontos auch frei, wenn er Geld braucht, nicht das ganze Konto löschen zu lassen, sondern nur einen Teil der eingezahlten Summe abzuheben, und auch wieder Zuschüsse zu machen. Absichtlich wird dem Publikum die ganze Angelegenheit so sehr als irgend thunlich erleichtert. Die Selbstkosten, die der Staat bei diesen Eintragungen und Löschungen im Schuldbuche hat, sind so bedeutende, daß sie bei weitem nicht durch die geringe Gebühr gedeckt werden, die der betreffende „Staatsgläubiger" zahlt. Das Schuldbuch ist aber eben zu dem Zwecke hergestellt, damit sich der Besitzer von Geld in vollem Umfange gegen die Gefahr schützen kann, durch zufälligen Verlust von Schuldverschreibungen oder Zinsscheinen sein Forderungsrecht selbst einzubüßen.

Hat sich nun eine größere Anzahl von eingezogenen Kassenscheinen oder von Effekten oder Staatspapieren in jenem Hause angesammelt, so wird von der Königlichen Hauptverwaltung der Staatsschulden ein besonderer Tag festgesetzt, an welchem dieselben durch Verbrennen vernichtet werden sollen. Ein schmuckloser Raum, dessen Hauptmobiliar eine breite Barre bildet, wie sie in Ladengeschäften üblich ist, enthält den eigentümlich konstruierten Verbrennungsofen, dessen Zug sich unter dem Hofe hindurch bis zum Schornsteine erstreckt, der an der Gartengrenze des Grundstückes steht. Auf dem Tische liegen aufgestapelte Pakete, von denen jedes eine Anzahl von Effekten enthält. Gewöhnlich repräsentieren die Kassenscheine und Staatspapiere, welche hier in einem Paket zusammengeschnürt liegen, den Wert von einer Million Mark. Es werden nämlich bei einer solchen offiziellen Verbrennung sechzig, achtzig bis hundert Millionen Mark wertlos gemachter Papiere auf einmal vernichtet.

Die Kommission, welche die Verbrennung zu besorgen hat, erscheint, und es wird ein Protokoll über den Beginn der Sitzung aufgenommen. Dann werden die auf der Barre aufgestapelten Pakete nachgezählt, der Vorsitzende bestimmt jedoch unter diesen nachgezählten Paketen noch einzelne, die geöffnet und zur Kontrolle auf ihren Inhalt geprüft

werden müssen; es wird auch genau darauf gesehen, daß zu jedem Talon die betreffenden Zinsscheine vorhanden sind, daß bei defekten Kassenscheinen nicht etwa wichtige Stücke fehlen ꝛc.; dann werden die ersten Pakete in die Glut geworfen, in welcher sie sofort mit heller Flamme zu verbrennen pflegen. Ein leichtes Rauchwölkchen, das aus dem Schornsteine aufsteigt, verkündet der Nachbarschaft, daß wieder einige Millionen außer Dienst in die Luft gegangen sind. Früher hatte die Nachbarschaft auch noch oft genug das Vergnügen, halbverbrannte ehemalige Wertpapiere, die durch den Zug aus dem Schornsteine mit hinausgezogen wurden, zu finden. Diesem Umstande hat man jetzt dadurch vorgebeugt, daß in halber Höhe des Schornsteins ein engmaschiges Drahtgitter angebracht wurde, welches wohl das Ausströmen von Rauch und warmer Luft, nicht aber das Hinausfliegen halb-verkohlter Papierfetzen gestattet. Sind alle auf der Barre in Paketen aufgestapelt gewesenen Wertpapiere in den Ofen geworfen, so wird noch einmal genau nachgesehen, ob dieselben auch wirklich vollständig verbrannt sind. Die Asche wird mit eisernen Stangen sorgfältig durcheinander gerührt und nochmals der Glut ausgesetzt, dann wird das Protokoll geschlossen und von der Kommission unterschrieben. Der Ofen ruht nun wieder, bis — sehr oft schon nach sechs bis acht Wochen, manchmal sogar noch früher — das nächste große Verbrennen stattfindet.

Wer also sein Geld sicher anlegen will, wer sich gar keine Umständlichkeiten mehr mit Dokumenten und Wertpapieren machen will, der befördere sich selbst zu der hochachtbaren Stellung eines „Staatsgläubigers.“ Unser Wunsch aber geht dahin, das sämtliche Leser von jetzt ab in die Lage kommen, ein hohes Konto im preußischen Staatsschuldbuche anzulegen, wenn sie ein solches bis jetzt noch nicht gehabt haben sollten.

Im Traum.

Von Harriot Wolff.

Wenn übers nächtliche Gefild
Die Winde klagend weh'n,
Seh' ich der Mutter teures Bild
Im Geiste vor mir steh'n.

So milde tritt sie vor mich hin,
Wie sie's dereinst gepflegt,
Da, wie zum Segen, mir aufs Haupt
Die Hand sie fromm gelegt.

Und dunkel geht mir durch den Sinn
— Wie wenn ich's einst geträumt —
Daß ich am lieben Mütterlein
So manches, ach, versäumt!

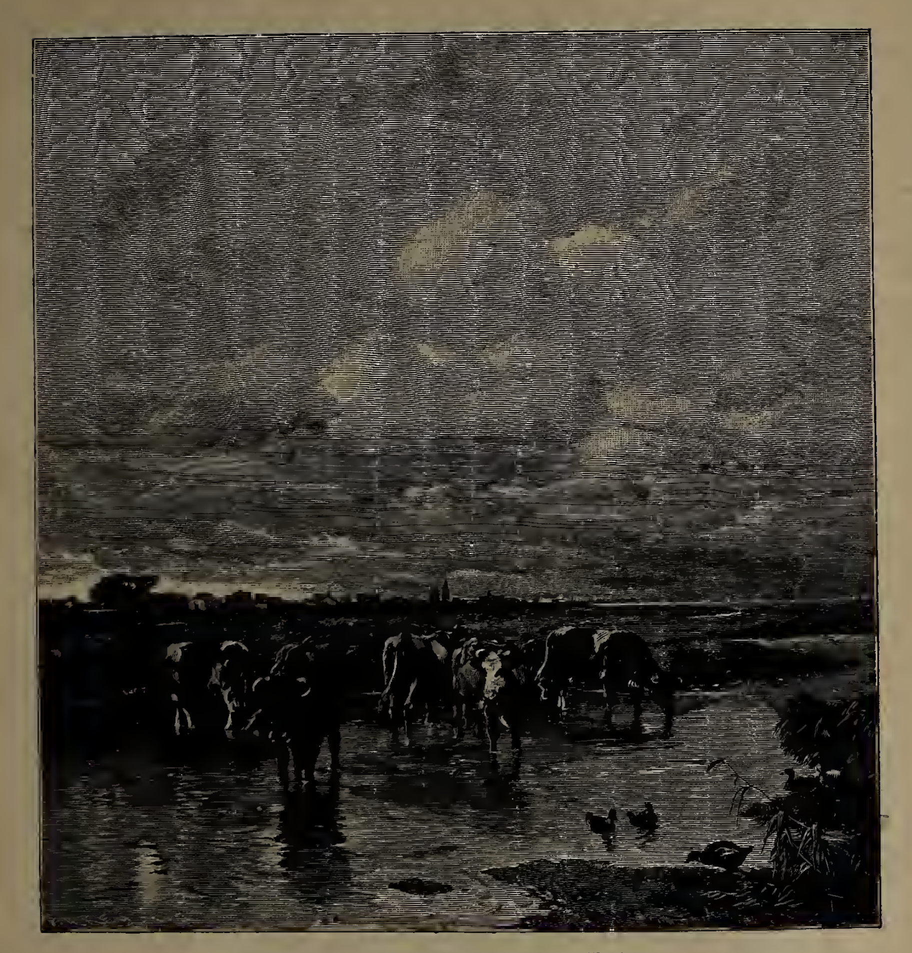
Daß ich mit kind'schem Unverstand
Ihr oft betrübt das Herz,
Und ihr, für alle Sorg' und Müh',
Bereitet Gram und Schmerz.

Mir ist's, als ob mein Mütterlein
Lang', lang' ich nicht geseh'n —
Und all des Kinds Verlangen will
Ich schnell ihr jetzt gesteh'n.

Weil ich ihr Liebes nicht genug
Für ihre Lieb' gethan,
Drum werf' ich mich an ihre Brust
Und seh' sie bittend an.

Und wie ein Kind bedeck' geschwind
Ich Wangen, Mund und Händ'
— Vor Freude ob des Wiederseh'ns —
Mit Küssen ohne End'.

„Mutter!“ — Doch mit dem Zauberwort
Löst sich in Nebel auf
Der süße Traum — noch lange rinnt
Der Thränen bittrer Lauf.



An der unteren Weser. Gemalt von W. Frey.

Hinaus!

Aus dem Seemannsleben. Von Christian Benkard.

„Raus da! Wer liegt da noch? Raus!“

Es ist kein anderer als der Stabswachtmeister, der mit diesen Ausrufen durch das Zwischendeck stürmt, um vereinzelte Langschläfer aus der Ruhe aufzuschrecken.

Langschläfer — allerdings, aber nicht solche, die eine Viertelstunde oder zehn Minuten über die Zeit geschlafen haben, dergleichen gibt es ja an Bord überhaupt nicht. Eine, höchstens anderthalb Minuten, nachdem der Wachtschuß fiel, haben sich die Säumigen noch die Augen gewischt, aber auch das ist schon zu viel des Guten. Sie hätten sofort herausspringen und den Text zur Reveille nicht vergessen sollen:

„Seesoldat, Seesoldat, wache doch auf,
Zurre deine Hängematt' und bringe sie 'rauf,
Kommst du nicht zur rechten Zeit,
So mach dich zum Rapport bereit!“

Dies Verschen gilt auch dem Matrosen, der ebensowenig zum Rapport gestellt sein will wie der „Tümmler,“ denn zwölf Stunden Strafarbeit sind nicht ohne.

„Also 'raus! und schnell in die Kleider!“

„Wem gehört denn dort die Hängematte? — Stabsgefreiter, notieren Sie 'mal die Nummer!“

Der Verfolgte nimmt mit der Schnelle eines Gedankens sein schwebendes Bett auf den Rücken und eilt auf die Luke zu, wo sich der Strom der Nachzügler gestaut hat. Neben der Treppe steht ein Sergeant mit dem Buch in der Hand.

„Hinaus!“ Die drei letzten werden notiert.

Püffe und Stöße von oben und unten, ein Drängen und Schieben, und die Batterie ist erreicht.

„Was? Kommen da immer noch mehr Kerls?“ räsoniert der Feuerwerksmaat. „Vorwärts an Deck! Hinaus!“

Auch diese Klippe wird umschifft, und vier Minuten nach dem ersten Weckrufe sind sechshundert Mann aufgestanden, haben sich angezogen, ihr Bett gemacht, es fortgeschafft und sind fernerer Befehle gewärtig.

Auf das Signal der Bootsmannspfeife folgt jetzt der Ruf:

„Alle Mann: sich waschen!“

Das ist nun an sich leicht gethan, aber man muß Wasser dazu haben. In Seewasser kann man sich nicht waschen. Frisches Wasser aber zum Waschen, das wäre noch schöner! Wer so anspruchsvoll ist, muß mit dem Lastmann, welcher das Wasser verwaltet, gut Freund sein oder mit dem Koch, der noch Thee von gestern abend im Kessel hat.

Richtig, da kommt einer von der Kombüse her und sieht sich rechts und links scheu um; er scheint Wasser zu haben. Wenigstens kann man sich in der Flüssigkeit, welche er in einem Eimer fortträgt, immerhin waschen, obgleich sie etwas braun ist und Theeblätter darin herumschwimmen. Er versteckt sich hinter einem Geschütze und beginnt mit drei oder vier Kameraden, die ihm wie Geier gefolgt sind, die Körperreinigung.

Als er sich gerade abtrocknen will, erscheint der Feuerwerker.

„Was gibt's da? Hier in der Batterie auch noch waschen? Hinaus mit dem ganzen Kram, hinaus!“

„Beide Wachen, Oberdeck und Batterie waschen!“

Dies geschieht mit Seewasser, mit dem man nicht zu sparen braucht. Das wissen die Bootsmannsmaate ganz genau, sonst würden sie nicht zwanzig Eimer auf dieselbe Stelle gießen. Auch dies geht vorüber, und nun erfolgt ein milderer Befehl:

„Backen und Banken!“

„Tische und Bänke“ würde der Landbewohner sagen, aber es dürfte ihm schwer werden, sie hier zu finden. Sie hängen nämlich unter Deck und fallen ihm auf den Kopf, wenn er sie herunternehmen will. Selbst die gewandteste Backschaft hat schon Beulen und Hautabschürfungen bei diesem Manöver davongetragen, das hindert sie aber keineswegs daran, weiter „aufzubacken.“ Das Eßgeschirr, welches je nach dem Reichtum und Geschmack des Eigentümers aus Blech- oder Porzellanschüssel besteht, wird bereit gestellt, dazwischen kommt die Brotback und endlich der mächtige Kaffeekessel. Zu Anfang der Woche kommt noch ein Gefäß mit Butter und eins mit Zucker dazu.

Die beiden letzteren Artikel werden Sonnabends ausgegeben und zwar je ein Pfund per Mann. Wer nun gerade darauf ver-

sessen ist, sein eigener Proviantmeister zu sein, kann sich seinen Teil von dem Backsältesten abwiegen lassen und aufbewahren, dies macht aber Umstände. Es ist also das beste, man ißt von der gemeinschaftlichen Ration so lange bis nichts mehr da ist, welcher Fall spätestens am Dienstag eintritt, denn jeder braucht so viel als möglich, um nicht zu kurz zu kommen. Vom Mittwoch an heißt's dann wieder: „Trockenes Brot macht Wangen rot."

Kaum hat die Hand das Messer weggelegt, so fährt sie schon nach der Kalkpfeife. Daß sich aber ja keiner einfallen läßt, sie im Zwischendeck in Brand zu setzen. Diese Verwegenheit würde nicht nur ein vielstimmiges „Hinaus!" zur Folge haben, sondern auch ganz gewiß noch eine Befreundung mit dem Kriegsgerichte, denn da unten sind die Pulverkammern.

Wo sollte man auch das Feuer hernehmen? Streichhölzer zu führen ist verboten, wer rauchen will, muß sich in die Batterie verfügen, wo unter Aufsicht eines Postens eine glimmende Lunte hängt. Diese wird nach jeder Mahlzeit angezündet und vor Beendigung der Freizeit gelöscht.

Ohne Hilfe wäre es eine langweilige Geschichte, wenn sechshundert Mann sich an derselben Stelle Feuer holen müßten, man hilft sich also gegenseitig aus. Pfeife wird auf Pfeife gelegt, der eine bläst, während der andere zieht, und wenn es noch nicht gehen will, wird mit dem Finger nachgeholfen. Die sogenannten „Tabakschinder" bugsieren dabei mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit außer dem Feuer auch den Tabak aus der Pfeife des Kameraden in die ihrige und ziehen grinsend von dannen.

Ein langer Pfiff läßt die Raucher auseinanderfahren und an Deck stürzen — es war das Signal zum Manöver. Nur ein Achtergast, der noch früh genug zu kommen glaubt, gestattet sich allenfalls noch einen Zug zu thun und mit wehmütigem Abschiedsblick den Rauch in die Luft zu blasen. Doch schon sind ihm die Feuerwerksmaaten auf den Fersen:

„Hinaus da! Haben Sie nicht gehört, daß Manöver ist? Hinaus!"

Mit „Klardeck" strömt ein Teil der Mannschaft wieder in die Batterie, wo sie ein Trommelwirbel zum Geschützputzen ruft. Die Takler geht dies nichts an, was sie den Stabssergeanten, welche sie aus dem Zwischendeck hinausjagen wollen, mit großer Genugthuung begreiflich machen.

„Ich habe kein Geschütz!"

Der Tümmler verschwindet hinter dem Schornsteinmantel und wartet, denn in zwei Minuten ist der Einwand des Matrosen hinfällig.

Zwei Trommelwirbel — Handwaffen putzen!

„Haben Sie etwa auch keine Handwaffen? Zum Gewehrputzen hat's angeschlagen, hinaus!"

Nach der Musterung wird der Rest des Vormittags mit Exerzieren ausgefüllt. Endlich naht die ersehnte Mittagsstunde heran. Nicht allein des Essens und Rauchens halber ist sie willkommen, sondern hauptsächlich wegen der darauffolgenden Ruhe. Die Leute legen sich auf dem Oberdeck und in der Batterie in langen Reihen auf den blanken Boden nieder und schlafen den Schlaf des Gerechten. Mancher von ihnen träumt auch wohl von goldener Zukunft und einem friedlichen Dasein, aus welchem ihn kein Mensch mehr hinausjagt; er vergißt Stabssergeant und Feuerwerksmaat und —

„Wollen Sie vielleicht gleich bis morgen früh liegen bleiben? Antreten zur Arbeitsverteilung, hinaus!"

Der so grausam aus dem Schlummer Gerüttelte erhebt sich und geht aufs Oberdeck, um dort zu erfahren, welche Arbeit er verrichten soll. Ihm ist so unsäglich weh zu Mute, der Schlaf sitzt ihm noch in den Augen, die Glieder sind ihm steif vom Liegen auf den harten Planken und dabei diese Hitze! Im Sturme hat er es noch nie bereut zur See gegangen zu sein, jetzt aber ist er nahe daran, es zu thun.

„Die Topsgäste und Bramsegelsgäste nach oben!" sagt der Bootsmann, die Front abschreitend, und zählt Rotten ab.

„Zwanzig Mann in die Spirituslast zum Bottelier! Dreißig Mann in die vordere Bombenkammer! Dreißig Mann zum Segelverstauen!"

Herrgott, das fehlte noch gerade! Hinunter in die Segelkoje, den engen dumpfen Raum, und dort die schweren Segel herumreißen!

Unten angekommen hat der Geplagte die Situation mit einem Blicke erkannt. Dahinten ist zwischen den Segeln und den Decksbalken ein Plätzchen, das gerade einen mensch-

lichen Körper aufnehmen kann; dort kann er schlafen nach Herzenslust. Einen günstigen Augenblick benutzend kriecht er auf allen vieren über die Segel weg und zwängt sich wie ein Marder zwischen die Decksbalken. Hier liegt er gleichsam eingesargt, kein Mensch kann ihn finden. Zwar kann man seine Lage durchaus nicht eine angenehme nennen und die Hitze ist erstickend, so daß ihm der Schweiß stromweise am Gesichte hinunterläuft, aber er braucht nicht zu arbeiten, das genügt. Er hört mit Genugthuung die Scheltworte des Segelmachers, das Rumpeln der Geschosse in der Bombenkammer und hält sich für den Beneidenswertesten im ganzen Schiffe.

Plötzlich zuckt er jäh zusammen. Ist es das furchtbare Geschlecht der Nacht, das sich an seine Sohlen heftet und ihm die Schlinge um den Fuß wirft? Nein, aber der Segelmacher ist's, der mit eisernem Griffe seinen Fuß umfaßt und daran reißt wie an einer Ankerkette.

„Heraus da mit dem Drückeberger! Melden Sie sich beim Stabswachtmeister zum Rapport. Marsch, hinaus!"

Der Tagesdienst ist beendet, und wieder qualmen in der Batterie Hunderte von Kalkpfeifen um die Wette. Zwischen den Geschützen finden sich die näheren Landsleute und Freunde in Gruppen zusammen, die einen spielen Karten, die anderen erzählen von der fernen Heimat, und vorn an der Zwischendecksluke hegt einer den ernstlichen Vorsatz, einen Brief zu stande zu bringen.

Am lautesten geht es neben der Kombüse her, denn hier haben sich die Takler zusammengefunden: Dies ist die Elite der ganzen Mannschaft. Mutig und ausdauernd schrecken sie als altgediente Matrosen vor keiner Gefahr zurück, aber auch vor keinem losen Streiche, und es vergeht fast kein Tag, an dem sie nicht von sich reden machten. Sie bilden die Garde des Oberbootsmannes, einer von ihnen ist ihm mehr wert als ein Dutzend Seesoldaten. Deshalb tritt er auch jederzeit für sie ein, und selbst die Offiziere nehmen manches von ihnen hin, das einen anderen hinter Schloß und Riegel führen würde.

Soeben haben sie sich auf die Hobelbänke der Zimmerleute niedergelassen, bekritteln die Manöver des verflossenen Tages und räsonieren über das Essen. Dann wendet sich das Gespräch der Stabswache zu, der man unbedingt einen Streich spielen müsse, denn die Tümmler machten es wieder zu arg mit dem Hinausjagen.

„Wo ist denn eigentlich Klaus Hansen?" fragt einer. „Der soll mal etwas singen, damit Leben in die Bude kommt."

Der steht an der Achterluke und schreibt. „Kommt mit, wir wollen ihn holen."

Bald darauf wird ein hochgewachsener Bursche mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und hellblondem Vollbart in den Kreis geführt. Er hält ein Blatt Papier in der Hand, das er den Griffen der Kameraden zu entziehen sucht, und nimmt schmunzelnd den ihm eingeräumten Platz auf der Hobelbank ein.

„Hurra, ein neues Lied!" jubeln die Takler, „Klaus hat ein neues Lied gemacht. Ruhig! ihr anderen; vorsingen, Klaus!"

„Ich weiß gar nicht, ob es zur Melodie paßt," erwidert der Dichter in der Teerjacke. „Na, wir wollen's versuchen."

„Zum Donnerwetter, ruhig da drüben!" poltert einer. „Fang an, Klaus."

Der Blonde beginnt mit klarer kräftiger Stimme:

Potz Kreuzmillionenelement,
Mit mir ist's bald gescheh'n,
Weil mir es unter den Füßen brennt,
Wohin soll ich noch geh'n?
Ich renn' verzweifelt hin und her,
Ich halt' es nicht mehr aus,
Es gibt an Bord kein Plätzchen mehr,
Wo es nicht heißt: „Hinaus!"

Einfallen! Chor:

Es gibt an Bord kein Plätzchen mehr,
Wo es nicht heißt: „Hinaus!"

„Bravo, Klaus! Weiter!"

Ist man des Montags aufgewacht,
Hat kaum die Kleider an,
Dann hört man rufen schon mit Macht:
„Sich waschen, alle Mann!
Habt ihr dies säuberlich gethan,
Wascht euer Zeug 'rein aus."
Ich steckt' mir g'rad die Pfeife an,
Da jagt' man mich hinaus!

Am Dienstag fühlte ich mich schwach,
Ich dacht', du meld'st dich krank,
Zwar schien bedenklich mir die Sach'
— Halb neune war's schon lang —
Doch endlich kam der Stabsarzt an,
Der forscht' mich tüchtig aus,
Der mußt' nicht gut geschlafen han,
Denn er jagt' mich hinaus.

Und der verwünschte Mittewoch
Kommt mir nicht aus dem Sinn,
Ich fiel und riß im Straucheln noch
'nen Tümmler mit mir hin.

Das war ein rechter Grobian,
Der holte auch gleich aus,
Da kam der Feuerwerksmaat heran
Und jagt' uns beide 'naus.

Der Kreis der Zuhörer hat sich enger geschlossen, und immer noch kommen neue Gruppen hinzu, die jubelnd in den Refrain einstimmen. Sogar der Bootsmann steht mitten dazwischen und beruhigt den wachthabenden Feuerwerksmaaten, welcher nicht übel Lust verspürt, der demonstrativen Massenansammlung ein Ende zu machen.

„Sie haben selbst schuld, wenn Sie aufgezogen werden," meint der Matrosenvater, „über mich sagt er kein Wort."

Diese Rede klingt stolz und zuversichtlich, aber wie zieht sich das braune Gesicht des Sprechers in die Länge, als der Sänger fortfährt:

Am Donnerstag geht's, wie bekannt,
Da macht man sich recht fein,
Es mustert selbst der Kommandant,
Ob alles sauber, rein.
Zufällig war ich im Galion
Und spuckt' mein Priemchen aus,
Da hört' ich auch den Bootsmann schon:
„Jagt doch den Kerl hinaus!"

Der Feuerwerksmaat sucht mit triumphierenden Blicken den Bespöttelten. Doch umsonst, er hat sich, als der Chor einfällt, leise verzogen und steht jetzt im Schatten der Kombüse, um die Fortsetzung zu hören.

Am Freitag, ach, du lieber Gott!
Geht's her in Saus und Braus,
Da hat man seine liebe Not,
Doch macht man sich nichts draus.
Der Tambour schlägt Gen'ralmarsch an,
Wir rennen ein und aus.*)
Ich holt' mir just die Waffen 'ran,
Da jagt' man mich hinaus.

Am Sonnabend, da scheuern wir,
Nachmittags geht's an Land.
Auch ich wollt' geh'n, doch fehlte mir
Das nötige Kourant.
Den Zahlmeister d'rum sucht' ich mir
Und bat mir Vorschuß aus,
Der aber zeigte auf die Thür'
Und sprach: „Da geht's hinaus!"

Ein helles Gelächter erschallt hinter dem Schornsteinmantel, wo eine Gruppe Offiziere dem Gesange lauschte. Es ist ihnen mit dem Vorschusse vermutlich schon ähnlich ergangen, und sie beschließen, den betreffenden Vers aufzuschreiben und dem Zahlmeister morgen feierlich zu überreichen.

*) Die Geschütze ein- und ausrennen.

Inzwischen wird in der Vorbatterie weitergesungen:

Am Sonntag hat man, wie bekannt,
Gewöhnlich seine Ruh',
Die Freiwache, die geht an Land
Und strömt den Kneipen zu.
Die Wache liegt im Zwischendeck
Und schläft sich tüchtig aus,
Da kommt der Trimmler um die Eck'
Und jagt sie alle 'naus.

„Der Hansen ist doch ein Hauptkerl," meint der Batterieoffizier. „Wenn ich wüßte, daß — Herr Kapitän!"

Im Nu fährt die Hand nach der Mütze — der Kommandant steht neben ihm.

„Was ist denn da vorn los?"

„Der Obermatrose Hansen hat ein Lied vorgetragen. Soeben war ich im Begriff, das Singen zu verbieten."

„Warum denn? Die Leute sollen vergnügt sein, damit sie kein Heimweh bekommen. Ich will mal hören, was das für ein Lied ist."

„Ordnung!" donnert die Stimme des Feuerwerkers durch den Raum, die Pfeifen werden aus dem Munde gerissen, und wie aus Erz gegossen steht die Mannschaft vor dem Höchstkommandierenden.

„Guten Abend, Leute! Sitzen bleiben, weiter singen!"

Die Matrosen stutzen, das war noch nicht da! Und der „Alte" geht gar nicht einmal fort, sondern lehnt sich an die Ankerwinde, als wenn er mitsingen wollte. Selbst die Takler wissen nicht, was sie von dem Falle halten sollen, die einen stoßen Hansen an und ermuntern ihn zum Weitersingen, während andere dem Wetter nicht trauen.

„Nun, Hansen? Vorwärts!"

„Das Lied ist zu Ende, Herr Kapitän."

„Dann singen Sie den letzten Vers noch einmal."

Dem Bootsmann wird die Sache immer bedenklicher. Er ist zwar selbst gefoppt worden, aber er vergißt seinen Groll, denn seiner Garde droht Gefahr, und er tritt rasch vor:

„Herr Kapitän, es ist ein ganz grobes Matrosenlied, das Hansen selbst gemacht hat."

„Daß es keine Ouvertüre von Beethoven ist, kann ich mir denken. Ich will den letzten Vers hören."

Der Obermatrose beginnt etwas kleinlaut, aber je weiter er kommt, desto kräftiger wird die Stimme, und zum Schlusse fällt jubelnd der Chor ein:

Da kommt der Tümmler um die Eck'
Und jagt sie alle 'naus.

„Gar nicht übel," sagt der Kommandant lachend. „Wissen Sie keinen Vers mehr?"

„Jawohl, aber —"

„Kein Aber, heraus damit!"

So geht es allenthalben her,
Wo ich mich lass' nur sehn,
Drum sing' ich auch nicht weiter mehr,
Sonst könnt' es leicht geschehn,
Daß ich ein wenig gar zu frei
Sprech' meine Meinung aus,
Dann hört man gleich das Feldgeschrei:
„Jagt doch den Kerl hinaus!"

„Das haben Sie gut gemacht, Hansen. Rauchen Sie?"

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Dann lassen Sie sich von meinem Burschen ein Dutzend Zigarren geben und sagen Sie dem Bottelier, daß er Schnaps ausgeben soll. Guten Abend, Leute!"

Ein donnerndes Hurra folgt dem Kommandanten, der durch die Batterie nach seiner Kajütte geht.

Man soll aufhören zu essen, wenn es am besten schmeckt, sagt der Franzose; ob er recht hat, ist schwer zu entscheiden, jedenfalls wird damit viel verlangt. Das finden auch die Matrosen heute, wenn auch nur in bezug auf das Rauchen, Singen und Trinken, denn jetzt, „wo es erst eigentlich anfängt fidel zu werden," heißt's plötzlich: „Alle Mann klar bei Hängematten!"

Die Mannschaft sucht ihre Schlafplätze auf, und nach zehn Minuten ertönt der Befehl:

„Pfeifen und Lunten aus! Ruhe im Schiff!"

Auf dem Hinterdeck sammelt sich die Ronde um den ersten Offizier. Sie besteht aus dem Batterie- und Zwischendecksoffizier, dem Bootsmann, Feuerwerker, Zimmermeister mit der Stabswache und der Feuerwehr. Sie schreitet das Oberdeck entlang und steigt in die Batterie hinunter. Hier wird revidiert, ob das Feuer in der Kombüse gelöscht ist, und dann geht's im Geschwindschritt und mit eingezogenen Köpfen und Schultern unter den Hängematten weg nach der hinteren Zwischendecksluke. Im untersten Schlafraume eilt man wieder nach vorn, die Posten präsentieren und denken: so geisterhaft müsse etwa der wilde Jäger mit seinem Gefolge aussehen.

Da — halt! Was ist das? Da steht ja noch einer und kramt in seinem Kleidersack herum. — Wie toll stürzt die Ronde auf den Ärmsten los, der mit Windeseile entflieht:

„Was thut der Kerl noch da? Hinaus, hinaus!"

Wann und wie sollen wir unser Leben versichern?

Von Dr. von Rechenberg.

Sehen wir von den beiden resultatlosen Versuchen ab, die in Italien, Frankreich und England schon im vorigen, zum Teil schon im XVII. Jahrhunderte bestehende Einrichtung der Lebensversicherung zu Anfang dieses Jahrhunderts (1806 in Hamburg, 1823 in Elberfeld) auch in Deutschland einzuführen, so verdanken wir die erste erfolgreiche Gründung einer Lebensversicherungsbank Ernst Wilhelm Arnoldi, welcher 1829 die noch jetzt bestehende, allgemein als vorzüglich bekannte „Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha" ins Leben rief. Die Lübecker, obgleich ein Jahr früher eröffnet, entstand durch die Anregung und mit Benutzung der Normen der Gothaer.

Seitdem ist die volkswirtschaftliche Bedeutung der Lebensversicherung durch Wort und Schrift mit Energie und Ausdauer fortgesetzt hervorgehoben und allmählich auch mehr und mehr im Volke erkannt worden. Das beweist die Vermehrung der Gesellschaften und die Höhe der jetzigen Versicherungskapitalien. So betrug nach Brockhaus' Konversationslexikon Ende 1883 der Versicherungsbestand für Lebensversicherung im engeren Sinne bei achtunddreißig deutschen Gesellschaften $2^1/_2$ Milliarden Mark für 675 000 Versicherte, also im Durchschnitt 3700 Mark pro Kopf.

Daß die Lebensversicherungen, wenn richtig benutzt, sich als höchste Wohlthat erweisen, ist fraglos; daß aber anderseits von seiten der für ihre Gesellschaften werbenden Agenten mit dem Reden von „menschenbeglückenden Zwecken", von „für die Zukunft

der Seinen sorgen“ ein in anbetracht der Opfer der Versicherten oft unverzeihlicher Unfug getrieben wird, daß die Wirklichkeit hinter den Erwartungen oft weit zurückbleibt, ist ebenso unbestreitbar.

Wenn eine Bierbrauerei das Publikum auffordern würde, es möchte durch Wort und Beispiel zur weiteren Verbreitung des Biergenusses beitragen, damit das gesundheitsverderbliche Schnapstrinken verdrängt würde, so dürfte wohl ein jeder den eigentlichen Beweggrund klar herauslesen und vielleicht die neue Art Reklame ganz erheiternd finden. Nicht anders verhält es sich aber mit den Worten der tantièmebegierigen Agenten. Der Nutzen der Lebensversicherung wird bis in das Übermaß hervorgehoben, aber eine Belehrung des Publikums, wann und unter welchen Verhältnissen eine Versicherung nicht am Platze ist, wie hoch und nach welcher Versicherungsart sie gegebenenfalls abzuschließen ist, wird nicht gegeben. Auch die Zeitungen nehmen bewußt oder unbewußt bei ihren gelegentlichen meist sehr oberflächlich gehaltenen Ermahnungen mehr die Interessen der Gesellschaften als diejenigen des Publikums wahr.

In den „Monatsblättern, Mitteilungen der Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig, Nr. 68 (1885)“ wird unter anderem eine köstliche Geschichte von dem Segen der Lebensversicherung erzählt, welche, für die noch Zögernden geschrieben, von Versicherungsagenten zur weiteren Überredung ausgiebig benutzt wird. Ein Agent besucht einen Bürger einer kleinen preußischen Provinzialstadt und schließt mit ihm eine Versicherung auf 6000 Mark zahlbar nach dem Tode ab. Die Frau des Bürgers kommt hinzu, vernimmt davon, macht dem Manne und dem Agenten die heftigsten Vorwürfe, und verlangt, daß die Versicherung rückgängig gemacht werde. Der Agent geht jedoch hierauf nicht ein, und die Gesellschaft nimmt die Versicherung an. Ein und ein halb Jahr darauf stirbt der Bürger plötzlich an einem Herzschlage, und die Frau erhält sofort die 6000 Mark ausgezahlt. Es wird nun wörtlich weiter erzählt: „Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen sie den Beamten empfing. Beschämt und zerknirscht in der Erinnerung an ihr damaliges taktloses Benehmen wäre sie demselben beinahe vor die Füße gefallen, ihn um Verzeihung zu bitten, und sie gelobte ihm feierlich, laut und öffentlich den Segen der Lebensversicherung zu preisen, ohne welchen sie in das größte Elend gestürzt worden wäre, während jetzt durch die ausgezahlte Versicherungssumme der Grund zu einer sorgenlosen Zukunft für sie gelegt worden sei. Möchte sich doch keine deutsche Frau einfallen lassen, ihren Gatten davon abzuhalten, ihre Zukunft und die Zukunft ihrer Kinder noch über das Grab hinaus sicher zu stellen. Möchte doch jeder Familienvater bedenken, daß abgesehen von dem Segen, den er durch seine Versicherung seiner Familie zu teil werden läßt, die Lebensversicherung das sicherste Mittel zur Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes ist.“

Das sind schöne Worte! aber — sind sie wahr oder nicht wahr? Wäre der Mann vom Blitz erschlagen, von einem Baume gefallen, an der Cholera gestorben, so wäre es glaublicher, hätte dafür freilich weniger überredend und überzeugend gewirkt. Aber an Herzschlag zu sterben, $1^1/_2$ Jahr nachdem die Versicherung auf Grund der ärztlichen Untersuchung und der eingehenden Erkundigung über die früheren Gesundheitsverhältnisse angenommen worden ist, ist eine größere Seltenheit, als wenn jemand im Laufe seines Lebens das große Los gewinnt.

Gehen wir nun die einzelnen Versicherungsformen durch, welche von den Gesellschaften in großer Zahl und mit verschiedenen Modifikationen geboten werden, so erhalten wir, wenn wir nur die prinzipiellen Unterschiede berücksichtigen, zwei Hauptarten, nämlich die Versicherung auf Todesfall und diejenige auf Lebensfall, deren jede wieder zwei charakteristische Unterarten hat.

1. Versicherung auf Todesfall:

a) Einfache Versicherung auf den Todesfall: Prämienzahlung bis zum Tode. Auszahlung des Versicherungskapitals nach dem Tode.

b) Versicherung auf den Todesfall, aber mit beliebig abgekürzter Versicherungsdauer: Prämienzahlung bis zu einem beliebig bestimmten Lebensjahre. Auszahlung des Versicherungskapitals zu diesem Termine oder nach dem Tode, falls derselbe vorher erfolgt.

2. Versicherung auf Lebensfall:

a) Prämienzahlung bis zu einem beliebig bestimmten Lebensjahre. Auszahlung des Versicherungskapitals zu diesem Termine.

Stirbt der Versicherte vor dem Termine, erfolgt nur Auszahlung der bis dahin angesammelten Prämien ohne Zinsvergütung, also jedenfalls nicht in Höhe des Versicherungskapitals.

b) (Leibrentenversicherung.) Einzahlung eines Kapitals gegen sofortigen oder nach Wunsch beliebig später eintretenden Bezug lebenslänglicher Renten. Nach dem Ableben des Rentenempfängers ist das eingezahlte Kapital der Gesellschaft verfallen.

Nr. 2b, die Leibrentenversicherung, bildet einen Sonderfall. Sie bedarf kaum einer besonderen Erklärung. Alleinstehende, welche für niemand weiter zu sorgen haben, übergeben ihr Vermögen, dessen Zinsen ihnen nicht genügenden Unterhalt bieten, einer Lebensversicherungsgesellschaft und erhalten dafür lebenslängliche Renten. Die Gesellschaft benutzt hierzu nicht nur die Zinsen, sondern greift auch das Kapital an, wobei sie, die mutmaßliche Lebensdauer des Versicherten zu Grunde legend, so kalkuliert, daß nach dem Tode des Versicherten noch ein Kapitalrest übrig ist, der die Gesellschaft für ihre Verwaltung und Kosten entschädigt. Natürlich sind dementsprechend die Renten in jedem Falle höher als die Zinsen und zwar um so höher, je älter der Rentenempfänger ist. Das Kapital ist der Gesellschaft verfallen.

Nr. 2a (die Erläuterung der Versicherung auf Todesfall, welche allein den volkswirtschaftlich bedeutsamen Gedanken der Lebensversicherung verkörpert, wollen wir uns für zuletzt aufsparen) wird entweder als Altersversorgung benutzt oder, wenn auf das Leben von Kindern abgeschlossen, zur Beschaffung eines Kapitals für eine Aussteuer, für Berufsstudium, für Geschäftsübernahme, für den Freiwilligendienst oder für andere Zwecke, welche man anderenfalls durch eigenes Sparen zu erreichen bestrebt ist. Diese Versicherungsart bietet in der That nichts anderes als eine Sparkasse. Statt daß man jährlich eine gewisse Summe zurücklegt und diese Ersparnisse durch Ankauf von Wertpapieren und Verzinsung auf Zinseszins anwachsen läßt, übergibt man die jährliche Summe einer Versicherungsgesellschaft, hat aber alsdann zweierlei zu berücksichtigen: erstens ist man nach abgeschlossener Versicherung gezwungen, bis zu dem ausgemachten Termine die Prämien regelmäßig zu bezahlen, widrigenfalls nur die angesammelten Prämien ohne jede Verzinsung zurückgezahlt werden, zweitens darf die versicherte Person nicht vor dem abgemachten Termine sterben, da hierdurch ebenfalls Zinsenverlust der Prämien eintritt. Einerseits also der eventuell heilsame Sparzwang, anderseits der pekuniäre Nachteil bei etwaigem vorzeitigen Todesfalle. Nun fragt es sich, wie teuer ist diese Zwangssparkasse?

Wünscht ein Vierzigjähriger nach zwanzig Jahren 10000 Mark zu erhalten, so hat er zwanzig Jahre hindurch jährlich 326 Mark als Prämie zu zahlen, ein Fünfunddreißigjähriger 332 Mark, ein Dreißigjähriger 336 Mark, ein Zwanzigjähriger 339 Mark, ein zehnjähriges Kind 343 Mark, ein dreijähriges 345 Mark (die Zahlen sind dem Prospekte der Berlinischen Lebensversicherung entnommen; die Bedingungen der übrigen Privatgesellschaften weichen hiervon wenig ab). Hätte dagegen der Versicherungsnehmer dasselbe Kapital durch eigenes Sparen erreichen wollen, so hätte er zwanzig Jahre hindurch jährlich 323 Mark zu 4 Prozent oder 345 Mark zu $3^1/_2$ Prozent auf Zinseszins zurücklegen müssen. Wir erkennen also, ein beträchtlicher Unterschied besteht zwischen Versicherung und eigenem Sparen nicht. Daß die Prämie um so höher wird, je jünger der Versicherte ist, erklärt sich daraus, daß in den jüngeren Jahren die Wahrscheinlichkeit des vorzeitigen Todes, eine Eventualität, welche für die Versicherungsgesellschaft ja von hohem Vorteile ist, geringer ist.

Als Nutzanwendung ergibt sich: die genannte Versicherungsart hat vor dem eigenen Sparen keine finanziellen Vorteile und ist nur für diejenigen zu empfehlen, welche eines Zwanges zum Sparen notwendig bedürfen. Solche, welche sich deswegen zu dieser Versicherung entschließen, haben dabei zu bedenken, daß ein frühzeitiger Tod sie aller Zinsen ihrer Ersparnisse berauben würde. Dieser Verlust kann eventuell sehr bedeutend werden. Man erwäge nur, daß, wenn ein Dreißigjähriger, welcher eine Versicherung auf 10000 Mark, fällig nach zwanzig Jahren, abgeschlossen hat, im neunundvierzigsten Lebensjahre stirbt, er an Prämien 336×19, also zusammen 6384 Mark gezahlt hat. Hätte er noch ein Jahr gelebt, müßte ihm die Gesellschaft 10000 Mark auszahlen, so jedoch erhalten die Hinter-

bliebenen nur die angesammelten Prämien, wovon noch je nach den Bedingungen der gewählten Gesellschaft $2^1/_2$ Prozent oder 3 Prozent oder sogar der erstjährige Beitrag abgezogen wird; die ausgezahlte Summe wird also 6224 Mk. oder 6192 Mk. oder 6048 Mk. betragen. Wären dagegen die jährlichen Prämienzahlungen von je 336 Mk. auf Zinseszins zu 4 Prozent zurückgelegt worden, so hätten sie sich nach neunzehn Jahren zu 9670 Mk. vermehrt. Die Möglichkeit des vorzeitigen Todes muß also der Versicherungsnehmer vor allem ins Auge fassen. Bei den Versicherungen auf Todesfall 1a und 1b hat die Gesellschaft ein großes Interesse an der völligen Gesundheit des Versicherten. Sie muß ja das volle versicherte Kapital auszahlen, wenn der Tod des Versicherten auch kurz nach der Versicherungsnahme eintritt, also ehe die Prämien und deren Zinsen zur Höhe des Versicherungskapitals angewachsen sind. Gegen diese Möglichkeit sucht sie sich besonders dadurch zu schützen, daß sie eine Versicherung auf Todesfall nur von ganz gesunden Personen in gesunden Lebens- und Berufsverhältnissen annimmt, weshalb sie durch eigene Ärzte die Versicherungsnehmer eingehend untersuchen läßt. Dasselbe hat nun bei der Versicherung auf Lebensfall, nach 2a, der Versicherungsnehmer selbst zu veranlassen, denn hier liegt die Konstatierung der Gesundheit in seinem eigensten Interesse. Aus dem gleichen Grunde sind Kinder nicht schon im ersten Jahre zu versichern, weil die Sterblichkeit im ersten Jahre besonders groß ist, ebenso darf die Versicherung nicht in einem höheren Alter (über 40 Jahre) begonnen werden, noch darf sie in ein höheres Alter (über das 50. Jahr) hineinreichen, und schließlich sollte die Versicherungsdauer nicht allzulang (nicht über 20 Jahre) genommen werden, all dies aus dem Grunde, um die Wahrscheinlichkeit eines vorzeitigen Todes zu vermindern.

Sind diese Bedingungen erfüllt, ist die Person nach ärztlicher Untersuchung völlig gesund, besitzt sie nicht durch Erblichkeit irgend eine Krankheitsdisposition, hat sie nicht früher eine Krankheit gehabt, eine Verletzung sich zugezogen, durch deren Folgen trotz augenblicklich gänzlicher Wiederherstellung dennoch die normale Lebensdauer möglicherweise verkürzt werden könnte, lebt sie in gesunden Verhältnissen, betreibt sie nicht etwa einen den Körper und die Gesundheit schädigenden, übermäßig anstrengenden oder sonstwie gefährlichen Beruf, und ist schließlich der **Zwang** zum Sparen unbedingt erforderlich, dann, aber nur dann ist es für diese Person ratsam, eine Versicherung auf Lebensfall nach Nr. 2a abzuschließen, und zwar eine der Zeit nach nicht zu lang und der Summe nach nicht zu hoch bemessene.

An dieser Nutzanwendung wird auch nichts geändert durch mehr oder weniger günstige Modifikationen dieser Versicherungsart von seiten der einen oder anderen Lebensversicherungsgesellschaft, Aussteuer- oder Militärdienstversicherungsgesellschaft. Nur auf die eine Modifikation, welche Altersversorgungsanstalten unter anderem bieten, daß nämlich die Prämien zwar etwas geringer sind, dafür aber bei vorzeitigem Tode die gesamten bis dahin eingezahlten Prämien der Anstalt zufallen, auf diese gehe man vernünftigerweise unter keinen Umständen ein. Es ist dies der Gegensatz einer Lebensversicherung und nichts anderes als ein eventuell sehr teures Lotteriespiel.

Die **Versicherung auf den Todesfall**, wie sie oben unter 1a und 1b grundzüglich gekennzeichnet ist, also mit Auszahlung der vollen Versicherungssumme auch nach unerwartet frühem Tode, stellt die eigentliche Lebensversicherung dar, mit dem wesentlichen Unterschiede gegenüber einer Sparkasse, daß, wann auch der Tod des Ernährers erfolgen mag, für die Hinterbliebenen in erwünschter Weise gesorgt ist. Die Prämien sind zwar hier außerordentlich hoch, so daß von einem Zinsgewinn an denselben kaum noch die Rede sein kann; denn bei einem Versicherungskapital von 10000 Mk., fällig nach zwanzig Jahren oder vorher nach dem Tode des Versicherten, hat ein Dreißigjähriger jährlich 445 Mk. und ein Vierzigjähriger 483 Mk. zu zahlen. Das bedeutet im ersteren Falle eine Verzinsung von 1 Prozent auf Zinseszins, im letzteren kaum von $^1/_4$ Prozent. Dieser Nachteil kann aber nicht ins Gewicht fallen, denn was hilft die Verzinsung, wenn ein früher Tod das Sparen im Beginn unterbricht.

Wie aber, wenn zur Versicherung auf Todesfall nur solche angenommen werden, die nur an Altersschwäche sterben? Dann wäre die Lebensversicherung doch nichts

weiter als eine Sparkasse und dazu eine sehr teure. Ganz so verhält es sich nun freilich nicht; es schlüpfen auch diejenigen mit ein, welche eines unnatürlichen Todes infolge irgend eines nicht selbst verschuldeten Unglücksfalles sterben können, dazu auch die, welche trotz ihrer Kerngesundheit einer ansteckenden Krankheit erliegen, und schließlich, irren ist menschlich, auch einige sehr wenige nicht allzu gesundheitsfeste Personen. Die Lehre möge aber hieraus gezogen werden, daß der Ernährer einer Familie nur dann die kostbare Versicherung auf Todesfall eingehe, wenn sein unerwartet früher Tod die Familie gänzlich mittellos oder wenigstens völlig unzureichend versorgt zurückläßt. In diesem Falle ist es seine unbedingte Pflicht, nicht aber, wenn durch eine Witwenkasse, eigenen Vermögensbesitz oder durch sonstige Bezüge die Zukunft der Hinterbliebenen, wenn auch nicht allzureichlich, sicher gestellt ist.

Ob man nun die einfache Versicherung auf Todesfall, Nr. 1a, oder die mit abgekürzter Versicherungsdauer Nr. 1b wählen soll, darüber entscheidet, ob man nur die Fürsorge für die Seinen ins Auge zu fassen braucht oder anderseits die im thatkräftigen Alter gesparten Prämien im späteren arbeitsunfähigen nicht entbehren zu können glaubt. Im letzteren Falle hat man sich mit abgekürzter Versicherungsdauer zu versichern, im ersteren die einfache Versicherung auf Todesfall zu wählen. Die Prämien sind hier niedriger, weil sie voraussichtlich einen viel längeren Zeitraum hindurch bezahlt werden müssen. Sehr geeignet ist diese Versicherungsform z. B. für Besitzer von Majoratsgütern, welche hierdurch ihre vermögenslosen jüngeren Kinder in sicherer Weise bedenken können.

Alle, von welchen die Pflicht die Versicherung auf Todesfall dringend fordert, mögen sofort die Versicherung beginnen, auch im höheren Alter müssen sie die Aufnahme wenigstens versuchen. Besser ist der Eintritt in jüngeren Jahren, nicht weil die Prämien alsdann geringer sind, das dürfte sich durch längeres Zahlen derselben wieder ausgleichen, sondern allein, weil die Annahme der Versicherung wahrscheinlicher ist. Ferner verfalle man nicht in den Fehler, die Versicherungssumme so hoch zu greifen, als man die jährlichen Prämien nur irgend erschwingen kann, indem man sie vielleicht sogar von eigenem Vermögensbesitze bestreitet, denn einerseits ist die Einrichtung der eigentlichen Lebensversicherung, als Sparkasse aufgefaßt, doch zu teuer, anderseits wird die Versicherung auf eine niedrigere Summe auch leichter angenommen.

Ist jemand, welcher sein Leben auf Todesfall versichern wollte, von der Versicherungsgesellschaft abgewiesen, so versuche er nun nicht mit Versicherung auf Lebensfall nach Nr. 2a bei derselben oder irgend einer anderen Gesellschaft sein Heil, um für sich oder für die Seinen ein Kapital zu ersparen. Angenommen würde er zwar auch von derselben Gesellschaft mit Freuden. Aber ein besseres Zeugnis, daß ein früherer Tod bei ihm nicht gerade zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört, könnte ihm nicht wohl gegeben werden. Er bescheide sich und spare nun auf eigene Hand, lasse sich aber die Abweisung eine Mahnung sein, auf seine Gesundheit besonders zu achten, sei sie nun durch den Körperzustand, durch den Beruf oder sonstige Lebensverhältnisse ungünstig beeinflußt. Dabei möge ihm die Thatsache einen Trost gewähren, daß die Versicherungsgesellschaften bei den Versicherungen auf den Todesfall so vorsichtig vorgehen, daß sie lieber drei völlig Gesunde zurückweisen, ehe sie einen annehmen, durch welchen sie infolge vorzeitigen Todes zu schaden kommen könnten.

Am Familientisch.

Zu unseren Bildern.

Die Natur wirkt mitunter selbst wie ein Bild. Wer, der je einmal von der „Hohen Sonne“ aus herabblickte auf die Wartburg, kann das entzückende Landschaftsbild, auf dem damals sein Auge ruhte, je vergessen!? An solchen Natur-Landschaftsbildern ist namentlich Thüringen reich. Im Westen ist es meist die Wartburg, im Saalethale die Leuchtenburg, welche immer wieder den Blick des Wanderers auf sich ziehen. Die letztere erscheint auch im Hintergrunde der Thüringer Waldidylle von Ernst Heyn. Der Künstler hat hier in der That ein

echt thüringisches Bild geschaffen. Es ist dem Beschauer, als wenn er selbst unter den hohen Buchenstämmen einherwandelte. Plötzlich thut der Hochwald gleichsam ein Fenster auf und aus der Ferne winkt die Leuchtenburg herüber, ein Denkmal längst vergangener Tage, das unwillkürlich zum wachen Träumen einladet.

Wie anders wirkt der Anblick, der den einsamen Frauen auf dem Bilde von Ernst Hausmann: „Sturmflut" zu teil wird.

„Sturmflut" — das ist ein böses Wort für die Bewohner der Meeresküsten. Mit den Springfluten, d. h. den regelmäßig allmonatlich eintretenden hohen Fluten ist man vertraut und mit ihnen ist von vornherein gerechnet worden, die Sturmflut aber ist etwas ganz anderes. Sie tritt an unseren Nordseeküsten ein, wenn zu der durch Neu- oder Vollmond hervorgerufenen Springflut sich ein anhaltender Nordweststurm gesellt. Dieser verhindert dann das Zurückebben der Wasser, türmt gleichsam Flut auf Flut und bewirkt, daß sie schließlich die Höhe von neun Metern und darüber erreicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürmen dann die turmhohen Wogen gegen die Deiche, durchbrechen auch die festesten und überschwemmen weithin das Land. Die Geschichte berichtet uns von Katastrophen, die ebenso furchtbar durch die angerichteten Zerstörungen, wie durch ihre weite Ausdehnung waren. Das ganze nordöstliche Friesland ist, bis auf wenige Reste, auf solche Weise vom Meere verschlungen worden; wo jetzt das Fischerboot den Dollart durchfurcht, lagen einst außer der Stadt Torum zwei Marktflecken und gegen fünfzig Dörfer.

Kein Wunder daher, daß die Sturmflut überall bange Sorgen und Schrecken erregt. Wie muß sie aber erst auf die einsamen Fischerfrauen wirken, deren Männer in solcher Stunde auf hoher See den Kampf mit den Elementen kämpfen! Da kann nur unerschütterliches Vertrauen auf den, dem Winde und Meere gehorchen, aufrechterhalten und eine Ruhe spenden, die kein Sturm zu erschüttern vermag.

Mit der Not des Lebens haben die Drei, die auf dem Bilde von Alfred Seifert: „Neckerei" ihr Können in witzigem Wortspiel erproben, nichts zu thun. Munter fliegen die Wortpfeile hin und her und wenn selbst einer ins Herz trifft, verursacht er nur wonnige Leiden.

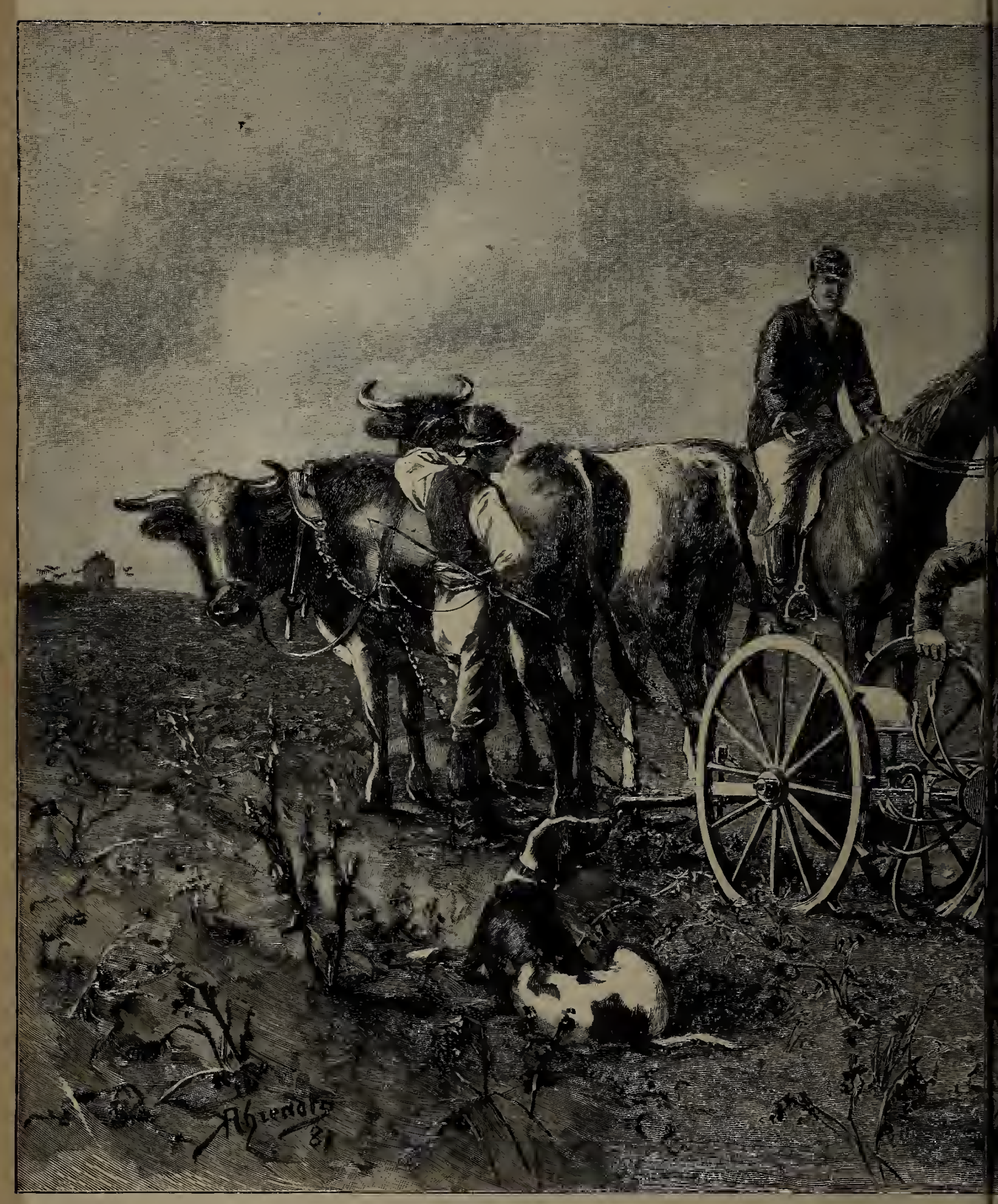
Über die Zeit, in der solche Wunden geschlagen und empfangen werden, ist die alte Frau auf dem Bilde von Adele Tobias: „Wer kommt?" weit hinaus. Sie hat das ernste Leben längst andere Ziele verfolgen gelehrt als den Beifall eines lustigen Gesellschafters. Das Bild wirkt höchst unmittelbar, man glaubt die Alte persönlich gekannt zu haben.

Auf das Land führen uns „An der unteren Weser" von W. Frey und „Die neue Kartoffelschleudermaschine" von Konrad Ahrendts. Die Landschaft auf dem ersteren Bilde ist jedem Kunstfreund aus den holländischen Bildern wohlvertraut: Die weite, von stillen Wassern durchzogene Ebene mit ihrem schier endlosen Horizont und die frei weidende Rinderherde. Wie still lebt es sich gewiß in dem Dorf im Hintergrunde und doch zieht aus ihm alljährlich die männliche Jugend hinaus auf das hohe Meer, in den Kampf mit den wilden Elementen.

In anderem Sinne auf das Land führt uns das zweite Bild. Auch hier stehen wir auf weiter Ebene, aber unsere Aufmerksamkeit gilt nicht ihr, sondern wird ganz durch die Menschen in Anspruch genommen, welche damit beschäftigt sind ein neues Ackergerät in Augenschein zu nehmen. Ein Weltwunder ist sie zwar nicht, die Kartoffelschleudermaschine, aber diese neue Erfindung auf dem Gebiete der Landwirtschaft erregt doch das höchste Interesse und die größte Aufmerksamkeit bei den Gutsherren auf unserm Bilde, wird doch durch Anwendung der Maschine bei der Kartoffelernte ein groß Stück Zeit gegen früher gewonnen und werden doch mancherlei Ersparnisse gemacht. Da stehen sie nun, die beiden Gutsnachbarn mit dem alten Inspektor, in Betrachtung versunken vor der erst vor einigen Tagen aus der Stadt angekommenen Maschine. So recht klar freilich ist ihnen die Einrichtung dieser Schleuder noch nicht, aber der Besitzer hilft zum Verständnis mit Erklärungen nach. An dem Bügel, den wir hinter dem Schleuderrad zwischen den Rädern schauen, ist unten eine Schar befestigt, die so gestellt werden kann, daß sie den Damm, in welchem die Kartoffel sich befindet, direkt unter derselben aushebt. Durch einfache Übersetzung, die sich in der Kapsel in der Mitte der Maschine findet, wird nun bei der Fortbewegung derselben das Schleuderrad in Bewegung gesetzt, dessen Arme die von der Schar ausgehobene Erde mitsamt den Kartoffeln auf die Seite schleudern. Die schwere Erde wird eher als die leichtere Kartoffel zu Boden fallen und die letztere obenauf zu liegen kommen. Die an den Fahrrädern befindlichen Zacken dienen dazu, dem Gefährt Widerstand entgegenzusetzen, da dadurch die Triebkraft, die die Schleuder bewegt, eine größere wird.

Charles Kingsley als Dramatiker.

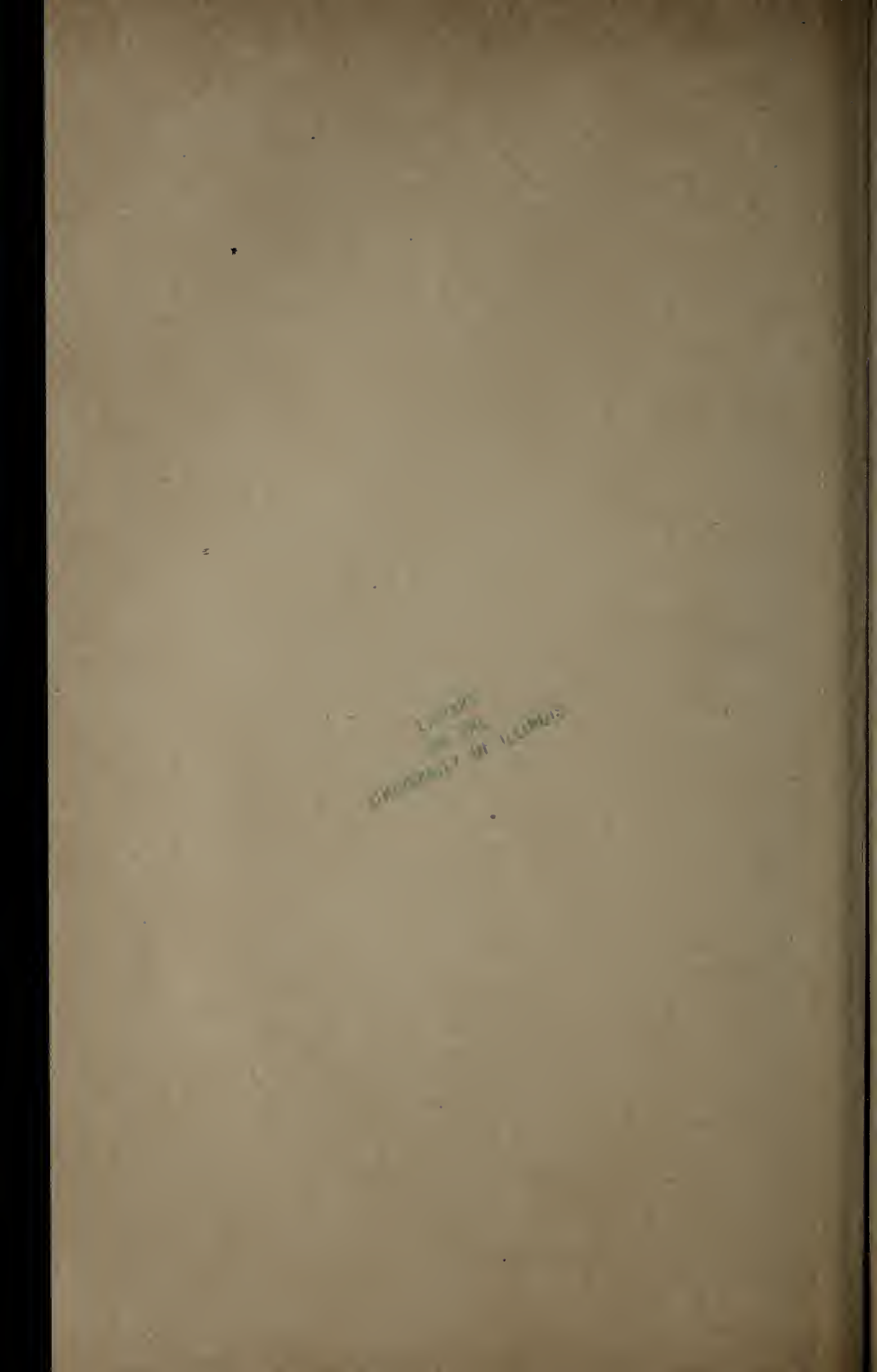
Charles Kingsley, obgleich Engländer durch und durch, darf auch bei der deutschen Nation zu deren Lieblingen gerechnet werden. Schon bei seinen Lebzeiten hat auch bei uns gerechtes Aufsehen erregt die in deutscher Übersetzung 1858 erschienene „Hypatia" (englisch 1852), einer der vorzüglichsten unter den historischen Romanen, der die meisten seitdem und nach diesem Vorbilde erschienenen Erzeugnisse dieser Gattung weit überragt. Es ist aber weniger doch der Schriftsteller Kingsley bei uns populär als seine eigenste Persönlichkeit, wie sie in den vielgelesenen und von alt und jung nicht genug zu lesenden „Briefen und Gedenkblättern," nach seinem Tode von der Gattin herausgegeben („Charles Kingsley," deutsch zuerst 1879), uns lebendig und unmittelbar entgegentritt. Selten wohl hat es in der Neuzeit unter den Dienern der Kirche eine so groß universalistisch-menschlich angelegte Natur gegeben. Ein tiefer theologischer Denker freilich war Kingsley nicht, aber ein Kenner des Menschenherzens und ein Freund aller edlen Bestrebungen der Menschheit, für jeden Gedanken über Welt und Mensch-



Die Gutsnachbarn oder die neue Kartoffelschleudermaschine.



iginalzeichnung von Konrad Ahrendts.



heit die Stelle suchend in der christlichen Überzeugung, jede soziale Bestrebung eingliedernd in den Dienst des Reiches Gottes. Christliches und Menschliches sind bei ihm nicht Disparates, sondern eines ohne das andere nicht denkbar. Er hat sich unbewußt, meinte Bunsen, welcher durch seine Vorrede zur „Hypatia" Kingsley in Deutschland einführte, gezeichnet als den Bischof Synesius von Kyrene in seiner „Hypatia," den klassisch gebildeten Dichter und Denker, welcher Weib und Philosophie, auch die Freundschaft der philosophierenden Heidin nicht aufgibt und dem Vergnügen der Jagd nicht entsagt, als er der an ihn ergangenen Berufung zum Bischof gefolgt ist.

Aber auch als Dramatiker ist Kingsley beachtenswert. In dem Drama „Elisabeth von Thüringen," „The Saint's Tragedy," wie der Dichter es nannte, zeigt sich das Forschen nach dem unter den Formeln mittelalterlicher Kirchlichkeit fast erdrückten Reinmenschlichen und die Freude an einer Darstellung der im Kultus heilig Verehrten nach ihrer echtmenschlichen Schönheit und Reinheit. Schon 1848, als Kingsleys erste Dichtung erschienen, ist die „Elisabeth" erst spät ins Deutsche übersetzt worden und jetzt noch wenig bei uns bekannt.*) Der an der Stätte des Elisabethkultus jetzt in protestantischer Umwandlung fortgeübten Verehrung der Helferin von Armen und Kranken verdanken wir die vorliegende Übersetzung. Der Übersetzerin ist die sehr schwierige Aufgabe, die in gebundener wie ungebundener Rede mit shakespearescher Kühnheit sich bewegende Sprache zu verdeutschen, vortrefflich gelungen. Shakespearisch ist nicht nur die Sprache. Bunsen ersah in Kingsley den „berufenen" Fortsetzer der historischen Dramen Shakespeares. Kingsley hat diese über das ihm eigene Gebiet und Maß hinausgehende Erwartung nicht erfüllt; aber das eine von ihm erschienene Drama erinnert unverkennbar an jenen Größeren, nicht zwar als Ganzes, aber in dem lebensvollen Aufriß mancher Episoden, der treffenden Charakterisierung einzelner Personen, in der unverhohlenen Freude an derbem Realismus wie in der ungesuchten Enthüllung des in dem Menschenleben und in der Geschichte sich vollziehenden Gerichtes.

Die Elisabeth, welche wir hier auftreten sehen, ist wesentlich verschieden von dem Frömmigkeitsideale, welches heute ihrem Bilde an evangelischen Kranken- und Armenhäusern untergelegt zu werden pflegt — ist es, wenn auch nicht nach dem Fundamente ihrer Frömmigkeit, so doch nach der Tendenz ihres Lebens, obgleich der Dichter selbst, hierin schon weniger historisch urteilend, als er historisch dichtete, dieselbe wertet als „unbewußt und nur in Thaten" zu den mittelalterlichen Protestanten gehörend. Eine evangelische Heilige würde aber in einem mittelalterlichen Drama ein unverständliches Rätsel bleiben. Kingsley ist in der Dichtung die nicht leichte Aufgabe gelungen, uns den Prozeß zu vergegenwärtigen, wie ein Weib mit vollem Selbstbewußtsein das Ziel verfolgt, eine Heilige im katholischen Sinne zu werden, indem ein anderer, um sie dies Ziel erreichen zu lassen, gewaltsam alle menschliche Regung in ihr zu ertöten bestrebt ist. Nicht das Streben nach Vollendung des Menschlichen, wie Kingsley an sich selbst sie darzustellen suchte, finden wir hier, sondern die Vernichtung des Menschlichen, um ein übermenschliches Ideal zu erreichen. Aber indem uns die quälerischen Versuche vorgeführt werden, abzusterben der Lust an irdischem Glanze, der Wonne bräutlicher und ehelicher Gemeinschaft, der Liebe zu den eigenen Kindern und zuletzt auch der Befriedigung selbstverleugnender Barmherzigkeitsübung, tritt trotz des schließlichen Gelingens dieses Prozesses der Entmenschlichung in den Kämpfen der gemarterten, aber immer wieder in ihren edelsten Regungen erwachenden Menschennatur die Hoheit dieser so überwältigend dem Beschauer entgegen, daß die Gestalt der Heiligen, weit entfernt, zur Nachfolge ihres Weges zu begeistern, vielmehr für die Reinheit des von ihr bezwungenen Menschlichen eine wehmütig-ergreifende Predigt wird. Was sie zur Heiligen macht, tritt nicht als ihre Größe heraus, sondern als ihre von dem Beichtiger Konrad herangezogene Verirrung. Auf Elisabeths, den Prozeß des Heiligwerdens vollendendes Sterben folgt, das Drama beschließend, als Sühne jener planmäßigen Ertötung die Darstellung der Ermordung Konrads.

Die Tendenz des Dramas lehrt uns die Vorrede des Dichters kennen. Dasselbe war zunächst bestimmt als Gabe für die Braut des Dichters und will als solche das von der Heiligen wohl tief empfundene, aber doch als ein Hemmnis ihres Heiligwerdens beurteilte eheliche Glück verherrlichen. Das Gedicht sollte nach der ausgesprochenen Absicht des Verfassers der zur Zeit seiner Entstehung in England sich breitmachenden asketischen Strömung entgegentreten, welche „die Reinheit und Würde der Stellung von Gatte, Weib und Eltern nur als des Himmels Zulassung wegen der Schwachheit des gefallenen Menschen" beurteilte. Ob der Dichter recht daran that, die Geschichte der Elisabeth in die dramatische Form zu kleiden, läßt sich bezweifeln. Ganz abgesehen davon, daß die Art der Behandlung eine theatralische Aufführung ausschließt, ist der Konflikt zwischen der edlen Menschlichkeit der Heiligen und ihrem asketischen Bestreben zwar ein tief tragischer, aber, da er sich nicht in Handlungen bewegt, sondern im Entsagen auf irgend welches Thun als ein rein innerlicher Prozeß darstellt, wenig geeignet für die gewählte Dichtungsform und wirkt ermüdend durch die Monotonie seines düster-schwermütigen Kolorits. Trotzdem bekunden solche Szenen, welche die Entwickelung des Konfliktes mehr nur begleiten, jene dramatische Begabung, welche mit Recht als Shakespearisch gerühmt werden durfte. Sehen wir aber nur auf die Wahrheit und Tiefe der vorgeführten Empfindungen, so ist auch die Gestalt der Elisabeth selbst eine mächtig ergreifende. In allem aber zeigt sich die schon aus der „Hypatia" genugsam bekannte hohe Begabung des Verfassers, eine vergangene Zeit vor uns aufleben zu lassen in ihren verlockenden Reizen nicht nur, sondern auch in ihren abschreckenden Häßlichkeiten. Diese auf

*) Elisabeth von Thüringen, übersetzt von Pauline Spangenberg. Zweite Auflage. Gotha. F. A. Perthes.

eingehenden historischen Studien und auf echt dichterischer Intuition beruhenden Vorzüge der historischen Haltung treten in der dramatischen Form, welche uns die Personen direkt redend vorführt, noch mehr hervor als in dem der Vermittelung des Dichters nicht entratenden Epos oder Romane. Der so gewonnene Vorteil mag der in anderer Beziehung anfechtbaren dramatischen Form zur Rechtfertigung dienen.

Marburg i. H. Wolf Wilh. Graf Baudissin.

Die Berliner Kinder und ihre Spiele.

Von A. Oskar Klaußmann.

Bei Beginn des diesjährigen Hochsommers erließ die Berliner Schuldeputation eine Verfügung an die Schulbehörden, daß den Kindern das Spielen auf den Trottoirs und das Bemalen derselben mit Kreide nicht zu untersagen sei, da sie mit ihren Spielen nicht auf die gewöhnlich sehr engen Höfe der Häuser beschränkt werden könnten. Die Lehrer sollten nur darauf halten, daß den Kindern Achtung vor fremdem Eigentum eingeprägt werde und daß dieselben sorgfältig vor einer Beschädigung von Hauswänden, Zäunen, Thüren, öffentlichen Anpflanzungen und Denkmälern und vor deren Beschmutzung und Bemalung gewarnt würden. Diese Verfügung war eine Notwendigkeit, denn es wurden im Publikum Stimmen laut, welche verlangten, daß die Berliner Kinder nicht ferner die öffentlichen Trottoirs zu ihren Spielplätzen machen dürften. Dem eilig gehenden Passanten ist es ja in der That sehr unangenehm, in seinem Laufe hier und dort durch spielende Kinder aufgehalten zu werden, es sich gefallen lassen zu müssen, daß ihm Reifen zwischen die Beine getrieben werden oder daß ihm einmal durch einen Ball der Hut vom Kopfe gerissen wird, aber alle diese kleinen Unannehmlichkeiten müssen eben mit in den Kauf genommen werden, denn die Berliner Kinder haben leider im großen und ganzen keine anderen Spielplätze als das Trottoir.

Wohl gibt es innerhalb der Stadt Berlin große Schmuck- und Gartenplätze, und es ist ein herzerfreuender Anblick, an Sommernachmittagen oder auch schon des Morgens über dieselben zu gehen, denn man sieht da nicht nur Bäume und Blumen prangen, sondern gewahrt zwischen diesen auch, fast jedes Fleckchen besetzend, Tausende von kleinen Menschenknospen. Kinder jeden Alters vom zartesten Säugling bis zur kleinen, achtjährigen Donna, die schon kokett nach den Passanten sieht, ergötzen sich dort, ein buntes Leben und Treiben, ein Krabbeln und Durcheinanderlaufen, ein Kreischen und Jubeln herrscht auf diesen Plätzen, daß jedem, der nur einigermaßen ein Kinderfreund ist, das Herz aufgehen muß.

Diese Plätze aber langen bei weitem nicht aus, um alle Kinderscharen aufzunehmen. Auch gibt es Straßen, die so weit ab von diesen Plätzen liegen, daß die Kinder sie nur schwer aufsuchen können. Man vergesse nicht, daß Berlin mehr als 160 000 schulpflichtige Kinder allein in den städtischen Schulen zählt, und daß man wohl nicht fehlgeht, wenn man die Gesamtzahl aller Berliner Kinder auf eine halbe Million veranschlagt. Die Berliner Höfe sind nun aber oft sehr klein; oft repräsentieren sie nichts weiter, als einen Luftschacht innerhalb der Mauern, welche diesen kleinen Platz umgeben, und der mit Rücksicht auf den fabelhaft teuren Grund und Boden so klein wie möglich gehalten wird.

Wie sollten die Kinder hier spielen, ohne Licht und Luft? Wie sollten sie aber auch auf solchen Höfen Platz haben? Gibt es doch Häuser in Berlin, welche in ihren Seiten- und Hintergebäuden mehr Bevölkerung als einzelne kleine deutsche „Städte“ aufzuweisen haben! Gerade in den Stadtgegenden, wo die Arbeiterbevölkerung wohnt und wo die meisten Kinder zu finden sind, gibt es Häuser, welche 1400 — in Worten: vierzehnhundert Einwohner haben. Die Kinder sind also gezwungen, ihre Spiele auf dem Trottoir vorzunehmen, weil der Straßendamm wegen des außerordentlich lebhaften Wagen-, Pferdebahn-, Omnibus- und Droschkenverkehrs ein zu lebensgefährlicher Aufenthalt für sie wäre.

Wer sich an die kleinen Unannehmlichkeiten gewöhnt hat, die dadurch entstehen, daß manchmal in den Nachmittagsstunden gerade die frequentesten Ecken von ganzen Scharen von Kindern umlagert sind, der wird die Szenen, die sich ihm darbieten, bald mit freundlicheren Augen betrachten, ja, der wird sich sagen, daß diese Bilder, welche die spielenden Kinder in die Straßen bringen, sich wohlthuend abheben von dem Hasten und Jagen, dem Wogen und Treiben der Großstadt.

Wie sich der Mensch mit allen seinen Verhältnissen dem Boden akkommodieren muß, auf dem er lebt, so sind auch die Berliner Kinder gezwungen, anders zu „spielen“ als die Kinder anderer Orte, denen vielleicht große Flächen und schattige Wälder zur Verfügung stehen.

Der Winter ist die trübste Zeit für die Berliner Jugend. Die Trottoirs Berlins sind dann der gefährlichste Aufenthalt der ganzen Stadt, denn laut behördlicher Anordnung wird sofort jeder Schnee weggefegt und mit scharfen Eisen abgestoßen, sodaß die Trottoirs gewöhnlich so glatt wie Eisbahnen sind und selbst viele erwachsene Passanten auf ihnen zu Falle kommen. Diese Glätte verlockt allerdings Knaben und Mädchen zu dem Vergnügen des Gleitens, welches in Berlin „Schlittern“ genannt wird. Mit einem ganz außerordentlichen Raffinement werden die eisernen Platten, welche aus Veranlassung der Kanalisation in die Trottoirs eingelassen sind, als Schlitterbahnen benutzt und im Winter gewöhnlich ganz blank poliert. Auch auf dem Trottoir selbst legen die Kinder „Schlitterbahnen“ an, aber natürlich nur so lange, bis ein Schutzmann kommt, der dieses Vergnügen, das für die erwachsenen Passanten sehr gefährlich werden kann, untersagt.

Wenn der Frühling ins Land kommt, so beginnen die Modespiele, und als erstes in der Saison erscheint das „Murmelspiel,“ d. h. das Spiel mit den kleinen runden Marmorkugeln, von denen man schon für fünf Pfennig dreißig Stück bekommt. Wenn aber erst die Regengüsse des Frühjahrs etwas nachgelassen haben, so sieht der Fremde sämtliche Trottoirs Berlins, vielleicht

mit Ausnahme derjenigen der stillsten und elegantesten Straßen des Westens, bedeckt mit Kreidestrichen, Zahlen, Buchstaben und allerlei kabbalistischen Zeichen. Der Eingeborene weiß, daß jetzt der Sommer wirklich naht, denn die Kinder spielen auf der Straße „Schafskopf.“

Dieses Spiel besteht darin, daß ein Oblongum mit Kreide auf die Fliesen des Trottoirs gezeichnet wird, welches dann wieder in kleinere Oblongen geteilt wird. Diese kleineren Abteilungen sind mit den Zahlen von 1 bis 12 versehen, während die zwei nächstfolgenden merkwürdigerweise die Aufschriften „Hölle“ und „Himmel“ tragen. Es wird nun ein Steinchen, ein Porzellanscherben, oder irgend ein auffälliger Gegenstand auf das erste Feld gelegt, das betreffende Kind, welches eine Partie spielt, hüpft nur auf dem linken Beine und stößt gleichzeitig den Scherben immer möglichst weit von sich, damit es so schnell als möglich, ohne mit dem rechten Fuße wieder auf die Erde zu kommen, diesen durch die Felder treiben kann. Bleibt der Stein auf der Abteilung „Hölle“ liegen, so muß das betreffende Kind wieder zurück und von vorn anfangen.

Man glaubt gar nicht, wie dieses Spiel die Kinder interessiert. Das Spiel unterliegt übrigens auch der Mode, wenigstens sah man in diesem Jahre zum erstenmal die Figuren nicht in geraden, sondern in Schneckenlinien gezeichnet. Nicht nur der Fremde, sondern auch der eingeborene Berliner stutzte unwillkürlich beim Anblicke dieser sonderbar gestalteten Zeichnungen.

Wenn der Herbst kommt, so wird außer dem sogenannten Zeck, d. h. „Haschen“ oder „Kriegen,“ auch noch „Handwerker“ gespielt. Dieses Spiel besteht darin, daß die Mehrzahl der an demselben teilnehmenden Kinder sich als Zuschauer an die Wand stellt, während ein dazu bestimmtes Kind durch Gestikulationen und Bewegungen irgend ein Handwerk andeutet, welches von den anderen erraten werden muß. Sehr originell und bezeichnend für Berlin ist es, daß alle diese Handwerke „königliche“ genannt werden, wohl weil die Kinder hier in der Residenz fast in allen Straßen eine große Anzahl von Hoflieferantenschildern sehen. Sehr komisch wirkt es, wenn unter diesen Handwerken, die erraten werden müssen, sich auch ein „königlicher Stummelsucher,“ ein „königlicher Laternenanzünder“ und ein „königlicher Sternkieker“ befinden.

Schon aus diesen letzteren Bezeichnungen wird der auswärtige Leser die Eigenartigkeit der Großstadtkinder herausfühlen, die ihm jedoch erst recht klar werden dürfte, wenn er einmal selbst Gelegenheit hat, bei einem Besuche in Berlin die Kinder in ihren Spielen zu beobachten.

Die Mütter aber, die außerhalb Berlins leben, werden gewiß beim Lesen dieser Zeilen im Innersten ihres Herzens froh sein, daß ihre Lieblinge mit ihren harmlosen Spielen nicht auf die Stein- und Trottoirfliesen angewiesen sind, sondern in Gottes freier Natur sich nach Herzenslust erfrischen dürfen.

Die größten Tiefen.

Die höchsten Berge liegen in Asien und gehören der Kette des Himalaja an; der Gaurisankar, den die Engländer Mount Everest nennen, ist mit 8840 Meter als die bedeutendste bis jetzt erforschte Erhebung unserer Erde anerkannt worden. Damit ist nicht ausgesprochen, daß nicht noch höhere Gipfel im Himalaja und den Gebirgen Zentralasiens entdeckt werden können, denn schon mancher Berg (z. B. der Chimborazo) hat von der Ehre, der höchste zu sein, herabsteigen und einem anderen Platz machen müssen.

So ist es auch mit den Meerestiefen, die ernstlich zu erforschen man in den letzten zwanzig Jahren erst begonnen hat. Seitdem sind Tiefen entdeckt und gemessen worden, von denen wir früher keine Ahnung hatten und die ziemlich so bedeutend sind, wie die höchsten Erhebungen unsers Planeten. Die größte bis jetzt bekannt gewordene Meerestiefe liegt im Osten von Japan; sie beträgt 8513 Meter, ist mithin nur um etwa 300 Meter geringer als die höchste Bodenerhebung. Andere große Tiefen sind im Atlantischen Ozean gemessen worden, so bei den westindischen Inseln, wo sie auch über 8000 Meter erreichen.

Während nun die sichtbaren Gipfel der Gebirge trigonometrisch gemessen werden können, ist es ein weit schwierigeres Ding, den größten Meerestiefen beizukommen und sicher ihre Meterzahl anzugeben. Indessen hat die Mechanik hier in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht, so daß wir nun mit ziemlicher Genauigkeit die größten Tiefen des Meeresbodens messen, ja Proben von demselben an die Oberfläche befördern und sogar angeben können, wie die Temperatur des Wassers am Boden beschaffen ist. Auf unsern deutschen Kriegsschiffen, die sich auch mit solchen Tiefseeforschungen beschäftigen, wird eine Leine von der Dicke eines kleinen Fingers angewandt, deren Tragkraft auf etwa 14 Zentner erprobt ist. Die „Gazelle,“ welche wichtige Tiefseeforschungen anstellte, hatte von solcher Leine 72 000 Fuß oder drei deutsche Meilen Länge an Bord. Diese ungeheure Leine ist am Hinterteile des Schiffes aufgerollt; soll sie benutzt werden, so führt man sie zuerst durch eine drehbare Rolle an der Raa und befestigt dann an ihr das Lot. Dieses besteht aus einer eisernen hohlen Stange, auf welche tellerförmige, in der Mitte durchbrochene Gewichte geschoben werden. Diese fallen sofort ab, wenn der Lotapparat den Grund des Meeres erreicht und dadurch einen Stoß nach aufwärts erleidet. Dabei treibt sich die hohle Eisenstange in den meist weichen Boden des Meeres ein, füllt sich mit Schlammerde und verschließt sich beim Emporwinden der Leine von selbst durch ein Ventil, so daß man auf diese Weise Proben des Meeresbodens und der darin enthaltenen Organismen mit an die Oberfläche zu bringen vermag. Wodurch aber nimmt man das Auslösen der Lotgewichte, also das Erreichen des Meeresgrundes wahr? Die Leine ist durch eingeflochtene farbige Wolläppchen von 50 zu 50 Meter gekennzeichnet und hat von 200 zu 200 Meter noch besondere Marken. Eine solche Strecke von 200 Meter wird von der Leine zuerst in 40 Sekunden durchlaufen, nach 2000 Meter Tiefe dagegen in 75 Sekunden und nach 4000 Meter in etwa 110 Sekunden, welche Geschwindigkeitsänderung eine Folge der Reibung der abgelau-

fenen Leine im Wasser ist. Läßt also der beobachtende Offizier, der eine Sekundenuhr in der Hand hält, sich stets den Augenblick zurufen, wo eine Marke der Leine die Oberfläche des Meeres passiert, so bekommt er eine bestimmte gesetzmäßige Reihe zwischen durchlaufener Strecke und verflossener Zeit, welche jedoch in dem Augenblicke einen Sprung aufweist, wo die Lotgewichte abfallen, indem die Leine dann langsamer und nur infolge ihres eigenen Gewichtes weiter abläuft. Kontrollmessungen haben gezeigt, daß diese Methode einer verhältnismäßig großen Genauigkeit fähig ist.

Zur Ermittelung der Temperatur in verschiedenen Tiefen werden noch eigenartig konstruierte Thermometer, welche den großen Druck des Wassers auszuhalten vermögen, an die Leine gebunden, ferner Apparate, die sich beim Emporwinden von selbst schließen und Wasserproben mitbringen. Es sei bemerkt daß in einer Tiefe von 3000 bis 4000 Meter die Temperatur stets zwischen $+2{,}5^\circ$ und 0° C gefunden wird. Eine solche Tiefe von 4000 Meter wird vom sinkenden Lote in etwa $^3/_4$ Stunden erreicht; dagegen beansprucht das Heraufholen der Lotleine, auch wenn es mit Dampf geschieht, mehrere Stunden.

Die Citatenwut.

Gern bedient sich der Redner oder der Schriftsteller der Aussprüche großer Männer, um das Gesprochene oder Geschriebene zu beleben und wirksam zu machen. Daß hierbei ein gewisses Maßhalten notwendig ist, sieht derjenige am ehesten ein, der sich bei dieser oder jener mit Citaten gespickten Rede oder Schrift auf das gründlichste gelangweilt hat. Dennoch wird im Citieren von vielen Seiten das Menschenmöglichste geleistet, die Citate sind gar oft mit den Haaren herbeigezogen. In diesem Artikel arbeiten aber gerade diejenigen viel, die nicht berufsmäßige Redner oder Schriftsteller sind. Wer hörte heute eine Tischrede oder eine bloße Unterhaltung, wer liest heute einen Brief, ohne daß ihm das übliche „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen" begegnet? Ja, fiele dem und jenem ein Citat unmittelbar in die Kette seiner Vorstellungen, als eine Folge seiner Belesenheit und seiner Kenntnis berühmter Dichter, dann wäre eine Entschuldigung vorhanden, so aber ist die Jagd nach Citaten und die Sucht zu citieren unverkennbar, man fühlt Absicht — nein, wir wollen Goethe nicht anführen. Den Citatenjägern ist es oft ganz gleichgültig, ob sie die geborgten Aussprüche richtig reproduzieren und anwenden, zumeist wissen sie gar nicht, wer das große Wort vor ihnen ausgesprochen hat. Man nehme nur beispielsweise das Goethe-Wort, das uns vorhin beinahe in die Feder geflossen wäre. Wie viele brauchen es und haben keine Ahnung, daß es im „Tasso" vorkommt. Manche wagen sich gar an die lateinische Sprache und suchen mit einem Citate aus den Klassikern zu glänzen, obgleich sie keine Ahnung von der Deklination von mensa haben. Und wie oft wird falsch citiert! Jedermann pocht darauf, daß er seinen Schiller und seinen Goethe kennt, und doch wendet er sie des öfteren falsch an: ein Beweis, daß er die Worte nicht direkt aus ihnen hat, sondern daß er sie sich auf Umwegen angeeignet hat. Wie wenige sagen den schon erwähnten Tassoschen Ausspruch richtig. „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt," hört man fast allgemein. Goethe hat aber geschrieben: „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt." „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," klagt die junge Schöne, wenn sie von der Sommerfrische Abschied nimmt. Hätte sie aber ihren Schiller an Stelle der dickleibigen Romane mitgenommen, dann hätte sie vielleicht richtig deklamiert: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende." „Variatio delectat," ruft der Lebemann an der Tafel aus, als er die vierte Sorte Wein bringen läßt, varietas delectat hätte er sagen sollen, aber wie soll er denn eine Ahnung von Phaedrus' Fabeln haben! Solcher Beispiele gibt es in Massen, wir erwähnen nur noch kurz zwei unzählig oft und falsch citierte Aussprüche: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde" für „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen," „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan" für „Der Mohr hat seine Arbeit gethan." Wir sagten schon oben, daß die Citate auch falsch angewendet werden. Auch dieser Fehler datiert aus der Unkenntnis der Herleitung derselben. Nur ein Beispiel sei genannt. Neben uns liegt eine Zeitung, in welcher wir eine Beschreibung einer Dorfhochzeit lesen. Nachdem ein Vergleich des Dorfes mit der Stadt angestellt worden ist und man die gute Sitte und Züchtigkeit der Braut geschildert, schließt der Verfasser mit dem Citate: „Ländlich, sittlich." Es soll das ein Trumpf sein, der das Ganze würdig abschließt. Dabei begeht der Schriftsteller aber ein Versehen, da das „sittlich" eine ganz andere Bedeutung hat als „moralisch," denn das Sprichwort bedeutet soviel wie: „Jedes Land hat seine Sitten."

So ließe sich noch manches anführen, was in das Kapitel: „Citatenwut" einschlüge, aber wir hören schon von allen Seiten: „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels." So müssen wir denn schließen, indem wir den Drängern bemerken, daß auch dieses Citat falsch ist, denn Schiller hat geschrieben: „Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel." A. B.

Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt.

Auf dem Gebiete der historischen Bevölkerungslehre ist noch wenig geleistet worden. Frage man einmal danach, wie die Zahlen der Bevölkerung und ihre Bewegung durch den Lauf der Jahrhunderte sich in unserm Vaterlande verhalten haben, seit Deutschland mit Rom in Berührung kam! Wieviel Einwohner hatte es zur Zeit der Geburt Christi, wie viele nach der Völkerwanderung, wie viele zu Karls des Großen Zeiten ꝛc.? Freilich, hier sind die Quellen mangelhaft, aber auch für Griechenland und Rom, wo doch der Stoff weit reicher vorliegt, ist erst jetzt diese Aufgabe, soweit es ging, gelöst worden, durch das belangreiche Buch des Professors der alten Geschichte an der Universität Rom, Dr. Julius Beloch, das den oben genannten Titel führt (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886). Daß

eine Untersuchung der angeführten Art nur Annäherungswerte ergeben kann, liegt auf der Hand, und doch sind auch die annähernden Ergebnisse von großem Interesse, so daß wir unsern Lesern daraus einiges mitteilen wollen.

Beloch zeigt uns, daß zu Anfang des peloponnesischen Krieges die Gesamtbevölkerung der griechischen Halbinsel mit Einschluß Makedoniens auf rund drei Millionen veranschlagt werden kann, was einer Volksdichtigkeit von 26 Seelen auf den Quadratkilometer entspricht. Es sind das Verhältnisse, die von den heutigen nicht viel abweichen, denn das heutige Königreich Griechenland (ohne Makedonien) hat zwei Millionen Einwohner. Für die Kolonieen fehlen die Grundlagen zu einer ähnlichen Feststellung. Bis auf Alexander den Großen blieb die Bevölkerung Griechenlands im beständigen Wachsen; Platon und Aristoteles beschäftigten sich lebhaft mit den Gefahren der Übervölkerung, und Isokrates wies (346) auf die Notwendigkeit hin, dem Überschusse der griechischen Bevölkerung ein Ventil zu öffnen durch die Eroberung und Kolonisierung von Asien. Es ist, als ob wir die Schriften und Reden der Neuzeit hören, die auf Kolonisation und Auswanderung Bezug haben. Alexander verwirklichte zwölf Jahre später diesen Wunsch und eine großartige Kolonisationsthätigkeit begann; die Hellenen ergossen sich über den Orient, so sehr, daß der Glanz von Athen und Korinth erblaßte und Alexandria und Antiochia an ihre Stelle traten.

Eine fühlbare Abnahme der Bevölkerung Griechenlands begann im II. Jahrhundert vor Christus und dauerte fort bis in die Kaiserzeit, befördert durch die Kriege, deren Schauplatz Griechenland bildete. Unterdessen schwoll die Bevölkerung Ägyptens von 300 vor Christus bis 70 nach Christus von drei Millionen auf etwa acht Millionen an, während das heutige Ägypten nur zwischen sechs und sieben Millionen zählt.

Wenden wir uns nun nach Italien. Die ganze Halbinsel hat bis zum Ausbruch des Hannibalischen Krieges eine Bevölkerung von nur drei Millionen (gegen heute vierundzwanzig Millionen). Der Hannibalische Krieg brachte einen starken Rückgang. Die römische Bürgerliste sank von 273 000 im Jahre 229 auf 214 000 im Jahre 203. Indessen bald wird der Ausfall wieder gedeckt, die Zahlen steigen und im Jahre 163 vor Christus wird die Zahl der Bürger auf 337 000 angegeben, was einer Bevölkerung von reichlich einer Million entspricht. Was ganz Italien zur Zeit des Augustus betrifft, so berechnet Beloch für dasselbe 5½ Millionen Einwohner; in der Friedensperiode der ersten Kaiserzeit stieg diese Zahl bis auf sieben Millionen unter Claudius. Was die Vermehrung und das Anwachsen der römischen Bevölkerung in den eroberten westlichen und nördlichen Barbarenländern betrifft, so läßt sich darüber nichts feststellen, aber eine annähernde Schätzung der Volkszahl der zivilisierten Welt, oder doch der Länder am Mittelmeere, vermag Beloch zu geben: Die Gesamtbevölkerung des römischen Reiches bei Augustus' Tode wird auf fünfzig bis sechzig Millionen Einwohner zu veranschlagen sein, wovon etwa zwei fünftel auf die europäischen Provinzen entfallen. Ganz Europa befaß zu Anfang unserer Zeitrechnung schwerlich dreißig Millionen Einwohner, während es heute mehr als das zehnfache hat.

Ein dreisprachiges Völkchen.

Bei Fort Berthold im Territorium Dakotah der Vereinigten Staaten leben die Reste von drei verschiedenen **Indianerstämmen** friedlich zusammen. Es sind dieses Mandanen, Dickbäuche (oder Hidatsa) und die Arikaris. Etwa seit einem Jahrhundert leben diese drei durchaus verschiedensprachigen Nationen nebeneinander, Thür an Thür, sie sprechen fortwährend zusammen, heiraten untereinander, aber es fällt keinem von den drei Stämmen ein, seine Sprache aufzugeben. Aber jeder Indianer, der in Fort Berthold wohnt, versteht die Sprachen der andern beiden Stämme und kann sie reden; es ist in der That ein dreisprachiges Völkchen, welches hier haust. Im Verkehre aber behält jeder Stamm seine eigne Sprache bei; ein Mandan fragt z. B. in seiner Sprache einen Dickbauch und dieser erwidert in der Dickbauchsprache. Außerdem sprechen noch viele dieser Indianer eine vierte Sprache, die der Dakota, die dann als internationales Verständigungsmittel von beiden Teilen benutzt wird. Beneidenswerte Leute! Was gäben unsre Gymnasiasten darum, wenn sie so schnell und leicht wie jene ihr Latein, Griechisch und Französisch bemeistern könnten.

Die ungelöste Aufgabe bei Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 19. August.

Die Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis vom 19. August darf, soweit Deutschland und das europäische Rußland in Frage kommt, als mißlungen gelten. Könnte man den himmlischen Körpern einige Schlechtigkeit zutrauen, so müßte man es als eine ausgesprochene Bosheit betrachten, daß sich die liebe Sonne gerade damals verleugnen ließ. Denn noch nie, solange die Welt steht, ist eine so große Zahl mehr oder weniger wissenschaftlich ausgerüsteter Beobachter bereit gewesen, die Himmelserscheinung zu studieren. Das ganze Heer der Meteorologen und Photographen zwischen Braunschweig und Königsberg hatte mobil gemacht. Von Westen her gekommene Expeditionen hatten auf dem Harze Aufstellung genommen, in Berlin fanden Völkerwanderungen und Massenbeobachtungen statt. Die Berliner Sternwarte hatte eine Anzahl von Beobachtern in ihr Interesse gezogen, ihre Aufgaben erteilt und, um möglichst unabhängig von der Witterung zu sein, Expeditionen nach verschiedenen Stellen der Totalitätslinie entsandt.

Und alles war vergeblich. Madame Sonne war nicht zu sprechen. Ja, wenn die Totalitätszone über Afrika oder Australien geht, wenn wilde Völker über die Finsternis ihre Kapriolen machen oder vor Entsetzen auf dem Kopf stehen, trägt sie nicht Bedenken, ihre Künste zu zeigen; aber hier, wo sie ein „gebildetes" Publikum vor sich hatte und eine wissenschaftliche Betrachtung erwarten mußte, ist sie nicht zu Hause. Sie hat ent-

schieden unrecht; und dies um so mehr, als das Hauptinteresse gar nicht ihr, sondern der Erde galt.

Eine totale Sonnenfinsternis gibt Gelegenheit, ungestört von einer alles erdrückenden Lichtflut das Sonnenprofil zu sehen und die Natur der Sonnenhülle zu studieren. Sie gewährt den Anblick der Chromosphäre, der Protuberanzen und der Korona. Was die ersten beiden Punkte betrifft, so bedarf man, ausgerüstet mit besonders konstruierten Sonnenfernrohren, nicht mehr der Sonnenfinsternis; man kann die Protuberanzen jederzeit beobachten. Auch hat die Spektralanalyse der Untersuchung neue Wege angewiesen. Was den letzteren Punkt, die Korona, anlangt, so wäre auch bei günstigem Zustande der Atmosphäre kaum ein befriedigendes Resultat zu erhoffen gewesen, da die Sonne unmittelbar über dem Horizonte stand und der Dunst über der Erdoberfläche das Bild der Korona verschleiern mußte. Eine photographische Aufnahme war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Man bedurfte großer lichtstarker Apparate und sogenannter Erytrosinplatten von hoher Lichtempfindlichkeit. Die ebengenannten Platten scheiden die blauen und violetten Strahlen aus und lassen die gelblichen und grünlichen Strahlen der Korona zur Wirkung kommen. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob bei alledem eine brauchbare Aufnahme zu stande gekommen sein würde. Es sind Arbeiten, welche mit mehr Aussicht auf Erfolg den nach Osten entsandten Expeditionen oblagen.

Dagegen bot die Sonnenfinsternis eine überaus günstige Gelegenheit, die Erdatmosphäre zu untersuchen. Wir befanden uns im Moment der Finsternis in solcher Stellung, daß Sonne und Mond in der Richtung unserer Fußebene lagen; der Schattenkegel durchschnitt also unsere Atmosphäre in wagerechter Richtung und zwar derart, daß dieser Kegel in schräg geneigter Richtung aus den oberen Luftschichten in die tieferen herabstieg. Es trat also der Moment ein, daß die obere Luftregion schon verdunkelt war, während wir noch einen Rest von Licht hatten, und später der umgekehrte Fall, daß die Oberfläche der Erde noch verdunkelt war, während höhere Luftschichten bereits wieder von Sonnenstrahlen getroffen wurden.

Hierdurch schien die Möglichkeit gegeben zu sein, unsere Kenntnis der ferneren Regionen unserer Atmosphäre zu erweitern. Man stelle sich den mit Staub oder Tabaksrauch gemischten Luftraum eines Zimmers vor. Wenn sich dieser Raum in gleichmäßiger Beleuchtung befindet, so ist die Verteilung des Staubes oder der Rauchwolken im Zimmer schwer wahrzunehmen. Anders, wenn ein Sonnenstrahl durch die Öffnung eines Ladens in das Zimmer fällt. Jeder Ringel, jedes Stäubchen, welches den Sonnenstrahl passiert, erscheint in deutlich wahrnehmbarer lichter Gestalt. Wenn die Öffnung im Laden verschoben wird, erscheinen und vergehen Wolkengebilde in dem Augenblicke, wo der Sonnenstrahl auf fein zerteilte Körper trifft, welche ihn reflektieren. Man hat schon seit längerer Zeit nahe vor oder nach der Totalität oder auch im Juni und Juli nach Sonnenuntergang lichte Wolken beobachtet, die sonst nicht sichtbar waren, und vermutet, daß die von der Sonne angestrahlten Dunstmassen sich in außerordentlicher Höhe über der Erdoberfläche befinden. Hier war nun die Gelegenheit gegeben, mit Hilfe des Mondschattens genaue Höhenmessungen zu machen.

Man hat Grund, anzunehmen, daß sich in Schichten zwischen 2 und 10 Kilometer Höhe zahlreiche Eiskristalle befinden und in Schichten bis 50 Kilometer noch Staubmassen vulkanischen Ursprunges — man denke an die Dämmerungserscheinungen des Jahres 1883, welche vermutlich durch derartigen Staub bewirkt wurden, — in Schichten bis gegen 100 Kilometer Staubmassen kosmischen Ursprunges, wie sie durch das Zerstieben von Meteoren in diesen Höhen entstehen. Namentlich war zu erwarten, daß die letztere Schicht am 19. August durch den kurz vorher am 8. bis 10. August stattgehabten Sternschnuppenfall reichliche Nahrung erhalten habe. Nimmt man die Schichten von 50 und 100 Kilometer Höhe als Anhaltpunkte, so kann man für jede Beobachtungsstelle den Ort im voraus berechnen, wo für jede der beiden angenommenen Schichten die erste und die letzte Berührung stattfindet. Diese Punkte lagen für die Höhe von 100 Kilometer im Süden und Südwesten 25°, für die Höhe von 50 Kilometer etwas weiter westlich gerückt 15° und 13° über dem Horizonte. Findet nun an den eben bezeichneten Stellen bei Eintritt des Kernschattens eine wirkliche Verdunkelung, bei Austritt desselben ein charakteristisches Aufleuchten statt, so ist damit der Beweis erbracht, daß an diesen Punkten feste Körper in der Erdatmosphäre schwimmen. Und wenn es gelungen wäre, jene hellen Wolken unter genauer Winkel- und Zeitbestimmung photographisch zu fixieren, so hätte aus der Vergleichung mehrerer Beobachtungen die Höhe dieser Gebilde berechnet werden können. Die königliche Sternwarte in Berlin hatte die Angelegenheit in umsichtigster Weise vorbereitet, eine Anzahl von Laien als mitarbeitende Beobachter herangezogen, Instruktionen erteilt und die genaue Regulierung der Zeit zwischen Sternwarte und allen Beobachtungsorten eingeleitet — leider vergeblich. Es wär' so schön gewesen; es hat nicht sollen sein. Vielleicht sind unsere Nachkommen in hundert Jahren glücklicher. F. A.

Die Toilette der Monbuttufrauen.

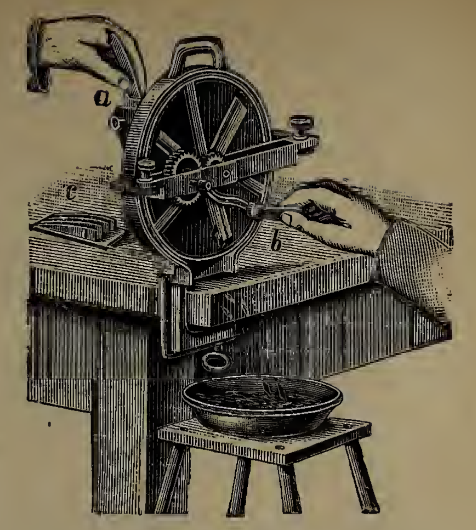
Tief im Innern Afrikas, wenige Grade nördlich vom Äquator, wohnt das Volk der Monbuttu oder Mangbattu. Zu ihm ist auch der Reisende Dr. Junker gekommen, welcher lange für verschollen galt, jetzt aber wieder glücklich Europa erreicht hat. Seine Berichte über jenes Volk sind im hohen Grade belangreich, und namentlich dürfte unsere Frauen interessieren, was er über ihre dunkelhäutigen Schwestern und deren Toilette erzählt. Die Monbuttufrauen haben eine viel freiere Stellung als gewöhnlich bei Negerfrauen der Fall ist, ja sie haben sogar einen Sitz bei den Zusammenkünften der Männer. So waren die Monbuttufürsten, welche Junker besuchte, in den großen Versammlungen stets von ihren auserwählten Frauen umgeben, denn die Vielweiberei herrscht dort in ausgedehntem Maße. Die Bekleidung derselben ist eine höchst einfache und besteht

in einem Stückchen Rindenstoff, welches sie beim Niedersetzen auf den Schemel über die Kniee legen. Die Schar der fürstlichen Frauen läßt es jedoch bei dieser einfachen Toilette nicht bewenden. Stoffe, die ihre angeborene Koketterie befriedigen könnten, besitzen sie nicht. Dieses Naturvolk ist infolgedessen erfinderisch gewesen und hat es dahin gebracht, seinen Körper mit Linien, regelmäßigen Vierecken oder großen runden Punkten auf das mannigfaltigste zu bemalen, so daß der Körper der angesehenen Frauen „häufig einem regelmäßig gemalten dreifarbigen Parkettboden zu vergleichen ist.“ Da die Phantasie der einzelnen immer wieder neue Muster ausfindig macht, so erzielen sie durch diese stets wechselnden „Toiletten“ immer wieder neue Erfolge. Die Gegenstände, welcher eine Monbuttufrau sich bei ihrer Schmückung bedient, sind höchst einfacher Art: ein Töpfchen mit dunkelbraunem Öl aus den Kernen der Ölpalme; ein Scherben mit roter und einer mit schwarzer Farbe und einige Holzstifte zum Bemalen. Schließlich noch einige aus Elfenbein geschnitzte lange Haarnadeln, die für das wollige Haar als Kämme benutzt werden. Ist das Bemalen des Körpers bereits außerordentlich zeitraubend und erfordert fremde Hilfe, so verbringen die Frauen auch stundenlang bei dem künstlichen Auftürmen ihres über einen Fuß hohen Toupets. In Geduld und Ausdauer bei der Toilettenkunst übertreffen die Monbuttufrauen die Damen der zivilisierten Welt bei weitem.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Neue Bohnenschneidmaschine. Der Jahreszeit angemessen dürfte die folgende Mitteilung über eine neue patentierte Bohnenschneidmaschine sein, welche wir den geehrten Hausfrauen aus bester Überzeugung empfehlen könneu. Mit dieser, beistehend abgebildeten Maschine ist man nämlich im stande, in der Stunde etwa Hundert Liter Bohnen zu schneiden, was mit den bisher zu gleichem Zwecke benutzten Apparaten nicht bewerkstelligt werden konnte. Diese Leistung wird mittels des eigentümlichen Triebwerkes der Maschine erreicht, wodurch die Messerscheibe in sehr rasche Umdrehung versetzt werden kann. Bei ihrer Umdrehung zieht die Messerscheibe die Bohnen selbst nach, denn mit der Hand würde sich ein gehörig rasches Nachschieben bei dem schnellen Schnitt gar nicht erreichen lassen. Übrigens ist die Maschine so eingerichtet, daß auf derselben Bohnen jeder Art und Größe, gerade und krumme, dicke und dünne, kurze und lange gleich gut geschnitten werden. Behufs Reinigung läßt die Maschine sich sehr leicht auseinander nehmen, und die mit der Zeit stumpf gewordenen Messer c können leicht abgeschraubt, geschliffen und wieder angeschraubt werden. Die Maschine wird bei dem Gebrauche mittels einer daran befindlichen Schraubzwinge am Tischrande befestigt und die Messerscheibe alsdann mittels der daran sitzenden Kurbel b in Umdrehung versetzt. Hierauf steckt man mit der Hand in rascher Aufeinanderfolge die Bohnen bei a in eine Art kleinen Trichter, worauf die Bohnenstückchen in



eine vorn untergesetzte Schüssel fallen. Der Preis der Maschine beträgt 12 Mark. Dieselbe ist aus dem Geschäfte für Hauswirtschafts- und Kücheneinrichtungen von Karl Hirsch & Co. in Berlin W, Leipziger Straße Nr. 2, zu beziehen.

Die Dampfkraft auf dem Meere. Unter den Fortschritten der modernen Technik ist die gesteigerte Ausnutzung der Dampfkraft für die Schiffahrt von besonderer Bedeutung. Durch Verbesserung der Dampfmaschinen und Erhöhung des Dampfdruckes der Dampfkessel hat man es in den letzten fünfzehn Jahren dahin gebracht, daß man mit 0,7 Kilogramm Kohle stündlich für die Pferdekraft auskommt und somit gegen früher 30 Proz. Kohle erspart. Was dies für einen Dampfer, der mit 8000—10 000 Pferdekräften das Meer durchfurcht, bedeutet, ist leicht in Zahlen darzustellen. In der That ist dadurch bewirkt worden, daß viele zwischen Europa und Asien verkehrende Dampfer, um den hohen, den jetzigen Kohlenverbrauch übersteigenden Zoll des Suezkanals zu umgehen, ihren Weg um die Spitze von Afrika herum nehmen, so daß dadurch wohl eine Herabminderung jenes Zolles erzwungen werden wird. Bezüglich der Stärke und Geschwindigkeit der Dampfer ist für den kurzen Zeitraum von etwa sechs Jahren ebenfalls ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Während man noch 1881 einen Dampfer von 5000 Pferdekräften als etwas Außerordentliches ansah, sind jetzt Dampfer von 10 000 bis 15 000 Pferdekräften mit 19 bis 22 Seemeilen stündlicher Geschwindigkeit in Gebrauch. Dies gilt für Handels- und Passagierdampfer. Bei Kriegsdampfern ist man noch weiter gegangen; ganz besonders hat die italienische Marine starke Dampfer aufzuweisen, so den Re Umberto und die Sicilia von 19 500 Pferdekräften und die Sardegna von 22 800 Pferdekräften. Das letztere Schiff hat nicht weniger als 90 Dampfmaschinenchlinder, welche zusammen vereinigt einem Cylinder von nahezu 7 Meter Durchmesser entsprechen würden, was eine Kolbenfläche von fast 37 Quadratmeter ergibt, gegen welche der mit 10 Atmosphären drückende Dampf

mit einer Schubkraft von nahezu 4 Millionen Kilogramm zur Wirkung käme. Es sind dies wohl Leistungen, auf welche die moderne Technik stolz sein darf.

Gesundheitsrat.

Besorgte Mutter in B. Wie kann man ein schwächliches Kind am besten kräftigen?

Wenn das Kind wirklich nur „schwächlich,“ d. h. blaß, mager, weniger leistungsfähig und weniger widerstandsfähig als andere Kinder gleichen Alters ist, dann wird eine sorgfältige Pflege wohl zur Kräftigung genügen.

Das Kind soll viel schlafen! früh — je nach dem Alter gegen acht oder neun Uhr — zu Bett gehen, morgens nicht zu zeitig aufstehen, falls es sich müde fühlt, auch am Tage nach Tische eine gute Stunde ruhen. Das Schlafzimmer soll geräumig und sonnig sein, muß sauber gehalten und fleißig gelüftet werden. Morgens nach dem Aufstehen wird das Kind kalt abgerieben und erhält dann sein Frühstück: Milch mit Weißbrot. Gegen zehn Uhr wird eine zweite Mahlzeit gegeben! Milch, Butterbrot mit etwas kaltem Fleisch oder ein weichgekochtes Ei. Gegen ein Uhr mittags: Fleisch- oder Mehlsuppe, gutes Fleisch (Rind-, Kalbfleisch, Geflügel, Hasenbraten), leichtes Gemüse (Blumenkohl, Spargel etc.) oder etwas Kompott. Gegen vier Uhr: Milch oder Kakao mit Milch zubereitet. Gegen ein halb sieben Uhr Abendbrot: Milch, weichgekochte Eier, etwas kaltes Fleisch mit Buttersemmel. — Milch muß das Hauptnahrungsmittel sein, und man kann in Güte oder Strenge jedes Kind dazu bringen, ein bis eineinhalb Liter Milch täglich zu trinken. Ganz zu vermeiden sind: Kaffee, Thee, fettes Fleisch (Schweinefleisch, Hammelfleisch, Gänsebraten), schwere Gemüse (Kohlarten, Hülsenfrüchte), Süßigkeiten! Letztere namentlich deshalb, weil sie immer zur Unzeit genossen werden und den Appetit zu den eigentlichen Mahlzeiten benehmen. Obst ist in mäßiger Menge erlaubt. Wein bietet keinen großen Nutzen, er kann nur als Reizmittel in kleinen Mengen nebenher gegeben werden und ist gänzlich wegzulassen, falls das Kind ihn nicht gern trinkt, oder falls seine Beschaffung mit irgend welchen Opfern verbunden ist. Gutes Bier thut manchen Kindern wohl, namentlich auch dadurch, daß es den Appetit anregt. — Das Kind soll tagsüber möglichst viel im Freien sein, aber ohne sich dabei zu sehr zu ermüden und über seine Kräfte anzustrengen. Keine weiten Spaziergänge, keine stundenlange Herumtollerei! Ruhiges Draußensitzen, ruhiges Spielen im Sande oder auf dem Rasen ist nützlicher.

Wir setzen voraus, daß das Kind noch nicht die Schule besucht, ist dies der Fall, dann muß die oben angedeutete Tageseinteilung etwas geändert werden, falls nicht der Hausarzt ein zeitweiliges Herausnehmen aus der Schule für nötig hält. Ebenso setzen wir, wie schon gesagt, voraus, daß das Kind wirklich nur schwächlich ist, daß seine Schwächlichkeit nicht Folge eines vielleicht schleichend entstandenen inneren Leidens ist. Diese wichtige Frage kann ebenfalls nur der Hausarzt nach eingehender Untersuchung beantworten.

M. P. in B. „Durch meinen Beruf zu sehr frühem Aufstehen genötigt, wurde ich häufig während des Ankleidens von Übelkeit und Ohnmacht befallen. Ich befinde mich besser, seit ich auf Rat eines Freundes schon im Bett eine Tasse Thee oder starken schwarzen Kaffee zu mir nehme. Sollte das auf die Dauer nachteilig sein? Ist Thee oder Kaffee vorzuziehen?

Sie müssen zunächst gegen die Grundursache der vorhandenen Schwäche vorgehen. Am wahrscheinlichsten dürfte dieselbe in einer, vielleicht durch zu angestrengtes Arbeiten bedingten Blutarmut zu suchen sein. Dem kann der Arzt durch Verordnung eines Eisenmittels leicht und schnell abhelfen. Der Rat Ihres Freundes ist insofern gut, als es sich empfiehlt, in derartigen Fällen noch im Bett etwas zu genießen, aber keinen starken Kaffee! Eher eine Tasse Thee, noch besser Milch oder Kakao und jedenfalls etwas dazu essen, ein Brötchen, eine Buttersemmel oder etwas derartiges. Es soll nicht dem Körper ein Reizmittel zugeführt werden, sondern es kommt nur darauf an, den Magen schon vor dem Aufstehen mit zweckmäßigen, leichten Speisen etwas anzufüllen.

Ihre zweite Frage: Ist das Schwimmen für junge Mädchen als zu anstrengend schädlich? möchten wir mit nein beantworten. Gesunde, kräftige (nicht blutarme) Mädchen sollen ruhig zwei- bis dreimal in der Woche schwimmen, öfter nicht! Sie sollen dabei nicht länger im Wasser bleiben, als es auch sonst bei einem gewöhnlichen Bade üblich ist, und sie sollen sich durch die erlernte Kunst nicht zu einer sportsmäßigen Übertreibung verleiten lassen. Hier in Leipzig scheint letzteres leider recht häufig vorzukommen und durch die Schwimmlehrerinnen unterstützt zu werden, die besonders ausdauerndes Schwimmen mit besonderen Auszeichnungen (Gurten, Schleifen etc.) belohnen. Das ist dummes Zeug!

Junger Landwirt. Es thut uns leid, Ihnen kein Buch empfehlen zu können, mit dessen Hilfe Sie selbständig etwas doktern können. Wir verstehen Ihre gute Absicht, möchten Sie aber vor jedem Versuche in dieser Richtung dringend warnen; schon so mancher hat durch einen unglücklichen Mißgriff in bester Absicht sich und andere in großes Leid gebracht.

Junges Ehepaar. Weitaus die beste Ernährung neugeborener Kinder besteht in der Darreichung von Mutter- resp. Ammenmilch. Erst wenn diese durchaus nicht zu beschaffen ist, kommen die verschiedenen Ersatzmittel in Frage: unter denen allerdings die Kuhmilch obenan steht. Die Milch muß von einer gesunden Kuh stammen, die ausschließlich gute Trockenfütterung erhält, muß je nachdem ein- oder mehrmals abgekocht und dem Kinde in der richtigen Verdünnung mit (ebenfalls abgekochtem) Wasser, sowie in der richtigen Temperatur gereicht werden.

E. Schbrt. in Magdeburg. Auch die beste Beschreibung kann uns nicht dazu verleiten, uns über eine spezielle Krankheit zu äußern. Lassen Sie sich von einem Arzte, zu dem Sie Vertrauen haben, untersuchen und beraten. Jedenfalls stimmen wir mit Ihnen darin überein, daß etwas Energisches geschehen muß. Sollten Sie die

Mittel dazu besitzen, so wäre ein Aufenthalt in der Heilanstalt Frankenstein am Taunus wohl zu raten.

Abonnentin in Bayern. Um sich vor lästigem Starkwerden zu bewahren, machen Sie sich künftig körperliche Bewegung — Gartenarbeit ist sehr gut — vermeiden Sie süße und mehlige Speisen (Kartoffeln, Hülsenfrüchte) und nehmen Sie nicht zu viel Flüssigkeit zu sich. Bier und Wein ganz vermeiden, Wasser in bescheidener Menge und nicht zum Essen, sondern immer erst einige Stunden danach.

Rechtsrat.

Ich bestellte vor einiger Zeit bei einer Firma in Hamburg ein chinesisches Kabinett im Preise von 18 Mark, außerdem 50 Pfennige Kiste, 50 Pfennige Porto; der Verkäufer hatte sich verpflichtet, den Zoll zu tragen. Die Summe von 19 Mark sollte Verkäufer durch Nachnahme erheben. Die Kiste kam denn auch an, aber beim Öffnen ergab sich, daß das Kabinett aus seinem lackierten Holze so schlecht, nur mit wenigem harten Stroh umhüllt, verpackt war, daß nicht nur an einigen Stellen der Lack durch direkte Berührung mit der Kiste total abgerieben, sondern auch der ganze obere Teil des Schränkchens vollständig zerbrochen war. Ich erlaubte mir daher, das Schränkchen in demselben Kistchen zurückzusenden, erhielt jedoch wenige Tage darauf in der Post des Nachbarortes, von wo meine Postsachen kommen, die Nachricht, daß das Kistchen in Hamburg nicht angenommen sei. Kurz darauf kam auch von Hamburg eine Postkarte mit dem Bemerken, daß die Firma deshalb die Kiste nicht angenommen habe, weil anscheinend ein Kabinett darin gewesen sei. Durch Annahme wäre der Zoll verloren gegangen, außerdem litten die chinesischen Lackwaren durch zweimaligen Transport oft so arg, daß sie gar nicht mehr verkäuflich seien. Ich hatte selbstverständlich meine Rücksendung frankiert. Ich schrieb daraufhin einen Brief an die Firma, worin ich ihr den wahren Thatbestand berichtete und anfragte, ob ich denn den ganzen Schaden (für mich sehr bedeutend: 19 Mark) allein tragen solle, der doch nur durch Schuld der Firma infolge schlechter Verpackung entstanden sei, und erhielt ablehnende Antwort.

Bin ich verpflichtet, das zerbrochene, für mich nunmehr ganz wertlose Schränkchen anzunehmen? Oder muß ich den ganzen Schaden allein tragen? Was können eventuell von meiner Seite für Schritte geschehen, damit ich nicht allzu empfindlich geschädigt werde? A. B. 134.

Da nach dem Handelsgesetzbuche die Gefahr des Transportes der Käufer trägt, so ist die Hamburger Firma nur dann verpflichtet, den Schaden zu tragen, wenn sie bei der Verpackung die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes nicht beobachtet hat.

Glauben Sie dieses noch nachweisen zu können, so klagen Sie auf Rückzahlung der Nachnahme.

Der Markenhändler F. S. in H. schickte mir Januar 1886 eine Auswahlsendung im Werte von 45 Mark zu, obgleich ich ausdrücklich geschrieben hatte, er solle es nicht mehr thun. Auf Grund neuer Verordnung der Regierung wurden die Marken auf der Grenze dem Kouvert entnommen, mir letzteres zugeschickt mit dem Vermerk, es müßten 10 Kopeken Zoll gezahlt werden. Dieses teilte ich Herrn S. mit und erhielt darauf von ihm einen groben Brief, „er zweifle nicht an meiner Ehrlichkeit, ich solle ihm aber sofort Marken oder Geld zurückschicken.“ Seit meiner darauffolgenden Erklärung, ich würde keinen Finger in dieser Sache weiter rühren, und gleichzeitiger Übersendung jenes Kouverts mit dem Vermerk, ruhte die Sache. — Im Dezember 1886 wurde mein alter Vater vor das F.sche Ordnungsgericht, welches 50 Werst von uns entfernt ist, zitiert, dort wurden ihm gegen Erlegung von 30 Kopeken die betreffenden Marken eingehändigt. Nun, da ich die Marken habe, will ich sie Herrn S. retournieren, das kostet mir aber, eingeschrieben, 70 bis 80 Kopeken. Wozu diese Unkosten? Bin ich da berechtigt, mich für Zoll, Fahrt und Porto an den Marken schadlos zu halten, besonders, da ich Herrn S. ausdrücklich geschrieben hatte, mir fernerhin keine mehr zu schicken?

E. B. H. in Livland.

Schreiben Sie dem Markenhändler, daß die Marken gegen Erstattung aller Ihrer Auslagen zu seiner Verfügung liegen, und daß Sie, wenn er nicht innerhalb bestimmter Frist darüber verfüge, sich an denselben schadlos halten würden.

Antwortet der Mann nicht, so halten Sie sich getrost an die Marken.

Kann ein Standesbeamter die Beurkundung der Geburten, Heiraten und Sterbefälle, welche in der eigenen Familie vorkommen, selbst in die betreffenden Register eintragen?

Ist dieses zulässig: kann dann ein Familienglied als Anzeigender auftreten, oder muß es eine nicht zur Familie gehörige Person sein, die aber zur Anzeige berechtigt resp. verpflichtet ist? In dem Gesetz vom 6. Februar 1875 ist hierüber nichts gesagt, vielleicht gelten allgemeine Bestimmungen hierüber. P. D.

Die Art der Behandlung der eigenen Angelegenheiten der Standesbeamten, über welche das Reichsgesetz schweigt, die sich aber wohl aus der Natur der Sache ergibt, ist für Preußen durch die Verfügungen des Ministers des Inneren vom 22. September 1874 und 8. November 1876 geregelt. Danach ist bei Verhandlungen und Eintragungen, die die Familie oder nahe Verwandte des Standesbeamten betreffen, seine Thätigkeit gesetzlich nicht ausgeschlossen. Es ist aber als empfehlenswert bezeichnet, in solchen Fällen den Stellvertreter eintreten zu lassen.

Dagegen ist es als gesetzlich unstatthaft bezeichnet, daß der Standesbeamte sich selbst über die in seiner Familie vorkommenden Fälle Anzeige macht und darüber ein Protokoll aufnimmt. Dazu gehören zwei: Der Erklärende und derjenige, welcher die Erklärung annimmt. In diesen Fällen muß der Stellvertreter die Erklärung entgegennehmen.

Im Sommer vorigen Jahres sandte mir eine Buchhandlung die erste Lieferung eines Lieferungswerkes unverlangt zu. Da ich das Werk nicht anschaffen wollte, Marken zur Frankierung der Rücksendung aber nicht beigefügt waren, so gab ich der Sache weiter keine Folge und ließ das Heft ruhig liegen. Inzwischen ist die Buchhandlung zur Liquidation gelangt, und der Liquidator derselben, ein Rechtsanwalt, beehrte mich in diesen Tagen mit der gedruckten Benachrichtigung, daß ich der Firma N. N. 50 Pfennige schulde, und mit der Aufforderung, binnen acht Tagen 75 Pfennige in Marken einzusenden, widrigenfalls zur Klage gegen mich geschritten werden solle.

Ich erlaube mir ergebenst anzufragen: 1. Bin ich verpflichtet, unverlangt mir zugesandte Hefte zurückzusenden? und, wenn dies nicht geschehen ist, den verlangten Preis zu bezahlen? 2. Wenn die Forderung der Buchhandlung, resp. des Liquidators eine unberechtigte ist, charakterisiert sich dann nicht die mit der Drohung der Klage begleitete Forderung als ein Erpressungsversuch?

C. in Sch.

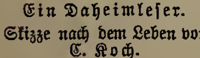
Nach Ihrer Darstellung waren Sie weder zur Rücksendung noch sind Sie zur Bezahlung des geforderten Betrages verpflichtet. Falls Sie verklagt werden, so erwidern Sie, daß das nicht bestellte Buch bei Ihnen zur Verfügung liege.

Ein Erpressungsversuch liegt in keiner Weise vor.

Aus der Redaktion.

Ev. Pfarrer, Forromecco, Brasilien. Ich beschäftige mich stark mit Botanik und habe im Laufe der Zeit ziemlich vollständige Herbarien besonders der Farne des hiesigen Urwaldes gesammelt. Leider ist es mir nicht möglich, hierzulande ein gutes, möglichst vollständiges Werk über die Farnkräuter aufzutreiben; in der landessprachlichen Litteratur ist es mit dergleichen Werken ganz armselig bestellt, auch habe ich in Deutschland keine Verbindungen, um zur Kenntnis eines solchen Werkes zu gelangen. Können Sie mir ein solches Buch (oder mehrere) bezeichnen? Ferner möchte ich mir ein Mikroskop anschaffen, weiß jedoch nicht, welche Instrumente sich zu gewinnbringender Untersuchung (besonders der Farne) am besten eignen. Auch müßte ich um Angabe einer kurzen Schrift über Handhabung des Mikroskops bitten.





Ein Daheimleser.
Skizze nach dem Leben von C. Koch.

Gute Werke über die Farne sind: W. J. Hooker, Genera Filicum und Species Filicum; Kunze, die Farnkräuter in kolorierten Abbildungen. Zur Erlangung der Hookerschen Werke, welche in London erschienen sind, wenden Sie sich am besten an eine Londoner Buchhandlung, die Kunzesche Arbeit besorgt Ihnen jeder deutsche Buchhändler. — Die Schrift: „Nägeli und Schwendener: Das Mikroskop," 2. Aufl., Leipzig 1877, nur für pflanzliche Objekte, gibt Ihnen die beste Auskunft über den Gebrauch des Instrumentes und auch die Antwort auf Ihre Frage, welches Mikroskop für Ihre Zwecke am geeignetsten ist.

A. B. K. in Berlin. Antwort: Ihre Ansicht ist eine irrige. Mozarts Don Juan wurde doch am 29. Oktober in Prag zum erstenmal aufgeführt. Auch waren die Meinungen über die Oper keine ungeteilten, gerade die Berliner fanden dieselbe etwas albern und höchst exzentrisch. Änderungen an der Partitur hat Mozart später selber gemacht, an der Darstellung haben die verschiedenen Theaterleiter manches „verschlimmbessert." Wir erwähnen nur einige solcher willkürlicher Einschiebsel. Im vergangenen Sommer brachte ein Londoner Theaterunternehmer die Geister sämtlicher Geliebten von Don Juan auf die Bühne. In Paris pflegt die Oper damit zu schließen, daß Diener die Leiche Donna Annas auf die Bühne bringen, welche Handlung von der Musik: „Dies irae" aus dem Mozartschen Requiem begleitet wird. Andre Theaterdirectoren haben noch mehr aus dem Requiem entlehnt und die ganze Szene in das Mausoleum des Kommandeurs verlegt. Wie wir hören, wird bei der Jubiläumsvorstellung in Wien die Oper ohne alle Zuthaten fremder Händel aufgeführt, und sollen nur die Änderungen des Meisters selbst in Betracht gezogen werden.

Th. E . . . s in Riga. Wir bedauern, für die eingesandten Gedichte keine Verwendung zu haben.

S. K. in Frankfurt. Von wem stammt der Ausspruch:

Niemand will ein Schuster sein,
Jedermann ein Dichter. —

Von Ihrem Landsmann Goethe. Sie sehen, wie die jetzigen Zeiten mit den damaligen übereinstimmen.

Max L . . . f in Prag. Ist Flotow in Deutschland geboren? Wann erschien seine Martha? —

Freiherr von Flotow ist Mecklenburger (geb. 1812 in Teutendorf). Die „Martha" wurde 1847 in Wien zuerst aufgeführt.

E. X. in Y. Ist Mirza-Schaffy eine wirkliche Persönlichkeit oder nur ein von Fr. Bodenstedt erdichteter Name?

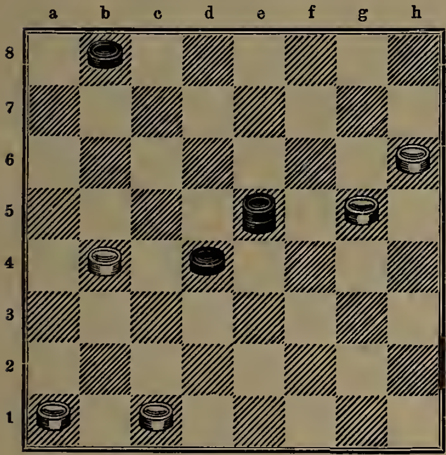
Mirza-Schaffy ist nach des Dichters Erklärung eine in der That lebende Persönlichkeit. Er ist der Lehrer Bodenstedts, der ihm bei seinem Aufenthalte im Oriente das Persische und Tartarische beibrachte und sich durch Reinheit des Charakters und viel Lebensweisheit auszeichnete.

In unserer Spielecke.

1. Rätsel.

Rings umwogt mich die Flut, die Europa von Afrika scheidet;
Wenn ihr ein Zeichen versetzt, lieg' ich in Pommern als Stadt;
Lest ihr mich rückwärts sodann, so gedenkt ihr der gräßlichsten Bluttħat;
Geht mir ein Kopf noch voran, ruh' ich im Schoße des Meers.
Tauscht ihr mein Herz, so könnt ihr mich sehn in dem Sande der Wüste;
Setzt ihr ein Zeichen noch ein, bin ich ein heiliger Berg.

2. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

3. Zweisilbige Scharade.

China, Sachsen, wie bekannt,
Mit der Ersten sind genannt.
Die Zweite steht bei vielen Worten hinten,
Auch findet man bei Lanzen sie und Flinten.
Das Ganze in Natur und Kunst
Entzückt das Aug', wenn unverhunzt
Des Schöpfers herrliches Gebilde
Erscheint in Berg, Wald und Gefilde.

R. F.

4. Rätsel.

Alle Elemente haben
Teil an meines Wortes Gaben,
Das mit immervollen Händen
Austeilt kühle Wasserspenden;
Staubaufwirbelnd uns mit Erde
Grüßet, wenn ihr sitzt zu Pferde;
Krachend aus der Tiefe Schlund
Ruft: Glückauf! mit Feuermund;
Raum und freie Bahn verschafft
Durch des Luftdrucks Riesenkraft.

Pf. J.

5. Bilderrätsel.



6. Rätsel.

Ein Flüßchen ist's im deutschen Land —
Dort webt man manches schöne Band,
Das Leib und Seele lieblich schmückt.

Man schürft dort Kohlen, baut auf Erz,
Und manches fromme, biedre Herz
Jetzt Lob und Dank zum Himmel schickt.

Ein Strom ist's, der mit Freude tränkt
Das Land, von Gott dem Herrn geschenkt
Als tapfren Kampfes edle Frucht.

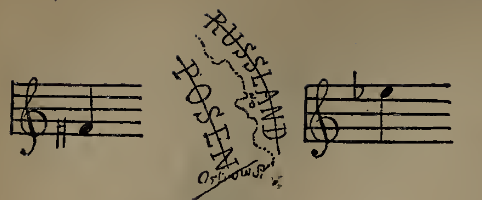
So legt nun weiter Hand auch an —
Macht euch den Strom auch unterthan:
Der Segen kommt dann ungesucht.

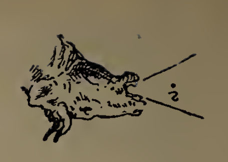
Pf. J.

7. Königszug.

	wohl	der	dem	sich	Da	lüf	
Schleicht	Tier	nach	Mensch	Tier	fort	irrt	tets
wirrt	Das	ruft	ihm	bald	und	Lau	Men
Baum	ver	graut			im	schen	schend
Markts	zu	Es			ein	durch	ohr
spricht	des	Ge	de	sa	schen	nach	Wild
Baum	wühl	dem	men	De	re	Men	nis
	vier	Re	Von	de	und	Wald	

8. Bilderrätsel.





9. Rätsel.

Die Kugel war es, die der Schütze
Vergebens suchte in der Büchse Lauf,
Und wie die Kugel, so die Mütze,
Die er beim Birschen hatt' im Walde auf.
D. H.

10. Dreisilbige Scharade.

Die ersten Zwei
Ist mancher Drei
Doch nie ein edler Mann.
Dem Ganzen gern
In Näh' und Fern'
Nütz' jeder wie er kann! B.

11. Diagonal-Füllrätsel.

*	*	l	*	u	*	*
*	*	a	*	a	*	*
*	p	*	*	*	e	*
*	*	y	*	s	*	*
*	a	*	*	*	i	*
*	*	r	*	e	*	*
*	*	o	*	t	*	*

Die mit einem Sternchen versehenen Felder dieses Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

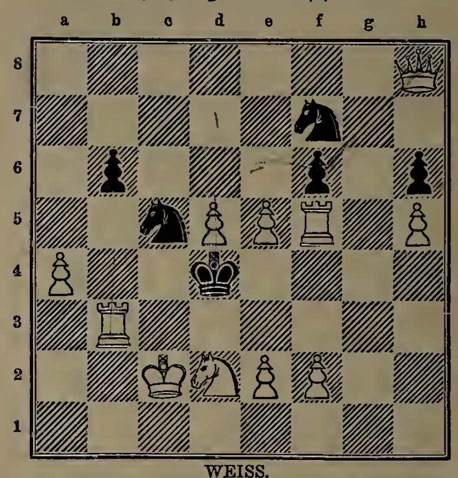
1. Eine durch ihre Tuchfabrikation bekannte Stadt der Niederlande,
2. eine Forstakademie in Sachsen,
3. eine Stadt in Ungarn,
4. ein klassisches Epos,
5. einen bekannten Kurort,
6. einen Heros der griechischen Mythe,
7. eine der Personen in Shakespeares „Wintermärchen."

Nach richtiger Lösung nennt die eine Diagonalreihe einen Heros des Altertums und die andere einen deutschen Dichter.

12. Rätsel.

Die Erste mahnt zum Eilen,
Die Zweite zum Verweilen,
Das Ganze gibt Metallen Wert
Und wird auch in Metall gewährt.
R. F.

13. Schachaufgabe von Ph. Klett.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

14. Kreuzrätsel.

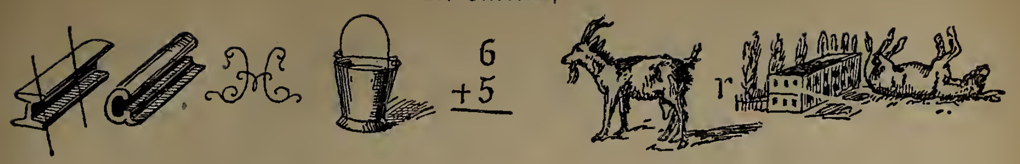
			A	A	A			
			A	B	B			
			C	D	D			
E	E	E	E	E	F	G	I	I
I	K	L	M	M	N	N	N	N
N	N	O	R	R	R	R	R	R
			S	S	T			
			T	T	U			
			U	U	Y			

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen Kanton der Schweiz,
2. einen Marschall Napoleons I,
3. einen bekannten Badeort im Westen Deutschlands,
4. eine Stadt in Tirol,
5. einen berühmten holländischen Maler,
6. ein durch eine Seeschlacht bekanntes Kap bei Spanien,
7. einen Nebenfluß der Donau,
8. ein lyrisches Gedicht,
9. eine Frau aus dem Nibelungenliede.

Nach richtiger Lösung ergeben die senkrechte und die wagerechte Mittelreihe denselben Namen.

15. Bilderrätsel.



16. Rätsel.

Verachtet sind, die es entbehren,
Wie Blinde geh'n sie durch die Welt;

Wer es verhängt, steht hoch in Ehren,
Entehrt wird meist, wer ihm verfällt.

Setzt ihr drei Laute noch voran,
So wird's beherrscht von falschem Wahn.

17. Dreisilbige Scharade.

Nachteilig sind oft Eins und Zwei,
Die unbewacht, für deine Drei,
Obgleich sie ihr auch häufig nützen,
Wirst deine Dritte du beschützen.

Nur im Vergehen zeigt das Ganze
Sich dir in seinem vollen Glanze,
Denn soll es Beifall sich erwerben,
Muß es vor deinen Augen sterben.
Fr. St.

18. Buchstabenrätsel.

Was ich bedeute, ist oft ungeduldig
Und mancher Übereilung schuldig.

Setz vorn ein andres Zeichen hin,
So zeigt es einen muntern Sinn,
Der oft von Lachen ist begleitet
Und manche Fröhlichkeit bereitet.

Vorn bring zwei andre Zeichen an,
So hat es oft schon weh gethan.
S.

19. Dreisilbige Scharade.

Nicht nur der Krieger, der mit Jugendkraft
Zum Tod bereit forteilt aufs blut'ge Feld,
Der Forscher auch, der für die Wissenschaft
Das Leben wagt, gilt mir als edler Held.
Ein gleicher Held ist, wer im Lazarett,
Wo tausendfacher Tod die andern schreckt,
Mit kaltem Blut ausharrt am Krankenbett,
Bis die Natur der Krankheit er entdeckt.
Solch einen Helden, der noch lebt zur Stund',
Macht euch des Rätsels erste Silbe kund.

Des tapfern Kriegers frischer Heldenmut
Trat glänzend bei den letzten einst zu Tag;
Um ihre Mauern floß viel edles Blut,
Bis der verhaßten Feinde Kraft erlag.
Von Heldenmut spürt man beim Ganzen nichts,
Obwohl ein Eisenpanzer es umstarrt;
Doch wo es fehlt, entbehrt man des Gerichts,
Auf das der Gute wie der Böse harrt.
Tauscht ihr den Kopf, so gibt's, umwallt von Dampf,
Die Waffe uns zum blut'gen Männerkampf.

20. Rätsel.

Oft schon ward ich gerühmt als des Frohsinns sprudelnde Quelle,
Öfters noch hat man's gerügt, daß ich die Freude getrübt.
Also verbirgt sich in mir gemischt eine doppelte Seele,
Wie der verschiedene Laut sich im Diphthonge vereint.
Bist du jedoch nicht hold dem Getön der gemischten Vokale,
Nun, so zertrenne den Laut! Schlag' einen Pfahl in den Grund!
Sieh, es erhebt sich alsbald um dich her eine Stadt von Palästen
Und in geflügeltem Lauf huschet die Gondel vorbei;
Unten erklinget ein schmelzendes Lied aus reinen Vokalen,
Und von dem Altan zurück tönt es in süßem Akkord.
Pf. J.

21. Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	A	E	E
I	I	I	I	I
L	L	N	O	R
R	R	S	S	S
S	T	T	T	T

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die fünf wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die fünf Reihen, aber in anderer Folge, ergeben:

1. Den römischen Namen eines großen europäischen Flusses, 2. etwas, nach dem man sich im Unglücke sehnt, 3. einen Fluß in Frankreich, 4. ein Gebirge in Asien, 5. den alten Namen eines Flusses in Italien.

22. Dreisilbige Scharade.

Es kreist die Eins dort in der Tafelrunde
Der bärt'gen Männer noch zu später Stunde,
Und leise rauscht's dazu im dunklen Walde.

Nicht ferne lagern sie von heil'ger Eiche,
Und seine Stimme jetzt, die sangesreiche,
Erhebt in ihrem Kreis der greise Skalde:

„Daß euch die letzten Beiden jetzt nicht drücken,
„Nicht mehr das fremde Joch euch beugt den Rücken,
„Ihr dankt es Thor!“ beginnt er seine Weise.
Und wie des Ganzen Sang in unsern Tagen
Von Glut beseelt, vollendet vorgetragen,
Ertönt ein Lied in dieser Hörer Kreise.
Fr. St.

23. Bilderrätsel.



24. Zweisilbige Scharade.

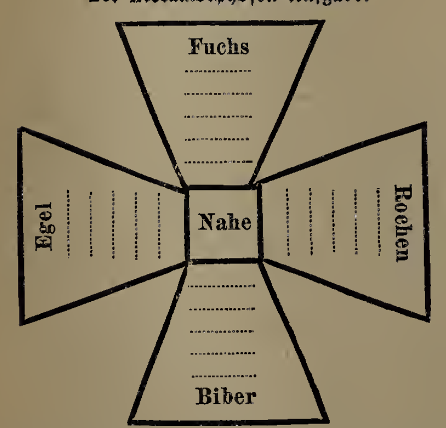
Der weiche Klang des Ersten stimmt
Wehmütig unsre Brust;
Doch wer den zweiten Teil vernimmt,
Lacht auf in heitrer Luft.
Das erste Blatt zum Ruhmeskranze
Gab einem Helden einst das Ganze.

25. Ergänzungsaufgabe.

a alk dar da dro em eu her ka käm lin luck le ma ne nit ne nes psam par psam pro rei rei rei rei rich run san sä schel se sis spiel sym theus thyst tich trie träu

Zu suchen sind 20 dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Sämtliche 20 Wörter haben dieselbe Mittelsilbe.

26. Metamorphosen-Aufgabe.



Anmerkung: Vollständige Erklärung der Metamorphosen siehe 1886/87 II. Bd. Heft 4.

27. Rätsel.

Bäume und Felsen belebte ich einst, aus dem Schlafe sie weckend;
Geht mir ein Zeichen voran, senk' ich in Schlummer die Welt.

28. Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus einem deutschen Dichter besteht aus sieben Silben, welche der Reihe nach in den folgenden sieben Citaten enthalten sind.

1.

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

2.

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen.

3.

Für Jörgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.

4.

Am Sonntag Abend auf dem Werder waren
Zum lust'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.

5.

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

6.

Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend,
Rüstig, im Geräusch der Jagd.

7.

Als du in kühnem Sange uns bestrittest,
Bald siegreich gegen unsre Lieder sangst,
Durch unsre Kunst Besiegung bald erlittest:
Ein Preis doch war's, den du allein errangst.

Welche Dichterstelle ist gemeint?

29. Dreisilbige Scharade.

Ich unglückselige Kreatur!
Ein grausames Spiel trieb mit mir die Natur.
Zwei Dinge hat sie zusammengeleimt,
Von denen doch keins mit dem andern sich reimt.
Die erste bleibt kleben, die letzten fliegen,
Und will auf den Schwingen des Glücks ich mich wiegen —
Wie Ikarus fall' ich herab und herein,
Und ausgelacht werd' ich noch obendrein.

30. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je neun Steine auf. Zehn Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.



A setzt aus. B setzt an. A setzt an. B setzt an. A setzt an. B setzt an. A sperrt die Partie.

Die Summe der Augen auf den zehn Steinen im Talon beträgt 82, auf den fünf Steinen, welche A übrig behält, 28, auf den sechs Steinen, welche B übrig behält, 40.

Welche Steine sind gesetzt? Welche Steine liegen im Talon?

31. Quadrat-Zahlenrätsel.

10	1	15	4	11	1	14
15	4	12	3	13	4	7
9	4	15	1	9	1	2
14	1	15	3	16	2	14
12	6	13	14	8	1	15
13	2	17	4	8	2	13
4	8	10	1	9	9	4

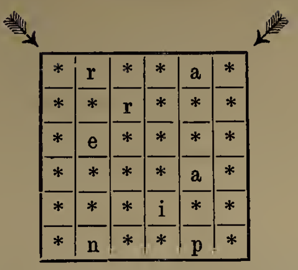
Die Zahlen dieses Quadrats sind so durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, daß die 7 wagerechten und die beiden diagonalen Reihen (letztere in der Richtung der Pfeile gelesen) bekannte Wörter ergeben, welche — in anderer Reihenfolge — bezeichnen: 1. Eine Person aus „Hamlet", 2. eine andere aus dem „Kaufmann von Venedig", 3. ein europäisches Fürstenhaus, 4. einen ägyptischen Gott, 5. ein Pflanzengift, 6. einen jüdischen König, 7. einen Felsen im Rhein, 8. eine Stadt in Westfalen, 9. ein Drama von Shakespeare.

32. Rätsel.

Wenn du mich weißt, verdienst du derbe Schläge,
Wenn du mich thust, so bist du faul und träge,
Und siehst du mich, so bist du Ärmster blind.
Wenn du mich hast, so bist du zu bedauern,
Erfreu' ich dich, so mußt du ewig trauern
Und schreck' ich dich, so bist du kühn gesinnt.
Wenn du mich glaubst, so muß ich dich beklagen,
Wenn du mich fürchtest, darfst du alles wagen,
Wenn du mich denkst, bist du ein schaler Thor.
Und keiner ist, der jemals mich gesehen,
Obwohl ich's bin, d'raus alle Ding' entstehen,
Der Mutterschoß, d'raus alles ging hervor.

P. B.

33. Diagonal-Füllrätsel.



*	r	*	*	a	*
*	*	r	*	*	*
*	e	*	*	*	*
*	*	*	*	a	*
*	*	*	i	*	*
*	n	*	*	p	*

Die mit einem Sternchen versehenen Felder dieses Quadrats sind so mit je einem Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen bekannte Wörter entstehen und daß die beiden Diagonalreihen, in der Richtung der Pfeile gelesen, zwei befreundete deutsche Dichter nennen. Die wagerechten Reihen bezeichnen (in anderer Folge): einen Singvogel, ein Reich in Asien, eine Stadt an der Weichsel, einen Fluß in Rußland, eine aus Brasilien stammende Treibhauspflanze, eine Hauptstadt auf dem europäischen Kontinent.

34. Viersilbige Scharade.

Das erste Paar hat meist geringen Wert;
Doch wenn es diesen mit der Zeit verlor,
So wird von vielen sehnlich es begehrt
Und steht in höh'rer Schätzung als zuvor.
Wenn man ihm dann das letzte Zeichen nimmt,
So ist sein Wert durch das Gesetz bestimmt.

Das zweite Paar hat manches Land durchreist;
Es wird von ihm beständig, Nacht und Tag,
Ein furchtbar schnaubend Ungetüm gespeist,
Und eine Schlange folgt ihm keuchend nach;
Verbinden sich die Silben eins und vier,
So nennen sie ein räuberisches Tier.

Wenn in der Feinde Land die Krieger steh'n,
Das rings zerstampft ist durch der Rosse Huf,
So tönt, sobald sie nur das Ganze seh'n,
Zu seinem Gruß ein lauter Freudenruf.

35. Geographisches Kreuzrätsel.

1	2	3	4	1	5	6
7	3	8	9	10	11	3
4	12	3	13	8	3	14
4	9	13	9	1	3	2
15	9	2	1	11	3	8
7	3	16	3	12	3	13
3	12	14	2	10	9	13

Werden die Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten, und die sieben wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Ein Kap, 2. einen Teil von Italien, 3. eine Residenz, 4. eine Festung, 5. eine Universitätsstadt, 6. eine Insel, 7. einen Strom.

36. Dreisilbige Scharade.

Siehst du ins Feld die Fahnen tragen,
Das Heer zu blut'gem Kampf zu führen,
So wird man auf die Letzte schlagen,
Gilt es die Eins und Zwei zu rühren.

Und mag dein Ganzes auch erbeben,
Vernimmt es die bekannten Klänge,
Sie werden dennoch neu beleben
Den Mut der kampfgewohnten Menge.

Fr. St.

37. Rätsel.

Oftmals lass' ich im Chor harmonische Töne erschallen;
Ziehe den Kopf ich zurück, lieg' ich in England als Stadt.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in 1887/88, Heft 1.

1. Bilderrätsel. Kassenrendant.

2. Schachaufgabe.

1. Db4—c5 | 1. c3—c2 oder e2—e1D
2. Dc5—e5 oder Td4—d2 ♯

A.

1. . . . | 1. Lb2—d3 † od.—e4
2. Td4—e4: oder—d5 ♯

B.

1. . . . | 1. Ld2 zieht
2. Td4—d1 ♯

Andere Spielarten leicht.

3. Zweisilbige Scharade. Freidank.

4. Arithmetische Aufgabe.
Nach 42 Minuten.

5. Arithmetische Aufgabe.
876 × 53.

6. Dechiffrieraufgabe.
Schlüssel: In der Aufgabe steht a für c, b für d, c für e ꝛc.

Thu's und frage nicht den besten Freund um Rat,
Wo du das voraus kannst sehen,
Daß der Freund dir widerraten muß die That,
Und du fühlst, sie muß geschehen.

Rückert.

7. Rätsel. Das Alter.

8. Magisches Buchstabenquadrat.

C	E	R	E	S
E	l	i	s	a
R	i	e	s	e
E	s	s	i	g
S	a	e	g	e

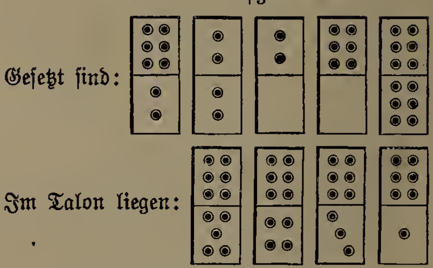
9. Bilderrätsel. Boulanger.

10. Silbenrätsel.

Fuld A
Rubiko n
Arara t
Ner o
Zaber n
Dati v
Eskim o
Fridoli n
Romano W
Elb e
Gibralta r
Gordo n
Ellips e
Rolle r

11. Rätsel. Brand.

12. Dominoaufgabe.



C behält außer den fünf Doppelsteinen:



13. Arithmetische Aufgabe.
18 Meter von der billigen, 15 Meter von der teuren Sorte.

14. Aufgabe.
„Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!"
(aus: Der Kampf mit dem Drachen.)

Flachs	Rune	Oberst	Herkules
Romane	Ibsen	Eiger	Fehler
Inder	Cholera	Hobel	Achsel
Urahn	Sprache	Israel	Cork
Henri	Horst	Alster	Bilse
Salbe	Geiser	Etan	Feier
Unart	Nadir	Drakan	Erbin

Napier.

15. Sechssilbige Scharade.
„Patriotenliga."

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 3, November 1887.

Eulen und Krebse.

Roman von August Niemann.

1. Kapitel.

Friedrich Schottmüller! Wem in Neustadt war dieser Name unbekannt? Welchem Fremden, der auf dem Bahnhofe ankam und sich nach der Firma Friedrich Schottmüller erkundigte, hätte nicht jeder Packträger, jeder der draußen auf dem Droschkenplatze sich umhertreibenden dienstfertigen Knaben, jeder Eingeborene, der ihm in den Straßen der Provinzstadt begegnete, Auskunft geben können, wo das stattliche Gebäude der angesehenen Buchhandlung zu finden sei? Auf dem „Neustädter Anzeiger," der die Stadt davon unterrichtete, welche finsteren Pläne der Kaiser von Rußland verfolge, welche Verlegenheiten der Königin Viktoria durch ihre weit ausgedehnte Herrschaft erwachsen, welche Ideen dem gewaltigen Haupte des Reichskanzlers entspringen, und wo frisches Wildbret, ein unfehlbares Mittel gegen Zahnschmerz und andere tägliche Bedürfnisse der Einwohnerschaft zu haben seien, war der Name Friedrich Schottmüller als der des Besitzers täglich zu lesen. In den Kreisen jener bevorzugten Stände, die an warmen Sommerabenden im schattigen Garten der „Erholung" den Klängen der städtischen Musikkapelle lauschen durften, soweit sie nicht das Gebirge oder die See aufsuchten, und die den Winter in einer reizend verschlungenen Kette von Kaffees, Thees, Bällen, Diners, Soupers, Theatervorstellungen und Konzerten verbrachten, war der Name Schottmüller beliebt und verehrt als der des gastlichsten Hauses. In den Kreisen jener anderen Stände aber, die mit harten Händen dem harten Schicksale das tägliche Brot abzuringen genötigt waren, stand der Name Friedrich Schottmüller ähnlich dem des Nilgottes in Ägypten da, des „Getreidespenders," des „Brotfreundes," der die Fluren mit Wasser überzieht, um die Welt der lebenden Wesen zu ernähren. Denn wenn Friedrich Schottmüller auch nicht Überschwemmungen veranlaßte, um die Neustädter Fluren fruchtbar zu machen, so besaß er doch eine Druckerei, in welcher viele Leute Brot fanden für sich und ihre Familien, und beschäftigte er ein zahlreiches Personal, welches in dem stattlichen Gebäude an der Breiten Straße mit der Herstellung, Versendung und Berechnung von Druckwerken beschäftigt war und seinerseits wieder mit Weib und Kind Wurzel geschlagen hatte im Neustädter Boden. Auch gab er vielen Leuten Verdienst, die mittelbar zu ihm gehörten, hauptsächlich der Papierfabrik und den Buchbindern, aber auch noch anderen Geschäften — wie denn im vielfältig gegliederten Kulturleben ein Rad in das andere greift, ein Faden sich um den anderen schlingt zum gemeinsamen gedeihlichen Betriebe bürgerlichen städteerhaltenden Erwerbes.

In diesen Tagen aber war von Friedrich Schottmüller besonders viel die Rede, und es herrschte sogar in den die Firma enger umgebenden Kreisen große Aufregung; denn die Firma stand im Begriff, ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Die von einem solchen Feste unzertrennlichen Vorarbeiten erhitzten die Köpfe von jung und alt, und die Geschäftigkeit der Angehörigen des angesehenen Hauses teilte sich den weiteren Kreisen mit, wie von dem ins Wasser geworfenen Steine Schwingungen der Oberfläche über den ganzen Teich sich ausdehnen. Gerüchte über Gehaltserhöhungen, in den innersten Heiligtümern der Kasse und des Kontors entstanden, breiteten sich unter mannigfaltigen Gestaltungen aus und erregten durch das gesamte Personal hin freudige Erwartungen. Besprechungen über die Art der Feier nahmen manche Stunde in Anspruch, gleich Verschwörern gingen zu ungewöhnlichen Zeiten die Mitglieder des Festkomitees



Der König überall. Gemalt von R. Warthmüller.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 3, November 1887.

Eulen und Krebse.

Roman von August Niemann.

1. Kapitel.

Friedrich Schottmüller! Wem in Neustadt war dieser Name unbekannt? Welchem Fremden, der auf dem Bahnhofe ankam und sich nach der Firma Friedrich Schottmüller erkundigte, hätte nicht jeder Packträger, jeder der draußen auf dem Droschkenplatze sich umhertreibenden dienstfertigen Knaben, jeder Eingeborene, der ihm in den Straßen der Provinzstadt begegnete, Auskunft geben können, wo das stattliche Gebäude der angesehenen Buchhandlung zu finden sei? Auf dem „Neustädter Anzeiger," der die Stadt davon unterrichtete, welche finsteren Pläne der Kaiser von Rußland verfolge, welche Verlegenheiten der Königin Viktoria durch ihre weit ausgedehnte Herrschaft erwachsen, welche Ideen dem gewaltigen Haupte des Reichskanzlers entspringen, und wo frisches Wildbret, ein unfehlbares Mittel gegen Zahnschmerz und andere tägliche Bedürfnisse der Einwohnerschaft zu haben seien, war der Name Friedrich Schottmüller als der des Besitzers täglich zu lesen. In den Kreisen jener bevorzugten Stände, die an warmen Sommerabenden im schattigen Garten der „Erholung" den Klängen der städtischen Musikkapelle lauschen durften, soweit sie nicht das Gebirge oder die See aufsuchten, und die den Winter in einer reizend verschlungenen Kette von Kaffees, Thees, Bällen, Diners, Soupers, Theatervorstellungen und Konzerten verbrachten, war der Name Schottmüller beliebt und verehrt als der des gastlichsten Hauses. In den Kreisen jener anderen Stände aber, die mit harten Händen dem harten Schicksale das tägliche Brot abzuringen genötigt waren, stand der Name Friedrich Schottmüller ähnlich dem des Nilgottes in Ägypten da, des „Getreidespenders," des „Brotfreundes," der die Fluren mit Wasser überzieht, um die Welt der lebenden Wesen zu ernähren. Denn wenn Friedrich Schottmüller auch nicht Überschwemmungen veranlaßte, um die Neustädter Fluren fruchtbar zu machen, so besaß er doch eine Druckerei, in welcher viele Leute Brot fanden für sich und ihre Familien, und beschäftigte er ein zahlreiches Personal, welches in dem stattlichen Gebäude an der Breiten Straße mit der Herstellung, Versendung und Berechnung von Druckwerken beschäftigt war und seinerseits wieder mit Weib und Kind Wurzel geschlagen hatte im Neustädter Boden. Auch gab er vielen Leuten Verdienst, die mittelbar zu ihm gehörten, hauptsächlich der Papierfabrik und den Buchbindern, aber auch noch anderen Geschäften — wie denn im vielfältig gegliederten Kulturleben ein Rad in das andere greift, ein Faden sich um den anderen schlingt zum gemeinsamen gedeihlichen Betriebe bürgerlichen städteerhaltenden Erwerbes.

In diesen Tagen aber war von Friedrich Schottmüller besonders viel die Rede, und es herrschte sogar in den die Firma enger umgebenden Kreisen große Aufregung; denn die Firma stand im Begriff, ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Die von einem solchen Feste unzertrennlichen Vorarbeiten erhitzten die Köpfe von jung und alt, und die Geschäftigkeit der Angehörigen des angesehenen Hauses teilte sich den weiteren Kreisen mit, wie von dem ins Wasser geworfenen Steine Schwingungen der Oberfläche über den ganzen Teich sich ausdehnen. Gerüchte über Gehaltserhöhungen, in den innersten Heiligtümern der Kasse und des Kontors entstanden, breiteten sich unter mannigfaltigen Gestaltungen aus und erregten durch das gesamte Personal hin freudige Erwartungen. Besprechungen über die Art der Feier nahmen manche Stunde in Anspruch, gleich Verschwörern gingen zu ungewöhnlichen Zeiten die Mitglieder des Festkomitees

umher, sammelten Geld, feuerten den Eifer der Trägen an, hemmten die vorwitzige Begeisterung der Sanguinischen und lenkten den Strom der Debatten, Streitigkeiten, ungeordneten Vorschläge und übertriebenen Erwartungen in das Bett des Maßvollen und Schönen. Kränze und Sträuße in verschwenderischer Fülle, Flaggen und Wimpel, Mastbäume von Guirlanden umwunden wurden zugerichtet, Adressen entworfen, genehmigt und von Schreibkünstlern auf Pergament gebracht, eine zierlich mit Eulen und Krebsen geschmückte silberne Säule ward allseitig bewundert und in einem diebessicheren Schranke verwahrt. Diese Säule sollte beim Feste als Geschenk der Angestellten der Firma dem Chef feierlich überreicht werden als bleibendes Andenken an seinen Ehrentag.

Auch die Stadt selbst nahm teil. Es ging die Rede, daß eine Deputation der städtischen Behörden, den Bürgermeister an der Spitze, gratulieren werde, dazu eine Deputation der Schulen, daß auch an dem Fackelzuge, den die Angehörigen der Firma veranstalteten, zweihundert Gewerbtreibende sich beteiligen wollten, es ging die Rede, daß viele Häuser flaggen würden, es ging die Rede, daß . . . ja, es ging von vielem die Rede, obwohl nicht alles sich erfüllte, was die heißesten Köpfe für annehmbar und glaubhaft hielten. Gewiß jedoch war, daß ungewöhnliche Quantitäten Bier in diesen Tagen an gewissen vom Festkomitee bezeichneten Punkten sich aufspeicherten.

Ein junger Mann von mittelgroßer und geschmeidiger Gestalt, dessen hervorragendstes Merkmal rotgoldiges Haupthaar und ein feiner rotgoldiger Bart waren, stand am Vorabend des Festes barhäuptig inmitten der Straße vor dem Gebäude der Firma und lenkte eine Schar von Arbeitern, welche die Front schmückten. Gar klug und scharf blickten seine graublauen Augen unter der breiten weißen Stirn hervor, und mit heller Stimme gab er den Leuten Anweisungen, wie sie hier Kränze um die Fenstersimse legen, dort Flaggen aufstecken sollten. Die Arbeit war beinahe vollendet, und es wollte auch schon zu dämmern beginnen. Die Septembersonne warf ihre letzten Strahlen die Straße entlang und übergoß die prächtige Reihe von bekränzten Mastbäumen und die Flut von lustigen Wimpeln mit rötlichem Scheine.

Der junge Mann hatte den Kopf ein wenig der Schulter zu geneigt und beobachtete kritischen Blickes die künstlerische Wirkung seiner Anordnung, indem er die linke Hand, in welcher er eine kolorierte Zeichnung hielt, sinken ließ. Wahrhaftig, das machte sich noch schöner als er erwartet hatte, und übertraf den Effekt, den ihm seine Einbildungskraft bei Ausführung der Vorlage ausgemalt hatte. Es würde noch prächtiger geworden sein, wenn er noch hundert Mark mehr zur Verfügung gehabt hätte, aber mit den vorhandenen Mitteln glaubte er das Mögliche erreicht zu haben.

Inmitten dieser Betrachtungen wurden seine Sinne von einem Etwas getroffen, welches die Richtung seiner Gedanken veränderte. Hatte er es gehört, hatte er es gesehen oder war es ihm auf noch eine andere Art zugekommen, genug, ein Erröten flog plötzlich über sein Gesicht, und er drehte sich rasch zur Seite, um die Straße hinauf zu blicken. Unwillkürlich trat er zwei Schritte zurück, wie um Platz zu machen — ein kleiner Reitertrupp kam daher, eine Dame zwischen zwei Dragoneroffizieren. Die Dame war jung und sah im Reitanzuge auf dem eleganten braunen Pferde ungemein vorteilhaft aus. Der Hut saß ihr keck auf dem kastanienbraunen Haar, und im Geplauder mit ihren Begleitern lachten ihre Augen und ihr ganzes Gesicht. Der Offizier zu ihrer Linken war auf den ersten Blick als ihr Bruder zu erkennen, es bestand eine große Ähnlichkeit zwischen beiden, obwohl der Offizier nicht die heitere unschuldige Miene der Schwester, sondern eher einen etwas mürrischen Ausdruck des Gesichts hatte, zu ihrer Rechten aber ritt ein Leutnant von ganz anderem Blute als diese beiden. Sein Pferd war ein Fuchs mit rot scheinenden Nüstern und erregt aufstehenden Ohren, ein Tier, das so aussah, als vermöge nur die kundigste Hand es von den gewaltsamsten Unternehmungen abzuhalten. Es peitschte die Flanken mit dem Schweife, es setzte die kleinen Hufe auf das Pflaster, als ob ihm eigentlich Flügel gebührten, um durch die Lüfte zu fahren, und deutlich wahrnehmbar traten die Adern unter der seidenartig schimmernden Haut hervor. Der Reiter aber war von ebenso verwegenem Äußeren wie sein Roß. Er saß mit einer nachlässigen Kühnheit im Sattel, als ob nicht ein Tier unter ihm ginge, das den geringsten Fehler mit einem

Riesensatze beantworten würde, und spielte scheinbar mit den Zügeln, obwohl der Kenner sehen konnte, daß er in Wahrheit das Gebiß mit der äußersten Vorsicht wirken ließ. Unter einer scharf gebogenen Nase starrte ein rotbrauner Schnurrbart mit langen scharfen Spitzen, und dunkle gelbgrün leuchtende Augen blickten unter dunkelbraunen Augenbrauen hervor. Dieser Offizier sah aus wie ein Mann, mit welchem niemand gern Händel anfangen möchte, wie ein Mann, der schnell zum Zorn und behend mit der Waffe sein würde. Es lag etwas vom Löwen in seiner Erscheinung, und obwohl er für den schönsten Mann im Regimente galt, hatte doch der Ausdruck seines Gesichtes mit den starken Kiefern, wenn die weißen Zähne zwischen den schmalen Lippen hervorschimmerten, auch etwas von der Grausamkeit jener großen starken Katze. Als der junge Mann, welcher mit der Zeichnung in der Hand am Rinnstein stand, diese drei betrachtete, hatte er das Gefühl, daß der Reiter auf dem edlen Fuchs seine Begleiter beherrsche und gleichsam auf ihnen laste mit dem Einflusse seiner energischen Persönlichkeit. Es rührte sich ein Pochen in ihm, ein sich aufbäumendes Streben nach Empörung, indem er sich sagte, daß dieser Einfluß zum Bösen und nicht zum Guten neige.

Die Reiter sahen ihn nicht, ihre Aufmerksamkeit war auf den Schmuck der Fassade gerichtet, und er stand auf der entgegengesetzten Seite der Straße. Sie hielten ihre Pferde an und tauschten Bemerkungen über die Dekorierung des Gebäudes aus.

„Ah, das ist wunderhübsch!" rief die junge Dame, „das alte Haus sieht ganz verjüngt aus. Das ist sehr geschickt ausgeführt."

„Erinnert es nicht ein bißchen an Schützenfeste?" fragte der ihr ähnlich sehende Leutnant, indem er den Mund zu einem verächtlichen Lächeln verzog. „Was meinst du, Busstedt, sieht es nicht der großen Bude ähnlich, in der wir neulich die Alpengesellschaft jodeln hörten?"

„Eine gewisse Ähnlichkeit besteht wohl immer zwischen geschmückten Häusern," antwortete der Offizier mit dem langen roten Schnurrbarte, indem er sein ungeduldiges, aufsteigendes Pferd beruhigte. „Indessen ist dieses Gebäude doch sozusagen dein Herrschaftssitz; und wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich es mit dem Stolze eines Kronprinzen betrachten."

Seine Stimme war tief und metallischen Klanges, und der junge Mann, welcher ihm unbemerkt zuhörte, fühlte sich seltsam von dem Tone berührt. Er hatte sich geärgert, als sein Kunstwerk mit dem Schützenfeste verglichen worden war, und Busstedts Bemerkung konnte ihn wohl versöhnlicher stimmen, gleichwohl verstärkte sich bei ihm das Gefühl der Empörung. Inzwischen war die junge Dame bei einer Wendung ihres Pferdes aufmerksam auf ihn geworden und nickte ihm jetzt freundlich zu. „Da ist Herr Petersen," sagte sie. „Friedrich, Herr Petersen selbst steht hier."

Der junge Mann verneigte sich und trat einen Schritt näher. „Ich freue mich sehr, daß der Schmuck Ihnen gefällt, Fräulein Schottmüller," sagte er.

Auch die Offiziere hatten sich ihm nun zugewandt, und Friedrich grüßte ihn mit etwas nachlässiger Handbewegung, während Busstedt gemessen und höflich die Hand an die Mütze legte.

„Also Sie sind der Meister," sagte Friedrich. „Dirigieren Sie den ganzen Zauber?"

„Welchen Zauber, Herr Schottmüller?" fragte Petersen ernsthaft.

Der junge Offizier lachte, doch etwas gezwungen. Es schien, als sei ihm die Anrede, indem er nicht mit seinem Titel, sondern mit seinem Namen genannt wurde, unangenehm. „Ich meine das ganze Fest, den Fackelzug und all das übrige, Sie verstehen mich schon, Herr Petersen," sagte er.

„Ich habe nur einen Teil der Anordnungen übernommen," antwortete Petersen kühl.

„Na, ich denke, wir reiten weiter," sagte Friedrich. „Busstedts Gaul mag nicht mehr stehen."

Der kleine Trupp setzte sich wieder in Bewegung, die Hufe der Pferde klapperten auf dem Pflaster, und Petersen sah nachdenklich dem wallenden Reitkleide zwischen den blauen Uniformen nach, als sich eine Hand auf seine Schulter legte, so daß er zusammenfuhr und sich umwandte. Neben ihm stand ein alter Herr in langem schwarzen Rocke, einen hohen altmodischen Cylinderhut auf dem Kopfe.

„Kommen Sie mit, Petersen?" fragte der alte Herr. „Wir wollen ein Glas Bier trinken."

Die Stimme des Alten klang dünn und gleichsam verschleiert, als ob Staub darauf liege. Auch seine ganze Erscheinung hatte etwas wie von Staub Bedecktes. Der lange Rock und das schlotterig herabhängende Beinkleid waren kahl und graufarbig, man sah ihnen langjährigen Dienst, ein beständiges Reiben auf dem Kontorbock und Schreibpult an. Auf dem linken Ärmel war eine große blanke Stelle, und man erkannte die Wirkung der tausendfach ausgewischten Stahlfeder, welche durch den Schreibärmel hindurch das Tuch angegriffen hatte. Selbst das lange schmale Gesicht sah staubig aus. Die Haut war grau und faltig, ein dünner, weißlicher Bart rahmte die Wangen ein, glanzlos, trübe blickten graue Augen unter langen weißlichen Wimpern und Brauen hervor.

„Ein Glas Bier trinken?" wiederholte Petersen mechanisch. „Ja, die Arbeiter sind wohl fertig, und es wird auch dunkel."

„Es ist nichts mehr drinnen," sagte der Alte. „Sie sind alle fort. Diese Aufregung ist zu groß." Er langte in die Westentasche, zog eine von Horn geschnittene Schnupftabaksdose hervor und bot sie Petersen an. Als dieser dankend ablehnte, beförderte er selbst eine reichliche Prise in seine Nase. „Ja, ja," sagte er dann, „fünfzig Jahre! fünfzig Jahre!" War es die Wirkung des Tabaks oder war es Rührung, seine Augen wurden feucht, als er zu dem stattlichen, schön geschmückten Hause hinübersah. „Fünfzig Jahre," wiederholte er langsam. „Ich entsinne mich noch der Zeit, wo ich ganz allein das ganze Personal ausmachte. Ja, ja, die Zeit geht hin, die Zeit geht hin. Damals war ich ganz allein da. Das Kontor war in dem alten Hause an der Feldstraße, wir hatten ein einziges Zimmer, hier stand des alten seligen Herrn Pult und dort stand meins." Der alte Herr machte Bewegungen mit der langen, weißlichgrauen, faltigen Hand, um die Stellung zu bezeichnen, welche die Pulte gehabt hatten.

„Und was ist Friedrich Schottmüller jetzt!" setzte er hinzu. Er faßte unwillkürlich an die schmale Krempe seines verblaßten Hutes und hob den Hut in die Höhe, wie um dem hochthronenden Namen seine Ehrfurcht zu bezeigen.

„Wenn Sie einen Augenblick auf mich warten wollen," sagte Petersen, „so begleite ich Sie. Die Arbeiter haben nur noch einige Nägel einzuschlagen. Ich hole meinen Hut und bin gleich wieder hier.

Er ging in die von dicken Laubgewinden eingefaßte Thür und erschien bald darauf wieder mit seinem Hute. „Mein Pult haben sie mir fortgenommen," sagte er zu dem Alten. „Es steht ein Büffett auf meinem Platze, und eine ganze Batterie Flaschen wird aufgefahren."

Es wurde dämmerig, während er mit dem alten Buchhalter die Straße entlang schritt und beide an zahlreichen Gruppen vorbeikamen, mit denen sie mehrfach Grüße austauschten. Das Haus Schottmüller war ein Gegenstand beobachtender Neugier für die ganze Nachbarschaft und für Scharen von Kindern, die zusammengeströmt waren, um die Mastbäume und Flaggen anzustaunen. Der Alte war von jedermann gekannt und wurde häufig gegrüßt, seine hagere eckige Gestalt wurde in der ganzen Stadt als ein Wahrzeichen des Fleißes und der Pünktlichkeit betrachtet. So kamen sie zu einem Bierhause in der ersten Seitenstraße und traten in ein verräuchertes, von zwei Gasflammen schwach beleuchtetes Zimmer ein, wo der Stammtisch des Alten stand. Seit vielen Jahren traf er hier genau fünfzehn Minuten nach sieben Uhr abends ein, zog seine große altmodische silberne Uhr aus der Tasche, überzeugte sich, daß er die Zeit nicht versäumt habe, bestellte sich seinen Schoppen und pflanzte seine Tabaksdose auf dem Tische auf. Auf demselben Platze saß er seit vielen Jahren genau bis acht Uhr und erhob sich alsdann, um zum Abendessen nach Hause zu gehen.

Heute war das Zimmer mehr als sonst gefüllt, wohl ein Dutzend Angestellte der Schottmüllerschen Buchhandlung waren da, nebst anderen Gästen. Die Erregung des bevorstehenden Festes gab sich bereits in erhöhtem Durste und lebhafterer Unterhaltung kund. Bei dem Kellner rief der Anblick des alten Buchhalters großes Erstaunen hervor, und er blickte nach dem Regulator an der Wand, als ob er eher diesem Instrumente, das erst auf sechs zeigte, als der Regelmäßigkeit des sonst so pünktlichen Gastes mißtrauen möchte. Es hatte in der That gewaltiger Ereignisse bedurft, um eine Regelmäßigkeit zu erschüttern, wie die des Buchhalters der Firma Friedrich Schottmüller, des Herrn Gabriel Meiners. Die beiden Herren setzten sich hinter ihr Bier, und inmitten der allge-

meinen Unterhaltung führten sie ihr besonderes Gespräch fort, das freilich ziemlich einseitig vom Buchhalter geführt wurde, während Petersen sich gefällig auf Zuhören beschränkte. Denn er kannte des guten Alten Erzählungen ganz genau, kannte seine Vorliebe für das Wörtchen „dieser,“ welches er oft ohne dringende Notwendigkeit anstatt des Wortes „der“ gebrauchte, kannte auch alle die alten staubigen Witzchen, die bei bestimmten Gelegenheiten ebenso regelmäßig eintrafen, wie alles, was der pünktliche Mann ausführte. Mit ganz besonderer Rührung erzählte der Buchhalter heute die oft vorgetragene Geschichte des Wachstums der Firma, wie aus kleinem Anfange allmählich das große Geschäft geworden war, wie Friedrich Schottmüller nach und nach durch Fleiß und Unternehmungsgeist Stein auf Stein zu dem großen Gebäude zusammengefügt hatte. Erst hatte Friedrich Schottmüller der Vater das Geschäft gehabt, dann war es noch sehr klein auf den Sohn übergegangen, und dieser Sohn hatte es auf seine jetzige erhabene Höhe gebracht. Und eine grenzenlose Ehrfurcht vor Friedrich Schottmüller leuchtete aus allen diesen Berichten hervor, Friedrich Schottmüller füllte Geist und Herz des treuen Buchhalters gänzlich aus, soweit nicht seine Frau und Kinder in Betracht kamen. Die Welt war der Spielplatz für Friedrich Schottmüllers Unternehmungen, Friedrich Schottmüller war ihm Kaiser und Papst, der gesamte Buchhandel und alle Geschäfte auf Erden hatten in den Augen dieses Alten, der seit fünfzig Jahren Neustadts Bannkreis nicht überschritten hatte, nur den einen leuchtenden Mittelpunkt: Friedrich Schottmüller.

Petersen hörte mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, seine Gedanken aber schweiften ab, und nur sein Körper saß noch an dem Stammtische beim Biere. Er stand im Geiste auf der Straße vor dem Geschäftshause mit den Flaggen und Kränzen und sah die flatternde Bewegung eines blauen Schleiers, das Wallen eines Reitkleides zwischen zwei Dragoneroffizieren. Ob Neustadt der Wahrheit auf der Spur war, indem es davon sprach, daß der Leutnant von Busstedt sich über kurz oder lang mit Anna Schottmüller verloben werde? Und warum krampfte sich sein Herz zusammen, indem er das Bild dieses Brautpaares vor sich sah? Was konnte Anna Schottmüller ihm sein? Was kümmerte es ihn, ob die Tochter seines Chefs diesen oder jenen Mann erwählte? Warum empörte ihn der Gedanke, dies liebliche Antlitz, diese anmutige Erscheinung als eine Beute des Leutnants von Busstedt zu sehen? War es nur das lebhafte Interesse an der Firma, was ihn gegen den löwenähnlichen Offizier aufbrachte? Er wußte, wie in eingeweihten Kreisen über die Freundschaft zwischen Busstedt und dem einzigen Sohne der Firma geurteilt wurde. Geschäftsleute hielten es überhaupt schon für einen schweren Fehler, daß dieser Sohn, welcher dereinst an der Spitze eines ausgedehnten Geschäfts stehen sollte, Leutnant geworden war, anstatt sich dem Studium des Geschäfts zu widmen. Sie meinten, der Geh. Kommerzienrat Schottmüller hätte der Eitelkeit seiner Frau darin nicht nachgeben sollen. Diejenigen, welche dem Hause näher standen, beklagten den Einfluß, welchen Busstedt auf den jungen Mann ausübte. Petersen hatte darüber manches erfahren, denn die Stadt war zu klein und Friedrich Schottmüller zu groß, als daß die Angelegenheiten des letzteren hätten in Verborgenheit bleiben können. Manches hatte Petersen auch selbst gesehen und erlebt, was ihm ein ungünstiges Urteil über Busstedt gegeben hatte. Er hielt Busstedt für schlau und eigennützig. Er wußte, daß der Fuchs, auf dem er ihn gesehen hatte, das Eigentum des Leutnants Schottmüller war, und er kannte zufällig den Preis, den dieser dafür bezahlt hatte. Schottmüller hatte den Fuchs von Busstedt für viertausend Mark gekauft, Busstedt aber ritt das Pferd nach wie vor. Schottmüller hatte nur einmal auf des Tieres Rücken gesessen, alsdann hatte Busstedt aus Freundschaft die Aufgabe übernommen, das Pferd zu bändigen. Schottmüller war kein schlechter Reiter. Um seinen Dienst bei den Dragonern zu thun, bedurfte es schon eines gewissen Maßes von Geschicklichkeit, aber die stählernen Schenkel und die sichere Hand Busstedts waren ihm von der Natur nicht verliehen worden.

Erst als der Buchhalter in vertraulichem Flüstern auf einen anderen Gegenstand des Gespräches kam, erwachte Petersen aus seinem Brüten. Der Buchhalter hatte ein sehr interessantes Thema berührt. Schon seit Monaten war die Rede davon gewesen, Friedrich Schottmüller wolle eine Stiftung oder Schenkung oder etwas der Art zum Besten

der Angestellten der Firma machen. Aber es war nichts Bestimmtes darüber verlautet. Jetzt vertraute der Buchhalter, welcher ins Geheimnis gezogen worden war, seinem jungen Freunde Petersen, den er für besonders zuverlässig und vertrauenswert hielt, das Nähere an. Der Herr Geh. Kommerzienrat hatte die Absicht, am Festtage selbst seinen Plan zu veröffentlichen, einen Plan, vor dem der Buchhalter mit staunender Bewunderung stand. Der Geh. Kommerzienrat wollte die Summe von hunderttausend Mark hinterlegen als den Stamm einer Pensions- und Hilfskasse für die Angehörigen des Geschäfts, und er gedachte außerdem das Gehalt sämtlicher Angestellten zu erhöhen. Er hatte geäußert, die Staatsbeamten stiegen ja auch im Gehalte empor, obwohl ihre Arbeit nicht wüchse, jüngere Kräfte thäten ja überall das meiste, und älteren Leuten sei es zu gönnen, daß sie ruhig an das Schicksal ihrer Angehörigen denken könnten. Wenn ein Geschäft gut gehe, habe es die Verpflichtung, für die Leute zu sorgen. Bei manchen, sagte der Buchhalter, würde diese Erhöhung nur unbedeutend, bei anderen, sehr verdienten Männern aber wieder erheblich sein, und für ihn, für Petersen, würde sie sehr beträchtlich ausfallen, denn er werde anstatt der bisherigen dreitausend Mark ein Gehalt von dreitausend sechshundert Mark jährlich erhalten.

Petersen hörte dieser Mitteilung aufmerksam zu. Es war ihm sehr angenehm, dies zu hören, er konnte nicht umhin, eine Verbesserung seiner Stellung sehr gern zu sehen, es wäre unnatürlich gewesen, wenn er sich nicht gefreut hätte. Auffallenderweise jedoch sprachen die beiden Männer, während sie sich über die Absicht des Herrn Geh. Kommerzienrats Schottmüller unterhielten, mit den Augen noch eine andere Sprache, welche anders lautete als die gesprochenen Worte. Es lag wie ein stillschweigendes Einverständnis zwischen ihnen, und nur ein kleiner Seufzer, welcher aus der Brust des Buchhalters emporstieg, als er die Summe genannt hatte und von dem edelmütigen Herzen des Chefs sprach, verriet etwas von den heimlichen Gedanken, welche sie beide bewegten. Es stand wie etwas Ungeheures, wie ein Unaussprechbares im Hintergrunde. Eher hätte sich der alte Buchhalter zu sonst etwas Schwerem entschlossen, als daß er mit den Lippen die Vermutung hätte laut werden lassen, Friedrich Schottmüller unternehme etwas, was über seine Kräfte gehe, Petersen aber behielt aus Rücksicht auf ihn seine Gedanken für sich. Er wußte, daß bei der Firma Friedrich Schottmüller die innerliche Gesundheit nicht ganz dem glänzenden Aussehen entsprach. Er wußte, daß der Chef bei seiner großen Gutmütigkeit zuweilen der Klugheit vergaß. Der Kommerzienrat Schottmüller hatte eine harte Jugend verlebt, war von seinem strengen Vater rauh erzogen worden und hatte, nachdem das Geschäft sein geworden war, mit Verstand, Ausdauer und Glück aus Kleinem Großes gemacht. Aber nun schien es, als wolle er, von seinem Erfolge befriedigt, im Alter nachholen, was er in der Jugend versäumt hatte, und für die Entbehrungen früherer Jahre sich durch Genüsse entschädigen. Er führte eine reiche Tafel, trank die teuersten Weine, und es war, als ob seine frühere Energie und Klugheit unter dem Einflusse üppigen Lebens hinweggeschmolzen. Wie seine Gestalt und seine Gesichtszüge die festen Formen verloren, so schien auch sein geistiges Sein sich zu erweichen. Er ging allem Unangenehmen aus dem Wege, er konnte es nicht vertragen, wenn die alten gewiegten Geschäftsleute auf seinem Kontor ihn warnten, er wollte alles großartig machen und wandte sich, soviel er konnte, solchen Dingen zu, die ihn erheiterten. Er liebte es zu lachen und bevorzugte ersichtlich die leichtlebigen, fröhlichen Leute auch unter seinen Angestellten. Seinem Sohne Friedrich gegenüber zeigte er sich, wie man allgemein dachte, viel zu schwach. Der Jüngling hatte wenig Neigung für ernste Beschäftigung überhaupt, gegen kaufmännische Thätigkeit aber hatte er eine wahre Abneigung. So hatte der Vater seinen Bitten nachgegeben und ihn Offizier werden lassen, unter dem Vorbehalte, daß Friedrich in späterer Zeit Buchhändler werde. Denn der Stolz auf den Namen Friedrich Schottmüller und auf die großen Leistungen, welche von dieser Firma dargestellt wurden, ließ denn doch den Gedanken nicht zu, daß das Geschäft dermaleinst in fremde Hände übergehen sollte. Der Gedanke, daß ein gewöhnlicher Sterblicher dort schalten und walten solle, wo Friedrich Schottmüller gestrebt und geherrscht hatte, war unerträglich. Der Nimbus, welcher in den Augen aller, die zu dieser Firma

gehörten, den großen und berühmten Namen Friedrich Schottmüller umgab, war wie der Strahlenkranz, der heilige Häupter umgibt, seine Lichtpfeile verscheuchten die Geister der Finsternis. Zu den Geistern der Finsternis aber gehörten in gewissem Sinne alle, die nicht echte Schottmüllers waren. So fühlten und dachten wenigstens die Intimen.

Während die beiden Herren sich dergestalt unterhielten und leise sprachen, so daß die übrige Gesellschaft am Tische sie in dem allgemeinen Stimmengewirr nicht verstehen konnte, trat ein anderer Herr vom Geschäfte herzu und rückte einen Stuhl zwischen die beiden. Dieser Herr war einer der Gelehrten des Geschäfts, der Professor Dr. Ebmeier, Redakteur der „Statistischen Annalen." Er war erst seit einem halben Jahre im Geschäfte, über seine Befähigung für dasselbe und über seine sonstigen persönlichen Eigenschaften waren die Ansichten geteilt. Daß er sich besonderer Beliebtheit erfreut hätte, konnte nicht behauptet werden, doch fand die Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit, welche einen so schönen Grundzug im deutschen Nationalcharakter bildet, in dem akademischen Titel Ebmeiers einen Gegenstand der Verehrung auch unter dem Schottmüllerschen Personale, und der alte Buchhalter rückte beiseite, um Platz zu machen, obwohl er für seine Person den Professor nicht leiden mochte. Ebmeier war von großer, etwas schwerfälliger Statur, aus seinem breiten Gesichte ragte als dessen bemerkenswertestes Kennzeichen eine ungewöhnliche Nase hervor. Sie ging zu Anfang ihren Weg wie andere Nasen auch thun, nur etwas großartiger und etwas röter als die Mehrzahl ihrer Schwestern, gegen die Spitze hin aber nahm sie plötzlich einen Aufschwung, indem sie breit wurde und sich aufwölbte gleich einem Entenschnabel. Ein Lächeln des Wohlwollens und zugleich der Verschmitztheit strahlte aus Ebmeiers kleinen, halb zusammengedrückten Augen hinter der Brille, als er sich niederließ und mit einer breiten bequemen Sprechweise fragte: „Meinen Sie denn nicht auch, Herr Petersen, daß Friedrich Schottmüller mir den Artikel im letzten Hefte bezahlen wird?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Herr Professor," antwortete Petersen.

„Ich meine ja auch nur, ob Sie es meinten," sagte der Professor. „Was meinen Sie denn, Herr Meiners?"

Der Buchhalter, an den er sich mit dieser Frage wandte, bewegte unwillig den greisen Kopf. Der Ton, in welchem der Professor von der Firma sprach, behagte ihm nicht. Ein Zwiespalt entstand in seinen Empfindungen, indem ein Mann mit akademischem Titel in einer beinahe frivolen Art den ehrwürdigsten Namen im Munde führte.

„Diese Sache betrifft nicht meinen Wirkungskreis, dies ist Sache des Chefs," erwiderte er nach einigem Besinnen mit seiner dünnen eingestaubten Stimme.

„Hm," machte der Professor. „Ich meine doch, Friedrich Schottmüller müßte den Artikel bezahlen."

Petersen stieß den Buchhalter unter dem Tische mit dem Fuße an. Er durchschaute den Professor. Er hatte dessen Thätigkeit beobachten können und hatte keine hohe Meinung von derselben.

„Wieviel Artikel haben Sie denn schon für die Annalen geschrieben, Herr Professor?" fragte er, als ob er das nicht wisse und nicht genau gesehen habe, daß der Professor mit Not und Mühe einen einzigen Artikel zustande gebracht hatte, während er beständig bemüht war, sich Vorteile aus der Redaktionsarbeit herauszurechnen.

„Ja, wissen Sie, mein lieber Freund, dieser über die Berufsstatistik war sozusagen die erste größere, in sich abgeschlossene, selbständige Arbeit," erwiderte der Professor in seinem breiten bequemen Tone. „Er hat kolossale Vorarbeiten notwendig gemacht. Wir haben es da mit einer wissenschaftlichen Frage von der größten Bedeutung und von den größten Schwierigkeiten zu thun. Ich meine doch, Friedrich Schottmüller müßte den Artikel bezahlen."

„Daß der Artikel viele Schwierigkeiten gemacht hat, kann ich bezeugen," sagte Petersen trocken. „Die Setzer klagten, daß sie das Manuskript nicht lesen könnten, und der Korrektor stand acht Tage lang auf dem Kopfe. Ich habe die Rechnung für Korrekturen in Händen gehabt, sie war nicht unbedeutend."

Der Professor veränderte keine Miene, obwohl er sich über den Ausfall des jungen Mannes hätte ärgern können. Dasselbe verschmitzte Lächeln blieb auf seinem breiten Gesichte. Es klang noch wohlwollender und zutraulicher, als er sagte: „Wollen Sie mich denn nun wirklich elenden, Herr Petersen?

Es liegt an der Feder, daß die Setzer meine Handschrift nicht lesen können. Ich habe hier noch keine richtige Feder finden können, daran liegt das."

Petersen zuckte die Achseln.

„Aber ich meine darum doch, daß Friedrich Schottmüller das Heft bezahlen müßte," fuhr der Professor fort. „Wollen Sie nicht so gut sein, Herr Petersen, und es so einrichten, daß ich mein Honorar für den Artikel erhalte?"

Petersen preßte die Lippen zusammen. Er war der Firma so aufrichtig zugethan, daß die Ansprüche des Professors ihn verdrossen. Der Professor war auf Grund der Empfehlung eines anderen Gelehrten von der Firma aufgefordert worden, die Stelle als Redakteur der Statistischen Annalen zu übernehmen, und der Herr Kommerzienrat hatte ihm sogleich, ohne zuvor nach des Professors Bedingungen zu fragen, sehr vorteilhafte Anerbietungen gemacht. Das hatte der Professor benutzt und sich eine glänzende Stellung gesichert.

Für den Mann des Kontors, der, wie Petersen, Einblick in die Abrechnung hatte, und der genau wußte, daß die Statistischen Annalen nichts einbrachten, sondern nur Unkosten verursachten, war es keine erfreuliche Wahrnehmung, zu sehen, daß ein Redakteur für diese Zeitschrift engagiert wurde, der so viel Gehalt bekam, wie drei der alten erprobten nützlichen Männer vom Kontor zusammen, und daß demselben noch dazu für den Fall, daß die Firma ihm kündigte, eine Entschädigungssumme von fünfzehntausend Mark zugesichert wurde. Dieses Gefühl mußte sich natürlich noch sehr verschärfen, wenn sich herausstellte, daß die Leistungen des Redakteurs durchaus nicht den Anforderungen der Sache entsprachen. Petersen beschloß, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Da der Professor ihn einmal darauf anredete und sich seiner bedienen wollte, um ein Honorar zu erlangen, das ihm nicht zustand, wollte er ihm seine Ansicht nicht vorenthalten.

„Herr Professor," sagte er, „in Ihrem Kontrakte steht nicht, daß die Artikel, welche Sie für die Annalen schreiben, extra honoriert werden, und..."

„Erlauben Sie," sagte der Professor, ihn unterbrechend, „wenn das auch nicht ausdrücklich darin steht, so liegt es doch im Sinne des Kontrakts, und außerdem ist es allgemeiner Gebrauch, daß ein Redakteur für die Arbeiten, welche er liefert, außer dem Redaktionshonorar noch ebensoviel bekommt, wie jeder andere Mitarbeiter für diese Arbeiten erhalten würde."

„Die Sache liegt hier anders," erwiderte Petersen. „Ihr Vorgänger hat den größten Teil der Annalen selbst geschrieben und niemals Honorar beansprucht außer seinem Gehalte. Er hat überhaupt nur halb so viel Gehalt gehabt wie Sie. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Redakteur der Annalen den Hauptteil des Textes selber schreibt, weil es eine Arbeit ist, die nur aus vielen Druckwerken zusammengestellt wird, und..."

„Erlauben Sie," warf der Professor ein, ohne den ruhigen Ton seiner breiten Stimme zu ändern, „wenn mein Vorgänger so leichtsinnig war, seine Arbeiten zu verschenken, so habe ich doch deshalb nicht die Verpflichtung, es auch zu thun. Warum wollen Sie mich denn nur damit elenden, Herr Petersen? Friedrich Schottmüller hat viel Geld. Ich meine doch, daß er den Artikel bezahlen könnte. Wenn Sie die Rechnung einfach so vorlegen wollen, daß mein Honorar mit darauf steht, so wird Friedrich Schottmüller sich nicht weiter besinnen, zu bezahlen. Meinen Sie nicht auch?"

„Ob die Firma reich ist oder nicht, das kommt hierbei gar nicht in Betracht," sagte Petersen. „Ich richte mich nach dem Kontrakte. Darin steht nichts von Honorierung der Artikel, die der Redakteur liefert, und bis jetzt ist es bei uns nicht Gebrauch gewesen, sie extra zu bezahlen. Ich werde die Rechnung nach meiner eigenen Ansicht aufstellen."

„So!" sagte der Professor, „so! Ich meine doch, daß Friedrich Schottmüller bezahlen könnte. Friedrich Schottmüller ist reich genug. Guten Abend, meine Herren!"

Damit erhob sich der Professor, trank sein Glas aus und ging davon, das unzerstörbare Lächeln der Verschmitztheit auf dem Gesichte. Petersen und der alte Buchhalter hatten inzwischen ihre Gläser geleert und brachen ebenfalls auf. Ihr Weg führte sie noch eine Strecke gemeinsam, und so kamen sie zusammen an die Ecke der Breiten Straße, wo dieselbe auf den Markt mündet. Hier blieben sie unwillkürlich stehen und blickten

in einen hell erleuchteten großen Laden hinein, einen Buchhändlerladen, über welchem der Name Gottfried Niedermeyer in goldenen Lettern prangte.

„Gottfried Niedermeyer," sagte der alte Buchhalter nachdenklich, „ein schönes Geschäft." Er seufzte, das unausgesprochene Etwas, das Ungeheuer der Tiefe, drängte sich, vielleicht durch das Gespräch mit dem Professor hervorgelockt, zur Oberfläche empor. „Ein schönes Geschäft," sagte er noch einmal, „dieser Sortimentshandel bleibt doch immer die Grundlage dieses Geschäfts."

„Freilich," entgegnete Petersen, „darin liegt viel Wahres. Der Verlag ist immer mehr oder weniger Glücksspiel."

„Der Selige hat das oft gesagt, der Selige hat mir oft gesagt: ‚Ein solider Sortimentshandel ist die Grundlage des Geschäfts,'" fuhr der Buchhalter mit seiner verschleierten Stimme fort. „Damals hatten wir noch ein Sortimentsgeschäft. Dieser alte Gottfried Niedermeyer hat es noch. Dieser alte Gottfried ist am Leben geblieben, er ist magerer als der Selige." Der Buchhalter schien mit Wohlgefallen sich selbst zu betrachten, als schöpfte er aus der eigenen Magerkeit die Hoffnung, sein Leben noch viele Jahre durch den Kontorstaub hinausspinnen zu können. „Niedermeyers haben auf der letzten Messe fast den doppelten Betrag von unserer Abrechnung eingenommen," sagte er dann flüsternd. „Sie haben keine Villa vor dem Thore und laden keine Offiziere und keinen hohen Adel ein. Wie vor fünfzig Jahren, so sitzt dieser alte Gottfried noch heute an dieser Ecke, wo jeder Mensch des Tages wenigstens zweimal vorbeikommt, und diese jungen Niedermeyer verkaufen mit demselben Gesichte für zwanzig Pfennig ein Heft Reklam wie für zwanzig Mark ein Prachtwerk. Es ist und bleibt so: ‚dieser Sortimentshandel bleibt die Grundlage dieses ganzen Geschäfts.'"

Der Alte seufzte, doch schien es ein Seufzer der Erleichterung zu sein, und da nun die Schleusen einmal geöffnet waren, strömte es nach. „Dieser jüngste Niedermeyer hat ein Auge auf Fräulein Anna," sagte er, „und es wäre ja gar so dumm nicht, wenn der Herr darauf einginge. Dieses wäre eine bessere Partie als mit diesem Baron von Busstedt. Niedermeyer hat etwas, dieser Baron will erst etwas haben. Die gnädige Frau Geheime Kommerzienrat freilich ..."

„Sagt man, Karl Niedermeyer wolle Fräulein Schottmüller heiraten?" fragte Petersen. „Ich dächte, Karl Niedermeyer wollte in jedem Monat eine andere."

„Je nun, wie man so spricht," antwortete der Buchhalter, ohne den Blitz in Petersens Augen zu bemerken. „Es wäre ja gar nicht so übel. Aber in jetziger Zeit will ja alles in die Höhe, alles wird hinaufgeschroben und keiner mag in seinem Stande bleiben. Diese gnädige Frau Geheime Kommerzienrat will ja nun gar in den hohen Adel, und Karl Niedermeyer ist ihr sicherlich nicht gut genug. Daß doch diese Eltern in der jetzigen Zeit so thöricht sind, aus ihren Kindern etwas Besseres machen zu wollen, als sie selber sind! Was folgt daraus? Daß diese Kinder ihre Eltern verachten, wenn sie groß sind. Da ist mein Nachbar, dieser Schuster Ey. Er hat seinen Sohn studieren lassen, dieser ist nun Lehrer an der höheren Bürgerschule und ist Doktor geworden und kennt den eigenen Vater nicht mehr. Es taugt nichts, wenn die Kinder gebildeter sind als die alten Leute. Da hätten meine Jungen mir kommen sollen! Nein, die habe ich in strenger Zucht gehalten. Ich bin Kaufmann und Buchhalter, dieses ist ein schöner Stand und ein ehrenwerter Stand, und meine Söhne sind es auch geworden."

Es war für Petersen verwunderlich, zu sehen, daß der Buchhalter trotz seiner scheinbar unbegrenzten Verehrung vor der Firma sich zu solchen Äußerungen hinreißen ließ, und er schloß daraus auf des alten Mannes tiefe Verstimmung über gewisse Zustände und Ereignisse. Die Bemerkung des Buchhalters über das Streben der Eltern, ihre Kinder zu höheren Dingen zu erziehen, hatte übrigens für Petersen den Erfolg, daß er beschloß, noch vor dem Fackelzuge an seinen Vater zu schreiben und ihm Mitteilung von der bevorstehenden Gehaltserhöhung zu machen.

Sie trennten sich und Petersen ging auf dem kürzesten Wege nach Hause. Er stieg die beiden Treppen hinan, die zu seiner Wohnung in einem sehr einfachen Hause der inneren Stadt führten, fand im Dunkeln die Streichhölzer, zündete die Lampe an, holte aus dem Schranke in der Küche seiner Wirtin Brot und Butter hervor, aß zu Abend und setzte sich dann an den Schreibtisch.

Er schrieb einen langen Brief an seinen Vater, und sein Gesicht, das den ganzen Abend hindurch ernst, beinahe traurig gewesen war, hellte sich beim Schreiben mehr und mehr auf. Er sah die Eltern vor sich und ihr Anblick that ihm wohl. Die alten Leute hatten, solange sie bei Kräften gewesen waren, für ihn und seine Geschwister treulich gesorgt. Nun hatten die Mühen des Lebens sie gebeugt, und es war dem guten Sohne eine Freude, für sie zu sorgen und sich dabei der empfangenen Liebe zu erinnern. Er schrieb dem Vater einen Bericht über die neuesten Veranstaltungen zur großartigen Feier des Jubiläums, denn er wußte, daß es dem alten Manne wohlthat, seinen Sohn in einem so angesehenen Hause zu wissen. Zugleich machte er ihm Mitteilung über die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte. Der Vater war ein pensionierter Oberfeuerwerker und Wallaufseher in der Festung Spandau. Er hatte sich sein Lebenlang viel um Kanonen und Granaten, niemals jedoch um die Litteratur bekümmert. Seitdem aber sein ältester Sohn Buchhändler geworden war, fing er an zu lesen und machte ein so wichtiges Gesicht dazu, daß die alten Kameraden den Kopf schüttelten und meinten, der Petersen würde vor Gelehrsamkeit wohl noch überschnappen. Arthur Petersen aber wußte, da es dem Herzen des Vaters wohlthat, sich in seinen alten Tagen für ein Stück von einem Gelehrten zu halten, und er richtete seinen Bericht so ein, daß er dem Verständnis des Alten schmeichelte. Er liebte den Vater nicht nur wegen seiner liebenswerten Eigenschaften, sondern nahm auch dessen Schwächen gern mit in den Kauf. Die Schwächen eines Mannes, der ihn mit Liebe groß gezogen und ernährt hatte, waren ihm heilig. Sein Vater hatte ihm eine Bildung geben lassen, die über den eigenen Stand hinausging. Arthur Petersen hatte eine Schule besucht und war in eine Laufbahn gekommen, die ihn über die Stellung des Unteroffiziers hinausführten, aber er lohnte den Eltern nicht dadurch, daß er sie wegen ihrer geringen Bildung verachtete, sondern dadurch, daß er ihnen einen guten Teil seines Verdienstes abtrat. Er hatte, sobald er eine feste Einnahme gehabt hatte, den Eltern regelmäßig Geld geschickt, um ihnen den Abend ihres Lebens angenehm zu machen und es ihnen zu erleichtern, für die anderen Kinder zu sorgen. Seine Sendungen hatten zu der Höhe seines Verdienstes in gleichem Verhältnisse gestanden. Jetzt bezog er 3000 Mark jährlich und er wußte mit der Hälfte auszukommen, so daß er dem Vater monatlich 125 Mark schicken konnte. Wie ihm der Buchhalter gesagt hatte, sollte er von nun an 3600 Mark jährlich erhalten, und er schrieb dem Vater, daß er ihm jetzt 150 Mark monatlich senden könne.

„Weshalb sollte ich mich auf einen luxuriösen Fuß setzen?“ fragte sich Petersen, als er den Brief beendigt hatte. „Besser, die Alten gönnen sich einige Bequemlichkeit.“

Wer sich in Petersens Wohnung umgesehen und seine Lebensweise beobachtet hätte, würde Interesse daran genommen haben, zu erfahren, was Petersen unter einem luxuriösen Fuße verstand. Vielleicht eine Einrichtung, bei welcher das Bett nicht in der Stube gestanden und das Mittagessen mehr als 75 Pfennig gekostet hätte. Es ist nicht gewiß, wie Petersen sich das dachte, aber es steht fest, daß er seinen Brief voller Zufriedenheit schloß und dann mit gutem Gewissen seine Fackel ergriff, um Friedrich Schottmüller zu huldigen.

2. Kapitel.

Sehr lebhaft ging es an diesem Abend in Herrn Schottmüllers Gartenhause zu. Der Herr Geh. Kommerzienrat besaß eine schöne Besitzung vor dem Thore und pflegte dort auch im Sommer und bis zum Beginn der kalten Zeit mit der Familie zu wohnen. Er hatte viel Gefallen an der Besitzung. Nachdem er schon vor langen Jahren, bevor die Stadt in Blüte gekommen war, ein großes Stück Land für wenig Geld erworben, hatte er im Laufe der Zeit mehr und mehr angrenzende Stücke zugekauft und das Ganze in einen riesigen Garten verwandelt. Nach der Straße zu hatte er ein Haus in diesem Garten erbaut, das anfänglich klein gewesen war, nach und nach aber sich durch Anbau vergrößert hatte. Nun war es zwar nicht stilgerecht, aber groß und bequem. Die kleinen Räumlichkeiten der ersten Zeit bildeten den Kern, und beim Eintreten sah das Haus sehr bescheiden aus, aber wer dann weiter ging, kam in einen großen Gartensaal, von dort in Galerieen, die sich zu beiden Seiten ausdehnten, und überblickte, im Garten

stehend, eine weite Flucht von Gemächern, die viel prächtiger waren als die Zimmer nahe dem Eingange. Dies Gebäude stellte in seiner Art das allmähliche Anwachsen des Geschäfts dar.

Die ganze Familie des Jubilars hatte sich versammelt, und sie war nicht klein. Da waren zunächst die Schwestern des Kommerzienrats, die in Neustadt verheiratet waren. Ihre Verbindungen waren dem Glanze des Schottmüllerschen Hauses nicht ganz ebenbürtig, sie hatten zu einer Zeit geheiratet, welche weit zurücklag, zu einer Zeit, wo das Geschäft noch verhältnismäßig unbedeutend gewesen war, und die eine hatte einen Materialwarenhändler, die andere den Besitzer eines Tuchgeschäfts zum Manne. Beide Männer waren in sehr guten Verhältnissen, aber mit Friedrich Schottmüller, dessen Besitz vom Glanze der Wissenschaft umstrahlt ward, konnten sie sich nicht messen. Dann waren da die Kinder des Kommerzienrats. Die beiden verheirateten Töchter waren mit ihren Männern von auswärts gekommen, hatten eine muntere Kinderschar mitgebracht und bewohnten die Logierzimmer. Die älteste Tochter war mit einem Juristen verheiratet, der Referendar in der Provinzstadt gewesen, nun aber vortragender Rat im Ministerium in Berlin war. Es hieß, daß seine vermögende Frau ihm für seine Laufbahn von Vorteil gewesen sei, jedenfalls machte ihm ihr Vermögen das Leben in Berlin angenehm. Die zweite Tochter war mit einem Rittergutsbesitzer in der Provinz Sachsen verheiratet. Derselbe hatte als Leutnant um sie gefreit, und das Rittergut war ihm von seiner Frau zugebracht worden. Dem Namen nach gehörte freilich das Gut dem Geh. Kommerzienrat und der ehemalige Leutnant verwaltete es nur, aber in Wahrheit wurden die Einkünfte von dem jungen Paare aufgezehrt. Es bestand ein etwas gespanntes Verhältnis zwischen dem Juristen und dem ehemaligen Offizier, indem der erstere diesem gegenüber benachteiligt zu sein glaubte', und die älteste Tochter beklagte sich zuweilen bei ihrem Vater. Aber der frühere Offizier war ein so liebenswürdiger Mann und wußte seine Schwiegermutter so gut zu behandeln, daß die Eifersucht des Juristen und die Klagen seiner Frau ohne Erfolg blieben. Er war bei jeder Familienversammlung, wenn nicht gerade die Seele des Ganzen, so doch der Mittelpunkt geselliger Anordnung. Er vereinigte in seiner Person die Ämter, welche an fürstlichen Höfen dem Zeremonienmeister, dem Hausmarschall und dem Oberkammerherrn obzuliegen pflegen.

Dann war da noch der weitere Anhang, aus Schwägerschaften in zweiter und dritter Linie bestehend, und es war auffallend, wie groß derselbe sich zeigte. Wenn der Kommerzienrat ein armer Mann gewesen wäre, so würden sich vielleicht das Gedächtnis mancher Leute und ihre genealogische Befähigung geringer erwiesen haben. Vielleicht würden dann nur seine beiden Schwestern, seine vier leiblichen Kinder, sein einziger Sohn und seine drei Töchter bei dieser Gelegenheit um ihn versammelt gewesen sein. Aber der Ruf seines Reichtums hatte offenbar etwas Anziehendes und Belebendes und hatte die Erinnerung an verwandtschaftliche Beziehungen bei einigen Vettern und Basen erweckt, die dem Blute nach ziemlich fern standen. Alle diese Leute wußte der erfinderische, lustige Schwiegersohn unter einen Hut zu bringen und auf Wege zu leiten, welche zu ihrem Vergnügen führten. Aber auch die sonst noch für diesen Abend geladene Gesellschaft nahm er zur Erleichterung seiner Schwiegereltern unter seine lenkende Hand, besorgte den Weinkeller, richtete einen behaglichen Winkel für ein Fäßchen Bier ein, traf Maßregeln zu ausgiebiger, leiblicher Verpflegung im Verein mit der Köchin, und bereitete ein von Militärmusik begleitetes Feuerwerk im Garten vor.

Schwieriger als dies alles aber hatte sich die Auswahl der zu ladenden Gäste erwiesen. Die Sache war nicht einfach gewesen, und hier erst hatte sich das Talent des Schwiegersohnes im hellsten Lichte gezeigt. Zu Anfang hatte der Jubilar im Überströmen seines guten Herzens der ganzen für sein Haus beschäftigten Menge ein großes Fest in seinem Gartenhause geben wollen. Seine Augen erhellten sich bei dem Gedanken, alle die braven Leute, die jahraus jahrein für ihn arbeiteten, an diesem Tage in seinen Gemächern schmausen und in dem herrlichen großen Garten unter dem Einflusse ungezählter Gläser guten Getränkes und guter Zigarren einmal so recht nach Herzenslust sich austoben zu sehen. Aber die Frau Geh. Rätin warf die schmale Oberlippe auf, als sie von dieser Idee vernahm. Gewiß, es

war den Leuten zu gönnen, daß sie einen frohen Tag hatten, aber was sollte denn aus der guten und feinen Gesellschaft werden, wenn diese ganze Schar, Buchhalter, Kommis, Setzer, Buchbinder, wohl auch Packer und Laufburschen an dem festlichen Tage das Haus überschwemmten? Wollte man etwa anständige gebildete und vornehme Leute mit der Horde vermischen? Wollte man die Doktoren und Professoren, die Räte und gar die Leutnants an einen und denselben Tisch mit den jungen Leuten des Geschäfts setzen? Das müsse man doch als ersten Grundsatz festhalten, sagte die alte Dame mit großer Entschiedenheit, daß kein gesellschaftlicher Umgang mit den Leuten stattfinden dürfe, die im Geschäfte angestellt seien. Gewiß wären es auch anständige Leute, anständig in ihrer Art, aber gesellschaftlicher Verkehr sei doch wieder ein Ding für sich. Schottmüller bleibe Schottmüller."

Der alte Herr gab seufzend sein Unrecht zu. Aber wie wollte man es denn machen? Die Leute vom Geschäfte seien doch eigentlich, so meinte er, die Hauptpersonen bei dem Jubiläum. Denn ihre Arbeit habe das Jubiläum erst möglich gemacht.

In diesen Überlegungen und Debatten gab der Schwiegersohn den Ausschlag. Nach seinem Vorschlage sollten die zur eigentlichen Gesellschaft gehörigen Bekannten und Freunde des Hauses am Vorabende des Festes geladen werden. Für die Angestellten des Hauses aber und die für die Firma beschäftigten Leute aus der Stadt sollte am Jubiläumstage selbst nach Beendigung der Gratulationen und des Empfanges der Deputationen ein Mittagessen im Gasthause stattfinden, welchem der Chef selbst präsidierte. Als Ausnahme von dieser allgemeinen Bestimmung sollten nur der Prokurist der Firma, der Redakteur der der Firma gehörenden Zeitung, Professor Ebmeier, und die drei anderen Gelehrten gelten, welche feste Anstellung im Geschäfte hatten. Diese Herren sollten, teils wegen der Wichtigkeit ihrer Posten, teils wegen ihrer akademischen Titel, auch schon in das Gartenhaus geladen werden. Dieses Programm erlitt jedoch noch eine Änderung, indem sich herausstellte, daß es noch etwa sechzig Personen gab, welche eingeladen werden mußten, ohne daß genau bestimmt werden konnte, wohin sie zu rechnen wären. Dazu gehörten unter anderen Niedermeyers und andere Kollegen, mit denen die Firma befreundet war, ohne daß gesellschaftlicher Umgang mit ihnen gepflogen wurde. Es war daher beschlossen, diese auch ins Gasthaus zu laden, dort aber in zwei Sälen speisen zu lassen, um die Aristokraten von den Plebejern sondern zu können.

Während nun in Küche und Keller sowie in den meisten anderen Räumen des Gartenhauses eine rege Thätigkeit herrschte und unter des liebenswürdigen und gewandten Schwiegersohnes Leitung die Vorbereitungen zum Empfange und zur Bewirtung einer zahlreichen Gesellschaft getroffen wurden, saß in einem Zimmer zu ebener Erde der Sohn und Erbe des Hauses, dem solche Sorge eigentlich hätte obliegen sollen, unthätig und gleichgültig da, rauchte türkischen Tabak und führte mit seinem Freunde Busstedt ein Gespräch, dessen Unkosten hauptsächlich dieser Freund bestritt. Friedrich Schottmüller hatte nach dem Spazierritte Anstalten getroffen, sich zur Gesellschaft anzukleiden, und hatte bereits zierliche Lackstiefel angezogen, auch die Reithose mit einem feinen Beinkleide vertauscht, das der zur Zeit herrschenden Mode gemäß an den Knieen so eng wie eine Aalhaut anschloß, unten aber fast wie eine mexikanische Hose auf die Füße fiel. Damit schienen aber seine Anstalten vorläufig beendigt zu sein. Er saß in Hemdärmeln und mit der schwarzen Halsbinde im Lehnstuhle, dem von zwei Lichtern erhellten Spiegel schräg gegenüber, so daß er sein Profil und die rechte Hälfte des hübschen braunen Schnurrbarts sehen konnte, hatte die Beine auf einen samtenen Faulenzer gelegt, so daß er seine Füße bewundern konnte, und schlürfte von Zeit zu Zeit zwischen dem Rauchen aus einem Glase ein Getränk von starkem Aroma. Ihm gegenüber saß Busstedt auf der Lehne des Sofas, vollständig angekleidet, frisch rasiert, den langen rötlichen Schnurrbart starr und spitz gedreht, das rötliche Haar zu beiden Seiten des in der Mitte laufenden Scheitels mit kühnem Schwunge rückwärts gebürstet, und hielt den Kameraden gewissermaßen unter dem überlegenen Feuer seines lauernden Blickes.

Das Zimmer trug das Gepräge eines Aufenthaltsortes für einen verwöhnten jungen Mann, dem die Zärtlichkeit der Eltern hinsichtlich seiner Ansprüche weite Schranken

gestellt hat. Es war ein großer, geschmackvoll ausgestatteter Raum, an den Wänden mit solchen Gegenständen und Bildern dekoriert, wie sie dem Geschmacke eines Offiziers angemessen waren. Eine Trophäe von Säbeln und Hellebarden baute sich hier auf, dort hingen Rapiere für Hieb und Stoß nebst Fechthandschuhen und Fechthut, dort wieder eine Sammlung von prächtigen Pfeifen und Tschibuks mit Bernsteinspitzen und glänzend umsponnenen Rohren, dazwischen Abbildungen von berühmten Pferden und einige vortreffliche Ölgemälde, Jagddarstellungen von Meisterhand. Im Kamin brannte ein knisterndes, leuchtendes Holzfeuer, davor stand eine mit türkischem Stoffe überzogene Chaiselongue und zwischen dieser und dem Kamine lag ein Jagdhund auf dem Felle eines Eisbären und schien sich im behaglichen Dehnen der Wärme zu freuen. Zwei Lampen brannten im Zimmer, die eine auf dem Kaminsims, die andere auf dem Tische vor dem Sofa, und das Gemach erschien von dem dunklen Rot übergossen, welches die Grundfarbe in den Vorhängen, den Überzügen der Möbel und im Teppiche war. Allerhand kleine Dinge eleganten Bedürfnisses, wie glänzende Dosen und Büchschen, Fläschchen und Etuis lagen und standen auf Tischen und Konsolen umher, und endlich zeugten umherliegende Handschuhe, Binden, Peitschen und Sporen sowie Briefschaften, Bücher und Zeitungen von dem launenhaften oder unordentlichen Wesen seines Bewohners. Wie sich dem Auge hier ein Gemisch heterogener Dinge zeigte, empfand auch die Nase eine seltsame Mischung von Gerüchen: der schwere Dampf des türkischen Tabaks verband sich mit dem Dufte wohlriechender Essenzen, die der Leutnant von seinem Burschen zerstäuben zu lassen pflegte, und mit denen er seine Uniform bespritzt hatte.

„Du machst mir heute einen etwas katzenjämmerlichen Eindruck, mein guter Schott," sagte der Leutnant von Busstedt, nachdem er auf mehrere Anreden nur kurze Antworten erhalten hatte.

Sein Freund im Lehnstuhle seufzte und drehte mit der wohlgepflegten Hand den kleinen koketten Schnurrbart. „Ich werde alt," entgegnete er, „die Welt erscheint mir fade."

„Das heißt auf deutsch, man verlangt von der reizenden Komtesse Werba, daß sie sich uns zu Füßen legen soll. Du mußt nicht zu viel verlangen, Schott. Was du erreicht hast, ist phänomenal."

Das feine hübsche Gesicht Friedrichs überzog sich mit Rot, und er machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte.

„Wie du das sagst, Busstedt!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Ich bitte dich ganz ernstlich, laß uns davon schweigen. Du weißt so gut wie ich, wie es damit steht. Wenn du nicht wärest, so hätte ich..." Er sprach seinen Satz nicht aus, lehnte sich wieder zurück und preßte unmutig die Lippen zusammen. Busstedts Lippen verzogen sich zu einem kurzen Lächeln, als ob er die Thatlosigkeit und Unzufriedenheit seines Freundes verachte, dann aber sprach er ernst: „Du wolltest etwas sagen, Schottmüller. Ich bitte dich, halte nicht damit zurück. Wenn es etwas gibt, woran mir liegt, so ist es das, daß sich kein Mißverständnis zwischen uns einschleicht. Ich dächte doch, du hättest Beweise genug von meiner aufrichtigen Freundschaft erhalten. Aber du läßt dich zu sehr von den Eindrücken des Augenblickes beherrschen. Bald bist du hoch oben, bald wieder tief unten, und zwar ohne genügenden Grund. Bei deiner Stellung ist das schade. Du feindest, möchte ich sagen, das Glück an. Es hat dich mit guten Dingen überschüttet, und du machst es ungeduldig durch deine Undankbarkeit."

„Vielleicht hast du recht," entgegnete Friedrich nachdenklich. „Wenn ich das nur gewiß wüßte! Denn ich denke manchmal auch, du hättest nicht recht. Ich bin in einer peinlichen Lage. Bald zieht es mich hierhin, bald dorthin. Und dazu ewig diese Schulden!"

„Widersacher, Weiber, Schulden! Ach, kein Ritter wird sie los," sagte Busstedt in heiterem Tone.

„Du hast gut reden," fuhr Friedrich schmollend fort. „Du hast niemals Schulden, und die Weiber machen dir auch kein Kopfzerbrechen."

„Mit mir ist das auch etwas anderes," erwiderte Busstedt. „Ich bin kein Erbprinz und habe von Anfang an gewußt, daß ich mich nach der Decke zu strecken habe. Ich kann mich nicht mit dir vergleichen. Denn wenn du einmal Thorheiten machst, so weißt du, daß nachher alles wieder hübsch ins Gleiche gebracht wird, wer aber wie ich nur seinen

Säbel, sein Pferd und seinen alten Namen hat, der muß behutsam sein."

Es trat eine kleine Pause ein. „Was that denn die Komtesse hier in der Stadt? Ich habe sie gar nicht zu sehen bekommen," sagte Friedrich plötzlich, indem er seine Bitte, von der Komtesse zu schweigen, offenbar vergessen hatte.

„Nun, sie hatte einige Besorgungen zu machen, mein guter alter Schott, und du mußt ihr verzeihen, daß sie dich nicht benachrichtigte. Ich brachte die Rede auf dich, sagte, wie sehr du bedauern würdest und so weiter, und da lag, hol' mich der ..., eine Art von Ton in ihrer Stimme und ein Glanz in ihren Augen, als sie deinen Namen hörte, daß ich sogleich meinen inneren Menschen am Ohre packte und ihm sagte: Busstedt, alter Sünder, wenn dir einmal so etwas widerführe!"

Friedrich ward von dieser Darstellung lebhaft betroffen. Er lächelte selbstzufrieden, stieß den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher, stand auf und schritt im Zimmer umher. „Siehst du, Buß," sagte er, „manchmal hoffe ich auch, aber dann kommen mir wieder Zweifel, und ich möchte die ganze Geschichte zum Teufel schicken und mich selber auch. Du kannst ja die Verhältnisse beurteilen. Sag' selber ..."

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche, alter Junge," unterbrach Busstedt, der seine Uhr gezogen hatte, „aber denkst du denn gar nicht daran, daß es hohe Zeit ist, oben zu erscheinen? Wir verräuchern uns hier und kommen nachher wie die Tabaksteufel zu den Damen. Zieh dein Kleid an und komm mit."

„Ach, wir kommen immer noch früh genug," entgegnete Friedrich. „Mache dir nur keine Illusionen über den Zauber. Mir hängt das ganze Fest mit seinen Reden und Begeisterungen schon lange zum Halse heraus."

Busstedt war nicht einfältig genug, diese Worte buchstäblich zu nehmen. Er kannte die Gedanken seines Freundes ebenso genau wie er dessen Reden hörte, und durchschaute die Affektation des Erben. Friedrich fühlte sich als Buchhändlerssohn und zukünftiger Buchhändler leicht etwas befangen gegenüber den Kameraden und wollte es nicht Wort haben, daß er im Grunde doch zu einem erwerbenden Stande gehörte. Aber wenn er auch gern spöttisch vom Buchhandel sprach, war er doch heimlich auf das Ansehen seines Hauses stolz. Busstedt lenkte ihn an dieser seiner Schwäche so leicht, wie er sein Pferd am Zügel führte. Es hatte zwar den Anschein, als ob Friedrich seinen Freund mit seinen Launen lenke und als ob dieser gefällig nachgebe, in Wahrheit aber war es anders.

„Ich begreife dich nicht," sagte er kopfschüttelnd. „Du bist doch ein ganz verdrehter Kerl. Was anderer Leute höchster Stolz und höchste Freude sein würde, das wirfst du weg wie einen alten Handschuh. Wo ist denn ein Haus zu finden wie das, dessen Chef du einmal sein wirst? Ein altes, vornehmes Haus, das sein halbhundertjähriges Jubiläum feiert. Ein ganz toller und verrückter Kerl bist du, Schott!"

Friedrich lachte. „Du siehst das so an, weil du es nicht kennst," sagte er. „Gehst du der Sache auf den Grund, so findest du, daß der Buchhandel ein Geschäft ist wie jedes andere auch. Ob du mit Käse handelst oder mit Büchern, ist schließlich einerlei, nur daß der Käse etwas stärker riecht. Und wenn die Leute ein fünfzigjähriges Jubiläum feiern, so feiern sie fünfzig Jahre Schlaumeierei, womit sie dem Publikum das Geld aus der Tasche gelockt haben."

„Aber ein schönes Stück Geld habt ihr herausgelockt. Alle Wetter, das hättet ihr mit Käse nicht verdient. Ich begreife nicht, wie du nur eine Silbe über Schulden verlieren magst. Du brauchst doch nur ins Kontor zu deinem Vater zu gehen und ihm zu sagen: Lieber Papa, die Juden wollen zwanzigtausend Mark, oder vierzigtausend Mark, oder achtzigtausend Mark — so legt er dir das Geld auf den Tisch und sagt: Ich freue mich, mein lieber Friedrich, daß du so bescheiden bist."

Busstedt betrachtete, indem er so sprach, Friedrich mit dem lauernden Blicke seiner phosphoreszierenden Augen und erforschte den Ausdruck im Gesichte des jungen Mannes mit ganz besonderem Interesse. Friedrich fand nicht, daß Busstedt die Verhältnisse richtig geschildert habe. Er würde nicht besorgt gewesen sein, wie er es in Wirklichkeit war, dem Vater seine Schulden einzugestehen, wenn er sich deren Erledigung so leicht vorgestellt hätte. Aber der Gedanke, daß Busstedt das Schottmüllersche Vermögen für unermeßlich groß halte, schmeichelte seiner Eitel-

keit. „Du scheinst von der Natur der Väter sehr günstige Vorstellungen zu haben," entgegnete er. „Ich versichere dir, daß ein Vater, der Geschäftsmann ist, genauer rechnet als du denkst und als mir lieb ist."

„Du willst doch nicht etwa behaupten, daß dein Vater Schwierigkeiten machen würde, wenn du, beladen mit dem ganzen Bündel deiner Rechnungen und Wechsel, vor ihn trätest? Laß sehen, was beträgt denn der ganze Schwamm? Gib mir fünfundsiebzigtausend Mark, und ich übernehme die Verpflichtung, dich rein und glatt wie einen frischgewaschenen Säugling hinzustellen."

„Laß sie dir von meinem Vater geben und erledige die Sache," erwiderte Friedrich seufzend. „Ich würde dir sehr dankbar sein. Ich muß dir gestehen, daß ich gar keine Lust verspüre, dem Alten zu beichten."

„Das ist deine kolossale Bescheidenheit, Schott. Dein Vater würde gewiß keine Miene verziehen. Oder meinst du, daß es einem Manne wie dem Geheimen Kommerzienrat Friedrich Schottmüller Verlegenheiten bereiten könnte, fünfundsiebzigtausend Mark auf die Beine zu bringen?" Busstedt richtete seinen forschenden Blick beharrlich auf des Freundes Miene.

„Nun, Verlegenheiten wohl gerade nicht," antwortete Friedrich zögernd, „aber ich bilde mir doch auch nicht ein, daß er sich darüber freuen wird, wenn ich beichte. Ich will wenigstens bis nach dem Feste damit warten, obwohl der infame Hund, der Silberstein, heute schon sehr unangenehm wurde."

Busstedt ergriff ein Fläschchen mit Eau de Cologne und besprengte mittels des daran angebrachten Zerstäubungsapparates das Futter seiner Uniformschöße. Dann trat er vor den Spiegel, gab seinem Schnurrbart noch eine kunstgerechte Drehung und begann seine Handschuhe anzuziehen. Aus dem Spiegel blickte ihm das männliche, gebräunte, kühn geschnittene Antlitz siegesgewiß entgegen. Er hatte seinen Plan und heute gedachte er einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun.

„Es ist Zeit," sagte er zu Friedrich. Dieser rief seinen Burschen, der alsbald aus dem Schlafzimmer hervorkam, und ließ sich den blauen Uniformsrock über die Schultern ziehen. Noch eine Minute, um die letzte Hand anzulegen, dann verließen beide Offiziere, die klirrenden Säbel an der Seite, das Zimmer und stiegen die Treppe zu den Gesellschaftszimmern hinan. Es war dort oben schon sehr belebt, besonders im Zimmer der Frau Geheimen Kommerzienrat, wo die Geschenke ausgestellt waren, welche bei dieser Gelegenheit aus den Kreisen der Verwandtschaft und Freundschaft zusammenkamen. Die silberne Säule aus dem Geschäfte selbst war noch nicht dabei, sie sollte erst am Jubiläumstage von einer Deputation der Würdigsten überreicht werden. Aber andere Sachen waren zahlreich da: Service von Porzellan und Silber, mit Widmungen versehen, Stickereien und andere Beweise der Teilnahme, wie sie reichen Leuten in reichem Maße zu teil zu werden pflegen, dazu schön geschriebene und kunstvoll gedruckte Adressen und Gratulationen aus den Kreisen der geschäftlich mit der Firma verbundenen Geschäfte und Personen. Der Jubilar selbst war umringt von einer Schar von Verwandten, Freunden und Freundinnen, und insbesondere wich ihm die jüngste Schwester nicht von der Seite, welche mit dem Materialwarenhändler verheiratet war. Sie hatte einen litterarischen Anflug, sie war nicht allein stolz auf den Bruder, sondern auch auf den Buchhändler, und es gewährte ihr eine gewisse Befriedigung, ihrem Manne von Zeit zu Zeit von der Seite ihres Bruders einen Blick zuwerfen zu können, der ihm seine Stellung und die ihrige klar machte, der ihn an seine durch gar nichts ausgezeichnete Existenz und an ihre gebildete Herkunft erinnerte. Sie hatte eine Stickerei angefertigt, einen kleinen Teppich, der im Kontor des Bruders unter dessen Stehpulte liegen sollte, und sie hatte eine Inschrift nach eigener Erfindung hineingestickt. Mit bescheidenem Stolze rollte sie den Teppich auf und zeigte ihn dem Bruder. „Ich weiß, daß er hinsichtlich der Schönheit deiner nicht würdig ist," sagte sie, „aber sicherlich ist es Wahrheit und kennzeichnet deinen Standpunkt, wenn ich von dir gesagt habe: Ich stehe auf dem Boden der Wissenschaft."

„Ist das die Inschrift?" fragte er.

„Das ist die Inschrift," sagte sie und hielt ihm den Teppich vor, so daß er die Worte lesen konnte.

Es verlief an diesem Abend alles wunderschön im Gartenhause. Die Gemächer füllten sich, im Salon begann das junge Volk sich nach den Klängen der Musik zu drehen. Es war laut und lustig, bei den Festen dieses Hauses regte schon das gutmütige gastliche

Wesen des Herrn vom Hause zur Fröhlichkeit an. Der Geh. Kommerzienrat ging behaglich, wenn auch etwas schwerfälligen Schrittes, da die Rundung seines Leibes ihm Mühe verursachte, von Zimmer zu Zimmer, und sein rundes rotes Gesicht strahlte von Wohlwollen, indem er die muntere Gesellschaft sich umhertreiben, essen, trinken und tanzen sah. Er unterhielt sich lebhaft und bewegte unablässig eine blitzende Schnupftabaksdose zwischen den runden Fingern. Nur einmal wurde er nachdenklich und verlor sein Lächeln. Das war, als er seinen Sohn in einem entlegenen Zimmer mit mehreren anderen Offizieren bei einer Bowle fand. Der junge Mann saß, eine Zigarre zwischen den Lippen, mit gleichgültiger Miene in einer Sofaecke, und seine Augen hatten einen Ausdruck, als ob er schon recht viel getrunken hätte. Der Anblick war dem Vater nicht erfreulich. Friedrich hatte, nach des Vaters Ansicht, schon vor dem Feste sehr wenig Anteil an dem für die Firma bedeutungsvollen Ereignisse genommen, und nun saß er da, als ginge ihn die Unterhaltung der Gäste nichts an. Der Vater rief ihn, und langsam stand Friedrich auf.

„Willst du nicht tanzen?“ fragte ihn der Vater. „Es ist doch noch zu früh, um sich hier festzusetzen!“

„Tanzen?“ entgegnete Friedrich gedehnt. „Das ist ein bißchen anstrengend, weißt du.“

„Anstrengend! In deinen Jahren! Dein Schwager Reinhard ist zehn Jahre älter und er ist unablässig im Gange.“

„Nun, da nimmt sich ja ein Sachverständiger des Schwindels an. Jeder sucht sein Vergnügen auf seine Weise.“

Der Vater fühlte sich verletzt. „Schwindel!“ sagte er. „Wie kannst du nur bei diesem Ehrenfeste unsers Hauses so sprechen?“

„Na, verzeih, ich habe es nicht böse gemeint. Ich wollte nur sagen, das Tanzen, weil man sich dabei doch dreht, wäre gewissermaßen ein Schwindel. Weißt du, die Ananasbowle ist so vorzüglich, daß ich sie nur ungern verlasse.“

„Thue wie du willst,“ sagte der Vater ernsthaft und ging weiter. Er dachte in diesem Augenblicke an seine Jugend zurück und sah sich im Geiste fünfundzwanzig Jahre alt, so jung wie jetzt sein Sohn war. Es war ein großer Unterschied. Er war damals voll Lust und Kraft zur Arbeit gewesen, lebhaft, unternehmend, und sechs Stunden Schlaf in der Nacht waren ihm als eine Vergeudung nützlicher Zeit erschienen. Für den Sohn war das Tanzen schon eine lästige Anstrengung.

Dieser blieb mit unzufriedener Miene auf dem Flecke am Fenster stehen, wo der Vater ihn verlassen hatte, und kaute nervös an seiner Zigarre. „Langweilig!“ sagte er sich. „Diese spießbürgerlichen Feste haben wahrhaftig nichts Erheiterndes.“ Auch seine Gedanken schweiften ab von der Gegenwart und richteten sich auf einen Gegenstand in der Ferne. Ja, wenn sie dagewesen wäre! Sie, die in seinen Augen als Idealbild dastand, da hätte es der Mühe verlohnt, liebenswürdig zu erscheinen. Aber ihre Familie war zu vornehm, um mit der Buchhändlerfamilie zu verkehren. Immer würde ihm doch, obwohl er die Uniform trug, seine bürgerliche Geburt als Hindernis wahren Lebensgenusses ankleben. Und wie würde es nun gar werden, wenn er selbst das Geschäft übernehmen und Handel treiben müßte! Er überschlug die ganze hier versammelte Gesellschaft mit einem Blicke. Wer war da? Kameraden freilich, jedoch nur unverheiratete. Von den adeligen Familien der Umgegend verkehrte keine einzige mit Schottmüllers, und die einzige adelige Familie aus der Stadt, die gegenwärtig war, hatte so wenig Vermögen, daß sie überhaupt nicht wählerisch war.

Jetzt ging eine Bewegung durch die Gesellschaft, Musik erscholl von der Straße her, dann tönte lautes Rufen durch die Zimmer: Der Fackelzug! Der Fackelzug!

Man eilte an die der Straße zu liegenden Fenster, alle Vorhänge wurden beiseite geschoben, ein Feuermeer strahlte von draußen herein. Ein unübersehbarer Strom von rot glühenden Fackeln ergoß sich durch die gewundene Straße und staute sich vor dem Hause auf. Dann gab es einen Tusch, der Herr Geh. Kommerzienrat erschien, sorglich in einen Paletot gehüllt und den kahlen Scheitel mit dem Hute bedeckt, vor der Thür, Reden wurden gehalten, brausendes Hochrufen erscholl, und die Begeisterung flutete gewaltig.

Kaum war dieser Akt des Festes vorüber, so tönte vom Garten her scharfes Krachen, und als Friedrich nach dieser Seite zum Fenster hinausblickte, sah er einen flammenden Körper in die Luft steigen. Das





Unter dem Bibelverbot. Gemalt von C. Doms.

Feuerwerk begann. Die Gesellschaft strömte nach der Gartenseite hin, und das junge Volk, welches die Erkältung nicht fürchtete, begab sich aus dem Gartensalon hinaus auf die Terrasse.

Es war ein schöner stiller Abend, und die frische Luft kühlte die erhitzten Köpfe. Auch Friedrich holte seine Mütze und ging mit den Kameraden hinaus. In zauberhafter Beleuchtung standen die dichten dunklen Baumgruppen und Gebüsche da, im Hintergrunde stiegen Leuchtkugeln und Raketen zu den hellen Sternen auf, und die jungen Damen, in Tücher und allerhand andere, eilig ergriffene Hüllen drapiert, brachen in freudige Rufe über die Schönheit des Anblickes aus und überlegten dabei, wie die eigene Schönheit sich im bengalischen Lichte ausnehmen möchte. Friedrich sah im Gedränge ein Paar, das seine besondere Aufmerksamkeit erregte: seine Schwester Anna am Arme seines Kameraden, des Freiherrn von Busstedt, und eng an dessen Seite geschmiegt! Es war ein hübsches stattliches Paar. Anna hatte ein weißes flockiges Tuch um die Schultern geschlungen, in ihrem dunklen Haar glänzten Rosen, und ihr feines Gesicht war vom Widerschein der Flammen rosig überhaucht. Zärtlich blickte ihr Begleiter auf sie nieder. Seine stattliche Gestalt in der blauen Uniform, sein kriegerisches, unternehmendes Gesicht bildeten einen prächtigen Gegensatz zu ihren weiblichen Reizen.

Friedrich blieb in einiger Entfernung stehen, und seine Miene hatte einen Ausdruck wie zwischen Vergnügen und Mißvergnügen schwankend. Nach einer Weile kehrte er um, ging in das Haus zurück, stieg die Treppe hinauf und begab sich zu seiner Mutter, die von einem Balkonfenster des oberen Stockes aus dem Feuerwerke zusah. In diesem Augenblicke blitzte gerade dem Balkon gegenüber am Rande der Terrasse ein neues feuriges Kunstwerk auf, und die Anfangsbuchstaben des Herrn und der Frau vom Hause, ein F und ein H erschienen in bläulichen leuchtenden Zügen. Ein brausendes Hochrufen stieg zugleich vom Garten auf und pflanzte sich in den Zimmern fort.

„Sehr schön! Sehr schön!" sagte die alte Dame und klatschte in die Hände. „Ist es nicht sehr schön, Friedrich?"

„Wirklich sehr gelungen," antwortete dieser.

„Er hat sich sehr viel Mühe gegeben, der gute Reinhard, er ist ein dankbarer Mensch," fuhr sie fort.

Die Frau Geh. Kommerzienrätin sagte das in einem Tone, als könne sie wohl Dankbarkeit verlangen, und als nun eine Prozession von Herren und Damen sich herein zu ergießen anfing, welche Gläser trugen, auf ihr Wohl tranken und ihr Komplimente machten, nahm sie es gnädig auf. Sie ward nicht bedrückt von dem Gefühle, daß ihr gehuldigt würde, im Gegenteil sah sie so aus als könne sie viel Huldigung ertragen und wohl verlangen, Freude zu erleben. Sie war eine wohlkonservierte Dame, freilich etwas mager, denn die Lebhaftigkeit ihres Temperaments hatte ihr nicht gestattet, viel Fleisch anzusetzen, und an den Winkeln ihrer Augen zeigten sich die Krähenfüße, welche die Zeit eingräbt, aber doch rüstig, lebenslustig und unternehmend. Das schwere Seidenkleid und der reiche Schmuck an Hals und Armen drückten sie ebensowenig nieder, wie Huldigungen dies zu thun vermochten.

Inzwischen hatten mehrere ältere Damen, welche neben der Frau vom Hause gestanden hatten, sich vom Balkonfenster entfernt, und Friedrich war allein mit seiner Mutter. Sie sah um sich, um gewiß zu sein, daß niemand nahe genug sei, um lauschen zu können, und sagte dann: „Hast du etwas gehört, Friedrich?"

Er schüttelte den Kopf.

„Es muß doch kommen," sagte sie. „Vielleicht kommt es erst morgen."

„Offen gestanden, liebe Mama," erwiderte der Sohn, „glaube ich nicht recht daran, und du würdest meiner Meinung nach besser thun, dich nicht so fest darauf zu verlassen, damit du keine schmerzliche Enttäuschung erlebst."

„Es muß aber kommen. Wozu hätte denn dein Vater sich sein lebenlang abgequält? Es wäre eine Taktlosigkeit, eine Ungeschicklichkeit der Regierung — wer war es doch, der einmal gesagt hat: Dies ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler?"

„Ich glaube, du meinst Talleyrand. Der soll einmal so etwas gesagt haben. Aber Talleyrand ist aus der Mode gekommen, liebe Mama."

„Nun, gleichviel. Es wäre ein Fehler von seiten der Regierung, wenn es nicht geschähe. Und ich bin überzeugt, sie wissen in Berlin ihre Leute auch in der Provinz zu

schätzen. Geheimrat Derschau hat mir bestimmte Versicherungen gemacht."

Friedrich zuckte die Achseln. „Wenn du nur nicht Geheimrat Derschaus Worte gar zu sanguinisch aufgefaßt hast, liebe Mama. Ich bin ja nicht dabei gewesen, als er dir die Versicherungen gab, aber ich weiß, daß Papa von ihm ein Werk verlegt hat, und ich halte es für möglich, daß der Geheimrat bei der Gelegenheit den Mund etwas voll genommen hat. Sie sind in Berlin nicht übermäßig freigebig mit Adelspatenten. In der Armee ist das etwas anderes, aber für einen Buchhändler —"

„Du bringst mich in die höchste Aufregung, Friedrich, das ganze Fest wäre mir verdorben, wenn es nicht käme. — Pst, der Vater!"

Der alte Herr war ins Zimmer getreten. In der rechten Hand trug er ein gefülltes Champagnerglas, sein rundes, wohlwollendes Gesicht strahlte, und sein kahler Schädel glänzte in hellem Rot. „Meine liebe gute Helene," sagte er, die Gattin mit dem linken Arme zärtlich umfassend, „ich muß doch auch noch kommen, um mit dir anzustoßen und dir zu gratulieren."

Thränen der Rührung schimmerten in seinen Augen, und er küßte seine Frau.

Sie war von einem Gedanken durchzuckt, der sich auf die Idee bezog, von welcher sie fast ausschließlich beherrscht wurde.

„Ist etwas gekommen?" fragte sie.

„Etwas gekommen? Wieso?" fragte der Alte dagegen.

„Ich meine eine Depesche. Ist etwas von Derschau gekommen?" fragte sie ungeduldig.

„Von Derschau? Es sind wohl schon ein Dutzend Depeschen und mindestens zwei Dutzend Briefe da. Aber von Derschau ist, soviel ich mich erinnere, nichts dabei. Mir ist es auch eigentlich lieber," fügte er lächelnd hinzu, „wenn von Derschau nichts kommt. Der gute Geheimrat! Der liebenswürdigste Mann, den ich kenne, aber sein großes Werk über Staatsrecht liegt mir wie Blei im Keller. Hier! Bringen Sie meiner Frau und meinem Sohne auch ein Glas!" rief er einem Diener zu, der mit einem besetzten Präsentierteller umherging. „Und nun," rief der alte Herr, seine Stimme laut erhebend, „trinken wir, meine Frau und mein Sohn und ich, auf das Wohl unserer lieben Gäste, die uns durch ihre Gegenwart erfreuen und beehren, und bitten die alten Freunde insgesamt, auch fernerhin unser Haus als das ihrige anzusehen, die neuen Freunde aber, es den alten nachzumachen."

Der alte Herr hatte mit etwas zitternder Stimme gesprochen, und sein Glas verschüttete einen Teil des Inhalts, da die Anstrengungen des Tages allmählich ein bißchen über seine Kräfte gingen, aber der Klang seiner Stimme war so herzlich, daß er allen zu Herzen ging. Wie ein Bild der Gastfreundschaft stand er da mit seiner beleibten Gestalt, mit dem leuchtenden roten Antlitze. Die Gesellschaft umdrängte ihn, einige jüngere Leute eilten, die im unteren Stocke befindliche Welt heraufzuholen, und mehrere Minuten lang ertönte unabläßig das Klingen der Gläser. Unter den heraufströmenden Menschen befanden sich auch Anna und der Leutnant von Busstedt. Sie gingen Arm in Arm. Annas schönes Gesicht war freudig verklärt. Busstedt gab ihr einen Wink mit den Augen, sie machte sich von ihm los, und er glitt alsdann geschmeidig und mit sanftem, doch unwiderstehlichem Drucke seiner starken Schultern durch das Gedränge hin vorwärts. Bald erschien sein kühnes Gesicht mit dem starrenden rotbraunen Schnurrbart unmittelbar neben der Frau Geh. Kommerzienrätin. Er neigte sich zu ihrem Ohre nieder, und seine Augen phosphoreszierten, als er ihr zuflüsterte: „Meine allergnädigste Frau, ich bin so glücklich, Ihnen die ergebenste Meldung machen zu können."

Da belebte sich das Gesicht der Dame von neuem. Sie hatte eine Zeitlang mit zusammengepreßten Lippen den Schwall der Begrüßungen über sich ergehen lassen, nun aber gewannen ihre Augen neues Licht, sie legte ihre Hand auf den Arm ihres Gatten und rief dann, während erwartungsvolle Stille eintrat: „Lieber Schottmüller, verkünde unsern lieben Gästen die soeben vollzogene Verlobung unserer Anna mit dem königlichen Leutnant Hans Freiherrn von Busstedt!"

Hatte der alte Herr eine ungeschickte Bewegung gemacht, hatte seine Frau ihn gar zu lebhaft angefaßt, oder war seine Erregung bei dieser freudigen Nachricht gar zu groß gewesen, genug, das Glas entglitt seiner Hand und zersplitterte klirrend auf dem Fußboden. Es entstand eine Pause, während der

die Gäste einander fragend ansahen, und ein älteres Fräulein ihrem Nachbar zuflüsterte, daß dies ein böses Omen sei. Dann sagte der Geh. Kommerzienrat mit unsicherer Stimme: „Liebe Helene — das ist mir ja etwas ganz — ich meine, davon habe ich ja gar nichts gewußt, daß ...“

„Die jungen Leutchen haben das ganz unter sich ausgemacht, wie wir auch zu unserer Zeit,“ sagte seine Gattin mit vernehmlichem Tone, indem sie ihn unterbrach und fest ansah. „Nur die Mutter war im Vertrauen.“

„Ja, ja, nun dann —“

Anna hatte den Vater mit ihren weichen Armen umschlungen und erstickte seine ferneren Worte durch ihre Liebkosungen. Busstedt stand daneben und erhaschte des alten Herrn rechte Hand. Die übrige Gesellschaft drängte sich herzu, und ein allgemeines Rufen und Glückwünschen verschlang alle Einwendungen, die der überraschte Hausherr etwa hätte machen können. Und es schien wirklich so, als ob er geneigt wäre, Einwendungen zu machen und den Strom der Begebenheiten nicht so ohne weiteres über sein Haupt hinweggehen zu lassen. Er machte seine Hand aus der Umklammerung los, wehrte Anna ab und öffnete mehrere Male den Mund, wie um etwas Ernsthaftes zu äußern. Aber er besaß nicht die Kraft, seinen Willen zur Geltung zu bringen. Der Blick seiner Gattin ruhte auf ihm mit einem Gewichte, welches zu schwer für ihn war, und die gratulierende Menge umwogte ihn wie die Brandung den einzeln stehenden Felsen. Ehe er noch recht wußte wie ihm geschah, hatte er ein frisches Glas in der Hand und stieß mit den Glückwünschenden an. Dann sah er Anna mit ihrem Erwählten Arm in Arm triumphierend, lächelnd, strahlend im Gewühle Hände drücken und glückselige Worte austauschen.

Es war ein schönes Paar. Die jungen Mädchen, welche Anna beteuerten, daß sie entzückt seien und ihr das schönste Glück gönnten, hatten im Herzen einen heimlichen Neid oder doch eine stille Sehnsucht, auch einmal einen Bräutigam zu erlangen wie diesen da, einen so bewundernswerten Kavalier, der so vortrefflich tanzte und ritt, so reizend zu unterhalten wußte, von so vornehmer Familie und so glänzendem Aussehen war. Die Herren aber tauschten Bemerkungen darüber aus, daß der Busstedt ein verteufeltes Glück habe, das schönste Mädchen in der Stadt und einen tüchtigen Sack Geld dazu zu erwischen. „Was das letztere betrifft, so kann er es gebrauchen.“ Und ein bayrischer Leutnant, der zum Regimente kommandiert war, nickte und sagte: „Das Madel hat ja ein dumm's Geld.“

Die Verkündigung dieser Verlobung bildete den Gipfelpunkt des Abends, und das Fest ging nun allmählich wieder thalwärts. Mehr und mehr zog sich der gesetztere Teil der Herrenwelt um die Bowlen und Flaschen zusammen, und Zigarren dampften im größeren Teile der unten gelegenen Räume. Nur die Schmetterlinge der Gesellschaft flatterten noch bis weit über Mitternacht hinaus im Tanzsaale umher.

In der verschwiegenen Ecke, wo der alte Herr seinen Sohn beim Trunke aufgestöbert hatte, saßen der Professor Ebmeier und der Redakteur Doktor Willers beisammen. Der letztere machte sich Notizen in seinem Taschenbuche, um am folgenden Tage einen Bericht über das Fest in seiner Zeitung zu veröffentlichen. Des Professors Entenschnabel glühte feurig und seine verschmitzten Augen lachten der Bowle zu. „Friedrich Schottmüller hat viel Geld,“ sagte er von Zeit zu Zeit mit einem behaglichen Seufzen.

„Sagen Sie mal, Doktorchen,“ fragte er dann, als der Redakteur sinnend emporblickte und den Bleistift an die Lippen hielt, „wie machen Sie denn das nur, daß Sie sechs Tage in der Woche täglich einen Leitartikel fertig kriegen? Für mich ist das der Gegenstand höchster Bewunderung und übertrifft meiner Ansicht nach die sieben Wunder der Welt.“

„Nichts einfacher als das,“ antwortete der Redakteur. „Über nichts läßt sich leichter schreiben als über das, wovon man gar nichts weiß. Haben Sie das noch nicht bemerkt?“

„Ich sollte doch meinen, Sie schrieben jedes Jahr so acht bis zehn Foliobände zusammen,“ sagte der Professor kopfschüttelnd. „Bezahlt denn Friedrich Schottmüller das auch nur dem Werte nach?“

In diesem Augenblicke kam der alte Herr zur Thür herein. Er sah müde aus, sein Gang war sehr schwerfällig. „Gut, daß ich Sie finde,“ sagte er zu dem Redakteur, nachdem er sich mit lautem Ächzen ihm gegenüber hatte auf einen Stuhl sinken lassen.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, lassen Sie in dem Berichte, den Sie über die Sache schreiben werden, die Mitteilung über die Verlobung meiner Tochter noch weg — vorläufig, verstehen Sie. Es ist eine Privatangelegenheit, die das große Publikum nichts angeht."

3. Kapitel.

Das Jubiläum nahm seinen Verlauf. Es gab viel freudige Erregung, viele Depeschen und Glückwunschschreiben, viele Reden, in denen der Glanz der Firma, die Verdienste des Jubilars und die Bedeutung des Festes dargelegt, auseinandergesetzt und von allen möglichen und unmöglichen Seiten aus beleuchtet wurden. Es gab viele Blumen, viele Fracks, von denen die einen weniger schön waren als die anderen, viele weiße Handschuhe und Halsbinden, und es kamen unglaubliche Cylinderhüte in den Reihen der weniger hervorragenden Mitglieder des Geschäfts zum Vorschein. Es gab ein großes Essen und Trinken in zwei Sälen des Gasthauses, und der alte Herr war bald bei der Aristokratie, bald bei dem Plebs, um Reden zu hören und zu beantworten, am längsten und liebsten aber weilte er doch bei dem letzteren, bei seinen eigenen Leuten, mit denen ihn die innigsten Bande verknüpften. Hier fand er das wärmste Herz und das lauteste Rufen, und obwohl hier schon beim Braten einige Unvorsichtige hinausgeschafft werden mußten, welche vor der Suppe ihren Tischwein ausgetrunken hatten und ihrer Freude in gar zu krampfhafter Weise Ausdruck gaben, fühlte er sich doch hier am wohlsten. Herz schlug dem Herzen entgegen, es war hier niemand, der den alten Herrn nicht liebte und nicht Beweise seiner Gutmütigkeit und Teilnahme hätte beibringen können. Sie wußten alle, daß der Chef niemals einen der Seinigen im Stiche ließ, der etwa in Not war, sie erinnerten sich, wie offen seine Hand war, wenn irgend ein fröhliches oder trauriges Ereignis in jemandes Familie eintrat, wohl wissend, daß bei so kleinen Leuten außerordentliche Ausgaben nicht in den Rahmen des gewöhnlichen Budgets paßten. Und nun hatte dieses Fest noch eine Erhöhung der Gehälter und eine Altersversorgung mit sich gebracht. Der Jubel war groß, und Thränen der Rührung standen in vieler Augen, als der Alte seine große Rede hielt und selbst vor Rührung nichts Rechtes herausbringen konnte, sondern nur sein wohlwollendes Antlitz wie eine rote Sonne bald nach diesem, bald nach jenem Saale richtete und abgerissene Sätze voll guten Willens hervorstieß.

Nun war das Fest vorüber, das Geschäft nahm seinen alltäglichen Gang wieder an, und der alte Herr saß nachdenklich auf seinem Kontor. Er hatte, nachdem der Jubel verrauscht war, lebhafter als sonst das Gefühl, daß nicht alles ganz so war, wie es sein sollte, die Verlobung seiner Tochter mit dem Dragoneroffizier war das Steinchen gewesen, das die Lawine seiner Besorgnisse ins Rollen gebracht hatte, und er entschloß sich, über das Pult weg an den herbstlichen Himmel starrend, noch heute mit seiner Frau ein ernstes Wort zu reden. Die Aufgabe war nicht leicht, das fühlte er, und länger als eine Stunde saß er unschlüssig da, bis er sich endlich eine Droschke holen ließ und nach dem Gartenhause hinausfuhr. Er hatte seine Gattin heute noch nicht gesehen. Sie war, wahrscheinlich von den vergangenen Tagen ermüdet, noch nicht auf gewesen, als er sich in die Stadt begeben hatte. Er hielt es für besser, sie noch vor dem Mittagsessen zu sprechen, als mit einer Unterredung, die voraussichtlich angreifend wurde, bis nachher zu warten.

Ob er jedoch die Stunde gut gewählt hatte, war fraglich. Die Frau Geh. Kommerzienrätin war gerade in außerordentlich schlechter Stimmung. Sie saß in ihrem Boudoir allein mit ihrem Sohne, und Friedrich zerzupfte mit verdrießlicher Miene die Fransen einer kleinen Decke auf dem Nähtische. Der sehnlichste Wunsch der Dame war nicht erfüllt worden, es war keine Botschaft vom Geheimrat Derschau eingetroffen, es war kein amtliches Schreiben aus Berlin gekommen, der Name Schottmüller stand noch so nackt und kahl da wie er immer dagestanden hatte, und keine Adelskrone schwebte über der bürgerlichen Erscheinung. Nur ein Orden war angelangt. Aber Orden, obschon an sich sehr verehrungswürdig und schön, genügten ihrem Ehrgeize nicht. Ihr Gatte besaß deren schon vier, darunter einen von einem süddeutschen Staate verliehenen, welcher den persönlichen Adel verlieh, aber der kluge Geschäftsmann hatte zum Kummer der Gattin verweigert, sich adlig zu nennen. Sie klagte über die Zustände im allgemeinen und schalt

dann insbesondere auf ihren Schwiegersohn, den vortragenden Rat, der sich, wie sie sagte, in dieser ganzen Angelegenheit durchaus unkindlich und ungefällig gezeigt habe, indem er seine Stellung im Ministerium nicht habe benutzen wollen, um etwas für die Familie zu thun.

Ihr Sohn hatte etwas auf dem Herzen, deshalb widersprach er ihr nicht. Er ließ die Mutter ruhig reden und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Eine ernste Sache beschäftigte und bedrückte ihn. Er hätte gern einen günstigeren Zeitpunkt als den gegenwärtigen gewählt, um davon zu sprechen, aber die Verhältnisse zwangen ihn zu reden, und es war Gefahr im Verzuge. So sprach er denn, und was er vorbrachte, war nicht geeignet, seiner Mutter Stimmung zu verbessern.

„Friedrich!" sagte sie, die Hände zusammenschlagend, „das ist doch wirklich zu stark! Vor einem Jahre erst hat der Vater soviel bezahlt, und nun ist es schon wieder soweit?"

Vor anderthalb Jahren war es, liebe Mama," entgegnete er. „Weiß der Himmel, ich kann nichts dafür. Es werden solche Anforderungen an unsereinen gemacht, und die Standesausgaben sind so groß . . ."

„Wieviel ist es denn?" fragte sie.

„Ich hatte die Absicht, es dem Vater schon vor dem Feste zu sagen, aber ich wollte ihm doch das Jubiläum nicht verderben. So habe ich gewartet bis alles vorüber ist, und wende mich nun an dich, weil du es dem Vater in schonender Weise beibringen kannst." Friedrich sprach mit dem Ausdrucke eines Menschen, dem Lob für die zarte Behandlung eines notwendigen Übels gebührt.

„Wieviel ist es denn?" fragte sie von neuem.

„Es ist ziemlich viel. Ich weiß nicht ganz genau wieviel. Sieh mal, da war die unglückliche Geschichte mit dem Vollblut, das plötzlich einging — dann war ..."

„Sag' mir doch nur, wieviel es im ganzen ist. Das ist doch die Hauptsache," wiederholte sie.

Friedrich stöhnte und schien sich mühsam zu besinnen. „Es mögen im ganzen — wenn ich berechne — vorausgesetzt, daß alles glatt gemacht würde, was wohl das Beste wäre — es möchten zusammen alles in allem wohl so annähernd dreißigtausend bis höchstens fünfzigtausend oder nahe an sechzigtausend Mark sein. Natürlich Mark, nicht Thaler."

„Aber Friedrich!" rief sie erzürnt. „Das ist doch wirklich außer dem Spaße, und ich weiß nicht wie ich das dem Vater mitteilen soll. Sechzigtausend Mark Schulden! Das ist ja ein Vermögen! Wie hast du das nur angefangen?"

„Wie man das so anfängt," entgegnete er. „Wenn man anständig leben will und nicht hinter den Kameraden zurückstehen mag, so gleitet einem das bißchen Geld gar rasch durch die Finger. Es ist so wie so nicht angenehm," fügte er bitter hinzu, „als Konzessions-Schulze zwischen fast lauter Adligen dazustehen."

Auf diesem Punkte war die Unterhaltung angekommen, als der Geh. Kommerzienrat in das Boudoir trat. Friedrich bemerkte, daß sein Vater etwas Wichtiges zu besprechen hatte, und benutzte eiligst die gute Gelegenheit, sich davon zu machen. Seine Bombe war abgeschossen — mochte nun die Mutter ihr Bestes thun, um den ferneren Lauf des Geschosses zu regeln und es am rechten Orte platzen zu lassen. Er wußte, sie würde ihn nicht im Stiche lassen. Tief aufatmend lief er davon und begab sich in den entlegensten Teil des großen Gartens, wo er die Hühnerställe und den Taubenschlag besah, aber an etwas ganz anderes dachte als an die seltenen und schönen Rassen, welche sich dort eines beschaulichen Lebens erfreuten.

Inzwischen hatte der Vater mit einiger Verlegenheit das Gespräch begonnen, nachdem seine Gattin ihn etwas erstaunt nach dem Grunde seines frühzeitigen Erscheinens gefragt hatte.

„Meine liebste Helene," sagte er in weichem und freundlichem Tone, „wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen mit der Anna und dem Leutnant von Busstedt?"

Seine Frau maß ihn mit einem scharfen Blicke ihrer lebhaften Augen und wußte in dieser Sekunde schon alles, was ihr Gatte zu sagen vorhatte. Es war nicht viel Verborgenes in seiner Seele für sie, die seit achtundzwanzig Jahren in ihm gelesen hatte wie in einem offenen Buche. Von Anfang an, sobald sie die zärtliche Neigung der jungen Leute zu einander bemerkt hatte, war sie bestrebt gewesen, mit einer vollendeten Thatsache vor dem Gatten zu erscheinen, und

Anna hatte sich der Mutter gegenüber als lenksame Tochter gezeigt.

„Vor allem, lieber Mann — daß ich das nicht vergesse“ — sagte sie, „hast du denn die Karten besorgt? Es wird doch Zeit, sie zu versenden.“

„Die Druckerei hat natürlich gefeiert,“ antwortete er. „Aber die Karten lassen sich immer noch schnell genug herstellen, sobald ...“

„Immer noch? Wieso immer noch?“ fragte sie. „Die Verlobung ist öffentlich, und die Versendung der Karten ist nur ein Gebot der Höflichkeit gegenüber unsern Freunden und Bekannten.“

„Gewiß, gewiß, liebste Frau. Jedoch, um noch einmal auf die Sache selbst zu kommen — ich bin, wie ich gestehen muß, äußerst überrascht durch die Plötzlichkeit dieser Verlobung. Mit keinem Gedanken ist es mir in den Sinn gekommen, oder habe ich auch nur vermutet, daß Anna — sie ist noch so jung ...“

„Anna ist siebzehn Jahre alt,“ sagte seine Frau, ihn unterbrechend, „und was das betrifft, daß du nichts gemerkt hast — ja, liebes Männchen, da hast du wieder einmal deine grenzenlose Arglosigkeit bewiesen. Freilich, wie ist dir auch zuzumuten, daß du zwischen deinen Büchern und Geldschränken auf solche dir ganz aus dem Wege liegende Dinge achthaben solltest! Du hast es ja auch nicht nötig. Du hast dich bis jetzt in allen häuslichen Angelegenheiten auf deine Frau verlassen und kannst es auch ruhig fernerhin thun.“

„Ja, ja,“ sagte er, sich räuspernd, „nur ist dies ein Fall, der doch wichtig genug ist, um sich ernstlich damit zu beschäftigen, und offen gestanden, liebste Helene, so sehr ich unserm Kinde das schönste Glück wünsche, mir scheinen da doch ernste Bedenken gegen die Verlobung gerade mit diesem jungen Manne . . .“

„Wie?“ rief sie. „Was meinst du? Hast du irgend etwas Nachteiliges über Busstedt gehört? Ist irgend etwas gegen seinen Namen, seine Stellung zu sagen?“

„Das nicht,“ entgegnete er, „aber ...“

„Nun denn, was willst du? Ich begreife dich nicht.“

„Gewiß, aber . . .“

„Er ist von bester Familie, er ist Freiherr.“

„Wir haben jetzt zwei Töchter mit Männern verheiratet, welche nichts besitzen. Rudloff hat ja ein schönes Gehalt, aber ich gebe Elisen doch jährlich einen bedeutenden Zuschuß, Reinhard hat nichts, und das Paar liegt mir mit den Kindern vollständig auf der Tasche. Wenn jetzt Anna auch . . .“

„Busstedt ist Freiherr,“ sagte seine Gattin.

„Ganz recht. Busstedt ist auch ein ganz charmanter Mann, den ich sehr gern habe. Aber Busstedt hat ebenfalls nichts. Wenigstens wird seine Leutnantsgage wohl nur für seine Zigarren und Handschuhe ausreichen. Er ist aber ein eleganter Herr, der viel gebraucht. Man sagt das allgemein. Und wenn ich bedenke, wieviel ein Hausstand jetzt kostet, wo selbst bei bescheidenen Ansprüchen fünftausend bis sechstausend Mark jährlich noch kein bequemes Auskommen für eine Familie der guten Gesellschaft gewähren, so erscheint mir die Sache wirklich bedenklich. Wie ich Busstedt taxiere, wird er mit Anna wohl jährlich eine Summe von zehn- bis zwölftausend Mark mindestens gebrauchen, und ich muß doch auch rechnen.“

„Busstedt ist Freiherr!“

„Wenn ich die Ausgaben für einen Haushalt, wie der dieses jungen Paares sein wird, auch noch tragen soll, so wird das Ausgaben-Konto ein bißchen stark belastet. Ich will nichts gegen Busstedt sagen. Sicherlich liebt er Anna, aber ich würde mich sehr wundern, wenn er bei dieser Partie nicht auch die materielle Seite ins Auge gefaßt hätte. Er macht mir den Eindruck eines überlegenden, um nicht zu sagen kaltgründigen Herrn. Ich möchte nicht, daß er sich enttäuscht fände. Wieviel Zuschuß würde er denn wohl deiner Meinung nach beanspruchen?“

„Busstedt ist Freiherr,“ erwiderte seine Gattin als einzige Antwort.

„Nun meinetwegen, Busstedt ist Freiherr!“ rief der Alte ärgerlich, „aber wenn dieser Freiherr nun erwartet, daß ich ihm jährlich zwanzigtausend Mark ins Portemonnaie stecke?“

„So steckst du sie ihm eben hinein, Schottmüller,“ entgegnete seine Gattin.

„Ich werde mich wohl hüten,“ rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Bitte!“ sagte sie gedehnt und rückte zur Seite. „Es ist wirklich traurig,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „wenn man sieht, daß alle zarteren Empfindungen im ordinären Geschäftsleben zu Grunde gehen.“

„Helene, mache mich nicht böse,“ rief er, „du darfst mir nicht vorwerfen, daß ich kein Herz für die Kinder hätte. Du darfst mich nicht als einen verhärteten Geldsack hinstellen, das ist unrecht von dir. Gerade mit Annas Zukunft habe ich mich oft in Gedanken beschäftigt, und ich kann dir auch sagen, welche Pläne ich mit dem Kinde hatte, und warum mich diese Liebelei, die man mir verheimlicht hat, so unangenehm überraschte.“

„Da bin ich wirklich sehr neugierig,“ sagte sie.

„Meine Idee war, daß Anna sich mit einem tüchtigen Geschäftsmanne verheiraten sollte, damit doch wenigstens ein Schwiegersohn im Hause wäre, der Besitz und Zukunft repräsentierte. Ja, es war mein Lieblingsgedanke, daß Friedrich dermaleinst, wenn ich nicht mehr sein werde, einen Freund und Beistand und Bruder zur Seite hätte, weil er selber doch vorläufig durchaus noch nicht das Zeug dazu zeigt, ein so großes Geschäft allein zu leiten. Mein alter Freund Niedermeyer ...“

„Niedermeyer!“ rief seine Frau entsetzt.

„Allerdings! Niedermeyer, ein alter Freund und Kollege, und ein so tüchtiger Geschäftsmann, wie ihn der deutsche Buchhandel nur aufzuweisen hat, sprach mir vor längerer Zeit einmal davon, daß sein Sohn Karl sich für Anna interessiere, und gab mir einen Wink, den ich seitdem oft überlegt und für praktisch gehalten habe. Karl Niedermeyer ...“

„Karl Niedermeyer!“ rief die Dame. „Ein Mensch, der im offenen Laden steht!“

„Ein Mensch, der seine Viertelmillion Mark ins Geschäft bringen würde, während mir die Freiherren das Geld daraus herausfressen!“ rief der Alte heftig.

Seit sehr langer Zeit hatte der Geh. Kommerzienrat nicht so leidenschaftlich gesprochen, und er war selbst über den Ton seiner Stimme erschrocken. Noch mehr aber erschrak er über die Wirkung seiner Worte auf seine Gattin. Die Dame bewegte heftig den Kopf und die Hände, öffnete mehrere Male die Lippen, wie um etwas zu entgegnen, sagte aber vorläufig nichts, sondern brach zunächst in ein krampfhaftes Lachen, dann aber in ein ebenso krampfhaftes Schluchzen aus.

„Also so steht es!“ rief sie endlich, ohne auf die beruhigenden Worte ihres Gatten zu hören. „Du kannst es nicht! Deine Mittel sind erschöpft! Das Geschäft steht schlecht. Du mußt versuchen, einen reichen Schwiegersohn zu bekommen, der das Geschäft stützt. Du bist in Verlegenheit, vielleicht nahe dem Bankrott! Vielleicht bist du schon bankrott! O, so laß uns doch wieder klein werden! Laß uns sehen, was noch zu retten ist! Verkaufe das Haus, laß uns in die Stadt ziehen! Verkaufe die Equipage! Verkaufe meinen Schmuck! Hier! Hier!“ Und sie nestelte an ihrer Uhrkette und an ihrer Brosche, um sie abzureißen.

„Aber Helene! Aber liebste Helene! Aber beste Frau!“ sagte der alte Herr einmal über das andere. „So besinne dich doch nur! So fasse dich doch nur! So übertreib doch nicht so furchtbar! So beruhige dich doch nur!“

„Was gibt es da zu beruhigen? Was gibt es da zu fassen!“ rief sie. „Du hast es ja ganz klar ausgesprochen. Wir haben nicht mehr die Mittel, unsere Tochter nach ihrer Neigung heiraten zu lassen. Wir müssen suchen, ein Geschäft aus ihrem Glücke zu machen. Ich bin ja bereit. Du siehst es ja. Ich bin ja zu allem bereit.“

Der alte Herr ergriff, als sie fortfuhr so zu reden und dabei mit den Händen umherzufahren, das einzige Mittel, welches er bei früheren Anlässen ähnlicher Art wirksam gefunden hatte. Er schwieg und ließ den Strom vorüberrauschen. Als aber seine Gattin endlich das Taschentuch an die Augen drückte und sich schweigend ihrem Kummer überließ, sagte er: „Wenn du einer vernünftigen Überlegung zugänglich sein willst, so möchte ich dir folgendes vorhalten: es wäre klüger gewesen, mich zu befragen, bevor Annas Verlobung proklamiert wurde. Die Einwilligung des Vaters ist doch kein Ding, über das man so ohne weiteres hinweggeht. Ebenso scheint es mir mit Busstedts Eltern zu sein. Daß wir Karten umherschicken, ehe der Vater des Leutnants ...“

Die Geh. Kommerzienrätin fuhr plötzlich wieder in die Höhe. „Schottmüller!“ rief sie, „wie du jetzt nur wieder sprechen kannst! An dir liegt doch die Schuld. Du bist der Vater, du bist der Herr! Wenn du die Verlobung nicht billigtest, warum gabst du denn da deine Einwilligung? Bist du nicht der Herr im Hause? Wenn du die Verlobung

nicht zugeben wolltest, so mußtest du sofort sagen: Nein! Aber da bist du nun wieder ganz wie du bist! Jetzt willst du dich hinter den alten Freiherrn von Busstedt verstecken."

„Aber Helene ..."

„Was sich schickt, weiß ich gottlob noch so ziemlich. Du brauchst mir nicht erst zu sagen, wann die Karten verschickt werden müssen. So viel Takt habe ich denn doch noch, daß ich ohne die Zustimmung von Busstedts Eltern nichts proklamieren würde. Glaubst du vielleicht, die alten Busstedts werden dich noch groß bitten? Es sind vornehme Leute, die es sicherlich erst überlegen, ob es nicht eine Mesalliance ist, Und ..."

„Du sprichst ganz ohne Logik," warf der Alte ein. Er war betrübt und verdrießlich. Er antwortete nur noch wenig auf die ferneren Reden seiner Frau. Er wollte sie nicht noch mehr aufbringen, es schmerzte ihn, daß sie so aufgeregt war. Er sagte sich, es sei besser, nichts Entscheidendes in der Sache zu thun, sondern der Zukunft zu vertrauen, dem Dinge seinen Lauf zu lassen und die Verlobung weder aufzuheben noch auch durch Versendung von Karten zu veröffentlichen. War die Liebe des Leutnants so groß, daß er sich mit der Kaution begnügen und keine großen Ansprüche machen wollte — gut, so sollte er Anna haben, und das schöne Projekt mit Niedermeyer sollte begraben werden. Aber besonderes Entgegenkommen beschloß der alte Herr nicht zu zeigen.

Als er zu diesem Entschlusse gekommen war, versuchte er seine Frau zu begütigen, und es gelang ihm auch, durch schmeichelnde Worte auf ihr Gemüt beruhigend zu wirken. Aber der eigentliche Gegenstand des Streites blieb in der Schwebe, und es wurde keine Entscheidung über die Verlobung der Tochter getroffen. Vielleicht hätte die Frau Geh. Kommerzienrätin doch noch schärfer gekämpft und einen vollständigen Sieg errungen, wenn sie sich nicht der Schulden ihres Sohnes bewußt gewesen wäre. Der Gedanke, ihrem Manne auch noch diese Nachricht beibringen zu müssen, lastete auf ihr, dämpfte ihren Mut und machte sie geneigt zur Versöhnung. So ging sie zuletzt am Arme ihres Gatten zu Tische und machte ihn glücklich durch ein freundliches Nicken. Beiden wollte jedoch das Essen nicht recht schmecken, obwohl sie im Kreise ihrer Kinder, Schwiegersöhne und Enkel saßen. Sowohl Anna, die heute ohne ihren Bräutigam war, als auch Friedrich befragten der Mutter Augen mit ihren Blicken. Beide lasen etwas Ungewöhnliches in ihrer Miene und bezogen dies auf die eigenen Interessen. Sie nickte Anna zu, aber streifte nur kalt über Friedrichs Gesicht hin, so daß er sich auf die Lippe biß und seinen Kopf auf den Teller hinabbeugte.

Der alte Herr fühlte sich nicht in guter Stimmung. Das Schläfchen nach Tische war unruhig, Kaffee und Zigarre wurden rasch genossen, dann fuhr er wieder in das Geschäft. Es gab vielerlei zu erledigen, und mehrere der Gratulationsschreiben wollte er selbst beantworten. Auf seinem Tische im Kontor lag ein umfangreiches Manuskript, welches ihm sein älterer Schwiegersohn, der vortragende Rat, gegeben hatte. Er rief Petersen herein, übergab ihm das Paket und trug ihm auf, eine Kalkulation aufzustellen. Dann ging er selbst an die Arbeit, aber immer kehrten die störenden Gedanken wieder. Die Szene mit seiner Frau hatte seine Nerven stärker angegriffen, als er erwartet hatte.

Petersen trat wieder herein und brachte das Manuskript zurück. „Herr Schottmüller," sagte er, „ich habe berechnet, daß wir eine Auflage von fünfhundert Exemplaren verkaufen müssen, um auf die Kosten zu kommen, wenn wir das Buch so herstellen, wie wir ähnliche Werke hergestellt haben." Er legte eine ausführliche Berechnung vor und schloß dann mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß mit dem Werke ein Geschäft zu machen ist. Es enthält nicht viel Neues, der Markt ist mit ähnlichen Sachen überfüllt, es ist mehr eine Kompilation als eine selbständige Arbeit, und es ist viel zu weitläufig. Wenn der Verfasser das Manuskript um die Hälfte kürzte, wäre es immer noch zu lang."

„Herr Petersen," sagte der Chef, „das Werk hat meinen Schwiegersohn, den Herrn Geh. Regierungsrat Rudloff, zum Verfasser."

Petersen zuckte die Achseln. „Meiner Meinung nach ist kein Geschäft damit zu machen," sagte er. „Wir würden höchstens zweihundertundfünfzig Exemplare davon absetzen."

„Herr Petersen," sagte der Chef, „ich hatte Ihnen aufgetragen, eine Kalkulation zu machen. Ihre Meinung über den Wert des Buches zu wissen, hatte ich von Ihnen noch gar nicht verlangt."

Petersen errötete, der alte Herr aber fuhr, einmal in Erregung gekommen, fort: „Ich finde, daß Sie etwas zu sehr geneigt sind, mit Ihrer Meinung hervorzutreten. Ich habe das schon öfters bemerkt und mir vorgenommen, es Ihnen einmal zu sagen. Es ist gar nicht Ihre Sache, die Arbeiten von Gelehrten und wissenschaftlichen Autoritäten zu beurteilen, denn dazu haben Sie nicht die Kenntnisse und die nötige Vorbildung."

„Erlauben Sie, Herr Schottmüller," versetzte Petersen mit bleichem Gesicht, doch festem Tone. „Mich leitet das Interesse für das Geschäft, und ich habe meine Erfahrung. Wenn ich sehe, wie ähnliche Werke wie dieses in Tausenden von Exemplaren unverkäuflich auf Lager liegen, so ziehe ich daraus meine Schlüsse."

„Das ist meine Sache, das geht Sie gar nichts an," entgegnete der Chef. „Sie sind überhaupt geneigt, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen. Dieser Tage beschwerte sich auch der Professor Ebmeier über Sie. Sie hätten seine Thätigkeit an den ‚Statistischen Annalen' kritisiert und gemeint, sein Artikel würde nicht bezahlt werden. Warum sollte sein Artikel nicht bezahlt werden?"

„Weil er es nicht wert ist, Herr Schottmüller. Es ist zusammengestoppeltes Zeug aus anderen Drucksachen, und der Kontrakt lautet außerdem nicht zu Ebmeiers Gunsten."

„Das ist wiederum meine Sache, Herr Petersen. Ich bin sonst mit Ihren Leistungen zufrieden, aber Sie sind mir zu scharf. Sie wollen sich an den Ton im Geschäfte nicht gewöhnen, und Sie mischen sich in Dinge, die Sie nichts angehen. Beiläufig bemerkt, könnten Sie sich auch verbindlichere Formen angewöhnen. Ich bin nicht Herr Schottmüller, sondern der Geh. Kommerzienrat Schottmüller. Es thut mir leid, daß ich so bald nach einer freudigen und festlichen Vereinigung in dieser Weise mit Ihnen sprechen muß."

„Mir thut es auch leid," entgegnete der junge Mann, und seine Stimme bebte ein wenig, als er hinzufügte: „Wenn ich mich Ihrer Zufriedenheit nicht sicher weiß, da ist es besser, ich gehe."

„So sind Sie nun," versetzte der Chef. „Gleich gekündigt. Das ist es eben, was ich Ihnen vorwerfe. Sie sind so scharf wie ein Messer. Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß ich mit Ihren Leistungen zufrieden, sehr zufrieden bin, und Sie müssen das doch auch immer empfunden haben. Sie sind ein sehr tüchtiger Arbeiter, und es fällt mir nicht ein, Sie gehen zu lassen. Sie dürfen nicht gleich so empfindlich sein, wenn Ihr Chef Ihnen einmal einen gut gemeinten Rat gibt."

Petersen entfernte sich und ging wieder an seinen Platz im Kontor, der Geh. Kommerzienrat aber blätterte in dem Manuskript seines Schwiegersohnes. Es war eine Bearbeitung der historischen Entwickelung des Völkerrechts. Der alte Herr dachte insgeheim selbst, es würde kein großes Geschäft mit dem Buche zu machen sein. Es gehörte zu einer zahlreichen Klasse von Werken, welche er schon als wenig gangbar kennen gelernt hatte, und er war geneigt, Petersen recht zu geben. Nur hatte es ihn verdrossen, daß Petersen so unverhohlen mit der Sprache herausgegangen war. Es hatte fast den Anschein, als tadle Petersen einen ganzen Zweig des Verlags und wolle klüger sein als der Chef. Es war, als ob dieser junge Mann ein Revolutionär sei. Er zeigte gar keinen Respekt vor Dingen, die dem alten Herrn verehrungswürdig erschienen und das Schlimmste war, daß der alte Herr selbst im Zweifel war, ob er die rechten Dinge verehre. Auf der einen Seite war er zu glauben geneigt, daß hochgestellte Leute, wenn sie Bücher schrieben, Wertvolles zu Tage fördern, und daß Professoren und sonstige gelehrte Herren in der Litteratur Bedeutendes leisten müßten, auf der andern Seite aber stand eine buchhändlerische Erfahrung, welche diesem Glauben nicht selten widersprach. Er fühlte in der Unruhe, die ihn heute peinigte, das Bedürfnis, seine Zweifel an jemandem auszulassen und rief nach einiger Zeit Petersen wieder zu sich.

Als dieser wiederum den Raum betrat, welcher als das Privatkontor des Chefs gleichsam das Heiligtum des Geschäfts war und von allen Angestellten mit scheuer Ehrfurcht betrachtet wurde, fand er den Chef nicht mehr am Stehpulte, sondern im Lehnstuhle neben dem Ofen sitzend. Von der Gasflamme oberhalb des Pultes fiel das Licht auf den kahlen Kopf des Chefs, und Petersen hatte den Eindruck, daß der alte

Herr sehr müde und älter als sonst aussehe. Das gutmütige Gesicht lag in ernsten Falten, die dicken roten Wangen hingen schlaff herab, die Augen hatten einen unsicheren Blick und etwas Wässeriges glänzte an ihren Rändern, der Atem kam kurz und hörbar aus der Brust hervor. Petersen hatte das Gefühl, daß der Chef den Höhepunkt seines Lebens und seiner geschäftlichen Thätigkeit überschritten habe. Das Jubiläum hatte den Gipfel seines Glanzes gebildet, aber es schien Petersen so, als habe das Geschäft gleich der untergehenden Sonne, wenn Wolken über dem Horizonte stehen, mit hellem feurigen Aufblitzen nur gleichsam einen strahlenden Abschiedsgruß über die Erde hinsenden wollen. Ein wehmütiges Gefühl überkam den jungen Mann, der mit warmem Herzen an seinem Berufe und an dem Geschäfte hing, in welchem er arbeitete. Er hatte eine zu gute Kenntnis der Verhältnisse, um sich nicht ein Bild von den Sorgen machen zu können, die den Chef erfüllen mußten, er hatte sich des öfteren schon gewundert, daß der Chef so sorglos und scheinbar in derselben Meinung befangen sei, die außerhalb des Geschäfts über dessen Glanz und Größe herrschte. Gern hätte er schon bei früheren Gelegenheiten seine Ansicht ausgesprochen, er wußte aber, daß der Chef es nicht leiden konnte, wenn Bedenklichkeit vor ihm auftauchte, daß der Chef mit einem Optimismus, der die Kundigen oft in Staunen versetzte, aber auch mit Besorgnissen erfüllte, alles von der hellen Seite auffaßte und zuversichtlich wie ein unerfahrener Jüngling in große Unternehmungen eintreten konnte.

„Sie ließen mich rufen, Herr Geh. Kommerzienrat?“ fragte Petersen, indem er vor den alten Herrn hintrat.

„Ja, Herr Petersen, ich habe Sie rufen lassen,“ sagte dieser, indem er in die Westentasche faßte und seine Dose hervorholte. „Ich habe Sie rufen lassen, weil ich Sie noch einmal zu sprechen wünsche. Sie thaten da vorhin Äußerungen, über die ich Sie noch einmal befragen wollte.“

Er nahm eine Prise und steckte die Dose wieder ein, seine Bewegungen hatten etwas Unruhiges, und sie schienen der Ausdruck seiner Empfindungen zu sein.

„Nun sagen Sie mal,“ fuhr er fort, „was dachten Sie sich denn dabei, als Sie vorhin so sprachen? Wie kamen Sie denn auf einmal auf den Gedanken, daß das Werk des Herrn Geh. Regierungsrat Rudloff nicht gehen würde? Und was haben Sie gegen den Professor Ebmeier? Wollen Sie denn vielleicht behaupten, daß jemand deshalb, weil er ein hoher Beamter oder ein akademisch gebildeter Mann ist, nicht schreiben könne? Wollen Sie behaupten, daß jemand deshalb, weil er eine wissenschaftliche Autorität ist, kein gutes Buch verfassen könne? Oder was wollten Sie sagen?“

Petersen hätte sehr deutlich antworten können. Er hätte genau ausdrücken können, was er dachte. Aber er wollte den alten Herrn nicht verletzen, sondern sich bemühen, die Wahrheit in eine annehmbare Form zu kleiden. Sein Blick fiel auf den Teppich vor dem Stehpulte des Chefs und er las die Inschrift, welche dessen Schwester dort mit roter Wolle eingestickt hatte. Er wußte, daß das Wort Wissenschaft ein magisches Wort bei Friedrich Schottmüller, und daß es ein hoher Stolz des Hauses sei, nur wissenschaftliche Werke zu verlegen. „Ich stehe auf dem Boden der Wissenschaft,“ las er und sagte sich, daß er klug daran thun würde, gewisse Ideen nicht zu bekämpfen.

„Herr Geh. Kommerzienrat,“ antwortete er, „das habe ich nicht sagen wollen. Ich wollte nur sagen, daß für uns doch nur die Güte der Arbeit und ihre Brauchbarkeit in Frage kommt. In unserm Verlagskatalog kann ich aber mindestens fünfzig Werke aufweisen, die innerhalb der letzten fünf Jahre erschienen sind und nur Unkosten verursacht haben, während sie sehr angesehene Leute und wissenschaftliche Autoritäten zu Verfassern haben. In unserm Lagerraume sind gegen zwanzigtausend Krebse aufgestapelt, lauter schwer gelehrte Werke, und mindestens vierzigtausend Bände, die ganz unverkäuflich sind, lagern auf dem Boden im alten Hause. Sicherlich sind es gute Bücher, sehr gute Bücher in ihrer Art, aber das Publikum hat kein Bedürfnis danach. Wir haben so viele Werke über Staatsrecht und Völkerrecht und römische Verfassung und griechische Republiken verlegt, wie kaum irgend ein anderes Verlagsgeschäft, und das ist gewiß eine Ehre für die Firma. Auch theologische und philosophische und historische und andere wissenschaftliche Werke sind bei uns in reichster Auswahl vorhanden, und die Firma ist berühmt wegen der Gediegenheit ihrer

Artikel. Aber ein Geschäft ist mit diesen Büchern nicht gemacht worden. Die Herren Autoren haben stets hohe Honorare erhalten, Druck und Ausstattung sind vornehm, die Kritik hat ihnen Beifall gespendet, aber die Bücher selbst sind uns von den Sortimentern wieder zurückgekommen. Bei etwa fünfzig der letztjährigen Verlagsartikel dieser Art können wir auf je ein verkauftes Exemplar zehn Krebse rechnen."

Der Chef stöhnte, während er diese Darstellung anhörte, und bewegte sich unruhig auf seinem Sitze. Petersen sagte ihm nichts Neues, er wußte das alles selbst, aber er hatte die Erkenntnis der Wahrheit stets in den hintersten Winkel seines Bewußtseins geschoben, um sie nicht zu sehen und nicht von ihr gestört zu werden. Er hatte seine Gedanken lieber auf die angenehmen Seiten des ausgedehnten Geschäfts gerichtet, auf die Bücher, welche gut gingen und ihm regelmäßige Einnahmen brachten, auf die Einkünfte aus der Druckerei, auf den Ertrag der Zeitung, so kam ihm die altbekannte Wahrheit fast wie etwas Neues vor.

„Sie malen das alles viel zu schwarz," erwiderte er mit einem neuen Versuche, sich blind zu machen. „Die Werke, welche Sie meinen, haben auch ihr Publikum. Es könnte einem die Freude am Buchhandel ganz verleiden, wenn man sich sagen müßte, daß ernste, gediegene, wissenschaftliche Werke nur Verlust bringen."

„Das möchte ich auch nicht behaupten, Herr Geh. Kommerzienrat, nur müssen wir berücksichtigen, daß doch schließlich die Bücher für das Publikum da sind und nicht das Publikum für die Bücher. Es wird vielfach gesagt, das Publikum sei dumm. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Das Publikum ist nicht dumm. Die gelehrten Männer pflegen auf die Einfalt der Menge zu schelten, weil ihre Bücher nicht gelesen werden, aber wenn sie es recht verständen, zur Menge zu sprechen, so würde diese ihnen schon zuhören. Die Wahrheit hat eine gewaltige Kraft, nur gibt es nicht viele Autoren, die im stande sind, sie zu verkündigen. Ich bin überzeugt, daß das Gute schließlich immer durchdringt, und daß der einzige Beweis für die Güte eines Buches seine Lebenskraft ist. Deshalb kann man nicht sagen, das Publikum sei dumm. Das Publikum ist der in letzter Instanz entscheidende Richter über den Wert eines Buches und ein Richter, der sich niemals irrt. Aber es gibt viele Gelehrte, die sich in ihr kleines Spezialfach eingebohrt und eingesponnen haben, bis sie endlich meinen, ihr Gespinst sei für die Welt ebenso interessant wie für sie selbst. Dann schreiben sie Bücher darüber und schelten, wenn die Welt gleichgültig an ihren Büchern vorbeigeht. Wer aber über etwas Wichtiges zu schreiben hat und in der rechten Weise schreibt, der kann gewiß sein, daß er Leser findet."

„Sie halten mir da einen schönen Vortrag, Herr Petersen," sagte der Chef unwirsch. „Ich höre das mit an, weil ich gern auch einmal junger Leute Ansicht vernehme, aber Sie urteilen beständig über Dinge, die über Ihren Horizont hinausgehen. Was verstehen Sie denn von der Wissenschaft?"

„Ich will nicht weiter lästig fallen," sagte Petersen und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie doch gefälligst noch mal hier," rief der Chef. „Sagen Sie erst noch mal, was haben Sie denn eigentlich mit Professor Ebmeier vorgehabt?"

„Das ist sehr einfach. Der Professor fragte mich, ob sein Artikel über Berufsstatistik honoriert werden würde, und ich antwortete ihm, dem Kontrakte nach würde er nicht honoriert. Das hat er übel genommen."

„Wie lautet denn eigentlich der Kontrakt?" fragte der Chef.

„Herr Geh. Kommerzienrat," sagte Petersen, „im Kontrakte steht nichts darüber. Ich möchte mir erlauben, die Sachlage mit kurzen Worten darzustellen. Der Vorgänger des Herrn Professors hatte dreitausend Mark Gehalt und schrieb den größten Teil der „Annalen" selbst, ohne jemals für das, was er schrieb, Honorar zu erhalten. Der Herr Professor hat zehntausend Mark Gehalt und hat in diesem halben Jahre seiner Redaktion erst einen einzigen Artikel geschrieben, für den er Honorar beansprucht. Die „Statistischen Annalen" kosten beinahe doppelt so viel, wie bei dem Vorgänger des Professors, denn außer dem hohen Gehalte des Redakteurs liegen noch die Honorare für die Mitarbeiter darauf. Ich kann Ihnen vorrechnen, daß wir bei den „Annalen" jährlich fünfzehntausend Mark zusetzen, wenn das so weiter geht."

Der Chef machte ein sehr ernstes Gesicht. Er war doch zu sehr Geschäftsmann, als daß ihm diese Rechnung nicht hätte in die Seele schneiden sollen.

„Ich habe den Herrn Professor engagiert, um die Publikation in die Höhe zu bringen," sagte er, „und ich hoffte, die größeren Ausgaben würden durch eine größere Abonnentenzahl wieder einkommen. Die Fachschriften haben auch sogleich unsern Annalen größere Beachtung geschenkt. Sie wissen das nicht so, Herr Petersen, aber die Professoren bilden unter sich eine Koterie und lassen nur das gelten, was einer von ihnen macht. Das Publikum aber richtet sich nach dem Urteile der Gelehrten. Das ist auf allen Gebieten der Litteratur so. Das zeigt Ihnen aber auch, junger Mann, wie wenig Sie das wahre Verhältnis zwischen Autor und Verleger auf der einen und dem Publikum auf der anderen Seite kennen, Sie mit Ihren Redensarten von — ich weiß nicht was."

„Da ist es besser, wir lassen die Annalen eingehen," sagte Petersen, ohne sich durch die üble Laune des alten Herrn abschrecken zu lassen. „Denn es sind der Abonnenten mit jedem Quartal weniger geworden."

„Die Annalen eingehen lassen! Wie Sie da nun wieder ins Zeug gehen! Das leidet denn doch die Ehre der Firma nicht. — Sie können wieder an Ihre Arbeit gehen, Herr Petersen. Ich danke Ihnen, ich will mir die Sache überlegen."

Der alte Herr nahm eine Prise, um sich in seinem Ärger, in seiner Verlegenheit und in seinen Sorgen mit dieser gewohnten Labung zu stärken, Petersen aber ging ohne ein ferneres Wort hinaus. Er war nicht unzufrieden mit dem Ergebnis der Unterhaltung, obwohl er nicht gut behandelt worden war. Er hing viel zu sehr an dem guten alten Herrn, um ihm zürnen zu können, und er sagte sich, daß seine Worte ihren Eindruck nicht verfehlt hatten.

4. Kapitel.

Als Petersen an diesem Abend um sieben Uhr aus dem Geschäfte kam und mit gesenktem Kopfe langsam und nachdenklich den Weg zu seiner Wohnung verfolgte, hörte er, als er etwa zwanzig Schritte an dem Niedermeyerschen Laden vorüber war, hinter sich seinen Namen rufen und erkannte beim Scheine der Straßenlaterne einen Mann, der ihm nachging. Er blieb stehen. Der Mann, der ihn angerufen hatte, war von schlanker, schmaler Figur, hatte einen flüchtigen Gang und sah mit glänzenden schwarzen Augen aus einem etwas blassen Gesichte hervor.

„Was machen Sie, Petersen, wie geht es Ihnen?" fragte er. „Sie gehen ja so trübselig einher. Noch etwas Haarweh vom Festdiner?"

„Nein, ich danke, ich bin ganz munter. Wie ist es Ihnen bekommen, Niedermeyer?"

„Famos! Ja, wenn der alte Schottmüller etwas losläßt, da ist es nobel. Ich war etwas angeraucht den Abend, das ist wahr. Und wir saßen nachher noch bis vier Uhr bei Borchert. Hatten einen riesigen Ulk. Aber der Stoff war gut. Ganz noble Weine hatte der alte Schottmüller aufgesetzt, und dann bekommt es auch gut."

„Freilich," entgegnete Petersen.

„Wohin gehen Sie?" fragte Niedermeyer.

„Ich wollte nach Hause."

„Haben Sie nicht Zeit, erst noch ein Glas Bier mit mir zu trinken?"

„Wirklich nicht, so gern ich es thäte. Wollte nach Hause."

„Sagen Sie mal," fing Niedermeyer nach einer Pause wieder an, „da ist ja auch eine Verlobung in Ihrem Hause vorgefallen. Fräulein Schottmüller soll sich mit dem flotten Busstedt verlobt haben. Aber Karten sind noch nicht verschickt?"

„Ich habe davon reden hören, aber da es noch nicht angezeigt worden ist, habe ich weiter keine Notiz davon genommen."

„Ich hörte, die Alte hätte es gemacht. Er soll gar nicht sehr entzückt davon sein — wie man so spricht. Es ließe sich denken, denn das wäre eine Partie, die dem Alten tief in den Geldbeutel schneiden dürfte."

„Ich habe gar keinen Verkehr mit der Familie und bekümmere mich nicht um ihre häuslichen Angelegenheiten," sagte Petersen.

„Hm," machte Niedermeyer. „Hören Sie, Petersen," sagte er dann, „ich hätte gern einmal ein paar Worte im Vertrauen mit Ihnen geredet über etwas, was Sie interessieren würde. Haben Sie nicht ein halbes Stündchen Zeit?"

„Wenn es etwas Geschäftliches ist, gern," entgegnete jener. „Lassen Sie uns zu Borchert gehen, das ist ja ganz nahe."

Sie gingen schweigend eine Strecke weit nebeneinander her, und Petersen überlegte, was der Kollege Niedermeyer ihm wohl Geschäftliches zu sagen haben könne. Denn daß es etwas Geschäftliches sein würde, daran zweifelte er nicht. Bei Borchert setzten sie sich einander gegenüber, so daß nur der schmale Tisch zwischen ihnen stand, und Petersen blickte den Kollegen forschend an. Niedermeyer zeigte ein ungemein freundliches Gesicht, seine weißen Zähne glänzten aus dem schwarzen Barte hervor, und seine schwarzen Augen, die, unähnlich anderen schwarzen Augen, nicht die unergründliche Tiefe hatten, von der die Dichter singen, sondern eher flach aussahen, funkelten listig wie die eines Fuchses.

„Unter uns gesagt,“ fing Niedermeyer an, „Sie wissen, ich bin ein gerader Kerl, der sich nicht mit Umschweifen aufhält, Petersen — wir haben schon seit einiger Zeit unser Augenmerk auf Sie gerichtet, Petersen. Sie wissen, unser Geschäft hat sich in der letzten Zeit sehr ausgedehnt. Unser Verlag ist ziemlich bedeutend geworden, dazu haben wir das Sortimentsgeschäft, das doch eine gute Milchkuh ist, beibehalten, so gibt es denn immer alle Hände voll zu thun. Wir können tüchtige Leute gebrauchen.“

Niedermeyer hielt inne, und Petersen blickte ihm in ruhiger Erwartung ins Gesicht.

„Natürlich denkt mein Vater nicht daran und denke ich auch nicht daran,“ fuhr jener fort, „dem alten Schottmüller einen Tort zu spielen und Sie ihm abspenstig zu machen. Wir stehen in den besten Beziehungen zu Ihrem Hause, und es wäre nicht nobel, wenn wir da — Sie verstehen schon. Nur wollte ich Ihnen sagen, daß Sie für den Fall, daß Sie einmal wünschen sollten, sich zu verändern, jederzeit bei uns eine offene Stelle finden würden. Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht falsch, und die Sache bleibt jedenfalls unter uns.“

„Vor allem,“ erwiderte Petersen, indem er sein Gegenüber mit durchdringendem Blicke betrachtete, „sagen Sie mir, welche Gründe Sie haben, mir das gerade jetzt zu sagen. Ich kenne doch die Firma Niedermeyer gut genug,“ fügte er lächelnd hinzu, „um zu wissen, daß da alles Zug um Zug und nichts ohne gehörigen Grund geschieht.“

Der junge Niedermeyer lächelte ebenfalls. „Wir beide brauchen ja nicht miteinander Verstecken zu spielen,“ sagte er. „Also nur ruhig die Karten auf den Tisch. Meine Ansicht ist die, daß die Firma Schottmüller, wenn sie in dem jetzigen Zuge weiterfährt, innerhalb Jahresfrist aus dem Geleise kommt. Friedrich Schottmüller arbeitet seit einigen Jahren schon mit Verlust, und es braucht nur ein gehöriger Anstoß zu kommen, so schlägt die Karre um.“

Petersen veränderte keine Miene, und sein Schweigen veranlaßte Niedermeyer weiter zu sprechen.

„Ich habe ein Projekt,“ sagte er. „Das Geschäft läßt sich von dem kleinen Platze aus nicht mehr in der gehörigen Weise betreiben. Meine Brüder mögen bei dem Alten hier bleiben. Ich aber gehe nach Leipzig. Gehen Sie mit mir, so gebe ich Ihnen sechstausend Mark Gehalt.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten auf, wie es gemacht ist,“ entgegnete Petersen, „als ein Zeichen alter Freundschaft. Aber — ich kann es nicht annehmen!“

„Warum nicht? Trauen Sie der Sache nicht? Ich denke, wir werden ein Geschäft machen. Denken Sie an die Zeit, wo wir zusammen in der Königsstraße beim alten Scheffler auf dem Kontor saßen. Wie oft haben wir da Pläne gemacht! Ich denke, wir verstehen den Rummel. Kommen Sie, Petersen, wir beide zusammen schmeißen den ganzen Buchhandel über den Haufen.“

„Das ist alles ganz gut, Niedermeyer, und ich zweifle auch nicht daran, daß Sie Erfolg haben werden. Aber es ist da etwas — Sie werden es vielleicht einfältig von mir finden — aber ich bin nun einmal so. Ich kann nicht los. Ich mag den alten Schottmüller nicht verlassen. Er hat mir eben erst Zulage gegeben. Nein, ich bleibe auf dem Posten. Sagen Sie nichts mehr, Niedermeyer, es nützt Ihnen nichts, ich gehe nicht weg.“

„Das ist ein Fehler, Petersen. An jeden Menschen tritt einmal im Leben das Glück heran. Es zeigt sich, es kommt in die Nähe, es kommt so nahe, daß man es mit der Hand fassen kann. Wenn man dann nicht zugreift, gleitet es vorüber und kehrt niemals zurück.“

„Woran aber soll man erkennen, daß es wirklich das Glück ist? Die Erscheinung kann auch täuschen, und man greift nach

einem bloßen Schatten. Man soll immer seine Pflicht thun, das ist das einzige sichere Glück, und mein Gefühl sagt mir, daß es nicht schön wäre, den alten Schottmüller jetzt zu verlassen. Nein, lassen Sie es gut sein, Niedermeyer, Sie kriegen mich nicht herum."

„Nun, so sprechen wir von etwas anderem," sagte Niedermeyer. Er war sichtlich enttäuscht, und es war ihm anzusehen, daß er Petersens Weigerung für eine Thorheit hielt und darüber nachsann, welches die wahren Gründe sein möchten, die den vermögenslosen jungen Mann abhielten, ein so vorteilhaftes Anerbieten anzunehmen. Aber das Gespräch wandte sich in der That gleichgültigen Dingen zu, und der interessante Gegenstand ward nicht mehr berührt. Nach kurzer Zeit brachen sie auch auf, und Petersen schritt seiner Wohnung zu. Er konnte nicht umhin, an Niedermeyers Anerbieten ferner zu denken, und er sagte sich, daß dessen Plan ein guter sei. Leipzig war ein Platz, auf den er selbst immer aus der Ferne ein Auge, zuweilen auch beide Augen gerichtet hatte. Er konnte sich jedoch der Vermutung nicht erwehren, daß Karl Niedermeyer noch einen ganz besonderen Grund für seinen Plan habe, einen Grund, der außerhalb geschäftlicher Rücksichten lag. Es war in der Stadt die Rede davon gewesen, daß Karl Niedermeyer sich um Anna Schottmüller beworben habe. Sollten nicht Ärger und Verdruß über Annas Verlobung mit dem Leutnant von Busstedt bei ihm mit im Spiele sein? Diese Vermutung bewegte Petersens Gemüt mehr als Niedermeyers Vorschlag selbst. Er konnte sich vorstellen, was ein Mann empfinden mußte, der in Niedermeyers Lage war. Konnte er selbst doch Annas Bild nicht aus seinem Herzen loswerden, obwohl er sich niemals unterfangen hatte, irdische Wünsche an himmlische Erscheinungen zu hängen. Er begriff den unglücklichen Karl Niedermeyer. Fast bereute er es, dessen Vorschlag nicht angenommen zu haben. Wenn er sich die Gestalt Busstedts vor Augen führte, wenn er im Geiste Anna an der Seite dieses Offiziers erblickte, so regte sich in ihm ein Sturm von Gefühlen, die ihm die weiteste Entfernung von Neustadt als wünschenswert erscheinen ließ. Da war Amerika, da war eine Insel im Stillen Ozean noch besser als Leipzig. Dennoch hielt es ihn.

Mit diesen Überlegungen verbrachte Petersen den Abend, und solche Gedanken beschäftigten ihn noch am folgenden Morgen, während er an seinem Pulte stand. Im Kontor des Chefs aber gingen an diesem Tage Dinge vor, welche für ihn selbst von großer Bedeutung werden sollten.

Nur ungern ließ der Herr Geh. Kommerzienrat, welcher so gern den Abend seines Lebens im ruhigen Genusse des Erworbenen verbracht hätte, Sorgen und Mühen an sich herankommen, aber eine unheimlich drohende Macht, die aus der Ferne ihre düstere Gestalt sehen ließ, schien von seinem Gemüte Besitz genommen zu haben. Er hatte unruhig geschlafen, und heute Morgen hielt er eine ernste langdauernde Unterhaltung mit dem Kassierer. Diese Unterredung hatte nichts Aufheiterndes für den Chef, und seine sonst so offene und lachende Miene war unter nachdenklichen Falten ganz geschwunden.

„Ich habe noch etwas mitzuteilen," sagte der Kassierer nach einer langen Pause, „etwas, wovon ich sehr ungern spreche. Es geht mich direkt nichts an, es ist eine Privatsache, aber ich halte es doch für meine Pflicht, es zur Sprache zu bringen, und wenn Sie es nicht für ungut nehmen wollen, Herr ..."

„Bitte, sprechen Sie ganz frei, sagen Sie mir alles," entgegnete der Chef, indem er erwartungsvoll und besorgt die Augenbrauen emporzog. Der Kassierer fing an. Er erzählte, daß ihm im Verkehr mit dem Bankier des Hauses und mit den anderen Geschäftsleuten schon mehrfach Bemerkungen über die Verhältnisse des Herrn Leutnant zu Ohren gekommen seien. Der Herr Leutnant brauche unverhältnismäßig viel Geld, und man wundere sich in der Stadt über den Kredit, den ihm der Vater eröffnet haben müsse. In den letzten Tagen sei aber gar eine Persönlichkeit von zweifelhaftem Rufe, ein Mann, der von manchen soliden Geschäftsleuten geradezu ein Wucherer genannt werde, ein Mann Namens Silberstein, zu ihm, dem Kassierer, gekommen und habe Erkundigungen eingezogen, die zu der Befürchtung Anlaß gäben, daß der junge Herr in bedenkliche Wechselgeschäfte verwickelt sei. Der Kassierer meinte, es handle sich um sehr erhebliche Summen.

Der alte Herr stöhnte tief und warf einen Blick auf das Bild seines verstorbenen

Vaters an der gegenüberliegenden Wand. Der Kassierer folgte diesem Blicke und dachte, es sei am besten, nun nichts mehr hinzuzufügen. Er zog sich still zurück und der Chef blieb mit seinen Gedanken allein. In schmerzlicher Bewegung sah er lange auf die Zeichnung, die vor vierzig Jahren von einem talentvollen Maler angefertigt worden war und den früheren Chef und Begründer des Hauses in lebensvoller Treue darstellte. Oft hatte er dieses Bild mit dem Gedanken betrachtet, daß sein Sohn Ähnlichkeit mit seinem Vater habe, und hatte sich mit der Hoffnung getragen, daß die Energie und das geschäftliche Glück, welche die Firma auf stolze Höhe gebracht und dort erhalten hatten, in dem Sohne ihre Wiedergeburt feiern würden. Sich selbst machte er in manchen Stunden heimliche Vorwürfe, indem er sich sagte, daß er sich mit dem Vater nicht messen könne. Wohl hatte er das Geschäft in ganz anderer Weise in Blüte gebracht, als es der Vater vermocht, aber er sagte sich doch, daß das Fundament von dem Seligen gelegt, und daß die Keime zu späterem Wachstum alle schon von jenem gepflanzt worden waren. Er mußte sich sagen, daß jene Strenge und Sorgfalt, die den Anfang und das erste Emporkommen des Geschäfts geleitet hatten, ihm selber nicht in dem Maße eigen waren, wie der Vater sie besessen, und daß bei ihm das Glück das meiste und beste gethan hatte. Als sein Sohn noch ein Knabe gewesen war, hatte er mit stolzer Freude die Ähnlichkeit zwischen dem Bilde des Großvaters und dem Kinde betrachtet, wenn er jetzt wieder verglich, so war es ihm, als blicke der Vater vorwurfsvoll von der Wand herab. In den Zügen des zum Manne herangewachsenen Enkels war kaum noch eine Ähnlichkeit mit dem Großvater zu entdecken, und dieser schien zu fragen: Was hast du aus deinem Sohne gemacht? Ist dieser verschwenderische, mit sich selbst unzufriedene Sybarit die Stütze der Firma?

Der Geh. Kommerzienrat machte sich Vorwürfe. Wider besseres Wissen hatte er fremden Einflüssen in der Erziehung des Sohnes nachgegeben. Wie oft war er innerlich überzeugt gewesen, daß Friedrich nicht den rechten Weg geführt werde, und doch hatte er nicht die Kraft besessen, den Lauf der Dinge zu bestimmen. Es schien, als hätte der Reichtum des Hauses eine verderbliche Macht, indem er die Einfachheit verbannte, welche das wirksamste Mittel zur Charakterbildung ist. Und welch ein schwerer Fehler war es endlich gewesen, den so leicht zu verführenden Jüngling in die Laufbahn des Offiziers zu bringen, anstatt ihn auf das Kontor zu setzen. Wie hatte er sich später nur bei dem Gedanken beruhigen können, daß Friedrich doch unter seinen Augen bleibe, indem es gelang, ihn als Leutnant zu der Schwadron zu bringen, die in Neustadt garnisonierte! Sollte es nun wirklich mit dem Hause Friedrich Schottmüller so gehen, wie die gemeine Rede sagt, daß nämlich der Großvater es beginnt, der Vater es vollendet und der Sohn es zerstört? War die Firma auf dem Punkte angelangt, wo die geneigte Ebene sich nach unten senkt, und glitt sie wirklich thalwärts? War das Jubiläum, welches fünfzig Jahre erfolgreicher Arbeit und den Höhepunkt stolzer Größe bezeichnet hatte, der Markstein des Niederganges, der Wendepunkt vom Glück zum Unglück?

Mehr noch als das Geld selbst, welches er voraussichtlich verlieren mußte, schmerzte den alten Herrn die Thatsache, daß sein Sohn überhaupt wieder Schulden gemacht hatte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Kassierer recht hatte. Vor vier Jahren hatte er zuerst Schulden für Friedrich bezahlt, und er dachte nun mit Ärger und Kummer an die eigene Blindheit, in der er sich damals über diese Schulden gefreut hatte. Seine Frau hatte ihm die Sache so anmutig vorgestellt, daß auch er ein Zeichen munterer Lebenslust und kavaliermäßigen Benehmens seines Sohnes in dessen Schulden erblickt hatte. Dazu war die Summe so unbedeutend gewesen, daß er über die Verpflichtung der Firma Friedrich Schottmüller, für den Erben einzutreten, gelächelt hatte. Indem er damals bedachte, wie groß die Opfer wären, welche er im Notfalle für den einzigen Sohn bringen könnte und würde, waren ihm die zweitausend Mark, die seine Frau verlangte, lächerlich gering vorgekommen. Aber zwei Jahre später hatte das Ding schon ein anderes Gesicht gezeigt. Die Leichtigkeit, womit Friedrich das Geld erlangt hatte, war verführerisch für ihn gewesen, er trat jetzt mit dem zehnfachen Betrage der ersten Schulden auf, und es lag die Vermutung nahe, daß er etwas gethan hatte,

was dem Vater als das unsolideste und strafbarste von allem erschien: daß er nämlich gespielt hatte. Damals hatte Friedrich versprochen sich zu bessern, und hatte auch die Versicherung gegeben, daß er alle seine Verpflichtungen eingestanden habe. Es waren seitdem zwei Jahre vergangen, und der Vater hatte sich der Hoffnung hingegeben, Friedrich werde mit dem reichlichen Zuschuß auskommen, werde sich, wie es von jungen Leuten aus guten Familien heißt, die Hörner abgelaufen haben. Und nun — —?

Der Geh. Kommerzienrat drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel neben seinem Pulte, und ein Diener trat in das Zimmer. Schottmüller wollte Gewißheit haben. Er befahl dem Diener, nach dem Gartenhause zu gehen und den Herrn Leutnant auf das Kontor zu bestellen.

Der Diener blickte nach dem Regulator und zögerte. „Der junge Herr werden jetzt nicht zu Hause sein,“ sagte er. Als alter Angehöriger des Hauses und Gehilfe in der Packstube hatte er sich nie an den Leutnantstitel des Erben gewöhnen können.

„Dann erkundigen Sie sich, wo mein Sohn ist, und sagen Sie ihm, ich wünschte ihn so schnell als möglich zu sprechen.“

Der Diener ging. Er wußte ganz genau, wo der junge Herr um diese Zeit war. Er fand jedoch, daß es klug sei, nichts Anstößiges vorzubringen, und sagte deshalb nichts davon, daß der Herr Leutnant gegen die Mittagsstunde regelmäßig in die Weinstube neben der Katharinenkirche ging, wo der Versammlungsort der Löwen von Neustadt war.

Friedrich kam. Er schritt mit klirrenden Sporen durch das große Kontor auf die Thür zu seines Vaters Zimmer los, aber das Herz schlug ihm heftig an die Rippen, als er diese Thür öffnete. Es gab eine Unterredung da drinnen, die dem jungen Manne unendlich lang und peinlich erschien, und als er nach Verlauf einer Stunde mit gerötetem Gesichte wieder herauskam, blieb der Vater in schwerer Sorge zurück. Die Summe war noch weit größer, als seine schlimmsten Befürchtungen erwarten ließen.

Der Geh. Kommerzienrat rief, sobald er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, den Prokuristen zu sich und überlegte mit ihm, was zu thun sei, um eine so große Summe mit möglichst geringem Nachteile für den Geschäftsbetrieb zu bezahlen. Der Prokurist erschrak, als er die Summe nennen hörte.

Die Überlegung war schwierig. Der alte Herr trocknete sich mehrere Male mit bebender Hand den Schweiß von der Stirn und seufzte. Zorn und Betrübnis erfüllten ihn mehr und mehr, als er sah, welche Ungelegenheiten ihm entstanden. Bezahlt mußte die Summe werden, das erforderte die Ehre des Hauses. Aber wie? Wie war es möglich, gerade jetzt, in einem so ungünstigen Zeitpunkte, so viel bares Geld herauszunehmen?

Herr Schottmüller hatte geglaubt, er dürfe dem Glücke trauen. Er hatte sich mehr und mehr darauf verlassen, daß das Glück ihm gewogen sei, und daß er selbst auch glücklich machen dürfe. Er hatte immer gern gegeben, er wollte frohe Gesichter um sich sehen, und in den letzten Jahren hatte er mit einer gewissen Sicherheit gegeben. Es machte ihm Vergnügen, den Autoren gute Honorare zu zahlen, und er hatte seine Augen nicht der Thatsache geöffnet, daß so viele seiner Bücher sich in Krebse verwandelten. Er hatte seine Augen mehr und mehr vom Geschäfte ab und auf seinen Garten gerichtet. Er liebte die Blumen, er lebte mit den Bäumen, und wenn er zwischen den schönen Pflanzungen einherschritt, sich mit den Gärtnern unterhielt, den Duft der Erde und ihrer bunten Kinder einsog und den Frieden der Natur atmete, vergaß er, daß „Mensch sein“ ein Kämpfer sein heißt.

Nun waren Tage gekommen, in denen der Kampf sich meldete. Das Getriebe der Welt war weiter gegangen, und es erinnerte den glücklichen Pflanzer daran, daß er Inhaber eines großen Geschäfts sei. Er hatte den Kampf und Drang des Geschäftslebens vergessen, aber der Kampf und Drang nicht ihn. Nicht genug, daß Petersen ihn an die Wunden des Geschäfts erinnert hatte, nicht genug, daß er heute erfahren mußte, in welche Verlegenheiten der eigene Sohn ihn stürzte — er sollte heute noch eine Nachricht erhalten, die gewichtiger auf sein armes Haupt niederfiel als alle übrigen schlimmen Schläge.

Der Geh. Kommerzienrat hatte sich seit Jahren nicht nur mit dem Buchhandel beschäftigt, sondern auch andere Geschäfte betrieben, welche bis jetzt so gewinnreich gewesen waren, daß sie dem Erwerb aus dem ersteren



Der kleine General. Gemalt von Paul Wagner.

das Gleichgewicht gehalten hatten. Mit verhältnismäßigem Gleichmute konnte der alte Herr Verluste in seinem eigentlichen Geschäfte ertragen, wenn er an seinen Gewinn aus den schlesischen Bergwerken dachte. Noch gestern, als Petersen ihm so große Verluste der Firma vorgerechnet hatte, war er mit dem Fluge tröstlicher Gedanken nach Schlesien gezogen und hatte sich gesagt: „Ich stehe auf zwei Beinen. Sollte das eine Bein wirklich einmal schwach werden, so falle ich deshalb noch nicht um, sondern stütze mich auf das andere.“ Heute aber sollte er zu seinem Schrecken erfahren, daß nicht nur das Buchhändler-, sondern auch das schlesische Bergwerksbein Schwäche verrieten.

Der Buchhalter Meiners trat ein und brachte eine Depesche. Der Chef nahm ihm das Papier aus der Hand und öffnete es. Er las, dann veränderten sich plötzlich seine Züge, und mit einem Ächzen sank er zusammen. Kaum konnten der Prokurist und der Buchhalter ihn noch halten und vor dem Sturze auf die Dielen schützen. Sie legten den schweren Körper in den Lehnstuhl und waren in Furcht, daß ein Schlaganfall über den alten Herrn gekommen sei. Als aber Meiners ein Glas Wasser herbeigeholt hatte und ihm Stirn und Schläfen benetzte, schlug der Chef bald wieder die Augen auf. Es war nur eine vorübergehende Schwäche gewesen, und nach einer Viertelstunde war er wieder hergestellt. Er hatte nicht zugeben wollen, daß ein Arzt geholt würde, weil er das Aufsehen vermeiden wollte.

Unterdessen hatte der Prokurist die Depesche aufgenommen, sie gelesen und dem Buchhalter gegeben. Beide Männer sahen einander mit bedeutungsvollem Blicke an. Die Firma Brosicke in Breslau, Friedrich Schottmüllers Stütz- und Angelpunkt für die schlesischen Bergwerksgeschäfte — hatte ihre Zahlungen eingestellt.

Es kamen Tage der Sorge, Tage, an denen die ernste Miene des Chefs und seine fast ununterbrochene Anwesenheit im Kontor das Personal mit der Ahnung eines schweren Unglücks erfüllte. Gleich einer düsteren Wolke hing es über dem Hause, und die Dunkelheit erschien um so schwärzer, als noch so kurz vorher alles von Licht erfüllt gewesen war. Täglich war der Chef stundenlang mit dem Prokuristen, dem Kassierer und dem Buchhalter in seinem Kontor beisammen, und auf dem Antlitze dieser Würdenträger der Firma spiegelte sich für die untergeordnete Schar die Sorge des Chefs wieder. Es galt zu ordnen, zu retten, es galt aus den Trümmern hervor die noch aufrechten Säulen und Ecksteine des Gebäudes zu einem neuen Bau zusammenzufügen.

Wie aber im Drange der Schlacht die Stimme der Krieger nach dem Führer ruft, so ward bei den Beratungen im Kontor des Chefs unter den treuen Beratern und Mitarbeitern des alten Herrn, erst leise, dann lauter der Name eines jungen Mannes genannt, der bis jetzt unscheinbar zur Menge gehört und ohne sonderliche Beachtung von seiten der Großen seine Arbeit gethan hatte. Der Name Petersen tauchte auf, und es schien, als knüpfe sich an diesen Namen Hoffnung. Sowohl der Prokurist als auch der Kassierer, besonders aber der alte Buchhalter wußten jetzt, wo es sich um praktische Maßregeln zur Ordnung der verwirrten Angelegenheiten handelte, nicht genug den Scharfblick, die umsichtige Klugheit und die Arbeitskraft dieses jungen Mannes zu loben. Noch zauderte der Chef, er erinnerte sich seiner letzten Unterhaltung mit Petersen, und es war ihm ein demütigendes Gefühl, in seinem Alter und bei seiner Erfahrung jetzt an den Rat eines so jungen Mannes zu appellieren, den er erst kürzlich getadelt und zurechtgewiesen hatte. Zugleich aber empfand er selbst die Überlegenheit des Verstandes, welche ihm bei vielen Gelegenheiten im Umgange mit Petersen entgegengetreten war und ihn zuweilen verdrossen hatte. Unter dem Einflusse der alten Freunde und Diener des Geschäfts siegte endlich die geschäftliche Klugheit, und er entschloß sich, Petersens Ansicht zu hören und ihm eine entscheidende Stimme in der Beratung über die Fortführung des Geschäfts zu gewähren.

Petersen blickte verwundert auf, als der alte Buchhalter ihn rief und ihm mitteilte, worum es sich handelte. Bescheiden trat er in das innere Heiligtum, wo der Chef müde und wie gebrochen im Lehnstuhle saß, wie damals, als er zuletzt mit ihm gesprochen hatte. Aber das Vertrauen, welches man in ihn setzte, sollte nicht getäuscht werden. Der junge Mann zeigte, als die gemeinsame Beratung vor sich ging, eine Kenntnis des Schottmüllerschen Geschäfts, welche die Anwesenden in Staunen versetzte, und eine

ruhige Klarheit, eine einschneidende Schärfe des Urteils, welche die Hörer gefangen nahm. Wie er so mit den von Intelligenz leuchtenden Augen unter ihnen stand, ging ein Zauber von seiner Persönlichkeit aus, dem auch der Chef sich nicht entziehen konnte. Und seine Ansicht gab den Ausschlag. Es wurden entscheidende Beschlüsse gefaßt. Ein bedeutender Teil des Geschäfts sollte fallen, gleich dem im Sturme zertrümmerten Maste, den die Axt der Matrosen über Bord sendet. Der Rest des Verlags, namentlich die Lehrmittelanstalt, der Vertrieb der Schulbücher, sollte mit erhöhter Kraft betrieben werden. Die „Statistischen Annalen" sollten sogleich aufgegeben und Professor Ebmeier mit der ausbedungenen Entschädigungssumme entlassen werden. Alle laufenden Publikationen, welche nichts abwarfen und welche aussichtslos waren, sollten aufgegeben und der Verlag allein auf die sicheren und gangbaren Werke beschränkt werden. Friedrich sollte sofort seinen Abschied nehmen und in das Geschäft eintreten, um unter der Leitung des Prokuristen zu arbeiten und zu lernen. Die Bezahlung seiner Schulden sollte dem Kassierer übertragen, und es sollte dabei versucht werden, die Summe zu vermindern, da augenscheinlich übertriebene Forderungen von seiten unsolider Leute gemacht wurden, welche auf die Offiziersstellung des jungen Mannes spekulierten. Was aber das Wichtigste war: Petersen selbst sollte nach Leipzig gehen und dort eine Kommandite des Schottmüllerschen Verlags gründen. Er sollte sich bestreben, den noch lebenskräftigen Stamm der Buchhandlung dort den Anforderungen der Zeit gemäß zur Entfaltung neuer Zweige und Blüten zu bringen. Es war einleuchtend, daß der Betrieb des Geschäfts viel Veraltetes hatte und in der Bequemlichkeit ruhigen Wohlstandes schläfrig geworden war.

Der Gedanke, Petersen nach Leipzig zu schicken, ging vom Chef selber aus, und es mochte wohl der Wunsch des alten Herrn, einen energischen Aufpasser und Dränger nicht so ganz nahe zu haben, mitgesprochen haben. Aber Petersen nahm die Idee mit Freuden auf. Seine Überzeugung war, daß dies eine richtige Maßregel sei, die Absicht des jungen Niedermeyer, nach Leipzig zu gehen, war bei ihm unvergessen, und er hatte eine gute Meinung von dessen geschäftlichem Verständnis.

Als dies alles besprochen und vereinbart worden war, zeigte sich der Chef sehr angegriffen und matt. Er fuhr in Begleitung des Prokuristen nach Hause. Auch blieb die Erschütterung der letzten Zeit nicht ohne dauernde Einwirkung auf seine Gesundheit. Er erschien in den nächsten acht Tagen nicht wieder im Kontor, und täglich begaben sich der Prokurist und Petersen hinaus, um draußen im Gartenhause mit dem alten Herrn zu verhandeln. Die beschlossenen Maßregeln wurden unverzüglich ins Werk gesetzt.

Mit Gedanken eigener Art betrat Petersen dieses Gebäude, das ihm bis jetzt beinahe wie das unnahbare Schloß im Märchen erschienen war. Man mußte eine lange Gartenmauer entlang gehen, und an zwei Stellen eröffneten Gitterthüren den Einblick in gewundene Wege zwischen Gesträuch und hochragenden Bäumen, auf Rasenplätze und Blumenbeete, die jetzt schon von den Gärtnern ihre Wintertoilette erhielten. Petersen verlangsamte seinen Schritt und sah träumend in dies Paradies hinein. Leipzig füllte sein Denken doch nicht so ganz aus, daß er hätte vergessen können, welche Gestalt ihm so oft die Einbildungskraft als hier wandelnd vorgemalt hatte. Er bekam jetzt niemals etwas von der Familie zu sehen. Eine fast beängstigende Ruhe war dem fröhlichen Lärme der Festtage gefolgt. Er wurde regelmäßig von den Dienern in das Privatzimmer des Geh. Kommerzienrats geführt, welches zu ebener Erde nahe dem Eingange lag, und entfernte sich von dort, ohne jemand außer dem Chef gesprochen zu haben.

Erst am letzten Tage vor seiner Abreise ward er von dem Diener einen anderen Weg geführt. Es war ein heller warmer Herbsttag, und der alte Herr hatte einen Spaziergang durch den Garten unternommen. Petersen folgte dem Diener durch den Gartensalon, und in der Thür, welche auf die Terrasse hinausführte, zeigte ihm dieser ein kleines Gartenhaus im Hintergrunde mit dem Bemerken, der Herr werde dort zu finden sein.

Der Herbst hatte einige Bäume bereits entblättert, die anderen mit bunten Farben überkleidet, in der klaren Luft glitzerten die fliegenden Fäden, welche der Volksmund den Altweibersommer nennt, und die Sonne zeigte den schönen großen Garten in hellem munteren Lichte. Petersen schritt auf einem Wege dahin, den viel gelbe Blätter

bedeckten, und sah jenseit einer weiten Rasenfläche die gelblichen Wände und rot schimmernden Fenster des Sommerhäuschens aus dunklen Taxusbäumen hervorblicken. Zwei männliche Figuren bewegten sich unweit des kleinen Hauses, und als Petersen näher kam, sah er, daß es der Geh. Kommerzienrat und dessen Sohn waren. Der Leutnant trug Zivil. Er entfernte sich, als er Petersen bemerkte, und der Chef blieb allein zurück. Er führte Petersen in das elegante Häuschen, bot ihm einen Sitz an und schenkte ihm ein Glas Madeira ein. Es stand ein gedeckter Tisch da, und auf einem Stuhle von Bambusrohr lag ein weißes flockiges Tuch, ein Zeichen, daß eine Dame hier gewesen war. Petersen trank den Wein und blickte mit seltsamer Bewegung auf das Tuch. Es war ihm wehmütig ums Herz. Der alte Herr hatte etwas Unruhiges in seinem Wesen, war aber sehr freundlich. Als das Geschäftliche erledigt war und Petersen sich erhob, um Abschied zu nehmen, gab ihm jener die Hand. Die schmale feste Hand des jungen Mannes lag wie in einem weichen Kissen. Eine Thräne glänzte im Auge des alten Herrn, und Petersen kam sich wie ein Übelthäter vor, denn er fühlte wohl, wie sehr der Stolz des Chefs gekränkt war.

Petersen ging rasch von dannen, sah gerade vor sich hin und beschloß, alle Weichheit des Gefühls aus seinem Herzen zu verbannen und allein noch Geschäftsmann zu sein. Er warf einen Haß auf das weiße flockige Tuch. Da sah er plötzlich den Leutnant auf sich zu kommen. Derselbe zog seinen Strohhut vor ihm ab, senkte ihn beinahe bis zur Erde und verbeugte sich tief. Betroffen sah Petersen ihn an und erwiderte den Gruß, indem er ebenfalls den Hut tief abnahm. Ein spöttischer Blick des Leutnants traf ihn. „Ich empfehle mich Ihnen zu Gnaden, Herr Petersen,“ sagte der Leutnant.

Petersen blieb stehen und sah den jungen Mann mit gerunzelten Brauen an. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte er.

„O, bitte,“ entgegnete der Leutnant. „Ich weiß, was sich gebührt. Sie sind doch nun wohl der eigentliche Chef des Hauses.“ Damit zog er den Hut noch einmal und ging weiter.

Petersen wollte noch etwas sagen. Eine heftige Äußerung lag ihm schon auf der Zunge, aber er sah in diesem Augenblicke eine Gestalt quer über die Terrasse schreiten und in den Weg zum Gartenhause einbiegen, welche seinen Gedanken sogleich eine andere Richtung gab. Das Blut drang ihm zum Herzen, er schluckte seine Entrüstung über den Bruder hinunter und ging in Befangenheit der Schwester entgegen.

Jetzt kam sie näher. Er sah das kastanienbraune Haar unbedeckt, ihr Gesicht erschien ihm als über alle Wirklichkeit hinaus reizend. Leichten Ganges schwebte sie gleichsam vor seinen Augen, und ihr havanabraunes Kleid raschelte in köstlicher Musik auf den welken Blättern. Jetzt war sie da, er zog grüßend den Hut und — siehe da — mit stolz erhobenem Haupte, ohne zur Seite zu sehen, ging sie vorüber. Mit der linken Hand raffte sie in unnachahmlich graziöser Weise ihr Kleid zusammen, gleich als ob er nicht wert sei, etwa von einer Falte desselben gestreift zu werden. Ohne Dank, als sei er Luft für sie, strich sie an ihm vorüber.

Das war zu viel. Er blieb stehen und wandte sich um. „Fräulein Schottmüller,“ sagte er, „ich hatte die Ehre, Sie zu grüßen.“

Die junge Dame wandte sich um und ein flammender Blick strahlte auf den kühnen Mann, der es wagte, von ihrer jungfräulichen Souveränität Rechenschaft zu fordern.

„Und ich wundere mich, daß Sie den Mut haben, mich zu grüßen.“

„Warum sollte ich das nicht thun?“ fragte er.

„Weil Ihr Gewissen es Ihnen verbieten sollte. Wenn Sie mein Feind sind, so seien Sie es wenigstens offen.“

„Ich Ihr Feind?“ fragte Petersen. Ihm war zu Anfang, als er unter ihren zornigen Augen stand, zu Mute gewesen, als befinde sich der Gartenweg in einer schwankenden Bewegung, gleich als hätten unterirdische Mächte das Schottmüllersche Grundstück in Angriff genommen. Jetzt aber vereinigte er alle seine Sinne und Kräfte zu einer wunderlichen Gegenwehr gegen dieses Wesen, dem doch sein innerstes Herz zu eigen war. Er begriff durchaus nicht, weshalb sie ihm zürnte, er wuchs in seiner eigenen Schätzung, daß sie ihm zürnte, während sie ihn sonst gar nicht beachtet hatte, und er war entrüstet über ihre Ungerechtigkeit.

„Als ob Sie nicht recht gut wüßten, was ich meine?“ sagte Anna. „Wer ist es

denn, der Unfrieden und Verwirrung und Unglück in unsere Familie gebracht hat, wenn Sie es nicht sind?“

„Ich glaube zu verstehen,“ entgegnete Petersen. „Sie machen mich verantwortlich dafür, daß Ihr Herr Vater sich zu geschäftlichen Einschränkungen entschlossen hat, und daß Ihr Herr Bruder seine militärische Laufbahn aufgibt. Wenn Sie aber tiefer blicken wollten, Fräulein, so würden Sie entdecken, daß die Notwendigkeit solche Maßregeln vorschrieb. Mich trifft die Schuld, auf diese Notwendigkeit aufmerksam gemacht zu haben. Das ist eine Schuld, die ich sehr gern trage.“

Annas Gesicht blieb unverändert, verächtlich war ihr Blick, noch hatte Petersen offenbar den eigentlichen Sitz des Schmerzes nicht gefunden, und er strengte sein Gehirn an, den wahren Grund ihres Zornes zu erraten. Zugleich aber fing er an zu denken, daß er doch wohl ein grausamer Mensch sein müsse, wenn ein so liebliches zartes Geschöpf seinetwegen Kummer trage. Der Einfluß ihrer Gegenwart war mächtiger als seine Selbstliebe, er begann sein ihm selbst noch unbekanntes Unrecht zu bereuen.

„Es soll mir leid thun, wenn ich Sie unwissentlich gekränkt habe, Fräulein Schottmüller,“ sagte er. „Sprechen Sie doch nur. Sagen Sie mir, was es ist. Vielleicht läßt es sich wieder gut machen.“

Annas Miene wurde etwas sanfter. Sie konnte den Ton der Ergebenheit in seinen Worten nicht mißverstehen. Sie sah ihn forschend an und mochte in seinen Augen wohl Milderungsgründe lesen.

„Ich wüßte in der That nicht, womit ich Ihre Feindschaft verdient haben könnte,“ sagte sie. „Aber wie hängt es denn nur zusammen, Herr Petersen? Ach, ich bin wirklich recht unglücklich.“

„Wenn ich irgend etwas thun kann —“ sagte er, indem er seine Hände erhob und vor der Brust faltete.

„Herr Petersen,“ sagte Anna, welche zu einem Entschlusse gekommen zu sein schien, „Sie sind doch meines Vaters rechte Hand. Ohne Sie geschieht doch nun seit einiger Zeit gar nichts mehr im Hause. Ich weiß, es sind Unglücksfälle eingetreten, und wir sind nicht mehr so reich, wie wir früher waren. Es ist auch gewiß gut, daß wir uns einschränken, und daß Friedrich in das Geschäft eintritt, denn er hat wirklich unverantwortlich viel Geld ausgegeben, und ich kann ihn durchaus nicht in Schutz nehmen. Aber ist es denn darum nur notwendig, daß mein ganzes Glück zerstört wird?“

Petersen begriff endlich. Etwas Eiskaltes kroch über sein Herz hin, und die Hände fielen ihm schlaff herab.

„Seien Sie versichert, Fräulein,“ sagte er, „daß von Ihrer Verlobung mit Herrn von Busstedt zwischen Ihrem Herrn Vater und mir durchaus nicht die Rede gewesen ist. Ich stehe dieser Angelegenheit ganz fern und weiß davon nur, was überhaupt im Geschäft öffentlich gesprochen worden ist.“

„So hat mein Vater nicht die Absicht, die Verlobung aufzuheben?“ fragte sie zweifelnd.

„Ich weiß gar nichts davon. Ich bin nur geschäftlich im Vertrauen Ihres Herrn Vaters.“

„Ich darf ihm mit keinem Worte davon reden,“ sagte Anna. „Diese Ungewißheit ist zu schrecklich. Er ist sonst so gut, aber dies darf man gar nicht erwähnen. Er wird dann gleich heftig und ich kenne den Vater gar nicht wieder. Sind denn die Verhältnisse nur gar so schlecht, Herr Petersen? Lieber Gott, ich mache doch so wenig Ansprüche und mein — Herr von Busstedt ebensowenig.“

„Ich versichere Ihnen, Fräulein, daß ich keine Silbe mit Ihrem Herrn Vater über Ihre Verlobung gesprochen habe.“

„Aber könnten Sie es denn nicht bei meinem Vater anregen, lieber Herr Petersen?“ fragte Anna. „Sie sind ja der einzige, der mir helfen kann. Es handelt sich doch nur um die Kaution. Busstedt hat der Mutter mitgeteilt, daß er ganz ohne Vermögen sei, und daß sein Vater nicht die Absicht habe, ihm ferner Zuschuß zu geben, sobald er sich verheirate. Die Verhältnisse werden doch nicht so schlecht sein, daß mein Vater nicht die Kaution stellen könnte. Ich glaube, es sind nur etwa zwölftausend Thaler, weiß es aber nicht genau. Ach, Herr Petersen, wir verlangen ja keinen Luxus. Wenn wir nur uns selbst haben, so ist ja alles andere ganz gleichgültig.“

Der junge Mann sah vor sich nieder und spielte mit der Fußspitze in den gelben Blättern.

„Thun Sie mir das zuliebe, Herr Peter=

sen," sagte sie, „und ich werde Ihnen ewig dankbar sein."

„Ich will es thun," sagte er mit dumpfer Stimme. Er blickte jetzt auf, grüßte und wandte sich zum Gehen. Beider Augen waren sich begegnet, und Anna hatte einen wunderbaren Ausdruck in seinem Gesichte bemerkt, über den sie später oft nachdenken mußte.

5. Kapitel.

Es war Winter geworden. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, wirbelte in unzähligen Pünktchen am hohen Himmel, ein schwarzes Gewimmel für den emporgewandten Blick, und fiel dann sanft und leise nieder, um Neustadts Straßen und Häuser, Gärten und Hecken mit weißer Decke zu überkleiden. In den abgelegenen Straßen blieb diese Decke weiß und schön, und die Wagen rollten fast geräuschlos dahin, während die den Pferden angehängten Glöckchen mit gedämpftem Tone klingelten. Die Luft war so weich und so voll von Feuchtigkeit, daß sie alle Klänge milderte und gleichsam mit einem akustischen Schleier umhüllte. Aber in der inneren Stadt verwandelten schon die häufigen Schritte der Vorübergehenden die glänzende Decke in einen schwärzlichen Schlamm, und die Flocken, welche eben noch im roten Scheine der Straßenlaternen glänzend umhergestoben waren, mischten sich gleich darauf, ihrer zierlichen Schönheit entkleidet, in die schlüpfrige Masse auf dem Trottoir. Es war nur noch wenige Tage vor Weihnachten, und eine eilige, geschäftige Menge bewegte sich in den Straßen. Nasse Regenschirme stießen aneinander, und unter ihnen hervor blickten eifrige Gesichter von jungen Mädchen, die noch wichtige Besorgungen zum Feste hatten, den Tapezier besuchten, um das endliche Schicksal ihrer Stickereien zu erfahren, Freundinnen begegneten und in kleinen Trupps vor den Auslagen der Modewarenhandlungen zusammenstanden, frohe und geduldige Gesichter von Müttern, die mit bepackten Armen einherschritten und an ihre Lieblinge dachten, oft auch ein schwer zu lenkendes Völkchen mit sich führten, das ungern an den buntgeschmückten Fenstern der Spielwarenläden vorüberging, und ernste Gesichter von Vätern, die doch in dieser Zeit einen helleren Glanz als gewöhnlich zeigten. Denn das nahende Fest warf seinen frohen Schein voraus und brachte in die Alltagswelt die erhebende Erregung des Außerordentlichen.

Am stärksten war die Bewegung der Menge an der Ecke des Marktes, dort wo die Breite Straße auf den freien Platz mündete. Hier, wo die glänzendsten Läden ihr Gaslicht in einer Art, die für Neustadt verschwenderisch genannt werden konnte, in den Abend hinausstrahlten, schlug der Puls der Stadt am lebhaftesten, und obwohl an anderen Tagen selbst der stärkste Verkehr hier kaum dem Leben gleichkam, das in den Großstädten auf den Nebenstraßen herrscht, so kam es doch heute oft an dieser Ecke, wo Niedermeyers Geschäft sich befand, zum Gedränge. Ab und zu strömten die Käufer in den großen Laden der Buchhandlung. Aber Niedermeyers hatten ihn auch festlich hergerichtet. Schon von außen lockten zwei gewaltig große Fenster mit Spiegelscheiben, eines zu jeder Seite der Thür, welche selbst mit großen Glasfenstern versehen war und den Einblick in das strahlende Innere erlaubte. Hinter den Spiegelscheiben lockten in hellem Scheine prächtige Einbände und Titelblätter, Aquarelle und Öldrucke, welche das blaue Meer mit weißen Segeln und darüber schwebenden rosafarbenen Wölkchen, den Sturz des Gießbachs und die Hütte des Bergbewohners und vieles andere zeigten, so daß im Gegensatze zu dem winterlichen Stadttreiben eine Welt voll fremdartigen und anziehenden Zaubers hier selbst für denjenigen sich erschloß, der nicht die Mittel oder die Neigung besaß, Eigentümer so herrlicher Sachen zu werden. Photographieen, welche den Kaiser und die kaiserliche Familie, berühmte Schönheiten und Künstler zeigten, waren geschickt zwischen den übrigen Bildern ausgelegt; die Darstellung eines Rennens, wo zwanzig rote Röcke und zwanzig glänzende, mutige, feingliedrige Rosse sich über einen tadellos grünen und sauberen Rasen hin tollkühn gegen eine Barriere stürzten — alles so schmuck und nett, als ob es weder Regen noch Staub, weder Schweiß noch Angst gäbe — zog eine Gruppe von Knaben an, die ihre Nasen abwechselnd am Glase plattdrückten und vor Bewunderung kaum ein Wort zu äußern wagten. Landkarten waren ausgelegt, und über ihnen schwebten, an einem Faden befestigt, in Guirlandenform die Dichter und Denker älterer und neuer Zeit, im Hintergrunde des

einen Fensters, über einem Globus, zog ein schimmerndes Blau von rätselhafter Form die Blicke an, eines jener französischen Bilder, die durch den Effekt einer blendenden Farbenzusammenstellung den Beschauer gefangen nehmen und in Ungewißheit lassen, ob er etwa eine Allegorie der Nacht, oder ein Sternbild, oder eine Fee der Großen Oper, oder eine Nymphe in der Grotte von Capri vor sich sieht, bis er endlich herausfindet, daß es nichts von alledem sein kann, und daß sein Verstand nicht ausreicht, den Sinn zu entdecken.

Im Innern des Ladens waren nicht nur die beiden langen Tische an den Wänden mit Büchern bedeckt und die Wände selbst mit Glaskästen voll Rot und Gold und Schwarz und Blau und Grün und Silber angefüllt, sondern es zogen sich noch drei Tafeln quer durch den Laden, welche mit Prachtwerken belegt waren. Auch die Pfeiler, welche die Decke trugen, waren mit Bildern behängt. Bis in die Tiefe des Ladens hinein, an dessen hinterem Ende die Geschäftspulte standen, warfen die Gaskuppeln ihr Licht, und es funkelte und glänzte von farbigen und metallisch verzierten Einbänden. So geschickt und gewandt, so glatt und schnell wie Aale wanden sich die drei jungen Niedermeyer um die Tische herum und durch die suchende und besehende Käuferschar. Sie hießen die jungen Niedermeyer, obwohl sie nicht mehr in der ersten Jugendblüte standen, wie denn alles in der Welt nur beziehungsweise mit Eigenschaftswörtern bekleidet wird. In der ganzen Stadt wurden sie die jungen Niedermeyer genannt im Gegensatze zu dem alten Niedermeyer, der fast nie im Laden erschien, sondern in einem für den Profanen unnahbaren Raume hinter dem Laden herrschte. Er war nur für den Kundigen sichtbar. Wer Erfahrung besaß, wem die Gewohnheit des Besuches im Laden zu Hilfe kam, der bemerkte wohl, wenn er sich in die Tiefen des langgestreckten Raumes wagte, ein altersgraues Gesicht mit schwarzem Käppchen darüber, das hinter einem Fenster hervorblickte und, selber kaum zu entdecken, doch scharfen Blickes das Getriebe in dem vorderen glänzenden Raume überwachte.

An einer Ecke des letzten der drei quer stehenden Tische fand sich jetzt die Beweglichkeit Karls, des jüngsten Sohnes, gefesselt, indem ein Freund, ein Gymnasiallehrer, ihn am Rockknopfe festhielt, um sich mit ihm unterhalten zu können. So lag Karl für einige Zeit, unruhige Blicke umhersendend, gewissermaßen vor Anker, aber das Streben umherzufahren, war in der Stellung und Haltung seiner schlanken Glieder deutlich ausgeprägt. Sein Plan, nach Leipzig zu ziehen, war noch nicht zur Ausführung gekommen. Es lagen Gründe vor, die dies noch verhinderten. Jetzt hielt ihn der Gymnasiallehrer fest, ein Mann von nachdrücklichem Wesen, in dessen Gesichte das Gefühl der eigenen Bedeutung lag.

„Nun sagen Sie aber doch mal," fragte er mit dem Tone der Überlegenheit, den ihm die Herrschaft in der Klasse gegeben hatte, „nun sagen Sie mal: geht denn die Sprachlehre von meinem Kollegen Burdank?"

„O ja, o ja, sie geht recht gut," antwortete Karl Niedermeyer mit geflügelter Zunge. „Wir haben in den letzten acht Tagen zehn Exemplare davon verkauft."

„Merkwürdig," sagte der Lehrer, an der goldgefaßten Brille rückend, während so etwas wie Neid in seinen blauen, rotumrandeten Augen zu lesen war. „Mein guter Kollege Burdank! Sie wissen, daß ich ihn schätze und liebe, und niemals möchte ich auch nur eine Silbe gegen ihn äußern, aber das hätte ich nicht gedacht. Burdank! Ein Mensch, der — da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, ganz unter uns, Sie dürfen kein Wort darüber äußern, denn ...."

Karl Niedermeyer hatte seit einer Minute argwöhnisch einen Herrn in langem, nassem Paletot beobachtet, der einen nassen Regenschirm unter dem Arme trug und sich den Prachtwerken näherte. Jetzt streckte dieser Herr eine mit nassem schwarzen Handschuh bekleidete Hand aus, um ein cremefarbig gebundenes Buch zu ergreifen, und Niedermeyer riß sich von der Hand des Lehrers los, wie das vom Sturme gepackte Boot sich vom Anker losreißt. Er stürzte vor, riß das cremefarbene Buch weg, gerade bevor der schwarze Handschuh es beflecken konnte, und sagte mit dem süßesten Lächeln und einer tiefen Verbeugung: „Sie wünschten, mein Herr? Womit kann ich dienen, mein Herr?"

Der Herr blickte erstaunt auf, murmelte etwas von „Ansehen der Bücher," schien aber bemerkt zu haben, welche Befürchtungen

sein Handschuh erregt hatte, denn er begnügte sich jetzt wirklich mit Sehen. Inzwischen war Karl Niedermeyer schon wieder von dem Gymnasiallehrer eingefangen worden, der ihm sagte: „Nein, wirklich, Sie müssen das hören, es ist eine köstliche Geschichte und kennzeichnet Burdank in seiner ganzen Größe.“

Niedermeyer lächelte freundlich, legte das Buch wieder an seinen Platz, behielt den nassen Herrn im Auge und flüsterte: „Es ist schrecklich, wie man aufpassen muß. Da legen sie die Schirme nicht ab, obgleich zwei Ständer an der Thür aufgestellt sind, und fassen mit einer Rücksichtslosigkeit an....“

„Also Burdank diktiert in der Ober-Sekunda einen Absatz aus den Memorabilien deutsch,“ erzählte der Lehrer, „und gibt der Klasse auf, dies für die nächste Stunde zu übersetzen. Einer der schlauen Burschen entdeckt, daß die Aufgabe aus den Memorabilien ist, findet die Stelle und schreibt ab. Was thut Burdank? Wie er die Arbeiten korrigiert, merkt er nicht, daß unser Schlaukopf abgeschrieben hat, streicht fünf Fehler an, verbessert den Satzbau und liefert der hohnlächelnden Klasse den Beweis, daß er besser griechisch versteht als Xenophon.“

Karl Niedermeyer vermochte nicht zu antworten. Sein scharfer Blick hatte unter den Personen, welche in der Nähe der Thür, die sich beständig öffnete und schloß, zusammengedrängt waren, eine Persönlichkeit von Bedeutung in der Stadt wahrgenommen: die Frau Gräfin von Kamnitz. Die Gräfin trat mit Glanz nnd Würde ein, ihre Gestalt war im Pelzmantel fast so breit wie die Thür, ihr rundes blühendes Gesicht war fast der Decke zugekehrt, so hoch trug sie den Kopf, und hinter ihr lugten die schmalen Gestalten ihrer drei erwachsenen Töchter hervor. Dieser Anblick elektrisierte Karl Niedermeyer. Sein Lächeln verklärte sich zu wonnevoller Begeisterung, er entriß seinen Knopf der Hand des Gymnasiallehrers, beugte in beginnender Verneigung den Kopf vor und stürzte sich mit emporgezogenen Schultern der Gräfin entgegen. „Was befehlen Frau Gräfin? Womit kann ich dienen? Etwas zum Feste gefällig? Schöne Prachtwerke, das Neueste, elegant gebunden?“ fragte er unter beständigen Verbeugungen, die Schultern fast an den Ohren und mit strahlendem Gesichte.

„Besten Dank, lieber Herr Niedermeyer,“ sagte die Gräfin herablassend, „für heute bedarf ich nichts. Wir kommen in den nächsten Tagen einmal wieder und suchen uns einige Kleinigkeiten aus. Heute wollte ich Sie nur fragen, wie es mit den Billets für das Kirchenkonzert steht.“

Karl Niedermeyer schien nur noch mehr erfreut zu sein durch die Erkenntnis, daß kein Geschäft zu machen sei. Seine Augen funkelten von Ergebenheit und Dienstbeflissenheit. Es war der leitende Grundsatz im Niedermeyerschen Geschäfte, dem Publikum gegenüber stets voll Freude über das Glück des Verkehrs mit ihm zu sein, mochte sich das Publikum seinerseits noch so sehr geneigt zeigen, der Firma Enttäuschungen zu bereiten. Niedermeyers hatten die Besorgung aller öffentlichen Angelegenheiten in der Hand, soweit dieselben sich auf Konzerte, Kunstausstellungen und Vorträge bezogen. Es war zur Tradition geworden, daß ganz allein Niedermeyers Billets ausgeben konnten. Auch andere Sortimentshandlungen hatten es wohl versucht, sich mit derartigen Dingen zu befassen, aber sie waren allmählich erlahmt, keiner hatte die Geduld und Höflichkeit, welche Niedermeyers aufzuwenden vermochten, wo es sich um die delikaten und verwickelten Zustände dieser öffentlichen Vergnügungen und Belehrungen handelte. In drei Vereinen war Karl Niedermeyer Kassierer, und es waren dies die herrschenden Vereine. Es gab keinen Vorstand in der Stadt, welcher ganz ohne den Namen Niedermeyer hätte bestehen und seine Geschäfte versehen können. Karl und seine Brüder hatten ihre Hand überall im Spiele, und es würde in der zweiten Gesellschaft für eine Verwegenheit gegolten haben, wenn man einen Ball hätte arrangieren wollen, ohne Karl zum Vortänzer zu haben. Sie hatten viel Mühe davon, aber sie fanden, daß das Geschäft seinen Vorteil davon hatte. Sie hatten Fühlung mit dem Publikum, und das Publikum befestigte sich in der Gewohnheit, den Niedermeyerschen Laden zu betreten. Neidische Kollegen behaupteten wohl, daß es sogar Geschäftsrücksichten seien, welche die drei jungen Niedermeyer am Heiraten hinderten, indem die Firma befürchte, der Damenbesuch werde sich vermindern, wenn die drei gewandten Verkäufer selbst als unverkäuflich angezeigt würden. Doch das waren eben boshafte Bemerkungen neidischer Kollegen,

auf welche der Wohlwollende keinen Wert legte. Niedermeyers mochten ganz andere Gründe für ihre Ehelosigkeit haben, niemand konnte ihnen genau genug ins Herz sehen, um das zu entscheiden. Fühllosigkeit gegen weibliche Reize konnte man ihnen nicht vorwerfen. Sehr oft tauchte das Gerücht auf, dieser oder jener der Söhne sei mit dieser oder jener jungen Dame der zweiten Gesellschaft verlobt, und stets waltete irgend ein intimeres Verhältnis zwischen einem Niedermeyer und einer der Schönheiten von Neustadt vor, welches Anlaß zu Betrachtungen gab, ob es diesmal wohl etwas würde. Besonders Karl, der jüngste, dem seine Eigenschaft als Reserveleutnant noch ein besonderes Relief verlieh, galt für den Don Juan und Lovelace der Stadt. Aber niemals wurde es etwas, und fast war Neustadt geneigt, das Niedermeyersche Liebesfeuer für eine Flamme zu halten, die nur Licht, aber keine Wärme enthalte. Neidische Kollegen hatten auch hier wieder ihre boshaften Bemerkungen zur Hand, indem sie sagten, es geschehe alles für das Geschäft, Karl Niedermeyer mache sich interessant, damit der Laden gefüllt sei, und denke gar nicht ans Heiraten. Niedermeyers machten eben ein so gutes Geschäft, daß sie Feinde unter ihren Kollegen und auch unter anderen Geschäftsleuten hatten. Nur auf diese Feindschaft war es wohl zurückzuführen, daß behauptet wurde, sie seien auch in politischer Beziehung unzuverlässig. Gleich den vornehmen römischen Familien, so sagte man, in denen es Sitte sei, daß ein Teil zur Partei des Königtums, der andere aber zu der des Papstes halte, gleich diesen klugen Fürstenfamilien handle auch die Familie Niedermeyer. Karl, der jüngste, sei konservativ und gehe zu dem orthodoxen Pfarrer zur Kirche, Otto, der ältere, aber sei fortschrittlich und halte sich zum Protestantenverein, Wilhelm, der älteste, aber zeige sozialdemokratische Neigungen und sei Atheist. Das alles geschähe aber, damit alle Parteien bei ihnen kauften.

Als Karl Niedermeyer jetzt die Frage der Gräfin nach dem Kirchenkonzert vernahm, durchschaute er mit einem Blicke die Absicht der vornehmen und hochverehrten Dame. Ihre älteste Tochter sang im Chore mit. Der Vorstand hatte sich aus Gründen innerer Politik veranlaßt gesehen, Komtesse Helene, welche darauf brannte, sich hören zu lassen, zur Mitwirkung ganz ergebenst aufzufordern, obwohl die heimliche Furcht, daß die Komtesse alsdann ein Solo beanspruchen könne, die Gemüter der musikalischen Mitglieder bewegte. Diese Furcht hatte sich als unbegründet erwiesen, Komtesse Helene hatte kein Solo beansprucht. Dagegen beanspruchte, wie Karl Niedermeyer richtig vermutet hatte, die Gräfin-Mutter sieben Freibillets auf dem besten Platze für ihre Familie und nahm zu diesem Zwecke den Anschein an, als habe sie in der Großartigkeit ihrer Weltanschauung die Anzeigen über das Konzert gar nicht bemerkt. Karl Niedermeyer hielt es in Rücksicht auf die hohe gesellschaftliche Stellung und den Reichtum des gräflich Kamnitzschen Hauses nicht für ratsam, die imposante Dame auf die Bestimmungen der in den öffentlichen Blättern erlassenen Anzeigen, welche ihrem Verlangen entgegenstanden, aufmerksam zu machen. Er lächelte, zeigte seine weißen Zähne, funkelte mit seinen schwarzen, seichten Augen, zog die Schultern unter beständigen Bücklingen immer höher und bat die Gräfin, ohne weiteres in die Kirche zu kommen, er werde an der Thür sein und für Plätze sorgen. Befriedigt entfernte sich die Gräfin mit ihren Töchtern, und Karl Niedermeyer tauchte wieder in das Gedränge ein. Drei Leutnants von den Dragonern standen am mittelsten Tische und bedurften seiner Hilfe.

„Hofkalender,“ sagte der eine von ihnen, „neuesten Hofkalender brauche ich. Einziges Weihnachtsgeschenk,“ fuhr er fort, indem er sich zu seinen Kameraden wandte, „schenke jedes Jahr drei Hofkalender an meine drei Onkel. Hoffe dafür im Testament genannt zu werden.“

Karl Niedermeyer nahm drei Exemplare des Gothaischen Hofkalenders vom Tische, winkte einem Jüngling im Hintergrunde, die Bücher einzuschlagen, und wandte sich lächelnd zu den Offizieren. „Ausgezeichnetes Werk,“ sagte er, „ganz unentbehrlich, wüßte nicht, welches Werk sich mit dem Gothaischen Hofkalender vergleichen ließe.“ Er hatte, ohne es zu wollen, die Gewohnheit angenommen, in einer Sprechweise zu reden, welche der des Kunden ähnlich war, mit welchem er gerade verhandelte.

„Ist sonst noch etwas Neues erschienen?“ fragte ein anderer der Leutnants. „Ich habe auch ein Geschenk zu machen.“

„Für wen sollte es sein?“ fragte Karl Niedermeyer. „Für einen Herrn? Eine Dame? Eine junge Dame? Alte Dame? Wir haben Neuigkeiten für alle Arten von Wünschen. Fromme Dame? Lebenslustige Dame?“ Er legte den Kopf auf die Seite und lächelte schlau.

„Ach, geben Sie nur irgend etwas Neues, etwas Gutes,“ erwiderte der Leutnant zögernd. „Ich weiß noch nicht gewiß, wem ich es schenken werde. So etwas von einem Dichter, der in der Mode ist. Wer ist denn jetzt in der Mode?“

„Ja,“ erwiderte Karl Niedermeyer, den Kopf wiegend, „das ist so leicht nicht zu beantworten. Der Geschmack ist so sehr verschieden.“

Er kramte in den Büchern auf dem Tische und sah dabei den kauflustigen Offizier prüfend an. „Hier sind ganz wundervolle Prachtwerke,“ fuhr er dann fort, „Meisterwerke, herrliche Bilder, und dann der Einband.“

„Die sind wohl ein bißchen teuer,“ sagte der Leutnant, die Prachtwerke mißtrauisch betrachtend. „Haben Sie nicht so etwas im Preise von ungefähr fünf bis sechs Mark? Etwas für das Gemüt und auch ästhetisch — so etwas, wovon jetzt die Rede ist, nichts Unmodernes — ich denke, ich werde es einer verheirateten Schwester schenken, und sie hat eine verteufelte Kenntnis in der Litteratur. Ich möchte mich da natürlich nicht blamieren.“

„Ebers,“ sagte Karl Niedermeyer, „nehmen Sie Ebers. Mit Ebers treffen Sie es immer.“

„Ja, Ebers, aber da ist die verteufelte Geschichte, sie kriegt Ebers vielleicht noch ein halb Dutzend Mal. Haben Sie nicht noch einen anderen Dichter, der auch modern, aber noch nicht so ausgeleiert ist, so etwas Fashionables, was erst Mode wird?“

„Wie wäre es mit Rudolf Baumbach?“ fragte Karl Niedermeyer einschmeichelndes Tones.

„Wer ist Rudolf Baumbach?“

„Ah, kolossaler Dichter,“ sagte Karl Niedermeyer mit der Miene des Entzückens. „Ganz fein, reizende Verse, humorvoll, sinnig ...“

„Verse?“ fragte der Leutnant, ihn unterbrechend, und kratzte sich hinter dem Ohre, „wenn es Verse sind, wollen wir es lieber lassen. Ich gehe nämlich zum Feste hinüber,“ sagte er, zu den Kameraden gewandt, „und meine Schwester könnte auf die Idee kommen, abends vorzulesen. Nein, haben Sie nicht noch was anderes, was Sie empfehlen können? Etwas in Prosa?“

„Ästhetische Damen lieben jetzt Julius Wolffs Prosaschriften,“ sagte Karl Niedermeyer. „Vielleicht der Sülfmeister? Wundervolle Dichtung, zauberhafte Schilderungen.“ Er legte das Buch vor, und die drei Offiziere traten in eine Beratung ein, während sie den Band mehrere Male umdrehten und betrachteten. Karl Niedermeyer aber fand sich von vier jungen Damen umringt, die ihn gleichzeitig mit Fragen bestürmten. Es waren Damen, mit denen er schon oft getanzt hatte, und sogleich verwandelte sich sein Benehmen in freundschaftliche Vertraulichkeit. Er fühlte sich erquickt und belebt, als er in die hübschen und freundlichen Gesichter blickte, die sich ihm vertrauensvoll zuwandten, hier fand er sein liebstes Publikum, sein bestes Fahrwasser, und er machte sich sachte von den Offizieren los. Mit den vornehmen Dragonern zu verhandeln, war ihm stets ein unheimliches Gefühl, er hatte das Bewußtsein, mit ihnen nicht den Ton treffen zu können, der beiden Teilen recht behagte. Denn Karl Niedermeyer war nicht nur Buchhändler, sondern auch Reserveleutnant der Infanterie, und ein unsicheres Schwanken zwischen beiden Eigenschaften entstand in seinem Wesen, sobald er mit aktiven Offizieren, namentlich aber mit Kavalleristen Geschäfte zu machen hatte. Wie nach dem griechischen Mythos den Menschen beim Anblicke irdischer Schönheit das Gefieder juckt, das seine himmlisch geborene Seele vordem in Gesellschaft göttlicher Schönheit trug, so juckte den jungen Niedermeyer beim Anblick der jungen Offiziere unter dem schwarzen Rocke die eigene Uniform. Weder der Ton des Verkäufers gegenüber dem Käufer, noch auch der kameradschaftliche Ton gelang ihm alsdann, und eine gewisse Verlegenheit kam über ihn. Indessen sollte seine Unterredung mit den jungen Damen, welche schön bemalte Karten, Photographieen und reizend gebundene Gedichte kauften, dazu aber mit ihm über den bevorstehenden Neujahrsball plauderten und ihn „Herr Leutnant“ nannten, nicht lange dauern, denn unbarmherzig ergriff ihn eine starke Hand am Arme, und

er sah den langen grauen Bart und das bärbeißige Gesicht des Dr. Biester, eines Privatgelehrten, neben sich auftauchen.

„Nun, Sie Schwerenöter," sagte derselbe in tiefem Baß, „was für ein Süßholz raspeln Sie denn da? Was für Schund schwatzen Sie denn da dem unschuldigen Blut auf? Kommen Sie mal her, holen Sie mal Ihren Katalog und sagen Sie mir, wo des Petrus Abälardus Sic et Non, primum integrum erschienen ist."

„Gehen Sie zum Henker," flüsterte Karl Niedermeyer dem Gelehrten zu. „Ich habe heute keine Zeit. Oder lassen Sie sich den Katalog dort hinten geben und sehen Sie selbst nach."

Der graubärtige Herr schien die Abweisung nicht übelzunehmen, offenbar stand er mit dem jungen Buchhändler auf einem ganz besonderen Fuß, der den gegenseitigen Gebrauch von Grobheiten nicht allein zuließ, sondern sogar erfreulich erscheinen ließ. Er blieb ruhig stehen und verfolgte das Treiben im Laden und besonders Karl Niedermeyers Benehmen mit satirischem Lächeln, während die jungen Damen sich mit den Gebärden jener Verachtung und jenes Abscheus von ihm abwandten, welche Jugend und Schönheit der grauen Weisheit unter gewissen Umständen kundzugeben pflegen.

„Herre — Herre Niedermeyer!" sprach jetzt eine strenge Stimme neben dem vielgewandten Sortimenter, „ich bitte um ein Wort!"

Karl Niedermeyer erkannte mit tiefem Bückling die Autorität des hageren, gerade aufgerichteten Herrn an, der ihm zugerufen hatte, und schied mit einem unterdrückten Seufzer von den jungen Damen. Der strenge Herr nahm ihn beiseite und sprach in leisem, aber eindringlichem Tone: „Meine Frau hat gestern aus Ihrer Leihbibliothek Bücher entnommen, und ich sah gestern abend am Theetische diese Bücher in der Hand meiner Tochter. Ich bin überzeugt, mein lieber Herr, daß Sie diese Bücher mit gutem Wissen und Gewissen ausgeliefert haben, halte es jedoch für meine Pflicht gegenüber mir selbst, meiner Familie, der Gesellschaft und schließlich auch Ihnen gegenüber, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie klug und gut handeln würden, wenn Sie mehr Rücksicht auf den Charakter der Häuser und Familien nehmen wollten, denen Sie Ihre Bücher ausliefern."

„Herr Geh. Rat," sprach Karl Niedermeyer mit dem Tone der Bestürzung und der Demut, „ich bedauere aufrichtig, ich kann nur versichern, daß meine Absicht...."

„Es mag sein," fuhr der strenge Herr fort, „daß Spielhagen in manchen Kreisen für einen Autor gilt, der ohne Nachteil für die Sittenreinheit in einem Familienkreise gelesen werden kann. Ich bin vielleicht zu pedantisch und hänge vielleicht zu sehr am Alten, wenn ich der entgegengesetzten Meinung bin. Indessen will ich lieber an meinen Vorurteilen festhalten als dem sogenannten Zeitgeist nachgeben. Was meine Familie betrifft, mein lieber Herr Niedermeyer, so möchte ich Sie ebenso dringend wie höflich bitten, niemals wieder, weder meiner Frau noch meiner Tochter, ein Buch zu empfehlen, das vor dem Kriterium ernster Moral nicht bestehen kann. Ich würde mich sonst zu meinem Bedauern genötigt sehen, meinen geringen Bedarf an litterarischen Produkten einem vorsichtiger geleiteten Geschäfte zu entnehmen."

Karl Niedermeyer entsann sich recht wohl, daß die Frau Geheimrätin sich den Roman von Spielhagen, der die Entrüstung ihres Gatten erregt, selbst ausgewählt hatte, nachdem sie ursprünglich sogar die Absicht kundgegeben, ein Buch von Emile Zola zu lesen und er, Karl Niedermeyer, der die Verhältnisse des Hauses kannte, sie nur mit einiger Mühe davon abgebracht hatte. Er hütete sich jedoch wohl, diesen Milderungsgrund für sein Benehmen anzuführen, nahm alle Schuld auf sich, sagte, daß das Übermaß an Geschäften ihn zu seinem größten Leidwesen verhindert habe, genauer zu prüfen, und häufte, um den Herrn Geheimrat, der ein vortrefflicher Kunde war, günstiger zu stimmen, eine schwere Last von Vorwürfen auf Spielhagens abwesendes Haupt. Er hoffte, dadurch schneller von dem strengen Herrn loszukommen, denn er entdeckte aus dem Augenwinkel eine Dame, der er ansah, daß sie kaufen wollte, und sah zugleich seine Brüder ebensosehr in Anspruch genommen, wie er selbst es war. Es gab so viele Leute, die das ganze Jahr kaum einmal in den Laden kamen, zu Weihnachten aber Musterung hielten über das geistige Schaffen der Welt.

Er kam jedoch so schnell nicht los, wie er hoffte.

„Da ich einmal dabei bin," sagte der strenge Herr, „möchte ich die Gelegenheit benutzen, mit Ihnen über den Journalzirkel zu sprechen. Ich kann nicht sagen, daß die Auswahl vollständig meinen Wünschen entspricht. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber immer wieder stoße ich auf Sachen, die mir wie eingeschmuggelt vorkommen. Ein Journal, das in Familien kommt, kann nicht sorgfältig genug redigiert werden."

„Gewiß, in der That, der Herr Geheimrat haben vollständig recht," sagte Karl Niedermeyer, der wie auf Kohlen stand, da die ihm bekannte kauflustige Dame ratlos und hilflos umherblickte.

„Nein, nein, erlauben Sie noch einen Augenblick, ich will mich deutlicher erklären," sagte der strenge Herr, welcher des jungen Niedermeyer Fluchtversuch durchschaute. „Ich habe mir erlaubt, hier auf diesem Zettel eine Auswahl von Journalen zusammenzustellen, die ich für gut halte, das heißt, für nicht unbedingt verwerflich, und ich möchte Sie bitten, mir danach den Zirkel zu reorganisieren. Voran steht die Illustrierte Zeitung, obwohl ich dabei bemerken muß, daß ich im höchsten Maße betroffen wurde durch eine Darstellung in der Nummer vom 27. September. Ich bitte Sie, der Verlagshandlung eine Notiz zukommen zu lassen, dahin gehend, daß in Ihrer Kundschaft Bedenken laut geworden sind gegen Einzelheiten in der Wahl der Illustrationen. Es handelt sich in diesem speziellen Falle um Reproduktion von Kunstwerken der Münchener Ausstellung. Es waren verkleinerte Darstellungen von Gemälden zu einer Zusammenstellung auf einem Blatte vereinigt, wie Sie sich vielleicht entsinnen, und darunter fand sich ein Bild, welches mir Veranlassung zu dem an Sie gerichteten Ersuchen gibt, der sonst so umsichtigen Verlagshandlung zu schreiben, daß die Darstellung des Nackten unter keiner Form in den Kreis paßt, den die Aufgaben eines so ernsten, wissenschaftlichen ..."

„Eine Sekunde, ich bitte tausendmal um Verzeihung," rief Karl Niedermeyer verzweifelnd und stürzte davon. Er sah, daß die kauflustige Dame eine schmollende Miene machte, als niemand ihr beistehen wollte, und daß sie sich der Thür zuwandte. Aber er faßte sie noch. Wie der Taucher sich kühnen Schwunges, den Kopf voran, in die See stürzt, so stürzte sich Karl Niedermeyer, die Schultern hochgezogen, den Kopf gesenkt, durch die Leutnantsgruppe hindurch, an fünf oder sechs Damen und Herren vorbei in das Gewühl und ergriff die Dame zwischen Thür und Angel. Mehr noch mit seinem Lächeln, mit dem Blitze der schwarzen Augen und weißen Zähne, als mit der Hand, welche den seidenen Mantel erfaßt hatte, hemmte er die Eile der entschwindenden Gestalt. „O meine gnädigste Frau," sagte er flehenden Tones, „ich bitte tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unaufmerksamkeit."

„Ach bitte," sagte die Dame, „ich dachte, Sie wären zu sehr beschäftigt. Es ist so voll im Laden. Ich kann ja ein andermal wiederkommen."

Das Wort „ein andermal" klang schrecklich in den Ohren eines jeden Niedermeyer. Mit sanfter Gewalt zog Karl die Dame an sich und schloß die Thür. „Ich stehe ganz und voll zu Ihren Diensten, gnädige Frau," sagte er, „bitte, befehlen Sie."

„Ich wollte einige Bücher kaufen," sagte sie, nunmehr besiegt. „Ich habe Geschenke zu machen und gebrauche auch Lektüre für mich selbst. Die Festtage sind zuweilen so langweilig, es sind ihrer zu viele, da will man gern ..."

„Romane?" fragte Karl Niedermeyer mit liebkosendem Blicke. „Gewiß wollten die gnädige Frau einen Roman kaufen, oder ..."

„Ja, Verschiedenes. Einiges zum Verschenken. Sie müssen mir raten. Und anderes für mich zu lesen. Etwas Hübsches, bitte, etwas Neues, nichts Langweiliges. Was haben Sie denn wohl für mich zu lesen? Nennen Sie mir doch einiges."

Karl Niedermeyers Gehirn war ganz erfüllt mit litterarischen Namen und Titeln. Dieselben steckten in ihrer Menge so nahe aneinander, waren so eng gepfropft, daß es nicht leicht war, einen einzelnen herauszuziehen. Gewöhnlich kamen sie bei einem solchen Versuche gleich bündelweise zum Vorschein, indem der eine den anderen mit sich riß. Aber aus der Unterhaltung mit dem strengen Herrn klang ihm noch der Name Spielhagen im Ohre, und er brachte jetzt nach einem schnellen Blick auf der Dame Gesicht Spielhagen zum Vorschein.

„Meine gnädigste Frau," sagte er, „etwas ganz Vorzügliches, Feines, Pikantes hat

unser berühmter und allgemein beliebter Spielhagen in allerneuester Zeit geliefert. Ich werde Ihnen den Roman vorzulegen die Ehre haben, und Sie..."

„Spielhagen, ach ja, der ist reizend," sagte die Dame. „Daran hatte ich nicht gedacht. Also er hat etwas Neues geschrieben?"

Karl Niedermeyer küßte die Spitzen seiner Finger und warf den Kuß zur Decke empor, wo die Gaskuppeln brannten. „Etwas Hochfeines," sagte er, „ganz Spielhagen, hoch elegant, hoch liebenswürdig, hoch bedeutend, hoch tief. Ganz und voll kann ich Ihnen das empfehlen."

Mit diesen Worten nahm er Spielhagens neuen Roman vom Tische und überreichte ihn der Dame, glücklich über den guten Geschmack, den sie dadurch bewies, daß sie im Gegensatze zu so vielen Kunden einen Roman kaufen wollte, anstatt ihn der Leihbibliothek zu entnehmen.

Die Dame las den Titel. „Ach," sagte sie, „ich habe mich geirrt. Ich meinte gar nicht Spielhagen, nein, das habe ich eben verwechselt. Ich dachte an Hermann Heiberg. Dies Buch kenne ich schon, es ist schrecklich langweilig. Ach nein, Spielhagen, wissen Sie, der ist doch recht heruntergekommen."

„Nun, meine gnädige Frau, er ist immerhin," sagte Karl Niedermeyer, indem er sich wand und verbeugte und lächelte — „in der That, man kann mit Recht sagen, daß seine neuesten Sachen — und ein wahrhaft feiner Geschmack — offen gestanden, meine Passion ist er auch nicht gerade ganz unbedingt. Seine ‚Problematischen Naturen‘ hat er nie wieder erreicht, und indem er sich bemüht originell zu sein, liefert er lauter Karikaturen. Dagegen Hermann Heiberg! Ah, ich sehe, Sie kennen die Litteratur, meine gnädige Frau. Ja, Hermann Heiberg!"

„Oder ob ich einen Roman aus dem Englischen nehme?" fragte die Dame. „Eigentlich sind die englischen Geschichten immer die hübschesten." Sie sah forschend in Karl Niedermeyers Gesicht und spielte mit den Quasten ihres eleganten Muffes.

Karl Niedermeyer hatte einige Mühe mit dieser Dame, aber er war seiner Aufgabe gewachsen. Er stand auf der Höhe der Ansprüche, die an ihn gestellt wurden, und als die Dame den Laden verließ, ward ein Paket von Büchern für sie von einem der Lehrlinge zusammengeschnürt, welches fünfundsiebzig Mark wert war. Zufrieden ging Karl Niedermeyer neuen Geschäften entgegen und trocknete sich mit dem schneeweißen Batisttuche den Schweiß von der Stirn. Hatte er es doch fertig gebracht, während seiner Unterhandlung mit der kauflustigen Dame auch noch den strengen Herrn zu befriedigen und den Leutnants je einen Ebers, einen Julius Wolff und einen Felix Dahn zu verkaufen.

Da stieß er wieder auf den graubärtigen Privatgelehrten, der sich ganz ungeniert eines der wenigen Stühle im Laden bemächtigt hatte und in einem Kataloge las. Dr. Biester erhob den Kopf, blickte den eilfertigen jungen Buchhändler mit einem satirischen Lächeln an und fragte: „Nun, welcher Autor ist denn dieses Jahr der berühmteste?"

„Ach, schweigen Sie," antwortete dieser, indem er sich gut gelaunt zum Ohre des Gelehrten niederbeugte. „Sie glauben ja doch an nichts."

„Wie? Auch nicht an die Thorheit der Menschen?"

„O, an die Thorheit der Menschen, das glaube ich schon, aber ich denke, lieber Doktor, Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die zu finden."

„Sie meinen, ich sollte mich selbst betrachten, anstatt die Narren in Ihrem Laden, lieber Sortimenter. Ha, welche Weisheit doch oft unbewußt aus dem Munde der Unmündigen hervorbricht!"

„Das wollte ich nicht sagen. So grob zu sein, erlaubt sich nur der Herr Dr. Biester. Aber wenn hier wirklich Narren sind, was hat ein weiser Mann dann an ihnen zu betrachten?"

„Nun, beim Hunde, o Jüngling, glaubst du denn, daß wir jemals über die Natur unserer Seele Aufschlüsse bekommen könnten, wenn wir nicht die Narren studierten? Und ist es nicht eine allerliebste Narrheit, daß die Leute hier neue Bücher kaufen, während sie die alten, im Laufe der Zeit erprobten Bücher noch nicht kennen?"

„Das kann ich keine Narrheit nennen, verehrtester Doktor, denn in den neuen Büchern steckt die größere Bildung der Neuzeit. Die Welt schreitet fort, und wer mag noch an Veraltetem kleben bleiben?"

„Das ist ein Gedanke, eines Sortimenters

würdig!“ sagte der Gelehrte. „Halten Sie ihn fest, junger Niedermeyer, und gehen Sie, dort erscheint eine junge Dame, die für sich allein mehr Ansprüche macht als all die andere Gesellschaft. Machen Sie ihr Ihren schönen Knix!“

Karl Niedermeyer blickte nach der Thür, und als er sah, wer dort eben eingetreten war, bemächtigte sich seiner eine ihm sonst ganz unbekannte Verwirrung, die so groß war, daß er vergaß, dem Dr. Biester auf seine Bemerkung so zu dienen, wie er es verdient hätte. Denn offenbar hatte diese Bemerkung einen boshaften Sinn. Im Ernste konnte jener nicht gemeint haben, daß die junge Dame, die eben gekommen war, übertriebene Ansprüche mache. Sie war im Gegenteil von sehr zurückhaltendem und jungfräulichem Auftreten. Dr. Biester hatte sich vielmehr eine Anspielung auf das besondere Verhältnis zwischen Karl Niedermeyer und dieser jungen Dame erlaubt, welche keine andere war als Fräulein Anna Schottmüller.

Karl Niedermeyer war im ersten Augenblicke so bestürzt, daß er wünschte, einer seiner Brüder hätte sich dazwischen geworfen und ihn der Verlegenheit enthoben, mit Anna Schottmüller zu sprechen; im zweiten Augenblicke aber siegte bei ihm schon ein anderer Antrieb, und er stürzte vor, um seinen Brüdern zuvorzukommen und sich das Glück dieses Besuches nicht entgehen zu lassen. Er ward von geteilten Empfindungen bewegt. Es war sein Plan gewesen, nach Leipzig zu gehen, weil ihn die Nachricht von Annas Verlobung tief verletzt hatte. Zum erstenmal in seinem Leben hatte ihn, den altgeübten Kämpen auf dem Felde der Galanterie, eine ernste Leidenschaft erfaßt. Er hatte sich entfernen wollen, um Busstedt nicht sehen zu müssen und zugleich um durch überraschende Erfolge im Verlagsgeschäfte Annas Augen und des Geheimen Kommerzienrats Sinne zu blenden. Er hatte Schottmüllers zeigen wollen, welchen Mann sie verschmäht hatten. In dieser Absicht hatte er auch der Firma Schottmüller ihren besten Arbeiter wegfangen wollen. Der Plan war jedoch noch nicht zur Ausführung gekommen. Der alte Niedermeyer, der im Hinterzimmer zwischen den Geldschränken mit seinem altersgrauen faltigen Gesichte wie ein Schätze hütendes Gespenst saß, hatte die notwendige Summe zur Einrichtung eines Geschäftes in Leipzig nicht herausrücken wollen. Es war ein wunderlicher Alter, er zog mit der linken Hand gern wieder zurück, was er mit der rechten gegeben hatte. Er genehmigte den Leipziger Plan und hielt dann doch im entscheidenden Augenblicke das Geld fest. Karl aber hatte nicht mit großer Dringlichkeit auf seiner Absicht bestanden, sonst würde er das Geld doch vielleicht bekommen haben. Er hatte allerhand vernommen, was ihm das Bleiben in Neustadt auch wieder angenehm machte. Die Ereignisse im Schottmüllerschen Geschäfte waren kein Geheimnis für ihn geblieben, es schien ihm so, als sei eine Erkaltung zwischen Schottmüllers und dem Leutnant von Busstedt eingetreten, und er hatte sich mit der Hoffnung zu schmeicheln angefangen, die Verlobung könnte zurückgehen, und dann würden seine eigenen Vorzüge in ein helles Licht gerückt werden. Es kam ihm bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft sehr vieles zu Ohren.

Anna Schottmüller begrüßte ihn, als er sich mit dem süßesten Lächeln vor ihr verneigte, mit großer Unbefangenheit. Sie war gekommen, um einige Photographieen zu kaufen. Ihre Unbefangenheit war für Herrn Niedermeyers Geschmack eigentlich zu deutlich. Er hätte gewünscht, daß sie in seiner Nähe ein wenig von dem Benehmen der Lotosblume gegenüber der Sonne Pracht gezeigt hätte. Zwar war niemals zwischen ihnen beiden vom Ernst der Liebe die Rede gewesen, ihr Gespräch hatte sich vielmehr immer nur um solche Gegenstände gedreht, die ganz allgemein Gegenstand der Unterhaltung waren, aber er würde es doch gern gesehen haben, wenn Anna die beredte Sprache seiner Augen besser verstanden hätte. Offenbar war auch der Vorschlag seines Vaters gegenüber dem Geh. Kommerzienrat gar nicht zu Annas Kenntnis gekommen. Er beschloß, so liebenswürdig wie möglich zu sein und, wenn es irgend anging, einen Blick in Annas Herz zu thun. Es war doch kaum denkbar, daß sie so ganz ungerührt von seinen Huldigungen bleiben konnte.

Nachdem er zuerst in verbindlicher Weise die schönsten Photographieen vorgezeigt und Anna ihre Auswahl getroffen hatte, lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände. Sie habe sich so lange Zeit nichts aus der

Leihbibliothek geholt, sagte er, er erinnere sich nicht, sie seit drei Monaten auch nur ein einziges Mal im Laden gesehen zu haben. Er sei seiner Sache sicher, sie sei wirklich seit einem Vierteljahre nicht dagewesen, denn wenn sie dagewesen wäre, so würde sich dieser Besuch unvergeßlich seinem Gedächtnisse eingeprägt haben.

Anna hatte ein stilles, ernstes Wesen. Sie richtete ihren ruhigen Blick auf seine glänzenden schwarzen Augen und sagte: „Ich bin in der letzten Zeit wenig zum Lesen gekommen.“

„Ich kann es mir denken,“ sagte Karl Niedermeyer lächelnd und mit einer kleinen Verbeugung, als erkenne er die Gründe, welche sie zum Nichtlesen habe, an, auch ohne sie zu wissen. „Ich meine,“ fuhr er fort, weil Annas Blick ihn zu fragen schien, „die eifrige Korrespondenz mit dem Herrn Bräutigam wird Ihre Zeit wohl sehr in Anspruch nehmen. Wie schade, daß der unerbittliche Dienst den Herrn Baron so bald nach der Verlobung entführen mußte. Daß doch die hohen Vorgesetzten oft so wenig Rücksicht nehmen!“

Indem er so sprach, ward Karl Niedermeyer von dem Drange geleitet, aus Annas Miene oder Worten etwas Näheres über ihren Herzenszustand herauszulesen. Busstedt war vierzehn Tage nach der Verlobung von Neustadt weg zur zweiten Schwadron versetzt worden, die in Berndorf, drei Meilen von Neustadt entfernt lag, und es waren sehr verschiedenartige Vermutungen über den Grund dieser Versetzung aufgetaucht. Aber Niedermeyers Hoffnung erfüllte sich nicht. Anna veränderte keine Miene und sagte nur, daß sie allerdings durch Briefschreiben mehr als sonst in Anspruch genommen werde.

„Ich habe gerade jetzt wunderhübsche neue Sachen in der Leihbibliothek,“ sagte Niedermeyer, auf ein anderes Thema hinübergleitend. „Und für Sie, mein gnädiges Fräulein, liegen stets ganz frisch gebundene Bücher, die noch niemand gelesen hat, bereit.“

„Wirklich? Das ist sehr freundlich von Ihnen,“ sagte Anna. Wäre Karl Niedermeyer jedoch nicht so sehr im Eifer und so sehr von Annas Gegenwart bestrickt gewesen, so würde er mehr auf den Ton als auf die Worte selbst geachtet haben. Denn dieser Ton sagte: „Ich begreife nicht, wie ich zu solcher Auszeichnung komme.“

„O, für Sie, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er eindringlich und seufzte ein wenig. „Da ist ein neuer Band von Paul Heyse. Entzückend! Nein, mit welcher Zartheit, mit welcher Innigkeit, mit welcher Tiefe, mit welcher Wahrheit Paul Heyse die Empfindungen des Herzens darzustellen weiß!“

Ein halb unterdrücktes Lächeln schwebte um Annas Mund, und sie sah dabei so reizend aus, daß der junge Niedermeyer ganz von seinen Gefühlen hingerissen wurde. Er konnte es nicht lassen, ein wenig von dem Zustande seines eigenen Herzens zu offenbaren. Er mußte auf der Brücke der Heyseschen Dichtungen eine Verbindung zwischen Anna und ihm selber herstellen. „Und wie er den Schmerz der Liebe zu schildern weiß!“ sagte er, indem er die Augen halb schloß, den Kopf rückwärts neigte und eine sanfte Melancholie über seine Gesichtszüge ausgoß. „Sind nicht seine Dichtungen eine beständige Klage über unverstandene Leiden? O, ich kann nur zu gut mit ihm fühlen. Wenn er ein Herz schildert, das in echter glühender Zuneigung für ein angebetetes Ideal brennt, aber verschmäht wird — wenn er beschreibt, wie ein Herz vergeblich hofft und von der rauhen Wirklichkeit zermalmt wird, wie Eifersucht und Liebe es quälen, wenn die Angebetete einem anderen zu teil wird, der sie unglücklich machen muß — dann verstehe ich Heyse!“

„Kommt das in dem neuen Bande vor, den Sie mir geben wollten?“ fragte Anna.

Karl Niedermeyer hatte während seiner Rede emporgeblickt und sah nun wieder Anna an. Zu seinem Mißvergnügen hatte Annas Lächeln jetzt einen etwas boshaften Ausdruck bekommen, obwohl sonst Bosheit ihrem lieblichen Gesichte fremd war.

„Ich möchte solche Sachen nicht lesen,“ fuhr Anna fort. „So etwas ist gar nicht mein Geschmack.“

Sie machte ihm eine kleine Verbeugung, nahm das Paket mit den Photographieen und wandte sich mit einer ruhigen Entschiedenheit zum Gehen, daß Karl Niedermeyer einsah, jeder fernere Versuch, sie günstig zu stimmen, werde die Sache nur verschlimmern. Sie hatte ihn verstanden. Karl Niedermeyer sagte sich, daß sie ihn verstanden hatte und nichts von ihm wissen wolle. Er hätte sich

gern selbst eine Ohrfeige gegeben. Er wurde blutrot vor Scham über seine eigene Dummheit. Als er sich umwandte, um in die Tiefen des Hintergrundes des Ladens einzutauchen, stieß er wieder gerade auf den Dr. Biester, der mit Büchern unter dem Arme daherkam.

„Nun?“ fragte ihn der Gelehrte mit satirischem Lächeln, „was haben Sie denn, Sie Schwerenöter? Sie sehen ja aus, als ob Ihnen die ganze Petersilie verhagelt wäre.“

„O, gehen Sie zum . . .,“ antwortete Karl Niedermeyer wütend. „Ihr Eulengesicht verscheucht uns die Kunden!“

(Fortsetzung folgt.)

Politik auf den Samoainseln.

Wenn in diesem Familienblatte, welches die Politik ausschließt, ein Titel, wie der obenstehende, erscheint, so möge der Leser nicht erschrecken. Die Politik auf Samoa ist ein anderes Ding als bei uns in Europa und fällt für uns mit der Völkerkunde zusammen, so daß wir sie ruhig mit in das Programm des Daheim ziehen dürfen. Deutschland hat dort, wie bekannt, große Interessen zu vertreten und infolgedessen wiederholt auf Samoa Streitigkeiten mit den Eingeborenen sowohl als mit den dort angesiedelten Engländern und Amerikanern gehabt. Ehe wir aber auf den jüngsten Konflikt hier eingehen, mögen einige allgemeine Bemerkungen über die Inseln in das Gedächtnis zurückgerufen werden.

Die mitten in der Südsee gelegenen Inseln sind zusammen etwa so groß wie das Herzogtum Anhalt; dabei haben sie aber eine eingeborene Bevölkerung von nur 35 000 Seelen, zu denen einige Hundert Weiße, Deutsche, Engländer und Amerikaner, kommen. Der Zentralplatz des Handels ist die Stadt Apia auf der Insel Upolu; dort befindet sich das „deutsche Quartier“ mit stattlichen Gebäuden, wohnt der deutsche Konsul, sind deutsche Schiffswerfte und Faktoreien angelegt. Bahnbrecher für den Handel war der bekannte Hamburger Godeffroy, welcher namentlich Kokosnüsse von dort holte und allmählich Grundbesitzer wurde, große Plantagen anlegte und als „König der Südsee“ galt. Staunend sah im Jahre 1869 der französische Kapitän Aube (vor kurzem französischer Kriegsminister) die Entwickelung des deutschen Handels auf den Schifferinseln, neidisch betrachtete er die großen Dreimaster mit der schwarz-weiß-roten Flagge, so daß er über Godeffroy schreiben mußte: „Übrigens hat dieses deutsche Haus schon heute jede Konkurrenz erdrückt. Es beutet den Markt ganz allein aus, und kaum versuchen es noch einige Kaufleute aus Sydney, nicht mit ihm zu kämpfen, sondern nur noch eine Nachlese nach der reichen Ernte zu halten.“ Der Franzose sah solches ein, der deutsche Fortschrittsmann nicht, denn an seiner Weisheit scheiterte bekanntlich der erste Anlauf Fürst Bismarcks zu deutschen Kolonialunternehmungen. Die Samoainseln könnten heute deutsch sein, so aber blieben sie in den Händen ehrgeiziger Häuptlinge, welche als Spielball bald des amerikanischen, bald des englischen Konsuls dienten. Je nachdem der eine oder andere besser intriguierte und Ränke zettelte, wurden die Deutschen zurückgesetzt, und es wurde bereits 1878 nötig, daß zur Aufrechterhaltung der Verträge die Korvette „Ariadne“ samoanische Häfen besetzen mußte, damit den Deutschen ihr Recht wurde. Es ist höchst charakteristisch, festzustellen, daß jedesmal die amerikanischen Konsuln, welche die Intriguen gegen Deutschland anspannen, deutsche Juden waren; das erste Mal ein sicherer „Kolonel“ Steinberger, das zweite Mal ein sicherer Grünbaum.

Die politischen Zustände auf den Samoainseln sind von jeher höchst eigentümlicher Art gewesen. Erst die Missionare, die lange Jahre dort gelebt, vermochten uns einen Einblick in die verwickelten Zustände zu geben. Die Regierung hatte einen mehr patriarchalischen und demokratischen, als monarchischen Charakter, und es ist nur dem Einflusse der Fremden zuzuschreiben, daß Samoa jetzt mit einem oder, wenn man will, zwei „Königen“ paradiert. Man nehme z. B. ein Dorf von 300 bis 500 Seelen, so wird man dort zehn bis zwanzig mit Titeln versehene Familienhäupter, darunter eines mit höherem Range, finden, einen Eingeborenen, der nicht einmal soviel wie bei uns ein Dorfschulze

bedeutet. Die Titel und Würden der Familienhäupter sind nicht erblich. Was hier eine Familie genannt wird, das ist eigentlich eine Sippe, eine ganze Verwandtschaft von vielleicht 50 und mehr Köpfen. Sie hat ein großes Haus als Versammlungsort und zum Empfange von Besuchern, dabei aber eins oder fünf Häuser zum alltäglichen Gebrauche. Die Häuptlinge sind eine auserlesene Klasse, ein Adel, dessen Stammbaum sorgfältig bis zu dem ehemaligen Oberhaupte irgend einer besonderen Sippe verfolgt wird, und der stets mit dem Titel „Häuptling" angeredet wird.

Da der Oberhäuptling die Sippe zusammenberuft und alle Bewohner des Dorfes als seine Kinder betrachtet, so ist er natürlich eine höchst wichtige Person. Sonst aber benimmt er sich wie jeder gewöhnliche Samoaner; er fischt mit im Meere, arbeitet in der Pflanzung, hilft beim Hausbau und hantiert am heimischen Backofen. Höchstens hat er das Vorrecht, den ersten Becher aus der Schüssel mit berauschendem Avatranke zu trinken; auch erhält er das beste Stück von der erlegten Schildkröte; auch heiratet er nur standesgemäß. Das Land auf den Inseln ist im gemeinsamen Besitze der Sippe, die Äcker einer jeden Sippe sind genau bekannt, und der Oberhäuptling verfügt darüber für die Gesamtheit; ebenso ist das Meer für die Fischerei verteilt.

Der Oberhäuptling und die Familienhäupter bilden den gesetzgebenden Körper des Ortes sowie den gemeinschaftlichen Gerichtshof. Es gab ungeschriebene und wohlverstandene Gesetze über Diebstahl, Ehebruch, Mißhandlungen, Mord, gegen Schimpfen und Abhauen von Fruchtbäumen. Tod war die gewöhnliche Strafe für Mord, und da es dem beleidigten Teile freistand, Rache zu nehmen an dem Sohne, Bruder oder sonst einem Verwandten des Beleidigers, so waren jene Verbrechen gefürchtet und selten. Ehebruch wurde durch Ausstechen der Augen und Abbeißen von Nase und Ohren bestraft.

Diese Dorfgemeinden, Sippen, von denen wir eben gesprochen haben, betrachteten sich als völlig getrennt von einander, als ganz unabhängig und berechtigt, auf ihrem eigenen Grund und Boden und in ihren eigenen Angelegenheiten frei zu handeln wie ihnen beliebte. Dann aber vereinigen sich wiederum acht bis zehn dieser Dörfer und bilden einen Bezirk oder Staat zu gemeinschaftlichem Schutze. Irgend ein Dorf wird als Hauptort des Bezirkes anerkannt, wo das gemeinsame, aus den Häuptlingen bestehende Parlament zusammentritt. Es fand im Freien, im Schatten der Brotfruchtbäume statt, war öffentlich und die Reden wurden vor dem gesamten Volke gehalten.

Diese alte Verfassungsform der Samoainseln ist indessen in neuerer Zeit unter dem Einflusse der Missionare und der fremden Ansiedler ganz abgeändert worden. Die Macht der Tuis oder Oberhäuptlinge ist gesunken, und eine Art von konstitutionellem Regiment trat an ihre Stelle. Es war dieses die Regierung der Taimuna und Faipule, erstere eine Häuptlingsversammlung, die etwa dem Magistrate einer Stadt verglichen werden kann, letztere eine gewählte Versammlung von Männern, die den Stadtverordneten gleichkam. Dieses alles geschah unter dem Einflusse der Konsuln, welche der Regierung auch die seitdem eingeführte Kopfsteuer vorschlugen. Ein König fehlte noch, aber auch diesen sollte Samoa haben.

Der oben erwähnte „Oberst" Steinberger fruktifizierte seine semitische Findigkeit durch Begründung des samoanischen Königtums, indem er einen der mächtigeren Häuptlinge, Malietoa, über die Köpfe der Regierenden hinweg zum Könige machte und durch diesen dann Samoa den Vereinigten Staaten als Kolonie anbieten ließ. In Washington ging man jedoch nicht auf diesen Vorschlag ein, worauf Malietoa sich den Engländern in die Arme warf und mit ihrer Hilfe die Entfernung seines jüdisch-deutsch-amerikanischen Protektors Steinberger durchsetzte. Jetzt war England bei der braunen Majestät obenauf, die übrigens keineswegs überall auf den Inseln anerkannt wurde, da ein solches Königtum, wie wir sahen, durchaus nicht in der Landesverfassung begründet ist. Die deutschen Konsuln auf Samoa (Weber, Zembsch, Travers) haben übrigens niemals, wie England und Amerika, den Häuptling Malietoa anerkannt. Sie wußten, daß er ein trauriger, charakterloser Mann sei, auf den das deutsche Wort „Lump" vollkommen paßte. Denn Malietoa widerrief am nächsten Tage regelmäßig, was er zuvor bestätigt hatte, war bald auf amerikanischer, bald auf englischer Seite und versuchte sich auch gelegentlich im deutschen Fahrwasser. Im Jahre 1883 wünschte er auf Betreiben eines Abenteurers





Der deutsche Kronprinz in Toblach: „Guten Morgen, Kaiserliche Hoheit!“ Nach dem Leben gezeichnet von W. Gause.

Namens Lundon von Neuseeland annektiert zu werden. Um Annexion des Landes durch England hat er auch wiederholt gebeten, indessen auch hier ohne Erfolg. Wer den stets geldbedürftigen, einen sehr liederlichen Lebenswandel führenden „König“ am besten bezahlte, der hatte ihn, und da von deutscher Seite solche schmutzige Manipulationen niemals vorkamen, so haßte er die Deutschen, die ihm ohnehin dadurch, daß sie die größten Grundbesitzer auf Upolu sind und den Handel in Händen haben, ein Dorn im Auge sind. Malietoa begünstigte endlich die Räubereien der Eingeborenen auf den Pflanzungen der deutschen Plantagengesellschaft und setzte seinem frechen Benehmen dadurch die Krone auf, daß er, als die zahlreichen Deutschen am 22. März d. J. den neunzigsten Geburtstag unsers Kaisers feierten, verschiedene derselben mißhandeln ließ und störend in die Feier eingriff. Wiederholt hat dieser von England und Amerika anerkannte Herrscher die Verträge gebrochen, so daß endlich jetzt ein Eingreifen des deutschen Südseegeschwaders nötig wurde, welches den „König“ wohl für alle Zeiten von den Samoainseln entfernte.

Toblach, das Pusterthal und das Ampezzothal.

Von Warmholz.

Seit einer Reihe von Jahren besucht der greise Kaiser Wilhelm das Bad Gastein. Die Bewohner nicht nur des Bades, nein, die im ganzen herrlichen Gasteiner Thale haben den hohen Gast, der ihnen kein Fremder mehr ist, lieb gewonnen, sie zollen ihm die höchste Verehrung, und seine Ankunft bedeutet jedesmal ein Freudenfest.

Aber auch der ruhmgekrönte Monarch fühlt sich wohl in jenem Alpenthale, dessen Heilquelle seine Gesundheit wieder und wieder gekräftigt hat, er ist dort schon ganz zu Hause, doch die Schönheiten des Alpenlandes entzücken ihn immer aufs neue. Diese Vorliebe für die österreichischen Alpen scheint auch auf die kronprinzliche Familie übergegangen zu sein, die wiederholt in Südtirol längeren Aufenthalt nahm.

Im vorigen Jahre hatte Madonna di Campiglio, dieses noch viel zu wenig gewürdigte Juwel Südtirols, das Glück, die Kronprinzessin Viktoria und einige Mitglieder der kronprinzlichen Familie durch längere Zeit zu beherbergen. Dort mag die Brentagruppe, die alles, was die Dolomiten an wilden und sonderbaren Formen zu bieten vermögen, in sich vereinigt, die hohe Frau so sehr gefesselt haben, daß sie auch in diesem Jahre an der Seite ihres Gatten einen Ort in der Nähe der Dolomitenwelt, diesmal der östlichen, Toblach, aufsuchte.

Durch diese nun fast regelmäßig wiederkehrenden Besuche der tiroler Alpen seitens der Mitglieder des deutschen Kaiserhauses sind diese Alpen den Bewohnern des Deutschen Reiches gewissermaßen näher gerückt. Der Strom der Wander- und Kletterlustigen aus Deutschland flutet während der Sommermonate nicht mehr nur nach der Schweiz und in das bayrische Hochland, wie dies noch vor etwa zehn Jahren der Fall war, ein mächtiger Arm dieser Strömung hat seinen Lauf mehr gegen Osten, in die österreichischen Alpen genommen, und besonders Tirol wird während der Monate Juli und August und tief in den September hinein von deutschen Touristen und deutschen Sommergästen aus dem Reiche beherrscht.

Die Erschließung jenes Alpengebietes, welches wir gewöhnlich die Dolomiten nennen, für den großen Verkehr, ist in erster Linie der Südbahn zu danken, die mit dem Bau der Linie Franzensfeste-Villach-Marburg eine Schienenstraße in das Pusterthal und in das Drauthal gelegt hat, durch welche dem Fremdenverkehr weite, früher schwer erreichbare Gebiete, wie das der Kärntner Seen, das der Karawanken und das der östlichen Dolomiten leichter zugänglich gemacht wurden. Die Südbahn ist aber weiter gegangen; ihr, für die Hebung des Verkehrs in den Tiroler Alpen unermüdlich sorgender Generaldirektor Friedrich Schüler hat, wie auf dem Semmering, wie in Abbazia, so auch an die Pforten der Dolomitenwelt, in Toblach, eine mit allem Komfort ausgestattete Gastanstalt bauen lassen, die, 1204 Meter über d. M., am Rande eines prächtigen Lärchenwaldes gelegen, zu einem langen Aufenthalte einladet.



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Ansicht von Toblach. Im Hintergrunde Eingang in das Ampezzothal.
Nach der Natur von W. Gause.

Dieses Haus beherbergt seit dem 7. September dieses Jahres den Kronprinzen des Deutschen Reiches, dessen hohe Gattin und die Prinzessinnen Viktoria, Sophie und Margarethe, nebst einem Gefolge von acht Personen. Die stattliche, imponierende Erscheinung des deutschen Kaisersohnes, die, wie ich gerade jetzt wohl nicht unbemerkt lassen darf, ein Bild vollkommener Gesundheit und Manneskraft bietet, sehen wir nun innerhalb eines Zeitraumes von acht Jahren schon zum drittenmal in Toblach; das leutselige, einfache, vertrauenerweckende Wesen des Kronprinzen hat ihm auch dort, in dem fernen Alpenthale jene warme Zuneigung des Volkes gewonnen, die er im eigenen Lande in so hohem

Maße besitzt. Als kürzlich ein tiroler Bäuerlein mit seinem Dirndl von weit herkam, um den Sohn des deutschen Kaisers zu sehen, sprach der Kronprinz, der durch seinen Kammerdiener davon gehört hatte, den alten Mann auf das freundlichste an, und oft werden Leute, denen die kronprinzliche Familie auf ihren Spaziergängen begegnet, huldvollst angeredet und Arme beschenkt.

Die Lebensführung der kronprinzlichen Familie in Toblach ist einfach und geräuschlos; die Ansprüche an Küche und Keller erheben sich kaum über das, in guten bürgerlichen Kreisen Gebräuchliche.

Die Toilette der Damen, anliegende englische Kleider in möglichst einfachen Dessins, und der Anzug des Kronprinzen, brauner Filzhut, Bluse, Pluderhose, Kniestrümpfe und Schnürschuhe, lassen die Absicht, Wald und Berge zu durchstreifen, erkennen, und diese Absicht wird auch im weitesten Maße ausgeführt. Es wird früh aufgestanden und der ganze Tag möglichst in der freien Luft zugebracht, große, bis achtstündige Touren



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Das sogenannte alte Schloß. Dasselbe wurde von der Kronprinzessin skizziert, um von ihr später zu einem Bilde verwendet zu werden.

oder kleine Spaziergänge werden unternommen, doch auch die seitens der Familie bevorzugten Künste, Musik und Malerei werden gepflegt. Nach der Abendmahlzeit vereint sich die kronprinzliche Familie und das Gefolge im Salon, um noch kurze Zeit der Konversation, der Musik oder Gesellschaftsspielen zu schenken, und gegen zehn Uhr etwa suchen die hohen Herrschaften ihre bescheidenen Schlafräume auf.

Neben der großartigen Natur mag wohl der Umstand für die Wahl von Toblach gesprochen haben, daß die Luft dort oben trotz der hohen örtlichen Lage auch im Spätherbst noch milde, aber doch frisch und kräftig, und daß sie nur selten stürmisch ist. Als weiterer Vorzug muß dann noch die unmittelbare Nähe der Eisenbahnstation und die jetzt um das Hotel herrschende Ruhe hervorgehoben werden, die es den hohen Gästen möglich macht, ganz unbelästigt nach Gewohnheit und Neigung zu leben.

Herr und Frau Überbacher, die Hotelbesitzer, bieten alles auf, um die Neugier fern zu halten, und schließlich würde auch der Neugierigste nichts bemerken als ein Bild hohen Familienglückes.

Das etwa dreißig Meilen lange Pusterthal wird aus den durch den Toblacher Sattel getrennten Thälern der Rienz und der oberen Drau gebildet; es führt sich uns als ein zum größten Teile weites und nur hier und da enges Querthal vor, das besonders an seinen beiden Enden bei Franzensfeste und Lienz von hoher Schönheit ist und dessen fast genaue Hälfte durch die Wasserscheide bei Toblach markiert wird; gegen Westen trägt die Rienz ihre Wasser hinab zur Adria, gegen Osten braust die Drau, in oft jähen Stromschnellen, hinab zur Donau und in das Schwarze Meer.

Durch dieses Thal sind schon die Römer gezogen, hier haben sie Niederlassungen angelegt, wie dies durch viele Funde römischer Votivtafeln, durch Münzen- und Waffenfunde festgestellt ist, in diesem Thale haben slavische und germanische Volksstämme gekämpft, hier hat der Geist der Reformationszeit gewaltige Wogen geschlagen, und hier haben französische Kolonnen in ihrer blutigen Weise vergeblich versucht, das treue tiroler Volk dem Hause Habsburg abzuringen. Überall im Thale begegnen wir zum Teil gewaltigen Ruinen von Kastellen, von Burgen und Schlössern; gegen Osten war das Thal durch die Lienzer Klause, gegen Westen durch die Vintler Klause gedeckt, die Mauerreste, die zerfallenen Türme dieser Bollwerke werden nun von Gras, von Farnkraut und Kiefern überwuchert.

Neben den Ruinen fallen uns im Pusterthale die vielen Bäder auf. Es sind dies zum großen Teil sogenannte Badl, Bauernbäder, die von den wohlhabenden Thalbauern, besonders aus den Weingütern des heißen Etschthales, als Sommeraufenthalt benutzt werden. Aber einige von diesen Bädern, so das Wildbad Alt-Prags, Bad Neu-Prags, Bad Maistadt und Bad Innichen, alle vier in der Nähe von Toblach, sind heute gut eingerichtet und beherbergen Kurgäste aus Nah und Fern. Von den einstigen Neu-Prags und Alt-Prags erzählt der „Alpenfreund" aus dem Jahre 1870: „In Wald und Busch versteckt liegt das Badl Neu-Prags, ein Bauernhaus mit holzgetäfelten Wänden, meist von Landleuten besucht, welche die mitgebrachten Speisevorräte selber bereiten. Dann weiterhin schließt eine Reihe wenig verheißender hölzerner und steinerner Bauten, teils unvollendet, teils dem Zerfalle nahe, das altberühmte Gliederbad ‚in der äußeren Prags', das ‚Gastein' Tirols, in sich, das alljährlich von 700 bis 800 Kurgästen besucht wird. Diese scheiden sich, nach Art ihrer Speisung, in drei Kategorieen, wovon die erste Sitz und Stimme an der Tafel in dem sogenannten Saale hat und aus dem edleren Gestein besteht, das wie Granaten in den grobkörnigen Granit der Bauern und Älpler eingesprengt ist. Doch ist auch unter diesen Sommitäten der Nährstand in Gestalt stämmiger Weinproduzenten aus dem Burggrafenamte, Jenesien und Überetsch, bäuerlicher Muselmänner (Holzhändler) aus Cadorenland reichlich vertreten, welche mit venetianischen Komtessen, dem Patriziat deutscher und welscher Städte, Gelehrten und Doktoren, Kaufleuten und Handwerkern, Kriegsobersten und Staatsdienern, ‚Mannerleuten und Weiberleuten' eine bunte Reihe bilden, wie sie kaum irgendwo sich so einmütig an dem mit Speise in Fülle besetzten Tische niederläßt und in den verschiedensten Zungen redet. An dem zweiten Tische in der Wirtsstube finden sich gleichartigere Genossen aus der Bauernschaft im Pusterthale, dessen Volkstrachten hier durch stattliche Män-



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Der Toblacher See (in der Nähe des kronprinzlichen Hotels) am Eingange in das Ampezzothal.
Oben die drei Zinnen von Landro aus.

ner und hübsche Mädchen zur Geltung kommen. Auf der untersten Stufe dieser Badehierarchie, bei den weniger Bemittelten oder Armengästen, wird das Nationalitätenprinzip streng aufrecht erhalten, indem sie sich in eine deutsche und eine welsche Fraktion scheiden und erstere, meist Häusler, Holzknechte und Hirten oder deren Weiber und Töchter, in steter Sonderung mitleidig herabschaut auf das Proletariat aus Cadore und Friaul, welches sich nicht entblödet, eine bettelnde Hand auszustrecken. Eine eigene Kochhütte mit Scheiterholz à discrétion wird von diesen Badegenossen gegen ein geringes Entgelt zur Bereitung ihrer mitgebrachten Vorräte benutzt, und ihre Unterkunft finden sie, weiß Gott wie, in den Verschlägen des alten hölzernen Hauses, das durch eine Bohlenwand mit dem Steinbau zusammenhängt, worin die Magnaten untergebracht sind."

Von den Badeeinrichtungen wird dann weiter gesagt: „Die plumpen Wannen ohne Hahneinrichtung müssen durch die Badeweiber eingefüllt werden und stehen zweireihig, mit Brettern und Teppichen bedeckt, in düsteren Räumen, nur durch aufgehängte Betttücher geschieden, weder mit Unterlage für die Füße, noch mit irgend einer anderen Gerätschaft versehen. Der Heilborn (alaun- und magnesiahaltiges Wasser) quillt in dem weiten offenen Hofraume, dem Aufenthalte von Menschen und Vieh, aus hölzerner Röhre, wogegen das Trinkwasser aus einer entfernteren Quelle alltäglich herbeigeholt werden muß."

Der Raum gestattet mir leider nicht, die weiteren Schilderungen über das damalige Badeleben hier anzuführen; vieles trifft übrigens noch heute zu, besonders die „untere Stufe," wie sie oben genannt wird, lebt heute noch so in den Bädern, wie es da geschildert ist.

Die Art und die Erscheinung der Bewohner des Pusterthales läßt die bajuvarische Abstammung nicht verkennen, der germanische Typus ist der vorherrschende; und besonders in den Seitenthälern gegen Norden, im Pfunders-, im Taufers-, im Antholzerthale, die zu den Eiszinnen und zu den Schneefeldern der Zillerthaler Ferner und des Antholzer Felsmassivs führen, finden wir häufig hübsche blonde Mädchen mit wasserblauen Augen und rosig weißer Haut, um welche sie das Gretchen manches deutschen Hoftheaters beneiden könnte; in den Seitenthälern, die gegen Süden in das Reich der Dolomiten führen, begegnen wir jenen schlanken Gestalten mit den feingeschnittenen braunen Gesichtern, die an die Urbewohner Tirols erinnern, ihre Sprache ist das Ostladinisch, im Lande nennt man es „Krautwelsch," vielleicht aus dem in Deutschland gebräuchlichen Ausdrucke „Kauderwelsch" entstanden (Cahorswelsch).

Die Pusterthaler sind wohl weniger heiter als die Bewohner des Zillerthales, aber auch nicht so ernst wie die Vintschgauer und die Ötzthaler, auch dem Fortschritte nicht so starr abhold, sie leisten den Herren Kaplänen, Kuraten und Pfarrern nicht so unbedingt Heerfolge in staatlichen und weltlichen Fragen; aber sie sind gottesfürchtig, wie das die vielen, oft reich ausgestatteten Kirchen und Kapellen, Betstöcke und Kreuze im Thale und auf den Höhen, 4000, 5000 Fuß hinauf, beweisen; sie sind feste, derbe Menschen, treu und zuverlässig, aber auch nicht ohne jene Bauernschlauheit, die sie den vornehmen Fremden mit „du" anreden läßt, weil's den Fremden mehr „gfreut" als das „Sie."

Diese größere geistige Regsamkeit hat sie einst zu Protestanten, zu Wiedertäufern gemacht.

Johann Jakob Staffler, der verdienstvolle Topograph des Landes Tirol, sagt von Bruneck, dem noch heute bedeutendsten Orte des Pusterthales: „Luthers Reformation blieb nicht ohne störenden Einfluß auf die Bevölkerung Brunecks. Luthersche und Zwinglische Bücher wurden öffentlich verkauft und Luthersche Lieder auf den Gassen gesungen. Ein Prädikant eiferte gegen die Beichte und gegen die Verehrung der Heiligen. Der Schulmeister Huber las den Kindern Virgils Hirtengedichte und Ciceros kleine Briefe vor. Die Bürgerschaft forderte hartnäckig den Genuß des Heiligen Abendmahls in beiden Gestalten. Lange währte dieser betrübende Zustand, und es bedurfte vieler Mühe und großer Klugheit, um den Dämon zu verbannen, der das Volk so arg umstrickt hatte."

Wie dies geschah, lesen wir im Chronisten Kirchmair: „Auch hier ward es mit den Ketzern je länger je ärger, und ich glaube, daß allein im Lande der Grafschaft Tirol und Oberpusterthal wohl tausend darum verbrannt, geköpft und ertränkt worden sind." Was Beil, Feuer, Galgen und Folter nicht



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Spaziergang des Kronprinzen mit seinen drei Töchtern in Toblach.

vermochten, brachten schließlich die Bettelmönche aus Italien zu stande, der Geschichtsschreiber Beda Weber bezeichnet das als „den Kreuzzug der Verzückten aus Italien nordwärts."

Östlich von Bruneck in Welsberg im Pusterthale lebte Jakob Huter, das Haupt der tirolischen Wiedertäufer des XVI. Jahrhunderts; dieser Lehre schlossen sich besonders die damals in Tirol sehr zahlreichen Bergknappen an, „ein unruhiges in Gottesgelahrtheit dilettierendes Volk." Huter wurde (1535) erst in Eis, dann in kochendes Wasser gesetzt, dann, mit Wunden bedeckt, mit Branntwein übergossen und angezündet (Geschichte Tirols von Egger).

Wir weichen vor diesen entsetzlichen Bildern zurück und eilen in die Jetztzeit, die glücklicherweise mildere Formen für religiöse Kämpfe gefunden hat. Heute kämpfen die Pusterthaler, wie alle Welt, den Kampf ums Dasein, ihre Goldwäschereien und Bergwerke sind längst eingegangen, heute ist nur noch das bei Luttach jenseits Taufers betriebene Kupferwerk der Rede wert, die Industrie im Thale verdient bis auf die Verarbeitung von Holz kaum Erwähnung, die Herstellung von Teppichen aus Kuhhaaren und Schafwolle, mit der sich einst die Vintler beschäftigten, ist fast zur Mythe geworden, so bleibt denn nichts als der unbedeutende Ackerbau und die sehr verständig und umfassend betriebene Viehzucht und der Holzhandel nach Italien übrig. Diese aber, verbunden mit dem sehr starken Fremdenverkehr, scheinen eine gewisse Wohlhabenheit in das Thal gebracht zu haben, die meist gut, oft stattlich gebauten Häuser, die behaglich in Obstgärten liegenden Höfe, die reichen Ortschaften und die einen gewissen Überfluß verratenden Trachten der Männer



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Bergtour der Kronprinzessin von Schluderbach aus über den Toblinger Riedl. Im Hintergrunde der Monte Cristallo mit dem Durrensee.
Gezeichnet von W. Gause.



Der deutsche Kronprinz in Toblach: Der Kronprinz mit seiner Tochter Prinzeß Victoria auf dem Wege zur Maximilianskapelle. Oben die Maximilianskapelle.

und Frauen lassen erkennen, daß unser Thal nicht zu den armen tiroler Thälern gerechnet werden darf. Ihr Vergnügen suchen die Pusterthaler, wie alle Tiroler, auf dem Schießstande, im Liede und im Tanze, aber auch das Kobeln (Ringen) und das Hackeln wird im Wirtshause beim roten Tiroler noch fleißig geübt. Da zaubert sich der alte von Wind und Wetter zerzauste „Wurzengraber" und die ärmste „Kuhdirne" mit einem hellen „Juchazer," mit einem scherzhaften „G'stanzl" und zuletzt, wenn der Wein sie warm gemacht, mit einem lustigen „Steirischen" alles Erdenelend vom Herzen weg.

Doch betrachten wir nun das Pusterthal etwas näher.

Hinter uns liegt die granitene Franzensfeste, hinter uns der tiefe Schlund des Eisak und die schon vor siebenhundert Jahren die „hohe" geheißene „Ladritscher Brücke," der Zug rollt an der Rienz hinauf, aus der Ferne grüßt uns der Bozener Schlern, wir nehmen Abschied von den italisch weichen Lüften, die von Brixen herüberwehen, von Kastanie, Feige und Wein, schon umfängt uns nordische Vegetation, das Reich des Lärchenbaumes, der Kiefer und der Tanne beginnt, trotzig blickt Schloß Rodeneck auf uns hernieder.

Vorüber ziehen wir bei Mühlbach durch die Vintler Klause, vorüber bei Ober- und Untervintel, bei dem stolzen Schlosse Ehrenburg, bei den Trümmern von Sonnenburg, und schon haben wir das reizende Bruneck erreicht, das so recht ist, was die Tiroler ein „feines Örtl" nennen. Das Städtchen drängt sich um einen Bergkegel, der das einst von dem Brixener Bischof Bruno als Sommerresidenz erbaute Schloß trägt.

Von hier gegen Süden zieht das Enneberger Thal', mit dem gastlichen St. Vigil, in die Dolomiten hinein, gegen Norden gelangen wir zu dem burggekrönten Taufers und zu den Eisfeldern der Zillerthaler Alpen, deren schimmernde und blinkende Spitzen wir bei der Weiterfahrt im Norden erblicken.

Der Zug erreicht den uralten Ort Ölang, bei welchem von Norden her das Antholzerthal mit verschiedenen Bädern, darunter das Frauenbad Salomonsbrunnen, und dem herrlichen Antholzersee, von Süden das kleine Geiselbergerthal mit den Bädern Scharte und Bergvall einmünden.

Wir passieren nun Welsberg mit einer alten Feste und gelangen bei der Öffnung des Pragserthales und bei Niederdorf vorüberfahrend nach Toblach.

Vom Toblacher Felde führt die Bahn hinunter nach Innichen, wir sind im Gebiete der Drau, die rechts in den Bergfalten und in den Waldschluchten des Neuner Kofl und der 2940 Meter hohen Sandspitze zusammenrinnt. Innichen ist uralt, hier stand das römische Aguntum; das Itinerar des Antonius gibt die Entfernung von Aquileja nach Aguntum über Loncium (Lienz) auf hundert römische Meilen an, was auch zutrifft. Die vielen Türme des kleinen Ortes interessieren uns, da ist die Pfarrkirche zum heiligen Michael, die Katharinenkirche, die Franziskanerkirche, da ist eine im Stile der Heiligengrabeskapelle zu Jerusalem im XVII. Jahrhundert errichtete Kirche, und endlich die uralte Stiftskirche mit einem Portal aus rotem Porphyr, daneben steht ein alter römischer Meilenstein mit dem Namen des Kaisers Marcus Antonius Gordianus Africanus.

Über dem Orte, auf schattigem Waldpfade zu erreichen, liegt das reizende Wildbad Innichen.

Von Innichen führt eine gute Straße nach Italien, über Sexten und den Kreuzberg nach St. Stefano, Cadore und Cortina d'Ampezzo, weiter zur Bahn nach Toblach wandernd, würden wir die herrliche Dolomitenwelt im engen Kreise umfaßt und eine der schönsten und bequemsten Touren gemacht haben, die in diesem Alpengebiete überhaupt möglich sind.

Jenseit Innichen sehen wir links von der Bahn die Sextner Dolomiten, aus denen die Dreischusterspitze, eine großartig wilde Bergbildung, mächtig emporragt.

Bei Sillian und dem Schlosse Heimfels vorüberfahrend, erblicken wir gegen Osten über dem dunkelgrünen Waldthale der Drau die Lienzer Dolomiten; das Thal wird dann wilder, die Bahn windet sich an zerrissenen Hängen und steilen Abgründen hinab, Mauern und Schutthalden scheinen den Zug aufhalten und gewaltige Felstrümmer den Weg versperren zu wollen, aus zerklüfteten Rinnen, über senkrechte Wände fallen Wildbäche hernieder, Waldbäume mit sich reißend, und tief unten kochen die Wasser der milchig grünen Drau; enger wird das Thal, feucht ist die Luft, dunkle Schatten verdrängen den Tag vor dem Abend: das ist die Lienzer Klause; nun liegt sie hinter uns und die

sonnige fruchtbare Lienzer Au breitet sich vor uns aus; jenseit der Au liegt am sanften Bergeshange das Dörfchen Dölsach, dort stand Defreggers Wiege im behaglichen Bauernhause; schon halten wir in Lienz, auf das Schloß Bruck so alt und doch so jung herabsieht; immer ist Leben in den alten Mauern, doch wir können uns nicht im Buchenschatten des Schloßgartens am feurigen Torlauer oder am kühlen Gerstensafte erquicken, wir müssen zurück nach Toblach, da dort der schönste Teil unserer Reise noch vor uns liegt. Im nördlichen Winkel des 1204 Meter üb. d. M. gelegenen Toblacher Feldes liegt am Ausgange einer murenreichen Thalfalte das uralte Dorf Toblach mit seinen alten Warenhäusern und zerfallenen Schlössern, die dem Maler die schönsten Motive bieten, vom alten Schlosse Toblach soll auch die Kronprinzessin Viktoria verschiedene Skizzen aufgenommen haben. Da wo das mächtige Kreuz aufragt, hat, der Sage nach, der Bojarenherzog Garibald im Jahre 609 n. Chr. die Slaven aufs Haupt geschlagen; unten an der Rienz, im weiten sonnigen Thale liegt Niederdorf, das der guten Küche der Frau „Emma" Hellensteiner und der sorglichen Pflege in der Post allsommerlich eine ganze Wiener Kolonie verdankt; links oben sehen wir das alte Bad Maistadt liegen, dort wohnte Kaiser Max, als er die Feste Peutelstein im Ampezzothale belagern ließ; und als er die Venetianer besiegt hatte, ließ er zum Angedenken die heute noch viel besuchte Maximilianskapelle bei Toblach erbauen; rechts schaut, über dem Dorfe Aufkirchen, das Sankt Peters-Kirchlein ins Thal hinab, und weiterhin liegt das Kohler Bad. Von Niederdorf führt, zwischen hohen Steilwänden, die Straße ins Pragser Thal mit den vielbesuchten Bädern Alt-Prags und Neu-Prags und mit dem in Fels und Wald eingebetteten Pragser Wildsee; oberhalb der Bäder, im Thale weiter hinauf, liegt etwa 2000 Meter hoch unter dem Dürrenstein die Pletzwiese, eine herrliche Alpe, die auch von der kronprinzlichen Familie besucht wurde. Wie Thorpfeiler, über welche aus der Ferne der Christallin herüberleuchtet, ragen die Felsmassen des Sarn-Kofl und des Neuner-Kofl bis fast 2600 Meter empor, dort zieht die Straße von Toblach durchs Höhlenthal nach Cortina d'Ampezzo, die Rienz braust an uns vorüber, schon erreichen wir den blaugrünen Toblacher See. Jenseit des Sees verschwindet die Rienz im zerklüfteten Gestein, um bald wieder hell daraus hervorzuspringen, noch oft wiederholt sie dies kindliche Spiel; nun scheint der Monte Pian, ein Damenberg der sanftesten Art, das Thal zu sperren, rechts ragt der Dürrenstein empor, der beste Aussichtspunkt für das weite Gebiet der Dolomiten, der Tauern des Ötzthales und der Zillerthaler Firner. Wir sind in Landro, eigentlich l'Antro (Höhlenstein). Von hier besuchte die Kronprinzessin Viktoria den 2391 Meter hohen Toblacher Riedl, der in starrer Dolomitenwildnis zwischen der Dreizinnen- und Dreischusterspitze liegt. Das weit und breit als vorzüglich gepriesene Gasthaus Landro hat nur selten Platz für einen Fremden, die Stammgäste sind da nicht herauszubekommen, der Ort liegt 1407 Meter hoch, in großartig schöner Landschaft, die sich uns erst einige Schritte jenseit der Häuser erschließt, fast plötzlich sehen wir links, über dem Thale der schwarzen Rienz, die drei Zinnen sich steil zum Himmel erheben, es ist das ein rechtes echtes Dolomitenbild, und ein solcher Blick ist eine weite Reise wert.

Noch zehn Minuten weiter und wir stehen am Dürrensee. Wir haben es glücklich getroffen, sein Bett ist gefüllt, und der Monte Cristallo mit seinem Gletscher, der schlanke Cristallin und die Rhomboeder des Pic Poppena spiegeln sich in seinem stahlgrünen Wasser. Die lautlose Stille hebt noch die Herrlichkeit dieser Hochgebirgslandschaft, auch der nüchternste Alltagsmensch, auch der blasierteste Spötter wird hier von Andacht durchschauert die Hände falten.

Wie phantastisch bauen sich da drüben die nackten grauen Kalkmassen himmelhoch auf, das sind die Dolomiten, vor uns ein dunkler See, dann grüner Lärchenwald, dann steile Schutthalden, aus denen lotrecht, gleich Pfeilern des Himmels, rote und graue Wände emporragen. Abenteuerliche, fremdartige Bergformen bauen sich da auf, aus brüchigem Gestein, gleich Hörnern und Zacken, gleich zerstörten Riesenburgen, gleich geborstenen Kegeln unter- und übereinander, massig, kaum faßbar mit den Sinnen, 1000, 2000 Meter hoch, ohne Vorberge, ohne einen Grashalm, aus dem Thale, aus ödem, karstigem Felsplateau aufsteigend: das sind die Dolomiten.

So werden nach Milliarden Jahren die Korallenriffe des Stillen Ozeans vielleicht Dolomiten bilden, die Untersuchungen Dar-

wins lassen es als möglich erscheinen, daß gewisse dolomitische Erhebungen Südtirols durch die Einwirkung des Seewassers auf den kohlensauren Kalk von Korallenriffen entstanden sind. Dieudonné de Dolomien fand im Jahre 1790 bei Trient Kalksteine, die in weißlichen, wagerechten Schichten lagen, voll von Höhlungen mit rhombischen Kristallen, und bei der Behandlung mit Säure nicht aufbrausten; dieses Gestein, das Magnesiakalk ist, wurde später Dolomit genannt.

Von Schluderbach, das wir vierzig Minuten später erreichen, erblicken wir die zackigen Spitzen der Cadini und die blutroten Wände der Hohen Geisel (Crepa Rossa, 3148 Meter hoch), der Weg steigt leicht zur Wasserscheide an, 1522 Meter hoch, ein Wasserfall stäubt hinunter, rechts führt der Steg über den „Knappenfuß“ ins Pragser Thal, durch Lärchen, Krummholz und Föhren senkt sich die Straße nun hinab, Ospitale ist das erste italienische Haus.

Die Straße windet sich um die fast ganz verschwundene Ruine Peutelstein (Podestagno), im Westen starren die wilden Abstürze der Tofana und die roten Crode di Antruilles, im Süden, über dem weiten Thal von Cortina, erhebt sich der turmartige Pelmo und der weiße Antelao aus einer Kette niederer Bergzinnen.

Jetzt sind wir im eigentlichen Ampezzothal und bald ist das weißleuchtende, reich und stattlich aussehende Cortina erreicht, einer der wohlhabendsten Orte Tirols, der herrliche Glockenturm mit prächtiger Aussicht, und die vielen stattlichen Häuser bezeugen dies, die Gemeinde führt auch offiziell den Titel: „Magnifica Commune di Ampezzo.“ — Ein gewisser Kunstsinn zeichnet die Bewohner Cortinas aus, sie liefern zierliche Silberfiligran arbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Mosaike aller Art, und die Brüder Giuseppe und Luigi Ghedina haben ihr Haus, den schwarzen Adler, mit Fresken und Ölgemälden reich geschmückt; wir begegnen vielen stattlichen, blühenden, schwarzäugigen Weibern, in denen sich die Anmut des Südens und die Kraft des Nordens zu vereinen scheinen.

Die Besucher von Cortina eilen gewöhnlich auf dem über Tre Croce und am Mesurinasee hinführenden Wege nach Schluderbach und Toblach zurück, eine Tour, die uns mitten durch die Dolomiten, zwischen den Gruppen des Monte Cristallo, Sorapis, Cadin und der drei Zinnen hindurchführt und uns im Rückblick den Adamello und die Steilwände und Gletscher der Marmarole zeigt. Doch wir bleiben einen Tag, wir besuchen das Bad in Campo, die Grotten der Chiesa di Maria Zanin und den Quaire mit seiner Felsenwildnis; vor Abend aber steigen wir hinauf auf den Monte Crepa. Wie vom Feuer der scheidenden Sonne durchglüht lagern die Dolomiten-Gewaltigen im Kreise um uns her, es ist als wühlte ein Weltenbrand in den Ruinen zertrümmerter Gigantenburgen, rote Wolken lagern darüber, rot wölbt sich der Himmel; matter werden die Farben, dunkler Purpur liegt auf den Wänden, tiefes Violett deckt die Thäler, und nur in den Schneefeldern und Gletschern leuchtet und flammt es noch dann und wann auf wie ersterbende Glut.



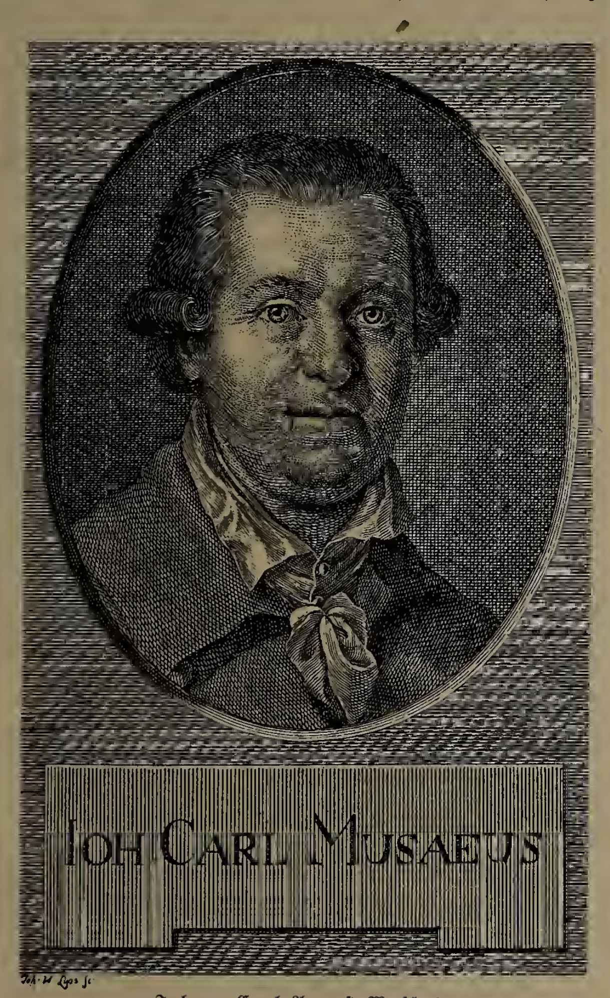
Zur hundertjährigen Erinnerung an Musäus
(gest. 26. Oktober 1787).

Von Robert Koenig.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte in Deutschland der sentimental-moralische Familienroman. Er war auf englischem Boden geboren und erwachsen. Sein Vater, Samuel Richardson, hatte in dem Titel seines Erstlingswerkes: „Pamela, oder die belohnte Tugend" die ganze Gattung gekennzeichnet. Gellert war davon so entzückt, daß er Richardson den „größten Wohlthäter der Menschheit" nannte und sofort darauf Bedacht nahm, es ihm nachzuthun. Seine wunderliche Erzählung: „Das Leben der schwedischen Gräfin von G***" eröffnete eine Reihe längst verschollener Romanfabrikate, die an Thränenreichtum und Rührseligkeit das englische Vorbild noch zu überbieten suchten. Einen noch größeren Ruhm errang Richardsons letzter Roman „Sir Charles Grandison," der in seinem deutschen Gewande nicht weniger als sieben Bände umfaßte. Nicht nur die Damenwelt schwärmte dafür — die hervorragendsten Zeitgenossen priesen den „Charaktermacher" Richardson als unübertrefflich. Diderot stellte ihn komischerweise neben Moses, Sophokles und Euripides; Lessing empfahl die Lektüre als Gegengewicht gegen die leichte Ware der französischen Tageslitteratur. Goethe warf allerdings in seiner Epistel an Friederike Öser den Leipziger Mädchen vor:

„Denn will sich einer nicht bequemen,
Des Grandisons ergebner Knecht
Zu sein und alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht."

aber später trug er sich lange ganz ernstlich mit dem Plane, einen Roman dem Andenken seiner Schwester Cornelia zu widmen, welcher genau der Form der Richardsonschen Romane nachgebildet wäre. — Während die Wogen der Begeisterung für die englischen Tugendideale voll trockener Selbstgefälligkeit und gespreizter Steifheit noch also hoch gingen und die gesamte deutsche Romandichtung mit sich rissen, wagte es ein bisher unbekannter Autor — Karl Musäus — wider den Strom zu schwimmen und die litterarische Modethorheit in einer satirischen Parodie zu verspotten. In dem Romane: „Grandison II" oder „der deutsche Grandison," wie es in der zweiten



Johann Carl August Musäus.
Nach einem gleichzeitigen Stich von Johann Heinrich Lips.

Auflage hieß, führt uns der Verfasser einen ältlichen deutschen Landedelmann vor, der durch seinen ehemaligen Hauslehrer den Richardsonschen Roman kennen gelernt hat. Beide schwärmen dafür in komischer Begeisterung und kennen kein höheres Ziel, als die Hauptpersonen desselben: Grandison und seinen gelehrten Freund, Dr. Bartlett, in all ihrem Reden und Gebaren sklavisch nachzuahmen. Dabei bilden sie sich ein, daß ihre großen Vorbilder wirklich leben. In diesem Wahne bestärkt sie ein Spottvogel, der ihr Gutsnachbar ist, auf jede Weise, ja er verschafft ihnen durch seinen in London lebenden Schwager noch eine besondere Bestätigung in einer Zuschrift des Dr. Bartlett. Mit diesem treten sie nun in einen höchst ergötzlichen Briefwechsel, der allerhand lächerliche Situationen und komische Verwickelungen zur Folge hat, aber eines rechten Abschlusses entbehrt.

Dieser dem Don Quixote glücklich nachgeahmte und gut angelegte Roman ist leider so umständlich und breit ausgeführt, daß man nicht begreift, wie er eine zweite — übrigens viel kürzer geschürzte und wesentlich verbesserte — Auflage erleben konnte. Das Verdienst hatte er indes unbestritten, daß er — um mit Thomas Abbt zu reden — „die erhitzten Köpfe, welche mit Empfindungen quixotierten, wie man es ehemals mit Begebenheiten that,“ in wirksamer Weise geißelte und bald die ganze Richtung in Verruf brachte.

Karl Musäus, am 29. März 1735 zu Jena geboren, hatte vor der Veröffentlichung dieses Romans die Theologie mit der Philologie vertauscht, weil die Bauern des Dorfes Farnroda bei Eisenach, zu deren Pastor er bereits vom Konsistorium bestimmt war, es ihm verübelten, daß er als Kandidat des Predigtamtes auf einem Balle getanzt hatte. 1763 wurde er zum Pagenhofmeister in Weimar, sechs Jahre später (1769) zum Professor am dortigen Gymnasium ernannt. Nun konnte er auch nach langjährigem Brautstande mit Juliane Krüger einen Hausstand gründen, in welchem er sich sehr glücklich fühlte. In seinen Mußestunden lag er mit leidenschaftlichem Eifer der Gartenkunst ob. Nach seinem freundlichen Sommerhäuschen auf der Altenburg konnte man ihn täglich mit einer Tasse Kaffee in der einen und dem Gartengeräte in der anderen Hand zur stillen Stadt hinausschlendern sehen.

Im Jahre 1772 kam Wieland nach Weimar, der nach allen Seiten hin, aber vor allem auf Musäus anregend wirkte. In den um ihn versammelten Verein vielseitiger Talente kam aber erst das volle Leben mit Goethes Ankunft im Jahre 1775. Zu der durch Goethe ins Leben gerufenen vornehmen Liebhabertruppe, die von Weimar aus nach allen Schlössern in der Umgegend wanderte und in alten Rittersälen, am liebsten aber unter freiem Himmel auf einer Waldbühne, Komödie spielte, wurde auch Musäus herangezogen. In Goethes „Mitschuldigen“ trat er zuerst als der „Wirt“ auf, während der Verfasser den „Alcest“ und Corona Schröter die „Sophie“ spielte.

Ungeachtet des lebhaften Verkehrs mit den Koryphäen Weimars war Musäus seit der Übernahme seines Lehramtes jahrelang zu keinem größeren poetischen Werke gekommen. Erst 1778 wurde er durch eine neue Modethorheit wieder zu einem satirisch-humoristischen Romane angeregt. Seit 1775 schwärmte nämlich die ganze gebildete Welt für Lavater, dessen „Physiognomische Fragmente“ wie Verkündigungen eines Propheten angestaunt und „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe,“ wie es ihr Verfasser ausgedrückt, höchst geeignet gehalten wurden. Gegen diese von den Kraftgenies auf die Spitze getriebenen Phantasieen waren die „Physiognomischen Reisen,“ die zuerst anonym in vier Heften erschienen, gerichtet. Ein Don Quixote der Physiognomik wurde darin von Musäus vorgeführt. Es ist ein Gerichtsbeamter, der durch sein Studium der Lavaterschen Lehrsätze zu der festen Überzeugung gelangt ist, daß es hinfort keiner juristischen Untersuchungen und Verhöre mehr, sondern nur eines gründlichen Gesichtsstudiums bedürfen werde, um den Schuldigen herauszufinden. Da führen eines Tages Bauern einen Trupp Gaudiebe, welche sie auf frischer That ertappt haben, herbei; der weise Physiognomiker findet aber aus deren Gesichtszügen, daß es lauter ehrliche Leute seien, während ihre Häscher die ausgesprochensten Diebsphysiognomieen hätten. Demgemäß sperrt er die Bauern ein, befreit die Spitzbuben von ihren Banden und bewirtet sie, um sie für die ausgestandenen Leiden zu entschädigen. Als er am nächsten Morgen erwacht, findet er keinen der Gauner mehr, dagegen sein Haus von

den Geflohenen völlig ausgeplündert. Auf diese Enttäuschung folgt noch manche andere, die er auf einer abenteuerlichen Reise erlebt, und wodurch er endlich ernüchtert und von seinem blinden Glauben an Lavaters System geheilt wird. Obgleich die Darstellung dieser Erlebnisse etwas breit ist und durch die eingeflochtene direkte Polemik oft höchst ermüdend wirkt, fesselte doch das zeitgemäße Thema die damalige Leserwelt derartig, daß dieser Roman in dritthalb Jahren drei starke Auflagen erlebte.

Durch diesen Erfolg angespornt, verfolgte Musäus die eingeschlagene litterarische Laufbahn seitdem um so eifriger und machte sich an ein Werk, welches seinen Namen in der Litteratur lebendig erhalten hat und das noch heute gern gelesen wird. Es sind die von 1782—1787 in fünf Teilen erschienenen „Volksmärchen der Deutschen." Er war auf diesem Gebiete nicht ohne Vorgänger. Bürger, Wieland, Voß u. a. hatten bereits angefangen, die ausländische und die einheimische Märchenwelt durch Übersetzung oder dichterische Umgestaltung wieder ans Tageslicht zu ziehen; ähnliches war auch längst in Frankreich geschehen und nicht ohne Wirkung auf unsere Litteratur geblieben. Musäus beabsichtigte aber, wie er in seinem „Vorbericht" sagt, nur „einheimische Produkte" zu bringen, „die sich seit mancher Generation bereits von Urvätern auf Enkel und Nachkommen durch mündliche Tradition fortgepflanzt haben." Er suchte deshalb bei alten Leuten zu erkunden, was sich von Wunder- und Spukgeschichten noch im Munde des Volkes erhalten hatte, durchforschte die mittelalterlichen Chronisten nach fabelhaften Mären, schöpfte übrigens auch aus den Sagensammlungen und Feengeschichten des Auslandes. — Im großen und ganzen sind es indes viel weniger alte Volksmythen als verhältnismäßig späte Lokalsagen, denen Musäus seine Stoffe entnahm und denen er manchmal eine märchenhafte Einkleidung gab. Als die Brüder Grimm vierzig Jahre später zu den von ihnen gesammelten „Kinder- und Hausmärchen" ihre Anmerkungen herausgaben und die einschlägige Litteratur beleuchteten, bezeichneten sie als „Märchen in dem Sinne ihres Buches" unter den Musäusschen nur folgende: „Die drei Schwestern" — „Richilde" — „Rolands Knappen" — „Ulrich mit dem Bühel" und „Die Nymphe des Brunnens." Aber auch in diesen Stücken, welche — wenn man noch dazu die „Legenden von Rübezahl" rechnet — wohl die besten seines Buches sein dürften, ist der wunderbare Hauch der unbefangenen Natürlichkeit, Phantasiefrische und prunklosen Reinheit durch die Bearbeitung abgestreift. Man vergleiche einmal Sneewittchen mit „Richilde," „Aschenputtel," „Frau Holle" und „Allerleirauh" mit der „Nymphe des Brunnens," und man wird das bestätigt finden.

Wie die Brüder Grimm es in ihrer Vorrede von 1819 andeuten, hat Musäus die Märchen „bloß als rohen Stoff betrachtet, um größere Erzählungen daraus zu bilden." „Es kann sein," heißt es da weiter, „und dies ist der beste Fall, daß man Feinheit, Geist, besonders Witz, der die Lächerlichkeit der Zeit mit hineinzieht, ein zartes Ausmalen des Gefühls, wie es einer von der Poesie aller Völker genährten Bildung nicht allzuschwer fällt, dafür [nämlich: für Einfachheit und Reinheit] gibt: aber diese Gabe hat doch mehr Schimmer als Nutzen, sie denkt an das einmalige Anhören oder Lesen, an das sich unsere Zeit gewöhnt hat, und sammelt und spitzt dafür die Reize. Doch in der Wiederholung ermüdet uns der Witz, und das Dauernde ist etwas Ruhiges, Stilles und Reines. Die geübte Hand solcher Bearbeitungen gleicht doch jener unglücklich begabten, die alles, was sie anrührte, auch die Speisen in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichtum nicht sättigen und tränken."

Diesem Urteil einer ersten Autorität über die Märchenbearbeitung à la Musäus wird heute wohl niemand mehr widersprechen. Man hat deshalb den von Musäus gewählten Namen: „Volksmärchen" auch mit Recht zurückgewiesen und dieselben als romantisch-phantastische „Märchennovellen" bezeichnet. Daß man sie trotzdem noch heute liest, ist nicht zu verwundern. Musäus war entschieden ein Erzählertalent ersten Ranges, an Wieland trefflich geschult und vielleicht sein bedeutendster Nachfolger, auch in dem leichtfertig spöttischen, französisch-witzelnden Tone, den er in seinen „Volksmärchen" oft sehr zur Unzeit anstimmt. „Darum merk Er zu beliebiger Notiz," ruft Musäus seinem werten Freunde David Runkel in seinem „Vorbericht" zu, „daß ich den Ton der Erzählung soviel möglich nach Beschaffenheit

der Sache und dem Ohr der Zuhörer, das heißt einer gemischten Gesellschaft aus Groß und Klein, zu bequemen bemüht gewesen bin." Dem Ohre vieler Zuhörer sagt aber wohl noch heute ebensosehr wie vor hundert Jahren der reichhaltige Apparat der Aufklärung, der rationalistischen Erklärungen und Bemerkungen zu, mit denen er seine Erzählungen ausstattete. Die zahlreichen satirischen Streif- und Schlaglichter auf geistige Zeitkrankheiten und Modethorheiten, auf Vorgänge im modernen Leben und in der modernen Litteratur kitzeln manches Ohr in ebenso angenehmer Weise wie die gelegentliche lüsterne Beleuchtung à la Wieland. Über die unästhetischen Längen, welche durch die sich häufig vordrängende moralische Lehrhaftigkeit in die Darstellung gekommen sind, liest man natürlich hinweg, zumal vieles darin nur durch einen Kommentar heute verständlich sein würde.*)

Aber auch auf solche, die sich über die Auswüchse ärgern und es bedauern, daß nicht eine energischere Redaktion als die der späteren Herausgeber Wieland und Friedrich Jakobs dieselben gründlich ausgemerzt hat, übte und übt die joviale Laune und Schalkhaftigkeit des frischen, farbenreichen Erzählers, welche in seiner Darstellung doch immer wieder durchdringt, einen unwiderstehlichen Reiz. Darum ist es nicht zu verwundern, daß die „Volksmärchen der Deutschen" trotz aller gerechten Ausstellungen Musäus' schriftstellerischen Ruhm begründet und bis heute erhalten haben.

Auch seine finanzielle Lage wurde durch diese Sammlung in erwünschter Weise verbessert, da er sich bisher nur kümmerlich hatte durchschlagen und durch Kostgänger und Privatstunden sein geringes Einkommen hatte erhöhen müssen. Während die beiden Romane ihm nur wenig Geld eingebracht hatten, bewies sich die Ettingersche Buchhandlung in Gotha so dankbar für den überraschenden Absatz des ersten Heftes der „Volksmärchen," daß der Chef, Kommissionsrat Ettinger, selbst nach Weimar kam, um das erstgezahlte dürftige Honorar durch eine sehr reichliche Nachzahlung — die Hälfte seines eigenen Gewinnes — zu ergänzen und außerdem der Frau des Verfassers ein glänzendes Geschenk zu machen. Seitdem erschien alljährlich ein neuer Band, der letzte im Jahre 1787, in welchem Musäus, für seine Freunde und seine Familie völlig unerwartet, aber von ihm selbst vorausgeahnt, am 28. Oktober einen frühzeitigen Tod fand.

In seiner an Musäus' Begräbnistage (30. Oktober) in der Aula des Weimarer Gymnasiums gehaltenen Gedächtnisrede rühmte der ihm nahbefreundete Herder auf das wärmste „die gefällige, friedfertige und fröhliche Seele" des Verstorbenen, der an Einfalt des Charakters und an Güte des Herzens ein Kind, an unverdrossenem Fleiß und an Liebe zum gemeinen Besten ein Mann, ein redlicher Mann war und der keinen Feind hatte." Auf dem Friedhofe von Weimar erinnert ein einfaches würdiges Denkmal an den Dichter der „Volksmärchen der Deutschen."



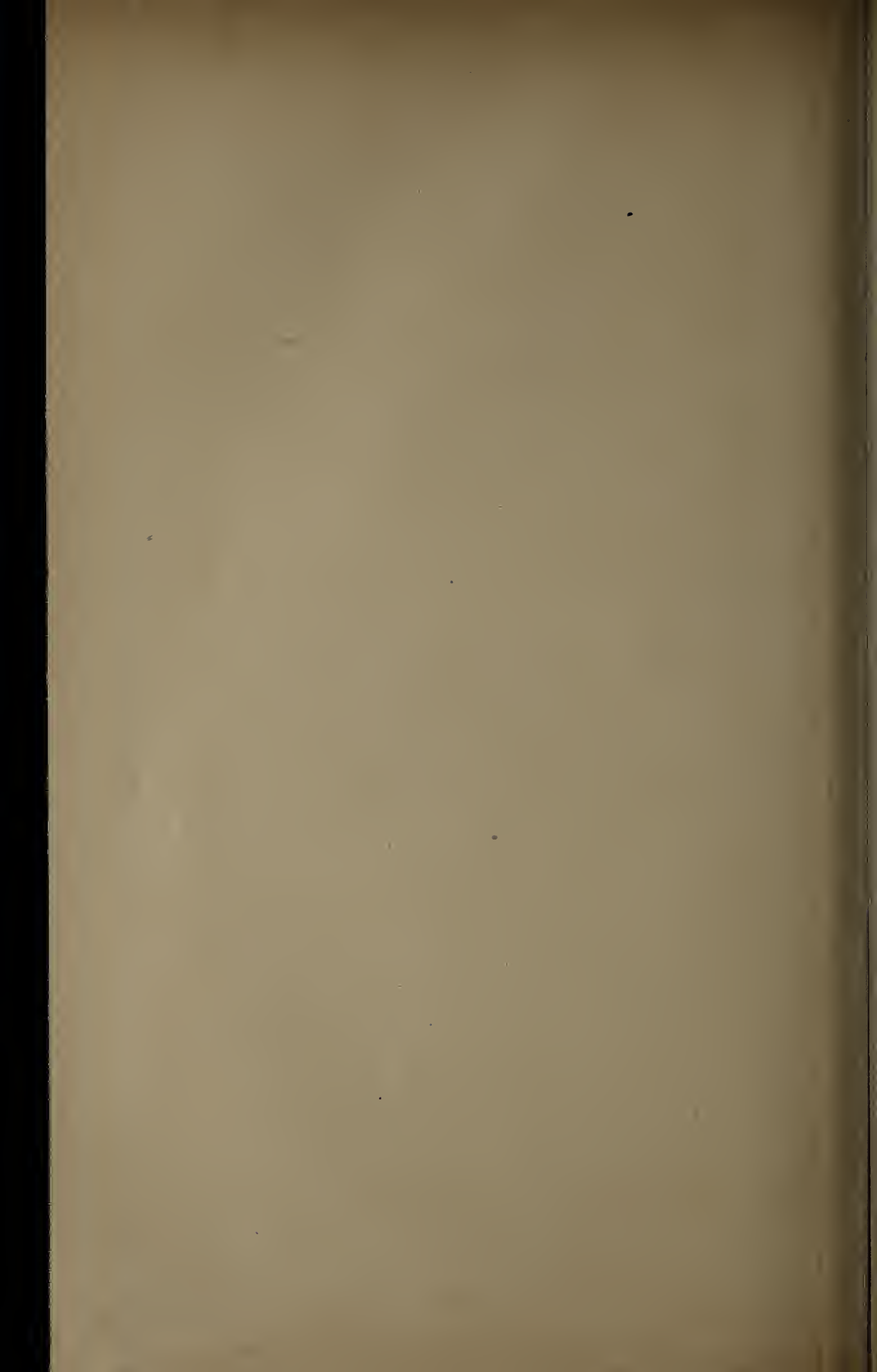
*) Nur eine Probe aus der „Nymphe des Brunnens." Da heißt es von dem Ritter Wackermann Uhlfinger: „Die geringfügigste Beleidigung rügte er scharf, und manchen seiner Spießgesellen hatte er so zerbasedowt, wie Armbrecher R—ch der Menschenfreund den Erzvater der Philantropisten, obgleich in dem damaligen handfesten Weltalter durch jenen barbarischen Heroismus sein Geruch nicht so stinkend wurde vor dem ganzen Lande, wie in unsern gesitteteren Zeiten durch solch eine kraftmännische Behandlung." Diese Stelle bezieht sich auf einen skandalösen Auftritt zwischen dem berühmten Pädagogen Basedow und M. Reich, Lehrer an dessen Philantropin in Dessau. M. Reich, den Musäus als „Armbrecher" bezeichnet, hatte, wie er selbst es erzählt, allerdings die Absicht, nach einem von Basedow erhaltenen Schlage ihm den rechten Arm zu brechen, ließ es aber bei Schlägen bewenden. — An anderen Stellen kommen sogar gelehrte lateinische oder griechische Zitate — ohne Übersetzung — und allerlei wissenschaftliche Fußnoten vor.



Im Morgengrauen. Gemalt von



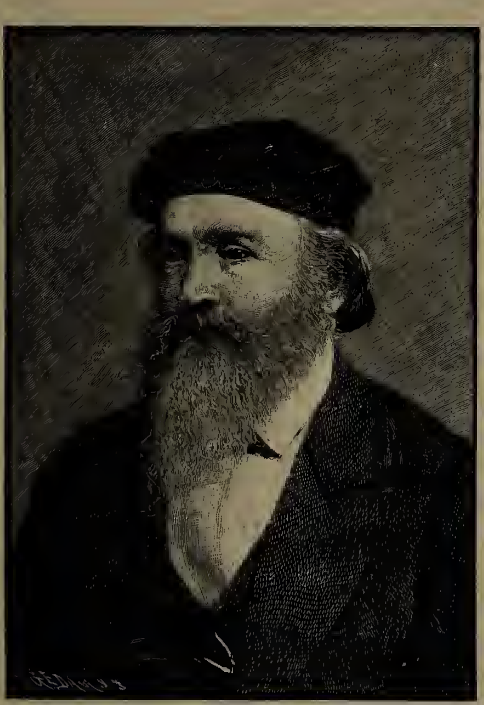
bermann.



K. G. Pfannschmidt.

Von D. Hermann von der Goltz.

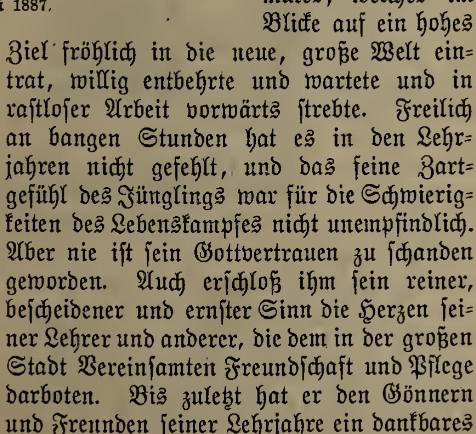
In der Matthäikirche zu Berlin sammelte sich am Nachmittag des 8. Juli zu Ehren D. Pfannschmidts, des drei Tage vorher nach längeren Leiden zur Ruhe eingegangenen Meisters deutscher christlicher Kunst, um die Angehörigen und Freunde, die Kollegen und Schüler eine die Kirche fast ausfüllende Gemeinde. Vor dem Altarraume stand der gemäß eigener Anordnung des Entschlafenen lichtweiße Sarg, bedeckt mit Zeichen der Liebe, umgeben von den Fahnen der akademischen Jugend und dem letzten für den Orgelchor des Demminer Doms am 25. April vollendeten Werke des Künstlers. Die beiden hohen, idealen Gestalten, David und Cäcilia als Vertreter heiliger Musik, mit ihrem begeistert gen Himmel gerichteten Blicke, veranschaulichten ergreifend den Geist, welcher die Persönlichkeit Pfannschmidts nicht minder wie seine Arbeiten beseelte, Gott in seinen Heilsthaten zu verherrlichen und seine Gaben demütig und dankbar zu verwerten. Treffend zeichnete Oberhofprediger Kögel den Mann und die Werke mit dem Worte: Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Eine unvergeßliche Stunde!



Professor Karl Gottfried Pfannschmidt
† 5. Juli 1887.

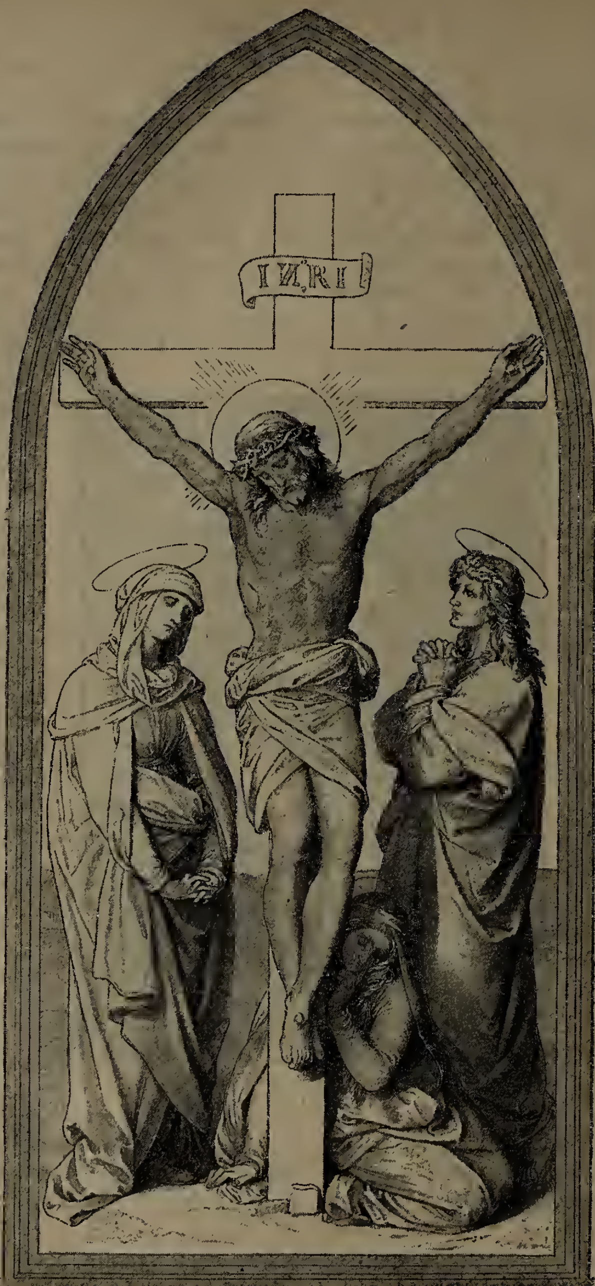
Sei es einem Freunde gestattet, einen Ehrenkranz auf das Grab des Mannes zu legen, dessen charaktervolle Gestalt als deutscher Künstler und evangelischer Christ und dessen bleibend wertvolle Werke es verdienen, daß das evangelische Deutschland seiner eingedenk bleibt.

Karl Gottfried Pfannschmidt, geboren am 15. September 1819 zu Mühlhausen in Thüringen, aufgewachsen unter zahlreichen Geschwistern in einem ehrenhaften, einfachen Kaufmannshause, gesund an Leib und Seele, froh und unternehmend im Spiele der Jugend, nicht ohne Seufzen das Joch der Schule tragend, wurde ein Künstler von Gottes Gnaden aus ureigenem, aus seiner Umgebung nicht zu erklärendem Triebe, wie ihn der Schöpfer samt der Begabung solchen einpflanzt, die er zu bedeutenderem Dienste brauchen will. Wurde auch sein Talent früh bemerkt und förderte sein Zeichenlehrer Dettmann in rührender Weise die Durchführung des Entschlusses, Maler zu werden, so sahen doch die Eltern bei ihrem sinkenden Wohlstande den fünfzehnjährigen, dem Knabenalter kaum entwachsenen Sohn nicht ohne Sorgen nach Berlin einer unsicheren Zukunft entgegenwandern. Sein einziger Rückhalt war der köstliche Mut eines Gott vertrauenden, kindlichen Gemütes, welches im Blicke auf ein hohes



Ziel fröhlich in die neue, große Welt eintrat, willig entbehrte und wartete und in rastloser Arbeit vorwärts strebte. Freilich an bangen Stunden hat es in den Lehrjahren nicht gefehlt, und das feine Zartgefühl des Jünglings war für die Schwierigkeiten des Lebenskampfes nicht unempfindlich. Aber nie ist sein Gottvertrauen zu schanden geworden. Auch erschloß ihm sein reiner, bescheidener und ernster Sinn die Herzen seiner Lehrer und anderer, die dem in der großen Stadt Vereinsamten Freundschaft und Pflege darboten. Bis zuletzt hat er den Gönnern und Freunden seiner Lehrjahre ein dankbares

Andenken bewahrt. — Von Direktor Schadow am 1. April 1835 unter die Schüler der Akademie aufgenommen, von seinem Landsmann, Baurat Stüler, in die Künstlerkreise eingeführt, von Prof. Däge vorzugsweise ausgebildet, machte er den geordneten Studiengang trotz der gegen seine Jugend erhobenen Bedenken rasch durch, bis er 1841 sich entschloß, nach einem Besuche im Elternhause in frischer Wanderlust nach München mit seinem bewegten Kunstleben und seinen reichen Kunstschätzen zu pilgern. Den Mut dazu fand er durch das Gelingen einer größeren Komposition, an der er mit innerlichster Hingabe gearbeitet hatte. Die den Einzug Christi in Jerusalem in dramatischer Lebendigkeit darstellende Zeichnung wurde zuerst von seinem Lehrer Däge herb getadelt, dann aber von Schadow und dem Senat, als durch Phantasie und Charakteristik hervorragend, gelobt. Diesen Durchgang aus tiefer Niedergeschlagenheit zu freudigem Mute bezeichnet Pfannschmidt als einen Wendepunkt in seinem Leben. — In München suchte und fand er, was seinem künstlerischen Streben Ziel und Richtung geben sollte. Hierzu hat namentlich der Rat Kaulbachs beigetragen: „Studieren Sie fleißig Cornelius und lesen Sie gründlich die Bibel.“ Nach Berlin zurückgekehrt, durfte er dem inzwischen dorthin berufenen großen Meister Cornelius in vertrauter Gemeinschaft nahetreten, teils in seinem Auftrag, teils unter seiner Anregung rüstig fortarbeiten, auch schon zu größeren Versuchen eigener Komposition übergehen. Von nachhaltiger Wirkung war (1844 bis 1845) ein längerer Aufenthalt in Italien, besonders in Rom, dem unvergleichlichen Bilderbuche der Weltgeschichte mit seiner überall den feinen Formensinn anregenden Landschaft, mit seinen klassischen Denkmälern der Kunst aller Zeiten. Hier ging ihm im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden das volle Bewußtsein von den Zielen des eigenen künstlerischen Strebens



Kreuzigung Christi. Erster Entwurf zu dem Altarbilde in der Paulskirche zu Schwerin (1865). Mittelbild.

auf, hier befestigte sich ihm der Grundsatz, dem er treu blieb, daß das Schöne nur wirksam dargestellt werden kann, wenn es der Wahrheit untergeordnet bleibt, und daß es der christlichen Kunst höchste Aufgabe ist, nicht das Alltägliche, sondern das Heilige und Ewige für das Gemüt wirksam zur Anschauung zu bringen. Wie fruchtbar die Romfahrt für Pfannschmidt war, erweisen zahlreiche noch in seiner Mappe befindliche Zeichnungen zur biblischen Geschichte, voll von sinnigen Ideen, Kraft des Ausdrucks und edlem Maße. Nur ein Blatt aus diesem Kranze, „Noahs Einzug in die Arche," hat er in einem großen Karton 1848 der öffentlichen Beurteilung übergeben, und der Kritiker der Ausstellung in der Spenerschen Zeitung erkannte „dieser gediegenen Arbeit unter allen ausgestellten historischen Werken den ersten Platz" zu.





Seitenbilder zur nebenstehenden Kreuzigung Christi.

Obwohl sich der Drang zur Produktion schon mächtig regte, ist Pfannschmidt doch mit größeren selbständigen Gemälden bis zum Jahre 1850 nicht hervorgetreten. Nächst der Beteiligung an der Ausschmückung des Peristyls vom alten Museum nach den Ent-

würfen von Schinkel war er 1847 bei den Restaurationsarbeiten der Halberstädter Liebfrauenkirche und 1848 bei Kaulbachs Turmbau zu Babel im Treppenhause des neuen Museums behilflich. Sein erstes größeres Bild war das 1850 vollendete Freskogemälde in der Altarnische des Mausoleums zu Charlottenburg. Der König Friedrich Wilhelm III und die Königin Louise legen ihre Kronen vor den Thron des segnenden Heilandes nieder. Die zarte, reine Empfindung kommt schon hier zu vollem Ausdruck, wenn auch die späteren Werke in Formvollendung und charakteristischer Darstellung hervorragender sind.

Wie sehr Pfannschmidt schon damals mit 31 Jahren zu einer zielbewußten, eigenartigen Kraft des Hervorbringens gelangt war, zeigen einige in sein Künstlerleben tief eingreifende Kämpfe mit seinem Meister und väterlichen Freunde Cornelius und dem König Friedrich Wilhelm IV, also gerade den Personen, an welchen sein Gemüt mit vollster Verehrung und Pietät hing. Sie stellten ihn vor einen für sein ganzes Leben bedeutsamen Scheideweg.

Im Sommer 1850 bat ihn Cornelius, die Himmelfahrt der Maria, bestimmt zur Ausführung als Glasgemälde für den Dom zu Aachen, als Karton im Großen für die Glasmaler zu zeichnen. Pfannschmidt lehnte diesen Auftrag ab unter Berufung auf seine evangelische Überzeugung. Cornelius versuchte sein Bedenken mit dem Einwande zu beschwichtigen, es sei ja nicht gesagt, daß die Maria wirklich gen Himmel gefahren sei, es sei nur das Bild der höchsten Reinheit. Pfannschmidt erwiderte, daß er nur zeichnen könne, was in der Heiligen Schrift begründet sei, und ging, als der Meister heftig wurde, betrübt nach Hause. Einige Tage darauf holte ihn Cornelius zu einer Spazierfahrt ab und schlug ihm vor, diejenigen Zeichnungen aus dem Leben der Maria zu übernehmen, welche biblisch seien, also sein evangelisches Gewissen nicht beschwerten. Solcher Ausgang gereicht beiden Männern zur Ehre. Pfannschmidt hat die Begrüßung von Maria und Elisabeth, die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Ägypten ausgeführt; allein die dilettantische und doch rücksichtslos herrische Art, mit welcher der damalige Major Vogel v. Falkenstein notwendige, im Interesse künstlerischen Gelingens gestellte Forderungen ablehnte, zwangen ihn, die Fortsetzung der Arbeit aufzugeben, und auch hier siegten die idealen Gesichtspunkte über das äußere Interesse. In demselben Jahre stand ihm Cornelius in einem ernsteren Kampfe helfend zur Seite. Durch Stüler erhielt Pfannschmidt im September mit anderen Künstlern den Auftrag des Königs, eine Farbenskizze zu einem Freskobilde am Turm der Friedenskirche, welches „Gethsemane“ darstellen sollte, auszuarbeiten. In eine Konkurrenz einzutreten lehnte er mit den Worten ab: „Wie ist es möglich, das Bild aus höchster Hand in die Seele des Künstlers hinein sich senken zu lassen, wenn sie in einen unruhigen Kampf, ob siegen, ob unterliegen, eintritt?“ Von Stüler hierüber beruhigt, ging er freudig an die Arbeit. Cornelius war mit der Skizze so zufrieden, daß er seinerseits von der auch ihm aufgetragenen Komposition Abstand nahm. Der König aber ließ sie mit dem Bemerken zurücksenden, er habe sich die Ausführung anders gedacht, nämlich ohne die schlafenden Jünger und so, daß der Engel von oben komme, um dem betenden Erlöser den Kelch des Leidens zu bringen. Pfannschmidt erwiderte ehrerbietig, daß nach der Heiligen Schrift der Engel nicht komme, um Leiden zu bringen, sondern um den ringenden Erlöser zu stärken. Es sei ihm nicht möglich, sich den Wünschen des Königs zu fügen. „Die Komposition war aus der Schrift herausgewachsen, ich mußte sie als eine Gabe Gottes betrachten, an der ich selbst beim besten Willen nichts deuteln und ändern konnte, ohne mich im tiefsten Herzensgrunde zu belügen.“ Die Ausführung wurde einem anderen Künstler übertragen. Pfannschmidt wurde aber die Freude, seine Komposition 1852 für die silberne Hochzeit eines Nordhäuser Bürgers auszuführen, und das Bild hat auf das innere Leben des bald nachher verstorbenen Besitzers einen tief erweckenden Einfluß geübt. Die Zeichnung gab 1852 auf Veranlassung von Schnaase der Evangelische Kunstverein als Vereinsblatt heraus.

Noch im Herbste desselben Jahres erhielt Pfannschmidt den Auftrag, für die Schloßkapelle das Heilige Abendmahl in der Altarnische zu malen. Der von Cornelius gebilligte Entwurf zeigt den Erlöser, wie er den Wein und das gebrochene Brot zugleich darreicht, „um die Handlung als eine sakramentale zu bezeichnen, in welcher Leib und Blut unzertrennlich sind.“ Hiergegen hatte



König Friedrich Wilhelm III und Königin Luise legen ihre Kronen zu Füßen des sie segnenden Christus nieder.
Freskogemälde in der Altarnische des Mausoleums zu Charlottenburg. Nach einem Aquarell Pfannschmidts.

der König Bedenken und verlangte, daß der Kelch noch vor dem Herrn stehen müsse, wenn er das Brot austeile. Wieder stand der junge Künstler vor einer schweren Entscheidung. „Der Weg durch Dornen, aber mit einem freien Gewissen und frohen Gemüt schien mir vorzuziehen einem Wege, der zwar viel Verlockendes hatte, der aber meiner Seele keinen Frieden und keine Beruhigung gewähren konnte. Daher mußte ich die Gunst des herrlichen und geliebten Königs in Frage stellen.“ Das Festhalten an seiner Idee begründete er so: „In der Schrift folgen allerdings die einzelnen Momente der Handlung hintereinander, und wollte die bildende Kunst ihnen folgen, so müßte eine Reihe von im Verhältnis zur Hauptsache mehr oder minder bedeutenden Gegenständen vorgeführt werden, aus denen sich der Geist dann wiederum die ganze volle Bedeutung der That zusammenstellen müßte. Die Poesie und die Musik können dem Verlaufe der einzelnen Momente folgen. Da jedoch die bildende Kunst in fest begrenzten Räumen wirkt, ist sie genötigt, die Momente zusammenzudrängen, um den wirklichen Inhalt zu geben. So verhält es sich auch hier, wo ich genötigt bin, um der ungeteilten vollen Wahrheit näher zu kommen, den Heiland Brot und Kelch zugleich seinen Jüngern geben zu lassen, wenn es eben das Heilige Abendmahl bleiben soll. Würde dieser Punkt der Komposition verschoben, so würde auch die Lage, der Ausdruck der Jünger ein anderer werden, da nur von diesem Ausgangspunkte das übrige Ganze bedingt ist.“ — Dabei lag es ihm fern, die Zulässigkeit andersartiger Darstellungen zu verkennen. Er fährt fort: „Es handelt sich nicht um Selbstersonnenes, sondern um die feste, ewige Wahrheit, die sich in verschiedenartigen Gestalten in die Seelen senkt, je nach dem Grade der Faßlichkeit und dem Charakter der einzelnen Gemüter. Verschiedenartig treten daher die Schöpfungen aus dem Born des göttlichen Wortes wieder an die Außenwelt. Das so entstandene Bild kann wohl äußere Veränderungen der Richtigkeit und Schönheit erleiden; doch der Kern des Bildes dürfte weniger Veränderungen unterworfen sein, man müßte denn nicht annehmen, daß es ein von Gott dem Künstler gegebenes sei und seine Stelle hat als Glied in der großen Kette von Darstellungen, die als schwacher Umriß bestimmt sind, die verschiedenartigen Seiten des Gesamtbildes der großen That Gottes dem Menschen vor die Seele zu rücken. Eine Abweichung von dem innerst Empfundenen und Erkannten würde dem Gemüte die Festigkeit und Zuversicht benehmen, die da nötig ist, um beim Schaffen das von Gott Dargebotene sicher zu ergreifen, um es klar der Außenwelt wiedergeben zu können; anders tastet das Gemüt unstet umher und würde schwerlich zu einem hohen, freudigen Aufschwung fähig sein.“

Dies Bekenntnis des zum Manne gereiften Künstlers charakterisiert seine Gesinnung und Art, der er treu geblieben ist, auch als er auf einem immer einsamer werdenden Wege wandeln mußte. Monate dauerte es, bis der König sich entschied. Aber am Gründonnerstag 1851 kam Cornelius zu ihm, umarmte und küßte ihn und konnte ihm mitteilen, daß es ihm in Verbindung mit von Bethmann-Hollweg und Nitzsch gelungen sei, die Bedenken des Königs zu beschwichtigen. In solchen das innerste Gemüt bewegenden Kämpfen hat Pfannschmidt die Klarheit und Sicherheit seines künstlerischen Standpunktes gewonnen, welcher allen seinen Arbeiten ein bestimmtes Gepräge trotz der Mannigfaltigkeit der Gegenstände verliehen hat. Ihn behauptete er mit Energie, zuweilen auch mit scharfer Abwehr, z. B. gegen von Gebhardt, als die neuere Kunst Wege einschlug, die ihm bedenklich erschienen. Befestigt wurde er in seinen Grundsätzen durch eine zweite Reise nach Italien (1852—1853), sie brachte ihm reiche Anregung in dem feinen Sinn für Schönheit der Form, in der Kraft der Erfindung und in der wirkungsvollen Darstellung des Übersinnlichen.

Das Ideal, welches Pfannschmidt in seinem künstlerischen Schaffen vor Augen behielt, hat er selbst später in einem 1866 gehaltenen Vortrage ausgesprochen: „Die bildende Kunst soll im Darstellen der Zeichen der ewigen Herrlichkeit die Sehnsucht nach ihr erwecken, den Glauben erhalten, das Schauen vorbereiten. — Die christliche Kunst verwirft die Schönheit, die Anmut, das Ebenmaß, die Richtigkeit der Formen nicht; sie eignet sich alles dieses an, soweit sie irgend kann, sie sind ihr das festliche Gewand, aber nicht das Wesen und das Ziel ihres Seins. — Die christliche Kunst will nicht einen Spiegel vorhalten, erfüllt mit vergänglichen und unter-

haltenden Bildern, zum Dienste der Eitelkeit, zur Täuschung des Augenblicks, sondern einen Spiegel, in welchem das Hereingreifen des Göttlichen in die Geschicke der Menschen sich immerwährend vor Augen stellt, allen zur Mahnung, zum Troste, zur Nacheiferung, auf dessen Grunde die Worte stehen: Das that ich für dich, was thust du für mich? Sie ist der Verweser des wunderbaren Geheimnisses, Geistiges, Ewiges mit dem Zeitlichen zu vermählen, daß es nicht bloß mit Worten bezeugt, nicht bloß geglaubt und erkannt, sondern in festen Umrissen und Formen angeschaut werde. In dem innerhalb der bildenden Kunst schwebenden Kampfe drängen sich jedem Lebensfragen auf: Soll die ewige Wahrheit Grund alles Schaffens und höchstes Ziel desselben bleiben, oder sollen selbstgemachte, willkürliche Gedanken in die Massen strömen? Soll die Kunst dienend den göttlichen Führungen in der Weltgeschichte nachgehen, sie als ein redendes Beispiel vor die Seele führen, oder ist es dem Künstler überlassen, sie als ein Spiel seiner Phantasie zu behandeln, um effektvolle Situationen zu bilden? Soll das bunte Gewand einer sinnberauschenden Schönheit die Gestalten umgeben, oder soll der Künstler der Schönheit nachstreben, die kein falsch Geschmeide leihet, die nicht buhlet um die Gunst der Welt, die nur um den heiligen Bräutigam freiet, der des Himmelreiches Zepter hält? Soll die christliche Kunst mit dem Volke griechisch reden oder verständliches Deutsch? Soll sie helfen die Sitten bauen oder durch heidnisches Wesen die Sitten zerstören?" In solchem Pathos hat Pfannschmidt 37 Jahre lang still ersonnen und den Pinsel geführt. So heiter sein Temperament war, stets aufgelegt zum Humor im geselligen Verkehr, in der Kunst waltet er mit bewußter Einseitigkeit ernst eines priesterlichen Amtes; wo die Heiterkeit in seinen Arbeiten herrscht, da ist es die der Anbetung und des Ausblicks in Himmel und Ewigkeit, andere Stimmungen und Ziele künstlerischen Bildens blieben ihm fremd. Doch sei hier erwähnt, daß er sich wiederholt auch in plastischen Arbeiten versuchte und jungen Bildhauern in Behandlung der Gewandung Anleitung gab. Auch vertiefte er sich in eingehenden Studien in die alte Kirchenmusik.

Es wird hiernach verständlich, daß weitaus die meisten Werke Pfannschmidts der malerischen Ausstattung gottesdienstlicher Räume gewidmet sind. Es ist erstaunlich, wieviel er in den 34 Jahren nach seiner zweiten Rückkehr von Rom geschaffen hat, obwohl alles besonnen durchdacht und mit peinlicher Sorgfalt bis in das Kleinste scharf gezeichnet und mit Liebe durchgeführt ist. Neben reicher Phantasie und guter Schulung verfügt er über einen sicheren Takt in der Benutzung des Raumes, in der Führung der Linien, in der Gruppierung der Gestalten, in dem Faltenwurfe der Gewänder, in der Moderierung der Farbentöne. Auch die, welche in Pfannschmidts Bildern eine Kraft, die sie suchen, vermissen, werden nie etwas den Schönheitssinn und das Zartgefühl Störendes darin finden. Sie wecken alle die andächtige Stimmung, aus der sie entstanden sind, und es gehört zu ihren Eigenheiten, daß das Interesse des Beschauers mehr auf den Gegenstand, als auf die Leistung des Künstlers gelenkt wird. Das Übertriebene und das Triviale ist sorgsam vermieden. Ein keusches und ideal gerichtetes Schönheitsgefühl beherrscht die Darstellung. Neben einigen in der Christenheit typisch gewordenen persönlichen Gestalten sind es fast ausschließlich Gegenstände aus der neutestamentlichen Geschichte, zumeist die zentralen Heilsthatsachen, mit welchen Pfannschmidt die Altäre, Fenster oder Wände gottesdienstlicher Hallen geschmückt hat, im treuen Anschlusse an die Heilige Schrift, aber nicht im naturalistischen Sinne, als gälte es einen Vorgang aus alter Zeit historisch genau zu vergegenwärtigen, sondern so, daß die innere Bedeutung der dargestellten Thatsachen für die feiernde Gemeinde zum verständlichen Ausdruck kommt. Historisches und Symbolisches wirken zusammen. Was im Gottesdienste durch den Liturgen und durch den Prediger in gesonderte Handlungen zerlegt wird, das sucht Pfannschmidt im ruhenden Bilde zu verbinden, die keusche objektive Darstellung des Göttlichen und Ewigen und die lebendige, auf das Gemüt wirkende Ansprache, beides sich wechselseitig ergänzend und unterstützend. Hierin war Pfannschmidt trotz seiner Verwandtschaft mit Cornelius und Overbeck und den großen Italienern ein durch und durch protestantischer Künstler. Lange ist ihm die geistige Elastizität und Produktivität bewahrt geblieben, und bis in die letzten Jahre ließ auch äußerlich die frische Gesichtsfarbe, das


Studie zu einem der Jünger auf dem Freskobilde: Das Abendmahl in der Berliner Schloßkapelle (1850).

lange, blonde Haar, das helle, lebhafte Auge, die Ausdauer in der Arbeit das bereits eingetretene höhere Alter nicht erkennen.

Pfannschmidts Kirchenbilder sind weit zerstreut, ein bleibendes Vermächtnis für die gläubige Gemeinde. Um unsern Lesern die Möglichkeit zu geben, sich gelegentlich an ihnen zu erfreuen, erscheint ihre Aufzählung nicht überflüssig. In Berlin schmückte er mit seinen Gemälden die Nikolaikirche (1862 bis 1864), die Kapelle in Bethanien (1870), die Matthäikirche (1875—1878), das Erbbegräbnis der Familie von Krause (1876 bis 1877), die Zwölf-Apostelkirche (1881 bis 1882), die Kapelle des Domkandidatenstiftes (1884—1885); in Schwerin die Schloßkapelle (1853—1857) und die Paulskirche (1867—1868); in Pommern die Kirchen zu Barth bei Stralsund (1858—1860), zu Altenkirchen auf Rügen (1862), zu Altdamm bei Stettin (1866), zu Benzin bei Wolgast (1871), den Dom zu Demmin (1887); in der Provinz Brandenburg die Kirche zu Königsberg in der Neumark (1861), zu Brandenburg (1874), zu Bärwalde bei Küstrin (1882). Außerdem schuf er Gemälde im Dom zu Magdeburg (1870—1874), für Schlobitten in Preußen (1872—1873), im Kloster Preetz bei Kiel (1880); in der Friedenskirche zu Bremen (1878—1879); in der Garnisonkirche zu Stuttgart (1878 bis 1886); in der Michaelskirche zu Hof (1884—1886) und zuletzt in der St. Georgen- und Martinskirche seiner Vaterstadt Mühlhausen (1886). — Welch ein Reichtum von Schöpfungen! Überall derselbe Geist, aber nirgends monotone Wiederholung! Überall der streng kirchliche, an die überlieferten Typen anschließende Stil, aber nirgends unselbständige Nachbildung! — Wir dürfen aber von der Schilderung seines Schaffens nicht scheiden, ohne neben den Erzeugnissen für monumentalen Kirchenschmuck auch derjenigen Früchte seiner Arbeit zu gedenken, welche für das Haus und die Familie bestimmt sind. Auch sie stehen in scharfem Gegensatz sowohl gegen sentimentale oder geistlos naturalistische Darstellungen religiöser Gegenstände in der neuesten Kunst, als auch gegen so manche spielenden, übertriebenen und innerlich unwahren Erzeugnisse aus der katholischen Kirche. Die innerlichste Anregung zu diesen Arbeiten erhielt er in seinem Ehebunde (1856) mit der ihm völlig gleichgesinnten Tochter des Geschichtsmalers und Professors Karl Hermann (gest. 1880). Aus dieser Ehe sind elf Kinder entsprossen, von denen fünf Söhne und fünf Töchter leben und bis in die letzten Jahre sämtlich im elterlichen Hause geblieben sind. Zwei Söhne haben sich dem Dienste der Kirche, drei Söhne als Musiker, Bildhauer und Maler der Kunst gewidmet. Pfannschmidt war im vollen Sinne auch Priester seines Hauses, und derselbe Geist der Idealität und Einfalt, welcher seine Kunst beseelte, gab auch seinem Hausstande mit seiner frommen Zucht



Kreuztragung Christi. Predella des Altarbildes in Benzin bei Wolgast (1871).

und edlen Geselligkeit ein anmutiges und erbauliches Gepräge. So sind auch seine Familien- und Volksbilder mit ihrer Darstellung des Heiligen, nur in freierer Bewegung und mehr gemütlicher Anwendung, aus seinem inneren Leben herausgewachsen, kein Machwerk für den Markt, sondern wahrhafte Kunstwerke. Unter denselben sei auch der feinsinnigen Ausstattung der Traubibel mit dem Schema für die Hauschronik, der Taufscheine und Trauscheine dankbar gedacht. Aber vornehmlich richte ich die Aufmerksamkeit auf die vier großen Cyklen von Zeichnungen aus der heiligen Geschichte, von denen drei schon publiziert sind. Es sind dies: 1. Moses und die Tochter Pharaos in sieben Zeichnungen (1866), von Ludy in Kupfer gestochen und bei Ed. Müller in Bremen (1877) erschienen; 2. das Wehen des Gerichts- oder Weckstimmen aus der Heiligen Schrift (1872—1875) in acht Zeichnungen, 1887 als Lichtdruck im Verlage der Berliner Photographischen Gesellschaft herausgegeben; 3. Leiden des Propheten Daniel (1878), für die Berliner Nationalgalerie erworben, in Lichtdruck bei Bruckmann in München herausgegeben. Was diesen Kompositionen neben den an den Gemälden Pfannschmidts hervorgehobenen Vorzügen in Erfindung und Zeichnung eine besondere Wirkung verleiht, das ist die sinnvolle Darstellung der christlich-evangelischen Lebensauffassung, sowohl im Verständnis der göttlichen Führungen wie des menschlichen Erlebens in der vorbildlichen Form bekannter biblischer Gestalten. In dem Moses-Cyklus werden uns die Schmerzen und Sorgen, aber auch die Freuden und Siege des auf Gott als Hilfe und Schutz gerichteten Mutterherzens ergreifend vor die Augen gestellt. In dem „Wehen des Gerichts“ strahlt in neutestamentlichen Szenen das Licht der Ewigkeit mit seinem ernsten Gericht über alles Nichtige und Arge, aber auch mit seiner Verheißung herrlicher Freude hinein in das bunte Weltleben, zugleich weckend und stärkend und alles Vergängliche mit dem himmlischen Ziele beleuchtend. In dem Daniel-Cyklus, dessen tiefe Idee nicht so leicht verständlich ist wie die der beiden anderen, ist nicht allein der Sieg standhafter Gottesfurcht und zuversichtlichen Glaubens gegenüber rohen Gewalten und argem Wollen dargestellt, sondern Daniel in seiner Errettung aus dem Rachen des Löwen steht dem Künstler auch als Vorbild des Herrn in seinem Wege durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Unterliegen zum Siegen vor Augen.

Der weitaus herrlichste dieser Cyklen, vielleicht überhaupt die reifste und geistvollste Arbeit, welche aus der künstlerischen Seele und Hand Pfannschmidts hervorging, ist „das Vaterunser,“ ein Werk, das noch viel Segen stiften wird und dem deutschen evangelischen Volke in weitesten Kreisen bekannt werden muß. Während das erste Blatt in grundsätzlicher keuscher Verzichtleistung auf die körperliche Darstellung des unsichtbaren Gottes in die Stimmung der Anbetung und der Zuversicht vor dem Angesichte des Herrn einführt, wird in den folgenden Blättern der Inhalt der sieben Bitten, sowohl das Erbetene, wie der Vorgang im Gemüt des Betenden, im sichtlichen Anschlusse an die klassischen Deutungen des Katechismus Luthers ebenso tiefsinnig wie gemeinverständlich vor Augen gestellt und damit das gesamte innere Leben des Christen anregend zur Darstellung gebracht. Pfannschmidt hat über diese Arbeit, bei der er seine Kraft und sein Gemüt voll eingesetzt hat, die Äußerung hinterlassen: „Nicht durch vieles Seufzen, Stöhnen und Klagen sind diese Blätter entstanden. Wenn ich auch ratlos vor der hohen Aufgabe stand, so stand ich zugleich vor dem Angesichte Gottes, welchem ich sagte: du bist der Herr, ich bin dein geringer Knecht, gib mir was ich bedarf und führe Kopf und Hand. Und Er hat mich nie im Stiche gelassen und durch die vielfachen geheimnisvollen Wege Seines göttlichen Erbarmens geführt, um Ihn, nur Ihn preisen zu können. Daß es eine heiße Arbeit war, wo alles Vermögen der Seele eingesetzt werden mußte, brauche ich nicht hinzuzufügen, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, essen aus Seiner Fülle. Es lag mir fern, nur Schönes machen zu wollen; weil es sich um die höchste Wahrheit handelt, konnte die Form keine gemeine sein, an der Reinheit der Wahrheit konnte nur eine reine Form reifen.“

Und diese köstliche Frucht seines Schaffens ist — in der Hand des Künstlers geblieben! Es war für Pfannschmidt ein still getragener, aber tief empfundener Schmerz, daß gerade dies Werk keine Abnehmer und keine Vervielfältigung fand. Die große goldene Medaille, welche ihm dafür verliehen

wurde, die lebhafte Anerkennung, welche allseitig in der Presse dem Werke gespendet wurde und namentlich aus der Kennerhand Ernst Försters in der „Allgemeinen Zeitung" laut zur Verwertung herausforderte, konnte ihn über die Thatsache nicht hinwegsetzen, daß diese Blätter, in denen er seinem deutschen Volke die Tiefen seiner Seele erschlossen hatte, auch nachdem sie durch mehrere größere Städte hindurch gewandert waren, bei den zu Pflegern und Förderern ernster Kunst Berufenen nicht zündeten, während so manche leichte Ware alsbald ihren Markt und auch auszeichnende Stelle fand. Dieser Schmerz galt nicht allein, nicht einmal überwiegend dem Ausbleiben des persönlichen Erfolges. Um der Ehre der deutschen Kunst und ihrer Pfleger willen gebe ich hier dem Wunsche Ausdruck, daß das Versäumte bald nachgeholt werde. Es gilt nicht allein das Eigentum auf diese Blätter zu erwerben, sondern sie zu thunlichst weiter Verbreitung in dem christlichen Hause zu vervielfältigen. Von ihnen hat Ernst Förster gesagt, daß sie „nach Gedanken, Auffassung, Lebensfülle und Wahrheit, Größe und Reinheit des Stils Werke ersten Ranges in der Reihe derjenigen sind, in denen wir seit länger als einem halben Jahrhundert den Ruhm und den Wert der deutschen Kunst zu feiern gewohnt waren." Wahrlich, unser Volk bedarf solcher reinen, gesunden und nährenden Speise für sein Phantasie- und Gemütsleben, um nicht gleich anderen, bereits welkenden Nationen auf die schiefe Ebene zu geraten.

An äußerer Anerkennung hat es sonst Pfannschmidt trotz des einsamen Weges, auf dem er wandelte, und der Kämpfe, die damit verbunden waren, nicht gefehlt. Nachdem die Akademie der Künste zu Berlin ihn schon 1855 zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählt hatte, folgten später Ehrendiplome der Akademieen zu München und Dresden. Im Jahre 1860 zum Professor ernannt, erhielt er 1865 das Amt eines Lehrers der Komposition und Gewandung an der Berliner Akademie und ist über zwanzig Jahre vielen jungen Künstlern der kundige Führer geworden. Im Jahre 1866 trat er in den Senat der Akademie. Von 1858—1870 hatte er die Ehre, der Frau Kronprinzessin Viktoria bei ihren künstlerischen Arbeiten Anleitung zu geben. Seit 1873 war er an der Redaktion des in Stuttgart erscheinenden christlichen Kunstblattes beteiligt. Im Jahre 1884 wurde ihm auf der Berliner akademischen Kunstausstellung die große goldene Medaille zuerkannt. Aber alle diese und andere seine Brust schmückenden Auszeichnungen wurden in Schatten gestellt durch drei lichte Höhenpunkte seines Künstlerlebens, welche in die letzten Jahre fielen und sein Gemüt tief ergriffen. Bei Anlaß der Lutherfeier am 10. November 1883 überraschte ihn die theologische Fakultät zu Berlin während der Festversammlung in der Aula der Universität mit der Proklamation zum Doktor der Theologie, eine Ehre, welche bei seiner innerlichen Stellung zum Christentum und zur Kirche ihm als feierliche Bestätigung seines Berufsstrebens galt. Am 26. Oktober 1885, nachdem er am 1. April desselben Jahres sein fünfzigjähriges Jubiläum als Künstler gefeiert hatte, wurde in Gegenwart seines innigst verehrten und geliebten Kaisers und der gesamten, in Berlin tagenden Generalsynode das im Auftrage des Kaisers für das Domkandidatenstift gemalte Bild: „Die Anbetung der Weisen" feierlich übergeben. Endlich im letzten Lebensjahre — Reformationsfest 1886 — hatte er die ihn tief bewegende Freude, der Einweihung eines Altars in einer Kirche



Kind, die Mutter liebkosend. Handzeichnung (1877).

seiner Vaterstadt Mühlhausen, für die er die verklärte Gestalt des Auferstandenen gemalt hatte, beizuwohnen, dankerfüllt über allen Segen, den Gottes Gnade, seit er als Knabe mit dem Ranzen auf dem Rücken aus der Heimat ausgezogen war, innerlich und äußerlich über ihn ausgeschüttet hat.

So ist er denn auch mit dem Danke für alles erfahrene Gute und mit dem getrosten Warten auf das Heil des Herrn in vollster Seelenruhe, als gälte es eine Reise, und zwar die Reise nach der Welt des Schauens von Angesicht zu Angesicht, aus diesem Leben geschieden.

Schloß und Riegel.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei von H. St.

Im allgemeinen sind die Gefühle, mit denen Schloß und Riegel betrachtet werden, von zweierlei Art. Der lichtscheue Taugenichts, der sich hinter ihnen wohlverwahrt in Nummer Sicher befindet, erklärt sie für eine ausgesucht boshafte Erfindung, die nicht nur zahllose verführerische Dinge seinen Annexionsgelüsten entzieht, sondern ihm zum Überfluß noch den Weg zur goldenen Freiheit verlegt, wenn er sich etwa hat hinreißen lassen, mittels Hebel und Nachschlüssel ein kleines Attentat gegen sie zu verüben. Der wohlgesinnte Bürger dagegen, der in seiner Sofaecke den schauerlichen Zeitungsbericht über den jüngsten Einbruchsdiebstahl genießt, blickt mit einem Gefühle der Beruhigung und Dankbarkeit zu den Eisenriegeln und Sicherheitsschlössern hinüber, die *sein* Besitztum vor ungebetenen Besuchen schützen und jedem unternehmungslustigen Langfinger ein unbeugsames „Bis hierher und nicht weiter!“ zurufen.

Man könnte Schloß und Riegel für einen Maßstab der öffentlichen Moral erklären, denn je höher letztere in allen Volksklassen entwickelt, je allgemeiner die Achtung vor fremdem Eigentum in einem Volke verbreitet ist, desto weniger Sorgfalt wird es jenen Einrichtungen zuwenden müssen, die eigentlich nur dazu erfunden sind, diebischen und räuberischen Gelüsten — einen Riegel vorzuschieben. An *diesem* Maßstabe gemessen scheint es nun freilich, als ob der Stand unserer heutigen Moral recht vieles zu wünschen übrig ließe, denn nie wurde mehr Scharfsinn und Kunstfertigkeit darauf verwendet, diebessichere Schlösser herzustellen, als heutzutage. Allein wenn man die glänzend entwickelte Technik der Neuzeit, die einerseits die Herstellung wahrer Wunderwerke der Schlosserkunst ermöglicht, andererseits aber auch dem Diebe gefährliche Mittel zur Zerstörung dieser Wunderwerke an die Hand gibt — wenn man diese Technik gebührend in Betracht zieht, so fällt vielleicht ein Vergleich der Gegenwart mit jener „guten alten Zeit,“ da ein einfacher, vor die Thür gelegter Holzbalken den ganzen Verschluß eines Hauses bildete, nicht allzusehr zu unsern Ungunsten aus.

Dieser eben erwähnte Holzbalken, in dem wir den Urahnen des modernen Sicherheitsschlosses zu erblicken haben, wurde bei den alten Kulturvölkern, besonders den Griechen, Römern und Ägyptern, bald durch den Holzriegel verdrängt, der — an der Innenseite der Thüre angebracht — von außen durch einen Schlüssel einfachster Form vor- und zurückgeschoben werden konnte. Die Griechen brachten auch bereits an einzelnen Geräten derartige Schlösser an; so lesen wir in der Odyssee, daß Penelope, die Vielumfreite, sich eines gekrümmten Schlüssels von Erz mit elfenbeinernem Griffe bedient habe, um einen Kleiderschrank zu öffnen. Zum Verschluß der Thüren von innen wurde ferner ein Riegel verwendet, der nur von innen vorgeschoben werden konnte, sowie ein Querbalken, der, an den Seitenwänden auf Bändern ruhend, mittels eines gebogenen Eisens an die Thür gehalten und mittels eines Pflockes befestigt wurde. Von ähnlicher primitiver Einrichtung waren anfangs die Schlösser der alten Römer; in den Ruinen von Pompeji sind noch überall die Mauerlöcher zu sehen, in denen die Balken befestigt waren. Später aber, als das üppige Genußleben der Römer einen allgemeinen Verfall der Sitten zur Folge hatte, wurde auch den Verschlußvorrichtungen größere Sorgfalt zugewendet, und einige aus jenen Zeiten stammende Schlüssel lassen uns erkennen, daß

man bereits damals ziemlich gut eingerichtete Schlösser zu verfertigen verstand.

Die besten Schlosser des Altertums aber waren die Ägypter. Sie besaßen, wenn die auf uns gekommenen Abbildungen auf uralten Skulpturen nicht trügen, schon sehr früh ein scharfsinnig konstruiertes Sicherheitsschloß, das auf demselben Prinzip wie die modernen Sicherheitsschlösser beruhte und auch heute noch in Ägypten und anderen Ländern des Morgenlandes in Gebrauch steht. Das Diebeshandwerk scheint also im alten Wunderlande der Pyramiden nicht unbeträchtlich entwickelt gewesen zu sein, wie übrigens auch die bekannte Erzählung vom Schatze des Rhampsinit darthut.

In der Symbolik dieser Völker spielte der Schlüssel eine bedeutende Rolle. Die Griechen und Römer stellten ihre Götter häufig mit Schlüsseln dar, um anzudeuten, daß ihnen die Bewachung wichtiger Dinge oder die Erschließung gewisser Funktionen übertragen sei. So öffnet Janus mit seinem Schlüssel dem neuen Jahre das Welten- und Zeitenthor; Artemis öffnet dem Menschen den Eintritt in das Leben und Hekate dem Gestorbenen den Zutritt in die Unterwelt; Pluto und Proserpina schließen den Schoß der Erde zur Fruchtbarkeit auf 2c. Auch die Priesterinnen, die in den Tempeln der Göttinnen den Dienst versahen, wurden Schlüsselführerinnen genannt, weil ihnen die Bewahrung der Heiligtümer übergeben war. Denselben Ehrennamen führten die römischen Frauen; beim Eintritt in das Haus des Gatten wurden ihnen feierlich die Schlüssel überreicht zum Zeichen, daß die Aufsicht über das Hauswesen ihnen anvertraut sei. Bei Ehescheidungen dagegen mußte die Frau die Schlüssel zurückgeben.

Bei den Ägyptern empfingen die in die priesterlichen Mysterien Eingeweihten einen Schlüssel, der sie anspornen sollte, unermüdlich nach der Erschließung der verborgenen Wahrheit zu streben und immer tiefer in das verschleierte Wesen der Natur und der Gottheit einzudringen. Ebenso erhielten die israelitischen Priester einen Schlüssel als Symbol des erhaltenen Aufschlusses der heiligen Lehre, und der erste christliche Kirchenfürst, Petrus, trug als Zeichen der ihm von Christus übertragenen Gewalt, zu lösen und zu binden, einen Schlüssel, der in den zahlreichen mittelalterlichen Sagen und Schwänken, die sich mit des Heiligen späterer Stellung als Himmelspförtner beschäftigen, eine große Rolle spielt.

Im Mittelalter, wo sich das Schlosserhandwerk besonders in Deutschland zur höchsten Blüte entfaltete und Wunderwerke der Schmiedekunst schuf, die wir heute noch in unsern Museen staunend bewundern müssen, wurde auch dem Schloß und dem Schlüssel große Sorgfalt zugewendet. Abgesehen von zahlreichen hochwichtigen Verbesserungen der inneren Konstruktion, war es besonders die äußere Gestalt, die künstlerische Ausstattung, was den Ehrgeiz unserer alten Meister reizte, und es ist ein schönes Zeugnis für den echt künstlerischen Sinn, der sie beseelte, daß sie den prosaischen Zweck dieser Sicherheitsvorrichtung hinter der kunstvollen Ausführung zu verstecken suchten. Die Geschichte hat uns die Namen verschiedener Meister aufbewahrt, die sich im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert eines weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehenden Rufes erfreuten, so Hans Bullmann, Hans Ehmann, Hans Rittberger und seine Brüder, Barth. Hoppert, Augustin Hirschvogel u. a. Die Schlösser des letzteren im Nürnberger Germanischen Museum lassen noch heute nicht die geringste Altersschwäche verspüren, obwohl sie längst das respektable Alter von dreihundert Jahren erreicht haben.

Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Formen, die sich in den verschiedenen Bestandteilen dieser alten Schlösser und Thürbeschläge ausdrücken, spotten jeder Beschreibung. Die kunstvolle plastische Behandlung aller vertretenen Teile bis auf den Handgriff des Schlüssels wetteifert mit der Feinheit der Ziselierung, Gravierung und Damaszierung der Flächen. Aber nicht zufrieden damit, zog man auch das Element der Farbe heran, indem man der kunstreich durchbrochenen Schmiedearbeit blauen oder roten Hintergrund gab, der die Wirkung auf das anmutigste erhöhte. Hierzu kamen häufig noch reiche Vergoldungen. In wie hohem Ansehen die Verfertiger derartiger Kunstwerke standen, erhellt daraus, daß Kaiser Ferdinand I einmal den oben erwähnten Hans Bullmann in einer Sänfte von Nürnberg nach Wien tragen ließ, um die Kaiserstadt an der Donau ebenfalls mit Werken des Nürnberger Meisters zu schmücken.

Mit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts,

als das Gießen des Eisens immer mehr zur Anwendung gelangte, geriet die edle Schmiede- und Schlosserkunst mehr und mehr in Verfall. An Stelle der künstlerischen Individualität mit ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit trat die ausdruckslose, schablonenhafte Massenproduktion der Fabriken. Erst in der jüngsten Zeit, die auf allen Gebieten des Kunsthandwerks einen mächtigen Aufschwung zeigt, hat sich auch die Schmiedekunst wieder auf ihre glänzende Vergangenheit besonnen und ist mit Eifer und Erfolg bestrebt, den alten Ruhm wiederzuerlangen.

Auf die zahlreichen Verbesserungen einzugehen, welche im Laufe der Zeit am Schlosse gemacht wurden, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen. Nur so viel sei erwähnt, daß — so sinnreich und praktisch diese Verbesserungen in der Regel auch waren — es der freien Kunst des Dietrichs doch stets gelang, ihren Wert mehr oder minder illusorisch zu machen. Schlosserkunst und Diebeskunst liegen in unaufhörlichem Kampfe, und fast scheint es, als ob die letztere den Sieg davontragen sollte. Die verschiedenen „Sicherheitsschlösser,“ die eine absolute Sicherheit gegen unberechtigte Eingriffe gewähren sollten, haben ihrem Namen nur in seltenen Fällen Ehre gemacht.

Das älteste derartige Werk war das Ring-, Mal- oder Buchstabenschloß, das schon im Jahre 1540 von Hans Ehmann in Nürnberg erfunden worden sein soll und später von Boissier, Beaufort und Regnier verbessert wurde. Es gehörte zur Gattung der sogenannten Vorlegeschlösser und wurde nicht durch einen Schlüssel, sondern dadurch geschlossen, daß man die daran befindlichen, mit verschiedenen Buchstaben oder Zahlen versehenen Ringe derart drehte, daß sie irgend ein Wort, respektive eine Zahlengruppe ergaben. Wollte man es aufschließen, so mußten die Ringe wieder genau in derselben Reihenfolge zurückgedreht werden, in der sie zuerst vorwärts gedreht worden waren. Bei einer anderen Art wurde das Schließen und Öffnen durch Drücken an gewissen, mit Buchstaben bezeichneten Knöpfen in der Reihenfolge eines Wortes, z. B. Vaterland, bewirkt. Es liegt auf der Hand, daß schon bei wenigen Buchstaben eine schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der schließenden Worte gegeben war. Bei zehn Buchstaben z. B. beträgt die Zahl der möglichen Kombinationen gegen fünfzig Millionen, und dem Diebe, der thatendurstig vor einem derartigen Werke stand, mag es oft sauer genug geworden sein, das erlösende „Sesam, thu dich auf!“ zu finden. Daß es ihm indes durch geschicktes Probieren doch öfter gelang als dem Besitzer des Schlosses wünschenswert war, geht daraus hervor, daß dieses Sicherheitsschloß heutzutage fast gar nicht mehr verwendet wird.

Um so allgemeiner ist das Bramah-, das Chubb- und das Yaleschloß in Gebrauch. Das Bramahschloß wurde 1784 von dem Engländer Joseph Bramah erfunden und später von dem Deutschen J. Wolff in Berlin wesentlich verbessert. Das Chubbschloß verdanken wir ebenfalls einem Engländer, dem Jeremiah Chubb, der 1818 ein Patent auf seine Erfindung nahm. Sie wurde durch seinen Nachfolger Charles Chubb, besonders aber auch durch den Deutschen Hummel in Oberkunnersdorf vielfach verbessert. Die Fabrik des letzteren liefert das Dutzend ausgezeichneter Schlösser zum Preise von achtzehn bis sechsunddreißig Mark.

Die Einrichtung dieser Sicherheitsschlösser ausführlich zu beschreiben, gestattet uns natürlich der zugemessene Raum nicht. Wir müssen uns darauf beschränken, in wenigen Worten ihr Prinzip anzudeuten. Beim Bramahschlosse enthält der Schlüssel am Rande seines Rohres mehrere spaltenförmige Einschnitte von verschiedener Tiefe, mittels welcher er zarte, hakenförmige Stahlplättchen im Schlosse, die im Zustande der Ruhe einen Cylinder festhalten, derart zurecht rückt, daß der Cylinder frei gemacht wird und nun durch Umdrehung den Schloßriegel bewegen kann. Das Chubbschloß hat zwei bis sechs und mehr Zuhaltungen, die durch stufenförmige Absätze des Schlüsselbartes in entsprechend verschiedenem Maße verschoben werden müssen und die Bewegung des Riegels nur ermöglichen, wenn sie auf eine ganz bestimmte Höhe gebracht sind.

Beide Schlösser dürfen für nahezu absolut diebessicher angesehen werden und die verschiedenen anderen Sicherheitsschlösser, die von Strutt, Mallet, Crivelli, Cotteril, Höller und Winkler konstruiert wurden, beruhen im wesentlichen sämtlich auf den Prinzipien des Bramah- und Chubbschlosses. Indes ist es doch dem Amerikaner Linus Yale gelungen, das Chubbschloß

ohne Schlüssel zu öffnen. Er verwandte sodann seinen Scharfsinn und seine mechanische Geschicklichkeit auf die Erfindung eines neuen Sicherheitsschlosses, und in der That ist ihm dies in dem nach ihm benannten Yaleschlosse in vorzüglichster Weise gelungen.

Bei diesem Schlosse stecken zwei Cylinder ineinander, von denen der äußere fest mit dem übrigen Schlosse verbunden, der innere dagegen drehbar ist. Im oberen Teile des äußeren Cylinders befinden sich neusilberne Stifte von verschiedener Länge, die durch Federn nach unten gedrückt werden und in Löcher eingreifen, die sich im inneren Cylinder befinden. In diesen Löchern sind wieder andere Stifte angebracht, die nach oben gehoben werden können und — wenn dies in zu hohem Maße geschieht — in die Löcher des anderen Cylinders eindringen, indem sie die federnden Stifte desselben zurückdrängen. Es liegt also auf der Hand, daß der innere Cylinder und der daran befestigte Schloßriegel nur dann gedreht werden kann, wenn die unteren Stifte derart gehoben werden, daß ihre obere Fläche genau in einer Linie mit der Wandung des inneren Cylinders verläuft, während die oberen Stifte gleichzeitig auf dieser Wandung aufschleifen. Sowie auch nur einer der unteren Stifte zu hoch gedrückt wird, greift er in den äußeren Cylinder ein, und sowie er anderseits nicht genügend hoch gedrückt wird, bleibt der Stift des äußeren Cylinders in dem betreffenden Loche des unteren stecken. In beiden Fällen ist also jede Bewegung unmöglich. Wie außerordentlich schwierig, ja unmöglich es nun für einen Unberechtigten wird, diese verschiedenen Stifte in die richtige Höhe zu bringen, erhellt hieraus ohne weiteres. Das Öffnen ist einzig dem Besitzer des Schlüssels möglich. Letzterer besteht aus einem kleinen Stahlblech, dessen obere Fläche verschiedene Einbuchtungen trägt. Wird es in den engen Schlitz des inneren Cylinders gedrückt, so heben die Einbuchtungen die verschiedenen Stifte genau zur erforderlichen Höhe und der Cylinder kann gedreht werden. Sowie der Schlüssel herausgezogen wird, fallen die Stifte in ihre frühere Stellung zurück und das Schloß ist wieder geschlossen.

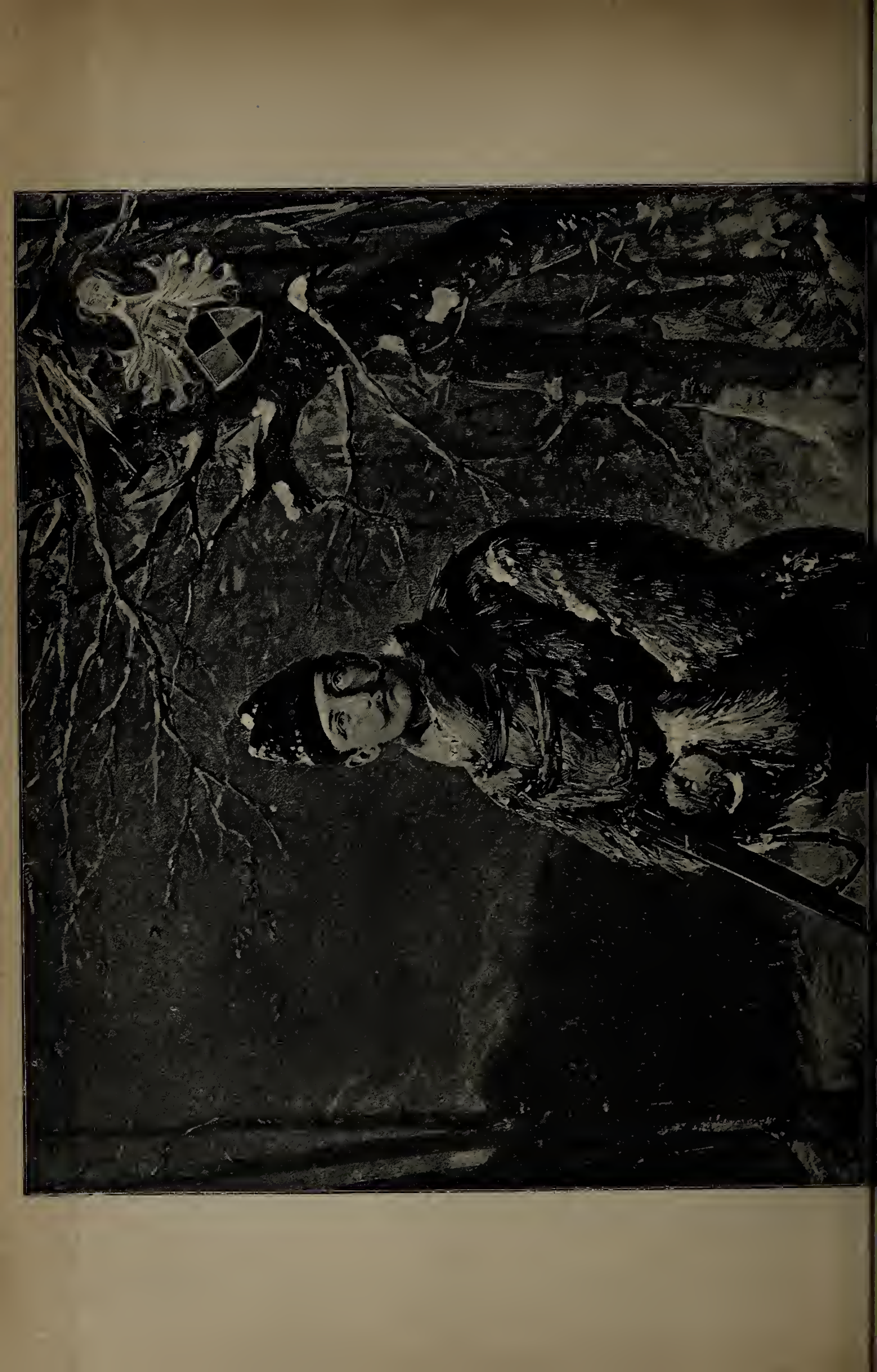
Die Herstellung dieser sichersten und bequemsten aller Schlösser, die eine ungeheure Verbreitung gefunden haben, liegt ausschließlich in den Händen der „Yale-lock manufacturing Company“ zu Stamfort in Connecticut, die mehrere hundert Arbeiter beschäftigt und vorzügliche Fabrikate liefert. Für Kassenschränke stellt dieselbe auch besondere Schlösser mit zwei oder drei sogenannten Vexierzifferblättern her, so daß zum Öffnen stets zwei, respektive drei Kombinationen gekannt sein müssen. Schließt nun z. B. der Direktor einer Bank mit seiner Kombination den einen Riegel, ein Kassierer mit der seinigen den zweiten und allenfalls ein Kontrolleur mit einer dritten den letzten und halten diese verschiedenen Personen ihre Zifferstellungen voreinander geheim, so ist es klar, daß der Schrank nur im Beisein und durch das Zusammenwirken aller drei wieder geöffnet werden kann. Das so beliebte Verschwinden der Direktoren oder Kassierer mit den Kassenbeständen ist unter solchen Umständen ein recht mißliches Ding geworden.

Andere Erzeugnisse des genannten Etablissements sind die Yale-time-locks oder Chronometerschlösser, die ebenfalls in Banken häufige Verwendung finden. Sie können nur zu einer bestimmten Zeit geöffnet werden, was auf sehr einfache Weise durch Verbindung des Schlosses mit einem Uhrwerke erreicht wird.

Damit sind wir bei der neuesten Entwickelung von Schloß und Riegel angelangt. Ohne Zweifel wird die moderne Technik auch dabei nicht stehen bleiben, sondern immer neue Kombinationen ersinnen, um den Herren Dieben das Handwerk zu erschweren. Es ihnen ganz zu verlegen, wird aber mittels Schloß und Riegel vielleicht niemals gelingen. Dazu wird nur ganz allmählich die fortschreitende Gesittung, die unablässige Verbesserung der Erziehung und Hebung der öffentlichen Moral führen. Allein dieses goldene Zeitalter, wo Schloß und Riegel einzig noch in Museen als Zeugnisse einer längst verschwundenen Zeit zu finden sein werden, dürfte leider in noch recht ferner Zukunft liegen.

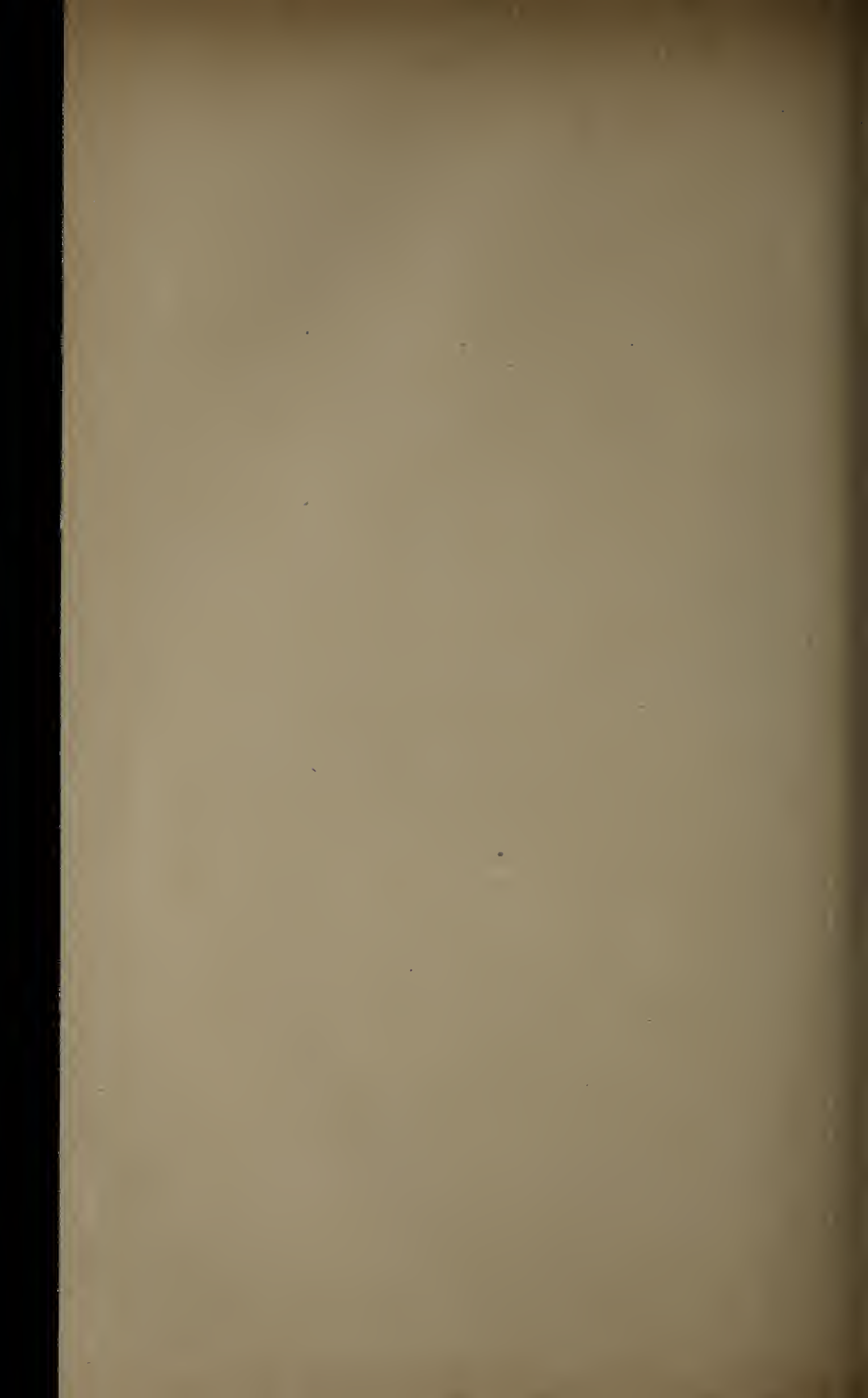


Ein kritischer Augenblick. Szene aus den ostpreußischen Manövern. Von G. Mattschaß.





Prinz Wilhelm im Jagdanzug. Gemalt von Paul Bülow.



Die Rebstockgefahr.

Von Ferdinand Hey'l-Wiesbaden.

„Der Weltschmerz verdirbt unser Leben,
Wie der Rebläuse Heer unsre Reben."
Bodenstedt.

So wäre sie denn auch am oberen Rheine eingekehrt, die wurzelvertilgende, blattdürrende Verwüsterin, die böse Phylloxera vastatrix Planchon, deren Namen in deutscher Übertragung man in unserer lieben Muttersprache nicht gar zu gern in Benutzung nimmt. Ja, wir haben sie nunmehr auch — wenn auch noch nicht im, so doch vor dem „Allerheiligsten des Weinbaues" — die böse Reblaus! Dicht an die Grenze des herrlichen Rheingaues, der bisher gefeit schien gegen die verderbliche Wirksamkeit des gefürchteten Insektes, rückt der Läuse „zahlloses Heer" heran. Der Parasit, über welchen unsere Rheingauer Weinbauern bisher stets nur scherzten und dies angesichts der drohenden Gefahr wohl auch heute noch thun, er sucht am Rheine Heimatsrecht zu erlangen. „An den Riesling geht die Laus nicht!" so unterstellt der Winzer des Rheingaues, der ja meist nur diese Rebsorte zieht. Und wahr ist's, bisher sind fast nur andere Sorten der Rebe mit dem Insekt behaftet angetroffen worden. Aber wie wird's in der Zukunft sein? Von allen Seiten liefen und laufen noch die Nachrichten über die gefahrdrohende Erscheinung ein.

Im Schloßgarten zu Biebrich standen wurzelkranke, mit der Phylloxera behaftete Stöcke, diese sind an Gärtner und Private verkauft und an den verschiedensten Stellen eingepflanzt worden und haben überall (bis jetzt an mehr denn fünfundzwanzig Stellen) die Krankheit und die Ansteckung, d. h. die Laus verbreitet. Bei Einsichtigen ist das Bewußtsein der Gefahr überall durchgedrungen und vorhanden, hauptsächlich bei den Sachverständigen und der Königlichen Regierung, und dies läßt uns hoffen, daß derselben möglichst gesteuert werden wird. Entschiedene Schritte sind unausweichlich nötig.

Und doch ist gerade das Auftreten der Reblaus in Biebrich und am Oberrhein vielleicht als eine wesentliche Klärung der Frage zu betrachten, wir sind deshalb gern der Aufforderung nachgekommen, eine unparteiische kurze Schilderung, nicht nur des Vorkommens der Wurzelvertilgerin, sondern auch der neueren Erfahrungen bei der Entdeckung dieser jüngsten Herde zu geben. Steht doch nicht nur ein unermeßliches Kapital, sondern auch die Erzeugung unsers rheinischen Edeltrankes bedingungsweise in Frage. Ein Glück, daß gerade durch die neuesten Erfahrungen die Gefahr vielleicht nicht mehr so groß erscheint, als sie bisher geschätzt wurde. Es finden sich bereits gewichtige Stimmen, welche die Gefährlichkeit der Reblaus als vermindert betrachten, ebenso gewichtige, welche zu ihrer Bekämpfung andere Wege angeben als die bisherigen. Das vielbesprochene Insekt hat seit seinem ersten Erscheinen bis heute auch bezüglich seiner Lebensbedingnisse der Forschung stets neue Anhaltspunkte gegeben.

Die Reblaus (Phylloxera vastatrix) ist mutmaßlich durch Wurzelreben von Amerika zu uns verschleppt worden. Sie ist ein Einwanderer gleich dem Kolorado- oder Kartoffelkäfer, welch letzterer in seiner Schädlichkeit bedeutend nachgelassen hat. Das läßt vermuten, daß dies auch — wie wir später versuchen werden nachzuweisen — im Falle der Reblaus geschehen wird. Planchon entdeckte die Reblaus zuerst im unteren Rhonethal. Auch in Deutschland, Österreich, England und Portugal trat sie in die Erscheinung, am meisten aber suchte sie Frankreich heim, wo sie mehr denn ein Drittel des mit Reben bestandenen Geländes vernichtete, letzteres allerdings nur bedingungsweise, denn die Vernichtung der Stöcke geschah zur Bekämpfung des Insekts, zum größten Teile durch Menschenhand. In Amerika soll die Wirksamkeit der Reblaus so schädlich nicht sein wie bei uns, was man aus der größeren Widerstandsfähigkeit der amerikanischen Rebwurzel erklären will. Das Insekt ist ein sogenannter Schnabelkerf, ähnelt der Blattlaus, legt aber Eier und bringt nicht wie diese lebendige Junge. Die Wurzellaus erscheint unterirdisch ungeflügelt, versteckt sich im Winter in den Rissen der Wurzeläste und erscheint bei ihrer Kleinheit in bräunlichgelber oder olivenbrauner Färbung, als fast unmerkbarer Flecken an der Ansatzstelle. Wirkt die Sonne, so erscheint die Laus an der Rinde oberirdisch, ist jedoch nur durch

optische Mittel erkennbar. Die Rebe oder Wurzel scheint an der behafteten Stelle mit einem gelblichen Staube überzogen, dieser Staub aber ist eben — die Reblaus. Im Frühjahre wird die bräunliche Farbe heller. In den feinsten Wurzelfasern setzen sich die Parasiten fest, bohren sich mit ihrem dreiborstigen Rüssel in das Zellgewebe der Faser und — wie ein rheinisches Lied sagt — „suckeln uns den besten Wein weg!"

Bei dieser Arbeit wachsen sie sich völlig aus und erreichen eine Größe von etwa 0,075—0,080 mm Länge. Aber auch hier ist die Lupe zur Entdeckung nötig. Sie bilden also stets eine dem unbewaffneten Auge unsichtbare Gefahr. Was nun ihre Fortpflanzung betrifft, so ist auch diese außergewöhnlich, denn die Laus vermehrt sich parthenogenetisch, d. h. ohne Befruchtung durch Männchen; sie häutet sich, legt 30 bis 40, auch 50 Eier, welche innerhalb acht Tagen auskriechen, um als junge Laus gleich ihre verderbliche Arbeit des Saugens zu beginnen. Die Mutterlaus indes stirbt nach dem Vermehrungsakte ab. Innerhalb zwanzig Tagen legen diese Jungen wieder Eier, und so geht diese Massenvermehrung durch den ganzen Sommer, durch sechs bis acht Generationen mit ungeschwächten Kräften fort, eine Emsigkeit in der Vermehrung der Nachkommenschaft, welche in der That eines edleren Zweckes würdig wäre. Nach Dr. Droysen-Geisenheim kann sich die Nachkommenschaft eines einzigen Weibchens innerhalb Jahresfrist — wenn hier kein Irrtum in der Berechnung vorliegt — auf 20 000 000 000 Stück belaufen. Im Spätsommer, bis in den Oktober, erscheint die Laus als Larve (Puppe nennt sie Lichtenstein), die sich mehrmals häutet — oder Nymphe; sie ist dann länger gestreckt, der Kopf ist kleiner, das Fühlerglied aber länger. Glashelle Flügel und schwärzliche Farbe zeigt dann das Insekt. Die Nymphen erscheinen meist in den oberen Wurzeln bis an die Rinde des Stammes. Nach erfolgter Häutung werden diese Sauger hauptsächlich als geflügelte Insekten gefährlich, da sie sich vor Sonnenuntergang in Schwärmen erheben und die Stöcke umspielen, in welche sie, und zwar in die zartesten Weinblätter und Knospen, drei bis fünf gelbliche Eier legen (Gallen), eine Vermehrung also nach allen Seiten, auch hier, demnach Gefahr nach jeder Richtung. Kriecht die Brut aus diesen Gallen aus, so wendet sie sich wieder stockabwärts und beginnt ihre Thätigkeit wieder als Wurzellaus. Infolge der Verletzung der Saugwurzeln des Stockes bilden sich an diesen Wurzelstellen sogenannte Nodositäten, Anschwellungen, welche in Fäulnis übergehen, die Ernährung des Stockes hindern und die Entwickelung der Trauben unmöglich machen, bis nach und nach der Stock abstirbt. Es mag übrigens darauf verwiesen werden, daß die Naturgeschichte der Laus noch nicht in allen Teilen genau festgestellt ist, denn nach Meinung einiger Forscher legt das Weibchen im Herbst *ein* Ei, das sogenannte Winterei, ein Prozeß, dem eine Paarung vorausgehen soll. Dieser Anschauung nach sind die größeren Läuse Weibchen, die kleineren Männchen. Wir überlassen das Feld der Naturforschung den Fachleuten und wollten hier nur ein allgemeines Bild geben, um die gefährliche Lage für jeden Weinberg, in dem dieser Parasit sich einnistet, darzuthun. Eine kurze Darstellung der Zeugungsfähigkeit war indessen nötig, um die Wichtigkeit der Reblausfrage für alle weinbautreibenden Gegenden darzulegen.

Nun ist es Thatsache, daß dieser Feind der Weinrebe schon im Jahre 1880 in Frankreich über eine halbe Million Hektar Weinberge zerstört hatte und daß weiter eine halbe Million bereits in dem genannten Jahre von dem gefährlichen Kerfe angegriffen war; die Weinkultur liegt heute noch in ganzen Landstrichen in Frankreich total darnieder. Am Rhein traten erst später, drunten im Aarthale und in den Weinbergen auf dem rechten Rheinufer bei der Ruine Oggenfels, die ersten Herde auf.

Die Königliche Regierung griff unter Aufwendung ungeheurer Kosten kräftig ein und suchte den Sitz des Übels möglichst zu beschränken. Reblauskommissäre wurden ernannt, ein Titel, der allerdings dem rheinischen Scherze Nahrung zur Genüge bot, eine Einrichtung indessen, welche sich bewährt hat, während der leichtere Sinn des Rheinländers sich im übrigen gern über derartige Gefahren hinwegtäuscht. Das sofortige Erkennen der Reblaus ist schwierig, weil die *äußeren* Erscheinungen am Stocke (das Gelbwerden der Blätter u. s. f.) auch durch andere Umstände herbeigeführt sein können.

Die Verbreitung geschieht also durch

Wanderung, zunächst durch die Wurzellaus über und unter der Erde von Stock zu Stock, durch die geflügelte Laus und durch günstigen Wind sogar auf weite Strecken hin, durch die Luft. Selbst durch Rebpfähle, durch das Schuhwerk des Winzers kann das Insekt weitergetragen werden. Gerade den kräftigen Weinreben ist die Laus am gefährlichsten, da auch sie eine Feinschmeckerin zu sein scheint — „sie trinkt vom besten Wein am liebsten." Ein in Frankreich ausgesetzter Staatspreis von 300 000 Franken hat bis jetzt ein entsprechendes Mittel zur Vertilgung noch nicht finden lassen. Das drastische Mittel, welches die Lorelei nach einem umlaufenden Scherze dem Vater Rhein empfiehlt, läßt sich leider bei dieser Laus nicht anwenden. Vater Rhein klagt nämlich der Lorelei, „daß sich das Ungeziefer jetzt auch bei ihm einfände," und die Jungfrau, die eben ihr goldenes Haar strählt, bietet dem „Papa" zur Beseitigung desselben „ihren goldenen Kamm!"

Frankreich hatte vor dem Erscheinen der Laus rund $2^1/_2$ Millionen Hektar Rebland, 1885 waren noch 2 Millionen Hektar vorhanden, in einigen Jahren waren 600 000 Hektar zu vier Morgen, also rund 2 400 000 Metermorgen Rebland, zerstört worden. Deutschland besitzt nur rund 600 000 Metermorgen Rebland, in Frankreich ist deshalb in jüngster Frist viermal soviel Weingelände zerstört worden als Deutschland überhaupt besitzt. Im Jahre 1885 fanden sich an der Ahr und an dem rechten und linken Rheinufer dieser Gegend, in Heimersheim 12, Lohrsdorf 18, Westum 3 Herde mit über 400 Stöcken; in Sinzig, Niederbreisig und Friesdorf 3 Herde mit 200 Stöcken, und bis Ende des Jahres waren 36 Herde mit 637 Stöcken, auf nahe 16 000 Quadratmeter Landes verteilt, aufgefunden.

Auf dem rechten Rheinufer bei Linz, Honnef und Leubsdorf fanden sich 52 Herde mit über 2000 Stöcken auf rund 82 500 Quadratmetern Weinberggelände verteilt. 88 Herde wurden festgestellt, zusammen 2713 Stöcke angesteckt gefunden und nahe 10 Hektar Weinberge vernichtet. Nicht so bedeutend waren die Auffindungen im Jahre 1886, sie beschränkten sich auch meist auf die Gegenden, wo im Jahre vorher die ersten Entdeckungen gemacht wurden. Aber auch Elsaß-Lothringen, Württemberg (Cannstatt) blieben nicht unverschont; nur in Rheinbayern und am Oberrhein konnte bis dahin nichts festgestellt werden. Da nun ein genügendes Mittel bis heute nicht gefunden ist, um die Reblaus am Stocke zu vernichten, so muß eben der ganze verdächtige und ergriffene Stock, also der Weinberg selbst zerstört werden. (Gesetz vom 27. Februar 1878 und 3. März 1885.) Die Stöcke werden herausgezogen, mit Petroleum und Schwefelkohlenstoff übergossen, in Brand gesteckt, die Löcher werden mit derselben Mischung angefüllt, der Boden wird vollständig desinfiziert, der Bann über Garten oder Berg ausgesprochen, die Stelle auf zehn Meter eingezäunt, alles Grün wird beseitigt, dem Erdboden gleichgemacht und der betreffende Raum auf zwei Jahre brachgelegt. Im dritten Jahre dürfen andere Gewächse darauf gepflanzt, aber erst nach zehn Jahren darf der Platz wieder mit Weinstöcken besetzt werden.

Der Besitzer wird mit 60—80 Pfennigen, auch nach Lage und Güte mit mehr für den Stock entschädigt. In der Gegend von Sinzig zahlt die Regierung 60—80 Pfennige, während oft ein Stock für eine Mark oder mehr Trauben trägt. Nun fragt der Direktor der Kaiserlichen Landwirtschaftsschule in Rufach, Herr Fiedler, mit Recht, wohin das führen solle, wenn wir in der bisherigen Weise der Vernichtung fortfahren? Bei 150 000 Hektar Weingelände auf deutschem Gebiete sind in Summa 1350 Millionen Rebstöcke anzunehmen. Sämtliche Unkosten zur Vernichtung eines Stockes stellen sich heute auf zehn Mark (für Schadenersatz, Diäten der Untersucher, Tagelöhner und Material). Vertilgt man nun alle verdächtigen Stöcke, so könnte der Fall eintreten, daß bei der unleugbaren Weiterverbreitung in 15—20 Jahren keiner der jetzigen Rebstöcke mehr steht. Verringern sich nun auch die Kosten bis auf zwei Mark für den Stock, so kämen die Kosten in 20 Jahren auf 2700 Millionen, im Durchschnitt das Jahr auf 130—150 Millionen Mark zu stehen, und da wirft man allerdings die Frage auf: woher nehmen wir das Geld, oder — kämen wir mit der Reblaus, die anscheinend bei uns schon jetzt degeneriert, nicht besser weg? Denn im Grunde hat auch in Frankreich das Zerstören der Herde dem Übel nicht zu steuern vermocht. Nun hatten wir am Rheine in diesem Jahre einen ungewöhnlich heißen, sechs Wochen lang durch

keinen Tropfen Regen unterbrochenen Sommer. Da plötzlich tritt die Reblaus in Biebrich auf, das heißt, sie wird in dem herzoglichen Schloßgarten gefunden, und nun erschallen von allen Seiten die Hiobsrufe: „Auch hier ist die Krankheit, auch hier!“ Auch von Dresden (Ober- und Niederlößnitz, Wahnsdorf), aus Elsaß-Lothringen, aus dem Kreise Gelnhausen, Höchst, Nassau an der Lahn, Rambach, Sonnenberg und Pötzleinsdorf bei Wien kommen ähnliche Botschaften. Aber alle erkrankten Reben am Oberrhein waren fast ausnahmslos aus dem Schloßgarten in Biebrich bezogen, und diese wieder hatten ihre Quelle in einer Rebschule in Cannstatt. So ist mit ziemlicher Sicherheit erwiesen, daß alle die aufgedeckten Herde am Oberrhein einem Mutterherde entstammen, was immerhin der Feststellung verdächtiger Reben halber eine Erleichterung im Spürdienste war und ist. Und meist sind es bis jetzt Gärten in Biebrich und um Wiesbaden und weniger ausgedehnte Weinberge, in denen man die Reblaus fand. Im Rheingau selbst ist bis jetzt wenigstens noch kein Herd entdeckt worden.

Sofort traten, an der Spitze der Oberpräsident Graf zu Eulenburg und Regierungspräsident von Wurmb, die berufenen Behörden zusammen, und ein allgemeiner Dienst wurde organisiert, der eben noch in voller Arbeit begriffen ist. Keine Reben, keine Pfähle, ja selbst keine anderen Pflanzenteile dürfen dem verseuchten Garten mehr entnommen werden und der Zutritt zu dem polizeilich abgesperrten Terrain ist bei hoher Geldstrafe oder Haft verboten. Obst, Rosen und sonstige Blumenpflanzungen in diesen Gärten sind dem unerbittlichen Gesetz verfallen, Vernichtung und Desinfektion greifen überall ein. Selbst die dabei beschäftigten Arbeiter unterliegen der strengsten Aufsicht aus Furcht vor Weiterverschleppung.

Es ist unzweifelhaft, daß der Boden eine wichtige Rolle in der Widerstandsfähigkeit der Rebe gegen den kleinen Feind spielt, und aus diesem Grunde die Hoffnung des rheingauischen Winzers, daß sein sicher nicht setter Schieferboden der Reblaus wenig Nahrung für ihre Ansiedelung bietet, vielleicht berechtigt. Vor allem dürfte die höchste Kultur der Rebe ein Schutz gegen die Krankheit sein und ebenso scheint das Klima mitzusprechen, denn in nördlicheren Gegenden schreitet die Laus offenbar weit weniger schnell vor, erlangt sie die Herrschaft über ihre Futterpflanze weit schwieriger als im Süden, und das massenhafte, vielseitige Auftreten in diesem Jahre erklärt sich demnach mit durch die Hitze der Sommermonate. Gerade diese wirkt zunächst auf die Vermehrung, denn die Menge der Läuse war in den einzelnen Herden hier sehr bedeutend. Man fand das Insekt in allen Stadien der Entwickelung, vom Ei bis zur Nymphe vor. Ebenso erschien das Insekt nicht nur, sondern auch die durch dasselbe ausgebildeten Nodositäten waren viel entwickelter als bei allen früheren Untersuchungen.

In Biebrich zeigte sich nun, daß fast alle befallenen Stöcke noch üppig grün waren; sie trugen eine reiche Fülle von Trauben, die Reben der Schloßgärtnerei hatten bei der Untersuchung zahlreiche schöne Früchte. Äußerlich entdeckte man an den Stöcken fast gar nichts — sie waren auch bei früheren Untersuchungen nicht beanstandet worden. Die Ur- oder Mutterstammrebe soll vor etwa sechzehn Jahren (1871) die Reblaus von Cannstatt, und zwar aus der Rebschule eines Reblaus-Sachverständigen, mit hierher in die Schloßgärtnerei gebracht haben, von wo sich die übrigen Gärten mit Wurzelreben versorgten, Gärten, die ebenfalls die infizierten Stöcke schon fünf, ja zehn Jahre eingepflanzt haben. Auch in Arcy an der Mosel ist die Reblaus erwiesenermaßen schon seit dreizehn Jahren in einem Rebberge thätig gewesen. Hieraus geht hervor, daß der Weinstock die schädliche Wirkung der Reblaus mehr als dreizehn, ja mehr als sechzehn Jahre aushalten kann, ehe man an seiner Entwickelung, seinen Blättern, seiner Fruchtbarkeit etwas wahrnehmen kann — und diese Erfahrungen werfen, wie schon oben angedeutet, die bisherigen Feststellungen eigentlich über den Haufen. Wenn auch in Biebrich einige Stöcke Spuren des Rückganges zeigten, so kann dies, wie gesagt, auch in anderen Ursachen seinen Grund haben, denn es finden sich zurückgegangene Stöcke nahebei, die keine Reblaus zeigen. Aber auch ganz gesunde Stöcke standen dicht bei den erkrankten, ein Umstand, der wieder gegen die bisher angenommene millionenhafte Vermehrung des Parasiten zu sprechen scheint.

Wäre es anders, so müßte seit den sechzehn Jahren der Übertragung des Herdes

von Cannstatt (oder aus Belgien?) hierher, das ganze Rheingau bereits befallen und verwüstet sein. Auch die neue Entdeckung wurde hier in Biebrich gemacht, daß nicht nur durch Wurzelreben, sondern auch durch Blindreben (Rebensetzlinge ohne Wurzel) die Ansteckung übertragen werden kann.

Sollte man nun in Frankreich vielleicht zu rasch vorgegangen sein und sollten nicht auch bei uns auf isolierten Strecken einige Versuchsstationen ermöglicht werden können, die erst sichere Feststellungen gestatten, wie solche in den Reichslanden bereits eingeführt worden sind? Degeneriert die Reblaus durch Bodenart und Klima, so hätten wir Ähnliches bei den Stechfliegen (Moskitos, Gelsen, Schnaken am Rhein) schon beobachtet, deren Stiche jetzt auch nicht mehr so schlimm erscheinen wie vor zwanzig Jahren. Einzelne Giftpflanzen büßen ja auch durch die Kultur ihre frühere Wirksamkeit ein. Winterkälte, dickere Rinde der Reben können wohl einen Unterschied in der Entwickelung des Insekts herbeiführen. Und leicht könnte es kommen, daß wir zu der Überzeugung gelangen: daß die Reblaus wohl ein schlimmer Schädling der Reben ist, daß sie sich aber mit der Zeit lange nicht so schädlich erweist, wie bisher angenommen wurde. In diesem Falle müßten allerdings auch die Reichsgesetze eine Änderung erleiden. Hat doch die Reblausvertilgung in Preußen in den Jahren 1885 auf 1886 bereits 448 000 Mark gekostet! Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß infolge der Verletzungen der Rebstockwurzeln durch die Reblaus der Stock alsbald neue Wurzeln bildet, welche das Fortleben des Stockes auf eine Reihe von Jahren ermöglichen, etwa wie zurückgeschnittene Bäume aus allen, selbst aus älteren Ästen wieder Sprößlinge treiben. Bei dem Weinstocke wird allerdings vorausgesetzt, daß Standort und Bodenbeschaffenheit genügende Nährkost bieten. In bergiger Lage, im Hügelgelände, auf sterilerem Boden wird deshalb die Zerstörung des Rebstockes durch die Laus um vieles schneller vor sich gehen als in gutem Gartenboden.

Sehen wir also, daß unsere Kenntnis der Reblaus noch vielfach der Belehrung bedarf, so ist es geraten, einzelne Reblausherde der Beobachtung zu erhalten — denn auch hier geht Probieren über Studieren! Ausführbar ist das durch Abschließung jedenfalls — aber undurchführbar ist das Ausrottungsverfahren auf die Länge. Wir werden einfach die Kosten nicht erschwingen können!

Der Winzer hat immerhin alle Ursache, der Regierung dankbar zu sein, daß sie staatliche Opfer und ausdauernde Arbeit nicht scheute, jede Gefahr abzuhalten oder doch zu verringern.

Nun wollen endlich — in den letzten Tagen — ein Deutscher, H. Fuchs in Offenbach, durch Gerbstofflösung, schwefelsaures Ammoniak und kieselsaures Kali, und ein französischer Chemiker, M. E. Chetail, ein durchgreifendes Mittel (letzteres noch geheim) gefunden, und beide wollen ihre Mittel bereits mit Erfolg angewendet haben. Sie wollen die Phylloxera ohne den Stock vertilgen! Möge es diesen Mitteln nicht gehen wie allen früheren, möge es gelingen, diesen kleinen aber mächtigen Feind unserer Trauben endlich gründlich zu besiegen, damit die Worte wahr bleiben:

„Wie glüht er im Glase, wie flammt er so hold!
Geschliff'nem Topase vergleich' ich sein Gold —
Und Düfte entschweben ihm, blumig und fein!
Gott schütze die Reben am sonnigen Rhein!"

Eine unblutige Eroberungsfahrt an der ostafrikanischen Küste.

Briefe von Frieda Freiin von Bülow.

Lindi, den 19. August 1887.
An Bord der Barawa.

Während meines Aufenthaltes in Sansibar wurde ich von dem Herrn Präsidenten Dr. Peters aufgefordert, vor meiner Übersiedelung nach Dar-es-Salaam an seiner Fahrt die Küste hinunter teilzunehmen, um Lage und Wohnungsverhältnisse der Vertragshäfen in Hinsicht auf den Stationsplan des deutschnationalen Frauenbundes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Am Sonnabend morgen, den 6. August, sollte der Dampfer Barawa, den Se. Hoheit der Sultan Herrn Dr. Peters in zuvorkommendster Weise zur

Verfügung gestellt hatte, Sansibar verlassen. Rasch kauften wir nun in den originellen Magazinen der Stadt, was wir für die Einrichtung unserer Station in Dar-es-Salaam am notwendigsten brauchten, zusammen und packten ein. Daneben wurden in Hast und Eile einige Abschiedsbesuche gemacht, denn die Europäer in Sansibar hatten uns mit Freundlichkeit geradezu überschüttet. Der französische Vizekonsul, Mr. Piat, schenkte mir zum Abschiede für unsere Kranken zwölf Flaschen von schwerem algerischen Wein, den die „weißen Väter" in Algier gekeltert haben. Am Freitag abend dinierten mehrere Herren der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Plantagengesellschaft mit uns im Hotel d'Afrique Centrale, unserm Quartier, eifrig wurden auch von den nicht deutschen Tischgenossen die Gläser auf glückliche Reise und erfolggekröntes Wirken der deutschen Damen geleert. Nachdem unser ansehnliches Gepäck inklusive Affe, Maki und junger Hund auf die Barawa befördert worden, wanderten wir beim Schein der Sterne in Begleitung der Herren Baron Grevenreuth und Schröder nach der alten Landungstreppe am Sultanspalast und ruderten nach dem Schiffe.

Hier fanden wir den goanesischen Haus- und Küchenmeister Sr. Hoheit, Herrn Pira Dawjee (Dautschi), der seit unserer Fahrt nach Dar-es-Salaam ein begeisterter Verehrer des Herrn Dr. Peters ist, mit dem ganzen Rüstzeug an Eßvorrat, Silber, Porzellan nnd Goa-Kellnern unserer harrend. Außer unserer Gesellschaft war der Statthalter von Kiloa mit drei Frauen und zwei Sklavinnen an Bord.

Nach etwa sechsunddreißigstündiger Fahrt, während welcher der weibliche Teil der Passagiere, Deutsche, Araberin und Suahelidamen unterschiedlos an heftiger Seekrankheit festlagen, fuhr die Barawa in den Hafen von Kiloa Kiswindje ein. Der Wali, ein auffallend großer Mann mit schönen Zügen und langem braunen Bart, der in zwei Zipfeln ihm bis auf den Gürtel herabhing, hatte während dieser Fahrt nicht nur sehr eifrig für seine in die uns benachbarte Kabine gepferchten Frauen gesorgt, sondern er bot auch mir und meiner Gefährtin, sobald wir uns sehen ließen, Orangen und Konfekt an und erkundigte sich ein über das andere Mal nach meinem Befinden. Auch die Araberin rief uns „jambo bibi, jambo!" zu und wagte sogar einen Moment in der Thüre zu erscheinen, um mich zu begrüßen. Dafür erstattete meine Gefährtin Bertha den Damen in ihrer Kabine einen Besuch. In Kiloa hatte der Wali das Ziel seiner Reise erreicht und fuhr mit unsern Herren, die er im Namen des Sultans als die neuen Oberherren einzuführen hatte, ans Land. In feierlicher Prozession begab man sich nach dem Regierungsgebäude, der Wali an der Spitze des Zuges zwischen Herrn Dr. Peters und Baron von St. Paul-Illaire, hinter diesen Herr Flemming und Herr Dr. Kling. Herr von St. Paul hat die zwei Jahre seines Hierseins ausgenützt, um die Suahelisprache gründlich zu studieren. Er gehört zu den wenigen Europäern, die dieses weich klingende und an Formen reiche Idiom nicht nur verständlich, sondern auch grammatikalisch richtig sprechen, ein „klassisches Suaheli," wie Herr Dr. Peters sich ausdrückt. Baron St. Paul macht in musterhafter Weise den Dolmetscher bis auf die Fälle, wo zum äußersten Erstaunen der Bevölkerung Herr Flemming für ihn eintritt. Bana Flemming hat sich zwanzig Jahre lang in Indien mit Baumwollkultur beschäftigt und ist infolgedessen des Hindostanischen mächtig. Da nun an dieser Küste der Handel in Händen der Indier und Banjanen ist, so kann es sich unter Umständen als sehr günstig erweisen, deren Sprache zu kennen. Während die Bewohner von Kiloa ihrem Statthalter und den neuen Herren lärmende Huldigungen darbrachten, wurden hier in umständlicher Weise die Damen des Wali samt ihren geschmückten Sklavinnen auf eine Dau geladen und an das Land gerudert. Den besten Platz erhielt natürlich die Araberin, die mit ihrer perlmuttereingelegten Maske in den feinen schwarzen Schleier gehüllt zart und anmutig aussah. Sie nickte mir im Fortfahren immer noch freundlich zu. Sehr verschieden von ihr waren die beiden reichgekleideten aber unmaskierten Suahelifrauen. Den schwarzen Schönen geht es wie unsern Landmädchen: sie sehen gut aus in ihrem Nationalkostüm, bestehend aus einem oft sehr malerisch drapierten bunten Tuche, das, unter den Schultern befestigt, den Körper eng umschließt und bis auf die Knöchel herabfällt; sind sie dagegen europäisch gekleidet oder wie diese Frauen des Wali von Kiloa in arabischem Putze, so gewähren sie einen lächerlichen Anblick.

Da Wind und Strömung den Weg ans Land und zurück zu einem verhältnismäßig langwierigen machten, verzichtete ich auf Rat des vortrefflichen Kapitäns darauf, die Barawa zu verlassen. Der Kapitän, Herr Elson mit Namen, ist ein guter Deutscher, ebenso sein erster Ingenieur, Herr Ungemach.

Am Morgen des 10. August dampften wir weiter und fuhren gegen Mittag in die reizende Bucht von Kiloa Kisuani. Baron St. Paul, Dr. Kling und ich versuchten vom Schiffe aus die Küste, deren waldige Ufer sich rechts und links wie Kulissen voreinander schoben, zu skizzieren; aber da der Wind unser Schiff an der Ankerkette in fortwährender Drehung erhielt, unser Modell sich also beständig verschob, wollte das Zeichnen nicht recht gelingen. Daß der Mitwelt dadurch ein bedeutender Verlust geworden, glaube ich nicht, unbeschadet der Achtung, die ich vor den Talenten meiner verehrten Reisegefährten habe; denn unmöglich kann die beste Bleistiftzeichnung eine Landschaft wiedergeben, deren Zauber fast ausschließlich in Farbe und Licht besteht. Das Meer im Vordergrunde, kleine Inselchen mit blendend grünem Mangrovedickicht, waldige Landzungen, ferne Berge und darüber der leuchtende Himmel, alles blau in blau harmonisch abgestimmt, in der Ferne in Duft verschwimmend, vor uns blitzend und blendend im Sonnenglanze und der beständigen Bewegung des ruhelosen Wassers, das war ein ebenso eigenartiges wie reizendes Landschaftsbild.

Während Herr Dr. Peters und Herr Flemming einen Rundgang zur Untersuchung des Erdreichs in Hinsicht auf dessen Brauchbarkeit zu Tabaks- und Baumwollpflanzungen machten, fuhren wir anderen ans Land, um uns den Ort und seine Leute anzusehen. Wir landeten an einer halb zerfallenen Burgfeste aus der Portugiesenzeit, die mit ihren Türmen und Thoren ganz mittelalterlich auf dem Fels am Meere steht. Während wir die schöne Ruine von allen Seiten betrachteten, photographierten und skizzierten, versammelten sich die Dorfbewohner um uns, und ich fand mich auf einmal umringt von den Mädchen des Ortes. Ich hatte eine gelbe Blume abgepflückt; die jungen Mädchen bedeuteten mir aber durch Worte und Gebärden, die Blume sei gar nichts wert, sie habe keinen Wohlgeruch, ich möchte sie nur fortwerfen. Sie brachten mir dafür kleine süß duftende Jasminblüten.

Während wir uns so unterhielten, kamen um die nächste Biegung eines geschlängelten Seitenpfades Dr. Peters und Bana Flemming, gefolgt von schwarzen Jünglingen und Knaben, die in Körben und auf den Köpfen Proben des Erdreichs und der Gesteinarten trugen. Wir begrüßten uns lachend, standen Herrn von St. Paul rasch zu einer Photographie und trennten uns wieder nach verschiedenen Richtungen hin. Herr von St. Paul, Kapitän Elson, Dr. Kling, Herr Ungemach, meine Gefährtin und ich setzten unsere Wanderung durch das Dorf fort, bei welcher uns die gesamten schwarzen Jungfrauen und eine Menge Knaben und kleiner Mädchen das Geleite gaben. Ein junges Mädchen hatte sich vom ersten Augenblicke an besonders mir angeschlossen und wich mir nicht von der Seite. Sie nannte sich Mawua. Wir sahen wilde Baumwollstauden und Bananen, vor allem aber freute uns der Viehreichtum. Auf einer schlammbedeckten Niederung am Meere, die zur Regenzeit jedenfalls unter Wasser steht, weidete eine große Rinderherde; auf den Ruinen kletterten Ziegen wie die Gemsen und zwischen den bambusumzäunten Gehöften des Dorfes trieben Büffelkälber und Schafe ihr Wesen, des Federviehes nicht zu vergessen.

Erfüllt von freundlichen Eindrücken kehrten wir nach Sonnenuntergang auf unsere Barawa zurück, wohin auch bald die Herren Dr. Peters und Flemming gerudert kamen. Sie hatten „rote Erde mit Humus vermischt auf Kalkboden lagernd“ vorgefunden, der Mtama und Baumwolle trug, also für Plantagenzwecke geeignet befunden worden war.

Am folgenden Morgen segelten Dr. Peters und Bana Flemming in die kanalartigen Arme eines in den Hafen mündenden Flusses, um nach Norden hin das Bergland zu besichtigen. Herr Flemming, ein großer Nimrod, hoffte dabei einige Kibokos (Nilpferde) zu erlegen.

Wir vergnügten uns unterdessen wie gestern. Schon am Strande begrüßte uns die Schar der jungen Mädchen und Frauen. Mawua entfernte sich und kam zurück mit einem Kranze von an einen Faden aufgereihten Jasminblüten, den sie mir mit reizendem Lächeln überreichte. Auch heute wich mir das Mädchen, das etwas Selbstbewußtes, im Verkehr mit den Männern

geradezu Stolzes an sich hatte, nicht von der Seite. Sie war weder lärmend noch zudringlich, bewachte aber aufmerksam meine Bewegungen und gab sich rührende Mühe, meine Suahelibrocken zu verstehen. Bei den Früchten, die wir pflückten, sagte sie, ob dieselben gut zu essen seien oder nicht, und trug selbst in der hohlen Hand kleine herbe Äpfel neben mir her, die ich mir, wenn es mir behagte, langte und mit Appetit verzehrte. In dem grünüberwucherten Burghofe einer portugiesischen Schloßruine lagerten wir uns um den Rand einer Zisterne. Baron St. Pauls Diener Mbaruku, dessen stolze Livree in einem zerrissenen karierten Überzieher seines Herrn besteht, hatte Mundvorräte mitgebracht, und wir ließen es uns herrlich schmecken. Die Schwarzen, die uns in großem Haufen umstanden und stillvergnügt zusahen, erhielten die leeren Bierflaschen zum Geschenk. Meiner Freundin versprach ich aber ein „sawadi nsuri“ (schönes Geschenk), und brachte ihr nachmittags einen Berliner Fächer mit, der eine komplizierte Mechanik zum Zusammenklappen und lange rosa Atlasschleifen hatte. Die schwarze Dame nahm diesen in Kiloa noch nie gesehenen Gegenstand nach Art ihres Volkes mit feierlichem Ernste entgegen und blieb den ganzen Nachmittag in ernst gehobener Stimmung. Auch meine junge Gefährtin hatte sich mit den schwarzen Mädchen befreundet. Während ich umgeben von andächtigen Zuschauern in der alten Moschee zeichnete, ging Bertha mit der Schwester meiner Mawua nach der Lagune und ließ dort eine der weidenden Büffelkühe melken. Dann brachte sie mir triumphierend die frische, fette Milch in einer Porzellanschale, und das war ein Genuß! Lange hatte mir kein Trunk gemundet wie dieser. Als wir bei Sonnenuntergang das Boot wieder bestiegen, frug ich Mawua, ob sie mit uns kommen wolle. Sie meinte jedoch, das würde ihre Mutter nicht leiden, die würde sie schlagen. Ich taxierte das Mädchen, beiläufig gesagt, auf sechzehn bis achtzehn Jahre.

Wir ruderten nach dem Schiffe zurück. Es dunkelte bereits, und die Sterne flammten auf, aber das Segel unserer Kibokojäger war noch nicht zu erspähen. Statt wie sonst um sieben Uhr zu dinieren, setzten wir uns in den kleinen Schiffssalon, und einer unserer Schwarzen mußte vor uns auf dem Fußboden hockend den mitgenommenen Leierkasten drehen. Es wurde darüber acht und halb neun. Wir mußten in Rücksicht auf unsere hungrigen Magen das Warten aufgeben und begaben uns endlich nicht ohne ernste Besorgnis für unsere Segler zur Ruhe. Gegen zwei Uhr nachts jedoch wurden wir geweckt durch die kräftige Kommandostimme des Herrn Dr. Peters, der den verschlafenen Goanesen Anordnungen in betreff eines Nachtmahles erteilte. Sehr beruhigt versammelten wir uns noch einmal im Eßzimmer und nahmen den Bericht der Helden entgegen. Dr. Peters hatte zwölf Stunden lang ununterbrochen das Steuer in der Hand gehabt. Das Kreuzen mit ungünstigem Winde in den von Mangrovesümpfen eingefaßten Flußkanälen sei äußerst beschwerlich gewesen. Beiden Herren ist indessen trotz der durchgemachten Strapazen der Ausflug vortrefflich bekommen, obwohl mein Rat, vorsichtshalber etwas Chinin zu nehmen, nicht befolgt worden war.

Am frühen Morgen dampften wir weiter und landeten mittags in Kiswere, welche schöne Bucht von mehreren Dörfern umgeben ist. Auch hier untersuchten unsere Herren die Bodenverhältnisse nach mehreren Richtungen hin. Auch wir begaben uns in Begleitung unsers wackeren Herrn Ungemach an das Ufer und kletterten durch wilden Waldbestand und Steppengras den Hügel hinan, der sich am Meeresstrande ziemlich steil erhebt. Obwohl wir durch Gras von mehr als doppelter Mannshöhe schritten und aus der Umklammerung von Dornen und Lianen uns oft genug mühsam befreiten, kam mir weder eine Schlange, noch sonst ein tropisches Ungeziefer in den Weg. Wir erfreuten uns an dem Gurren wilder Tauben und dem Zirpen der Heimchen, Laute, die uns an die Wälder der Heimat erinnerten. Um uns her wucherten die baumhohen Ähren der Negerhirse, dazwischen Baumwollstauden, die kandelaberähnlichen Kakteenbäume, Rizinus mit seinen eleganten Blättern, feingefiederte Akazien, Gummibäume und dichte Aloegruppen. Hier und da starrte uns auch der elefantenähnliche Koloß eines tausendjährigen Baobabs entgegen. Die Sonne war indessen hoch gestiegen, und die Hitze machte sich fühlbar. Dafür trugen die Diener das kühlende Bier, sowie Brot, Büchsenbutter und Mettwurst hinter uns her. Bei den nächsten Hütten machten wir Halt. Der Herr der kleinen Niederlassung, ein Araber, ließ uns sofort

eine Kitanda herbeitragen und seine beste Matte darüber ausbreiten. So setzten wir uns in den Schatten seines Vordaches und genossen des köstlichen Frühmahles. Unter dem Vordache des Frauenhauses standen die schwarzen Gemahlinnen mit den Kleinen auf den Armen. Uns gegenüber in nächster Nähe hatte der Herr nebst seinem Freunde, einem Kleiderkünstler, Platz genommen und hinter diesen stand das Gesinde. Alle sahen uns schweigend zu, während wir Betrachtungen darüber anstellten, daß der verwöhnte Großstädter nur nach Ostafrika zu reisen brauche, um einen Trunk Bier, eingesalzene Butter und trockene Mettwurst wieder gebührend zu würdigen. Dabei radebrechten wir mit den Gastfreunden Suaheli. Der erwähnte Kleiderkünstler bestickte eine rot- und weißkarierte Jacke mit kunstreichen Stichen, Hexenstich, Fischgräten 2c. bei uns genannt. Wir ließen uns die Arbeit zeigen, und der Ehrenmann bekam einen heftigen Schreck, als ich mich vermaß, daran weiter zu sticken, beruhigte sich indessen, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß ich es richtig machte.

Als wir aufbrachen, gaben uns die Schwarzen wie gewöhnlich das Geleit bis zu der Barke. Unsere Ruderknechte waren diesmal Herrn Ungemachs Maschinisten, ein indisches Brüderpaar mit den weichlichen Zügen und feuchten, schmachtenden Augen dieses Volkes. Sie trugen uns zu Ehren ihre besten weißen Anzüge und golddurchwirkte Käppchen auf dem dichten dunklen Haar. Die beiden schwarzen Diener, die uns Herr Dr. Peters als Eskorte mitgegeben, bildeten in ihren hellblauen Livreen mit Silberverschnürungen zu jenen den vollendetsten Gegensatz. Ich lenkte das Steuer und fand, daß die weiße Barke mit der roten Sultansflagge und dieser schmucken Bemannung einen sehr hübschen Anblick bot.

In der Mchinga-Bai, wo wir am folgenden Tage ankerten, fragte Dr. Peters, ob es mich nicht interessieren würde, einmal der Zeremonie beizuwohnen, mit der seine Einführung in diesen Hafenorten verbunden zu sein pflege. Ich bejahte dies natürlich und kletterte schleunigst die schwankende Schiffstreppe hinab, um unsere Herren über die hochgehenden Wogen ans Ufer zu begleiten. Der Himmel war mit schwerem Gewölk umzogen, und die Landschaft erschien fahl und düster. Geleitet von dem arabischen Offizier der Barawa begaben wir uns ungesäumt nach dem Hause des Wali. Zu beschaulichen Reflexionen und Unterhaltungen mit den Eingeborenen kommt es freilich nicht, wenn Dr. Peters persönlich führt. Diesem genialen Manne scheint es Natur zu sein, im kleinen wie im großen rastlos vorwärts zu eilen, ohne Rücksicht auf das, was rechts und links vom Wege sich bieten mag: „dem Ziele nachjagend unverrückt.“ Ich habe dies oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Der Wali von Mchinga, ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißem Barte und edlen Zügen, empfing uns mit den üblichen Begrüßungsformeln und ließ zwei Kitanden bringen, auf die wir uns ernsthaft niedersetzten. Dann begann das Pourparler. Dr. Peters, dessen wie aus Stein gemeißeltes Gesicht bei derartigen Gelegenheiten nie die leiseste Bewegung zeigt, wandte sich in deutscher Sprache mit ungefähr folgenden Worten an Baron St. Paul: „Unser Freund, der Sultan Bargasch ben Saïd, will uns laut Vertrag seine Rechte und Befugnisse in diesem Hafen überlassen. Du wirst in Zukunft also mir und meinen Beamten zu gehorchen haben.“

Baron St. Paul übertrug diese Rede in gutes Suaheli und der Schiffsoffizier des Sultans wieder ins Arabische. Der alte Herr folgte den Sprechenden mit aufmerksamen Blicken; die großen Augen unter den geschwungenen Brauen nahmen mehr und mehr den Ausdruck der Angst an. Er ließ den Araber seine Rede zu Ende halten; sie nahm, verziert durch die üblichen Redeblumen, mindestens dreimal die Zeit des deutschen Wortlautes in Anspruch. Dann sagte der ehrwürdige Alte: „Ich habe gehört; hast du ausgeredet?“ Er sagte dies in Suaheli, so daß ich es verstand, und der Offizier antwortete: „Ich habe ausgeredet.“ Nun begann der Alte: „Sage deinem Herrn, ich sei der Mann des Sejid, nicht sein Sklave. Die Freunde des Sejid seien aber auch meine Freunde, und ich werde ihre Worte ebenso hoch halten wie die des Sejid. Ich werde von nun an Dr. Peters und seinen Leuten gehorchen.“

Dies ist es, was ich aus der Schlußübersetzung des Baron von St. Paul heraushörte. Dr. Peters ließ ihm versichern, er sei ein Freund aller Araber, also auch der seinige. Er würde ihn demnach in keiner

Weise schädigen, oder sich Rechte nehmen, die ihm nicht zukämen. Er sei weit davon entfernt, in ihm, dem Wali, einen Sklaven zu sehen, mit dessen Eigentum man nach Belieben schalten könne, vielmehr achte er in ihm einen treuen Beamten des Sultans, seines Freundes, und er hoffe nur, daß der Wali in Zukunft ihm und den deutschen Herren ebenso redlich dienen werde, wie er es dem Sejid Bargasch ben Saïd gegenüber gethan habe."

Der Alte sah tief ergriffen aus. Das Neue der Situation schien ihn in der That zu überwältigen. Ihm mochte wohl in ahnender Seele dämmern, daß der Halbmond vor diesem kräftig aufflammenden neuen Gestirn erbleichen müsse, daß die gewaltsame Araberherrschaft am längsten diese sonnige Küste umklammert habe! Indessen erneuerte er die Versicherungen seiner gänzlichen Unterwürfigkeit, war auch sofort bereit, der Aufforderung des Herrn Dr. Peters, uns das umliegende Ackerland zu zeigen, Folge zu leisten. Wir erhoben uns also und zogen, von dem Wali geleitet und von seinen Leuten gefolgt, in großer Prozession nach den Feldern. Die freundlichen Schwarzen waren wieder beeifert, mir die schönsten Blumen abzupflücken, während wir im Geschwindschritt eine Niederung am Fuße bewaldeter Hügel durchwanderten. Die Herren ließen an verschiedenen Punkten Erde aufgraben und nahmen Proben mit. Diesen Vorgang umstanden die Schwarzen stets mit abergläubischer Scheu. Dem alten Wali traten Thränen in die Augen und Dr. Peters fühlte sich veranlaßt, ihm wieder und wieder zu versichern, falls er Veranlassung haben werde, sich hier anzubauen, werde er kein Stückchen Land kaufen, das der betreffende Eigentümer nicht abzutreten willig sei. Herr Flemming untersuchte wieder die Qualität der in zahlreichen Büschen wild wachsenden Baumwolle, die sich wie feine weiße Watte aus den abgewelkten Blüten ziehen ließ. Dabei fiel ein feiner Regen. Als wir jedoch zum Teil recht ermüdet an den Strand zurückkehrten, hatten sich die Wolken zerteilt, und die sinkende Sonne zauberte Farben von ganz eigentümlicher Schönheit an den westlichen Himmel, über welchem in seinem stillen und reinen Glanze der Abendstern erschien. Eine ganze Weile standen wir, im Anschauen versunken, schweigend am Strande, während das von der Barawa für uns ausgesandte Boot sich mühsam durch die Sturzwellen der Brandung arbeitete. Auf den Schultern der Schwarzen gelangten wir endlich in das schwankende Fahrzeug, und es dunkelte stark, als wir die Schiffstreppe hinanstiegen.

Am folgenden Tage gelangten wir in den mit Spannung erwarteten, vielgerühmten Hafen von Lindi. Die Formen der Küste und der waldigen Berge rings um die tief einschneidende Bucht bieten allerdings ein Landschaftsbild von ganz idealer Schönheit. Es fehlt nur das „Gebild von Menschenhand." Dem Menschen hat es Gott gegeben, der schönen Erde den Stempel seines Geistes aufzudrücken, das kommt mir in diesen afrikanischen Landschaften immer aufs neue zum Bewußtsein. Sie tragen Reichtum und blühendes Leben in sich verschlossen und scheinen erwartungsvoll dem Herrn entgegenzusehen, dem der Schöpfer die Macht gab, solche edle Keime aus dem langen, langen Schlummer zu erwecken.

In die Bucht mündet ein breiter Fluß, der Lindi oder Mtale, der zahlreiche Arme in die Wildnis an seinen Ufern entsendet und in schön gewundener Linie eine Reihe waldiger Bergkuppen durchbricht. Man erinnerte sich an den Rhein zwischen Bonn und Koblenz, an das Siebengebirge. Aber es fehlen eben die Städte und Burgen, die Kirchlein und freundlichen Villen. Hier herrscht noch die Einsamkeit. Weißköpfige Flußadler sitzen auf den knorrigen Strünken am Ufer und der gellende Schrei eines wilden Affen tönt von Zeit zu Zeit durch die Wildnis.

Der Wali von Lindi, ein Greis mit blöden Augen und Spitzbubengesicht, bewohnt die Ruine eines portugiesischen Forts. Ein Kanonenrohr aus alter Zeit steht dräuend vor dem Portale aufgepflanzt. Der Salon des Alten in den halbverfallenen Bogenhallen schien mir direkt in einen der mittelalterlichen Romane Walter Scotts zu gehören. Kostbare Waffen schmückten die Wände. Auf den Gesimsen der Wandpfeiler lag der Koran und der sonstige Bücherschatz des Hausherrn. Auf der Erde hockten junge Askaris, Soldaten des Sultans, malerisch gekleidet, reich bewaffnet und von edlem Gesichtsschnitte. In der dunklen Halle, die durch Säulen und Bogen von dem luftigeren Hauptraume getrennt war, brannte ein Holzfeuerchen, um welches einige Schwarze beschäftigt waren.

Der listig dreinschauende Wali ließ uns Kokosnüsse bringen, „Madafu," deren limonadenartigen Saft wir austranken, die Nüsse als Becher benutzend. Er ließ uns dann durch seinen jungen Sohn in dem weiten Gemäuer, das übrigens nichts Interessantes mehr bot, umherführen. Herr Dr. Kling, der während unserer Visite den Eingang zur Wali-Burg skizziert hatte, kaufte einem jungen Schwarzen eine wunderhübsche Lanze ab für eine halbe Rupie (etwa 75 Pfennig). Auch ich machte bei unserer darauf folgenden Wanderung durch den Ort Lindi einen Einkauf. Für einen Pesa (etwa 2 Pfennig) erstand ich ein niedliches feingeflochtenes Täschchen, das ein Knabe an einem Bindfaden um den Hals trug, nicht als Talisman, wie ich glaubte, sondern als Kautabaksdose. Ich werde es bei nächster Gelegenheit meiner Schwester nach Freiburg schicken, wo sie es, wenn sie will, als Portemonnaie gebrauchen kann.

Auf der dem Orte Lindi gegenüberliegenden Seite der Bucht gehen wir mit Vorliebe spazieren. Zerrissene Felsblöcke von den barocksten Formen, in die das Wasser Tausende von Rinnen und Becken gewaschen hat, bedecken den Strand. Unmittelbar dahinter steigt der bewaldete Hügel auf. Herr Dr. Kling skizzierte, und Bertha machte, während sie zwischen dem Gestein Muscheln suchte, zum erstenmal die Bekanntschaft einer Schlange, die sich indessen, in ihrem Felsloche in Gesellschaft kleiner Eidechsen liegend, ganz passiv verhielt. Unterdessen klommen Baron St. Paul und ich, begleitet von Mbaruku, den Hügel hinan. Wir arbeiteten uns tapfer durch das Gestrüpp, den Spuren der Nilpferde nachgehend, die durch das mannshohe Gras ganz gangbare Pfade getrampelt hatten. Auch Raubtierspuren zeigte mir der Baron und Löcher, die eine Hyäne gescharrt hatte. Wir kletterten in eine tiefe und enge Schlucht hinunter, durch welche, den wilden Gesteinmassen nach, zur Regenzeit ein starkes Wasser in Kaskaden stürzen muß. Hier herrschte erquickende Kühle und tiefer Waldesschatten. Die Schlucht war von uralten Bäumen und Schlingpflanzen völlig überdacht. Mbaruku im langen Paletot, der stets den photographischen Apparat hinter seinem Herrn herträgt, mußte denselben aufstellen, und Baron St. Paul versuchte zu photographieren. Aber es fehlte an Licht und war ein gar zu wildes Durcheinander von Laubwerk und Gestein. Mbaruku entstammt dem Inneren. Als Baron St. Paul seine Station Madimula verließ, lief ihm dieser Schwarze nebst einem Dutzend seiner Stammesgenossen nach Bagamoyo nach, und sie flehten ihn an, sie in seinen Diensten zu behalten. „Duana St. Paul" gilt bei den Schwarzen als ein „sehr guter Herr." Auch unter den Deutschen hier ist er rühmlichst bekannt durch seinen unverwüstlichen Humor und seine unerschütterliche Gemütsruhe. Mbaruku folgt ihm wie ein treuer Hund, und sein grundhäßliches Angesicht strahlt beständig im Glanze höchster Glückseligkeit.

Wir versuchten in unserer Schlucht bergan weiter zugehen, aber die Lianen umklammerten uns, Dornen hakten sich in mein dünnes, weißes Kleid und Äste verbarrikadierten derart den Weg, daß wir an der anderen Wand wieder zum Tageslicht emporkletterten. Als wir aber den Gipfel des Berghanges erreichten, lagen Hafen und Flußthal als herrliches Panorama uns zu Füßen und belohnten für die Anstrengungen des Weges. Am Abend dieses Tages entdeckten wir während des gemeinsamen Spazierganges eine kräftige Quelle, die in einer dichten Wildnis von Papyrus gluckſend und murmelnd zu Thale lief und ganz nahe dem Meere von den Landleuten in einer gemauerten Rinne gefaßt und in ein größeres Steinbassin geleitet worden war. Wir tranken aus Kokosnußschalen von dem Wasser und fanden es zwar sehr weich, aber rein von Geschmack. Schwarze Männer waren auf dem Rande des Bassins stehend mit Waschen ihrer Kleidungsstücke beschäftigt. Vor uns stand ein malerisches Steinhaus von hohen Palmen beschattet. Vom Meere trennte uns nur eine mit leuchtend grünem Gestrüpp bedeckte Lagune.

Wir hatten uns vorgenommen, dem Quell nachzugehen, und führten dies am Nachmittag des folgenden Tages aus. Auf schmalen Waldpfaden gingen wir bergan und gelangten an ein im Bau begriffenes Dorf in einem Haine prachtvoller uralter Kokospalmen. Die freundlichen Dorfbewohner brachten uns sogleich Kitanden heraus, dann wurde eine der Palmen erstiegen und wir erhielten, frisch vom Baume gepflückte Nüsse, die wir erst austranken, um uns nachher noch am saftigen Nußkerne zu regalieren. Die Leute dieses Dorfes, dessen Häuser zum Teil noch als geschickt geflochtenes Gerüst standen, waren

fleißig bei der Arbeit und unterbrachen diese nicht einmal, um uns anzugaffen. Ein Mann spann Baumwolle. Er ging dabei umher und drehte die Spindel, wie man es auf den Bildern der alten Griechen sieht. Andere schnitzten oder schälten Stäbe zum Hüttenbau, oder banden das lange strohartige Gras, das sie zum Dachdecken brauchen, in Garben.

Herr Dr. Peters hat in Begleitung Herrn Flemmings, der Diener und einiger Träger eine Expedition flußaufwärts gemacht zur Erforschung des Hinterlandes. Vorgestern sind die Herren in einer zu diesem Zwecke gemieteten Dau den Mtale hinaufgesegelt. Mögen sie gesund und wohlbehalten wiederkommen! Baron St. Paul und Dr. Kling, die sich gern der Expedition angeschlossen hätten, durften aus Rücksicht auf ihre angegriffene Gesundheit es nicht wagen, sich den unvermeidlichen Strapazen einer derartigen Tour auszusetzen. Während gestern unsere Schiffsboote Trinkwasser an Bord fuhren, mietete Dr. Kling in Lindi eine Dau, und wir segelten bei vollem Winde die Flußmündung hinauf. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, landeten wir bei der am Flusse gelegenen schloßartigen Besitzung eines reichen Arabers. Dieser hat seinen Komplex von hübschen Steinhäusern mit einem undurchdringlichen Dornenwall umgeben auf den drei nicht durch den Fluß geschützten Seiten; an die Ecken dieses Walles hat er steinerne und mit Zinnen gekrönte Türme gesetzt, teils rund, teils viereckig. Diese bilden die Thore. Vor dem Wohnhause befindet sich ein schöner sauberer Platz, eine Art Gartenterrasse, mit einzelnen schattenspendenden Bäumen besetzt. Unter diesen Bäumen steht eine überdachte Halle, zu welcher Treppenstufen hinanführen. Dort saß auf seiner Matte der Schloßherr mit gekreuzten Beinen. Vor ihm lag auf perlmuttereingelegtem Gestell ein großer Foliant in rotem Leder, der Koran. Neben sich auf der Matte hatte er einen kunstreich geschnitzten Kasten stehen mit Schreibeinrichtung; den Schlüssel dazu trug er an einer Kette um den Hals. Er schloß die Schatulle mehrmals auf, nahm zusammengefaltete Papiere heraus, die er auseinanderlegte, mit wichtiger Miene betrachtete und wieder an ihren Platz zurücklegte. Wahrscheinlich waren es Briefe, und der Burgherr wollte uns durch das Lesen derselben auf seine gelehrte Bildung aufmerksam machen. Wir wurden, wie üblich, mit Kokosnüssen bewirtet und in Garten und Feld umhergeführt. Eigentlich hatten wir gar nicht die Absicht gehabt, den alten Herrn zu besuchen, allein er kam, sobald wir landeten, uns an das Ufer entgegengeeilt und nötigte uns zu sich hinauf. Stattlich sah er aus unter seinen zahlreichen Kindern, Sklavinnen und Dienern stehend, mit langem weißen Gewande, gelblich-weißem wallenden Barte, buntem Turban und dem Herrscherstabe in der Hand — ein ostafrikanischer Landedelmann. Seine vielen jugendlichen Söhne, deren braunen Gesichtern man es ansah, daß sie mütterlicherseits von Schwarzen stammten, trugen lange, sehr unsaubere weiße Hemden und rote Mützchen, während die schwarzen Sklavenkinder nur mit blauen Lendentüchern bekleidet waren. Unsere Herren machten sich ein Vergnügen daraus, Pesas zwischen die Jugend zu werfen, was stets einen lustigen Tumult verursachte. Wir hatten uns indessen unsern guten Mundvorrat aus dem Schiffchen bringen lassen nebst einigen soliden Teppichen und hielten, gelagert unter schattigen Mangobäumen auf der Bergterrasse mit dem herrlichen Blicke auf Fluß und Berge, eine Mahlzeit, die ganz vortrefflich mundete.

Unsere Rückfahrt dauerte, da wir des Windes wegen nicht segeln konnten, volle drei Stunden. Vier Schwarze aus Lindi ruderten, begleitet von rhythmischem Geheul ihrer originellen Wechselgesänge; alle drei Stunden hindurch plärrten sie ununterbrochen. Ich durfte, wie gewöhnlich, steuern, saß oben auf dem Hinterrande der Dau und konnte mir einbilden, das schwerfällige Fahrzeug mit seinen vierzehn Insassen allein zu regieren. Wir rannten allerdings einmal auf einen der heimtückisch lauernden Korallenfelsen auf, kamen aber glücklich wieder davon los, ohne Schiffbruch gelitten zu haben. Schön war es, als bei einbrechender Nacht das Meerwasser am Kiel und unter den Rudern phosphoreszierte.

Rowuma-Bai, den 23. August 1887.

An Bord der Barawa.

Wir sind am Ziele unserer Fahrt angelangt. Rasch will ich meinem Berichte noch ein paar Zeilen hinzufügen, denn während

das Schiff in Bewegung ist, kann ich nicht einmal lesen, geschweige denn schreiben. Morgen früh aber werden die Anker gelichtet, und wir fahren mit vollen Segeln direkt nach Dar-es-Salaam, ohne vorherigen Aufenthalt. Einen Tag nachdem Dr. Peters von seiner Lindi-Expedition zurückgekehrt, verließen wir diese reizende Bucht. Am Morgen unserer Abfahrt kam ein kranker Indier an Bord und bat uns, ihn zu heilen. In den Häfen, die wir nach Lindi anliefen, schien die Nachricht, daß wir Doktorkünste trieben, unserm Dampfer vorausgeeilt zu sein. Kaum hatte ich den Fuß ans Land gesetzt, so brachte man mir Patienten. Besonders lebhaft war der Andrang in dem schönen Hafenorte Mikindani, vor welchem wir vorgestern lagen. Man brachte kranke Kinder herbeigeschleppt, Männer mit schlimmen Fußwunden kamen gehinkt und gekrochen, ein älterer Araber wollte sogar sein Magenleiden los sein. Wir rieten nach besten Kräften, verordneten Waschungen und Abreibungen nach der Schwierigkeit und bestellten diejenigen, die untersucht und verbunden werden mußten, nach der Barawa. Da kam denn am anderen Morgen in aller Frühe eine ganze Bootsladung voll Patienten, so daß wir in dem kleinen Schiffssalon eine Art Klinik eröffneten, allerdings zum geringen Vergnügen unserer Herren. Bertha war dagegen so beglückt, wieder der gewohnten, ihr lieben Beschäftigung obwalten zu dürfen, daß sie es mir beinahe verargte, wenn ich den einen und anderen Kranken für mich in Anspruch nahm. Hoffentlich hilft den Leuten ihr Glaube. Unsere stets wiederholten Ermahnungen, etwas mehr der Reinlichkeit sich zu befleißigen, sind, fürchte ich, in den Wind geredet worden.

In demselben Orte Mikindani führten die Männer uns zu Ehren einen Schwertertanz auf, welcher von Gesang und Trommelschlag begleitet ward. Wir sahen eine Weile zu, dann machten wir den üblichen Rundgang zur Erforschung des Erdreichs. Das Forschen besorgen selbstverständlich die Herren, insbesondere Dr. Peters, Herr Flemming und Baron St. Paul. Dr. Kling pflegt zu zeichnen, Bertha sammelt Blumen, um Sträußchen zu binden, mit denen sie das Schiff schmückt, und ich erfreue mich einfach an dem, was ich sehe oder höre. Die Landschaft um Mikindani gleicht einem tropisch gedachten Parke. Wir gingen auf angenehmen Pfaden fortwährend unter Palmen und reichbelaubten Mangobäumen. Das Unterholz bilden sorgfältig gepflanzte, zum Teil sogar mit Asche gedüngte Nutzsträucher: Bananen, Baumwollstauden, Zuckerrohr, Rizinus und andere, deren Namen ich nicht weiß.

Heute haben Dr. Peters und Baron St. Paul ein ziemlich gefährliches Wagestück ausgeführt, nämlich die Einfahrt in die Rowumamündung „forciert." Der jähe Übergang von einer bedeutenden Meerestiefe unmittelbar vor der Flußmündung zu der sehr geringen Tiefe des Flusses, in welchem dort hohe Sandbänke lagern, verursacht, wie der African Pilot meldet, sehr gefährliche Brecher und dadurch eine Brandung, die einem Boote nur unter gewissen günstigen Bedingungen von Wind und Strömung die Durchfahrt möglich machen. Da wir das tragische Ende des armen Leutnant Güntter in der Jubmündung noch in frischer Erinnerung hatten, sahen wir Zurückbleibenden unsere kühnen Helden nicht ohne ernste Besorgnis in der Morgen hinausfahren. Um so größer war die Befriedigung, als sie schon gegen ein Uhr nachmittags wohlbehalten und in besten Stimmung zurückkehrten. Sie hatten die gefährliche Brandung glücklich passiert und waren dann fünf Seemeilen landeinwärts gesegelt. Dabei hatten sie gegen hundert Stück Nilpferde getroffen und Dr. Peters hatte fünf erlegt. Baron St. Paul bedauerte nicht wenig, seine Büchse nicht mitgenommen zu haben.

Der Rekrutenoffizier.

Ein Bild aus dem inneren Leben unseres Heeres.

Der junge Leutnant wäre zweifellos der glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn es keine unbezahlten Rechnungen und — keine Rekruten gäbe. Und selbst gegen die leidigen Rechnungen gibt's ein Mittel: die offene Beichte bei dem Papa oder, was einem unverbürgten Gerüchte nach bisweilen noch wirksamer sein soll, bei der nachsichtigen Mutter — gegen die Rekruten aber ist kein Kraut gewachsen!

Fast bei allen Regimentern unserer Armee ist es üblich — eine Bestimmung gibt es nicht über diesen Fall — daß der jüngste Leutnant jeder Kompanie, Eskadron oder Batterie die Ausbildung des jüngsten Jahrganges übernimmt, nur ausnahmsweise wird dieselbe einem älteren Leutnant übertragen. Es hat das seinen guten Grund: einmal ist die Rekrutenausbildung zwar ein ungemein ehrenvolles Amt, aber doch zugleich auch ein ermüdendes Kommando, das von Gottes- und Rechtswegen der Jüngste auf sich nehmen muß: Ein jeder war ja auch einmal selbst der Jüngste. Dieser Grund allein wäre nun freilich nicht stichhaltig, denn auf die liebe Bequemlichkeit irgend eines Offiziers, sei er alt oder jung, wird gottlob in der Armee erst in allerletzter Reihe Rücksicht genommen und jedenfalls darf der Dienst niemals unter ihr leiden. Die Ausbildungsperiode der Rekruten ist aber nicht nur eine Lehrzeit, sondern zugleich auch eine Lernzeit für den jungen Offizier, sie bietet ihm eine im ganzen Dienstjahre nicht wiederkehrende Gelegenheit, all die kleinen und großen Finessen des Exerzierreglements, all die langbewährten Künste, aus einem krummen Bauernjungen einen strammen Grenadier zu erziehen, kennen zu lernen. Und mehr als das: sie macht ihn auch mit dem Leistungsvermögen, mit der größeren oder geringeren Begabung, mit den mannigfachsten Freuden und Leiden der Mannschaft genau bekannt, er lernt den inneren Dienst der Kompanie von der Stubenordnung aufwärts bis ins Detail verstehen, üben und kontrollieren. Besonders für den Leutnant, der direkt aus dem Kadettenkorps in die Truppe hineinschneit, ist solch eine Rekrutenperiode eine wahre Fundgrube — es zehrt aber überhaupt jeder Offizier von den Erfahrungen, die er bei seinen Rekruten sammelte, noch wenn er lange die Stabsoffiziersraupen auf den Schultern trägt.

Ja, ja, es ist sehr lehrreich, Rekruten auszubilden, und wer mit rechter Lust und Liebe bei der Sache ist, der gewinnt sicher auch bei dieser Beschäftigung volle Befriedigung — aber, Hand aufs Herz, ihr älteren Herren, als ein so ganz ungetrübtes Vergnügen ist sie euch denn doch auch nie erschienen, und ihr wart alle herzlich froh, als ihr in der Rangliste eure zwölf „Hinterleute" abzählen und damit hoffen konntet, im kommenden Jahre dies schwere Amt einer jüngeren Kraft übertragen zu dürfen. Ich hatte seinerzeit einen im übrigen ungeheuer diensteifrigen Premierleutnant, der mir Kiek-in-die-Welt, als ich soeben mit den Epaulettes geschmückt meine ersten Rekruten übernahm, mit feierlicher Rede eine Dose Kamillenthee und ein Büchschen Brustkaramellen übergab: „Damit Sie mir nicht etwa krank werden, Kleiner, und ich für Sie vertretungsweise auf dem Kasernenhofe drillen muß," sagte der wohlwollende Herr dabei.

Der Rekrutenoffizier hat in den zwölf Wochen der Ausbildung — von Anfang Dezember bis Ende Januar dauert dieselbe meist — wahrlich keinen Überfluß an freier Zeit. Er steigt mit dem Sonnenaufgang oder vielmehr noch vor dem Auftauchen des lieben Tagesgestirns aus seinem Kasernenbett und sein letzter Tagesdienst fällt meist schon in die späten Abendstunden — das Revidieren der Instruktion oder des diversen Putz- und Flickunterrichts nämlich. Und auch während des Tages ist seine Zeit scharf eingeteilt und in Anspruch genommen: einige knappe Stunden über Mittag, das ist so ziemlich alles, was zu seiner persönlichen Verfügung bleibt. Diese Stunden aber werden ebenso wie zahlreiche Abende durch die theoretische Winterarbeit, die jeder Leutnant einliefern muß, und durch gesellschaftliche Pflichten besetzt, denen sich kein Offizier entziehen darf. O, wie schwer will morgens manchmal der Schlaf aus den Augen des jungen Herrn weichen, wenn er bis nach Mitternacht im Hause irgend eines Kameraden oder Vorgesetzten das Tanzbein geschwungen hat, und wie unterhandelt er mit seinem Burschen von fünf Minuten zu fünf Minuten um das Aufstehen, bis der brave Friedrich endlich drohend an der Bettdecke rüttelt: „Herr Leutnant, 's ist aber wirklich die höchste Zeit — aufstehen, Herr Leutnant! Die Kompanie wird gleich 'raustreten!" Oder wie jener polnische Bursche mir einst die Vergänglichkeit meiner Träume demonstrierte: „Aufstehen, pan Leutnant, Kaffee saufen — bagnettieren!"

Und dann, wer dürfte es sich verhehlen, im Laufe der Ausbildungsperiode kommen denn doch zahlreiche Tage und Stunden, die selbst dem pflichttreuesten und eifrigsten Offizier von einer tötenden Einförmigkeit erscheinen — es kommen Stunden, in denen es draußen schneit oder regnet und auf den

dumpfigen Stuben endlos „Griffe gekloppt“ werden müssen, es kommen Tage, in denen das ewige Einerlei des Dienstes auf Geist und Körper gleich lähmend wirkt und der Rekrutenoffizier es selbst als eine wahre Erfrischung begrüßt, wenn der gestrenge Herr Kompaniechef in die Kaserne tritt, um sich persönlich von den Fortschritten seines jüngsten Jahrganges zu überzeugen und einmal den Herrn Leutnant und die Korporale ordentlich „aufzumöbeln.“ Das sind die Stunden und Tage, an denen sich dann wohl auch die vier Rekrutenoffiziere des Bataillons gern in einer Ecke des Exerzierplatzes zusammenfinden und die Hände in den Paletottaschen sich gegenseitig ihr Leid klagen, bis irgend ein überraschend auftauchender Vorgesetzter sie auseinander stieben läßt; sie wissen es recht wohl, daß das „Kasino bilden,“ wie der technische Ausdruck lautet, nach oben hin nicht sonderlich beliebt ist.

Die Stunden der Langeweile, wenn dieser Ausdruck überhaupt erlaubt ist, sind jedoch noch nicht die schlimmsten. Ein tüchtiger Kompaniechef, der es versteht, in das Ausbildungssystem eine passende Abwechselung zu bringen, und der seinem Leutnant auch eine möglichst weite Selbständigkeit gewährt, kann sie außerdem wesentlich beschränken — ein pflichttreuer, junger Offizier kann sie selbst um so schneller überwinden, je mehr er sich dem einzelnen Manne widmet. Gefährlicher sind die kurzen Augenblicke, in denen das jugendliche heftige Blut in Erregung kommt und die Hand schneller zu werden droht als die kühle Überlegung — wie mancher hoffnungsfrohe Offizier hat sich in einem Moment mit einer unüberlegten Handlung seine ganze Karriere auf Jahre hinaus, vielleicht für immer verdorben. Wie schnell ist nicht der Laie mit seinem Urteile über einen armen Leutnant fertig, der sich zu irgend einer „Mißhandlung eines Untergebenen“ fortreißen ließ, wie schwirren, ganz besonders wenn solch bedauerlicher Fall in der Tagespresse erörtert wird, die härtesten Kritiken durcheinander, und wie wenige von den schonungslos Urteilenden ahnen, welche Summen von Geduld und Selbstbeherrschung ein Rekrutenoffizier oft entwickeln muß — wie wenige würden sich selbst einer solchen Aufgabe gewachsen zeigen! Fast unter jeder Rekrutenabteilung befinden sich zwei, drei enfants terribles, die von der löblichen Ersatzkommission wie im Zorne zum Militärdienste zugelassen worden sind, an deren Ungeschicklichkeit, Schwerfälligkeit und Thorheit alle Kniffe auch des geschicktesten Exerziermeisters, alle Künste des gewandtesten Instruktors zunächst scheitern, trotzdem sollen sie das Gleiche, wie alle übrigen leisten, sie „müssen mitkommen“ — was wunder, daß ihre Korporalschaftsführer samt dem Rekrutenoffizier oft in heller Verzweiflung sind und den alten guten Rat: „So du dich ärgerst, gehe zwanzig Schritte fort und balle die Fäuste auf dem Rücken!“ nicht genug beherzigen können. Übrigens sind in keiner Armee der Welt — das ist zweifellos — die Fälle von Mißhandlung so verschwindend selten wie in der deutschen, in keiner Armee ist die Behandlung des Soldaten, besonders auch des Rekruten, eine so humane wie in der unsern. Diese erfreuliche Thatsache begründet sich keineswegs nur auf der strengen Kontrolle, die von oben herab geübt wird, sie ergibt sich vor allem aus der Erziehung und der Zusammensetzung unseres Offizierkorps und aus der Beschaffenheit unsers Ersatzes.

Der neueingestellte Rekrut soll nicht nur seinen Dienst lernen, mit dem Gewehr auf — Gewehr ab und dem langsamen Schritte allein ist heutzutage wenig gethan; er soll nicht nur körperlich, sondern auch geistig und moralisch erzogen werden, und gerade das letztere ist es, was vielleicht den schönsten und dankbarsten Teil der Aufgaben des Kompaniechefs und jedes Rekrutenoffiziers ausmacht. Der junge Soldat ist seiner Heimat entrückt, es wird ihm eine neue Heimat geschaffen, er soll fühlen, daß seine Truppe eine große Familie ist, in der er sich wohl fühlen kann, wenn er seine Schuldigkeit thut. Mit Strenge ist da wenig auszurichten, mit Güte und Teilnahme gewinnt der Offizier die Herzen und das Vertrauen seiner Leute — er fragt nach ihren häuslichen Verhältnissen, er tröstet die vom Heimweh Befallenen, er gibt ihnen Anweisung, daß und wie sie den Eltern schreiben sollen; kommt dann das Christfest heran, so zündet er ihren Weihnachtsbaum an und freut sich mit ihnen am Tannenduft und Kerzenglanz — ein guter Kamerad, allezeit bereit, zu raten und zu helfen. Keine Kleinigkeit des täglichen Kasernenlebens ist so unbedeutend, daß sie der Aufmerksamkeit des Rekrutenoffiziers entgehen darf: er erkundigt sich, wie

seinen Leuten das Essen schmeckt (unsere kräftige Menagekost mundet notabene den Rekruten stets vortrefflich), er sieht in ihren Spinden nach, ob sie auch „Schmiere“ zu ihrem Kommißbrote haben, und er sorgt für ihre körperliche Sauberkeit; auch in letzter Beziehung muß mit dem Rekruten oft eine bedeutsame Wandlung vor sich gehen, Wasser und Seife sind gar wertvolle Erziehungsmittel.

Langsam und allmählich schält sich aus dem Rekruten der Soldat heraus, wie er sich körperlich reckt und aufrichtet, so entwickelt er sich auch geistig — die Ausbildungszeit geht ihrem Ende entgegen. Jetzt bringt fast jeder Tag dem Rekrutenoffizier neue Freude und Anregung, er sieht endlich die Früchte seiner mühsamen Thätigkeit reifen. Schließlich erscheint ihm die ersehnte und gefürchtete Vorstellung fast zu nahe, er wünschte sie gern noch um eine Woche hinausgeschoben, um noch dies oder jenes seinen Leuten fester einprägen, diese oder jene Unebenheit sorgsamer abschleifen zu können. Aber er wird auch ohnedem Anerkennung ernten — und wie wohl thut nicht einem jungen Offizier ein warmes Wort des Lobes aus dem Munde seines Regimentskommandeurs! Mit leisem Zagen sah er der Vorstellung entgegen, mit innigem Behagen leert er sich, wenn sie glücklich vorüber, ein Glas auf die Erinnerung an die letztvergangenen Wochen!

Und diese Erinnerung verschwindet nicht so bald! Wenn der Offizier alles dessen, was er gelernt, und zugleich neben der Mühe und Sorgfalt seiner Unteroffiziere des Eifers seiner Leute dankbar gedenkt, so bewahren auch diese ihm ein sicher nicht minder dankbares Andenken. Zwischen dem Rekrutenoffizier und seinem Jahrgange bildet sich stets ein festes Band, sie fühlen sich gegenseitig als besonders zusammengehörig, auch wenn die Vorstellung längst absolviert und die Kompanie formiert ist — ja noch über die ganze Dienstzeit hinaus. Wie oft ist es mir und jedem Kameraden nicht vorgekommen, daß wir von einem Unbekannten angesprochen wurden. „Sie kennen mich nicht mehr?“ hört man dann wohl wehmütig, fast ein wenig verletzt fragen. „Aber ich bin ja doch der Peter Müller, ich war ja Ihr Rekrut!“ Mir schlägt jedesmal freudig das Herz, wenn ich eine derartige Anhänglichkeit erfahre — nicht etwa weil sie mir schmeichelt, nein, weil ich in dem guten, warmen, ich möchte sagen: herzlichen Verhältnis zwischen unserm Offizierkorps und unserm ganzen Volke die höchste Gewißheit der Tüchtigkeit unserer Armee sehe! Sp.

Stimme der Musik.

Von Harriot Wolff.

O Zauberkraft, o Stimme wunderbar,
Die aus dem Schweigen wonnig sich erhebt,
Musik, du bist es, mächtig, hehr und wahr,
Vor deren Ton das Menschenherz erbebt!

Denn deine Sprache, keusch und himmlisch süß,
Wie gnädig sie der Himmel nur verleiht,
Die Sprache ist's, die klang im Paradies,
Eh' Sünde noch das reine Herz entweiht.

O süßer Einklang, den dir Gott gegönnt —
Nicht ward er, ach, der Menschenbrust verliehn!
Grell von des Lebens Mißklang übertönt
Wird all die Fülle deiner Harmonie'n.

Du flüsterst sanft von ungetrübtem Glück
Und öffnest weit das goldne Himmelsthor.
Du schweigst — zur Erde sinken wir zurück,
Von ird'schem Leid umschattet wie zuvor.

Zu kurz, ach, währte jener flücht'ge Blick
Ins Paradies — der sel'ge Traum entschwand.
O Bote Gottes, himmlische Musik,
Wo finden wir dein schönes Heimatland?

Entstammst du Sphären, wo — der Schmerz besiegt,
Die Freude lebt und Thränen nicht mehr sind?
Bist du von Gott, o welche Botschaft liegt
In deinen Tönen, hehres Himmelskind?

Von dem verheißnen fernen Friedensland
Verkündest du die tiefe Seligkeit —
Und bietest uns als süßes Unterpfand
Den Widerklang vom Sang der Ewigkeit!



Der Stammhalter. Gemalt von Hugo Oehmichen.



Die Bollesche Meierei in Moabit bei Berlin.

Berlins größte Meierei.

Von Julius Stinde.

Dem Straßenbilde der Reichshauptstadt hat sich seit 1881 eine neue, schnell volkstümlich gewordene Gestalt eingefügt: der Bollesche Klingeljunge.

Blaue Bluse mit Gürtel, leinene Hose im Sommer, Schirmmütze und blankgeputzte Klingel bilden die Ausrüstung der Jungen, denen die Aufgabe obliegt, am Morgen in der Frühe durch lautes Geklingel den Kunden die Ankunft des Milchwagens zu melden. Oben auf dem Bocksitze der weiß lackierten, mit Firmenschild versehenen Wagen thront der Kutscher, der zugleich Lenker des Rosses und Verkäufer der Milch ist, während der Junge als Kondukteur der Milchkannen, Käse- und Butterbehälter den leicht zu verlassenden Rücksitz einnimmt, wenn er nicht die Schläfer in den Höfen wachklingelt oder die Erzeugnisse der Meierei in die Küchen der Haushaltungen bringt.

Wie alles Neue wurden auch die Volleschen Milchwagen von den Mißgünstigen scheel angesehen, von den Verständigen dagegen mit Genugthuung begrüßt, denn die Wagen sind derart eingerichtet, daß sie nur das Abfüllen der Milch, nie aber ein Zufüllen von Flüssigkeiten gestatten, mithin das Wässern der Milch von seiten des Verkaufspersonals zur Unmöglichkeit machen. Durch diese Vorsorge hat der Kunde es gewissermaßen direkt mit der Meierei zu thun, er erhält die Milch in der Beschaffenheit, wie sie die Meierei abgibt, und zu den festgestellten Preisen, die über jedem Ablaßhahn an dem Wagen mit deutlicher Schrift zu lesen sind.

Die Einrichtung erweckte in kurzer Zeit das Vertrauen der Käufer, das sich um so mehr steigerte, als die Vorzüglichkeit und Gleichmäßigkeit der Volleschen Meiereierzeugnisse mehr und mehr erkannt wurden. Die Hausfrauen, welche bald dahinter kamen, daß das Säuern und Gerinnen der Milch nur der Unachtsamkeit und Unsauberkeit ihrer eigenen Küchenfeen zuzuschreiben war, fanden ebenfalls, daß die Garantie der Unverfälschtheit, welche C. Bolle für seine Ware übernimmt, keine jener Redensarten ist, mit denen man Leichtgläubige fängt, sondern die ernste Versicherung eines Mannes, der sich wohl bewußt ist, welche Bedeutung die Beschaffenheit der Milch für eine Riesenstadt wie Berlin hat. Ergeben doch die statistischen Tabellen der Stadt Berlin die nicht genug zu beachtende Thatsache, daß seit Einrichtung der Meierei von Bolle im Februar 1881 die Kindersterblichkeit dauernd unter der Sterblichkeitsziffer von 1880 geblieben ist, obgleich die Bevölkerung sich um über eine Viertelmillion Köpfe vermehrte. Ob die von der Meierei in den Verkehr gebrachte Milch allein diesen überaus günstigen Erfolg für sich in Anspruch nehmen darf, muß dahin



Der Bollesche Milchwagen. Auf dem Bocke der Kutscher, der zugleich Verkäufer der Milch ist, und auf dem Rücksitze der Klingeljunge.

So viel über den Vertrieb in der Stadt, über die Bedienung der Kunden und über den Klingeljungen, dessen tadellose Führung nach Jahresfrist durch einen Silberstreifen belohnt wird, während der Kutscher eine gleiche Auszeichnung in Gestalt eines Sternes erhält. Wir kommen auf das Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und seinen Leuten wieder zurück, nachdem wir der Meierei selbst einen Besuch abgestattet haben, welche neuerdings vom Lützower Ufer, wo die Räumlichkeiten dem Betriebe zu eng wurden, nach Alt-Moabit verlegt worden ist. Dort erhebt sich auf einem Grundstücke, das dem Wirtschaftshofe eines großen Gutes gleicht, an der rechten Seite in Ziegelbau das 115 Meter

gestellt bleiben, jedenfalls aber hat die durch sie ins Leben gerufene Konkurrenz einen gewaltigen Einfluß zum Besseren auf die gesamten Milchverhältnisse Berlins ausgeübt, und diese Wechselwirkung wird es sein, welche ihren Ausdruck in den statistischen Angaben über die Abnahme der Kindersterblichkeit findet. Mehr als die Paragraphen des Nahrungsmittelgesetzes, nachhaltiger und eindringlicher als polizeiliche Beschlagnahme verlängerter und vermanschter Milch nützt und wirkt der Wettbewerb, wie ihn C. Bolle hervorrief.

Es gelangen täglich gegen vierzigtausend Liter Milch durch die Bollesche Meierei in den Verkehr der Stadt, die mit ihren Vororten in zweiundsiebzig Reviere mit etwa dreitausend Halte- und Verkaufsstellen eingeteilt ist. Jeder Wagen hat seinen Fahrplan, mit genauer Zeitangabe, wann, in welcher Straße und vor welcher Hausnummer er hält, und da den Kunden der gedruckte Plan unentgeltlich zugestellt wird, so bedarf es nur einiger weniger Zeichen vom Klingeljungen, um die Milchbedürftigen daran zu erinnern, daß der Wagen pünktlich die vorgeschriebene Zeit innehält und, wenn man sich nicht eilt, eine Strecke weiter fahren wird.

lange mehrstöckige Meiereigebäude, während an der linken Seite das mit einem Stocke versehene 127 Meter lange Gebäude liegt, das die Stallungen für die Pferde — augenblicklich hundertundsieben an der Zahl — Werkstätten und Wohnräume für Meier und deren Angehörige, Stallpersonal 2c. enthält. Der Hofplatz bildet den Raum für den Wagenpark und macht um die Mittagszeit, wenn neunzig bis hundert Wagen dort regelmäßig aneinandergereiht stehen, einen imposanten Eindruck. Außerdem durchziehen Schienengeleise den gepflasterten Hof, auf denen alles an den Ort seiner vorläufigen Bestimmung befördert wird, was Dampfschiff und Kähne auf der an dem Grundstücke vorbeifließenden Spree bringen: Milch und Eis für die Meierei, Futter für die Pferde und Kohlen für das Kesselhaus, dessen Schornstein hoch aufragt, und in dem der nötige Dampf nicht nur für zwei große Maschinen von 120 Pferdekräften, sondern auch für Zwecke der Erwärmung und Kochung erzeugt wird. Das elektrische Licht für den frühmorgendlichen Betrieb liefern kräftige Dynamomaschinen.

Die von den Rittergütern und Bauergehöften gelieferte Milch wird nun, bevor sie in den Verkehr kommt, geprüft. Die Milch-

wage stellt das spezifische Gewicht fest, das bekanntlich je nach der Art der Fütterung, der Beschaffenheit des Viehstapels und der Behandlung der Kühe Schwankungen unterworfen ist, so daß eine Sonderung der minder fetten Milch von der Vollmilch, welche durchschnittlich drei bis vier Prozent Fettgehalt aufweist, ausgeführt werden kann. Die genaue Feststellung des Fettgehaltes, der Trockensubstanz, die vollständige wissenschaftliche Analyse der Milch, welche längere Zeit erfordert, liegt in den Händen eines promovierten Chemikers, dem drei Gehilfen zur Seite stehen. Die zweckmäßigen Einrichtungen des chemischen Laboratoriums ermöglichen es, daß alljährlich gegen elftausend Bestimmungen gemacht werden, die, in dickleibigen Folianten gebucht, das Material geben, auf welches hin nicht nur die Kontrolle der Lieferungen stattfindet, sondern auch die Abmachungen über die Ernährung und Behandlung des Viehes, über das Melken 2c. mit den Milchlieferanten festgestellt werden. Außerdem unterliegen die Futterstoffe sowie das Tränkwasser in jenem Laboratorium der fortgesetzten Untersuchung, so daß die Meierei ihren Einfluß auf die rationelle Milchgewinnung bis weit in das Land hinein ausübt. Die Gesundheit der Kühe, sowie die richtige und saubere Behandlung der Milch vom Melken bis zum Versand mit der Bahn oder auf dem Wasserwege wird von dem Tierarzte der Meierei und zwei Reiseinspektoren dauernd überwacht. Diese besuchen die Güter und Höfe zu den verschiedensten Zeiten. Wenn dem Chemiker Unregelmäßigkeiten an einer gelieferten Milch auffallen, so beeilen sich die Reiseinspektoren, die Ursache zu ermitteln. Die chemische und tierärztliche Kontrolle bieten die Garantie, daß von der Meierei Bolle gesunde Milch in den Verkehr gebracht wird, ein Umstand, der um so mehr ins Gewicht fällt, als festgestellt worden ist, daß Milch von krankem, namentlich perlsüchtigem Vieh unabgekocht genossen Krankheiten hervorruft, und ferner minderwertige, namentlich fettarme Milch zur Ernährung der Kinder in den ersten Lebensjahren nicht taugt. Die Kindermilch wird auf zwei großen Rittergütern produziert, deren Kühe ein stets gleichmäßiges Trockenfutter erhalten, von dem alle leicht Säure bildenden Substanzen ausgeschlossen sind; sie entspricht allen ärztlichen Anforderungen und wird nur in bleiversiegelten Flaschen abgegeben.

Die Vollmilch, welche denselben Fettgehalt besitzt wie die Kindermilch, kommt teils in den Verkehr, teils wird sie entsahnt. Das Entsahnen geschieht durch Schleudermaschinen.

Nachdem Pumpen die Milch in hochgelegene Becken geschafft haben, fließt sie von hier aus über Vorwärmer in die Zentrifugen, welche sich mit ungeheurer Geschwindigkeit drehen und die Sahne von der Milch scheiden. Die abfließende Sahne gelangt durch eisgekühlte Röhren in die Expedition für Kaffeesahne, resp. Schlagsahne, welche zwei- bis dreifachen Fettgehalt der Kaffeesahne hat und eine Delikatesse ersten Ranges ist. Die entsahnte Milch — die sog. Magermilch — ist



Der Bollesche Milchwagen.
Der Kutscher als Verkäufer und der Klingeljunge als Träger der Milch in Thätigkeit.



Winterstimmungsbild vom Bock des Bolleschen Milchwagens.
Bei großer Kälte kann man diese Szene öfters beobachten: Der Kutscher nimmt alsdann den Klingeljungen zu sich auf den Bock, um ihn zu erwärmen und gegen das Wetter zu schützen.

ein an Nährstoff reiches Lebensmittel. Sie besitzt im Vergleich zu Rindfleisch, wenn dasselbe einen Preis von 1,40 Mk. das Kilo hat, einen Nährwert von 22 Pfennige pro Liter. Da die Meierei die Magermilch vom Wagen für 8 Pfennige liefert, so ergibt sich, daß sie in der Ernährungsfrage eine außerordentliche Rolle spielt.

Soweit die Sahne nicht verkauft wird, dient sie zur Butterbereitung. Die Butterfässer werden ebenso wie die Schleudermaschine mit Dampf betrieben. Die großen luftigen Räume mit ihren Maschinenanlagen, Transmissionen, Röhrenleitungen, Spülvorkehrungen gewähren einen überraschenden Anblick. Wo nur irgend möglich, ist der unmittelbare Eingriff der menschlichen Hand vermieden, alle Prozeduren gehen gewissermaßen selbstthätig in den peinlich sauber gehaltenen Apparaten vor sich. Das Kneten der Butter geschieht mittels Maschine, und auch beim Auswägen und Formen derselben in Pfundstücke kommt sie nicht mit der Hand in Berührung. — Es werden täglich etwa 1000 bis 1200 Pfund Sahnenbutter dargestellt, die hierbei entfallenden 3000—4000 Liter Buttermilch gelangen in die Stadt zum Verkauf. — Aus der täglich zurückbleibenden Milch wird Käse dargestellt, aus der Fettmilch der vorzügliche Camembert, der ebenso wie der Fromage de Brie seinen französischen Namensvettern nicht im geringsten nachsteht, aus Magermilch entsteht der Backsteinkäse, Harzer ꝛc. Die Käsereien liegen im Untergeschoß und sind ebenso peinlich sauber gehalten wie die lichthellen Oberräume. — Die zurückbleibende Molke wird durch Pumpwerke in die Milchzuckerfabrik gehoben, wo sie nach einem eigenen Verfahren gereinigt und eingedickt durch Kristallisation einen Milchzucker liefert, der an Güte seinesgleichen sucht. Es findet derselbe in der Medizin Verwendung, auch als Zusatz zur Milch für Säuglinge, denen Rohrzucker wegen der Säurebildung nicht immer bekömmlich ist. Zu den Abnehmern dieses Milchzuckers gehört auch Amerika.

Die geradezu geniale Anlage gestattet die vollständige Ausnutzung der Milch, die bis auf den letzten Tropfen technisch verwertet wird, so daß der schwankende Konsum keinerlei Einfluß auf den Verkaufspreis ausüben kann. Die unverkauft gebliebene Milch bringt ebenfalls ihren Nutzen, dadurch wird es möglich, mit reichlichem Angebot die alten Kunden zu versorgen und neu hinzutretende ebenfalls zu befriedigen.

Für Kranke und Genesende wird Kefir und Milchchampagner fabriziert. Ersterer ist eine vergorene Milch, deren Gärung durch

die aus dem Kaukasus bezogenen Kefirkörner bewirkt wird, und die wegen ihres feinflockig gerinnenden Käsestoffes leichter als gewöhnliche Milch verdaut wird. Der Milchchampagner, eine Kohlensäure, Zucker und feinen Alkohol enthaltende schäumende Milch, dient besonders allen denen zum Getränk, welchen der Arzt Milch mit Kognak oder Rum verordnete. Milch mit Kognak ist ein wichtiges diätetisches Mittel bei der Kur Lungenleidender und wird seit Jahren schon in dem Kurort für Schwindsüchtige von Dr. Dettweiler zu Falkenstein im Taunus mit unzweifelhaftem Erfolge angewandt. Der Milchchampagner ist die angenehmste Form, in der diese Mischung geboten wird.

Ein Hauptgewicht ist auf die Reinigung der Gefäße gelegt. In den Spülräumen werden die verzinnten Kannen in kaltem und warmem Wasser gespült, ausgebürstet und durch Dampf ausgebrüht. Für das Instandhalten der Gefäße sorgt die eigene Klempnerei und Schlosserei, andere Reparaturen an Wagen und Geschirr bewerkstelligen die Stellmacherei, Tischlerei, Schmiede und Sattlerei. In der Waschanstalt werden die Klingeljungen gewaschen, d. h. ihre Anzüge und das in der Meierei erforderliche Leinenzeug. Eine Druckerei mit zwei Pressen führt den Druck der Formulare, Rechnungen, Kontrollzettel und dahin Gehöriges aus. Der Milchstaat ist bis auf das kleinste hin einheitlich geordnet. Hieran schließt sich die Verwertung der Gartenerzeugnisse von dem in Köpenik gelegenen Gute, das, in unmittelbarer Nähe der Eiswerke, den als Rückfracht billig hingeschafften Stalldünger der Meierei erhält. Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen, in Literschachteln verpackt, werden ebenso wie Roheis vom Milchwagen geliefert.

Das Personal besteht aus vierhundert Leuten. Gegen dreißig Beamte sind im Kontor als Kassierer, Buchführer, Korrespondenten 2c. beschäftigt. Meier sind vierzig angestellt, Kutscher und Stalleute zählen gegen hundert, dazu kommen zweihundert Klingeljungen, diese Spezialität, von der wir als populärer Erscheinung der Neuzeit ausgingen, da sie die kleinen Pioniere sind, mit denen es die Kundschaft zunächst persönlich zu thun hat.

Es ist keine kleine Aufgabe, eine solche Schar zu bändigen, denn Jungen sind Jungen, aber es ist Herrn Bolle gelungen, durch gutes Regiment einen Geist in die seinigen zu bringen, mit dessen Hilfe alles wie am Schnürchen geht. Strenge Rechtlichkeit und liebende Vorsorge sind es, die dies bewirken.

Für das körperliche Wohlergehen ist die im Kellergeschoß gelegene Speisewirtschaft, wo sowohl Kutscher wie Jungen kräftige Kost für ein Billiges erhalten oder, wenn sie wollen, das von Hause gesandte Mahl verzehren können, höchst wichtig. Auch ein Glas Bier zu ermäßigtem Preise ist dort zu haben; Branntwein dagegen wird nicht verschenkt. Aber nicht allein das leibliche Wohl seiner Leute liegt Herrn Bolle am Herzen. Im Winter veranstaltet er auch gesellige Abende in dem Theatersaale der Meierei. Dort ist eine Bühne errichtet, die manche kleinere Stadt sich wünschen könnte, und auf ihr spielen die zu Mimen befähigten Klingeljungen ernste und sinnig heitere Sachen, oder halten Vorträge angemessener Art. Die musikalisch Veranlagten bilden einen Bläserchor von vierzig Mann und einen Sängerchor. Beide leisten, von tüchtigen Musikern geleitet, schon jetzt höchst Anerkennenswertes. Hier üben sie in ihren Freistunden und haben neben dem Ernst der Erwerbsthätigkeit auch die Freude an der Kunst, ein Umstand, der sie von Thorheiten und wüstem Weltstadttreiben abhält. So knüpft sie auch das Band eines außerhalb der Alltäglichkeit liegenden Interesses an die Anstalt, die ihnen Unterhalt ge-



Der Klingeljunge, welcher die Bolleschen Milchwagen begleitet und den Kunden die Ankunft derselben durch Klingeln meldet.

währt. Durch das im Spiel Gebotene wird mit milder Hand auf die Anschauung der Jugend gewirkt und eine Saat ausgesäet, die zur Ehre des Vaterlandes fröhlich keimt und aus den Jungen brave Männer macht. Man braucht nur zu sehen, wie offen und froh die Jungen ihrem Brotherrn in das Auge blicken, wenn sie ihn grüßend die Hand militärisch an die Mütze legen, um zu erkennen, daß sie ihm aufrichtig zugethan sind.

Noch einen Raum enthält die Meierei, dessen Anblick mich tief ergriff. Es ist dies die Kapelle. Die farbigen Fenster, die Säulen, welche die Decke tragen, die Sitzreihen, das Emporium mit der Orgel, die Sakristei, die in schöner Holzarchitektur ausgeführte Kanzel und der ebenfalls holzgeschnitzte Altar fügen sich zu einem weihevoll gestimmten Ganzen zusammen. Überflüssiger Prunk ist vermieden, aber in Goldschrift leuchtet von dem Altar der Spruch des Lebens, Joh. 3, 16. In dieser Kapelle wird am Sonnabend Gottesdienst für die Kutscher und die anderen Leute gehalten, welche ihr Beruf hindert, am Sonntagmorgen die Kirche zu besuchen. Dann ertönt die Orgel, die jugendlichen Stimmen des Sängerchores fallen ein, und der Geistliche predigt den Gerngekommenen das Evangelium.

Am nächsten Morgen in aller Frühe fahren die Leute der Stadt in gewohnter Weise zu, denn Berlin darf nicht ohne Milch bleiben, es begehren gar viele des unentbehrlichen Nahrungsmittels, Kleine und Große, Sieche und Gesunde. Der Klingeljunge gibt sein Zeichen, die Kunden kommen an den Wagen und holen Milch, Eis, Käse, Früchte, je nach Bedarf. Nur die wenigsten wissen, daß der Junge da draußen in der Meierei ein Dasein hat, in dem er sich wohl und glücklich fühlen kann und fühlt.



Vor dem Dorfe. Gemalt von Otto Strützel.

Auf der Hirschbrunst in den bayrischen Bergen.

Von Anton Freiherr von Perfall.

Eine verwetterte, von riesigen Baumstämmen wohlgefügte Hütte, aus der gastlicher Rauch sich erhebt, ein über mächtige moosbewachsene Felsblöcke dicht daran in den dunkelgrünen Bergsee sich stürzender Wildbach, ringsumher sich türmendes Gebirge mit dunklen Fichtenwäldern, grünen Almen und wild zerklüfteten Felswänden, ein klarer, würziger Oktobertag und — volle Jagdfreiheit in einem wildreichen Revier — Jägerherz, was willst du noch mehr!

Es dunkelte schon, als ich mit Jakl dem Jäger eben die Höhe des Gebirgspasses erreichend plötzlich vor diesem Bilde stand. Die Felskämme im Westen leuchteten noch matt und im jetzt fast schwarz erscheinenden See blitzten noch hier und da leise rötliche Schimmer auf; ein Kahn, nur in verschwommenen Umrissen sichtbar, glitt, eine silberne Furche ziehend, lautlos zwei rotglühenden Punkten entgegen am oberen Ende des Sees, von dem her eine weibliche Stimme begleitet von monotonen Akkorden einer Guitarre zu uns herüberschwebte.

„Hör'n S'n?“ weckte mich plötzlich Jakl aus meiner träumerischen Betrachtung.

Er lauschte mit verhaltenem Atem, regungslos vorwärts gebeugt. Bergl, der rote Schweißhund, zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung.

Ein langgezogener gurgelnder Laut erscholl aus dem Sennwalde jenseit des Sees, der in einem wilden, zornigen Gebrüll endete — urwüchsige Kraft lag darin; ich dachte an kalifornische Nächte, wo die Stimme des Puma durch die Wildnis dröhnte — über uns antwortete es kampfesmutig. O Gleißnerin Natur, wie deckst du mit Wellengeplätscher, sanften Zephyren, mit der trügerischen Ruhe der Nacht alle wilde Leidenschaft, allen Kampf, alle martervollen Aufschreie gequälter Kreaturen — das ist deine wahre Stimme!

„A volt're Laute,“*) meinte Jakl.

Wir gingen den See entlang den zwei roten Punkten zu, die sich bald als die grell beleuchteten Fenster der „Wurzlhütt'n“ entpuppten. Von nah und fern ertönte jetzt das Hirschgeschrei, frohe Hoffnung weckend für die nächsten Tage.

In der engen niederen Stube herrschte eine Glühhitze; hinten auf dem unförmlichen, knisternden Ofen dörrte ja die Enzianwurzel. Das Licht einer bärtigen Unschlittkerze flackerte um dicht gedrängte, wildbebartete Gesichter, um kräftige Muskeln und dunkelbraun sich aus grobleinenen Hemden drängende mächtige Brüste. Dichte Rauchwolken umhüllten alles wie Herbstnebel.

Dieser spärlich erleuchtete, rauchgeschwärzte Raum, diese Gestalten, die blitzenden Beile in der Ecke — alte Ammenmärchen tauchten unwillkürlich auf von Riesen und Unholden grauer Urwaldzeit — nur einen Augenblick — bis das Auge den grauen Schleier durchdringt. Es sind ja alte Bekannte, der „Tuifljakl,“ der „Zigarrentoni,“ der „Baperl“ und wie sie alle heißen — niemand kennt ja ihre Familiennamen — Holzknechte aus dem königlichen Revier, und der „Wurzenschweizer“ mit dem langwallenden grauen Barte, der Herr des Hauses, der seit Jahren hier oben den berühmten Enzian braut.

Der lärmende Diskurs verstummte einen Augenblick, nur der Baperl und der Toni ließen sich in ihrem Kartenspiel nicht stören.

„Kimmt's a amal auff?“ begrüßte uns der Schweizer. „Ja, san scho voltern laut, Jakl, seit a paar Tag.“

„A Zehna hat uns heunt fruah a saubre Musi g'macht zur Arbet,“ ergänzte der Zigarrentoni.

„In die Lochgrab'n unt?“ fragte Jakl.

„In die Lochgrab'n, z'nachst wo s'n Loidl g'fund'n hab'n, d'n Jaga, 's verganga Jahr,“ entgegnete der Toni.

„Der arm Loidl!“ klang eine Stimme hinter dem Ofen, „i kann ihn net vergess'n, den Buabn.“

Eine mächtige Frauengestalt trat jetzt in den Lichtkreis, die Diele knarrte unter ihrem schweren Tritt: 's Burgei, die Schweizerin. Das runzlichte, tiefgebräunte Gesicht trug noch die Spuren einstiger Schönheit, und dieser gewaltige Körper mußte einst etwas Brunhildenhaftes gehabt haben.

Und ob sie schön war, 's Burgei, als

*) Starke Stimme.

sie vor etwa fünfzig Jahren mit ihrem armen Franzl aus Tirol da heraufgeflohen in dieses damals noch wilde, verlassene Thal, um miteinander ihr Dasein zu fristen, was ihnen unten im Lande die Menschen verboten haben, weil sie beide arm waren. Da herob'n, da gab's damals noch kein Gesetz als das der Natur. Ja, das war wohl eine wilde Ehe und eine heiße Lieb', und diese Hütte, die sie damals mit eigener Hand erbaut, mag wohl ein Glück beherbergt haben, wie kein Palast da unten in der Königsstadt. Ich las diese romantische Geschichte, die noch immer von Mund zu Munde geht im Gebirge, in diesem großen, träumerischen Auge, in dem feingeschnittenen Munde, auf der energischen, thatkräftigen Stirn.

Sie setzte sich zum Alten und ergriff ein Strickzeug, nachdem sie mit sorgsamem Blicke seinen Verband gemustert.

„Wohl bei der Holzarbeit g'holt?“ fragte ich den Alten.

„Ja, a Bam het mi a bißl zwickt, hätt' leicht an' Arm kost'n kenna!“

Die Alte nickte besorgt mit dem Kopfe.

Nun wurde der Fall lebhaft diskutiert, jeder wußte einen ähnlichen oder solche, wo es schlimmer ausging, zu erzählen. Jakl erzählte vom Loidl, der vor zwei Jahren erschossen wurde, man weiß heute noch nicht von wem; die vielfachen Gestalten, in denen der Tod den Bergler bedroht, wurden hier drastisch geschildert mit einer Kaltblütigkeit, die nur die ständige Gewöhnung, ihm ins Auge zu sehen, geben kann. Ich hatte bald genug davon und erinnerte mich an die weibliche Stimme, die wir am Wege gehört hatten.

„Wo ist denn die Res?“ fragte ich die Alte.

„Wird si wohl wieda verkroch'n hab'n, sie is so viel scheuch, eh Sie komma san, hat's ein nach dem andern aufg'macht! Res,“ rief sie in befehlendem Tone hinaus, dem man anhörte, daß ihm Folge geleistet wird.

Ein Mädchen drückte sich schüchtern zur Thür herein und verbarg sich hinter dem breiten Rücken der Alten.

„Patsch,“ sagte diese, gutmütig sie hervorziehend, „als häst no kein Herrisch'n g'sehn — is sonst wie ausg'wechs'lt und jetzt —“

Res, feuerrot, lachte schelmisch bei dieser Äußerung der Mutter und blinzelte mit der Schürze spielend zu Jakl hinüber.

„Mach', spiel' ein auf,“ lispelte ihr dieser zu, mit Arm und Beinen die Bewegung des Schuhplattlns nachmachend und mit der Zunge schnalzend.

„Vom Spielhahn die Federn,“ begann er mit einer wohllautenden Stimme.

„Vom Hirsch'n das G'weih,“ fiel jetzt Res glockenrein ein. „Vom Gemsei die Krikl'n, Vom Diendl die Treu.“

Der Bann war gebrochen, Burgei drückte ihr die Guitarre in die Arme und nun ging's los, unerschöpflich, Schnadahüpfel, Trutzliedl, und Jakl blieb nichts schuldig; die ganze Versammlung stimmte in den Schlußreim ein.

Res war das Abbild der Mutter, so mußte sie ausgesehen haben damals; derselbe feuchte, schelmische, alles verheißende Blick hatte ihn wohl unwiderstehlich nachgezogen in die Wildnis, den armen Franzl; und auch Jakl ließ er bald nicht mehr sitzen. Plötzlich sprang er auf, nahm die Guitarre aus der Hand der Res, reichte sie der Alten und griff das Mädchen um die Hüfte.

Die Akkorde klangen und das junge Paar schwang sich im Tanze. Die Holzknechte kicherten und stießen sich gegenseitig mit dem Ellbogen; 's alte Burgei nickte mit dem Kopfe den Takt und ihr Auge ruhte, wie in Erinnerung längst vergangener Zeiten, auf dem schmucken Paare.

Es ging schon gegen Mitternacht. Übernächtige Jäger taugen nichts, ich brach auf.

„Jakl, net verschlaf'n!“

„Feit dir nix, Herr!“

Der Mond schwamm über die Schroffen in einem stahlblauen Meere. Sein Licht übergoß die dunklen Wälder, die Matten mit einem bläulichen Tone, übersäte den leise sich kräuselnden See mit tausend Diamanten und ließ die sich überstürzenden Kaskaden des Wildbaches wie Silber erscheinen. Ich dachte an Burgei und Franzl — fünfzig Jahre zurück! Hinter mir tönte die Guitarre, das Gepolter Tanzender; ein Hirsch grölte von der Hochalm herab.

Rastlos schafft die Natur!

Das war eine unruhige Nacht. Sechs Holzknechte schnarchend um mich auf zerlegenem Heulager, daneben Pferdegetrampel, Gewieher, Kettengerassel. Erst gegen zwei Uhr schlich Jakl vorsichtig in den Raum und leuchtete mit der Stallaterne zu mir herüber. Ich that ihm den Gefallen und stellte mich schlafend.

Um drei Uhr wurde aufgebrochen. Der Mond war verschwunden, schwarz breitete sich die Nacht. Jakl mit der Laterne voran, geht's steil aufwärts durch den Fichtenwald. Das rote Licht der Laterne hüpft von Stamm zu Stamm, von Zweig zu Zweig; ein Nachtvogel, vom Lichte geschreckt, fliegt auf, ein Reh bricht schallend durch die Büsche. Wir blieben von Zeit zu Zeit stehen — alles still — wohl ermattet nach durchschwärmter Nacht, wie mein Jakl, dessen Schritte heute nicht so fest und sicher sind wie sonst.

Endlich schien es etwas heller durch zwischen den Stämmen — die „Almliecht'n." Horch! Ein einziger, rauher, kurzer Ton! für uns genug. Er war noch auf der Liecht'n mit seinem Harem, wenn er nur noch eine Viertelstunde aushielt, kam ich zum Schusse. Breit dehnte sich vor uns ein rings von Wänden umschlossener Kessel, der nur gegen den See zu sich öffnete — die Föllalm. Verlassene Hütten liegen zerstreut in schweigender Ruhe; ein Bach rauscht zu Thal.

Wir dürfen keinen Schritt mehr vorwärts; das Wildbret*) kann in nächster Nähe sein und noch kann man nichts unterscheiden. Jetzt dröhnt ein zorniger Schrei gegen die Wände; ein schwächerer antwortet: Steine lösen sich mit klingendem Tone. Es sind offenbar Rivalen. Nur ein Strahl Licht!

Jakl kratzt sich hinter den Ohren: „San schon hübsch weit ob'n, g'fallt mir nix mehr." Allmählich hellt es sich auf, die Gegenstände trennen sich, Farbentöne erscheinen allmählich. Der Hirsch läßt von Zeit zu Zeit ein kurzes Grunzen hören, doch klingt es immer entfernter. Die Hoffnung schwindet. Ich suche mit dem Fernglase das Zwielicht zu durchdringen. Endlich sehe ich Schatten sich bewegen im Gehäng. Jetzt wissen wir Bescheid. Die Hütte als Deckungspunkt nehmend schleichen wir über die Almfläche. Unterdes wird es schußlicht. Sechs Stück Wildbret ziehen einen steinichten Graben langsam hinauf der Schneid zu, hinterher das Geweih mit der dritten Krone hoch erhoben — der Hirsch. Wir sind etwa sechshundert Schritte entfernt; jeder Schritt vorwärts ist ohne Deckung unmöglich und es ist wenig Hoffnung, zum Schusse zu kommen. Jeden Augenblick bleibt er stehen und sichert abwärts zurück in ein kleines Latschenfeld, streckt dann den lang behaarten starken Hals, einen Brunstschrei ausstoßend, und stampft zornig mit den Läufen. Ich bin so in den Anblick des prächtigen Zehnergeweihes vertieft, das ich in Gedanken schon in meinem Zimmer sehe, daß ich an nichts anderes denke. Plötzlich bewegen sich die Latschen und mit einem Sprunge aufwärts erscheint ein zweiter; ich zähle nur sechs End. Der Zehner oben legt schreiend das Geweih vor, der andere zögert offenbar bei diesem drohenden Anblicke, schwenkt nach rechts und sucht dem Weibervolke, das neugierig den beiden Bewerbern zusieht, von dieser Seite anzukommen. Jedoch der Alte merkt die Absicht und geht mit steifen Läufen gerade auf ihn los. Der Sechser retiriert gegen uns. der Zehner nach.

„Richt'n S'ihna," flüstert Jakl. Der Sechser ist bereits auf Schußweite da, ich sehe nur auf den Zehner — noch hundert Schritte vorwärts — und er ist mein. Das Herz schlägt gegen die Rippen, der Gaumen wird trocken. Da rasseln Steine die Wand herab — Gemsen sind es, die einwärts ziehen vom Äsungsplatz. Das Wildbret wird unruhig und zieht rasch aufwärts. Der Zehner ist offenbar unschlüssig, er möchte dem frechen Burschen, der sich noch immer nicht trollen will, seine Gelüste vertreiben, anderseits da oben, — weiß Gott, was da passieren kann — der Ware ist nicht zu trauen. Die Liebe siegt, er kehrt um und folgt dem Wildbret, der Sechser zieht in respektvoller Entfernung nach. Vielleicht gibt sich doch noch eine Gelegenheit, dem gestrengen alten Herrn eine Schöne zu entführen. „Verfluchtes Weiberpack," platzt jetzt Jakl heraus. In mächtigen Sätzen geht's jetzt aufwärts. Oben auf der Schneid, von dem jetzt leuchtenden Morgenhimmel grell sich abhebend, treiben sie uns zum Hohne ihr verliebtes Spiel.

Mit der Frühbirsch war es aus, die Sonne warf schon ihre ersten Strahlen über den Kamm, und das liebesselige Volk da oben verschwand bald in einem weit sich dehnenden Latschenfelde. —

In dieser Zeit kann man jede Stunde des Tages zu Schusse kommen. Wir blieben auf der Alm; Jakl wußte genau, wie man

---

*) Wildbret = weibliches Hochwild.

öffnet — Res war ja als Sennin herob'n den ganzen Sommer.

Eine Schüssel mit Brennsuppe mundet jetzt vortrefflich. Dann setzt man sich auf die Bank vor der Thür, läßt die erkalteten Glieder — es hatte einen tüchtigen Reif in der Frühe — von den Sonnenstrahlen wohlig durchdringen, zündet sich eine Pfeife an und blickt hinaus über Thal und Schneiden in die herbstlich bunt gefärbte Landschaft. Der Schweizer unten spannt die Pferde an, hellglänzendes Almvieh wird die Bergstraße hinabgetrieben; der Wagen mit den Baumstämmen, die Pferde, das Vieh, die Hütte, alles gleicht einem Spielzeuge für die Bergriesen ringsumher. Dann werden Pläne geschmiedet für den Abend, alle Möglichkeiten erwogen.

„Komma thuat er am selb'n Platz," meint Jakl, „aber in der Finstern halt; g'rad als ob sie's wiss'n thät'n." Bergl hört verständnisinnig dem Gespräche zu.

Hier und da gehen Steine im Gewände ab; Gemsen ziehen sich vor der immer höher steigenden Sonne zurück — auf unglaublichen Wegen. Dann wird ein Schläfchen gemacht auf dem Rasen, während Jakl den Schmarn zurechtmacht. Die starke, reine Luft, der warme Sonnenschein, die erhabene Landschaft ringsumher, ein seliges Gefühl absoluter Freiheit — das alles erzeugt ein Wohlbehagen, das den Geist in das alte romantische Land zurückführt, von dem der Dichter träumt:

Es geht doch, sagt mir was ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir
zerrinnen.

Nachmittags stiegen wir den steinichten Graben hinauf, den heute früh das Wildbret zum Wege genommen.

Unzählige alte und neue Fährten zeigten uns, daß hier sein gewöhnlicher Gang zum saftigen Almengras war.

Wir wählten einen wohlgedeckten Stand, von wo aus wir das ganze Latschenfeld bis zur Schneid' hinauf übersahen. Gegen fünf Uhr wurde es laut in den Bergen, doch vor uns rührte sich nichts — die Sonne sank hinter die Wände, ein kalter Wind blies über die Schneid'.

Jakl wurde schon ungeduldig.

„Jetzt wär's Zeit, in einer halben Stund' is Nacht."

Breite Schatten laufen schon den Kessel herauf, und der Abendstern flimmert. Jetzt knackt es in den Latschen — sie bewegen sich — wir bohren unsere Augen in jede Lücke des dunkelgrünen Feldes — nichts zu sehen — Bergl wirft seinen Behang vor und zittert am ganzen Leibe.

„Bewegt sich da nicht was, rechts bei der großen Latsche?" Jakl visiert eilig mit dem Perspektiv.

„A Stück," flüstert er.

Jetzt sehe ich's mit freiem Auge. Nur der ‚Grind' ist sichtbar, es wehrt mit den Lusern*) den Mückenschwärmen. Es verschwindet — knack — knack — jetzt geht's rascher, die buschigen Zweige biegen sich nach allen Seiten. Jakl faßt mich am Arme. „Seh'n S'n? Die Spitzen des Geweihs gaukeln über den Latschen. Wenn er sich nur net zu lang verhalt! hat no an hübsch'n Weg raus."

Ich sehe unwillkürlich nach dem Firmament, das schon einen stählernen Ton annimmt. Wieder poltert's vorwärts, sie sind jetzt höchstens hundert Schritte vom Rande der Dickung entfernt. Jetzt ist wieder alles still, und nichts ist mehr zu sehen. Jakl atmet schwer auf; mir schlagen die Zähne aufeinander vor Erregung.

„Na wird's — Herrgott!"

Noch fünf Minuten und keine Möglichkeit mehr zum Schuß zu kommen.

Ein Stück mit einem Kalbe tritt vorsichtig auf die Lichtung, scharf nach uns herübersichernd, wie angewurzelt bleibt es stehen — und die Nacht kommt.

„Nimm den Schneck'n, Jakl," flüstere ich ihm zu, „fast ist es zu spät."

Jakl greift in den Rucksack und holt die Muschel heraus. Ich mache mich schußfertig. Ein schwacher Schrei, täuschend ähnlich, dringt aus der Muschel. Schallendes Gebrüll antwortet, die Latschen krachen und mit einem Satze steht der Hirsch in der Freie. Ein Schuß dröhnt gegen die Wand, der Hirsch bricht vorn zusammen — Jakl stößt einen Juchschrei aus. Der Hirsch rafft sich auf und bergab geht's in den Kessel, mitten in einer Steinrinse bleibt er stehen und sieht zurück — der schwere Körper

*) Luser = Ohren.



Abgeschlagener Hirsch. Originalzeichnung von Ch. Kröner.

schwankt hin und her — kaum daß ich noch das Korn finde — wie der Rauch sich verzogen, sehe ich nichts mehr.

„Er liegt scho,“ jubelt Jakl.

Nun geht's hinunter mit Windeseile. Bergl erdrosselt sich fast an der Leine. Jakl läßt ihn frei, im Nu ist er verschwunden, und gleich darauf ertönt Standlaut am Boden des Kessels. Das ist des Jägers Himmelssang!

Bis wir hinunterkommen, ist das edle Tier schon verendet, und Bergl schleckt die glänzenden Lichter. Der erste Griff ist nach dem Geweih.

„Die dritte Kron', da gratulier' i,“ sagt Jakl.

Die ‚Grandl‘ werden herausgeschnitten, der Hirsch aufgebrochen. Der Mond, unterdes schon aufgegangen, leuchtet zu der fröhlichen Weidmannsarbeit.

Morgen in aller Frühe soll er mit dem Bergschlitten geholt werden. Uns drängte es hinunter in die „Wurzhütte.“ Ja, so ein Hirsch kann es einem anthun — ein Glück zieht da ein ins Jägerherz — lacht nur, ihr Nichtjäger, aber es ist so, nur der Liebe Glück ist damit zu vergleichen — und das muß sich austoben können, sonst schmerzt es geradezu.

Immer blieb ich wieder stehen und sah auf den vom Mondlichte beschienenen Gesellen zurück — ich wünschte eine Urzeitkraft, um ihn gleich mit auf meine Schulter zu nehmen. In unglaublich kurzer Zeit waren wir in der Hütte.

„Habt's 'n?“ kam uns der Schweizer entgegen, „zwoa Schuß hab i g'hört!“

„Und was für an, an Kapitalzwölfer!“ erwiderte sich blähend Jakl — gelogen mußte ja sein!

Die Stube war noch voller als gestern. Unsere alten Bekannten, dazu aber noch einige Almerinnen, die morgen früh mit ihrem Vieh abziehen wollten zu Thal. Jakl wurde von dieser Seite mit verschämtem Augenaufschlagen, dargebotenen Weingläsern und funkelndem Tiroler begrüßt.

Das konnte gut werden!

Die ganze Hirschgeschichte wurde umständlich erzählt, der kleinste Umstand, jede Bewegung. Das waren dankbare Zuhörer, die fühlten die Spannung wirklich mit, und Jakl fing immer wieder von vorn an, trug immer kräftigere Farben auf. Ich ließ süßen Muskateller für die Mädels kommen, der löste ihre etwas steifen, schwerfälligen Zungen. Jakl war bald ganz verdeckt von den dunkelblauen bauschigen Kleidern seiner beiden Nachbarinnen, die unter ständigem Gekicher ihre Sommerabenteuer auf der Alm erzählten; dann flüsterte er ihnen irgend einen derben Witz in die Ohren, den sie offenbar mit Vergnügen, aber mit einem verschämten Augenniederschlagen anhörten.

Res, die auffallenderweise nichts von Eifersucht merken ließ, begann wieder ihre G'sangl'n, heute trefflich sekundiert von den Almerinnen. 's Burgei ließ sich von mir hinter dem Ofen speziell noch einmal die Hirschgeschichte erzählen; die Schlaue wußte sehr wohl, wie gern ich es that.

Das junge Volk wurde immer heiterer. Tische und Stühle in die Ecke, die Dirnen um den Leib gepackt und darauf losgestampft, daß die Balken zittern — diese Verwandlung vollzog sich blitzartig. Jakls Gesicht glänzte vor Seligkeit. Ich mußte an den verliebten Zehner denken heute morgen auf der Schneid'; er machte keine tolleren Sprünge als jetzt Jakl, umflutet vom weiblichen Element.

Der enge Raum war erfüllt von aufgewirbeltem Staube und Rauche, aus dem im bunten Kreise die grellfarbigen Röcke der Almerinnen hervorleuchteten.

„Ja, wenn ma halt jung is,“ philosophierte 's Burgei mit einem wehmütigen Ausdrucke, Sehnsucht nach längstvergangenen Zeiten, süße Erinnerung lag darin.

Wie lange es gedauert, ich weiß es nicht, aber in meinen unruhigen Träumen drüben auf dem Heu, in denen ich den Hirsch noch einmal erschoß, klangen noch immer die Töne der Guitarre. Das Lager Jakls war unberührt, als ich mich früh morgens erhob.

Nun ging's hinauf mit dem Bergschlitten, das beste Transportmittel für solche Gelegenheiten; Jakl, Baperl, Toni und ich.

Der Hirsch wurde mit Stricken festgebunden, dann sauste die ganze Gesellschaft, die noch immer nicht recht nüchtern war, über Stock und Stein unter Gelächter und Geschrei hinab, daß mir angst und bange um Leute und Hirsch wurde. Unten hatte der Schweizer schon die Muli angespannt, der Hirsch wurde kunstgerecht auf den Leiterwagen gelegt, den Grind mit dem stattlichen Geweih möglichst erhoben. „Nur recht

windisch," wie der alte Schweizer lachend sagte. Res wand noch einen frischen Blumenkranz um die Kronen, 's Burgei kredenzte den schäumenden Abschiedstrunk, dann ging's mit Peitschenknall und Juchschrei die holprige Bergstraße entlang, daß mir die Seele im Leibe erzitterte.

Unten im schmucken Gebirgsdorfe umringte jubelnd die Schuljugend den Wagen. Aus den jugendlichen Gesichtern blitzte jetzt schon die Jagdluft, der heiße Wunsch, auch einmal so triumphierend einzuziehen. Ein altes Bäuerlein trat unter die Thür, nickte mir freundlich entgegen und dachte wohl froher Zeiten, wo er auch, „a schneidig'r Bua," herumgejagert in den Bergen.

Dort in der Ecke der holzgetäfelten Stube, vom wuchernden Epheu halb verborgen, von Gemskrikeln und Rehgewicht'ln wie ein König von seinem Hofstaate umgeben, hängt das stattliche Zehnergeweih. Mein Blick ruht oft darauf in Stunden der Muße. Dann flutet wieder das Mondlicht über den dunklen Bergsee, tönt wieder der Schuß, kichern wieder die Res und der Jakl, und 's Burgei erzählt mir ihr Lieben und Leiden.

Es werde Licht! (Zu dem umstehenden Bilde.)

Die Zeit der langen Abende, der noch längeren Nächte bricht schnell herein, und auf dem Lande tritt nun die „Mondscheinwoche" in ihr Recht. Auf die Mondscheinwoche werden die geselligen Zusammenkünfte verlegt, wer eine den ganzen Tag in Anspruch nehmende Fahrt vorhat, verschiebt sie, wenn möglich, bis zu ihr, denn über den Chausseen und Wegen lagert jetzt, sobald die Sonne unterging, tiefe Finsternis. In diesem Punkte haben wir Großstädter es besser. Wenn die Dämmerung hereinbricht, harrt schon die Schar der Lampenanzünder in ihren weißen Kitteln des Signals, ihres Amtes zu warten. Kaum ist dieses gegeben, so eilt alles von der Wache aus in alle Windrichtungen auseinander und den Schritten eines jeden folgt das Aufflammen der Gasflammen. Lange ehe es wirklich dunkel wurde, zieht sich schon die lange Reihe der Lichtspender an den Straßenzügen entlang, und der Fußwanderer auf dem Bürgerstege, die Kutscher auf den Straßen können ungefährdet ihres Weges ziehen. In den meisten Städten ziehen die Lampenanzünder, man nennt sie meist „Lampenputzer", um elf Uhr noch einmal aus, diesmal um einen Teil der Lampen, die nur am Abend brennen dürfen, wieder auszulöschen.

Ihr Erscheinen am Morgen aber bedeutet, daß es nun wirklich wieder einmal Licht ward und ein neuer Tag anbrach.

Nach Hause. (Zu dem nachstehenden Bilde.)

Die Fabrikuhr hat endlich die längst erwartete Stunde geschlagen, das Tagewerk ist wieder einmal gethan und auf dem Hof der Fabrik thun sich die aus demselben Dorf gekommenen Frauen und Mädchen zusammen zum gemeinsamen Heimwege. Die Zeit, in der die Fabrikarbeiter in engen Räumen und verdorbener Luft viele Stunden hintereinander arbeiten mußten, ist ja zwar längst vorüber und die Arbeit wird wohl fast überall unter Bedingungen ausgeführt, die in Bezug auf die Gesundheit viel günstigere sind, als sie das häusliche Leben der unteren Volksklassen meist bietet, aber ein Arbeitstag bleibt immer ein Arbeitstag und wer seine Last trug, atmet erleichtert auf, wenn er vorüber ist. In munterem Geplauder geht es nun dahin durch die frische Luft, was die Mädchen aber nicht abhält, auch noch fleißig die Stricknadeln zu handhaben. In diesem Punkte sind ja die Frauen dem Männlichen weit über, denn während dieses in seinen Mußestunden richtig faulenzt und meist noch überdies mehr oder weniger wertvollen Tabak in Rauch und Asche aufgehen läßt, rühren jene immer die Hände im Interesse der Füße ihrer Angehörigen. Anderseits sind die Mädchen dem Jüngling meist auch an Hoffart „über." Läßt die Rücksicht auf die Arbeit keinen sonstigen „Staat" zu, so wird wenigstens das Haupthaar dem Zeitgeschmack gemäß hergerichtet, auf die Gefahr hin, daß der Beobachter darüber an das schnöde Sprichwort erinnert wird: „Lange Haare — kurzer Verstand."



Es werde Licht! Ein Bild nach dem Leben aus der Zeit der beginnenden Dunkelheit. (Die Lampenanzünder versammeln sich auf einem bestimmten Platze; auf ein gegebenes Zeichen stürmen sie wie Johanneswürmchen nach allen Richtungen auseinander.)



Auf dem Heimwege aus der Fabrik. Bild aus dem Leben eines rheinischen Industriebezirks.



Auf der Tribüne. Photographie nach der Natur aus dem Verlage von E. Linde in Berlin.

Der italienische Ministerpräsident Crispi beim Fürsten Bismarck.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Der Besuch des italienischen Ministerpräsidenten beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe hat überall das größte Aufsehen erregt und naturgemäß die verschiedensten Empfindungen wachgerufen. Während alle Freunde des Weltfriedens im höchsten Grade befriedigt sind, sind die Kriegsparteien im Westen und Osten außer sich. Im übrigen wird die Zusammenkunft, die in den ersten Oktobertagen stattfand, gewiß die erfreulichsten Früchte bringen, denn ganz Mitteleuropa steht nun Schulter an Schulter da, bereit, jeden Friedensstörer zur Ruhe zu verweisen.

Der italienische Ministerpräsident hat ein höchst wechselvolles Leben hinter sich. Er ist am 4. Oktober 1819 zu Ribera di Girgento auf Sizilien geboren und war ursprünglich Rechtsanwalt in Neapel. Die trostlosen Zustände seines Vaterlandes verwickelten ihn schon früh in revolutionäre Umtriebe, und er hat lange, erst in Turin, dann in London das bittere Brot der Verbannung genossen. Später begleitete er Garibaldi auf seinem Zuge nach Sizilien und war eine Weile dessen Sekretär. Seit 1861 Mitglied des italienischen Parlaments, hat er abwechselnd in der Regierung und in der Opposition gewirkt.

Seine politischen Anfänge machen es sehr erklärlich, daß er lange radikalen Anschauungen huldigte und erst, nachdem er bereits einige Zeit die Welt von oben her betrachtet hatte, zu der Erkenntnis kam, daß die sozialen Leiden nicht die Folge von Unkenntnis oder Übelwollen seitens der Staatsmänner sind, sondern aus der menschlichen Natur hervorgehen. Dann ist er immer positiver geworden und hat mit den Anschauungen seiner Jugend wohl für immer gebrochen.



Crispis Besuch beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe am 2. Oktober 1887.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Der König überall. Von Bernhard Rogge.

Das Bild, das uns zu den folgenden Ausführungen eine erwünschte Veranlassung gab, zeigt uns, wie der auf einer Reise zu oder von seinen jährlichen Revuen begriffene König in der Nähe eines pommerschen oder märkischen Dorfes Halt machen läßt, um die gerade mit der Kartoffelernte beschäftigten Dorfbewohner bei ihrer Arbeit zu überraschen. Bekanntlich suchte der König die Einführung und Verbreitung des Kartoffelbaues in seinen Landen von Beginn seiner Regierung an aufs eifrigste zu fördern. Mit scharfem Blicke erkannte er den hohen volkswirtschaftlichen Wert dieser Frucht schon zu einer Zeit, als selbst erfahrene Landwirte noch mit dem Anbau derselben zögerten. Er sorgte für die Beschaffung von Saatkartoffeln und ließ diese an eine Anzahl von Ortschaften verteilen mit Belehrung über das zweckmäßige Verfahren zur Erzielung einer guten Ernte und über die geeignete Bearbeitung der Kartoffel. Selbst die Kanzeln wurden dazu benutzt, um das Landvolk über die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Kartoffelbaues zu belehren, und die Landgeistlichen wurden angewiesen, besondere Predigten zur Aufklärung über diese neu entdeckte Frucht zu halten. Den Domanien wurde anbefohlen, in dem feldmäßigen Anbau derselben mit gutem Beispiel voranzugehen. Es dauerte lange, bis diese Ermahnungen und Maßregeln Anklang fanden und von rechtem Erfolge begleitet waren. Sprach sich doch die kurmärkische Kammer in einer an den König gerichteten Vorstellung dahin aus, „daß die von Seiner Majestät beabsichtigte Ausdehnung des Kartoffelbaues in einem Lande, welches wie die Mark Brandenburg nicht einmal hinlänglich Getreide für die Bevölkerung habe, zu dem drückendsten Mangel an Brotkorn und zur Hungersnot führen müsse." In manchen Orten weigerten sich die Bauern, die ihnen übergebenen Saatkartoffeln zu pflanzen oder zu bearbeiten, und sie mußten hier und da geradezu zwangsweise dazu angehalten werden. Indessen der König ließ sich nicht ermüden, immer von neuem zum fleißigen Anbau dieser nahrhaften Frucht zu ermahnen. Um so größer war seine Freude, als sich das Verständnis für den Nutzen derselben allmählich im Landvolke Bahn brach, und mit sichtlichem Wohlgefallen läßt er auf unserm Bilde auf den großen Erdäpfeln, die der im Vordergrunde stehende Landmann ihm vorzeigt, den Blick ruhen. Seine zähe Ausdauer und sein thatkräftiges Eingreifen hat auch hier wieder einmal über die jeder Neuerung abgeneigte Trägheit und über mißtrauische Vorurteile den Sieg davongetragen.

Aber die hier geschilderte Szene ist nur ein Beispiel unter vielen von dem unmittelbar persönlichen Anteil, welchen Friedrich der Große an dem volkswirtschaftlichen Gedeihen seines Landes nahm, und von seiner aufs Einzelnste und Kleinste sich erstreckenden landesväterlichen Fürsorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen. „Der König überall" — das war in der That die Losung und das Geheimnis seiner Regierung, deren staunenswerte Erfolge auf allen Gebieten der Verwaltung wie der Rechtspflege vor allem darauf beruhten, daß der König mit fast allgegenwärtiger Umsicht von allen Schäden und Mißständen des Landes, wie von den zu ihrer Abhilfe angeordneten Maßregeln persönlich Kenntnis nahm und die Ausführung seiner Befehle selbst aufs sorgfältigste überwachte. Namentlich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als es galt die tiefen Wunden zu heilen, welche der langwierige Krieg dem Lande geschlagen hatte, entfaltete Friedrich der Große auf volkswirtschaftlichem Gebiete die rastloseste vielseitigste Thätigkeit. Lagen doch die durch die Verwüstungen des Krieges geschaffenen Trümmer furchtbar und erschreckend ringsumher, und niemand ging das Elend des Landes mehr zu Herzen als dem Könige, der genötigt gewesen war, demselben diese schweren Opfer aufzuerlegen. Es gab nach Beendigung des siebenjährigen Krieges Gegenden, die so verwüstet waren, daß man kaum die Spuren der alten Wohnungen auffinden konnte. Besonders schlimm hatten die Russen gehaust. Manche Städte waren gänzlich zerstört, andere von den Flammen halb verzehrt, 13 000 Häuser völlig verschwunden. Der Acker lag unbebaut, und

es fehlten 60 000 Pferde zur Bestellung der Felder. Die Bevölkerung war von $4^1/_2$ Millionen auf 4 heruntergegangen. Der Adel befand sich in dem Zustande der tiefsten Erschöpfung, der kleine Mann und insbesondere die bäuerliche Bevölkerung waren zu Grunde gerichtet; es blieb vielen nur das nackte Leben übrig und einige Lumpen, um ihre Blöße zu decken. Der König selbst verglich sein Land, welches die Last des Krieges fast allein getragen halte, mit einem Menschen, der mit Wunden bedeckt, durch Blutverlust geschwächt und nahe daran ist, unter der Last seiner Leiden zu erliegen. Aber er säumte auch keinen Tag, um die Heilung dieser Wunden in Angriff zu nehmen. Der Friede war noch nicht abgeschlossen, als Friedrich der Große, ohne Berlin zuvor gesehen zu haben, nach Schlesien eilte, um persönlich die ersten Anordnungen zur Herbeiführung besserer Zustände zu treffen. Dann folgten Reisen in die Neumark, nach Pommern, in das Halberstädtische, nach Westfalen und in die Klevischen Lande, und überall griff der König persönlich ein. Nach seiner eigenen Angabe hat er an die verschiedenen Provinzen aus seinen nun entbehrlich gewordenen Kriegsmagazinen 25 000 Wispel Mehl, Korn und Gerste und 17 000 Wispel Hafer verteilt. Alle entbehrlich gewordenen Artilleriepferde, 35 000 an der Zahl, wurden zu Feldgespannen für die Landwirtschaft verwendet. Außerdem empfingen Schlesien drei Millionen, Pommern und die Neumark je anderthalb Millionen, Brandenburg 700 000, Kleve 100 000, Ostpreußen 800 000 Thaler zur Entschädigung für die während des Krieges erlittenen Verluste. Aber bei aller Freigebigkeit wurden doch die zahlreich einlaufenden Gesuche um Entschädigungen und Unterstützungen vom Könige selbst sehr sorgfältig geprüft. Als die Bäcker von Potsdam die Bewilligung von Korn aus dem Magazine nachsuchten, schrieb Friedrich auf den Rand ihrer Bittschrift: „Sie haben über 500 Wispel gekriegt, es seindt Canaillen, der Magistrat muß sie vorkriegen.“ Und ebensowenig wollte der König i. J. 1764 der Bürgerschaft von Potsdam eine Unterstützung bei Abtragung von 32 000 Thalern österreichischer Kontribution gewähren: „sie mögen sehen,“ schrieb er, „wie sie die Schulden bezahlen können, ich werde das liederliche Gesindel nicht einen Groschen geben.“ Noch schlimmer kam der Landrat von Wobeser zu Landsberg weg. Als er i. J. 1766 wegen erlittenen Brandschadens, und weil er seine Habseligkeiten beim Küstriner Bombardement verloren, um eine Vergütigung bat, schrieb Friedrich auf den Rand der Bittschrift: „Am jüngsten Tage kriegt ein jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat.“ Der Landrat mag nicht unbemittelt gewesen sein, denn sonst war der König bei Kriegs- und Brandschäden immer zur Hilfe bereit.

Ganz besondere Sorgfalt verwandte Friedrich der Große vom Beginne seiner Regierung an auf die Verbesserung der Bodenkultur seiner Länder durch Entwässerung der „Löcher und Brüche“ mit stagnierenden Wasserflächen, durch Eindeichungen der Flußniederungen, durch Schutzvorrichtungen gegen Überschwemmungen und Versandungen. Jede Reise zu Truppenübungen wurde wahrgenommen, um in dieser Beziehung fördernd und anordnend einzugreifen, und der König zeigte darin einen verständnisvollen Scharfblick, der dem erfahrensten Landwirte zur Ehre gereichen würde. Selbst während der Kriege ruhte diese Arbeit nicht. So fragt er, eben von einem seiner Kriege zurückgekehrt, „noch mit Staub bedeckt,“ wie ein Augenzeuge berichtet, den mit den Landesverbesserungen beauftragten Minister, warum nach der sächsischen Grenze hin noch so viele unbebaute Strecken lägen? Auf die erteilte Auskunft, daß es den Besitzern dieser Ländereien, armen Edelleuten und Gemeinden, an Mitteln zur Urbarmachung fehle, erwiderte er: Warum man ihm das nicht früher gesagt habe! Man wisse doch ein für allemal, daß, wenn etwas in seinen Staaten über die Kräfte der Unterthanen gehe, es ihm obliege, die Kosten zu übernehmen, so daß den Unterthanen nur übrig bleibe, die Früchte davon einzusammeln. Die Behörden mußten ihm regelmäßige Berichte über die Landstrecken einreichen, die durch Urbarmachung verbessert werden könnten. Diese Berichte führte der König in Form kleiner Taschenbücher auf Reisen mit sich, und er überwachte persönlich die Ausführung der angeordneten Verbesserungen. Das großartigste Werk, das Friedrich der Große in dieser Beziehung geschaffen hat, war die unter Überwindung unzähliger Schwierigkeiten durchgeführte Urbarmachung des großen

Oderbruchs, einer zehn bis zwölf Quadratmeilen umfassenden Fläche, die den Verheerungen des Oderstromes abgewonnen und aus einer Wildnis in einen der reichsten und ergiebigsten Landstriche des Staates verwandelt wurde. Als Friedrich nach Vollendung dieses Werkes, über dessen Fortgang er sich allwöchentlich Bericht erstatten ließ, den Oderbruch zum erstenmal besuchte, sprach er mit Genugthuung über das endlich gelungene Werk: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert.“

In ähnlicher Weise und mit gleichem Erfolge legte Friedrich der Große unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Krieges an die Urbarmachung des Warthebruchs die Hand an, durch welche wieder unter der unmittelbarsten persönlichen Leitung des Königs eine sumpfige Gegend, die bis dahin der Aufenthalt von wilden Tieren, Wölfen, selbst Bären, Ottern und Ungeziefer aller Art gewesen war, in eine fruchtbare Niederung verwandelt wurde, in welcher Tausende von Kolonisten angesiedelt werden konnten.

Es könnten zahllose Beispiele dafür angeführt werden, wie der König auf seinen Reisen unablässig bemüht war, von dem Zustande und Betriebe der Landwirtschaften in den Ortschaften, durch die ihn sein Weg führte, Kenntnis zu nehmen. Nur einzelne Fälle mögen hier genügen. So schreibt er der Kurmärkischen Kammer, er habe bei seiner Reise nach Neustadt wahrgenommen, daß zwischen dem Städtchen Rhinow und einem anderen, dem von Bredow gehörigen Städtchen ein groß Stück Land sei, wo noch was gemacht und verbessert werden könne. Es gehöre das denen von Hagen, von Bornstedt und etwas davon nach Wassersuppe. Die Kammer möge sofort einen Plan zur Verbesserung anfertigen und einreichen. Ein andermal schreibt er: „Bei Neustadt-Eberswalde und auch in der Gegend, wo der Kupferhammer ist, da gibt es noch viel Moräste, wie ich so obenhin aus dem Wagen bemerkt habe; ihr werdet das wohl näher examinieren.“ Wieder ein andermal benachrichtigt er den Geh. Finanzrat Michaelis, daß er eine Reise zur Besichtigung der neuen Etablissements am Rhin und an der Dosse vornehmen und von dort aus auch den Finner Bruch, „wo jetzt gearbeitet wird,“ besuchen werde. Auf einer Reise, die ihn nach Kammin führte, hat er Verbesserungen wahrgenommen, die er „als obenhin und halb gemacht“ bezeichnet. „Das ist aber nichts,“ sagt er, „sondern diese Sachen müssen alle ordentlich, tüchtig und dauerhaft gemacht werden, damit sie Bestand haben und den davon versprochenen Nutzen wirklich bringen, sonsten ist das Geld nur weggeworfen.“ Hier verdient auch ein Erlaß Erwähnung, den er noch wenige Jahre vor seinem Ende an den Staatsminister von Werder richtete und in welchem er demselben mitteilte, daß er zu seinem Verdrusse einen großen Wagen mit Meerrettich und Bollen, die von Sachsen bezogen waren, in Potsdam habe einpassieren sehen. „Dergleichen,“ so schreibt er dem Minister, „haben wir ja im Lande selbsten schon, und kommt es nur darauf an, daß diese Gewächse in hinlänglicher Quantität gebauet und gewonnen werden. Ich habe Euch dadurch hier aufgeben wollen, danach zu sehen und die Verfügung zu treffen, daß hier im Lande Meerrettich und Bollen und so viel erbauet wird, daß wir uns allein hinlänglich damit versorgen können und nicht weiter nötig haben, solche aus Sachsen herzunehmen.“

Ein besonders reiches Feld für seine volkswirtschaftliche Thätigkeit bot sich ihm in der durch die Teilung Polens neu erworbenen Provinz Westpreußen dar. Es war ein völlig verwahrlostes Land ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn, als er den Besitz desselben antrat. Auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Aber auch hier ging Friedrich sofort rüstig an die Arbeit. Gerade die verrotteten Zustände des Landes waren, wie Gustav Freytag treffend bemerkt, besonders reizvoll für einen König wie Friedrich, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorgfalt wie eine treue Mutter wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der Streit zwischen den Mächten um den Erwerb, da warf er schon eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis. Die Landschaften wurden in kleine Kreise geteilt, die gesamte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt, neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Kompanie von 187 Schulmeistern wurde in das Land geführt, Haufen von

deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Und auch hier war der König unmittelbar nach der Besitzergreifung persönlich zur Stelle, um überall selbst einzugreifen und aus eigener Anschauung die Bedürfnisse des neuen Landes kennen zu lernen.

Wieviel wäre noch zu sagen über die väterliche Fürsorge, mit welcher der König die zum Teil unerträgliche Lage des unter dem Drucke der Leibeigenschaft lebenden Teiles der bäuerlichen Bevölkerung zu erleichtern suchte, über den nachdrucksvollen Ernst, mit welchem er der Roheit und Willkür entgegentrat, die sich noch vielfach in der Behandlung der lehnspflichtigen Unterthanen seitens der Gutsherrschaften geltend machte, über die Bereitwilligkeit, mit welcher er für jede Klage des Bauernstandes ein offenes Ohr hatte. Aber das Gesagte mag genügen zum Nachweis, daß es kaum je einen Herrscher gegeben hat, auf den so wie auf Friedrich den Großen das Motto unter unserm Bilde Anwendung erleidet:

„Der König überall."

Das Bild von Ooms: „Unter dem Bibelverbot", auf dem die Erbauung von Vater und Tochter eine so jähe Unterbrechung findet, führt uns in die Niederlande. Die Spanier sind die Herren der Stadt geworden, die Protestanten sind verjagt, mit Blut geschriebene Gesetze bedrohen jeden Abfall. Die Protestanten, welche der Not gehorchend und in der Hoffnung auf einen Wechsel der Verhältnisse in der teuren Vaterstadt zurückgeblieben waren, mußten stets davor zittern, entdeckt, verhaftet und zum qualvollen Feuertode verurteilt zu werden. Daher das Entsetzen unserer Bibelleser.

Was für ein prächtiges Bürschchen ist unser kleiner General! Mit seinem lockigen Blondhaar, seinen blauen, sonnigen Augen und dem kräftigen Körperbau ist er das typische Bild eines deutschen Knaben. Auch darin, daß er eben als kleiner General mit der Schärpe um den Leib und dem Säbel in der Hand dasteht. Der Deutsche ist eben ein Krieger von Natur. Wo wurden je irgendwo in der Welt Trommeln geschlagen, denen nicht Deutsche folgten, aus reiner, unwiderstehlicher Lust am Kampfe. Es ist wenig bekannt, daß der falsche Demetrius es großenteils einem Deutschen verdankte, daß er den vermeintlichen Thron seiner Väter besteigen konnte. Der Kurländer Korella, der sich zum Hetmann der wilden Brüderschaft der Kosaken aufgeschwungen hatte, hielt sein Banner aufrecht, als alles verloren zu sein schien, und geleitete ihn bis Moskau. Der Zar wollte ihn mit Gnaden überschütten, aber der kleine unansehnliche Mann erwiderte: „Was ich allein brauche, könnt Ihr mir nicht geben, die endlose Steppe und ihr ewiges Kampfgetümmel." Sprach's, stieg zu Roß und ritt davon. Man weiß nicht, wo und wann ihm endlich der unruhige Kopf gespalten wurde.

In dem Habermannschen Bilde: „Im Morgengrauen" liegt etwas tief Ergreifendes. Die junge Pflegerin, die schon manche Nacht über den ihr anvertrauten Kranken mit der größten Sorgfalt bediente, ist der Übermüdung erlegen, die Lider haben sich trotz allen Widerstandes gesenkt, sie schläft. Der Kranke aber wacht und während sein Blick mitleiderfüllt auf dem jungen Geschöpfe ruht, das sich einem so schweren Berufe widmete, steigen Bilder aus ferner Vergangenheit in ihm auf und die Erinnerung an Hoffnungen, die sich nicht erfüllen sollten.

Sehr amüsant ist unser „Ein kritischer Augenblick" von Mattschaß. Wir befinden uns in Ostpreußen während der großen Manöver. Die Gelegenheit, einem militärischen Schauspiel beizuwohnen, versäumt selbst der friedfertigste Deutsche nicht leicht. So ist denn auch die Familie auf unserm Bilde: „Ein kritischer Augenblick," hinausgezogen mit Kind und Kegel, um dem Manöver beizuwohnen. Die Sonne und das viele Wandern haben ihre Wirkung gethan, man sucht sich also ein Plätzchen, auf dem die mitgebrachten Vorräte mit Muße verspeist werden können. Am Ausgange des Dorfes scheint ein solches gefunden zu sein, ein Zaun trennt hier die Wiese vom Acker, man wird also ungestört lagern und die Reiter angreifen sehen. Sie kommen denn auch, aber mit Entsetzen gewahren unsere Neugierigen, daß die Ulanen gerade auf sie zusprengen. Wir sind sehr entrüstet und protestieren laut, im übrigen sind wir der verständigen Ansicht, daß man angesichts einer ansprengenden Eskadron Ulanen gut thut nachzugeben und sich schleunigst zu entfernen. So werden denn wohl nur Strohhut und Flasche daran glauben müssen.

Das Bild, „Prinz Wilhelm im Jagdanzuge" von Paul Bülow wird unsern Lesern gewiß ebenso viel Freude machen wie seinerzeit der Prinzessin Wilhelm, welche der Maler durch Darbringung desselben freudig überraschte Gibt es doch die mannhafte Erscheinung des Prinzen vortrefflich wieder.

Es hat seine zwei Seiten, der Stammhalter, d. h. der älteste Sohn zu sein. Einerseits findet man ja so viel Aufmerksamkeit und Bewunderung wie keines der anderen Geschwister, anderseits stoßen sich aber auch die lieben Eltern an ihrem Erstgeborenen die pädagogischen Hörner ab, ein ziemlich schmerzhafter Vorgang. Während dem Ältesten immer wieder ein: „Wie darf ein so großer Junge wie du" ꝛc. entgegenschallt, heißt es in bezug auf das Nesthäkchen meist: „Bedenke nur, was für ein kleiner Junge er noch ist."

Der Stammhalter auf unserm Bilde ist übrigens weit davon entfernt, über sein Schicksal Betrachtungen anzustellen. Er hat sein Pferd, und die Mutter sieht zu. Das genügt.

Vor dem Dorfe! Was ist es, was den Menschen immer wieder die Sehnsucht im Herzen nach Wald und Feld wachruft? Es ist das Verlangen, des Friedens teilhaftig zu werden,

der dem Inneren in dem Hasten und Drängen und Jagen der Großstadt verloren gegangen ist. Schon das Beschauen eines ländlichen Stillebens auf einem Bilde macht den Wunsch rege, dort Hütten zu bauen, wo Ruhe und Frieden über der Landschaft ausgebreitet liegen. Und wie genügsam wird das Menschenherz auf der Dorfflur. Während drinnen in der Stadt kaum etwas mehr genügt, was dem einzelnen zu Vergnügung und Zerstreuung dienen kann, ist hier außen schon der Blick auf die weite sonnige Landschaft und auf eine friedlich weidende Tierherde im stande, das Gleichgewicht in des Menschen Brust wiederherzustellen.

Von solchen Erwägungen weiß die Hundegesellschaft auf unserm Bilde: „Auf der Tribüne“ freilich nichts, aber sie ist mit ihrer Philosophie des Unbewußten höchst vergnügt. Was die kleine Gesellschaft, von der jedes schon sein charakteristisches eigenartiges Fratzchen hat, da wohl so aufmerksam betrachten mag? Da die Mama kein Aufhebens davon macht, wird es wohl eine Nichtigkeit sein, aber in dem zarten Alter unserer Philosophen ist man anspruchslos.

„Ein blinder Mann“ von F. Schlesinger führt uns ins deutsche Dorfleben. Wie verschieden fiel das Los der Enkelin des blinden Mannes und dem kleinen Lockenkopf an der Seite der Großmutter! Aber vielleicht saß der blinde Mann einst vor vielen Jahren auch so neben der wohlgestellten Ahne und ließ es sich nicht träumen, daß er einmal sein Brot vor den Thüren erbetteln würde.

„Früher Herbst“ — welch ein trauriges Wort in jedem Sinne. Traurig ist's, wenn ein früher Herbst unsern ohnehin nur zu kurzen Sommer noch kürzer macht, ungleich trauriger noch, wenn es sich um einen frühen Herbst des Menschenlebens handelt. Und auch in diesem Sinne ist es früher Herbst auf unserm Bilde. Ein vorzeitiger Frost nahm den Bäumen die Blätter und brach die Lebenskraft der Menschenblume, die vom Rollstuhl aus so traurig in das selbst jetzt noch liebliche Land blickt. Der Anblick wird ihr nicht lange mehr zu teil werden; wenn Thal und Hügel sich mit neuem Grün bedecken, wird die Erde decken, was sterblich an ihr ist. Sie weiß es, und obgleich sie an die Verheißungen dessen glaubt, der den Tod überwand, überläuft es sie doch kalt wie der Herbstwind. Auch der greise Diener weiß, wie es kommen wird, und blickt niedergeschlagen auf sein Fräulein nieder.

Mit der Zeit.

Von Frida Schanz.

Und mit der Zeit kam Geld in seine Truh.
Und mit der Zeit kam Glück und Ruhm und Ruh.
Nun atme frei! Nun iß dich fröhlich satt!
Doch trüb' saß er beim Mahl, mit blassen Wangen:
Der Appetit war ihm vergangen,
Weil er zu lang' gehungert hat!

Aus dem französischen Kriege.

Ein während der Belagerung in Paris eingeschlossener Amerikaner, Nathan Sheppard, erzählt in seinem in der Edition Tauchnitz erschienenen Tagebuche die folgende rührende Geschichte von dem Tode eines deutschen Soldaten: Ich werde niemals den Tod eines jungen sächsischen Soldaten in einem Zelte der amerikanischen Ambulanz vergessen. Er war nur ein gemeiner Soldat des großen deutschen Heeres, aber er besaß jene Intelligenz und jenes Feuer, welche ihm unzweifelhaft zu höherem Range würden verholfen haben, wenn ihn nicht in der Blüte seiner Jugend eine französische Kugel dahingerafft hätte. Niemals sah ich ein anziehenderes Gesicht, weder bei Mann noch Weib — oder vielmehr bei Knabe oder Mädchen — denn er war noch sehr jung. Er hatte des Sachsen freundliches blaues Auge und des Sachsen Flachshaar und Gesichtsfarbe. Letztere war so durchsichtig und schön wie die eines englischen Mädchens, und seine Gesichtszüge so offen und frisch, wie man sie nur je an einem Knaben hat sehen können. Seine ganze Erscheinung und sein Benehmen stehen noch heute lebhaft vor meinen Augen. Ich sehe noch den Blick, den er auf mich richtete, als ich ihn betrachtete, wie er so geduldig und heiter auf seiner bequemen Bahre dalag. Denn heiter war er trotz der Schmerzen, die er erdulden mußte. Das Zelt strahlte wider von dem Sonnenscheine auf seinem Gesichte, das einen auffallenden Gegensatz zu den mehr südlichen Gesichtstypen seiner niedergestreckten „Feinde“ bildete. Feinde! Welch einen häßlichen Klang dies Wort hier hat! Was wußten diese unglücklichen Geschöpfe, die wir auf dem Schlachtfelde aufgelesen hatten, von persönlicher Feindschaft? Was konnten sie von den Ursachen des Kampfes wissen, in dem sie gefallen waren, der eine von des anderen Hand?

Aber nun zurück zu dem sterbenden Soldaten. Es ist eine ergreifende Szene und geht zu aller Herzen. Der Arzt, ein geschickter und menschenfreundlicher Mann, erklärt mit bebenden Lippen, daß „da nichts mehr zu thun sei,“ und der tapfere Knabe liest sein Schicksal aus den Wolken, die auf allen Gesichtern lagern, nur auf seinem eigenen nicht. Thränen treten in die dunklen Augen all der tapferen Burschen ringsherum, wie sie hören, daß diese blauen Augen sich bald für immer schließen werden, und daß ihr Sonnenschein das Zelt nicht mehr erhellen wird. Diejenigen, die dazu im stande sind, lehnen sich auf ihre Ellbogen, und es ist keiner der verwundeten Männer, der nicht teilnähme an der zärtlichen Besorgnis der Pfleger und Besucher. Totenstille herrscht im Zelte; selbst der Wind hört auf, an der Leinwand zu rütteln. Er liegt im Todeskampfe. In seinem Fiebertraume fühlt er an seine Brust und murmelt vor sich hin: „O, ich wollte es haben, ich wollte es haben. Ich glaubte, daß ich es verdiente.“ „Was ist es, das Sie zu verdienen glaubten, mein guter Freund?“ „Ach, das Eiserne Kreuz. Ich wollte es durchaus haben. Nicht wahr, es wäre doch ruhmvoll gewesen, das Eiserne Kreuz aus des Königs Hand zu empfangen? Wie würde es



„Ein blinder Mann!" Gemalt von F. Schlesinger.



meine teuren Eltern erfreut haben! Wann werden Vater und Mutter kommen? Ach, wann werden sie kommen? Ja, ja, sie werden bald hier sein, und meine lieben Geschwister, sie werden auch bald kommen."

In einem lichten Augenblicke bat er jemanden, zu schreiben, und dies sind die Worte, die er diktierte:

„Meine teuren Eltern! Ich fiel in der Schlacht vom 31. vor Paris. Ich hoffe, meine Wunde ist nicht ernsthaft, aber ich stehe in Gottes Hand. Ich sende meinen herzlichsten Gruß an alle meine Geschwister und bitte Gott, Euch alle zu beschützen. Alles, was in der Menschen Macht liegt, ist für mich gethan, und ich bin den guten Leuten von Herzen dankbar für ihre Güte. Lebt wohl! Euer treuer Gustav."

Die Fieberphantasieen stellen sich wieder ein; er ist jetzt sehr schwach. Seine Stimme bricht, seine hellen Augen werden matt, und die Farben weichen von seinen Wangen. Er lispelt: „Gottes Wille geschehe. Kein Eisernes Kreuz für mich." „Aber es gibt ein anderes Kreuz für Sie, mein lieber Freund. Verstehen Sie, was ich meine?" Nach einer Pause antwortet er: „Ja, ich verstehe. Sie meinen das andere Kreuz." „Jawohl, ich meine das Kreuz des anderen Königs, des Königs von uns allen. Haben Sie sein Kreuz?" „O ja, ich habe sein Kreuz, und es ist noch besser als —" Dann plötzlich ruft er aus: „Wie schön der Frühling ist! O, die Blumen, die Blumen, wie schön sie sind! Ich möchte welche haben."

Man bringt ihm einige Blumen, und die ganze Seele des jungen Soldaten scheint in seine Augen zu treten, als er die Blumen erblickt. Seufzer werden laut in allen Teilen des Zeltes. Er wiederholt: „Wie schön sie sind!" und die Hand, die die Blumen hält, sinkt nieder auf das Lager. Das Licht seiner Augen erlischt, der Arzt legt seine Finger auf den Puls und sagt: „Er ist dahin."

So starb der einfache sächsische Soldat, sprechend von Frühlingszeit und Blumen inmitten des harten Winters der Belagerung. Und seine Seele geht hinüber, dahin, wo die Blumen nimmer welken, wo weder Winter noch Krieg hindringen, wo nur eine Jahreszeit ist, und diese — ein ewiger Frühling. Wr.

Ein merkwürdiges Grab.

Von Th. Trede.

Wenige haben dasselbe gesehen, wenige haben es beachtet, und doch kann man behaupten, daß seinesgleichen auf Erden nicht existiert. Die Grabinschrift lautet also:

†
Theodoricus
in
pa
c
e
ob. M. C. II.

Auf deutsch also: „Theodorich in Frieden. Er starb 1102." Schlicht ist diese Inschrift, einfach, eben deshalb angethan, manche prunkhafte, prahlende Grabschrift moderner Zeit zu beschämen. Wer war dieser Theodorich, der vor 785 Jahren den Frieden fand, und dem man den Frieden wünschte?

Nicht weit von Salerno, hoch in den Bergen versteckt, über einer üppig bewachsenen Schlucht, in welcher der Bergstrom Selano rauscht, liegt das im XI. Jahrhundert gegründete Benediktinerkloster S. Trinità della Cava, welches einst an Einfluß, Reichtum und Ansehen mit dem von Monte Cassino wetteiferte. Wenn man das Kloster Ocopa in den Kordilleren Amerikas als das höchste aller Klöster bezeichnet, so ist S. Trinità sicherlich das verborgenste. Einst war es nur auf einem einzigen Saumpfade zugänglich, jetzt führen mehrere breite Wege hinauf, aber man sieht dasselbe erst dann, wenn man sich in seiner Nähe befindet. Seine Lage hat bewirkt, daß es von den Stürmen der Zeit nicht zu leiden hatte, und wer heute in seiner Nähe weilt, vernimmt keinen Ton aus dem Lärme der großen Welt. Oft hörten wir, als wir einige Wochen, um der großen Sommerhitze zu entfliehen, in seiner Nähe weilten, das Klosterglöcklein läuten, und immer war es, als riefe dasselbe: In pace!

Wir betreten einen breiten, hoch gewölbten Gang, in welchen durch hohe Fenster reichlich Licht fällt, und blicken durch eines der Fenster in die Tiefe der Schlucht, aus welcher das Rauschen des Bergstromes zu uns herauf dringt. Unser Führer erscheint, um uns alle Räume der S. Trinità, deren Baulichkeiten sich in einer Länge von etwa 300 Meter hinziehen, zu zeigen, und wir steigen endlich in die Unterräume nieder. Wir finden dort den früheren, im XII. Jahrhundert gebauten Kreuzgang, der nicht mehr benutzt wird, und steigen auf feuchter Treppe schließlich in eine ziemlich dunkle unterirdische Halle, deren düstere Gewölbe von schweren Pfeilern getragen werden. Dies war in alten Zeiten eine Kapelle, und in einer breiten Nische hatte man vor 700 Jahren Erde aus dem Heiligen Lande aufgehäuft, um in derselben nicht nur die Klosterbrüder, sondern auch solche zu bestatten, welche sich durch Gaben zu Gunsten des Klosters auszeichneten und als Entgelt ein Grabesplätzlein in heiliger Klostererde und stillem Klosterfrieden begehrten. Man hat jenem Friedhofe viel Gebein entnommen und neben einem Pfeiler hoch aufgehäuft, namentlich viele Schädel, unter ihnen solche von lombardischen und normannischen Fürsten und Fürstinnen, die einst in Salerno residierten. Die Fackel des Führers läßt an den Wänden manchen Rest von Bildern erkennen, mit denen einst dieser heilige Raum geziert war, und beleuchtet zuletzt einen mächtigen Pfeiler. In Manneshöhe sehen wir an demselben eine vor Alter gedunkelte Marmortafel und lesen darauf die zu Anfang genannte Inschrift. Die Gebeine jenes Theodorich ruhen in dem Pfeiler. Warum dort? Warum nicht in jener Palästina-Erde? Der Führer antwortet: „Er war ein Verfluchter, hat aber seine Sünden hier im Kloster gebüßt. Er trug die Mitra, welche ihm nicht gebührte, er war ein Empörer, ein falscher Papst."

Die Klosterannalen und andere Quellen bieten uns kurze, aber doch genügende Auskunft.

Genanntes Grab führt uns jene schreckliche

Zeit vor Augen, welche die Welt in zwei feindliche Heerlager spaltete. Auf der einen Seite der Ruf: „Hie Kaiser!“ Auf der anderen Seite die Losung: „Hie Papst!“ Gregor VII hatte die rauchenden Trümmer Roms verlassen, um bald darauf in Salerno sein Grab zu finden, sein Tod aber setzte dem wilden Hader kein Ziel, vielmehr setzte sich derselbe unter seinen Nachfolgern auch insofern fort, als die kaiserliche Partei stets aufs neue einen Gegenpapst aufstellte. Pascal II, der Nachfolger Urbans II, sah sich alsbald einem kaiserlichen Papste gegenüber, den man in aller Eile anno 1101 zu Rom erwählt hatte. In dunkler Nacht hielten die zur Kaiserpartei haltenden Kardinäle eine Versammlung in der matt erleuchteten St. Peterskirche und setzten dort nach kurzer Beratung den Kardinal Theodorich auf den päpstlichen Thron, der nicht stark genug war, diese Ehre abzulehnen, und nicht die Gefahr schaute, welche ihm drohte. Mit der päpstlichen dreifachen Krone geschmückt, nannte er sich Silvester III,, wagte aber nicht, in Rom zu bleiben, wo ihm viele Feinde drohten, sondern beschloß, sich nach Deutschland unter den Schutz des Kaisers zu begeben. Ehe er aber dorthin gelangte, erfaßten ihn die Häscher Pascals II und führten ihn diesem erbitterten Gegner zu. Pascal II verurteilte seinen Gegner zur Haft und Büßung im Kloster S. Trinità della Cava und war überzeugt, daß der Abt dieses Klosters, dem der Papst große Gnaden zugewendet hatte, jenen Gefangenen sorgfältig überwachen werde. So langte denn der Unglückliche unter starker Begleitung an der Klosterpforte an, die Pforten öffneten sich knarrend und Theodorich befand sich in seinem Gefängnisse, welches er niemals wieder verlassen sollte. Keine Silbe meldet uns, was mit ihm im Kloster geschah, welche Büßungen über ihn verhängt wurden. Wenn nun seine Grabschrift beweist, daß sein Tod schon nach kurzer Zeit erfolgte, so könnte dieser Umstand freilich mancherlei ahnen lassen, aber düstere Vermutungen weichen vor der schlichten Grabinschrift: In Pace! Der Tod war ihm eine Erlösung.

Ein Chronist jenes Jahrhunderts schreibt im Hinblick auf das mehrgenannte Kloster wörtlich also: „Wie man die wilden Bären und Löwen in Gruben einschließt, damit sie außer stande seien, Menschen und Tiere blutgierig zu verschlingen, so muß man die wilden, zuchtlosen Menschen, welche überall heillose Verwüstungen anrichten, in der Schule von Cava zwingen, unter dem Joche Gottes sich an ein geregeltes Leben zu gewöhnen.“ Unter der „Schule von Cava“ ist hier das genannte Kloster S. Trinità della Cava zu verstehen, welches in der That als Buß- und Besserungsanstalt benutzt wurde.

Kaum waren zwanzig Jahre nach dem Tode des unglücklichen Theodorich verstrichen, da ward wieder ein Gegenpapst jenem Kloster überliefert, es war Burdinus, welcher sich Gregor VIII nannte. Heillos waren jene Zeiten, viele hingen ihm an, viele dagegen folgten Calixt II, viele wußten nicht, wen sie als den richtigen Papst anerkennen sollten, aber der letztere gewann den Sieg. Calixt II belagerte mit starkem Heer die Festung Sutri, wo sein Gegner sich befand, und die Einwohner lieferten letzteren aus. Was nun geschah, zeigt uns die Wildheit jener Zeit. Man umhüllte den unglücklichen Burdinus mit einem blutigen Tierfelle, setzte ihn verkehrt auf ein Kamel und führte ihn so nach Rom, wo ihn das Volk mit Hohngeschrei und Steinwürfen empfing. Dann ward er nach dem Kloster S. Trinità della Cava abgeführt, von wo er später in ein Zivilgefängnis gebracht wurde.

Viele Büßer anderer Art kamen im XIII. Jahrhundert nach dem Kloster bei Cava, alle aus Norditalien, lauter „Ketzer,“ die man zu bessern hoffte. Die Chronik unsers Klosters nennt sie mit dem rätselhaften Namen: Paterini. Ohne Zweifel ist dies ein Schimpfwort, welches herzuleiten sein dürfte von Pataria. So hieß im XIII. Jahrhundert das Quartier der Lumpensammler in Mailand.

Wo der obgenannte Burdinus begraben liegt, weiß niemand, unsers Wissens hat überhaupt keiner der Gegenpäpste eine Grabschrift, ausgenommen Theodorich. Es thut dem Herzen wohl, auf seinem Pfeilergrabe das Wort zu lesen, welches an die altchristlichen Gräber der Katakomben erinnert: In pace!

Aus einer halb barbarischen Republik.

Es sind über dreihundert Jahre verflossen, seit die Spanier in Mittel- und Südamerika ihr Kolonisationswerk begannen. Daß sie günstige Ergebnisse damit erzielt hätten, läßt sich im allgemeinen nicht behaupten, und die von ihnen begründeten, seitdem unabhängigen Kolonieen zeigen zum Teil ein recht barbarisches Gesicht, ja selbst das von ihnen verbreitete Christentum gerät dort stellenweise wieder in Verfall. Das läßt sich leicht in der Republik Kolumbia, ehedem Neu-Granada genannt, nachweisen, wenn wir dieselbe an der Hand eines deutschen wissenschaftlichen Reisenden betrachten, der sie im Auftrage der Berliner Karl Ritter-Stiftung bereiste. Dr. W. Sievers hat ein Alpengebirge im Norden jener Republik, die Sierra Nevada, erforscht — Eingeborene haben sie nie bestiegen — und dabei das Land und die Menschen kennen gelernt. „Reise in die Sierra Nevada de Santa Marta“ heißt das höchst spannende Werk (Leipzig, Greßner & Schramm, 1887), dem wir die nachstehenden kennzeichnenden Thatsachen entnehmen.

Die Geldverhältnisse charakterisieren gewiß ein Land. Sievers hat nie ein einziges Goldstück auf seiner langen Reise gesehen, desto mehr Papier. Dieses aber, von verschiedenen Banken ausgegeben, wird stets nur in deren allernächster Nähe genommen, in manchen Gegenden aber gar nicht. So mußte denn der Reisende sein Maultier mit einem schweren Sacke voll Silberdollars beladen und damit ausziehen. Tagelang kam er in dem gesegneten Lande durch menschenleere Einöden und in den Städten merkt er es sorgfältig an, wenn er einmal ein Bett findet, das dort „als Luxus gilt.“ Selbst in größeren Städten war kein Packpapier zu finden, da man alles in Bananenblätter wickelt, und auch Stricke gab es nicht. In dem Orte Atanguez bricht Sievers in helle Verwunderung aus, als er sieht,

wie sein Wirt, „Don“ Tassito, sich mit Klempnerei beschäftigt, denn Handwerker gibt es dort überhaupt nicht. „Ein jeder will Advokat oder Arzt werden.“ Man führt eben alles fertig ein, und ein Paar Stiefel flicken zu lassen war für den Reisenden eine Unmöglichkeit.

Feste Mauern, wie die alten Spanier es thaten, kann der heutige Kolumbianer nicht mehr bauen. Er macht sich's bequemer, indem er Sand, Schlamm, Kies und Kalk zwischen zwei Bretterwände stampft, trocknen läßt und die Bretter wieder entfernt. Die Mauer ist fertig und ein Strohdach darauf vollendet das Haus. „Die Städte werden sich in nicht allzuferner Zeit in Dörfer mit Strohdächern verwandeln.“ Überall Verfall! Wie weit die Barbarei in diesem christlichen, von Europäern besiedelten Lande bereits gediehen ist, erkennt man bei Schilderung des Ortes Corazones. „Hier fand ich, daß die Bewohner gar keinen Begräbnisplatz besitzen, sondern ihre Toten einfach in den Busch setzen!“ Ein großer Teil der Kinder stirbt dort sehr früh, und wer von denselben das Mannesalter erreicht, geht in den Revolutionen zu Grunde. Alte Männer sind selten, selten sind auch Messer, Gabeln und Teller in den Orten des Innern. Revolution machen ist die Beschäftigung der Kolumbianer. Nach der Verfassung müssen alle zwei Jahre die Beamtenstellen gewechselt werden und die Entlassenen machen dann Revolution; das politische Proletariat erhebt sich und stürzt die Gegner, um bald darauf von diesen wieder verjagt zu werden. So gerät der in herrlichster, fruchtbarster Gegend gelegene Staat immer mehr in Barbarei und Armut.

Blinde Passagiere im Suezkanal.

Seit im Jahre 1869 der Suezkanal eröffnet und dadurch das Rote und das Mittelmeer miteinander verbunden wurden, vollzieht sich dort ein eigentümliches Schauspiel, welches freilich erst in der neuesten Zeit näher beobachtet worden ist. Gewisse Passagiere benutzen nämlich die neue Straße, ohne die vorgeschriebenen hohen Kanalgebühren zuentrichten — es sind dies die Tiere der beiden Meere, die in den Kanal vordringen und das entgegengesetzte Gebiet zu erreichen suchen. Als natürliche Folge dieses Vorganges tritt eine Vermischung der Tierwelt des Roten und Mittelmeeres ein.

Beide Tierwelten sind grundverschiedener Art, wiewohl sie an der Landenge von Suez nur 150 Kilometer oder 30 Stunden voneinander entfernt sind. Das Mittelmeer hat seine eigenen Meeresbewohner, welche ungefähr denen des Atlantischen Ozeans gleichen oder dieselben wie dort sind. Ein ganz anderes Bild gewährt die Meereswelt von Suez. Da begegnen wir einer echt tropischen Meeresbevölkerung, wie wir sie etwa wieder im fernen Ostasien finden: herrliche Korallen mit graziösen Formen und duftigen Farben, Rifffische, welche an Farbenglanz mit den Kolibris und Schmetterlingen wetteifern, farbige Muscheln — kurz der Unterschied zwischen beiden Meeren und ihren Bewohnern ist so groß, daß er auch dem Laien sofort ins Auge springt.

Die Schranke, nämlich die Landenge von Suez, ist nun durchbrochen, ein Austausch beider Meere möglich, und es fragt sich nur, ob und wie derselbe erfolgt. Der Lösung dieser dankbaren und wichtigen Aufgabe hat sich ein Schweizer Naturforscher, Dr. Konrad Keller, unterzogen, und was er gefunden hat, das erzählt er uns in sehr fesselnder, allgemein ansprechender Weise in seinem Werke: Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. (Leipzig, C. F. Winter, 1887.) Dasselbe ist mit lehrreichen Holzschnitten geschmückt und handelt namentlich von der wichtigen Insel Madagaskar und ihrer Bevölkerung, bringt aber auch viel Ostafrikanisches und darunter die Studien über den erwähnten Austausch der Tiere. Die anfangs erwartete Massenauswanderung von einem Meere ins andere ist danach nicht eingetreten, die erwarteten Kolonieen der indischen Meeresbewohner haben sich im Mittelländischen Meere nicht gezeigt, denn gerade so, wie der Mensch, der mit der Karawane durch die Wüste wandert, dort nur langsam vordringt und mit allerlei Mühsalen zu kämpfen hat, so vermögen auch die Tierkarawanen den Suezkanal nur mit Gefahren und Hindernissen zu passieren. Angesichts der zahlreichen Schwierigkeiten hat es Dr. Keller überhaupt überrascht, daß schon so viele Arten den Isthmus überschritten haben. Da ist zunächst die Bodenbeschaffenheit des Kanals als hemmend zu nennen, denn in den lockeren Sanden und Gipsen vermögen die Tiere sich schlecht festzusetzen; auch die Dampfer, welche das Wasser fortwährend aufwühlen, sind den Tierwanderungen feindlich und vernichten deren Brut und Eier; dazu kommt die starke im Kanal vorhandene Strömung und endlich als das größte Hemmnis der ungewöhnlich hohe Salzgehalt des Kanals, hervorgerufen durch die starke Verdunstung. Man höre und staune: In den großen Bitterseen allein (also einem Teile des Kanals) wird auf diesem Wege der normale Gehalt täglich um 175 Millionen Kilogramm löslicher Salze erhöht und eine stattliche Reihe von Eisenbahnzügen wäre erforderlich, um dieses tägliche Quantum herzuführen. Zarte Organismen können aber so verstärkten Salzgehalt nicht vertragen und werden dadurch vom Wandern abgehalten.

Trotzdem vollzieht sich ein Austausch zwischen der nördlichen und südlichen Tierwelt, wenn auch langsam. Würmer und Krebse des Mittelmeeres sind längst in Suez angesiedelt und von Weichtieren (Schnecken und Muscheln) sind etwa zwanzig Arten unterwegs, welche zu Dreivierteln aus dem Roten Meere stammen; zum Teil sind sie erst halb durch den Kanal vorgedrungen und werden erst in einigen Jahren ins Mittelmeer eintreten. Von besonderem Interesse ist es, daß die kostbare Perlmuschel aus dem Roten Meere auswandert und dem Mittelmeere zustrebt. Wir haben daher Aussichten, daß in Zukunft im Mittelmeere Perlenfischerei betrieben werden kann, wenn wir es auch schwerlich erleben. Eine starke Wanderung beobachtet man an den Fischen, und die Fischer hüben und drüben haben ob der neuen Beute in ihren Netzen oft verwunderte Gesichter gemacht. Die farbenprächtigen Korallentiere des Roten Meeres dagegen wandern nicht; sie werden daher auch die Landenge nicht überschreiten.

Dr. Evans.

Der vor kurzem vom deutschen Kronprinzen konsultierte Dr. Evans ist vor nunmehr siebzehn Jahren berufen gewesen, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Als amerikanischer Zahnarzt seit langen Jahren in Paris ansässig, ist er es in erster Linie gewesen, der nach der Kapitulation von Sedan der von allen verlassenen Kaiserin Eugenie zur glücklichen Flucht aus Paris verholfen hat unter höchst romantischen Umständen, die nicht allgemein bekannt sein dürften.

Es war gegen dreieinhalb Uhr des Nachmittags am 4. September. Eine durch die eingelaufenen Unglücksnachrichten aufgeregte Menge, die laut die Absetzung der kaiserlichen Dynastie und die Einsetzung der Republik forderte, füllte bereits die Höfe des Tuilerienpalastes, und schon hörte man drohende Stimmen auf den Treppen und Korridoren, die zu den Gemächern der Kaiserin führten. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren, und die beiden bei der Kaiserin anwesenden Diplomaten, Fürst Metternich und Ritter Nigra, bestürmten die unglückliche Monarchin, so schnell als möglich zu fliehen. Begleitet von diesen beiden Herren, der Madame Lebreton, einer Schwester des Generals Bourbaki, und einigen Personen des kaiserlichen Haushaltes suchte die Kaiserin die Straße zu gewinnen.

Nachdem sich dies an mehreren Punkten, die voll von Menschen waren, als unmöglich erwiesen hatte, gelang es endlich an dem östlichen Ausgange des Louvre, der der Kirche St. Germain L'Auxerrois gegenüber liegt. Doch auch hier war die Straße dicht mit Menschen angefüllt, und ein Straßenjunge rief, als er den kleinen Zug erblickte, laut: „Die Kaiserin!“ Zum Glück wurde dieser Ruf von der Menge nicht beachtet; die beiden Herren hielten einen zufällig vorüberfahrenden Fiaker an, und die Kaiserin stieg mit ihrer Begleiterin ein. Während sie noch darüber verhandelten, wo sie hinfahren sollten, stellte es sich heraus, daß die Kaiserin ohne alle Geldmittel war und Madame Lebreton nur drei Franken bei sich hatte. Um jeden Streit wegen des Fahrgeldes mit dem Kutscher zu vermeiden, beschlossen sie, sofort auszusteigen und sich zu Fuß zu dem in der Nähe wohnenden Dr. Evans zu begeben.

Dieser hatte gerade Sprechstunde, und um sich nicht zu verraten, warteten die beiden Frauen unter dem übrigen Publikum, bis an sie die Reihe kam. Madame Lebreton trat zuerst in das Zimmer des Arztes und teilte ihm den Sachverhalt mit, damit er nicht bei dem plötzlichen Anblicke der Kaiserin sie durch einen Ruf der Überraschung verrate; dann erst führte sie die Kaiserin hinein. Dr. Evans, der ganz von seinen Patienten in Anspruch genommen war, zeigte sich nicht wenig erstaunt über den plötzlichen Umschwung der Dinge und wollte zuerst gar nicht glauben, daß irgend welche Gefahr für die Sicherheit der Kaiserin vorhanden wäre. Nachdem er die beiden Frauen in dem Zimmer seiner gerade abwesenden Gemahlin untergebracht hatte, begab er sich für einen Augenblick auf die Straße, um hier die neuesten Nachrichten zu vernehmen. Als er sich überzeugt hatte, daß die Befürchtungen der beiden Flüchtlinge nur allzu begründet waren, kehrte er zurück, empfahl den beiden Damen, die nur sehr leicht gekleidet und nicht einmal mit dem Notwendigsten versehen waren, sich aus der Garderobe seiner Frau herauszusuchen, was sie irgend brauchten, und begab sich dann wieder auf die Straße, um für die Flucht der Kaiserin die Wege zu ebnen. Da die Hauptschwierigkeit in dem Passieren der Barrieren lag, so nahm er einen Wagen und fuhr nach der Brücke von Neuilly. Hier angehalten und ausgefragt, gab er seinen Namen und Stand an und erklärte, daß er sich zu einem Patienten begebe. Zugleich bat er die Leute der Wache, daß sie ihn wohl ansehen möchten, damit sie ihn wiedererkännten und ihn ruhig passieren ließen, da er noch öfters im Laufe des Nachmittags bei ihnen würde durchfahren müssen.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, unterrichtete er die beiden Damen von der Rolle, die sie zu spielen hätten. Die Kaiserin sollte eine im höchsten Grade nervös aufgeregte Kranke vorstellen, die er im Verein mit ihrer Begleiterin nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Krankenhause bringen wollte. Alsdann bestiegen sie alle drei einen Fiaker und begaben sich nach der Barriere von Neuilly. Hier hielt die Wache den Wagen an, ließ denselben aber, als sie den Doktor erkannte und dieser ihr ein Zeichen gemacht hatte, daß er eine Schwerkranke bei sich habe, ohne weiteres passieren.

Das schwerste, das in dem glücklichen Herauskommen aus Paris bestand, war somit überstanden. Nichtsdestoweniger gebrauchte der Doktor auch noch weitere Vorsichtsmaßregeln, um die glückliche Flucht der Kaiserin möglichst sicher zu stellen. In St. Germain angekommen, ließ er Pferde und Wagen nach Paris zurückgehen und mietete einen neuen Kutscher, dem er laut vor allen Leuten ein in der Nähe liegendes Schloß, das einem Verwandten der kranken Dame gehören sollte, als Reiseziel angab. Nachdem sie eine Strecke gefahren waren, machte die Kaiserin, ihrer Rolle gemäß, plötzlich großen Lärm und erhob heftigen Einspruch dagegen, nach dem betreffenden Schlosse gebracht zu werden. Der Doktor befahl dem Kutscher zu halten und suchte nun die Kranke zu beruhigen. Diese aber wurde immer heftiger, so daß endlich der Kutscher erklärte, daß die Pferde von dem Lärme scheu würden. Nun gab der Doktor nach und befahl dem Kutscher, nach der nächsten Station zu fahren. Auf jeder Station wurden Wagen und Kutscher gewechselt, und am 6. kamen die Flüchtlinge glücklich in Deauville, dem Ziele ihrer Reise, an dem Frau Evans sich befand, an.

Jetzt entstand die neue Schwierigkeit, die Flüchtlinge sicher über den Kanal zu bringen. Im Hafen lagen zwei Yachten, die Engländern gehörten. Da der Besitzer der einen abwesend war, begab sich Dr. Evans an Bord der anderen, die dem General Sir John Burgogne gehörte. Er zog diesen ins Geheimnis und bat ihn, die Kaiserin nach England hinüberzubringen. Der General weigerte sich anfangs, da er politische Verwickelungen fürchtete, gab jedoch endlich den dringenden Bitten des Dr. Evans nach,

stellte aber die Bedingung, daß sich die Passagiere erst am Abend im Augenblicke der Abfahrt an Bord begäben. Es erwies sich dies als eine sehr kluge Maßregel; denn bald darauf wurde infolge von vagen Gerüchten, die in dem Städtchen umgingen, der „Gazelle“ ein polizeilicher Besuch abgestattet, der natürlich zu keinem Ergebnis führte. Am Abend gelangte die Kaiserin mit ihren beiden Begleitern unbehelligt an Bord, und die Gazelle segelte sofort ab.

Die Flüchtlinge glaubten nun geborgen zu sein; aber die größte Gefahr während ihrer romantischen Fahrt stand ihnen noch bevor. In der Nacht nämlich erhob sich der heftigste Sturm, der seit langen Jahren im Kanale gewütet hatte und dem viele Schiffe, darunter ein von dem Sohne des Generals Burgogne befehligtes, mit aller Besatzung zum Opfer fielen. Um Mitternacht hatte der Sturm eine solche Heftigkeit angenommen, daß jede Aussicht auf Rettung geschwunden schien. Doch das kleine Fahrzeug hielt sich wacker und langte am 8. nachmittags drei Uhr glücklich im Hafen von Ryde an. So hatte Dr. Evans seine gefahrvolle Aufgabe mutig und aufopferungsvoll gelöst und die Fürstin, die im Unglücke von allen verlassen war, die sich in den Tagen des Glückes um ihren Thron gedrängt hatten, glücklich in Sicherheit gebracht nach dem Lande, wo sie ihren Sohn wiederfand.

Welches menschliche Herz sollte nicht ergriffen sein bei dem Gedanken an dieses Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn nach Ereignissen, in welchen all ihre Herrlichkeit und Größe zusammengebrochen war! Wr.

Ein seltsamer Kritiker.

Das Hauptwerk des großen italienischen Komponisten Verdi ist ohne Zweifel seine Aida. Mit dieser Oper hat er den Höhepunkt seines Schaffens erreicht. Auch zeigt kein anderes Werk Verdis so die charakteristischen Merkmale seines Genius wie gerade diese Oper. Er hat die Aida für das italienische Theater in Kairo geschrieben, dazu aufgefordert von dem kunstsinnigen Chedive Ismael Pascha. Verdi verfaßte — nebenbei erwähnt — die meisten seiner Opern auf Bestellung. Er ging mit diesem und jenem Theater einen Kontrakt ein, bis zu einer bestimmten Zeit für dasselbe eine Novität zu schreiben. Daß er, um den festgesetzten Termin einzuhalten, so manches Mal in Eile ans Werk gehen mußte, das merkt man mancher seiner siebenundzwanzig dramatischen Arbeiten an. Anders war's mit der Aida. Er hat mehrfache Änderungen an dieser Oper vorgenommen, hat hier und da an ihr gefeilt und verbessert, ehe dieselbe über die Bretter der arabischen Hauptstadt ging, und man begeht keinen Irrtum, wenn man behauptet, daß diese Veränderungen und Neugestaltungen einzelner Abschnitte sehr zu Gunsten des Werkes geschehen sind. Daß aber Verdi Zeit fand, die Musik seiner Aida mit Ruhe zu prüfen, ob sie in jeder Beziehung ihm vollkommen erschien, dafür müssen die Verehrer des italienischen Komponisten den — Deutschen dankbar sein. Uns Deutschen? Gewiß. Wir tragen die Schuld, daß sich die Aufführung der Aida in Kairo hinausschob, und daß Verdi seine Partitur nicht zur ausgemachten Zeit abzuschicken brauchte. Als das deutsche Heer 1871 Paris belagerte und einen undurchdringlichen Ring um die französische Hauptstadt bildete, machte es auch den Transport der Dekorationen und Kostüme, die vom Chedive in Paris zur Aida bestellt waren und sich noch daselbst befanden, von da nach Kairo unmöglich. So verzögerte sich die erste Vorstellung der Aida um ein bedeutendes. Endlich am 24. Dezember 1871 ging das Werk am italienischen Theater in Kairo in Szene. Der Erfolg war ein großartiger, und der Chedive bezahlte mit Freuden die Kleinigkeit von 80 000 Mark an Verdi, welche Summe der letztere für dieses Kind seiner Muse als Honorar verlangt hatte. Noch größer war der Beifall, den die Landsleute des Komponisten ihm bei der Aufführung der Aida in Mailand spendeten. Doch es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die Erfolge alle aufzuzählen, die im Laufe der Zeit diese Oper an den verschiedenen Bühnen erzielte. Wir wollen uns auch in keinerlei kritische Erörterungen über die Musik einlassen, wir wollen nur unsern Lesern eine kleine Anekdote erzählen, die sich an die ersten Aufführungen der Aida in Italien knüpft. Es hat derselben unsers Wissens erstmalig der Franzose Arthur Pougin in seinem Buche: „Verdi, sein Leben und seine Werke“ (deutsch von Adolf Schulze) Erwähnung gethan, welcher Schrift wir auch die Thatsachen dieser scherzhaften Anekdote entnehmen. Die Kunde von dem ungeheuren Erfolge der Aida ist in alle Städte und Städtchen Italiens gedrungen und unter anderen auch zu Ohren eines musikliebenden Einwohners von Reggio gekommen, der beschließt, die Oper sobald als möglich zu hören. Der Zufall ist ihm günstig, indem das Theater zu Parma das Werk erworben hat und es wochenlang Tag für Tag aufführt. Unser Musikfreund reist erwartungsvoll nach Parma, löst mit Mühe und Not ein Billet und hat bereits lange Zeit vor Beginn der Vorstellung seinen teuer erkauften Platz eingenommen, voll von Neugierde und Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Die Ouvertüre beginnt, der erste Akt geht über die Bühne, die anderen folgen. Ringsum rast das Publikum vor Entzücken, ruft ein „bello,“ „bravo,“ „da kapo“ über das andere, unser Reggioner jedoch schüttelt bedenklich mit dem Kopfe. Die Inszenierung ist prächtig, die Sänger leisten das Menschenmöglichste, aber die Musik — nein, die kann ihm nicht imponieren. War er heute nicht aufgelegt, litt er oder Verdi an Geschmacksverirrung? In Zwiespalt mit sich selber, setzte er sich wieder auf die Eisenbahn. Hier wurde er Zeuge, wie seine Reisegefährten sich in den größten Lobeserhebungen für Verdi und dessen jüngstes Opus ergingen. Mißmutig langte er in seiner Vaterstadt an, mißmutig war er auch den anderen und die folgenden Tage. War er denn wirklich so unmusikalisch, daß er die Schönheiten, die die anderen an der Aida priesen, nicht entdeckt hatte, er, der in den Musikern sich zu Hause glaubte? Oder hatte er den Beifallsjubel nur geträumt, der im Theater nach diesem und jenem Abschnitte der Oper losbrach? Nein, keineswegs, seine Ohren

gellten heute noch davon. Er verzweifelte an sich selber. Nur eine Rettung hielt er aus dieser Verstimmung für möglich, wenn er ein zweites Mal nach Parma reiste und die Musik ein zweites Mal über sich ergehen ließ. Wie gedacht, so gethan. Abermals nimmt er am Kampfe um ein Billet zur Vorstellung teil, abermals greift er tief in seinen Beutel, um sich schließlich für vieles Geld einen reservierten Platz zu erobern, abermals dringen die Gesänge der Aida, des Radames, der Amneris, des Ramfis 2c. an seine musikgewöhnten Ohren, abermals ist das Fazit seiner Gefühle dabei — Enttäuschung. Wutentbrannt tritt er die Rückreise nach Reggio an, dort angekommen, setzt er sich an seinen Schreibtisch und verfaßt unter dem frischen Eindrucke des eben Gesehenen und Gehörten eine offenherzige Epistel an Verdi, der wir das Folgende entnehmen: „Sehr geehrter Herr Verdi! In Ihrer Oper ist durchaus nichts, was begeistert und anfeuert, hätte das Publikum den Pomp der Dekorationen nicht, so würde es nicht bis zum Schluß aushalten. Sie wird das Theater noch einigemal füllen und dann in den Bibliotheken vermodern. Sie werden sich nun mein Bedauern vorstellen können, für diese beiden Vorstellungen 32 Lires ausgegeben zu haben. Wenn Sie noch den erschwerenden Umstand bedenken, daß ich von meiner Familie abhängig bin, so werden Sie begreifen, daß dieses Geld wie ein grauenhaftes Gespenst meine Ruhe stört. Ich bitte Sie daher offenherzig, mir die Summe gefälligst zurückzusenden. Die Summe lasse ich hier folgen:

Hinfahrt per Bahn	2,6 Lires
Rückfahrt	3,3 „
Theater	8,0 „
Elendes Abendessen auf dem Bahnhofe	2,0 „
Summa	15,9 Lires
Dieselbe Summe zweimal genommen	
Summa summarum	31,8 Lires.

In der Hoffnung, daß Sie mich aus dieser Klemme ziehen, grüßt Sie von Herzen 2c." Der Brief gelangte richtig an Verdis Adresse. Und was that dieser? Er schrieb sofort an seinen Verleger und beauftragte ihn, dem enttäuschten Musikschwärmer in Reggio die Auslagen zurückzuerstatten. Doch nicht die ganze Summe hat er zu begleichen. „Es geht mir über den Spaß, ihm auch noch sein Abendessen zu bezahlen, er hätte ganz gut zu Hause essen können," heißt's in dem Verdischen Briefe. Zu gleicher Zeit stellte der letztere die Bedingung, daß der Empfänger der 27,8 Lires quittieren müßte und das Versprechen abgäbe, keine von des Komponisten Opern mehr zu hören. Glückstrahlend strich unser Bekannter aus Reggio die übersandten Geldstücke ein, freute sich seines musikalischen Verständnisses und seines treffenden Urteiles und warf mit Genugthuung die nachstehenden Zeilen zu Papier: „Ich Endesunterzeichneter bescheinige hiermit 2c. Der Meister hat sich bewogen gefunden, mir diese Summe zurückzuerstatten, weil seine Oper nicht nach meinem Geschmacke war. Ich erkläre gleichzeitig, daß ich in Zukunft keine Reise mehr unternehmen werde, um neue Opern des Meisters zu sehen, es sei denn, daß er sämtliche Ausgaben trägt, welches auch meine Meinung über sein Werk sein möge."

Was wohl der biedere Reggioner zu dem Siegeslaufe der Aida durch Frankreich, Deutschland und England gesagt haben mag? A. B.

Der jüngste Kaiser.

Von Th. Trede.

Rom, die ewige Stadt, hat manchen Kaiser geschaut, hat manche Kaiserkrönung erlebt, die letzte am Sonntag den 25. September 1887. Der Gekrönte heißt Enrico, sein Vater ist seiner Lebensstellung nach Kutscher und sein genannter Sohn hat das erste Dezennium seines hoffnungsvollen Lebens soeben vollendet. Daß unser Kaiser aus niedrigem Stande hervorging, ist entschieden für Rom nichts Neues, und ist ja allbekannt, daß mancher römische Kaiser von ehedem vor seiner Krönung dem Soldatenstande angehörte. Daß genannter aber noch im Kindesalter und in den Kinderschuhen sich befindet, dürfte den Leser überraschen. Zur Beruhigung können wir versichern, daß Kaiser Enrico schon nach einem Jahre seine Würde niederlegt und einen Nachfolger erhält. Ferner wollen wir, damit jede Besorgnis schwinde, dem Leser genau berichten, was es mit besagter Kaiserwürde auf sich hat.

Begeben wir uns in die St. Ignatiuskirche zu Rom und sehen, was dort am letzten Septembersonntag geschah.

Im Hauptschiffe dieser stattlichen, bald nach Heiligsprechung des Ignatius Loyola erbauten Kirche sehen wir einen rotgepolsterten, auf einer Tribüne befindlichen Thronsessel, darüber einen prächtigen Baldachin, neben dem Throne aber an jeder Seite drei vergoldete Sessel, nicht so hoch wie der erste. Der Platz vor jener Tribüne ist durch ein Gitter abgeschlossen und in jenem Raume erblicken wir viele hohe Geistliche, unter ihnen sogar den Kardinal Parrocchi, Generalvikar des Papstes. Das Schiff der Kirche ist Kopf an Kopf mit Neugierigen angefüllt, unter ihnen dem Gitter am nächsten die Angehörigen jener sieben Knaben in der Nähe genannter Tribüne, von denen der eine soeben zum Imperatore della dottrina cristiana (Kaiser der Christenlehre) feierlich in der Kirche erklärt worden ist. Mit der Lorbeerkrone geschmückt, um den Hals eine goldene Kette, bestieg nach besagter Proklamierung Kaiser Enrico am 25. September 1887 den Thron, während Trompeten und Posaunen die Kirchenhallen durchschmetterten, ihm zur Seite aber setzten sich die übrigen sechs Knaben, Würdenträger des kaiserlichen Hofstaates, der eine mit blankem Degen versehen. Daß die Mutter unsers kleinen Kaisers mit Herzklopfen, mit Stolz, mit Thränen der Rührung zu ihrem Sohne aufschaute, brauchen wir nicht erst zu bemerken.

Die Krönungsszene ist zu Ende, der kaiserliche Zug bewegt sich durch das Portal der Kirche ins Freie und besteigt daselbst die für ihn bestimmten stattlichen Karossen, welche in raschem Trabe zur Kirche San Vincenzo fahren. Unser Kaiser Enrico ist nämlich in der Parochie dieser Kirche zu Hause und letztere empfängt mit Freuden das gekrönte Haupt. Auch diese Kirche ist dicht-





Früher Herbst. Gemalt von R. Warthmüller.

gedrängt voll Menschen, und kaum hat der Kaiserzug die Kirche betreten, da durchbrausen die Klänge eines Te Deum die Hallen der letzteren. Nach dieser Ovation fährt der Imperator mit seinem Gefolge weiter, er weiß wohin. Unser Imperator Enrico hat nämlich Hunger, seine Begleiter ebenso, aber diesem Umstande wird Rechnung getragen durch die Brüderschaft dell' Angelo Custode (Schutzengel), in deren Vereinshause unser Enrico ein glänzendes Frühstück findet. Durch kräftigen Imbiß gestärkt, ist der Imperator im stande, hier alle zu empfangen, welche ihm ihre Glückwünsche darbringen: Vater, Mutter, Onkel, Tante, Vettern, Freunde, Nachbarn 2c.

Im Jahre 1567 ward zu Rom die mit reichlichen Mitteln versehene Erzbruderschaft della Dottrina cristiana gegründet, die bis heute in den Parochialkirchen zahlreiche Kinder versammelt, welche an der Katechismuslehre daselbst partizipieren. Alle Jahre werden die tüchtigsten Knaben ausgewählt, unter denen ein mehrere Stunden währender Wettkampf stattfindet. Der bestbestandene, der mit unerschütterlicher Sicherheit sich des Lehrstoffes bemächtigt hat, den der Bellarminsche Katechismus enthält, wird Imperatore, die nächstbesten bilden seinen Hofstaat.

Die Krönungsfeier war ehedem glänzender als jetzt, denn der Name des Kaisers wurde im Amtsblatte des Kirchenstaates genannt und der junge Kaiser hatte eine Audienz beim Papste, der stets die Gunst zu bewilligen pflegte, welche der „Imperatore“ für sich und öfter noch für seine Angehörigen erbat. Als Pius IX im Vatikan diejenigen Gaben öffentlich ausstellen ließ, welche ihm bei Anlaß seines Jubiläums zu teil wurden, war diese Ausstellung nur denen zugänglich, die mit Einlaßkarten versehen waren. Unter dem einströmenden Publikum trat zu den Wächtern auch ein alter Mann, der keine Karte hatte. „Mein Herr, bitte um die Karte.“ Der Greis sah den Wächter mit verächtlicher Miene an und antwortete: „Ach was, Karte! Ich brauche keine. Io sono imperatore della dottrina cristiana!“ Der Wächter verneigte sich tief und ließ den Greis, der von den Lorbeeren seiner Kindheit zehrte, passieren.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Elektrizität und Buchdruckerkunst. Gelegentlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria stellte das Londoner Fachblatt „Printers Register“ in einem Artikel, betitelt: „Fünfzig Jahre des Fortschrittes in der Buchdruckerkunst,“ eine Betrachtung über die Dienste an, welche die Elektrizität dem bezeichneten wichtigen Kulturbeförderungsmittel geleistet hat. Erst vierzig Jahre sind verflossen, seitdem der elektrische Telegraph dem englischen Publikum allgemein zur Benutzung dargeboten wurde, und jetzt werden mit demselben in England wöchentlich in runder Zahl sechs Millionen Telegramme durch die Drähte gesendet. Zuerst kostete ein Telegramm von zwanzig Worten 12,5 Schilling — nach unserm Gelde ebensoviel Mark —, jetzt ist durchschnittlich für ein Telegramm in England nur etwa der zwanzigste Teil jenes Betrages zu zahlen. Das erste Unterseekabel wurde 1851 zwischen Dover und Calais versenkt, jetzt aber sind etwa 18000 Kilometer Unterseekabel im Interesse aller Nationen des Erdballes fortwährend im telegraphischen Betrieb. Die für das Zeitungswesen thätige Druckerkunst hat diesen wunderbaren Fortschritt im Nachrichtensenden sich alsbald zu nutze gemacht. Die größten amerikanischen Zeitungen haben in den europäischen Hauptstädten ihre Berichterstatter, welche ihnen alles Bemerkenswerte telegraphisch zugehen lassen, und sie zahlen die höchsten Summen, um in wichtigen Fällen das Unterseekabel zuerst zur Verfügung gestellt zu erhalten. Geschah es doch vor Jahren, daß ein solches amerikanisches Blatt, um in der Veröffentlichung einer wichtigen Nachricht allen Konkurrenten zuvorzukommen, das Kabel mitten in der Nacht von seinem Berichterstatter in Beschlag nehmen ließ, welcher nun, um sein Benutzungsrecht bis zum rechten Augenblicke zu behaupten, seinem Kollegen überm Ozean inzwischen das erste Buch Mosis, soweit er kam, hinübertelegraphierte.

Natürlich findet der Telegraph auch in England selbst die regste Benutzung. Im Jahre 1871 wurden 21 Millionen Worte für die englische Presse über die englischen Drähte telegraphiert; 1886 war diese Wörterzahl auf 574 Millionen gestiegen. Ferner leistet die Elektrizität der Buchdruckerei insbesondere mit bezug auf die großen illustrierten Zeitungen wichtige Dienste in der Stereotypie. Schließlich sei auch noch das elektrische Licht erwähnt, das den Setzern und Druckern ihren anstrengenden nächtlichen Dienst bedeutend erleichtert.

Gesundheitsrat.

C. Kr. in Wolfstein. Auf welche Weise kann man Krankenzimmer, in denen längere Zeit scharlach- oder diphtheriekranke Kinder gelegen haben, so desinfizieren, daß absolut keine Gefahr für weitere Ansteckung zurückbleibt?

Diese außerordentlich wichtige Frage können wir am besten an der Hand einer vor kurzem erschienenen Arbeit von Dr. Paul Guttmann und H. Merke, beide in Berlin, beantworten. Die Arbeit ist in Virchows Archiv Bd. CVII, Heft 3, pag. 459 erschienen. G. und M. betonen die Kostspieligkeit und Unzuverlässigkeit aller bisher für Krankenzimmer empfohlenen Desinfektionsverfahren und sprechen sich namentlich gegen das vielfach beliebte Abreißen der Tapeten aus, da dasselbe nur eine Aufrührung und Verschleppung der an den Wänden haftenden Krankheitskeime zur Folge habe. Das von den Verfassern angegebene und bestens bewährt gefundene Verfahren besteht in folgendem:

Mittels eines großen Zerstäubungsapparates (zu haben bei Kähler & Martini, Berlin, Wilhelmstraße 50, Preis 25 Mark) werden Decke und Wände des Zimmers wiederholt mit einer Sublimatlösung 1:1000 befeuchtet, bis die ganzen Flächen mit dieser Flüssigkeit vollständig bedeckt

erscheinen. Die Krankheitskeime werden dabei heruntergeschwemmt, gelangen auf den vorher mit der gleichen Flüssigkeit bespülten Fußboden und werden so getötet. Das Verfahren beschädigt die Tapeten nicht. 200 geprüfte Tapeten sahen nach der Bespülung glänzender, besser aus als vorher, nur die allerschlechtesten Sorten zeigten Verwaschung der Farben. Auch getünchte Wände, gleichgültig ob Leim-, Erd- oder Metallfarben aufgetragen sind, leiden in keiner Weise. Um alle Gefahren von seiten der ätzenden, giftigen Sublimatlösung zu vermeiden, ist es nötig, daß die Arbeiter sich einen Schwamm vor die Lippen binden und ihre Augen schützen und daß Wände und Decken nach der Bespülung mit der Sublimatlösung mit einer einprozentigen Lösung von kohlensaurem Natron besprengt werden. Es bildet sich dann auf der Tapete Quecksilberoxychlorid (nicht sichtbar), das nach dem Trocknen durch einfaches Abkehren entfernt werden kann.

Dieses wie gesagt sorgsam erprobte und durchaus zuverlässig befundene Verfahren ist nicht kostspielig. Es kommen außer der Anschaffung des Zerstäubungsapparates eigentlich nur die Arbeitskosten in Betracht, da die Chemikalien für wenige Pfennige zu haben sind.

E. M. in Gladbach. Als beste Behandlung des Schreibkrampfes haben wir wiederholt eine richtig (ärztlich) geleitete Massagekur empfohlen. Ein Abonnent des Daheim teilt uns mit, daß er in einem schweren Falle einen sehr glänzenden Erfolg von dem O. Nußbaumschen Federhalter gesehen habe. Derselbe ist nebst Gebrauchsanweisung zu beziehen von Gebr. Stiefenhofer in München.

Den zahlreichen Anfragen betreffs Haut- und Haarpflege gegenüber, möchten wir auf das Buch von Dr. J. E. Clasen: „Die Haut und das Haar" (Stuttgart, D. Gundert) verweisen, in welchem die betreffenden Leidenden klare Auskunft auf ihre Fragen finden werden.

Pastor S. in J. Sie fragen, ob es eine Heilanstalt speziell für Flechtenkranke inklusive Lupus gibt.

Der Lupus (fressende Flechte) gehört zu denjenigen Krankheiten, in die sich die Hautspezialisten und die Chirurgen teilen. Letztere beanspruchen den Lupus deshalb für sich, weil seine Behandlung nicht nur mit inneren Mitteln und mit Salben, sondern meist auch mit Feuer und Schwert, d. h. mit dem Glüheisen und dem Messer, durchgeführt werden muß. Ja, in weit vorgeschrittenen Fällen können größere Operationen notwendig werden, bei denen teils das Kranke entfernt, teils Deckung für die entstandenen Defekte geschaffen wird. Es kommt also auf die Persönlichkeit des Arztes an, ob man Lupuskranke in die Behandlung resp. die Privatanstalt eines Hautarztes oder in eine chirurgische Klinik weisen soll, in weit vorgeschrittenen Fällen mit ausgedehnteren Zerstörungen erscheint letzteres entschieden rätlicher.

Aus der Redaktion.

F. S., Wien. Welches der bestehenden stenographischen Systeme ist am leichtesten und schnellsten durch Selbstunterricht zu erlernen? Welches Lehrbuch können Sie mir empfehlen?

Um Ihre Frage zu beantworten, haben wir bei den Vertretern der verschiedenen Systeme Nachfrage gehalten, haben aber fast bei allen dieselbe Antwort erhalten: daß ihr System am leichtesten und schnellsten ohne Lehrer zu erlernen sei. In der „allerallerkürzesten" Zeit — so versichert ein Anhänger dieses Systems — sei die Rohbecksche Stenographie zu erfassen. Ein Lehrbuch sei im Kommissionsverlage von C. Bösendahl in Rinteln zu haben. Am „allerbesten zum Selbstunterricht" — so ein anderer Stenographist — eigne sich die Arendssche Methode. Lehrbücher: Arends, Vollständiger Leitfaden einer rationellen Stenographie oder Kurzschrift. 15. Auflage. Verlag von Fr. Schulze, Berlin SW., Wilhelmstraße (Preis 1,25 Mark) oder Arends' rationelle Volksstenographie in sechs Unterrichtsbriefen mit Schreibeblättern. Preis 6 Mk., Verlag von E. Gaillard, Berlin, SW.

S. K. in Frankfurt a. M. Abonnent möchte gern durch den Briefkasten Bescheid auf die Fragen erhalten: Bis zu welchem Alter wächst der Mensch in die Länge, und bewirkt das Turnen im 24. Jahre ein Längenwachstum?

Wann das Längenwachstum beim Menschen aufhört, ist bei verschiedenen Menschen verschieden. Mit dem 24. Lebensjahre jedoch dürfte das Wachsen in die Länge bei allen abgeschlossen sein. Es wäre aber möglich, daß Sie durch Turnen einen halben Zentimeter Ihrer Länge zusetzen könnten. Im übrigen müssen wir Sie auf Schiller vertrösten: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." Wir bedauern, Ihnen keine künstlichen Mittel angeben zu können, um sich größer zu machen. Wozu auch:

Du bist am Ende — was du bist.
Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

G. L. in Dresden. Warum nennt man das bei der zweiten Ernte gemähte Gras Grumt und nicht auch Heu, es ist doch ebenfalls gehauenes Gras?

Es besteht in der Güte der beiden doch ein Unterschied und zwar steht das Grumt dem Heu nach. Grumt ist ein archaistisches Wort, es ist ein altes deutsches participium perfecti: gerumet. Dies „gerumet" ist unser neuhochdeutsches „geräumt." Eine Wiese wird also nach der Heuernte später (im August) nur noch einmal von dem nachgewachsenen Grase geräumt, nicht noch einmal gehauen.

X. Y. Z. B., Adelaide. Den deutschen Gruß aus der Ferne erwidern wir herzlich. Für das Gedicht haben wir leider keine Verwendung

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.





2. Zweisilbige Scharade.

Meine Erste muß wohl sein,
Darum setzte Gott sie ein.
Fürsten, Priester, Blusenmann
Rüttelten umsonst daran.

Was gemauert, was gezimmert,
Ohne sie wird es zertrümmert,
Und es geht aus Rand und Band
Sicherlich die stärkste Wand.

Ob die Zweite in dem Raum
Auch oft zu bemerken kaum,
Hat sie doch die Vaterschaft
Alles Raumes, aller Kraft.

Und ob man darüber höhnt,
Endlos die Debatten dehnt:
Alledem ein Ende setzt
Meine Zweite doch zuletzt.

Darum wollt ihr selbst bestehn,
Müßt ihr weislich darauf sehn,
Daß das Ganze wahr und klar
Eures Gottes Wille war.

Ist das Ganze hohl und leer,
Dient es nicht zu Wehr und Ehr' —
Gleich dem babylonschen Turm
Bläst es um des Schicksals Sturm!

Pf. J.

3. Arithmetische Aufgabe.

Ich sah in einem Schaufenster eine Anzahl Thermometer nebeneinander hängen, einige Réaumur, einige Celsius und einige Fahrenheit, zusammen 12 Stück. Als ich die Grade, welche die 12 Thermometer zeigten, addierte, erhielt ich als Summe die Zahl 468.

Wieviel Réaumur, wieviel Celsius, wieviel Fahrenheit waren darunter und wieviel Grad zeigte jede der drei Sorten? (Ganze Zahlen.)

4. Rätsel.

Zum Dienste bestimmt, dient treu es dem Herrn;
Vertauscht man den Kopf, so betrügt es uns gern.

5. Königszug.

				haus	was				
			hei	ist	ters	emil			
		mat	da	die	rit	wie	von		
	haus	ters	ist's	nes	gen	dicht	dein	fang	
	ge	baut	die	bei	lieb	ge	mut	ter	
		schol	ist's	drauf	die	die	mat		
			le	je	ne	hei			
				ner	fer				
			ort	hei	die	ter			
		ge	wo	mat	da	wei	ge		
	stimm	du	gleich	nur	fin	liebt	in	heiß	
son	die	te	wo's	den	wirst	du	mat	auch	ob
ne	das	her	zen			die	hei	sie	ist's
der	licht	die	gibt			ist's	nicht	sieht	dern
welt	zu	hei	mat	ist	wo	nim	mer	gern	wan
ge	erst	nein	das	ist	sie	man	ne	un	nen
schaut	o	nein	o			ger	dich	e	schei

6. Rätsel.

Laut spricht mich als Gebet die Gemeinde der römischen Kirche,
Wenn ihr die Laute versetzt, bin ich ein südliches Land.

7. Dominoaufgabe.

A, B, C, D, E nehmen je fünf Steine auf. Drei Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:

B hat auf seinen Steinen 31, C 36, D 28, E 38 Augen. A setzt aus, B setzt an, C setzt an, D setzt an, E paßt, A setzt an, B paßt, C setzt an, D und E passen, A sperrt die Partie mit Blank — Eins an Eins.

Die Summe der Augen auf den sieben gesetzten Steinen beträgt 22.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine sind gesetzt?

8. Quadrat-Zahlenrätsel.

17	1	7	1	**11**	14	6	5	12
16	10	6	9	**6**	16	16	5	12
13	2	14	3	**7**	1	11	1	14
2	8	11	6	**3**	15	10	5	12
11	**6**	**7**	**3**	**11**	**10**	**1**	**5**	**12**
12	11	1	16	**10**	2	8	5	12
1	9	6	7	**1**	9	1	15	10
12	2	17	17	**5**	15	4	1	14
18	1	14	5	**12**	2	9	1	7

Die Zahlen sind so durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, daß die senkrechte wie die wagerechte Mittelreihe einen Gehilfen Pauli nennt, während die anderen acht wagerechten Reihen, in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen christlichen Märtyrer, 2. einen biblischen Ort, 3. eine jüdische Sekte, 4. einen aus dem Buche „Ruth" bekannten Namen, 5. den Namen mehrerer Könige Syriens, 6. ein physikalisches Instrument, 7. einen der zwölf Apostel, 8. einen Gegner Pauli in Ephesus.

9. Zweisilbige Scharade.

Manchen müden Wandersmann
Treibt die Erste gleich dem Stabe
Eines Vogts zur Eile an;
Manchen Reiter, daß zum Trabe
Er sein Rößlein spornet dann.

Meine Zweite, manches Rad
Treibt sie an zu raschem Schwunge;
Sät in Eile Todessaat,
Schont nicht Alte, schont nicht Junge,
Kürzt des Erdenlebens Pfad.

Und mein Ganzes? Über Nacht
Stürzt es nieder, was gebauet
Recht und Zucht, höhnt und verlacht,
Die frommgläubig fest getrauet
Auf der „Lieb' und Treue" Macht.

Pf. F.

10. Bilderrätsel.



11. Dechiffrieraufgabe.

Setovesa koer ffwg gohffar Wovesa,
Rbqv rh isetbrufg hzfbafg rwf Fche;
Rwe coffg awqvg, kof thfe fwqv fwa Darfese
seihve,
Rh zhffg ff kwirse thfe rwqv ffnpfg setovesa.
Ehfqrfeg.

12. Rätsel.

Ich bin ein blau, rot Vögelein;
Ich liebe Nacht und Dämmerschein
Und werde eingefangen.
Werd' aufgespießt und aufgeknüpft,
Und doch das Herz im Busen hüpft
Dem, der mich konnt' erlangen!

Pf. F.

13. Arithmetische Aufgabe.

Auf zwei sich rechtwinklig schneidenden Linien bewegen sich zwei Kreise mit ihren Mittelpunkten dem Schnittpunkte jener Linien zu. Der eine Kreis, dessen Radius 1,1 Meter beträgt und dessen Mittelpunkt 24 Meter von dem erwähnten Schnittpunkt entfernt ist, legt in einer Minute 0,5 Meter zurück, der andere, dessen Radius 4 Meter beträgt und dessen Mittelpunkt 32,9 Meter von dem Schnittpunkte der beiden geraden Linien entfernt ist, in derselben Zeit 0,7 Meter.

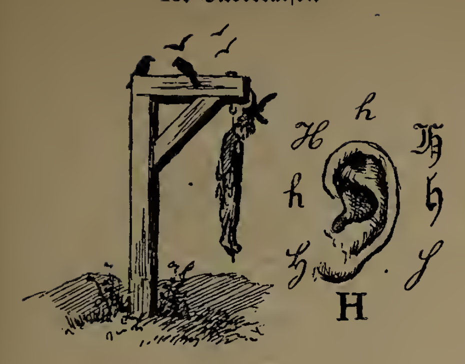
Nach wieviel Minuten berühren die beiden Kreise einander zum erstenmal von innen?

14. Rätsel.

Das ganze Reich der Wirklichkeit
Umfass' ich, wenn dein Wink gebeut,
Der meinen Kopf mir raubt.
Das ganze Reich der Möglichkeit,
Sogar auch der Unmöglichkeit
Umfass' ich, wenn dein Wink gebeut,
Der meinen Kopf mir wieder leiht,
Den du mir erst geraubt.

R. F.

15. Bilderrätsel.



16. Rätsel.

Unklar seht ihr's vor euch wie Gestalten im nächtigen Schatten,
Bis ihr mit grübelndem Sinn glücklich das Dunkel verscheucht;
Geht ihm ein Zeichen voran, so umhüllt es die Finsternis ewig,
Aber sein eigenes Kind bringt das erlösende Licht.

17. Füllrätsel.

*	d	*	*	*	e	*
*	a	*	t	*	u	*
*	*	r	*	t	*	*
*	n	*	*	*	i	*
*	*	r	*	n	*	*
*	v	*	n	*	o	*
*	r	*	*	*	a	*

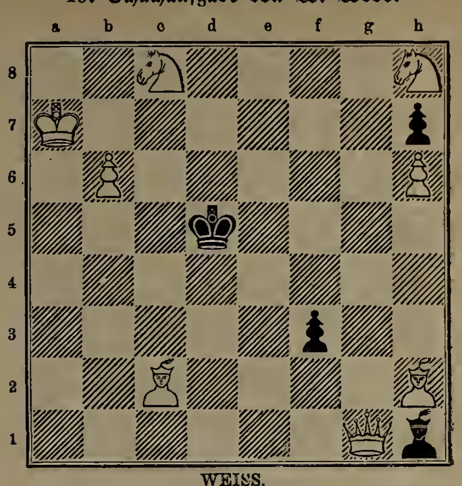
Die Sternchen sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen (in anderer Folge) bezeichnen: Einen Roman von Walter Scott, einen französischen Naturforscher der Gegenwart, eine Person aus „Romeo und Julie", ein bekanntes Thal in der Schweiz, ein Silberbergwerk in Norwegen, eine Person aus „Hamlet", ein altgriechisches Epos.

Nach richtiger Lösung nennt die erste senkrechte Reihe eine Person aus „Hamlet" und die letzte eine solche aus „Fiesco."

18. Buchstabenrätsel.

Oft macht der Barbier, der die Kunden besucht,
Mich mehr als einmal am Tage,
So daß sich gar mancher schon fühlte versucht,
Zu bedauern des Ärmsten Plage.
Kopflos er mich braucht, doch wollte er nur
Mit W mich gefälligst verbinden,
Er würde die lange alltägliche Tour
Viel besser als sonst überwinden.
Mit F aber kann er mich brauchen nicht,
Denn wollt' er sich unterstehen,
Einem Herrn zu rasieren damit das Gesicht,
So möcht' er mit K mich besehen. O. H.

19. Schachaufgabe von W. Wood.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

20. Quadrat-Zahlenrätsel.

15	15	12	**7**	13	5	4
14	6	**10**	1	**1**	6	11
5	**8**	8	15	11	**16**	6
9	8	13	6	2	11	**3**
11	**10**	10	9	1	**9**	6
6	15	**15**	6	**13**	6	16
15	13	17	**15**	13	3	6

Werden die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die senkrechten Reihen:

1. eine persische Stadt,
2. einen römischen Klassiker,
3. eine schlachtenberühmte Stadt im russischen Polen,
4. einen hebräischen Propheten,
5. ein Musikstück,
6. einen römischen Kaiser,
7. eine spanische Stadt.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen der Name eines beliebten deutschen Schriftstellers der Gegenwart.

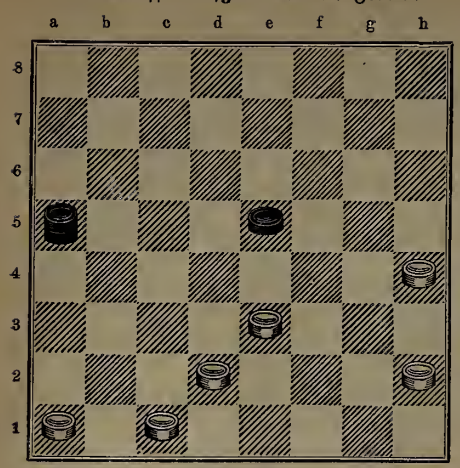
21. Rätsel.

Mancher hat's und kann's nicht nutzen;
Es verstäubt an seiner Wand,
Hat es täglich nur zu putzen
Mit der ungeschickten Hand!

Hätt' ich es, wie wollt' ich eilen
Durch die weite, weite Welt!
Hätt' ich es, dann wollt' ich weilen,
Wo's am besten mir gefällt!

Fehlt es dir an weiten Räumen
Und bist du ein reicher Mann,
Ei, dann wolle doch nicht säumen:
Bau' es nach Belieben an! Pf. F.

22. Damespielaufgabe von A. Florin.



Weiß zieht und gewinnt.

23. Buchstabenrätsel.

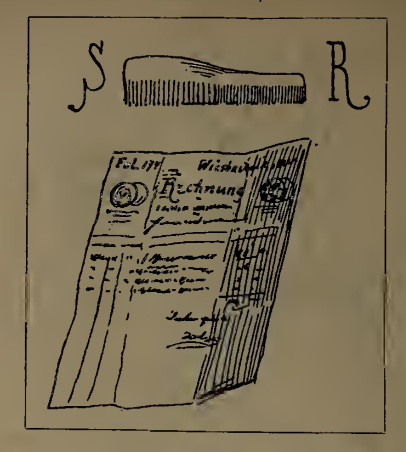
a a a a a a a a a
a a a b b c d e e
e e e e e e e e e
g g g h h i i i i
i i l l l l l l l
l l m m m m n n n
n n n o o p p r r
r r r r s s t t t
u u u u u v v v z

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so entstehen 18 Wörter zu je fünf Stellen. In jeder Zeile stehen zwei Wörter; der Endbuchstabe des ersten ist zugleich der Anfangsbuchstabe des zweiten. Ist alles richtig gefunden, so erscheinen in den durch fetten Druck hervorgehobenen senkrechten Reihen von oben nach unten sechs Städtenamen zu je fünf Buchstaben; auch bei diesen bildet der Endbuchstabe des oberen Namens zugleich den Anfang des unteren.

Die einzelnen Wörter sind:

I. Reihe: 1. ein Nahrungsmittel, 2. ein Nebenfluß der Elbe;
II. Reihe: 3. eine amerikanische Pflanze, 4. eine der Personen in einem Drama von Schiller;
III. Reihe: 5. ein Nebenfluß der Donau, 6. eine Münze;
IV. Reihe: 7. ein römischer Kaiser, 8. ein Vogel;
V. Reihe: 9. ein Gewürz, 10. eine beliebte Blume;
VI. Reihe: 11. eine Schlingpflanze, 12. ein Bewohner eines europäischen Königreichs;
VII. Reihe: 13. eine Stadt in Brandenburg, 14. eine britische Kolonie;
VIII. Reihe: 15. eine Stadt am adriatischen Meere, 16. eine Stadt in Krain;
IX. Reihe: 17. ein weiblicher Name, 18. eine Stadt in Brandenburg.

24. Bilderrätsel.



25. Dreisilbige Scharade.

Die Erste hört ein jeder gerne;
Selbst was, entrückt in Nebelferne,
Dem Wunsche kaum erreichbar schien,
Das wird durch sie aus holdem Munde
In unvergeßlich schöner Stunde
Nach banger Sehnsucht uns verlieh'n.

Mit Lust gedenkt man auch der Zweiten
Und all der tausend Herrlichkeiten,
Mit denen sie so reich sich schmückt;
Wenn sie erscheint an frohem Tage,
Vergißt das ärmste Herz die Klage,
Von ihrem holden Reiz entzückt.

Der Dritten ist kein Sinn gegeben;
Doch wird sie hoch empor sich heben,
Wenn einen Laut Ihr beigesellt.
Mit reichen Schwestern ruht das Ganze,
Umtost von wildem Wogentanze,
Im fernen Meer der Neuen Welt.

26. Wortkette.

Beginnend mit dem Worte „Napoleon“ ist nach den folgenden Angaben eine aus acht viersilbigen Wörtern bestehende Kette zu bilden. Die Endsilbe eines jeden Wortes bildet die Anfangssilbe des folgenden. Das letzte Wort schließt mit der Silbe na die Kette.

Die einzelnen Wörter, in anderer Reihenfolge, bezeichnen:
Ein Buch des alten Testaments.
Einen See in Südamerika.
Eine der Personen in einem Drama von Lessing.
Ein Gebiet der nordamerikanischen Union.
Einen Vornamen.
Einen Komponisten.
Einen See in Nordamerika.

27. Rätsel.

Lange als Ganzes vereint, bin jetzt ich in Teile zertrümmert;
Tauscht ihr den mittelsten Laut, bin ich vom Ganzen ein Teil.

28. Füllrätsel.

A					A
S					r
S-					t
K					d
C					e
G					t

Die 24 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die dritte senkrechte Reihe einen beliebten deutschen Dichter, die vierte ein bekanntes Werk eines anderen deutschen Dichters nennt.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in 1887/88, Heft 2.

1. Rätsel. Elba — Leba — Abel — Kabel — Kamel — Karmel.

2. Damespielaufgabe.

1. b4 — c5 1. d4 — b6
2. g5 — f6 2. De5 — h8 am besten
3. c1 — b2 3. b6 — c5 oder b8 — c7
4. b2 — c3 und gewinnt.

3. Zweisilbige Scharade. Landschaft.

4. Rätsel. Sprengen.

5. Bilderrätsel. Oberes Engadin.

6. Rätsel. Sieg.

7. Schlüssel zum Königszug.

	10	11	44	13	46	47	
9	41	43	12	45	14	16	48
8	40	42	28	29	15	17	49
39	7	27			30	50	18
6	38	26			31	19	51
37	5	3	25	32	54	52	20
36	4	2	33	24	55	53	21
	35	34	1	56	23	22	

Auflösung des Königszugs.

Von dem Gewühl des Markts verwirrt,
Schleicht wohl der Mensch sich fort und irrt
Lauschend durch Wildnis, Wald und Öde.
Es graut ihm bald im einsamen Revier,
Baum spricht zu Baum, das Tier ruft nach dem Tier.
Da lüftet's Menschenohr nach Menschenrede.

Johannes Trojan.

8. Bilderrätsel. Fiskalisches Eigentum.

9. Rätsel. Verschossen.

10. Dreisilbige Scharade. Gemeinwohl.

11. Diagonal-Füllrätsel.

T	i	l	b	u	r	g
T	h	a	r	a	n	d
E	p	e	r	i	e	s
O	d	y	s	s	e	e
G	a	s	t	e	i	n
P	e	r	s	e	u	s
L	e	o	n	t	e	s

12. Rätsel. Gehalt.

13. Schachaufgabe.

1. Tb3 — b5 1. Kd4 — d5:
2. e2 — e4† 2. Beliebig.
3. D oder T ‡

A.

1. ... 1. f6 — e5:
2. Dh8 — a8 2. Beliebig.
3. e2 — e3 ‡

B.

1. ... 1. Sf7 — e5:
2. Dh8 — e8 2. Kd4 — d5:
3. De8 — d7 ‡

Andere Spielarten leicht.

14. Kreuzrätsel.

			U	R	I			
			N	E	Y			
			E	M	S			
I	N	N	S	B	R	U	C	K
R	E	M	B	R	A	N	D	T
T	R	A	F	A	L	G	A	R
			I	N	N			
			O	D	E			
			U	T	E			

15. Bilderrätsel. Geisenheimer 65er Auslese.

16. Rätsel. Urteil — Vorurteil.

17. Dreisilbige Scharade. Feuerwerk.

18. Buchstabenrätsel. Hitzig, witzig, spitzig.

19. Dreisilbige Scharade. Kochofen — Hochofen.

20. Rätsel. Laune — Lagune.

21. Magisches Buchstabenquadrat.

A	L	T	A	I
L	i	r	i	s
T	r	o	s	t
A	i	s	n	e
I	s	t	e	r

22. Dreisilbige Scharade. Methkessel.

23. Bilderrätsel.

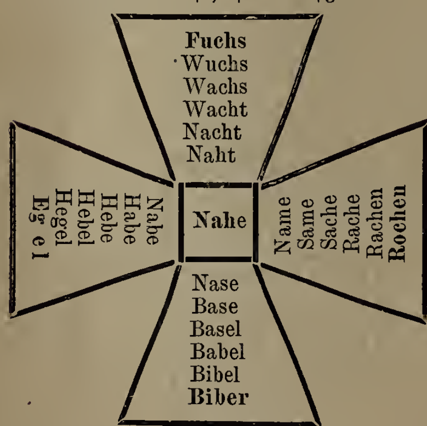
Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

24. Zweisilbige Scharade. Mollwitz.

25. Ergänzungsaufgabe.

Amethyst Alkmene Damespiel
Dromedar Emmerich Eumenes
Hermelin Kamerun Kämmerei
Mameluck Nemesis Parmesan
Psammenit Psammetich Prometheus
Sämerei Semele Schelmerei
Symmetrie Träumerei.

26. Metamorphosen-Aufgabe.



27. Rätsel. Orpheus — Morpheus.

28. Citatenrätsel.

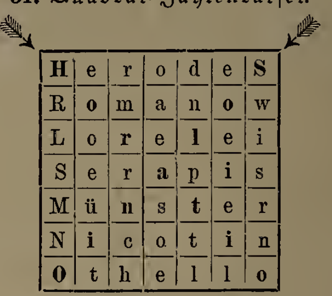
„Segen ist der Mühe Preis."
(Aus Schillers „Lied von der Glocke.")

29. Dreisilbige Scharade. Pechvogel.

30. Dominoaufgabe.

Gesetzt sind:

Im Talon liegen:



31. Quadrat-Zahlenrätsel.

H	e	r	o	d	e	S
R	o	m	a	n	o	w
L	o	r	e	l	e	i
S	e	r	a	p	i	s
M	ü	n	s	t	e	r
N	i	c	o	t	i	n
O	t	h	e	l	l	o

32. Rätsel. Nichts.

33. Diagonal-Füllrätsel.

K	r	a	k	a	U
L	e	r	c	h	e
B	e	r	l	i	n
A	n	a	n	a	s
I	n	d	i	e	n
D	n	j	e	p	r

34. Viersilbige Scharade. Marketender.

35. Geographisches Kreuzrätsel.

G	L	A	S	G	O	W
M	A	D	E	I	R	A
S	P	A	N	D	A	U
S	E	N	E	G	A	L
B	E	L	G	R	A	D
M	A	T	A	P	A	N
A	P	U	L	D	E	N

36. Dreisilbige Scharade. Trommelfell.

37. Rätsel. Orchester, Rochester.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Weihnachtsfeier auf dem Friedhofe. Gezeichnet von C. Koch.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 4, Dezember 1887.

Weihnachtsbaum auf dem Grabe.

Von Frida Schanz.

Zwei Jahr' schon fehlt er in der Kinderschar,
Der Kleine, der der Mutter Liebling war.
Voll Mut hat sie dem Schmerze Halt geboten,
Doch jetzt zur Christzeit ist sie immerdar
Mit ganzer Seele bei dem kleinen Toten.
Kaum, daß der andern Jubel sie beglückt, —
Ihr ist's, als hör' sie stets ein Stimmlein klagen,
Von fern, von fern, — verlassen und bedrückt!
So hat sie leidvoll in der Freude Tagen
Dem toten Kind den Lichterbaum geschmückt.
Und eh' die Christnacht sich herabgesenkt,
Hat sie zu seinem Grab den Schritt gelenkt,
Im kalten Schnee die heiße Stirn begraben
Und so aufs neu dem armen toten Knaben
Ihr ganzes Herz voll treuer Lieb geschenkt.
Da knarrt ein Schritt. — Ein weiches Ärmchen preßt
Sich fest um sie, in innigem Umfangen.
Ihr Mägdlein ist's, die größte aus dem Nest,
Das treue Seelchen, das sie nie verläßt.
„Herzmutter, komm; — ich bin dir nachgegangen!
Komm, es ist spät! Der ganze Himmel, schau,
Ist schon mit goldner Sternenschrift beschrieben.
Dort wohnt dein Herzlein; ewig wird's dich lieben,
Komm nun zu uns —!" Und lächelnd eilt die Frau
Von ihres Engleins Grab im Dämmerblau
Zu denen, die auf Erden ihr geblieben.

Die Engelglocke.

Eine Weihnachtsgeschichte von Zoë von Reuß.

I.

„Ist das dein letztes Wort, Gesine?"

„Mein letztes!"

„Adjus!" — Das Wort klang so heiser und schrill aus der breiten Mannesbrust heraus, als ob drinnen eine Saite zerrissen wäre, selbst ein paar schmerzliche, unartikulierte Töne als vibrierender Nachklang fehlten nicht. Dann nahm der Mann den Wachstuchhut mit dem kleinen goldnen Anker, den er bis jetzt wie ein verlegener Schulbube zwischen den Fingern gedreht hatte, und ging.

Gesine starrte einige Minuten in die Torfglut, die jetzt zur Winterszeit Tag und Nacht auf dem Steinfußboden der „großen Diele" brannte. Die flackernden Lichter spiegelten sich in dem blankgescheuerten Zinngeschirr, das auf den eichenen Simsen ringsumher zum Küchengebrauch bereit stand, und umspielten als leichte züngelnde Flammen den kupfernen Kessel, der vom Balken an eiserner Kette zum Feuer hernieder hing. Die abendliche Milchsuppe drinnen brodelte laut, lief endlich über und lockte das spinnende Kätzchen aus seiner Ecke hervor, dem Kadusch trotz seiner sonstigen grimmigen Feindschaft heute sehr versöhnlich folgte. Es war, als ob die beiden wüßten, daß die Milchsuppe heute nur für sie gekocht und angerichtet sei. Gesine wenigstens überließ ihnen das leckere Mahl und wandte sich zur Stube.

Dort trat sie auf das als Wandschrank in eine Seitenwand eingefügte eichene Bett zu, in welchem ihr siebenjähriges Töchterchen in festem Kinderschlafe lag. Es war ein schönes kleines Mädchen, dem der Schlaf die Glieder anmutig gelöst hatte. Zarter Rosenhauch ruhte auf den Zügen, eine lange blonde Flechte hing weit über das saubere, blaugewürfelte Kissen herab. Aber Antje war nur im Schlafe schön. Wenn sie die Augen geöffnet hatte, überlief den Beschauer kaltes Grausen, denn Antje Boysen war blind.

Wenn es Gesine auch nicht an Entschiedenheit fehlte, war es doch, als ob sie sich die Bestätigung ihres Entschlusses von dem schlafenden blinden Kinde holen wollte. „Wir wollen keinen Mann wieder ins Haus haben!" sagte sie, sich am Fußende des Bettes niedersetzend, „wir sind einander selbst genug — nicht wahr, mein Anning?" Dabei überdachte sie die letzten fünf Jahre ihrer Witwenzeit: es war immer besser geworden! Seit ihren Mädchenjahren hatte sie's nicht so gut gehabt als jetzt. Auf der großen Diele stand inmitten der lustig gackernden Hühner die beste Marschkuh und die ausgesuchteste Geestziege. Die Tische der Stube waren weiß und rein wie Schinkenteller, und an den Fenstern hinter den hellfarbigen Gardinen blühten Rosmarin und Götterduft. Und über dem Ganzen lagen Stille und Ruhe zum erstenmal. Zwar hatte die Ruhe etwas kirchhofartiges, aber nach den vorangegangenen Stürmen blieb sie doch wohlthätig.

Der Traum ihrer Liebe war kurz gewesen. Als sie und Jan durch die buntbeblümte Marschwiese zur kleinen Strandkirche gegangen waren, hatten sie ausgesehen wie das erste gotterschaffene Menschenpaar im Paradiesesgarten. Aber die Schlange hatte nicht gefehlt. Jan war der flinkeste, gewandteste Matrose am Bord, kein Kapitän hatte Klage über ihn geführt. Sobald er aber aus der strengen Schiffszucht herauskam, war's anders. Dann war er am ehesten in den Wirtshäusern zu finden, und dabei flogen die sauer erworbenen Markstücke als flinke Vöglein von dannen. Das war nun einmal Gewohnheit geworden, noch von der Schiffsjungenzeit her, und ward auch nach der Heirat mit Gesine Tienken nicht viel anders. Eine längere Krankheit seiner jungen Frau nach der Geburt des Kindes und die durch eine frühzeitige Augenentzündung hervorgerufene Erblindung Antjes machten ihm sein Haus bald verhaßt. Wenn er auch die ersten Tage nach seiner Ankunft der heißliebendste Gatte blieb, war er doch schnell genug wieder in den Wirtshäusern zu finden, woselbst er gern den Erzähler machte. So gingen zwei Jahre hin, ohne eigentliches friedenvolles Glück. Im dritten Jahre starb Jan ganz plötzlich in einem südamerikanischen Hafen am Fieber.

Als Gesine die Nachricht seines Todes

erhielt, wollte sie verzweifeln, denn der Tote hatte ihr ganzes Herz besessen. Doch halfen ihre starke Natur und die Notwendigkeit, sich zu fassen. Wenn sie auch Antjes wegen nicht wieder in einen Dienst gehen konnte, ging sie doch als Arbeiterin in alle guten Häuser, besonders auf die großen Marschhöfe. Verstand, Kraft und zwei geschickte Hände waren überall willkommen, besonders da die „ledigen Dirns“ ihr Glück gewöhnlich in Amerika versuchten. So besserte sich ihre Lage von Jahr zu Jahr, und mit ihrem Emporkommen kamen auch die Freier. Aber Gesine wies sie sämtlich ab; trotzdem sie mit der ganzen Kraft ihrer Natur geliebt hatte, war ihr Ehestand doch ein Wehestand gewesen. Wie würde es erst ohne Liebe sein?

Auch Gerd Johannsen erging es nicht anders. Sie waren miteinander aufgewachsen, und der blöde Gerd hatte sie schon geliebt, als ihr noch die blonde Flechte auf dem Rücken herabhing. Ans Heiraten konnte er freilich nicht denken — dafür hatte er aber ein paarmal die Welt umsegelt. Während dieser Zeit war Jan Boysen gekommen, um ihm das Nachsehen zu lassen.

Nach dem Tode Jans war er wie immer im Herbst auf Besuch in die Heimat gekommen, und jedes Wiedersehen hatte seine Liebe gesteigert. Es war auf einsamem Meere sein schönster Gedanke, daß sie dereinst die Läden schließen werde, um in Traulichkeit dicht neben ihm am Herdfeuer zu sitzen und ihn liebend zu umfangen. Mit solchen Wünschen war er vor vier Wochen gekommen, hatte mit schüchternen Worten von seiner Liebe gesprochen, und — ward abgewiesen!

„Nein, ich liebe ihn nicht — liebe keinen von allen!“ sprach sie, vom Bette aufstehend, indem sie unwillkürlich die Augen schloß, als ob er noch leibhaftig vor ihr stünde und sie in sein gutmütiges, verwettertes, bittendes Gesicht sehen müßte. Das blinde Kind dort — was würde mit ihm werden? Einer Mutter wird es nicht schwer, für ihr armes Kind zu schaffen: das hat ihr unser Herrgott schon ins Herz gegeben! Aber der Vater?... Schon den Jan machte Antjes Blindheit unmutig, und nun gar ein — Fremder?

II.

Unter den gewöhnlichen Festvorbereitungen war der heilige Abend schnell herangekommen. Auch Gesine hatte sauer geschafft und war noch nicht am Ende. Für Antje zu sorgen, blieb ihr nur kurze Zeit. Das schöne Weihnachtsfest trieb auch allemal den Stachel noch tiefer in die Wunde — was sollte sie dem armen Kinde schenken? Dem armen Kinde, das keinen Lichterglanz sah?... Dennoch hatte die kluge, frühentwickelte Antje eine Menge Wünsche, ein Geschichtenbuch mit so schönen Märchen, wie die alte Röhrsen erzählte, aus dem die Mutter abends vorlesen konnte, Äpfel, Nüsse und sogar eine kleine Violine.

„Warum bringt uns doch Gerd Johannsen nicht den sprechenden Vogel, den er uns mitgebracht hat? Er spricht ‚Gesine‘ und wird auch bald ‚Antje‘ rufen, wie Gerd gesagt hat. Ich wollte ihn gestern fragen, als er an der Hausthür vorüberging. O, ich hörte seinen Schritt schon von droben — es klingt anders als bei anderen Leuten...“

„Er geht wie alle Seeleute — ein wenig schwankend.“

„Ich faßte auch schon an die Wand, um ihm entgegen zu gehen, aber er ging vorüber und sprach mich nicht an. Dafür hörte ich ein paar böse Worte aus seinem Munde — es muß ihm jemand etwas zuleide gethan haben, Mutter.“

„Zuleide? ... Ich glaube nicht!“

„Er ist gut, Oheim Gerd!“

„Das ist er!“

„Ich werde traurig sein, wenn er fort ist. Du auch, Mutter?“

„Nein, ich habe viel Arbeit!“

„Darf ich morgen mit dir zur Kirche gehen?“

„Nein, Antje! Es kommt starkes Tauwetter, schon ist's draußen zu spüren. Da wird der Weg für deine kleinen Füße zu schlecht sein. Aber du hörst die Glocke gehen, heute und morgen.“

„Ach, die Glocke — ich wünschte, sie ginge alle Tage und den ganzen Tag. Wann fangen sie an zu läuten?“

„Wenn es dunkel geworden ist!“

„Was ist ‚dunkel‘, Mutter? Ich weiß es nicht!“

„‚Dunkel?‘“ — Es ist so, wie — es immer um dich ist, meine Antje!“

„Um mich ist's immer herrlich, besonders wenn die Glocke geht. Gibt es viele Glocken in der Welt? Welche läutet am schönsten und welche zuerst?“ forschte Antje wißbegierig.

„Ja, es gibt viele Glocken, große und kleine. Welche aber zuerst läutet, weiß ich nicht, denn die erste Weihnachtsglocke läutet allemal ein Engel. Das geschieht, wenn am Himmel der erste Stern angezündet ist. Dann sendet der liebe Gott einen Engel auf die Erde hernieder, um das schöne Weihnachtsfest einzuläuten. Bald ist's eine große Glocke, wie in der Stadt, bald eine kleinere, wie hier, aber schön, wunderschön klingt's allemal! Die erste Glocke sagt's der zweiten, und so geht's durchs ganze Land. Die Engelglocke aber ist ausersehen, fürs ganze Jahr nur zu läuten, wenn sich die Menschen freuen. Sie läutet zur Kirche, zur Hochzeit und Kindtaufe. Aber keinen Sturm und kein Trauergeläut verkündet ihr Ton: das müssen die anderen Glocken besorgen!"

„Das ist ein schönes Märchen, Mutter!"

„Es ist kein Märchen, es ist Wahrheit, Antje. Nun muß ich aber noch einmal hinweg, Lütje, auf dem Marschhofe in Weddewarden sind die Festkuchen noch im Ofen. Vielleicht begegne ich auch dem Christuskinde, ich werde ihm sagen, daß es meiner Antje auch etwas bringen soll. Dein Süppchen steht auf dem Tische. Die Thür klinke ich nur ein. Komm, Kadusch, und halte Wache!"

Damit war Gesine hurtig hinaus. Kadusch legte sich zu Füßen des blinden Kindes, während die weißbunte Mieze auf seinen Schoß sprang. Antje beschäftigte sich in ihren Gedanken noch immer mit den Engelglocken, bis sie hungrig ward. Dann trat sie fest und sicher an den Tisch, wo das Mittagsmahl bereit stand. Sie stieß nicht an und fiel auch nicht, denn in der Stube stand alles fest und aufgeräumt, wie gewachsen, und draußen auf der großen Diele hatte die Mutter starke Fäden gezogen, an denen sich die Kleine fortleitete. Als die Mieze eben das Tellerchen mit der Zunge rein wusch, öffnete sich die Thüre. Es waren drei Kinder der Nachbarin, welche ihr Herdfeuer und ihre Tüften mit Antje teilte, wenn Gesine auf Arbeit gegangen war.

„Komm mit — in die Watten hinaus, wir wollen schippern gehen!" sagte die elfjährige Greta. „Die Mutter heißt uns draußen bleiben, bis es dunkel geworden ist, damit das Christkind heimlich in unser Haus kommen kann. Dich aber wollen wir wieder im Schlitten fahren, Antje — wie neulich. War's schön?"

„Ja, Greta!"

„Henrik hält schon draußen mit seinem Stahlschlitten, den ihm das Christkind auch einmal gebracht hat — komm, Antje!"

Die blinde Kleine war schon aufgestanden und hatte sich ihr warmes Mäntelchen von der älteren Spielkameradin um die Schultern legen lassen. Es war so einsam ohne die Mutter zu Hause, Kadusch mochte allein das Haus hüten.

Draußen stand Bruder Henrik und wartete schon ungeduldig, bis die Schwester mit Antje zurückkam. Die Kinder setzten die blinde Kleine sorglich in den Schlitten, auch schlug ihr Greta mütterlich noch eine Decke um die Kniee. Dann ging's spornstreichs auf dem nächsten Wege den zehn Minuten entfernten Watten — den seichtern Stellen der Nordseeküste — zu.

Dort pflegen sich bei eingetretenem Tauwetter die mächtigen Eisschollen gewöhnlich zu stauen, und dann gibt's weit und breit keinen besseren Ort für winterliche Lustbarkeit als beim Leuchtturm in den Watten. Landwärts grüßen die beiden hellen Fenster der strohgedeckten sauberen Giebelhäuser unter tief herabhängender Schneehaube herüber, beinahe wie zwei freundliche Augen eines Menschenantlitzes, und drüben breitet sich das Meer mit seinen weißen, schaumgekrönten Wogen in voller Unendlichkeit aus. Während die Erwachsenen die letzten Festvorbereitungen machten, tummelte sich die Jugend auf dem Eise: dabei verging die Zeit am ehesten.

Auch Antjes Schlitten war mitten im Bienenschwarm zu bemerken, bald lenkte ihn der eine, bald der andere ihrer Spielkameraden. Da — plötzlich — ein dumpfes Getöse, ein Krach, und dazu der erste Warnungsruf vom Ufer her, wo verschiedene Erwachsene standen, die das ganze Bild vor Augen hatten. „Rettet euch — die Schollen treiben — schnell!" klang es jetzt auch schon vielstimmig durcheinander. Wirklich war mit einem Male Bewegung in die starren Massen gekommen, und zwar zuerst in diejenigen, die seewärts vorgelagert waren. Ein paar Augenblicke, und die äußeren Schollen waren leer von Kindern — nur die kleine blinde, abhängige Gespielin war vergessen worden! In ihrem Handschlitten trieb sie auf einer abgelösten Scholle dem Meere zu ....

„Das Kind ist verloren! Wer ist es?" klang es am Ufer.

„Nur die blinde Antje, Gesines-Kind!"

„Gut, daß sie es ist — und kein anderes!"

In diesem Augenblicke ward der angesammelte Menschenknäuel durchbrochen, mit Männerkraft drängte sich ein Weib hervor. Nach Hause zurückgekehrt, hatte Gesine die Kleine vermißt und von der Nachbarin vernommen, daß sie nach den Watten gegangen sei. In heimlicher Angst war sie nachgeeilt.

„Antje, mein Kind!" rief sie entsetzt und streckte wild die Hände in die Luft. „Wer rettet es?"

Niemand antwortete. Endlich sagt eine Stimme: „Laß, Gesine — es ist unmöglich. Die Last sollte dir abgenommen werden!"

„Last? — Ich will es retten oder sterben!" schrie sie verzweifelnd und rannte zu der Stelle, woselbst beim Leuchtturm die Boote angekettet lagen.

„Zurück! — Wahnsinniges Weib!" — donnerte ihr hier ein Mann entgegen.

Mit großen wirren Augen blickte sie in Gerds Antlitz, der soeben ein Taschenfernrohr, mit dem er in die Weite geschaut hatte, in das blauwollene Wams steckte. Da er die treibende Scholle als winziges Pünktchen am Horizont entdeckte, ging er ein Boot zu lösen und warf ein Bündel Rettungstaue hinein.

„Gerd — du wolltest?" rief Gesine entzückt.

„Warum nicht? Der Tod ist wohlfeil heute abend, scheint mir, hätte nicht geglaubt, daß er mir sobald in den Weg liefe! Viel Glück für — unsereinen ...."

Gesine schien zur Besinnung zu kommen und erschrak vor dem Gedanken, ihn der Gefahr auszusetzen, die er suchte — um sie!... „Bleib, Gerd, ich bitte dich," sagte sie resigniert, „wenn es Gottes Wille ist, daß ich sie verlieren soll ..." Die Stimme erstarb, das starke Weib schwankte und drohte zu fallen.

„Geh nach Hause — ich bringe dir die Antje," sagte Gerd tröstend. „Der Tod ist überall — ich brauche ihn an dieser Stelle nicht zu suchen! Erst magst du die Blinde wieder am Herdfeuer sehen..." Damit stand er im Boot und lenkte sogleich mit sicherer Hand zwischen den Eisschollen hindurch ins Meer hinaus.

Gesine starrte dem Fahrzeug nach und gewann unwillkürlich Vertrauen. Gerd beherrschte Wind und Wellen wie kein anderer. Dazu blieb es noch eine volle Stunde Tag, und war windstill geworden. Vielleicht schenkte ihr Gott doch noch ein frohes Weihnachtsfest nach überstandener Gefahr, ihr, Antje und ... Sie dachte absichtlich nicht weiter und eilte nach Hause, um für ein warmes Abendbrot zu sorgen.

Mit erzwungener Fassung schaffte sie daheim eine halbe Stunde, indem sie alles zur Rückkehr der beiden vorbereitete. Dann trat sie hinaus, um zum Strande zu eilen. Aber — o Schrecken! Anstatt des Tauwindes, der am Tage geweht, war mit Sonnenuntergang dichter Nebel gekommen, der die Straße und jeden Gegenstand in tiefe graue Schleier hüllte. Wie mußte es erst auf See sein? Sie war am Strande aufgewachsen und wußte, daß Nebel der gefährlichste Feind der Schiffer ist. Und heute war er „zum Schneiden". Nur mühsam fand sie durch das feuchte graue Luftmeer den Weg zu den Watten hinab, von dort blickte sie zum Leuchtturm auf. Im Nebel verschwimmend stahl sich das blendende Licht trotz seiner Spiegel nur schwach übers Meer und war jedenfalls allein in mäßiger Entfernung wahrzunehmen. Atemlos lauschte sie in die Totenstille hinaus, kein Ruderschlag traf ihr Ohr. Und doch konnte, mußte Gerd mit der Blinden nun zurück sein, wenn, wenn .... Barmherziger Gott, war die See ihr Grab geworden?

Es gibt Augenblicke, in welchen sich der Inhalt eines ganzen Lebens zusammendrängt. So geschah es Gesine. Sie sah Gerd, wie er am Strande mit ihr gespielt, als rotbackiger breitschultriger Bursche ihr treuer stiller Liebhaber, als Mann allezeit ihr Freund gewesen war — bis zu der Stunde, wo sie ihn abgewiesen hatte. Es war niemals ein Funke der leuchtenden, sengenden Liebesflamme in ihr gewesen, die sie mit Jan verbunden hatte. Aber die Wärme seines Herzens hatte sie allezeit wohlthätig angestrahlt, und nun war dies Herz vielleicht schon erkaltet — für sie! Wunderbar, sie hatte Gerd abgewiesen zumeist aus Liebe für die blinde Antje, und nun, wo sie beide zu verlieren fürchten mußte, dachte sie mehr an ihn, als an ihr Kind. Daß sie thatlos zusehen mußte, verstärkte die Qual ihrer starken Natur. Da — wie von Gott eingegeben — kam ihr ein Gedanke! Eine halbe Stunde nordwärts lag die Strandkirche, die den beiden Gemeinden Wedde-

warden und Imsum gemeinsam zugehörte. Es war eine stattliche Dorfkirche, mit hohem Turm und einer Glocke von starkem reinen Klang. Der Glockenton konnte die Nacht durchbrechen und — zum Lichte werden!

III.

Antje im kleinen Schlitten ahnte nichts von der Größe der Gefahr, die sie umgab. Sie empfand schnell, daß sie allein gelassen sei, und rief ungeduldig die Genossen herbei. Dann weinte und schrie sie laut und versuchte aufzustehen. Aber ihr erster Schritt auf dem Eise war ein Ausgleiten, und zwang sie, sich zurückzutasten. Notgedrungen kauerte sie sich wieder im Schlitten nieder: so ward ihre Abhängigkeit ein Mittel zu ihrer Rettung. Von Luft und Weinen ermüdet, schlief sie endlich ein. Als sie erwachte, hörte sie Gerds Stimme über sich. Er sagte ihr, daß er gekommen sei, um sie zu ihrer Mutter zu bringen.

Die Rettung des Kindes war nicht ohne große Gefahr gewesen, und allein seine seemännische Tüchtigkeit und jahrelange Erfahrung hatten sie ermöglicht. Glücklicherweise waren Windstille und ausreichende Tageshelle seine Verbündeten; eine Viertelstunde später hätte er das Unternehmen unterlassen oder blindlings in den Tod gehen müssen. Die den Watten seewärts vorgelagerten Eisschollen waren sämtlich der Strömung gefolgt und fanden sich treibend wieder zusammen. Zischend und wirbelziehend mußte sie sein Smaken — wie die mit geringerem Tiefgang versehenen Wattenfahrer genannt werden — durchschneiden, um sich dem Ufer zuzuwenden. Dann senkten sich, wie ein zweites, feuchtes Meer, mit Eintritt der Dämmerung graue Nebelmassen von oben herab. Es war jedenfalls wieder eine kalte Luftschicht in Aussicht, die den in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdampf verdichtete. Um die Kleine vor Nässe zu schützen, zog er sein blauwollenes Seemannswams ab, und wickelte Antje fest ein. Das Kind saß indessen ganz wohlgemut auf der Bank und plauderte unabläßig.

„Warum hast du uns den sprechenden Vogel nicht gebracht, Oheim Gerd," frug sie mit kindlicher Begehrlichkeit, um sich die gute Gelegenheit zur Mahnung nicht entgehen zu lassen.

Die Erinnerung an den Papagei, den er aus Westindien für Gesine eigens mitgebracht, und den er schon auf dem Schiffe ihren weichen Namen aussprechen gelehrt hatte, verschärfte stark die leidenschaftliche erbitterte Stimmung, in welcher er sich seit den letzten drei Tagen befand.

„Der Vogel soll sterben!" knirschte er in verhaltener Wut zwischen den Zähnen hervor.

„O, nein! nein!" rief Antje erschreckt. „Wie bist du nur jetzt so böse geworden, Oheim Gerd. Wer hat dir nur etwas zuleide gethan?" Und um ihn zu erheitern, hieß sie ihr zärtliches Herzchen vom Christabend sprechen: das mußte ihn doch erfreuen! „Jetzt wird die Mutter die Rosinenwecken aus dem Backofen holen und in unsere Kammer stellen, und im ganzen Hause wird es danach duften. Zum Thee gibt's heute abend Störfleisch und Mettwurst. Auch einen Eierkuchen wird die Mutter backen, als Zuckerfleisch. Dann kommen Grete und Henrik und Mary herüber, und wir singen alle schöne Weihnachtslieder. O, ich weiß davon sehr viele . . . Und dann knacken wir Nüsse!"

Gerd antwortete nicht. Sein Gesicht ward immer finsterer, denn die Worte des Kindes trafen sein verbittertes Herz wie scharfe Nadelstiche. So klein die Wunde: ein Tröpfchen rotes, warmes Herzblut spritzte doch daraus hervor. Noch sah er sie vor sich stehen, wie sie ihn abgewiesen hatte. Die schwere Flechte, die ihr ehemals den Rücken herabgehangen, war hoch aufgetürmt gewesen auf dem Kopfe, wie eine Schönheitskrone. Sein dreißigjähriges Herz war noch ganz, kein Stückchen fehlte daran: darum konnte er ihr Bild nicht vergessen, trotzdem sie sein Mannesherz verschmäht hatte. Dazu begann er zu fürchten, daß er sein Wort nicht einlösen könnte. Der Nebel war noch dichter geworden, in der Dunkelheit konnte das Boot jeden Augenblick an eine Eisscholle antreiben und kentern. Er selbst hatte dem Tode oft ins Auge geschaut, und jetzt schreckte er ihn am wenigsten. Aber die Kleine? Sollten sie wirklich ein gemeinsames Grab hier finden? In der Bitterkeit seiner Seele frug er grausam:

„Wenn wir nun hier sterben müssen, Antje?"

„Sterben?" meinte sie erschreckt. Wenn sie auch vom Tode wenig mehr wußte, als

von Licht und Dunkelheit, war sie doch überzeugt, daß das Sterben etwas sehr Schlimmes sein müsse. Weinten und klagten die Leute doch allemal ganz laut, wenn wieder jemand gestorben war. Aber ihr glückliches weihnachtsfrohes Kindesherz wies heute alle traurigen Gedanken energisch ab. Die lebhafte Phantasie war daheim bei der Mutter, und zu stark und ungeduldig mit den lange versprochenen Lustbarkeiten des Weihnachtsabends beschäftigt. Weihnachten konnte man unmöglich sterben! Darum sagte sie nur:

„Sind die Sterne schon am Himmel, Oheim Gerd?“

„Nein!“ antwortete Gerd schroff.

„Es ist gewiß nun Zeit, daß der Engel den ersten Stern anzündet!“ ließ sich Antje nicht abschrecken.

„Die Sterne kommen heute abend nicht!“

„Nicht? Du irrst, Oheim Gerd!“ Plötzlich lauschte sie gespannt nach der Landseite hinüber und setzte glücklich hinzu: „Hörst du nichts, guter Oheim? O, ich höre sie schon, die — Glocke!“

Gerd, der das haarscharfe Gehör der Blinden kannte, horchte mit äußerster Spannung. Ein Ton, der ihm die Richtung angab, hätte beide retten können. Aber er vernahm nichts!

„Dort,“ sagte Antje und zeigte mit der Kinderhand genau und scharf nach Nordost, „dort geht sie, die Glocke, die erste! Und nun ist auch der Stern da — nicht wahr?“

Unwillkürlich starrte Gerd forschend in das Nebelmeer hinaus. War's Täuschung? Es schien ihm plötzlich wirklich ein schwaches Licht im Nebel zu schwimmen. Ein Stern war es schwerlich, vielmehr ein wirkliches Licht. Der Leuchtturm konnte es aber auch nicht sein. Es schien aus weit geringerer Höhe zu kommen, und trug auch wohl kaum die Farbe des zum Signal gebrauchten Magnesiumlichtes. Überdem hatte er den Kurs des Fahrzeugs noch bei scheidender Tageshelle mehr nördlich gerichtet, um den beim Leuchtturm losgelösten Eismassen der Watten nicht zu begegnen, und mußte darum an einer anderen Stelle landen. Um Antje zu erfreuen, sagte er indessen: „Ja, Kleine, — ich sehe den ersten Stern!“

„Ich wußte ja, daß er kommen würde!“ triumphierte das Kind. „Und dort geht die Engelglocke — o, wie schön! Hörst du sie, Oheim Gerd?“

„Die — Engelglocke?“

„Freilich! Kennst du sie nicht?“

„Nein!“

„Nun sterben wir auch nicht! Fürchte dich nicht mehr, guter Oheim Gerd! Auch die alte Röhrsen, die so schöne Geschichten weiß, wird nun ganz gewiß nicht sterben. Denn die Engelglocke geht nur, wenn sich die Leute freuen!“ — Dabei erzählte die Blinde fast wortgetreu, was sie am Morgen von Gesine vernommen hatte. Es war ihr lebhaftes Bedürfnis auszusprechen, was ihre Phantasie fortgesetzt beschäftigte. Gerd hatte eine Empfindung, als ob er in der Kirche sei, und ob daselbst die Engel redeten. Dazu glaubte er jetzt selbst Glockentöne zu vernehmen, von dorther, wo im grauen Nebelmeere der schwache Lichtschein schimmerte. Es mußte halbwegs zwischen Weddewarden und Imsum sein, ungefähr an der Stelle, wo die Strandkirche stand. Aber wenn der Glockenton auch nicht das eigene Ohr getroffen hätte, würde er den Kurs des Fahrzeugs dennoch genau nach der angegebenen Richtung gelenkt haben. Denn es war dem erfahrenen, heimatlosen Manne, als ob der kleine, blinde Lotse dort auf der Bank niemals irren und ihm nur den Weg zu Glück, Liebe und Heimat zeigen könne!

* * *

„Also mein Licht hast du wirklich bemerkt, Gerd?“ frug Gesine, als die drei zwei Stunden später bei geschlossenen Läden warm und trocken am Herdfeuer saßen. „Ich nahm nämlich die helle Laterne des jungen Küsters, der mir läuten half, und hing sie von außen an den Turm!“

„Es war kein Licht — es war ein Stern, Gesine!“ sagte Gerd, der noch immer traumbefangen schien. „Die Lütje dort hat immer recht! Hat er mich mit der Engelglocke nicht geradwegs in den Himmel hineingeführt? Wer feiert so herrliche Weihnachten, als wir?“

Andern Tags ging das Paar strahlend glücklich durch die lachenden und schwatzenden Nachbarn hindurch zur Strandkirche. Die Blinde, die zu Hause geblieben war, saß, die Mieze im Schoße, warm und weich im ledergepolsterten Lehnstuhl am Fenster und hörte dem Geläut der Weihnachtsglocke zu. Es klang wunderschön, aber so schön wie die Engelsglocke gestern abend draußen auf dem Meere klang es doch nicht!

Der verlorene Ehering.

Eine Weihnachtserzählung von Ludwig Soyaux.

Linde schmeichelten die weichen
Ahnungsvollen Frühlingslüfte
In den ersten milden Tagen
Des April, der schon im Garten
Über Bäume und Gebüsche
Jenen schleierfeinen Hauch
Grünen Golds geworfen hatte,
Der des Lenzes Sieg verheißt.
In den kätzchenschweren Zweigen
Sang bereits die frühe Drossel
Einsam in den Abendlüften,
Ihre schwarze Silhouette
Vor dem rosig überhauchten
Horizonte kräftig zeichnend,
Hoffnungsholde Frühlingslieder,
So vernehmbar, so bezwingend,
Daß die junge Frau, die eben
Sinnend durch den Garten schritt,
Ihre weißen Hände faltend
Voller Andacht still empor
Zu dem schwarzen Vogel schaute,
Innehielt und lauschend weilte.
Über ihres Hauses Giebel,
Der aus abenddunklen Bäumen
Traulich in den Garten lugte,
Schwamm im wolkenlosen Äther
Silberklar des Mondes Sichel,
Und vom Rasen, aus den Beeten,
Die des Gärtners Spaten heute
Frisch gepflügt, stieg herber Erdduft,
Der wie kaum ein andres Zeichen
Lenzverkündender Gewalten
Mit Entzücken uns durchschauert.
Eilig hob der traute Vogel
Bald darauf sich von den Ästen,
Schwirrte weiter und begann
In des Nachbargartens Büschen
Seinen süßen Sang aufs neue.
Langsam schritt im Dämmerschatten
Durch die Gänge ihres Gartens
Hin und her die junge Frau,
Bis vor einem braunen Beete,
Wo in frisch gegrabner Erde
Noch des Gärtners Spaten steckte,
Träumerisch sie innehielt.
Rüstig griff sie nach dem Werkzeug,
Zog es aus der dunklen Erde,
Setzte auf die blanke Scheide,
Welche hell im Mondlicht blitzte,
Flink ihr Füßchen und begann
Wie ein Kind im Scherz zu graben.
Manchmal beugte sie sich nieder,
Die gelösten frischen Schollen
Durch die Finger gleiten lassend,
In Gedanken tief versenkt.

* * *

Unser Frauchen war die Gattin
Eines jungen Offiziers,
Der hier draußen vor dem Thore
Mitten in den grünen Gärten
Sich ein Haus erworben hatte,
Das sein Eheglück umschloß.
Eben sollte er vom Dienste
Oder aus dem Weinhaus kommen,
Wo die Kameraden ihren
Stammtisch jeden Abend hatten.
Horch, schon jetzt klang's durch den Garten:
„Anna! Anna!“ und die Frau
Stieß den Spaten in die Erde
Und lief eilig durch die Gänge.
An der Gartenthür des Hauses
Trat ihr schon ihr Mann entgegen,
Und mit herzlichem „Grüß Gott!“
Und mit einem kräft'gen Kusse
Schloß er sie in seine Arme.
In dem warmdurchhauchten Zimmer,
Voller Hyazinthendüfte,
Stand gedeckt der Abendtheetisch,
Und nach einer kleinen Weile
Saß das junge Ehepaar,
Er in seiner kurzen grauen,
Grünverbrämten Jägerjoppe,
Wohlgemut zum Schmause nieder.

Plötzlich rief er leicht erschrocken:
„Weibchen, laß die Rechte sehen!
Schau, dir fehlt der goldne Trauring!“
Über das Gesicht der Frau
Ging ein flammendes Erröten.
„Herr, mein Gott, wo ist er blieben!?
Ach, mein Ring, mein teures Ringlein,
Eh' du kamst, hab' ich ein wenig
In der frischen Gartenerde
Spielend mit der Hand gewühlt,
Und ihn, ohne daß ich's merkte,
Abgestreift! Ach, Maximilian,
Wenn ich ihn nicht wiederfände!!“
Eilig lief sie in die Küche,
Während er die kalte Schnepfe,
Die er tags zuvor geschossen,
Kalten Blutes still verzehrte.
„Kliefoth!“ — also hieß der Bursche —
„Kliefoth, Minna und Auguste!“
Rief sie angstvoll in der Küche;
„Kommt mit mir hinaus zum Garten!“
Und mit Lichtern hell bewehrt,
Zog die kleine Karawane,
Kliefoth in dem Drillichanzug,
Und mit seinen Sporen klirrend,
Heimlich mit Augusten schäkernd,
In den dunklen, stillen Garten.
Hier begann man nun zu suchen,
Grub und wühlte mit dem Spaten
Und beleuchtete die Erde,
Wie zur Nacht die Schatzesgräber.
Ja, gewiß, es war ein Schatz,
Den man hier zu finden hoffte.
Und man grub und wühlte weiter,
Während schon der kleinen Hausfrau
Hell die heißen Thränen nieder
In die falsche Erde rannen.
Nirgends blinkte aus dem Dunkel
Trostvoll ihr der Reif entgegen;
Bang und bänger ward ihr Herz,
Denn der Ring fand sich nicht wieder,
Und er war und blieb verschwunden.
Ganz untröstlich ging Frau Anna
Nach geraumer Zeit zur Ruhe;
Schlummerlos lag sie im Bangen
In den Kissen. Schwerer Kummer
Hatte plötzlich sie erfaßt,
Denn sie war wie alle Frauen
Abergläubisch, und das Fehlen
Ihres Rings war ihr ein Zeichen
Dunkler Wolken an dem Himmel
Ihrer ungetrübten Ehe.

* * *

Maximilian war der beste,
Treuste aller Ehemänner;
Immer war in holder Sorge
Er um das geliebte Wesen
Ritterlich und zart bemüht.
Noch kein Tag war in der Ehe,
Die nun schon vier Jahre währte,
Unserm Liebespaar gekommen,
Der nicht froh gelächelt hätte.
Maximilian und Anna
Lebten wie ein Taubenpärchen
In dem weichen, warmen Neste
Draußen vor der Stadt am Thore,
Und des Lebens rauhe Stürme
Rauschten achtlos hier vorüber,
Ohne es auch nur zu streifen.
Eines aber war es dennoch,
Das das junge Weib mit Wehmut
In den Einsamkeiten füllte,
Das sogar ihr eine Thräne
Manchmal in das Auge lockte.
Das geheime Sehnen war es
Ihres liebevollen Herzens,
Das so gern geschlagen hätte
Für ein Kind, ein liebes Kindchen,
Eins nur, eins nur! Ach, den Gatten
Hätt' es namenlos beglückt,
Wenn der Storch auf seinem Firste
Einmal nur geklappert hätte!
Aber ach, die Jahre gingen,
Frühling brachte seine Störche,
Seine Schwalben, Blumen, Düfte,
Aber einen Buben nicht,
Denn, daß es ein Bube sein
Und im Lenz erscheinen müsse,
War für Anna selbstverständlich!

Das war nun der einz'ge Schatten,
Der sich über ihres Lebens
Sonne manchmal trübend legte,
Und das war's auch, was sie nächtens
Kummervoll und schlaflos machte.
Ein Verhängnis sah sie schreiten
Aus den Wolken auf sie nieder
Schon mit ahnungsvollem Blick;
Von dem ihren abgewendet
Sah sie ihres Gatten Herz
Und sich selbst so schwerbedrückt,
So beklagenswert und elend,
Wenn es sich nicht wiederfände,
Ihres Glückes Unterpfand.

* * *

Kaum war früh im Morgengrauen
Des Trompeters Ton verklungen,
Der der Batterie zum Füttern
Sein Signal lautschallend blies,
Da erhob sie sich vom Lager,
Um nun auch im Tageslicht
Nach dem Kleinod selbst zu suchen.
Jedes Fleckchen ward im Garten,
Jeder frische Maulwurfshügel
Bang durchsucht, und schließlich mußte
Kliefoth, der vieltreue Bursche,
Durch ein Sieb beinah den ganzen
Garten sieben, wirklich sieben —,
Alles, alles war vergeblich,
Und zuletzt gestand sich Anna
Unter einem Strom von Thränen,
Den der Gatte, trostvoll lächelnd,
Einzudämmen sich bemühte,
Daß der Ring verloren war.

Ach, es waren bittre Tage
Schweren, tiefen Herzenskummers,
Und die sensitive Frau
Faßte nun bei allem Glücke
Eine sanfte, stille Trauer,
Welche ihrem zarten, milden,
Mädchenhaften Angesichte
Rührend holden Ausdruck gab.

Diese Wandlung war dem Gatten,
Der sein Weibchen auf den starken
Händen durch das Leben trug,
Unbegreiflich, unbehaglich.
Frischen, heitern, flotten Sinnes,
Sah er vor sich in das Leben,
Das er ohne viele Grillen
Frohen Muts genießen wollte.
Viel zu gut, um ihr zu grollen,
Da er sie so zärtlich liebte
Und ihr feingestimmtes Wesen
Wohl verstand und es mit Zartheit
Freundlich zu umgeben wußte,
War er doch in seines Herzens
Innersten, geheimsten Falten,
Wenn auch nur ein ganz klein wenig,
Unbefriedigt und verstimmt.
Diese großen braunen Augen,
Voll von einem unbestimmten,
Unbegriffnen Weh und Leide
In dem blassen, schönen Antlitz,
Rührten ihn, und er bat herzlich
Sie nur um ein einzig Lächeln,
Während er die holden Wangen
Sanft mit seinen Händen koste.
Anna lächelte ein wenig
Und ein matter Strahl von Freude
Leuchtete aus ihren Blicken;
Sie gelobte, sich zu bessern,
War auch ein'ge Zeit ein wenig,
Wenn auch halbgezwungen heiter,
Und versank nach kurzer Zeit
Wieder in die alte Stimmung.

Seufzend sah er, daß die Teure
Dieser Schwermut schlimmen Banden
Leicht nicht zu entreißen war.

Und so kam der goldne Frühling
Und entfaltete den Zauber
Seiner wunderbaren Macht
Über alles, was da lebte,
Was da atmete und wuchs.
Selbst der Fels im nahen Walde
Schmückte sich mit Blumensternen,
Hellem Moos und blauen Glocken,
Und der irisfarbne Falter
Machte freundlich ihm Besuche;
Nur das zarte Frauenherz,

Das ja sonst für alle Wunder
Der Natur empfänglich war,
Blieb verschlossen wie im Traume.
Als sie drauf zur Sommerreise,
Zu den freundlichen Verwandten
Eingeladen, sich begaben,
Schien's, als wenn der Wolkenschleier
Sich ein wenig lüften wolle,
Aber kaum daheim im Neste,
Fiel sie wieder in den Trübsinn,
In das alte Leid zurück.
Auch der Sommer ging vorüber
Und der Winter kam mit seinen
Freuden der Geselligkeit,
Und er brachte in das stille
Haus der jungen Eheleute
Ein erfrischend Element:
Erna war's, des Leutnants junge
Reizend liebliche Kousine,
Die mit ihrem muntern Wesen,
Ihrer frischen ungesuchten
Und naiven Heiterkeit
Anna aus dem dumpfen Brüten
Frühlingsgleich erwecken sollte.
Lustig tönte nun im Hause
Herzerquickendes Gelächter,
Trällern, Singen, Musizieren,
Und ein jugendfrisches Leben
Zitterte aus sammetbraunen
Übermüt'gen Mädchenaugen
Durch das Haus, wie Sonnenschein
Durch den wintergrauen Wald,
Wenn der Lenz will Einzug halten.
Ihm, dem holden Gottgesandten
Widersteht ja nichts auf Erden;
Vor ihm weicht der grimme Nord
In die winterlichen Öden
Scheu zurück und läßt das Reich
Seinem sonnengoldnen Zepter.
Gott sei Dank! Auf dieser Erde
Gibt's noch holde Menschenkinder,
Welche Lenz im Herzen tragen,
Welche Lenz um sich verbreiten,
Welche, wo sie nur erscheinen,
Wohliges Gefühl erwecken.
Solch ein Menschenkind war Erna;
Hier auch sollte sie den Zauber,
Den ein Gott in sie gelegt,
Ganz entfalten und erproben,
Und Frau Anna das entschwundne
Gleichgewicht der Frauenseele
Treulich wiederbringen helfen.
Ach, der Plan, so schön ersonnen,
War vergeblich, denn Frau Anna
War so tief, so schwer versunken
In ihr Leid, daß sie kein Anhauch
Und kein Werben eines andern
Frohen Geists erlösen konnte.
Holder Scherz und helles Lachen
Klangen fremd ihr in die Seele,
Und der heitre Jubel Ernas
Weckte keinen Widerhall
Frischer Freude ihr im Herzen.
Maximilian aber wußte
Dem Kousinchen freudig Dank.
War's doch auch ihm selbst Bedürfnis,
Nach so langer Fastenzeit
Einmal wieder seiner Laune,
Diesem urgesunden, kräft'gen,
Unverdorbenen Geschöpfe,
Frank und frei den Zaum zu lassen.
Es entwickelte sich nun
Zwischen ihm und ihr ein froher,
Ungezwungener Verkehr
Voller lust'ger Neckereien,
Der zuweilen, also schien es,
Eine Dosis Trotz enthielt,
Welcher Anna gelten sollte,
Die so grundlos sich und ihm
Ihren goldnen Frieden trübte.

* * *

Nach des Dienstes schweren Stunden
Am Geschütz und in der Reitbahn
Sah man Max und Erna täglich
Auf dem Eis der Festungsgräben
In Gesellschaft jugendfrischer,
Lebensfroher Kameraden
Schlittschuhlaufend sich vergnügen,
Und nach den bekannten Klängen

Des Musikkorps eine flotte,
Muntre Eisquadrille tanzen.
Von den jungen Kameraden
War es nun vor allen einer,
Ein beliebter Offizier,
Heinz mit Namen, der den beiden
Sich besonders attachierte.
Reizend war es anzuschauen,
Wenn die beiden schönen Männer
Das mit allem Jugendzauber
Hold geschmückte, blonde Mädchen
Führend in die Mitte nahmen
Und, die Hände fest verschlingend,
Schlank dahin in kühnen Kurven,
Flotten Bogen und Ellipsen
Auf dem blanken Eise flogen.
Amor, der geliebte Junge,
War im Bunde wohl der vierte;
Angethan im Schwanenpelzchen,
Ließ er hell sein Kichern schallen,
Schnellte vom krystallnen Bogen
Seine schneebereiften Pfeile
In die warmen jungen Herzen,
Daß es draus wie Rosen blühte.
Abends saßen sie daheim,
Spielten, plauderten und lasen
Sich aus einem Dichter vor,
Sangen Schuberts holde Lieder,
Neckten sich und waren stets
Wie drei fröhliche Gesellen.
Anna zog sich nach der Tafel
Meist zurück, um auf dem Lager,
Unbeachtet von den andern,
Ihrem Wahn sich hinzugeben.
So geschah es eines Abends:
Heinz von Köppen war gegangen,
Um als Offizier du jour
Seine Dienstpflicht zu erfüllen,
Während Max und Erna plaudernd
Musizierend, Mosel schlürfend,
Unbekümmert um Frau Anna,
Ganz sich in sich selbst vertieften.
Eben war ein Lied verklungen
Ganz voll Lenz und Liebesjubel, —
Anna hörte jede Silbe
Ach, und jede Note tönte
Lang und qualvoll in ihr nach.
Aber zum Zerspringen voll
War ihr Herz, das grambeschwerte,
Als nun in das Schlafgemach
Gläserklang herübertönte
Und wie höchster Herzensjubel
Frühlingsgleich der Trinkspruch scholl:
„Unsre Liebe! Unsre Liebe!“ — —
Seltsam still war es danach, —
Gleich als ob ein Augenblick
Voll Verständnis und Verheißung
Ihre Lust beschwichtigt hätte.
Stille fast stand Annas Herz;
Eine Ahnung ging ihr auf,
Die sie nicht zu denken wagte.
Was sie lang gefürchtet hatte,
Was seit langen, bangen Monden,
Einem Schreckgespenste gleich,
Sie umschwebt, was das Verlieren
Ihres Rings ihr noch bestätigt
Und was sie voll Mut und Grauen
Immer von sich doch gewiesen:
Drohend stieg es vor ihr auf!

* * *

Wie nun in den weitern Wochen
Nach dem Tage der Erkenntnis,
Der vermeintlichen, das Leben
Sich in Maxens Hause zeigte?
Glatt und still, ja froh sogar,
Ruhig, eben ging es weiter,
Als ob nichts geschehen wäre.
Denn der Schmerz, den jene Nacht
In das Herz der Frau gesenkt,
Lag so tief, so still verborgen,
Daß des Lebens heitre Welle
Ungetrübt darüber floß.
Vor des bangen Herzens Thür,
Dem ein Klagen und ein Zürnen
Gern vielleicht entflossen wäre,
Stand der Stolz als ernster Hüter.
Wer des Weibes Seele kennt,
Weiß gewiß, daß sensitive,
Überzarte Frauenherzen
Bei der Ahnung eines Schmerzes

Oftmals zu erliegen scheinen,
Während dann des Wehs Erfüllung
Ihre zarten Kräfte stählt,
Daß sie stolz, mit Lächeln fast
Und mit wunderbarem Mut
Ihres Schmerzes Bürde tragen.
Anna zeigte, wenn auch ringend
Und mit Bitterkeit gepaart,
Plötzlich ein verändert Wesen;
Mehr als alles, war das Fürchten,
Ihren Gatten zu verlieren,
Angethan, sie aufzurütteln;
Denn es läßt kein Frauenherz
Sich den Hort so leicht entreißen,
Den gewaltigen der Liebe.
Ach, die Schwingungen der Seele
Sind so fein, so überraschend,
Daß der tiefste Psychologe
Manchmal wie vor Rätseln steht.

* * *

Und so kam im Festgewande
Leisen Schritts die heil'ge Nacht
In die Winterwelt gegangen.
Leise wob sie wieder jenes
Wunderkräft'ge heil'ge Band
Um der Erde Christenkinder,
Stellte sie am Himmel auf
Jenen Stern der ew'gen Liebe,
Jenes trostvoll heil'ge Zeichen,
Welches uns den Sieg verkündigt.
Auch in Maxens trautem Hause,
Das mit seinem alten Giebel
In den weißen Garten sah,
Zog sie ein, wenn auch nicht alle
Freundlich sie willkommen hießen.
Erna blieb auf Maxens Bitte
Und auf den Dispens der Eltern
Immerdar noch zum Besuche,
Und auch Heinz verschmäht' es diesmal,
Nach dem Heimatgut des Vaters,
Trotz der Bitten seiner Mutter,
Urlaubsfreudig abzureisen. —
Was sich doch für sonderbare
Eigne Dinge oft begeben!

Als vom Turm das Christgeläute
Durch die dunkle Stadt erscholl
Und die Menschen aus der Kirche,
Deren bunte Bogenfenster
Strahlend durch den Rauhreif schauten,
Heimwärts zur Bescherung zogen,
Flammten auch in Maxens Hause
Auf der schlanken Edeltanne,
Die von Heinz und Erna lieblich,
Wunderbar und reich geschmückt war,
Strahlend hell die Lichter auf,
Auf die weißgedeckte Tafel
Und die Unzahl der Geschenke
Ihren goldnen Glanz verstreuend.
Anna stand mit ihrem zarten,
Weißen, stillen Angesichte
Reglos vor den reichen Gaben,
Die nur sinnig tiefe Liebe
Opferfroh erdenken konnte.
Welche Pracht! Es war so eigen,
Unbeschreiblich ihr zu Mute!
Thränen drangen ihr ins Auge,
Und sie war so tief bewegt,
Voll unsagbarer Gefühle,
Daß sie sich nicht fassen konnte.
Manchmal raffte sie sich auf,
Um ihn von sich abzuschütteln,
Jenen unerklärten Bann,
Der sie quälend niederdrückte,
Und im Anschau'n all' der Lichter
Und der harmlos lieben Menschen
Mit den fröhlichen Gesichtern
Überkam sie wundersam
Ein beseligender Zweifel,
Und es drängte sie, als müsse
Sie in Buße und in Asche
Niederknien und um Erlösung
Und vergebungsvolle Liebe
Zu ihm fleh'n, dem Tiefgekränkten.
Aber eine Scheu, ein Ängsten
Ließ das rechte Wort nicht finden.
Plötzlich öffneten sich leise
Der Portiere schwere Falten,
Und heraus trat aus dem Dunkel
In den Strahlenkreis der Lichter

Eine liebliche Erscheinung.
Weiß vom Haupte bis zur Sohle
Floß ein schlichtes Kleid hernieder
An der herrlichen Gestalt,
Und des Haares reiche Fülle
Wallte wie ein goldner Strom,
Auf der schönen Stirn von einem
Schmalen Reifen überschimmert,
An der Lichtgestalt hernieder.
In der Hand trug die Erhab'ne
Einen Stab mit weißen Lilien,
Und an ihre Schultern schmiegte
Sich ein weißes Flügelpaar.
Erna war's als Weihnachtsengel,
Als ein himmlischer Gesandter.
Mild ergriff sie Annas Hand,
Und es klang mit holder Rührung:
„Sei gegrüßt, Geliebte du,
Gottgesandt steig' ich hernieder,
Lieb' und Frieden, Glück und Ruh'
Bringt dir meine Botschaft wieder!
Stilles Leiden war dein Teil,
Aber heute soll sich's wenden,
Aller Welt ward heute Heil,
Trost und Hoffnung aller Enden!
Wessen Herz zumeist beschwert,
Soll zumeist getröstet werden.
Treulich hält dich Liebe wert
Als ihr liebstes Gut auf Erden.
Sieh, dies treue Angesicht
Bannt dir lächelnd jeden Schatten,
Trau ihm, deinem Augenlicht,
Deinem treuen Herrn und Gatten.
Sieh, du weinst! Des Herzens Riegel
Ist gesprengt, der Schmerz verbannt.
Nimm als meiner Botschaft Siegel
Diesen Ring zum Unterpfand!"

Mit den letzten Worten reichte
Sie der tief Erschütterten
Lieblich lächelnd einen Ring.
Anna nahm ihn, jauchzend rief sie:
„Heil'ger Gott, mein Ring, mein Kleinod!
Ist es wahr? Ist es kein Traum?
Ach, mein Ring, mein trautes Ringlein!"
Jubelnd, lachend und von Thränen
Überströmt das liebe Antlitz,
Welches plötzlich eine ros'ge
Lebenswelle hold durchstrahlte,
Warf sie sich mit lautem Schluchzen
Ihrem Gatten an das Herz.
„Max, mein Max, er ist gefunden!
Er ist da, du einzig Teurer,
Du mein Lieb, mein Halt und Hort!
Ach, wie war ich doch verloren,
War in schrecklicher Umnachtung,
Mir zur Qual und dir zum Leide,
Tief und namenlos bethört!
Max, mein Max, mit welcher Milde,
Welcher wunderbaren Güte
Hast du, Liebster, mich ertragen!
Darf ich — darf ich — Heißgeliebter?
Darf ich? — Kannst du mir vergeben?"
Und sie barg das feine Haupt,
Von der höchsten Seligkeit
Unbeschreiblich überschauert,
An des Gatten treuer Brust.
„Anna!" sprach er, „liebe Anna!"
Während er den braunen Scheitel
Lind mit seinen Händen koste,
„Hast du nun den Weg gefunden
Nach so langen Irrens Qual
Zu dem alten, treuen Herzen,
Das dir sehnend offen stand?
Anna, Anna, liebe Seele?!
Ach, es waren trübe Tage,
Die du allen uns bereitet!
Bist du da! Ruh'st du am Herzen
Wieder mir in alter Liebe?
Anna, Anna, süßes Herz!" —
Stille ward es nun im Raume,
Nur die hellen Weihnachtslichter
Knisterten am Tannenbaume
Und zuweilen klang verhaltnes
Sel'ges Weinen durch das Zimmer.

* * *

Als der Freudenrausch vorüber
Und des Wiederfindens Feier
Zitternd ausgeklungen war,

Hob Frau Anna leis das Haupt
Still verklärt zum Weihnachtsbaum.
Aber da — —! Welch holdes Bild?!
Auf dem weihnachtlichen Goldgrund,
Arm in Arm ein zweites Paar!
Herz an Herz ein zweites Finden!
In dem Arm des blonden Mars
Lag der weiße Weihnachtsengel,
Hold und fassungslos erblaßt.
„Erna!" scholl's in Jubelklängen,
„Lieber, lieber Engel, du!
Also diese Freude noch
Zu der ersten unverhofften,
Wundervollen Überraschung,
Die Ihr mir erklären müßt?
Zu der lieben Himmelsbotschaft,
Die die Seele mir erweckt?!
Sagt doch, sagt, wie alles kam?
Gar zu viel sind es der Rätsel!
War ich denn so ganz bethört,
So von Finsternis umfangen,
Daß ich das nicht kommen sah?!" —
„Hoch das Brautpaar! Ich war sehend,
Lieber Schatz, ich wußt' es lange,
Eh's die beiden selber wußten!"
Rühmte Maxens frohe Stimme.
„Aber wann? Im Augenblicke?"
Sagte die entzückte Frau.
„Nein, Frau Anna," lachte Heinz,
Zärtlich seinen Schatz umfassend
Und die schöne Hand ihm küssend.
„Gestern abend ist's geschehen!"
Erna lachte: „Aus der Stadt
Kam ich ja mit tausend Päckchen,
Daß er wohl sich aus Erbarmen
Ritterlich mir zugesellte,
Mir die Hälfte abzunehmen,
Und dann durch das Gartenthor
Folgt' er mir und noch ein Stückchen,
Weil's — so viel zu tragen gab —
Nun, mein Heinz, bekenn das Weitre!"
„Weil's — so viel zu sagen gab,
So viel holdes Weihnachtliches,
Ging ich mit, und wie's nun kam,
Weiß nur Gott, daß Hand und Hand
Schüchtern sich und zärtlich faßte,
So verzagt noch, daß dabei
Eine volle Weihnachtstüte
Barst und ihren süßen Inhalt
Weithin in den Schnee verstreute.
Das war eine süße Lese
Und ein süßer Aufenthalt,
Den ich weidlich ausgenützt!
Da, Frau Anna, als ich bangend
Nach dem ersten Worte suchte,
Kam statt eines Marzipans
Mir ein Ringlein in die Hand,
Das seit Jahren wohl verborgen
In dem Gartenkies gelegen,
Ein uns wohlbekanntes Ringlein!
Holdes, himmlisches Symbol!
Können Sie sich nun noch wundern,
Daß wir das als Zeichen nahmen,
Denn ein wenig abergläubisch —
— Lach nicht, Max! — sind wir ja alle,
Und besonders — nichts für ungut,
Liebe, künftige Cousine! —
— Wenn's zu finden und verlieren
Goldne Eheringe gibt!" —
„Schelm!" sagt Erna. „Herzensjunge!"
Lachte Max, und „Lieber Vetter!"
Rief die kleine holde Frau,
„Welch ein Abend! Glück Euch beiden,
Die Ihr Euch so reizend fandet,
Euch und ihn und mich beglückend,
Glück und Glück und nochmals Glück!"
— — — — — — — — — — —

Horch, was klang da zauberhaft
Himmlisch in der Menschen Jubel?
An das Fenster eilte Max,
Weit die hohen Flügel öffnend.
Und die blaue Winternacht
Kam mit lichtem Mondennebel
Und mit vollem Glockenklang,
Mit Posaunenchor vom Turme
Himmlisch zu den frohen Menschen.
Keiner, keiner sprach ein Wort,
Doch statt ihrer tausendstimmig
Scholl es durch die Lüfte weit:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

* * *

Und so ward auf Erden Friede!
Als der Frühling wiederkam
Mit dem schleierfeinen Hauche
Seines ersten lauen Wehens,
Mit den holden Abendhimmeln,
Mit dem Erdduft seiner Beete,
Mit den ersten Drosselliedern,
War des Hauses blasse Blume
In des Glückes Sonnenscheine
Hold und rosig aufgeblüht.
Alles war nun traut und gut,
Und sogar statt jener Sehnsucht,
Die das Herz ihr stets bedrückte,
War die Hoffnung aufgeblüht.
Stilles Keimen, stilles Knospen,
Stille tiefe Seligkeiten
Unter den verschwiegnen Bäumen
Draußen vor der Stadt am Thore!



Weihnachtsstimmung. Zeichnung von C. Koch.



Das bewegliche Bilderbuch. Gemalt von F. Prölß.

Potsdamer Waisenknaben auf der Weihnachtsreise.

(Zu dem Bilde auf S. 508.)

„Weihnachtsurlaub!" — Welchen zauberischen Klang hat dies Wort für die meisten auch noch in reiferen Lebensjahren, wenn es ihnen die Aussicht eröffnet, wieder einmal die Erinnerung an die fröhlichen Weihnachtsabende der Kinderjahre aufzufrischen und in vielleicht lang entbehrter Familiengemeinschaft die Tage dieses Festes zu verleben, das wie kein anderes zum Feste des Hauses und der Familie geweiht ist. Der lauteste und freudigste Jubel aber herrscht unter denen, die in diesen Tagen aus der beengenden Zucht einer Erziehungsanstalt eine Zeitlang in die goldene Freiheit sich entlassen fühlen. In diesem Falle befindet sich die muntere Schar, die auf unserem Bilde an die geöffneten Thüren des Zuges sich drängt, der sie der Heimat zuführen soll. Es sind die Zöglinge des großen Potsdamer Militär-Waisenhauses, die wir hier im Begriffe sehen, die Weihnachtsreise anzutreten. Wohl zeugt ihr munteres frisches Aussehen von der guten sorgfältigen Pflege, die sie in der Anstalt genießen, die an ihnen Vater- und Mutterstelle zugleich vertritt, und die meisten von ihnen, aus oft recht kümmerlichen und dürftigen Verhältnissen gekommen, würden daheim sich niemals einer so sorglosen und fröhlichen Kindheit erfreuen können, wie sie ihnen hier zu teil wird. Aber je einförmiger und gleichmäßiger sich, wie dies in einer solchen Anstalt nicht anders sein kann, der wohlgeordnete Tageslauf mit seiner festgeregelten Hausordnung das ganze Jahr hindurch abspinnt, um so größer ist der Reiz, den die Abwechslung der kürzeren oder längeren Reise ihnen bietet, und der Weihnachtsurlaub, mit dem sich in dem kindlichen Gemüte zugleich die Hoffnung auf eine wenn auch noch so bescheidene Christbescherung verknüpft, welche die Mutter daheim zubereitet hat, bleibt nächst den großen Ferien im Sommer das ganze Jahr hindurch das Ziel erwartungsvoller Sehnsucht. Schon wochenlang vorher werden die Tage gezählt, bis dies ersehnte Ziel gekommen ist. Die Verweigerung oder Verkürzung dieses Urlaubs wegen schlechter Führung oder mangelnden Fleißes gehört zu den gefürchtetsten und darum wirksamsten Maßregeln der straffen Disziplin, und die Frage, ob die Mutter imstande sein wird, das Reisegeld zu schicken, ist wochenlang vorher vielleicht der Gegenstand der einzigen Sorge, die ein Waisenknabe kennt, denn ohne die Sicherstellung desselben wird der Urlaub nicht gewährt. Ist die Mutter nicht imstande, den „Jungen" kommen zu lassen, dann richtet sich die Hoffnung wohl auf irgend einen guten Onkel oder Verwandten, der sich vielleicht willig finden läßt, die Kosten zu tragen, die in der Regel nicht sehr erhebliche sind, da die Waisenknaben in des Königs Rock die Vergünstigung eines Militärbillets genießen. Hier und da tritt wohl auch der „Liebeverein" oder der Verein ehemaliger Waisenhauszöglinge, der sich unter dem Namen „Erinnerung" gebildet hat, helfend ein, um den ärmsten und mittellosesten unter den Waisenknaben die Reise in die Heimat zu ermöglichen. Der erstgenannte Verein hat sich zum Gedächtnis des „alten Liebe" gebildet, eines ehemaligen Lehrers am großen Militär-Waisenhause, der es in seltenem Maße verstand, sich die Verehrung und Anhänglichkeit der Waisenhauszöglinge zu erwerben und ihnen mehr als fünfzig Jahre hindurch im vollsten Sinne des Wortes ein Waisenvater gewesen ist. Sein Name ist für Hunderte ehemaliger Waisenhauszöglinge mit der Erinnerung an die Weihnachtsabende im Waisenhause zu unvergänglichem Gedächtnisse verknüpft. Die Mitglieder des Liebevereins, denen zum Teil Männer in hochgeachteten Lebensstellungen angehören, die im großen Militär-Waisenhaus zu Potsdam ihre Erziehung genossen haben, haben es sich zur Aufgabe gestellt, durch gesellige Zusammenkunft und gegenseitige Unterstützung echte Kameradschaftlichkeit unter sich zu pflegen, sowie den aus der Anstalt entlassenen Zöglingen zu ihrem weiteren Fortkommen behilflich zu sein. Ein zweiter ähnlicher Verein hat sich dann unter dem Namen „Erinnerung" zum Andenken an den gleich verdienten ehemaligen Lehrer Stolzenburg gebildet, und beide Vereine pflegen alljährlich einer Anzahl von Zöglingen, denen es an den Mitteln zur Heimreise gebricht, eine Beihilfe zu derselben zu

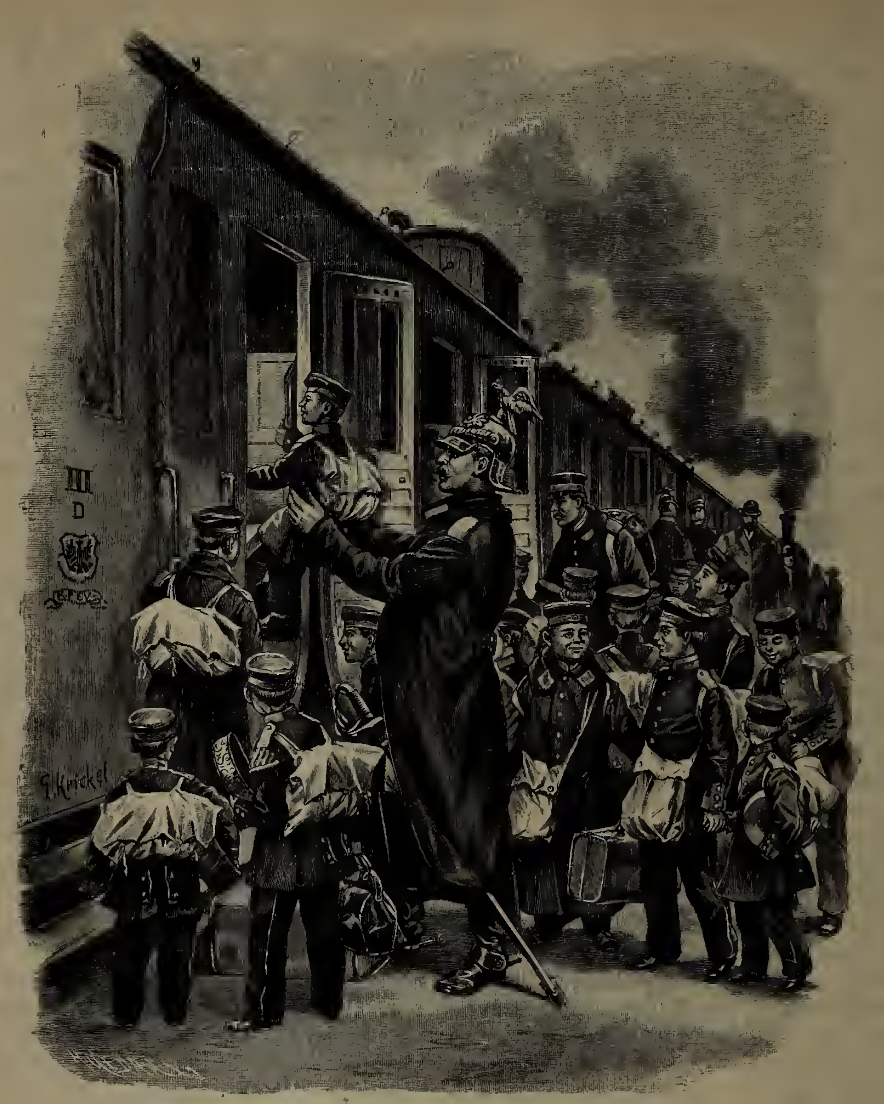
gewähren. Aber auch wenn das Reisegeld von den Angehörigen der Zöglinge zur Verfügung gestellt wird, vergewissert sich die Anstalt vor Erteilung des Urlaubs durch Anfrage bei der Ortsbehörde immer erst aufs sorgfältigste darüber, ob die häuslichen Verhältnisse auch von der Art sind, daß einem mehrtägigen Aufenthalt des Zöglings im Hause der Mutter oder der Verwandten, die ihn kommen lassen wollen, keine pädagogischen Bedenken entgegen stehen. Um so glücklicher sind diejenigen, die nach Beseitigung all dieser Schwierigkeiten mit dem Urlaubspasse in der Tasche und mit ihrem leinenen Tornister auf dem Rücken zum Bahnhof eilen können.

Es mag wohl nur wenigen bekannt sein, daß die letzteren, die ein charakteristisches Kennzeichen der auf Reisen befindlichen Zöglinge des großen Militär-Waisenhauses sind, aus der Zeit der Befreiungskriege stammen. Mit diesen leinenen Tornistern war die damalige Landwehr ausgestattet, und nachdem auch für die Landwehr die in der Armee gebräuchlichen Tornister eingeführt waren, sind die dadurch entbehrlich gewordenen Vorräte an den früher gebräuchlichen leinenen Säcken, mit denen sich die Landwehr ursprünglich behelfen mußte, an das große Militär-Waisenhaus abgeliefert worden. Zum größten Teil mögen die inzwischen abgängig gewordenen Exemplare längst durch neue ersetzt worden sein, aber immerhin fehlt es auch heute nicht an solchen, deren ehrwürdiges Alter bis in die Zeit zurückreicht, in welcher die Großväter und Urgroßväter der heutigen Generation mit denselben auf dem Rücken als Landwehrmänner ins Feld gezogen sind. Außer einem vollständigen Anzug, der jedem Zögling von der Anstalt auf die Reise mitgegeben wird und der so wohl erhalten sein muß, daß er darin auch draußen dem Waisenhause Ehre machen kann, wenn er sich unter den Altersgenossen seines Heimatsortes mit gerechtem Stolz in des Königs Rock zeigt, birgt der erwähnte Tornister hier und da wohl auch ein kleines Weihnachtsgeschenk, das schon lange vorher in den Freistunden aus Pappe oder Zigarrenkisten selbst gefertigt worden ist und das mit dem stolzen Gefühle, nicht mit leeren Händen nach Hause kommen zu müssen, für die Geschwister oder gar für die Mutter selbst mitgebracht wird. Wir möchten wetten, daß die kleinen Reisekoffer und Handtaschen, mit denen auf unserem Bilde einzelne Bevorzugte versehen sind, hauptsächlich solche Erzeugnisse eigner Kunstfertigkeit enthalten, die auf dem Weihnachtstische daheim prangen sollen und wir meinen auf manchem Angesicht die Befriedigung zu lesen, welche die Träger schon jetzt im Gedenken an die Freude empfinden, mit der sie ihre kleinen Schätze auskramen werden. Die Anfertigung solcher kleinen Handarbeiten wird von der Anstalt selbst auf alle Weise gefördert und für einzelne Gegenstände hat sich eine Art von Hausindustrie ausgebildet, in der es manche Waisenknaben zu einem hohen Maß von Geschicklichkeit bringen, so daß die von ihnen gefertigten Arbeiten auch außerhalb der Anstalt begehrte und gern gekaufte Artikel sind, mit denen sich manche ein kleines Taschengeld verdienen. Namentlich aber herrscht um die Weihnachtszeit in dieser Beziehung der regste Wetteifer und nach leeren Zigarrenkisten ist um diese Zeit von seiten der Waisenknaben große Nachfrage. Alle möglichen Holzsägearbeiten werden daraus hergestellt.

Doch wir kehren zu unseren kleinen Weihnachtsurlaubern zurück, die mit geschäftiger Eile in der Bahnhofshalle hin und her rennen, hier und da noch einen Kameraden zum Abschied begrüßend, und in erwartungsvoller Spannung des Zuges harren, der sie zu „Muttern" bringen soll. Trotz der winterlichen Kälte sind nur wenige mit Mänteln versehen, denn bei aller Fürsorge für das leibliche Wohlergehen der Zöglinge wird doch auch die altpreußische Sparsamkeit als ein heiliges Vermächtnis des Stifters, König Friedrich Wilhelms I, sorgfältig bewahrt. Daher wird nur denen ein Mantel auf die Reise mitgegeben, die einen Weg von mehr als 40 Meilen zurückzulegen haben und daher nicht in einem Tage die Heimat erreichen können. Aber auch die ohne Mäntel sind ganz gut versorgt und die Mutter hat ihnen wohl auch für die Reise noch besonders eine wärmende Jacke zum Unterziehen zugehen lassen; überdies läßt die freudige Aufregung, in der sich die kleine Gesellschaft befindet, den Gedanken an die draußen herrschende Kälte gar nicht aufkommen. Nun endlich ist der sehnsüchtig erwartete Zug in den Bahnhof eingefahren und das erste Zeichen zur Abfahrt ist bereits gegeben. Alles drängt sich zu den schnell geöffneten Thüren, um einen Platz zu erobern, und um womöglich

mit den Kameraden zusammen zu bleiben, die das gleiche Reiseziel haben. Mit hilfsbereiter Teilnahme werden die kleinen Passagiere von den Mitreisenden betrachtet und begrüßt. Mit kräftigem Arm hebt auf unserm Bilde der stattliche Garde du Korps, der selbst ein Weihnachtsurlauber ist, den kleinen Knirps, der kaum imstande ist, auf den hohen Tritt hinauf zu klimmen, ins Koupee, und kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, als auch unter der fröhlichen Reisegesellschaft schon die lebhafteste Unterhaltung im Gange ist. Für die meisten ist das Ziel bald erreicht, denn für die aus den entfernteren Provinzen stammenden Zöglinge sind die Weihnachtsferien für eine Heimreise zu kurz und ist die letztere zu kostspielig. Doch fehlt es immerhin auch nicht an solchen, die weite Strecken zu fahren haben, bis sie am Ziele sind. Diese pflegen dann nicht selten seitens der Mitreisenden der Gegenstand teilnehmender Beachtung zu sein. Man fragt den kleinen Mann im Soldatenrock aus, woher er kommt und wohin er will; man forscht ihn aus über Vater und Mutter, über Heimat und Geschwister, und es müßte mit schlechten Dingen zugehen, wenn nicht das Geschick solch eines Waisenknaben, dessen Vater im Dienst des Vaterlandes gestorben ist, die allgemeine Teilnahme erweckte.

Die daheimbleibenden Waisenhauszöglinge, denen es nicht so gut wird, auf Weihnachtsurlaub gehen zu können, blicken freilich den Abreisenden manchmal mit der Empfindung wehmutsvollen Neides traurig nach; hier und da fließt vielleicht auch eine verstohlene Thräne. Aber auch sie wissen, daß es ihnen an der weihnachtlichen Freude nicht fehlen wird. Sind sie doch seit Wochen mit den Vorbereitungen beschäftigt, welche sie für den Christabend treffen und ihrem durch Erfahrung geschärftem Auge entgeht es nicht, daß im Hause so manche Veranstaltungen getroffen werden, welche auf die ihnen zugedachte Christfreude hindeuten. Schon haben sich die Lehrer im Konferenzzimmer versammelt, um die Geschenke „einzuteilen“, dahin fliegen die Gedanken. Wer doch durch das Schlüsselloch gucken könnte auf alle die drinnen ausgebreiteten Herrlichkeiten, oder wer doch nur an der Wand horchen dürfte, wenn sein Name verlesen wird! Am Nachmittage des 24. Dezember wird der Speisesaal festlich zur Christbescherung hergerichtet. Die Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse werden nach der Kopfzahl der Knaben eingeteilt und auf die weißgedeckten Tafeln gelegt, daneben liegen allerhand Geschenke ausgebreitet; für die älteren nützliche Gegenstände, wie Taschenmesser, gute Bücher, Werkzeuge, Bilder des Kaisers oder des Kronprinzen, Kalender u. dgl. m., für die kleineren auch allerhand Spielsachen. Bald bricht der Abend herein; in den Wohnsälen ist es still, als ständen sie leer; alles harrt des Zeichens der Glocke. Diese Glocke, wie tönt sie doch bei den verschiedenen Anläßen, bei denen sie gezogen wird, so verschieden! Wie wenig erfreulich klingt sie am kalten finstern Wintermorgen, wenn sie zum Aufstehen mahnt, wie ganz anders am hellen Mittage, wenn sie, von Trommelwirbeln begleitet, freundlich zur vollen Schüssel ladet, und wie lieblich ist ihr Klang, wenn sie am heiligen Abend zur Christbescherung ruft! Hell strahlt das Licht von 500 Kerzen an den mächtigen Tannenbäumen, welche die Tafeln schmücken, durch die geöffneten Thüren des Saales der staunenden Kinderschar entgegen, die unter feierlichen Orgelklängen ihre Plätze einnimmt. Luthers Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ leitet Herzen und Sinne hin auf die gesegneten Fluren Bethlehems, wo jener Engelsgruß zuerst ertönte, der jetzt wieder von der Kanzel herab verkündet wird. Nach beendeter Andacht erfolgt die Verteilung der vorher für jeden Einzelnen an dem für ihn bestimmten Platze ausgebreiteten Geschenke, die schnell von den Tischen verschwunden sind, um in den Wohnsälen, wohin die jubelnde Schar zurückkehrt, einer näheren Musterung unterzogen zu werden. Hier herrscht den Abend über ein fröhliches Durcheinander. Jeder ist bemüht, die ihm zugefallenen Gaben den Kameraden zu zeigen und immer fällt ihm noch ein Landsmann oder Freund ein, der seine Herrlichkeiten noch nicht bewundert hat. Die Pfefferkuchenreiter aber, die Äpfel und Nüsse verschwinden in all dem Trubel wunderbar still und schnell von der Tagesordnung; man trauert auch nicht um sie, weil neuer Vorrat in Aussicht steht oder auch schon angelangt ist. Denn wie könnte die Mutter daheim in ihrem engen Stübchen Christfest begehen, ohne ihres Kindes in Potsdam mit,



Potsdamer Waisenknaben auf der Weihnachtsreise.

wenn auch noch so bescheidenen, Gaben der Liebe zu gedenken! Erscheint ihr gleich nach harten Prüfungen das Leben wie eine dunkle Nacht, welche kein Stern mehr erhellt, so will sie doch dem unter banger Sorge von sich gelassenen Sohne ein Zeichen ihrer Liebe in die Ferne senden, damit er sich in seinen jungen Jahren am schönsten Feste des Jahres nicht einsam und verlassen fühle. Sei getrost, Mutterherz, dein Kind befindet sich in guten Händen, und mancher Weihnachtsurlauber, für den die Mutter die letzten Groschen zusammengerafft hat, um ihn nach Hause kommen zu lassen, mag daheim keinen so fröhlichen, von den Strahlen der Weihnachtssonne so freundlich beleuchteten Christabend verleben dürfen, wie er den in der Anstalt zurückgebliebenen Zöglingen mit wahrhaft mütterlicher Fürsorge jedesmal bereitet wird.

Die kleine Tanne.

Von J. Trojan.

Vor mir steht ein Tannenbaum,
Ist so klein, man sieht ihn kaum.
Lange noch nicht eine Spanne
Mißt sie, diese kleine Tanne.
Aber fest steht eines, wißt es:
Eine echte Tanne ist es,
Eine Tanne, wie der Wald
Zählt so viele, jung und alt.

* * *

Einen Zapfen aus dem Walde
Trug ich heim von Bergeshalde;
Als ich ihn gebracht ins Haus,
Sprang aus ihm ein Korn heraus.
Dieses Korn, so zart und klein,
Pflanzt' ich in den Boden ein.
Aus dem Korn nach wenig Wochen
Ist ein Keim hervorgebrochen,
Angelockt vom Sonnenstrahle.
Anfangs trug des Kornes Schale
Auf dem Haupt er wie ein Mützchen
Über sieben grünen Spitzchen,
Dann — es war im Monat Mai —
Ward es von der Hülle frei.
Seit der Zeit ein kleiner Stamm
Steht er da gar wundersam,
Kleiner Müh zu reichem Lohne:
Sieben Nadeln sind die Krone,
Sieben Nadeln, fein und zart —
Welch ein Baum besondrer Art!

* * *

Seh' ich mir das Tännlein an,
Denk' ich, was d'raus werden kann:
Ein gewalt'ger Tannenbaum,
Wachsend in den Himmelsraum,
Weithin sein Gezweige breitend,
Manchem Vogel Schutz bereitend,
Der auf ihm sich niederläßt
Und im Grünen baut sein Nest.
Aber nein, nicht also weit
Schau' ich aus in ferne Zeit!
Wenn ich nur mit treuer Pflege
Mir ein Weihnachtsbäumchen zöge,
Welches, niedlich anzusehn,
Kann auf einem Tische stehn.
Ach, auch das — wohl säh' ich's gerne —
Liegt noch in so weiter Ferne.
Mir und auch dem Baum so viel
Droht noch, bis erreicht dies Ziel.
Besser ist's, ich wünsch' nur eines:
Daß wir zwei, ich und mein kleines
Tännlein, frisch und fröhlich sind,
Wenn aufs neu weht Frühlingswind.
Wenn die Bäche wieder springen,
Überm Felde Lerchen singen,
Wenn die Schlüsselblumen blühn
Und der Wald sich schmückt mit Grün.
Bis dahin — froh sei's bekannt —
Stehn wir zwei in guter Hand.



Altkölnische Madonnen.

Von H. Knackfuß.

Das Bild der jungfräulichen Gottesmutter war die höchste Aufgabe, welche der mittelalterlichen Kunst gestellt werden konnte. Die Verehrung der Himmelskönigin hatte in der Zeit der allgemeinen Frauenverehrung ihre höchste Höhe erreicht. Unter ihren Schutz stellen sich die angesehensten Orden, wie Cistercienser und Deutschherren, auf ihren Namen wurden die stattlichsten Kirchen geweiht. „Sankt Marie, Mutter und Magd, All unser Not sei dir geklagt!“ sangen bei Göllheim und in ungezählten anderen Schlachten die Ritter, wenn sie die Helme über das Haupt stürzten und die Rosse zum Angriff spornten, und die Minnesänger wurden nicht müde, das Lob der Frau der Frauen in wunderbarem Bilderreichtum zu preisen. Auch hier dichtete die Kunst weiter, nachdem der Minnegesang verklungen war. Die Dichter brachten die Himmelskönigin gern mit Blumen in Beziehung; ihr Lob soll aufgehen, „wie Laub, Gras, Blumen und der Klee am grünen Hang“; sie selbst wird angeredet als „lachender Rosen spielende Blüte“ und „Du Blumenschein durch grünen Klee, Du blühendes Lignum Aloe.“ So trugen auch die Maler der Kölnischen Schule das Lieblichste, was ihnen darstellbar war, zusammen, um das Bild der Jungfrau damit zu umgeben; sie versetzten die Heilige in einen blühenden Garten, in dem Rosen und Lilien, Maiglöckchen, Erdbeeren, Primeln, Schwertlilien und Narzissen aus dem grünen Rasenteppich sproßten. Hatte es jahrhundertelang die Malerei kaum jemals versucht, etwas anderes darzustellen, als was die Bildnerkunst in vollkommnerer Weise wiederzugeben vermochte, so ging jetzt die Erkenntnis auf, daß manches dem Maler erreichbar sei, was der plastischen Kunst versagt blieb. Die zarten Formen und der Farbenreiz der Pflanzenwelt wurden nachgeahmt, mit eingehendster Liebe wurde dabei jedes Blättchen und jedes Blümchen der Natur nachgebildet. So kann man sagen, daß das Bestreben, die Jungfrau Maria zu verherrlichen und alles, was zu diesem Zwecke diente, so vollkommen wie möglich zu gestalten, die Anfänge des Realismus, der getreuen Wiedergabe der Natur, in der Malerei entstehen ließ.

Die Bilder dieser Gattung, welche durch ihre poetische Erfindung anziehen, auch wenn Zeichnung und Farbe noch mangelhaft sind, zeigen nichts von der feierlichen Erhabenheit älterer Madonnenbilder; es sind liebliche Idylle — Genrebilder aus dem Paradiese möchte man sie nennen. Die Jungfrau sitzt auf dem blumigen Rasen, meistens von einer Anzahl jugendlicher, vorzugsweise jungfräulicher Heiligen umgeben. Diese sind nicht anbetend dargestellt, sondern behaglich ruhend oder in verschiedenartiger Beschäftigung: sie brechen Früchte, sie reichen Blumen dar, sie spielen mit dem Jesuskind, das im Schoße der Mutter oder zu ihren Füßen im Grase sitzt. Das Ganze ist ein frei aus der Phantasie des Künstlers hervorgegangenes Gedicht, das uns anmutet wie die Worte des schönsten aller geistlichen Minnelieder:

„Du minniglicher Blumenglanz,
Du blühst ob aller Mägde Kranz.“

Solche Bilder waren nicht zur Aufstellung in Kirchen bestimmt, sondern dienten der häuslichen Erbauung. Daher sind sie durchgehends in kleinem Maßstabe ausgeführt. Eines der liebenswürdigsten unter ihnen, der Paradiesgarten im historischen Museum zu Frankfurt am Main, geht kaum über die Verhältnisse einer Miniatur hinaus; aber die Kleinheit thut der Sorgfalt keinen Abbruch, mit der die Köpfchen, die Blumen, die kleinen Vögel in den Zweigen und auf der Gartenmauer gemalt sind.

Der Hauptsitz dieser Kunst war Köln, die mächtige, blühende, kirchenreiche Stadt, die damals unter allen deutschen Städten die erste Stelle einnahm, die von altersher wegen der Trefflichkeit ihrer Maler berühmt war, und wo heute noch der Name der Hauptverkehrsstraße: „Schildergasse“ an die hervorragende Bedeutung der Schilder — unter welchem Worte der dortige Sprachgebrauch, ebenso wie der des benachbarten Holland, die Maler überhaupt begriff — erinnert. Die Blütezeit der Kölner Tafelmalerei begann in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Die besten ihrer noch diesem Jahrhundert angehörigen Werke pflegt man mit dem Namen eines Meisters Wilhelm in Verbindung zu bringen,

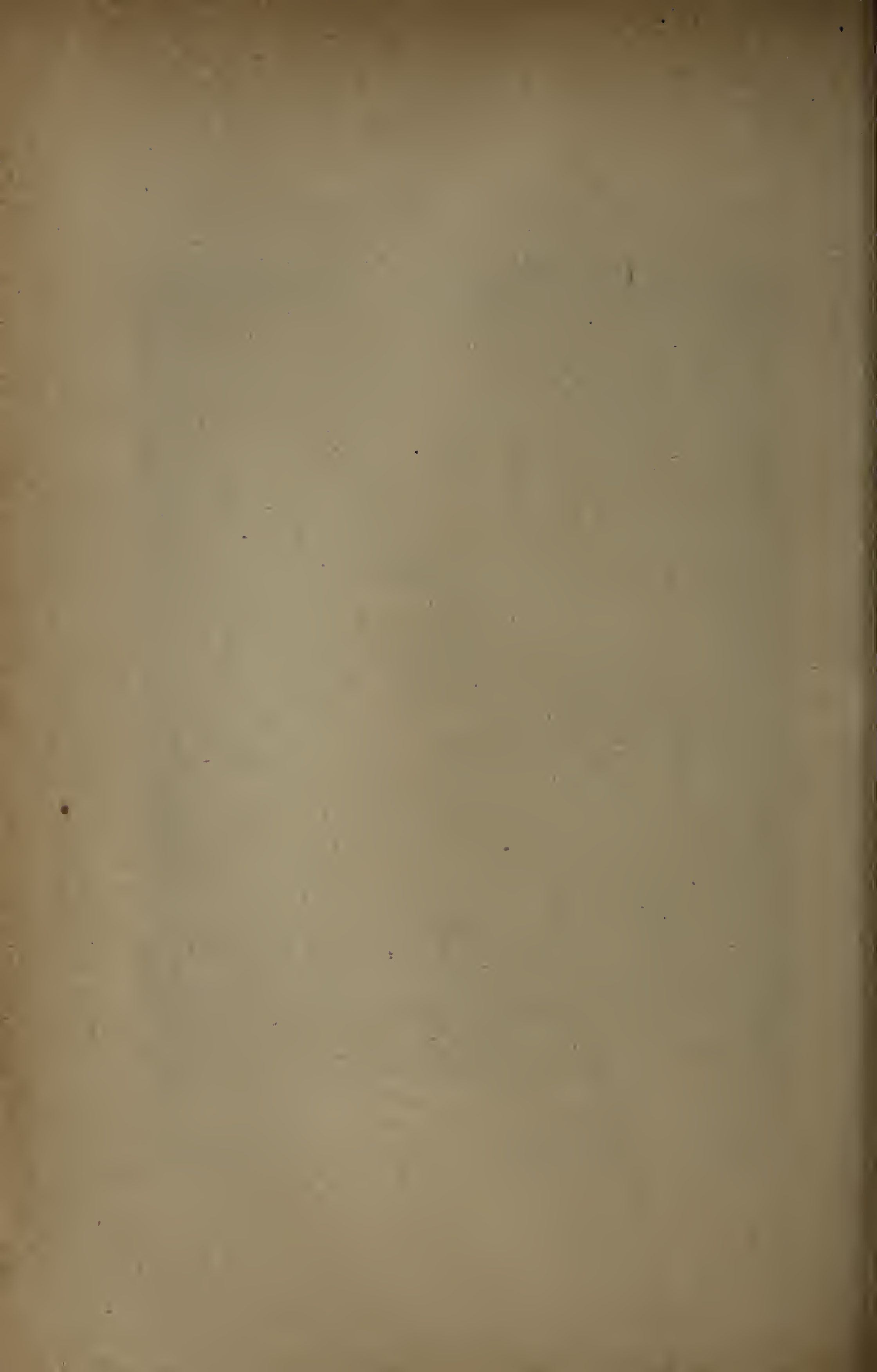




Meister Wilhelm von Köln: Madonna mit der Wickenblüte.
Original im Wallraff-Richartz Museum zu Köln.



Meister Stephan von Köln: Madonna im Rosenhag.
Original im Wallraff-Richartz Museum zu Köln.



dessen eine Chronik im Jahre 1380 mit lobpreisenden Worten gedenkt.

Es war eine große Seltenheit, wenn die Namen zünftiger Meister für wert befunden wurden, durch die Jahrbücher der Nachwelt überliefert zu werden. Daß dies im XIV. Jahrhundert bisweilen geschah, spricht für die Lebhaftigkeit des Interesses, welches die Zeit der Kunst entgegenbrachte, und für die Würdigung, welche die über das gewöhnliche Maß des Guten hinausgehenden Kunstwerke und ihre Urheber fanden. So wird in einer Würzburger Chronik vom Jahre 1354 ein „meisterlicher Maler“, Namens Arnold, erwähnt, der „meisterlich, fein und sehr köstlich“ gemalt habe; wie bekannt der Name dieses Künstlers war, geht noch mehr als aus seiner Nennung im Jahrbuch daraus hervor, daß sich ein Hinweis auf ihn in einem Gedichte jener Zeit findet: bei einer Schilderung der Reize der Geliebten sagt der Dichter, wenn Meister Arnold von Würzburg den Pinsel in ihre Lippen tauchen könnte, würde er die schönste Farbe finden.

Die Erwähnung des Kölner Meisters Wilhelm steht in der Chronik von Limburg an der Lahn und lautet: „In dieser Zeit war in Köln ein berühmter Maler, desgleichen nicht war in der ganzen Christenheit, also künstlich malte er jedermann ab, als wenn er lebte; der war Wilhelm genannt.“ Städtische Rechnungen ergeben, daß um dieselbe Zeit ein Meister Wilhelm für den Kölner Magistrat Miniaturen, Fahnen, Wimpel, Wandgemälde und andere Bilder malte. Wir haben hier also einen Maler, dessen Thätigkeit sich über ein Gebiet erstreckte, in das sich sonst drei verschiedene Gewerke theilten. Auch andere Anzeichen sprechen dafür, daß in Köln (und überhaupt am Niederrhein, die Niederlande mit einbegriffen) diese Teilung der Malerei in einzelne Zweige überhaupt nicht ausgesprochen war. Unter den Wandmalereien des Meisters Wilhelm werden in den Rechnungen diejenigen im oberen Rathaussaale erwähnt, und von diesen haben sich spärliche Reste erhalten. Diese Reste — einige verblaßte Männerköpfe — die jetzt im Kölner Museum aufbewahrt werden, sind das einzige, was sich mit Sicherheit dem Meister Wilhelm zuschreiben läßt.

Unter den Werken, welche auf den Namen des Meisters Wilhelm getauft worden sind, ohne daß für diese Bezeichnung irgend ein anderer Grund vorläge, als eben der Umstand, daß die betreffenden Werke schöner sind als die übrigen malerischen Leistungen der Zeit, sind wohl die ältesten vierundzwanzig Darstellungen aus dem Leben Christi an dem sogenannten Klarenaltar, einem aus der Klarakirche stammenden großen Altaraufsatz mit Schnitzerei und Gemälden, in der Johanniskapelle des Kölner Doms. Während die Leidensszenen mit den bewegten Gestalten roher Henker dem Künstler wenig gelungen sind, hat er in den anmutigen Bildchen aus der Kindheit Jesu ein feines Schönheitsgefühl an den Tag gelegt und eine überraschende Tiefe und Innigkeit des Ausdrucks erreicht. Von einer Richtigkeit der Körperzeichnung ist freilich noch keine Rede.

Arbeiten mit ähnlichen Vorzügen und ähnlichen Mängeln, die dem Meister Wilhelm oder seiner Schule zugeschrieben werden, besitzt namentlich das Kölner Museum in großer Zahl. Das lieblichste unter denselben, ein Werk, bei dem die Mängel hinter den Vorzügen verschwinden, ist ein Flügelaltärchen, welches auf der Mitteltafel die Jungfrau mit dem Kinde, auf den Flügeln die kleinen Figuren der heiligen Katharina und Barbara zeigt. Es liegt eine solche Himmelsreinheit in dem zarten Mädchenantlitz der Madonna, an deren Kinn der göttliche Knabe mit kleinen, dicken Händchen kindlich spielt, eine solche Poesie der Unschuld ist über das Ganze ausgegossen, wie es von einer vollkommneren Kunst wohl kaum jemals erreicht worden ist. Auf einem ganz ähnlichen Bildchen in der Gemäldesammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg erscheint das Gesicht Marias fast noch lieblicher, während das Knäblein auf dem Kölner Bilde ansprechender ist. Auf beiden Bildern hält die Jungfrau, auf dem Nürnberger auch das Kind, eine Wickenblüte in der Hand, in deren liebevoller Ausführung der Maler gewissermaßen ein Zeugnis von der Sorgfältigkeit seiner Naturbetrachtung und von seiner Geschicklichkeit in der Wiedergabe des Wirklichen hat ablegen wollen. Wenn die Mädchenköpfe trotz der wunderbar vollendeten Wiedergabe einer zarten Haut und ihrer duftigen Modellierung nicht unbedingt naturwahr sind, wenn namentlich die Nase zu schmal und die Stirn zu hoch erscheint, so

dürfen wir das keineswegs als eine bloße Unvollkommenheit betrachten. Der Maler hat keine irdische Jungfrau, wie er sie in der Wirklichkeit als Modell finden konnte, abbilden wollen, sondern er hat die Schönheit der himmlischen Jungfrau über das irdische Maß hinaus zu steigern gesucht, er hat idealisiert. Daß er im Geschmacke seiner Zeit, und nicht in dem unsrigen, der auf der Kenntnis der allerdings vollkommneren Idealschöpfungen des klassischen Altertums beruht, idealisierte, können wir dem Künstler nicht zum Vorwurf machen.

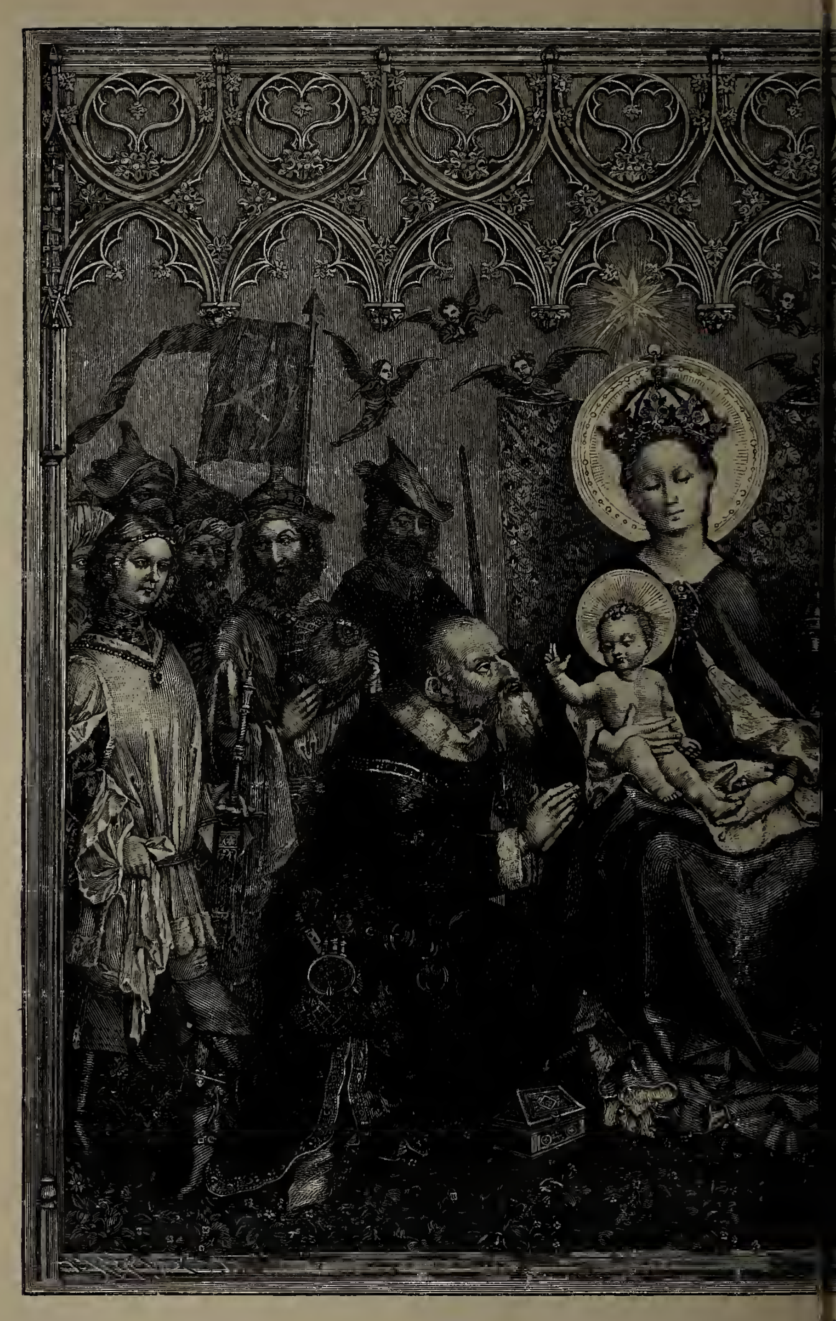
Etwa mit dem zweiten Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts gelangte die Kölnische Schule zu weiterer Vollkommenheit. Es entstanden jetzt manche Werke, welche an poetischen Reizen denjenigen aus der Zeit Meister Wilhelms nicht nur nicht nachstanden, sondern diese Reize noch wunderbar erhöhten durch eine unübertreffliche Farbenpoesie. Dazu gesellte sich ein gesteigerter Sinn für Naturwahrheit, vor allem vergrößerte sich die Kenntnis des menschlichen Körpers; die ideale Schönheit der Frauenköpfe kleidete sich in lebensfähigere Formen. Auch mit dieser Zeit der höchsten Blüte der Kölner Malerei ist ein bestimmter Künstlername verknüpft, der des Meisters Stephan.

Über diesen Maler ist aus den städtischen Urkunden festgestellt worden, daß er in der Gegend von Konstanz zu Hause war, mit Familiennamen Lochner hieß und in Köln mehrere Häuser besaß; für die Größe seines Ansehens spricht der Umstand, daß er zweimal, in den Jahren 1448 und 1451, seine Zunft im Rate vertrat; 1451 starb er als Ratsherr.

Das lieblichste Werk dieser Zeit, eine himmlisch schöne Schöpfung eines hochbegnadeten Meisters, ist die sogenannte Madonna im Rosenhag im Kölner Museum, die köstlichste Perle unter all jenen Kleinoden religiöser Kunst, welche die Jungfrau zum Mittelpunkte einer Paradiesesidylle machen. Wir sehen die Gottesmutter, mit einer prächtigen Juwelenkrone geschmückt, unter einer Rosenlaube sitzen, ein Wunderbild von mädchenhafter Holdseligkeit; auf ihrem Schoße sitzt völlig nackt das Knäblein und blickt sich freundlich nach den kleinen Englein um, welche anbetend und musizierend, Blumen brechend und Früchte reichend, sich ringsum scharen. Oben schweben zwei Engel, welche einen brokatnen Vorhang zurückziehen, gleichsam um der Welt das Paradiesesbild zu enthüllen, und zwischen ihnen erscheinen in einem Wolkennimbus Gott Vater und die herabschwebende Taube des Heiligen Geistes. Von dem wundersamen Farbenzauber dieses Bildchens, das an poetischem Gehalt von keinem Werke der vollkommensten Kunst übertroffen wird, vermögen Worte keinen Begriff zu geben. Aber auch in den Formen finden wir eine große Vollendung. Eine Kinderfigur auch nur annähernd richtig wiederzugeben, war der mittelalterlichen Kunst bisher noch nicht gelungen; hier aber zeigt der Jesusknabe den vollen Reiz eines wohlgebildeten Kinderkörperchens und ein ganz und gar kindliches Köpfchen, und nur geringe Einzelheiten sind noch vorhanden, welche unserer ausgebildeteren Formenkenntnis nicht ganz genügen. Das göttliche Kind erscheint denn hier auch als die eigentliche Hauptperson des Bildes, auf seine liebliche Erscheinung wird der Blick des Beschauers immer wieder gelenkt. Eingehende Betrachtung verdienen auch die Engel mit ihren entzückenden krauslockigen Kinderköpfchen; der kleine Lautenspieler z. B. zur Linken der Madonna ist ein Figürchen, das schöner gar nicht gedacht werden kann. Der Künstler hat auch schon angefangen, die Gesetze der Perspektive zu erkennen; dies sehen wir sowohl an der Laube, wie auch daran, daß die weiter zurückstehenden Engelchen kleiner sind als die im Vordergrund befindlichen.

Das große Hauptwerk des Meisters Stephan ist der unter dem Namen Dombild*) bekannte große Flügelaltar in der Agneskapelle des Kölner Doms, dessen ursprünglicher Platz aber nicht hier, sondern in der im Jahre 1426 geweihten Rathauskapelle war. Die geschlossenen Flügel desselben zeigen die Verkündigung in einer Darstellung, welche schon mit Entschiedenheit auf den Beginn eines sich in der Malerei vollziehenden gänzlichen Umschwungs hinweist, auf die Erkenntnis nämlich, daß die Malerei

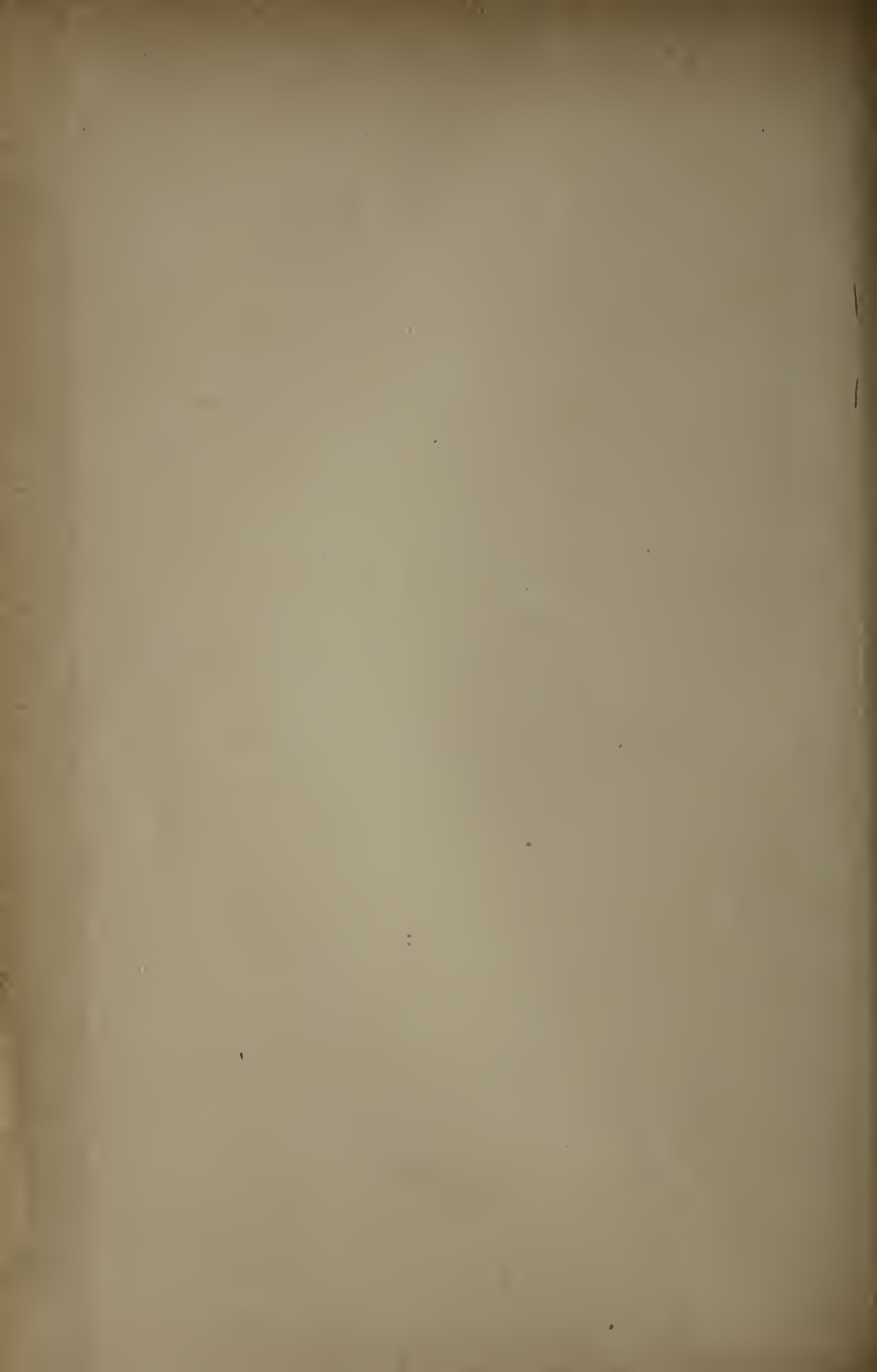
*) Unsere Abbildung des Mittelstücks des Kölner Dombildes ist nach dem trefflichen großen Stich von Massau (Preis Mk. 30 auf weißem, Mk. 45 auf chinesischem Papier), der außer dem Mittelstück auch die beiden Seitenflügel zeigt. Wir können denselben allen Kunstfreunden bestens empfehlen. Die Nachbildung geschah mit freundlicher Bewilligung des Verlegers A. W. Schulgen in Düsseldorf.



Mittelbild des Kölner Dombildes von



…er Stephan.





Madonna mit dem Veilchen. Vielleicht von Meister Stephan von Köln. Original im erzbischöflichen Museum zu Köln.

im stande ist, eine Räumlichkeit wiederzugeben, und daß sie mithin die Fähigkeit besitzt, die ganze sichtbare Welt in ihren Bereich zu ziehen. Die Jungfrau und der Himmelsbote erscheinen hier nicht auf einem flachen Hintergrunde, sondern das Bild versetzt uns in ein Gemach mit Fußboden, Möbeln und Balkendecke; zwar heben sich die Figuren von einem Teppichmuster ab, aber dieses Teppichmuster tritt nicht selbständig auf, sondern es ist begründet dadurch, daß als Abschluß des Zimmers ein Teppichvorhang gemalt ist, der in natürlichen Falten herabhängt. Öffnen sich die Flügel, so erblicken wir ein Gemälde, das zunächst schon allein durch seine unvergleichliche Farbenpracht und die Feierlichkeit seiner Wirkung jeden Beschauer ergreifen und fesseln muß. Das Mittelbild zeigt die heiligen drei Könige, welche mit großem Gefolge herbeigekommen sind, um dem Sohn der Jungfrau Anbetung und Gaben darzubringen; in wahrhaft göttlicher Würde und dennoch durchaus kindlich thront der wunderbar schöne Knabe auf dem Schoße seiner minniglich bescheiden blickenden Mutter und hebt segnend das Händchen gegen die ehrwürdige Gestalt des ältesten der drei Könige. Auf den Flügeln nahen sich dichtgedrängt hier eine liebliche Mädchenschar, die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen, dort ein Zug von Rittern, St. Gereon mit den Märtyrern der thebaischen Legion. Der Grund, der oben in eine reiche geschnitzte Bekrönung übergeht, ist hier noch golden, das Bild steht außerhalb aller irdisch-räumlichen Beziehungen. Aber vor diesem Goldgrund, den wehende Banner und kleine den Thron der Himmelskönigin umflatternde Englein beleben, bewegen sich lebenswahre, atmende Menschen mit beredten Augen, angethan mit prächtigen Kleidern, deren reiche Farben in wunderbarer Stimmung zusammenklingen. Ohne der einheitlichen malerischen Wirkung den geringsten Schaden zu thun, ist jede Einzelheit, die spiegelnden Rüstungen der Ritter, die Schmucksachen, die Brokatmuster und Stickereien sowie die Kräuter des Bodens, mit unbegrenzter Feinheit und Sorgfalt naturgetreu ausgeführt. Auch die verschiedenen Kleiderstoffe sind prächtig behandelt. Betrachten wir die einzelnen vollendet durchmodellierten Köpfe, so zeigen zwar die Jungfrauen in ihrer gleichmäßigen Idealisierung vielleicht etwas zu viel Familienähnlichkeit, aber die Männer sind alle verschieden und zeigen die mannigfaltigsten Charaktere. Die liebenswürdige Idealität der älteren Richtung vereinigt sich hier mit einem frischen Naturalismus zu einem Werke, das in seiner Art ohnegleichen ist.

Das Dombild hat zu allen Zeiten Anerkennung und Bewunderung gefunden. Der Notiz in Albrecht Dürers Reisetagebuch von 1521, daß er zwei Weißpfennige bezahlt habe „von der Taffel aufzusperren, die Maister Steffan zu Köln gemacht hat,“ verdanken wir die Kenntnis vom Namen des Meisters. Ein Buch vom Jahre 1572 erwähnt das Bild als „eine mit so großer Kunst gemachte Tafel, daß ausgezeichnete Maler dieselbe mit höchster Lust betrachten“. In einem Werke von 1645 heißt es: „Das Bild des Hauptaltars (in der Ratskapelle), welches die Mutter Gottes und die heiligen Weisen des Evangeliums und die übrigen Schutzheiligen der Stadt darstellt, pflegt durch den Ruhm der künstlerischen Ausführung und des Namens zu seiner Betrachtung die Bewunderer dieser Kunst nach Köln zu ziehen.“ Im Anfang unsers Jahrhunderts fanden die Romantiker, wie Fr. Schlegel und seine Gesinnungsgenossen, in diesem Gemälde das nordische Gegenstück zu den Werken Raffaels. Selbst auf den Spötter Heine machte dasselbe Eindruck, so daß er von ihm sagen mochte: „In meines Lebens Wildnis hat's freundlich hereingestrahlt.“

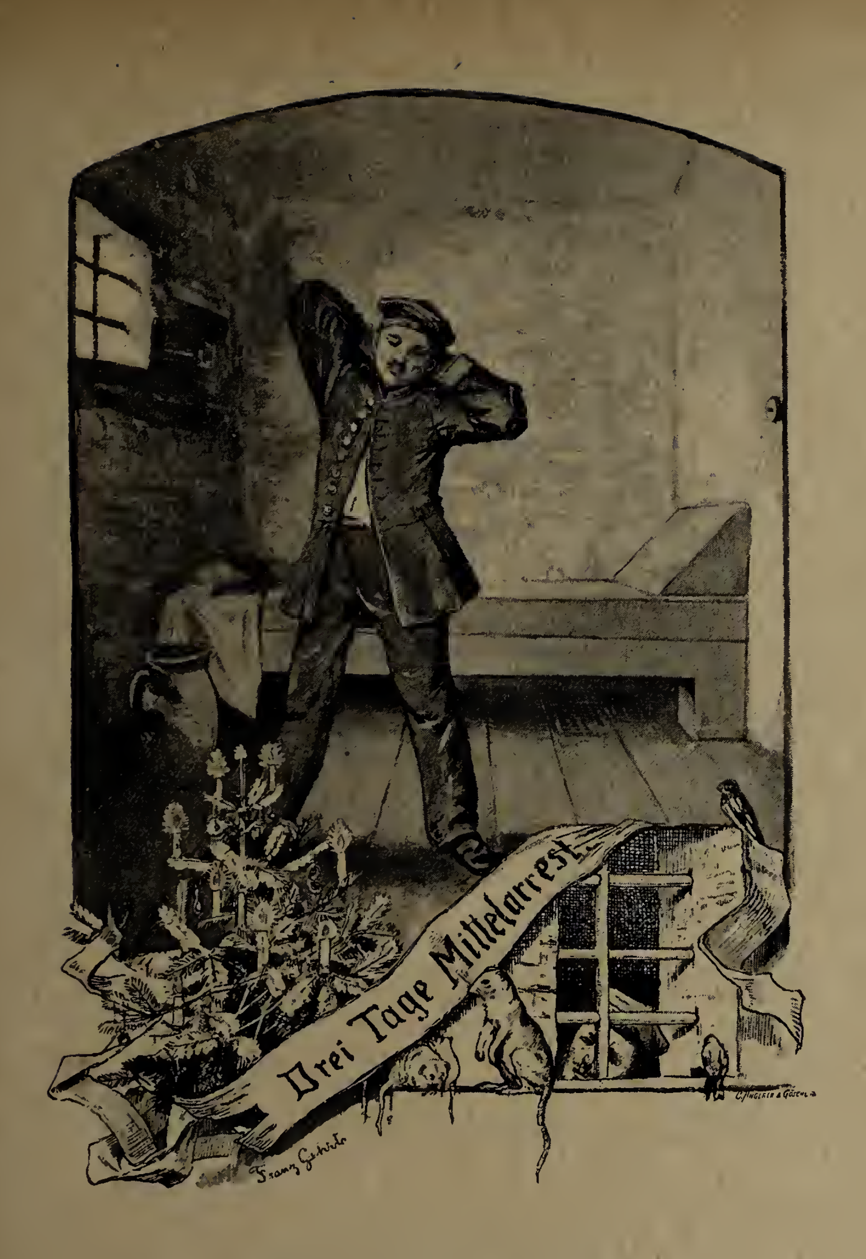
Es gibt wohl kaum ein Bild, das in solchem Maße eine weihevolle religiöse Stimmung hervorzurufen geeignet ist, wie das Kölner Dombild. Wenn man von einer eigentlich christlichen Kunst sprechen will, die unabhängig von der Kunst des antiken Heidentums sich ihr eigenes Schönheitsideal suchte, so muß man sagen, daß sie in dem Dombild und den verwandten gleichzeitigen Werken ihr Höchstes erreicht hat.

Ein hervorragendes Werk aus derselben Zeit, vielleicht von derselben Hand wie das Dombild, ist noch die im erzbischöflichen Museum zu Köln befindliche Madonna mit dem Veilchen (nach dem früheren Aufbewahrungsort auch Madonna des Priesterseminars genannt). Dieses Bild zeigt die stehende Gestalt Marias in reichlicher Lebensgröße. Mit holder Freundlichkeit blicken die wundersam schöne Jungfrau und das

liebliche Kind auf ihrem Arm auf die Stifterin des Bildes herab, die in kleiner Figur am Boden kniet, durch Wappen in den unteren Bildecken näher gekennzeichnet. Den Hintergrund bildet oberwärts der Himmel, an dem man die von leichtem Gewölk umgebenen Halbfiguren Gott Vaters und singender Engel und die schwebende Taube erblickt; unterhalb wird von zwei kleinen Engeln ein reicher Teppich gehalten, der dasselbe Muster zeigt wie der Vorhang auf dem Verkündigungsbilde der Dombildflügel.



Ein geplagtes Christkind.
Originalzeichnung von M. Flashar.



Drei Tage Mittelarrest.

Auch eine Weihnachtsgeschichte. Von Hanns von Spielberg.

Der Musketier Petersen III, wie er zum Unterschiede von zwei anderen Mars- und Marschsöhnen gleichen Vatersnamens (diese wahrhafte Geschichte spielt nämlich in den gesegneten meerumschlungenen Landen) nach der Stammrolle seiner Kompanie genannt wurde, galt als ein vortrefflicher Soldat. Der Herr Hauptmann waren immer mit ihm zufrieden gewesen und selbst der gestrenge Herr Feldwebel Muckenicht hatte noch niemals Gelegenheit gehabt, ihn in seiner ungeheuerlichen Brieftasche als der rächenden Nemesis verfallen zu notieren. Christian Peter Petersen diente im zweiten Jahre und spitzte sich nicht nur gewaltig, sondern auch mit gewissem Recht sowohl auf den höchsten Grad der Gemeinheit, die Gefreitenknöpfe nämlich, als auch auf die Entlassung auf

Königsurlaub. Er war Haussohn, wie man in Holstein sagt, d. h. er hatte stets nur auf der Besitzung seines Vaters, einem schönen Bauernhof in den Westmarschen, gearbeitet und begründete Aussicht, denselben demnächst selbst samt den dazu gehörigen vierzig Häuptern Rindvieh zu übernehmen, da Vatting sich gewaltig nach dem bequemen Altenteil sehnte. Christian Peter war also eigentlich schon ein gemachter Mann, und wenn ihn irgend ein vorlauter Einjähriger einmal den Krösus der Kompanie genannt hatte, weil er immer bereit war, ein Achtelchen Holstenbräu auszugeben, so traf das an sich gar nicht übel zu — mißlich war nur, daß unserem Freunde der Spitzname „Kröschuß“ blieb, ohne daß seine Kameraden oder er selbst die näheren Verhältnisse des braven, alten lydischen Königs gekannt hätten.

Der Kröschuß war also ein ordentlicher Kerl und ein tüchtiger Musketier. Er machte seine Griffe wie ein Grenadier des alten Dessauers, marschierte wie ein junger Gott, hatte die Schützenschnüre und galt als einer der brauchbarsten Patrouillenführer. Die jungen Burschen in der Rekrutenabteilung, der er als besonderen Vertrauens würdig zugeteilt worden, zitterten trotz seiner väterlichen Milde vor seinem Augenrunzeln fast ebensosehr, als vor dem Befehl des Unteroffiziers, und auf seiner Stube herrschte stets die musterhafteste Ordnung. „Schade,“ hatte der Hauptmann schon mehrfach gesagt, „daß der Petersen III es nicht nötig hat — er wäre ein brauchbarer Unteroffizier geworden.“ Und dennoch gab es an ihm einen wunden Fleck, der ihn schließlich doch ins Unglück stürzte: „Unser guder Krischan Peter is verleevt wien Stint!“ sagten die Stubenkameraden.

Dabei wäre ja nun an sich nichts Böses gewesen, denn weder nach den Kriegsartikeln, noch nach dem Waldersee gehört das Bezähmen des eignen Herzens zu den Pflichten des Soldaten, wie auch jeglicher Mann in jeglicher Garnison an jedem Sonntag sehen kann. Liebesgedanken sind auch in der Kaserne zollfrei, sie müssen sich nur hübsch in gebührenden Schranken zu halten wissen. Unser Freund Petersen aber war in der Richtung, die das elektrische Fluidum seines Herzens nahm, allzu unvorsichtig: er suchte nämlich den Gegenstand seiner Liebe auf dem gefährlichsten Gebiet, im Hause seines eignen Hauptmanns und Kompaniechefs.

Es war an einem trüben Novembernachmittag, als er sie zum erstenmal sah. Er hatte den ganzen Tag im leise rieselnden Regen auf dem Kasernenhof gestanden und beim Rekrutenexerzieren an die vierzig Stück Rindvieh daheim gedacht, dann hatte ihn, kaum daß er vom Knapphans aus der Kantine sich ein Schälchen Mokka erstanden, der Feldwebel auf das Büreau gerufen und ihm die Ordonnanzmappe umgehangen. „Schnell den Helm auf, Petersen, und mit dem Parolebuch zum Herrn Hauptmann. Der Gefreite du jour ist zum Lazarett und die Unterschriften eilen. Wenn der Herr Hauptmann noch nicht zu Hause ist, müssen Sie auf ihn warten.“

Christian Peter Petersen also machte sich auf den Weg und stand zehn Minuten später triefend vor Nässe, aber in untadelhaft strammer Haltung vor der Thür der kompaniecheflichen Wohnung. Es war ihm sehr gleichgültig zu Mute, er dachte an Nichts, als höchstens an die Jauersche, die er sich als Kröschuß heute Abend genehmigen wollte, er dachte sicher am wenigsten daran, daß er nicht nur vor der Thüre seines Hauptmanns, sondern auch vor der entscheidenden Wendung seines Lebens stehe. Als ihm aber auf zweimaliges, bescheidenes Klingeln weder der Bursche, noch die alte Köchin öffnete, die so häßlich war, daß sie niemand zu Königsgeburtstag einladen wollte, trotzdem sie bei Hauptmanns diente, wurde er schließlich ein wenig ungeduldig und erlaubte sich ein energisches Klopfen. Darauf rannte es ein-, zweimal auf dem Korridor hin und her, ein feines Kinderstimmchen rief: „Fräulein, draußen steht ein Soldat“, und dann — dann öffnete sich vorsichtig die Thür, und anstatt der alten, häßlichen Stine blickte ein krauser Blondkopf durch die Spalte, ein frisches, rundes Gesichtchen, von dem Peter Christian nur das eine Gefühl hatte, daß es einem heimatlichen ‚Gravensteiner‘ zum Anbeißen ähnlich sei. Und das Gesichtchen öffnete die roten Lippen, zeigte zwei Reihen weißer Zähne und sagte lächelnd: „Die Herrschaften sind ausgegangen, und der Bursche ist im Stall. Kann ich vielleicht etwas bestellen, Herr Soldat?“

Herr! — Wahrhaftig, sie hatte Herr gesagt, anstatt wie Stine ein kurzes: „Geb'n

dat Dings man her!" zu brummen. Und als das kleine Töchterchen des Hauptmanns sich jetzt durch die Thürspalte drängte und er sah, daß sich an das hübsche Gesichtchen nach unten ein zierliches, dralles Figürchen anschloß, wurde ihm ganz eigentümlich ums Herz — so weh und so weich, wie . . . nun wie etwa am Morgen, als er zum ersten Male dem Vaterhause Lebewohl gesagt hatte. Er konnte kaum sein: „Ich soll auf den Herrn Hauptmann warten!" hervorstammeln.

„Sieh nur, Margaret, wie naß der arme Soldat ist," sagte die kleine Lotti und deutete mit ihrem Fingerchen auf die Regenflecke, die vom Mantel auf die Dielen herabgetropft waren.

Diese unleugbare Thatsache schien denn auch dem Fräulein einzuleuchten. Sie war offenbar noch wenig militärisch geschult. „Wollen Sie nicht eintreten?" meinte sie mitleidig. „Es wird wohl ein Weilchen dauern, ehe der Herr wiederkommt, und die Köchin hat, ehe sie fortging, in der Küche Kaffeefeuer gemacht — da können Sie sich ein wenig trocknen."

Er ließ sich das nicht zweimal sagen. Wie gemütlich und hübsch es doch in der Hauptmannsküche war — die häßliche Stine mußte doch ihre guten Seiten haben, so blitzte und glitzerte alles bis zu dem Messingreifen um die Maschine herab. Aber das Hübscheste war doch das Fräulein, das sich jetzt in einer Ecke mit der kleinen Lotti etwas zu thun machte, als ob sie sich nicht traue den fremden Mann allein zu lassen: wie adrett und nett sie aussah, wie gut ihr die weiße Schürze stand, und wie zierlich sie herumhantierte. Bei diesen Gedanken kam unserem Christian die dunkle Empfindung, daß er eigentlich etwas Unterhaltung machen müsse, und er meinte diesem Gefühl nicht anders Ausdruck geben zu können, als durch die Frage: „Sie sind wohl noch nicht lange hier?"

Das war, als ob es ein erlösendes Wort gewesen sei. Dem wackeren, etwas schwerfälligen Holsten dünkte es geradezu wunderbar, wie schnell dies kleine Mäulchen reden konnte, nachdem einmal die Schleuse aufgezogen war. Kurz und gut, nachdem kaum fünf Minuten vergangen, wußte er ganz genau, daß sie erst vor drei Tagen angekommen sei, Margaret Wille heiße, die Tochter des Schullehrers vom Gut des Herrn Hauptmann und jetzt in der sehr ehrenwerten Stellung als Kinderfräulein bei der Lotti sei. Der Ausdruck Kinderfräulein imponierte ihm gewaltig, obwohl er sich gar keine rechte Vorstellung von dergleichen Amt und Würden machen konnte, und obgleich Margaret gar nicht stolz that. Als aber nach jenen kurzen fünf Minuten der Hauptmann und fast gleichzeitig der brummige Küchendragoner zurückkamen, hätte er beinahe seine Meldung vergessen und überhörte jedenfalls Stines harte Worte: „Wat schlöpen Se denn die Lüt in mine Kök rin — man patt jo wie dörch en Wotepol." Christian Peter Petersen III hatte trotz des Regenwetters Lunte gefangen — er war bis über die Ohren in das Schulmeistertöchterlein verliebt.

Als gewissenhafter Chronist muß ich allerdings nochmals betonen, daß Fräulein Margaret nicht die erste Liebe unseres Freundes war. Seine Mittel als Kröschus hatten ihm bereits früher mehrere „Bräute" gestattet, ja als hübscher, flotter Kerl erfreute er sich im intimeren Kreise sogar des zweifelhaften Rufs, ein kleiner Don Juan zu sein. Aber diesmal lag die Sache denn doch ganz, ganz anders, diesmal hatte er wirklich sein ganzes Herz verloren und ein gutes Teilchen mindestens seines militärischen Verstandes dazu. Das kam nur zu bald zu Tage: Petersen III, dies Musterbild eines Musketiers und Gefreiten in spe, wurde zunächst so zerstreut, daß seine Rekruten darüber lächelten, nicht lange und er „bummelte" traumversunken beim Exerzieren, ja schließlich grüßte er sogar einmal seinen Hauptmann nur durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, anstatt Front zu machen — kein Wunder, daß ihm Feldwebel Muckenicht eine Seite in jenem bewußten Buch zu reservieren anfing und der Kompaniechef im schlimmsten Sinne aufmerksam auf ihn wurde . . .

Sie sah er nur selten, obwohl er all sein Raffinement aufbot, kleine Begegnungen herbeizuführen. Sie war ja „Wat Beteres" und ging daher nicht tanzen, wie die anderen Mädchen — kaum daß er ab und zu Gelegenheit fand, auf der Promenade, wenn sie Lotti spazieren führte, einige Worte mit ihr zu wechseln. Aber er meinte doch, ihr nicht zu mißfallen — hatte sie doch sogar eine große Tüte mit Pfefferkuchen angenommen, die er ihr gekauft, als sie sich ein=

mal auf dem Jahrmarkt vor der Braunschweiger Bude begegneten. Ja, das war gewiß ein gutes Zeichen, denn sie ließ sich sicher nicht von all und jedem etwas schenken.

So kam der 21. Dezember, dieser Unglückstag, heran. Es war wirklich ein Unglückstag vom Aufstehen an. Früh war die Stube in Unordnung gewesen, als der Unteroffizier du jour revidierte, beim Exerzieren am Vormittag erregte Peter Petersen das höchste Mißfallen des Herrn Leutnants, weil er anstatt die ihm anvertrauten Zöglinge tüchtig in Bewegung zu halten, sich damit begnügte, das Dach des Exerzierschuppens anzuschauen, am Mittag diktierte ihm der Hauptmann wegen mangelhaft gereinigten Gewehrs seine erste Strafe: das Reinigen von drei Kammergewehren! zu. Und alles dies Unheil gerade an dem Tage, von dem er sich so viel versprochen hatte — auf den er sich seit länger als einer Woche wie ein Kind freute.

Ja, ja: des Lebens ungemischte Freude wird keinem Irdischen zu teil.

Fräulein Margaret Wille gehörte nämlich zu jenen Unvorsichtigen, welche ihren Geburtstag allzunah dem schönen Fest der Gaben gewählt haben. Sie hatte schon als Kind oft genug darüber geweint, daß der Papa Schulmeister, dem sie als jüngstes von sieben Töchterchen an einem schönen 21. Dezember geboren worden, stets einfach dekretierte: „Gretes Geburtstag fällt diesmal auf den heiligen Abend.“ Wenn die andern Töchter auch nur sehr bescheidene Geschenke an ihren Wiegenfesten empfingen, sie hatten doch wenigstens einen Geburtstag, der armen Grete aber wurde er rundweg vom Etat abgesetzt. Und das von Rechts wegen.

Die kleine Lotti war es nun gewesen, die unserm Christian Peter das große Geheimnis plaudernd verraten hatte, als er ihr und ihrem Fräulein wieder einmal „zufällig“ in den Anlagen begegnete. In seiner unternehmenden Seele aber war sofort ein energischer Entschluß aufgetaucht: er wollte seiner Angebeteten ein Geschenk machen, das ihr zeigen sollte, was sein Herz empfand. Über die Wahl dieser Gabe konnte er freilich schwer schlüssig werden, nur daß sie eines Kröschus würdig sein mußte, war ihm klar. Nach langem Zögern entschloß er sich endlich zum Ankauf eines herzförmigen Medaillons und wagte in dasselbe sogar seine eigne, buntkolorierte Photographie und — eine Locke zu bergen. Wenn sie nun nichts merkte, mußte sie allerdings mit Blindheit geschlagen sein.

Mit diesem Medaillon bewaffnet, machte er sich im Extrarock, die eigene Mütze etwas genial auf dem linken Ohr, am späten Nachmittag auf den Weg nach der Wohnung des Herrn Hauptmanns. Dieser, wußte er, befand sich zur Stunde in der Kaserne und die Gnädigste war, wie ihm der Bursche verraten hatte, zum Kaffee bei der Frau Oberst. Sein letztgenannter guter Freund hatte ihm auch versprochen, die Stine unter irgend einem Vorwand zum Ausgehen zu bewegen — das Feld war also rein!

Unser Peter traf es auch gut, es ging alles nach Wunsch. Margaret öffnete ihm selbst, er brachte in wohleinstudierter Rede seinen Glückwunsch an, bei welcher Anstrengung dem armen Burschen allerdings schon die hellen Schweißtropfen über die Stirn perlten, er überreichte mit einem kleinen Kratzfuß das kleine Angebinde und sie nahm es wirklich, freilich aufs äußerste erstaunt, in ihre kleine Patschhand.

„Aber das geht doch nicht, Herr Petersen,“ sagte sie. „Das kann ich doch unmöglich annehmen — selbst von Ihnen nicht,“ fügte sie tief errötend hinzu.

„Selbst von Ihnen nicht“ — das Wort klang ihm so süß in den Ohren, und Margaret sah dem guten Burschen dabei so warm und herzlich in die Augen, daß Christian Peter Petersen nicht länger an sich halten konnte, seine breite Rechte fest um die Taille des sich sträubenden Mädchens legte und ihr einen recht herzhaften Kuß gab.

Da geschah etwas Schreckliches — — —

Nicht etwa nämlich, daß Grete laut aufkreischte, auch nicht, daß die kleine Lotti in den Schrei einstimmend aus der Kinderstube auf den Korridor gelaufen kam — Nein! Aber die Entreethür drehte sich plötzlich in ihren Angeln: der Herr Hauptmann standen vor unserem armen Freunde.

Der Herr Hauptmann ist sonst nichts weniger als ein Barbar, aber das ganze Bild mußte besonders unter dem Akkompagnement von Gretes lautem Aufschrei und dem Gewimmer seines Lieblings auf das kompaniechefliche Gemüt doch einen ähnlichen Eindruck machen, wie das rote Tuch auf einen Stier in der Arena.

„Das sind ja hübsche Geschichten!“ brauste er auf. „Ist das nicht der verlodderte Bursche, der Petersen III? Was unterstehen Sie sich hier in meiner Wohnung? Und Sie, Grete, was soll ich von Ihnen denken? Haben Sie dem Manne ein Recht zu dieser Szene gegeben?“

Das arme Mädchen war in die äußerste Ecke des Korridors geflüchtet, wo sie die immer noch weinende Lotti wie zum Schutz vor ihre Schürze stellte. Sie konnte nur schluchzend erwidern: „Nein, Herr Hauptmann, ganz gewiß, nein!“

O diese Weiber!

„Es würde mir auch um Ihres Vaters willen leid gethan haben. Ihnen aber, Petersen III, Ihnen will ich doch die Lust zu solchen Allotrias etwas versalzen. Sofort melden Sie sich in der Kaserne beim Feldwebel, der durch die Ordonnanz gleich den Arrestschein abholen lassen soll: Sie sind mit drei Tagen Mittelarrest bestraft — wegen unpassenden Benehmens in der Wohnung eines Vorgesetzten! Und wehe Ihnen, wenn ich Sie noch einmal auf gleichem Pfade ertappe — wehe Ihnen!“

Eine Stunde später saß der Kröschus Christian Peter Petersen bei Vater Philipp hinter Schloß und Riegel.

Drei Tage Mittelarrest! Vier Schritt lang und zwei Schritt breit ist die Zelle, eine harte Pritsche ihr einzig Mobiliar, ein vergittertes Luftloch, Fenster genannt, die einzige Unterbrechung der kahlen Wände. O Peter, warum hast du dir das eingebrockt — jetzt, gerade jetzt, wo Weihnachten, das frohe Fest, vor der Thür steht. Heute fahren die Kameraden auf Urlaub, morgen könntest auch du gleich ihnen vom Vatting an das Herz geschlossen werden — übermorgen abend werden überall die Tannen brennen, und Freud und Jubel werden in jedem Hause sein!

„Un dat all um een Deern!“ Peter beißt die Zähne aufeinander, um einen Fluch zu unterdrücken. O diese Weiber, regt es sich ingrimmig in seinem Herzen — aber gleich darauf tritt ihm doch wieder ihr Bild vor die Augen, er denkt an ihre schlanke Taille, die so hübsch fest in seinem Arm gelegen hatte, und er denkt an die frischen, rosigen Lippen: war der eine Kuß am Ende doch die drei Tage wert?

Wenn die Stunden nur nicht so entsetzlich langsam verrinnen möchten. Ob es wohl bald Morgen sein wird? Die Ratten rascheln unter dem Fußboden — natürlich, sie machen es sich lustig, sie sind ja frei! Endlich tagt es. Oben am Fenster pickt im Morgenlicht ein Spatz am Holz herum — auch er ist frei, der glückliche Herumtreiber. Jetzt treten wohl die Rekruten auf dem Kasernenhofe an .... wie die dreisten Burschen tuscheln und flüstern werden über ihren gestrengen Petersen, den das Unglück ereilt hat, — wie die Kameraden ihn gar höhnen und belachen werden, ihn, der so stolz war, noch nie bestraft zu sein! „O Greten, worum häst mi det dohn?“ ....

Während der arme Peter dies und vieles andere in seiner Zelle Nr. 13 meditierte, wirkte seine „Strafthat“ auch im Hause des Hauptmanns im stillen nach. Die kleine Lotti war es zuerst, die nach Kinderart der Mama beichtete, daß Fräulein sehr „weh, weh“ wäre, denn sie weine ohn' Unterlaß. Die Gnädigste sah denn auch bald selbst, daß die frischen Augen des Mädchens, von denen Petersen III immer behauptet, sie seien wie „op de Knopgabel putzt“, arg gerötet schienen, und ehe noch aus Morgen und Abend der 23. Dezember wurde, attrapierte sie Margarete, wie sie traumverloren auf ein gewisses kleines Medaillon starrte, das in goldener Umrandung ein pausbäckiges Musketiergesicht barg. Es erfolgte in anbetracht, daß die Gnädigste ja in einem gewissen patriarchalischen Verhältnis zu der Tochter des heimatlichen Dorfpräzeptors stand, eine gewissenhafte Inquisition, die mit echt weiblichem Wohlwollen geführt wurde, und deren Resultat das Geständnis der Inkulpatin war, daß es ihr nicht nur um Peter Petersens Arreststrafe sehr, sehr leid thäte, sondern daß sie bewußten Kasernenbewohner wirklich lieb, so recht von Herzen lieb habe.

Die Frau Hauptmännin hatte darauf mit dem Herrn Hauptmann einen langen und ernsten Diskurs, in dem unter anderm auch Petersens häusliche Verhältnisse eine wesentliche Rolle spielten. Der Kompanievater wollte zuerst ein gewaltiges Dienstgesicht aufstecken, aber die strenge Miene schmolz unter den diversen Überredungskünsten der Gattin so schnell hinweg, wie Schnee in der Maiensonne — dann zählten der Herr Hauptmann an den Fingern: „22., 23., 24.“ und schickten zum Feldwebel Muckenicht.

Die Sonne des 24. neigte sich zum Untergehen, und alle Christenkinder schickten sich an, ihre Kerzen und ihre Tannenbäume festlich zu schmücken. Unser Peter Petersen aber saß tieftrauernd auf der harten Pritsche seiner einsamen Zelle. Er war darauf gefaßt, erst morgen früh erlöst zu werden — er wußte, ihm brannte heute kein Christbaum. „O, mein God, dat is de slechste Winachtn, det ick je verleevt häv!"

Da — es schlug vom nahen Kirchturm gerade sieben Uhr — knarrte plötzlich der Schlüssel im Schloß, die Thür drehte sich in ihren Angeln, und das sonst so griesgrämische, heute aber doch etwas festabendlich angehauchte Gesicht vom Vater Philipp (alle Arresthausaufseher führen im Kasernenidiom diesen Namen) zeigte sich in der Spalte.

Petersen III sprang schnell auf, die vorschriftsmäßige Meldung zu erstatten: „Musketier Petersen III mit drei Tagen Mittelarrest bestraft, weil er ...."

Vater Philipp winkte gnädig ab. „Der Unteroffizier du jour Ihrer Kompanie ist hier, um Sie aus dem Arrest zu holen!"

Schon trat der Genannte auch aus dem Dunkel des Korridors heraus. „Ich habe Ihnen auch die Sonntagsgarnitur mitgebracht, Petersen. Sie sollen sich hier gleich umziehen und sofort zum Herrn Hauptmann kommen."

Unserm Kröschuß war's, als ob er träume — jedenfalls konnte er sich den Zusammenhang nicht erklären und wußte nicht, ob er zittern oder hoffen sollte. Als er dann aber eine halbe Stunde später vor seinem Hauptmann stand — aus der Nebenstube klang Lottis frohes Jauchzen und durch die Thürspalte strahlte heller Kerzenschimmer — und als der Vater der Kompanie ihn ernst fragte: „Petersen, haben Sie die Margaret Wille wirklich so lieb, daß Sie das Mädchen heiraten wollen? Und wissen Sie auch, ob Ihr Vater seine Zustimmung nicht versagen würde?", da wäre er jenem am liebsten, wenn's die Subordination erlaubt hätte, zu Füßen gesunken. So richtete er sich stramm auf und meldete fest: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Dieser aber ging leise ins Nebenzimmer zu seiner Frau und die Gnädige wieder zur Margaret: „Mein Mann hat noch ein kleines Weihnachtsgeschenk für Sie, mein Kind. Kommen Sie doch einmal mit — es steht in seinem Zimmer."

Eine Minute später liegen sich zwei glückliche Menschen in den Armen und Christian Peter Petersen holte sich einen Kuß, nein zehn Küsse, die ihm zehnmal besser schmeckten, als derjenige, wegen dessen er soeben noch „gebrummt" hatte. Die kleine Lotti aber ließ sich nicht halten, sie lief ihrer Grete nach und zupfte energisch an deren Schürze: „Du, Margaret, hat dir Papa wirklich den Soldaten zu Weihnachten geschenkt?"

„Das hat das Christkind gethan!" belehrte der Papa.

Jedenfalls hat es das Christkind mit beiden Leutchen sehr, sehr gut gemeint, denn Frau Petersen ist heute die sehr glückliche Frau eines braven Mannes, und Christian Peter Petersen würde jeden, der ihn überhaupt nur fragen wollte, ob er glücklich sei, mit der ganzen Kraft seiner muskeltüchtigen Arme sofort über die Grenze seiner Besitzung spedieren.

„So'n ollen Ag, kiek he sik doch man bloß de Grete an," — würde er wahrscheinlich sagen — „wegen so'n sötten Fru wör ick geern noch teinmal tein Dag int Lock sitten!"

Ein Krug Suppe.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Ein Krug Suppe! Wie wenig ist das und wie viel! Wie wenig für den, der ihn spendet, wie viel für die Empfänger! Hoch oben im vierten Stock einer jener Mietskasernen, die von vornherein für die Ärmsten der Armen erbaut wurden, leben eine alte Frau und ihre auch schon betagte Nichte. Sie sind immer arm gewesen ihr ganzes Leben lang. In ihrer Jugend haben sie in der Fabrik gearbeitet, dann haben sie jung geheiratet und vielen Kindern das Leben gegeben, die alle starben, ehe sie das erste Lebensjahr überschritten. Die Männer erkrankten, siechten dahin und starben, nach=



Weihnachtsmarkt in Weimar. Gemalt von W. Zimmer.



Unentgeltliche Speiserest-Verteilung an Arme in einem Restaurant einer Großstadt.

dem ihre Pflege den letzten Pfennig im Hause verbraucht hatte. Da thaten sich die beiden Frauen zusammen, mieteten sich gemeinsam ein Zimmerchen und helfen sich nun so gut sie können. Im Herbst und Winter zerzupfen sie Matten zu Bast, im Frühling und Sommer wandern sie weit hinaus in die Wälder und sammeln Blumen, die sie auf dem Markte verkaufen. Der geschäftliche Wettkampf ist auch hier erdrückend und wird es immer mehr. Selbst die bescheidensten Lebensansprüche wollen sich von dem Ertrage dieser Arbeit nicht mehr bestreiten lassen. Die beiden leben in einer Großstadt, mit wohlorganisierter Armenpflege, und diese ist den Alten zu Hilfe gekommen. Sie erhalten die höchste zulässige Unterstützung und sind vor dem Verhungern und Erfrieren geschützt, aber auf wie vieles müssen sie doch verzichten, was uns selbstverständlich erscheint! Das nackte Leben kostet ja in der Großstadt nur zu viel, wo alles bar bezahlt werden muß! Wie oft müssen sie, wenn sie völlig durchnäßt, bis ins innerste durchfroren, von ihren Streifzügen heimkehren, mit einem Stücke Brot vorlieb nehmen. Was bedeutet ihnen da ein Krug Suppe! Er spendet neues Leben.

Wer mit der Armut verkehrt, hat das längst erkannt, und es gibt überall Vereine, die diesem Bedürfnisse entgegenkommen wollen. Diesen treten dann vielfach die Inhaber der Hotels und der großen Restaurants und Speiseanstalten zur Seite, welche ihre Reste an die Armen verteilen, wie unser Bild es darstellt. Und doch muß noch so mancher Arme des Kruges Suppe nur zu oft, nur zu lange entbehren. Möchten doch die Leser dieser Zeilen und mehr noch die Leserinnen derselben diese Thatsache wohl festhalten und, wenn sie es bisher noch nicht thaten, für künftig anordnen, daß allwöchentlich wenigstens an einem Tage ein Pfund Fleisch mehr in die Suppe gethan und von dieser dann ein Teil in die Krüglein Armer gegossen werde. Sie können damit viel, sehr viel dazu beitragen, den Armen ihr schweres Schicksal zu erleichtern. Und wenn sie es können, haben sie dann nicht auch die Pflicht, es zu thun?



Abb. 1. Aufstieg zum Treiben.

Schwarzwildjagden in der Eifel.

Man nennt das Rheinland gewöhnlich eine der reichsten Provinzen des preußischen Staates. Unstreitig muß dasselbe einen solchen Eindruck auf jeden machen, der, den großen Verkehrsstraßen dieses Landes folgend, sich lediglich darauf beschränkt, gelegentlich einer fröhlichen Sommerreise diejenigen Bilder festzuhalten, welche sich ihm auf seinem Wege geboten haben.

Und wie gern vergißt der fröhliche, zufriedene Mensch alles, was ihm mißfallen hat! Nur das Gute und Schöne haftet in seiner Erinnerung, das Böse und Häßliche vergißt er leicht und schnell. Woran denkt der Tourist, nachdem er mit schmuckem Dampfer den Rhein oder die Mosel hinuntergeglitten ist und staunend die Allmacht Gottes in den herrlichen Schöpfungen der Natur bewundert hat? Seinem Gedächtnisse haben sich nur die üppig grünenden Weinberge, die freundlich das Ufer belebenden Städte und Dörfer, der Wald lustig bewimpelter Schiffsmasten, das ewigrührige Treiben der Matrosen und Schiffsknechte an den Gestaden eingeprägt — etwas weiter, „hinter die Kulissen“ möchte ich sagen, hat er nicht geschaut, für ihn hörten die Berge oben an der malerischen Burgruine auf, was darüber, dahinter lag, kümmerte ihn nicht.

Gehen wir auch einmal dahin!

Der Rhein bespült von Bingen bis Köln den Fuß des Hunsrücks und der Eifel, welche durch die Mosel getrennt sind. Es ist noch gar nicht lange her, daß man die Eifel nur vom Hörensagen kannte und nur gelegentlich einmal einen Aufruf zur Unterdrückung eines dort ausgebrochenen Notstandes las; Eisenbahnen wurden in dieser Gegend erst in den allerletzten Jahren gebaut, ja die Moselbahn — wohl eine der strategisch und merkantil wichtigsten Preußens — ist erst seit acht Jahren eröffnet. Heute ist es freilich leichter, die Eifel zu bereisen, und viele wirkliche Sommerfrischler, welche des Hastens und Treibens, der übertriebenen Hotelpreise und der Scharen weißrotbestrumpfter Engländer im Rheinthale müde geworden sind, wählen sich die Eifel zu ihrem Sommeraufenthalte und weiden sich an den herrlichen und einfachen Naturschön=

heiten derselben. Freilich finden sie dort nicht das emsige, auf großen Wohlstand schließen lassende Leben des großen Rheinstromes, sie sehen nur, wie der Bauer dort im Schweiße seines Angesichtes von der Hand in den Mund lebt, wie er alle Mühe, allen Fleiß daran setzen muß, wenn er die zum Lebensunterhalte unbedingt nötigen Erzeugnisse trotz klimatischer und tellurischer Hindernisse dem Boden abringen will. Aber auch hier, in diesem armen Teile des Rheinlandes ist die Natur herrlich ausgerüstet mit allen Schönheiten. Wer könnte sich einen prächtigeren Anblick wünschen, als den eines geheimnisvoll ruhigen, von ernsten Waldungen rings eingeschlossenen „Maars," wie man die Seen, welche sich in den alten Kratern der durch und durch vulkanischen Eifel gebildet haben, nennt. Wer hätte beim Anblicke des Laacher Sees, des größten jener Maars, nicht staunend stille gestanden — hallo! ich schildere hier die Eifel und wollte doch von Schwarzwildjagden erzählen. Verzeih mir's, lieber Leser. Ich habe lange Jahre dort gelebt, und wie ich mich eben daran setzte, eine der ureigentümlichsten Jagden der Eifel zu beschreiben, da flogen meine Gedanken unwillkürlich zu jenen einfachen Naturschönheiten und blieben länger an ihnen haften, als ich's gewollt.

Also Schwarzwildjagden!

Wie ich schon bemerkt, ist die Eifel im großen und ganzen eine arme Gegend; große Ödländereien überziehen dieselbe — einen Teil hat man aufgeforstet — das Terrain ist infolge vulkanischer Eruptionen vielfach zerrissen, und steile Hänge, welche meist mit dichten Eichenschälwaldungen bestockt sind, wechseln mit meist armen, kleinen Plateaus, die der Ackernutzung dienen, ab. Diese dichten Eichenschälwaldungen nun, sowie die Nadelholzdickungen, welche infolge der Aufforstungen entstanden sind, bilden den Lieblingsaufenthalt für die Wildschweine, jene vom Landwirte so gefürchtete Landplage.

Das Schwarzwild führt ein rechtes Zigeunerleben. Heute ist es hier, morgen zehn Meilen weiter. Der Bauer sieht des Morgens zu seinem Schrecken, daß sein Kartoffelfeld über Nacht vom Schwarzwilde umgebrochen und er so eines großen Teiles seiner Ernte beraubt ist. Wie will er sich dagegen schützen? Acht, vierzehn Tage kann er des Nachts auf Wache stehen, um die Freibeuter zu vertreiben — kein einziges Stück Schwarzwild bekommt er zu sehen; da endlich läßt er ermüdet von der Wache ab, wohl auch in dem Glauben, die Sauen seien ausgewechselt — und in der *nächsten* Nacht ist der Schaden geschehen. Wendet er sich an den Jagdpächter mit der Bitte um Abhilfe, so erreicht er auch nicht viel, denn meist haben noch kleine Bauern die Jagd in Händen — wer wollte auch bisher in jenen noch wenig zugänglichen Revieren eine Jagd pachten? — und die verstehen es meist nicht, dem überschlauen Schwarzwilde beizukommen. Rechnet man nun noch hinzu, daß die Vermehrung der Wildsauen eine außerordentlich große ist, so wird man begreifen, daß mit der Zeit der Schwarzwildschaden eine sehr bedenkliche Ausdehnung angenommen hatte. Ja so schlimm wurde es, daß die Staatsregierung es für nötig hielt, einzugreifen, um jenem Übel nach Kräften zu steuern.

Es sind schon *sehr* große Summen für die Verminderung des Schwarzwildes ausgegeben worden. Die beteiligten Regierungen haben dabei verschiedene Wege eingeschlagen. Diejenige in Koblenz bezahlt ihren Forstbeamten für jedes von diesen erlegte Wildschwein eine Prämie, die Regierung in Trier dagegen hat mit gleich gutem Erfolge einen anderen Weg eingeschlagen: sie hält eine auf Sauen firm eingejagte Meute und versammelt alljährlich zur Winterszeit, bei Schnee, die Forstbeamten — also nur Berufsjäger — zur Schweinehetze.

* * *

„Sie werden hierdurch aufgefordert, sich zu der am 12. Dezember beginnenden Jagd auf Schwarzwild in den Waldungen der Gemeinden N. N. rechtzeitig einzufinden und sich am genannten Tage, morgens um sieben Uhr, bei dem Leiter der Jagd, Herrn Forstmeister M., zu melden."

So lautete die „Einladung," welche ich vor einigen Jahren, als ich noch in jener Gegend stationiert war, erhielt, und pünktlich machte ich mich auf den Weg nach dem kleinen freundlichen Moselstädtchen, in welchem wir uns versammeln sollten.

Am Vorabende des Jagdtages traf ich dort ein. Manchem alten Bekannten, den ich lange nicht gesehen hatte, drückte ich die Hand, und noch bis spät in die Nacht saßen wir bei rauchender Pfeife und dampfender Punsch=

bowle zusammen, alte Erinnerungen aufwärmend, neue Erlebnisse erzählend. Trafen sich doch hier die Kollegen aus einem Umkreise von zwanzig Stunden. Was wunder, wenn man da auftaute!

Einige von den jüngeren Mitgliedern der grünen Gilde übten sich auch im „Lateinreden.“ Ich sah es schon lange dem faltigen Gesichte des alten Revierförsters R. an, daß er den Aufschneidereien des Nachbars — eines jungen Hilfsjägers — nicht traute, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um Zeuge der folgenden Szene zu werden.

„Ja, denken Sie, Herr Revierförster,“ erzählte mit ernsthafter Miene der junge Nimrod, „welches riesige Glück ich neulich auf der Jagd hatte. Ich sitze am Waldrande auf dem Abendanstande, um mir einen Hasen zu schießen; kaum habe ich mich schußbereit gemacht, da erscheint rechts von mir ein Fuchs, links ein Hase. Bum, bum! Hase und Fuchs liegen im Feuer. Eben habe ich wieder geladen, da baumt rechts von mir ein Habicht auf, links tritt ein Rehbock, vertraut äsend, auf die Wiese. Ich besinne mich nicht lange, schnell nehme ich erst den Habicht aufs Korn, dann den Rehbock — beide waren mausetot. Na, denke ich, das geht heute abend gut, stecke neue Patronen ein und kaum sitze ich wieder in Positur“ — der Revierförster begann unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken — „als rechts von mir ein Hirsch, links ein kapitales Wildschwein heraustritt. Ich ziele auf den Hirsch — —“

„Herr!“ schrie da der alte R. in heller Wut, „wenn Sie jetzt nicht vorbeischießen, dann haue ich Ihnen eine runter, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!“

Der junge Forstmann machte natürlich ein sehr verdutztes Gesicht, als er sah, daß man seinen Aufschneidereien nicht die von ihm gehoffte Glaubwürdigkeit beimaß, die übrige Gesellschaft indes, welche den Schlußeffekt mit großer Spannung erwartet hatte, brach in ein homerisches Gelächter aus, für welches der „Freischütz“ nur ein mitleidiges Achselzucken hatte.

Solche und andere Scherze, nicht minder aber der vorzügliche Punsch hielten uns bis tief in die Nacht hinein beisammen und endlich saßen nur noch zwei alte, in jeder Beziehung erprobte Weidmänner an der alten Eichentafel, die zwar sehr wenig sprachen, aber um so mehr dachten und — tranken. Endlich gingen auch sie, nachdem noch „einer zum Abgewöhnen“ getrunken war.

Das Hifthorn des Rüdemanns und das freudige Geheul seiner ahnungsvollen Meute jagten uns frühmorgens aus den Federn. Die Toilette war schnell beendet: Forstuniform, Nagelschuhe, Kniegamaschen, Büchsflinte, Hirschfänger und Jagdtasche, das ist unsere Ausrüstung bei der Wildschweinjagd.

Nach dem Frühstücke brachen wir gruppenweise zum Rendezvous auf. Dort erwartete uns schon der Jagddirigent, Herr Forstmeister M., welcher in Begleitung einiger anderer Herren morgens mit dem Frühzuge aus Trier angekommen war.

Als wir uns bei ihm gemeldet hatten, sagte er, es sei noch keiner der Kreiser zurück, wir müßten daher noch warten.

Damit man nämlich nicht vergeblich mehrere Distrikte bejagt, in welchen sich kein Schwarzwild befindet — was man ja so ohne weiteres nicht wissen kann — werden bei Schnee die einzelnen Waldungen „abgekreist,“ das heißt einige sachkundige und zuverlässige Leute, die Kreiser, umgehen die einzelnen Walddistrikte und stellen nach den im Schnee abgedrückten Fährten fest, ob und wie viele Wildschweine ein- beziehungsweise ausgewechselt sind; es kann hiernach leicht angegeben werden, ob Sauen in einem Forstorte „stecken“ oder nicht. Ist ersteres der Fall, so sagt der Jäger: es sind so und so viele Sauen „fest.“

Allgemach kamen die Kreiser durch den hohen Schnee angewatet, und man konnte mit ihren Meldungen wohl zufrieden sein, denn im ganzen waren in verschiedenen Distrikten über dreißig Sauen fest, allerdings ziemlich zerstreut in mehreren weit auseinander liegenden Waldungen. Es standen uns somit für heute anstrengende Märsche bevor, aber darauf achtet der passionierte Jäger nicht; ist es doch eine nicht wegzuleugnende Eigenschaft des Menschen, daß er das am meisten liebt, dessen Erlangung ihm die größten Mühen bereitet hat.

Besonders freudig erregt und geradezu begeistert wurden wir durch die Meldung, daß an einem etwa zwei Stunden entfernten steilen Berghange ein alter, in der ganzen Gegend unter dem Namen „Urian“ bekannter Keiler eingekreist sei. Von diesem Veteranen hatte jeder schon irgend etwas gehört, man schätzte sein Alter auf zehn Jahre, sein



Abb. 2. Bei der Meute.

Gewicht auf drei Zentner. Mancher mochte wohl heimlich den Wunsch hegen, daß er der Glückliche sein möge, dem der Schuß auf den alten Bassen gelänge.

Wir brachen auf. Der Marsch war lang und mühsam; zwei tiefe Thäler mußten wir passieren und an den jenseitigen Bergen wieder in die Höhe klettern. Während dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, mir einen Hauptbestandteil unserer Jagdkampagne, nämlich den Rüdemann mit seinen Hunden näher zu betrachten. Der Rüdemann war ein schlank aufgeschossener junger Forstmann mit energischem Gesichtsausdrucke. Ein Blick aus seinen stahlgrauen Augen brachte manchen Hund zur Ruhe. Der Rüdemann trug keine Büchse, da diese ihm in der Dickung nur hinderlich gewesen wäre. Er hatte als Waffe weiter nichts als einen soliden Hirschfänger. An der Seite hing ihm das Hifthorn und eine Hetzpeitsche, mit welcher die Hunde gestraft wurden, wenn sie anderem Wilde als Sauen nachjagten. Die Hunde wurden paarweise von je einem Treiber geführt. Einer eigentlichen Rasse gehörte keiner der Hunde an, es waren Schäferhunde, Halbbracken, verdorbene Hühnerhunde, Spitze und wer weiß was — aber alle Hunde hatten eine Eigenschaft, welche sie für unsern Zweck ausgezeichnet machte: sie jagten vortrefflich an Sauen.

Endlich machten wir Halt. Der Jagdleiter sagte mit energischem halblauten Tone: „Meine Herren, von jetzt ab wird kein Wort mehr gesprochen, dort drüben ist die Dickung, in welcher der Keiler steckt.“

Lautlos schritten wir weiter, dann machten wir abermals Halt. Wir wurden in zwei Gruppen geteilt, die eine Hälfte blieb unten im Thale, die andere besetzte die Höhe. Ich war bei der ersteren Abteilung. Jeder bekam seinen Stand, und ich muß gestehen, daß ich mit dem meinigen nicht unzufrieden sein konnte, denn ich war in der Lage, einen großen Teil der mir gegenüberliegenden steilen Wand, welche eben getrieben werden sollte, übersehen zu können.

Es dauerte lange, bis das Treiben begann, denn die anderen hatten einen weiten Weg bis zu ihren Ständen. Endlich ertönte in weiter Ferne der Ruf des Hifthornes, welcher echoartig von den Bergwänden widerhallte.

Der Ton elektrisierte uns alle. Man warf nochmals einen Blick auf die Flinte, ob

auch alles fix und fertig sei, und wendete dann seine Aufmerksamkeit ganz dem Treiben zu.

Nicht lange brauchten wir zu warten, da schlug der Laut der Hunde an unser Ohr, freilich hörten wir vorab nur das einem einförmigen Geheul gleichende Echo des Hundegeläutes; aber es kam näher und näher, schon vermochte man den scharfen, zornigen Laut eines einzelnen Packers zu unterscheiden, jetzt hörte man auch oben an der Felswand den Ruf des Rüdemannes, der seine Meute anfeuernd den alten Jagdschrei ausstieß: „Ho — — Rüd! Ho — —! Huch Sau, mein Hund!“ in welchem das „Ho!“ ganz lang gezogen wird.

Um eine scharfe Felswand bog jetzt die Meute, und nie werde ich das Bild vergessen, welches sich mir hier bot. Der alte Keiler trollte nicht sonderlich flüchtig vor der Meute her, welche in wahnsinniger Wut denselben verfolgte. Kam aber einer der Hunde dem Keiler nur etwas zu nahe, so konnte er sich auf einen Schlag gefaßt halten, denn so ungeheuer plump das Wildschwein auch aussah, so führte es doch mit seinen „Gewehren“ (wie man die Hauer bezeichnet) blitzschnelle Schläge. Mehr als einmal tönte das Klagen eines Hundes zu uns herunter und bewies, daß einer der Rüden wieder einen Hieb erhalten hatte.

Jetzt stand der Keiler still, das „Gebreche“ hoch emporreckend und nach allen Seiten windend, es schien ihm etwas nicht geheuer zu sein. Er stand ungefähr vierhundert Schritte vor mir, und ich konnte ihn genau beobachten. Seine Figur war noch größer geworden durch den Schnee, welcher aus dem Geäste ihm in die Nackenborsten gefallen war. Wie aus Stein gemeißelt stand er so da, während die Meute ihn mit zornigem Gebell umtobte. Der Rüdemann rückte näher und näher, sein Erscheinen und sein Zuruf wirkten ermunternd auf die Meute, und mit mächtigem Anprall warf sie sich auf den Keiler. Aber auch hier bewährte sich das Sprichwort des Schwarzwildjägers: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe opfern,“ denn mehrere der wackeren Rüden wurden so schwer geschlagen, daß sie verendeten.

Dem Keiler mochte indes das Aufrücken des Rüdemanns nicht geheuer werden und er trollte langsam weg, halb schräg von mir, noch einige Male sah ich ihn durch das Buschwerk schimmern, dann entschwand er meinen Blicken. So viel aber hatte ich schon gemerkt, daß er mir nicht zu Schusse kam, wenn er nicht durch ein unvorhergesehenes Ereignis von seiner Richtung abgebracht wurde. Es dauerte etwa fünf Minuten, da fiel rechts von mir, indes ziemlich weit entfernt, ein Schuß. Am scharfen Knalle konnte man hören, daß mit einer Kugel aus der Büchse auf den Keiler geschossen worden war.

Der Schütze, Oberförster G. — leider ist er heute nicht mehr unter den Lebenden — war so glücklich gewesen, den ersten Schuß auf den Keiler abgegeben zu haben.

„Ich sah,“ so erzählte derselbe nachher, „plötzlich meinen dritten Nebenmann die Büchse anschlagen, in das Holz hineinzielen — dann wieder absetzen. Das immer näher=



Abb. 3. Der tüchtige Keiler.

rückende Geläute der Meute verkündete mir, daß das Manöver dem Keiler gegolten hatte; mein Nachbarschütze machte es wie sein Vorgänger, in demselben Momente hörte ich aber auch schon den Keiler durch das Unterholz heranstürmen; die Äste krachten und brachen, der Schnee fiel vom dürren Eichenlaube, zornig schallte der Laut der Meute — der Keiler wollte nicht aus der Dickung heraus, er schien die Lisiere revidieren zu wollen. Darüber kam er mir einen Augenblick in einer kleinen Bestandslücke auf etwa achtzig Schritte frei und ich gab Feuer. Der Rauch trieb mir ins Gesicht, und ich konnte daher den Erfolg meines Schusses fürs erste nicht beobachten."

Daß der Keiler den Schuß bekommen hatte, bewies die Schnelligkeit, mit welcher er seine Flucht fortsetzte, er veränderte seine Richtung und stieg wieder etwas den Hang hinauf. Die Meute wurde durch die Schweißspur nur noch um so feuriger, und da nun noch zwei der stärksten Hetzrüden frisch losgekoppelt waren, so hatte der Keiler einen schweren Stand. Die beiden neu anstürmenden Rüden empfing er allerdings noch sehr scharf, denn den einen warf er mit seinem Gewehre über mannshoch in die Luft, daß dieser mit aufgeschlagenem Leibe jämmerlich klagend liegen blieb; aber Türk, der zweite Rüde, war ein alter Praktiker, er hatte seinen eigenen Griff, und ihm entkam so leicht keine angeschossene Sau. Eben als Türk anstürmte, bekam ich die ganze Szene wieder vor Gesicht. Ich sah nur, wie der große schwarz-weiße Hund mit einem geradezu heimtückischen Satze von hinten — ganz ohne Laut — an den Keiler heransprang und sich ihm fest ins rechte Gehör verbiß. Als dann der Basse nach ihm umfuhr zum Schlage, warf sich der Hund mit einer fabelhaften Geschicklichkeit über den Rücken des Keilers, so daß er sich an der linken Seite desselben befand, aber das rechte Gehör desselben gefaßt hielt. Durch dieses Manöver war er vor jedem Schlage geschützt, da der Keiler, weil er am rechten Gehör gefaßt war, nicht nach links schlagen konnte. Viele Saupacker kennen diesen Kniff, sie müssen ihn aber selbst in der Praxis lernen, denn andressieren läßt er sich nicht.

Kaum war der Keiler von Türk auf diese Weise wehrlos gemacht, als auch schon im nächsten Momente sich die ganze Meute — von der allerdings nur noch acht Hunde kampffähig waren — auf ihn stürzte. Während sich diese Szene abspielte, kam mir der Keiler, der mir einen Augenblick durch Büsche verdeckt gewesen war, gerade wieder zu Gesicht, und ich konnte den Schlußkampf mit eigenen Augen ansehen. Der Keiler schien einen guten Schuß erhalten zu haben, denn augenscheinlich war er nicht mehr fähig, sich zu wehren; er stand ohne die geringste Bewegung zu machen, während die Meute sich fest verbissen hatte. Der Rüdemann eilte mit blankem Hirschfänger herbei, um dem Keiler den Fang zu geben. Schon war er von hinten an den wehrlosen Gegner herangetreten, um ihm den Stahl hinter dem Blatte ins Herz zu stoßen, als der Keiler, der wohl den Menschen gewittert haben mochte, sich zu einer letzten verzweifelten Kraftanstrengung aufraffte. Mit einem gewaltigen Rucke schüttelte er den größten Teil der Hunde ab — nur drei hielten fest — und wollte die Flucht versuchen, aber nur Schritt für Schritt kam er vorwärts, der Rüdemann hatte ihn mit der linken Hand in die Rückenborsten gefaßt, jetzt bückte er sich, ich sah, wie der Keiler konvulsivisch nach dem Rüdemann schlug, wie dieser das schweißbedeckte Eisen aus der Brust des Keilers herauszog, wie der Keiler einen Augenblick wankte und dann zusammenbrach.

Es war ein aufregender Moment, und es gehörte die ganze Kaltblütigkeit eines erfahrenen Jägers dazu, um hier entschlossen und richtig zu handeln.

Die Jagdhörner bliesen das Signal „Sau tot!" und verkündeten den Jägern, daß der landbekannte Urian „auf dem Felde der Ehre" geblieben sei. Alles strömte herbei, um den Keiler zu besehen. Und das war wirklich der Mühe wert. Denn derselbe wog aufgebrochen, also ohne Eingeweide, dreihundertsiebzehn Pfund; ich glaube, es ist noch nie in der Eifel ein solcher Keiler zur Strecke gekommen. Wir beglückwünschten alle den Schützen, dessen Kugel die beiden Lungenflügel des Keilers durchschlagen hatte. Dann ging's zu den geschlagenen Hunden. Zwei waren bereits ihren Verletzungen erlegen, ein anderer wurde auf Anordnung des Jagddirigenten sofort erschossen, da keine Hoffnung bestand, denselben am Leben zu erhalten. Dann lagen noch sechs Patienten an der Erde, denen die Eingeweide heraus-



Abb. 4. Der gestellte Urian.

hingen, die aber an derartige Renkontres schon gewöhnt zu sein schienen, denn als der Rüdemann das Verbandzeug herausholte, wedelten sie ganz freudig mit der Rute und ließen sich die Wunde ohne einen Schmerzensschrei zunähen. Dann wurden sie langsam ins nächste Forsthaus gebracht und dort in Pflege genommen; nach vierzehn Tagen sah ich schon wieder einige derselben bei der Jagd. — Inzwischen war ein mächtiges Holzfeuer angezündet worden, in dessen Asche Kartoffeln gebraten werden sollten. Wir setzten uns gruppenweise um das Feuer, auch der schwarze Keiler wurde herbeigeschafft, und dann wurde der Fall nochmals in allen Einzelheiten besprochen. Das Frühstück mundete



Abb. 5. Dreihundertsiebzehn Pfund.

uns allen noch mal so gut, weil wir eine so gute Strecke gemacht hatten. — Nach halbstündiger Pause setzten wir uns wieder in Bewegung, um nach einem etwa eine Stunde entfernten Distrikte zu gelangen, in welchem acht Sauen fest waren. Wieder ging die Jagd los, Schüsse fielen hüben und drüben, und endlich sollte auch ich zu Schusse kommen. Ein ziemlich starkes Schwein kam in rasender Flucht flüchtig auf mich los, gejagt von zwei Packern, deren Zähne es wohl schon verspürt haben mochte. Ich ließ es bis auf die Schneuße kommen und sandte ihm dort meinen bleiernen Gruß. Noch achtzig Schritte etwa flüchtete es weiter, dann beschrieb es einen kleinen Bogen und stürzte verendend zusammen. Ich mußte die Hunde mit der Hetzpeitsche ins Treiben zurückjagen, weil sie mir sonst den Schwarzkittel in Stücke zerrissen hätten. In diesem Treiben fielen vier Sauen, vier andere entkamen oder wurden gefehlt.



Abb. 6. Geschlagene Hunde.

Für diesen Tag wurde die Jagd abgeblasen. Drei Tage setzten wir sie dann noch fort und brachten im ganzen zweiunddreißig Sauen zur Strecke. Allabendlich erholten wir uns von den Strapazen des Tages hinterm Biertische, was den Nichtjäger kein Wunder nehmen dürfte, wenn er berücksichtigt, daß eines unserer ältesten Jagdbücher mit den Worten beginnt:

„Hierauf soll man jedermann zu trinken geben!“

Weidmannsheil! Kr.

Abb. 7. Die Strecke.



Studienkopf eines Hamburger Lotsen.
(Gezeichnet von C. W. Allers.)

Der Lotse.

Von R. Werner.

(Abdruck verboten.)

Es ist Wintertag. Ein trüber Himmel breitet sich über der Nordsee aus, und die dichte Wolkendecke läßt schon seit Tagen weder Sonne noch Sterne durchscheinen. Ein ostwärts steuerndes Schiff schneidet mit geschwellten Segeln durch die dunkelgrünen Wellen; eine Herde Tümmler spielt vor seinem Bug, und hier und dort zeigt sich eine Taucherente, um einen Augenblick neugierig auf den Segler zu schauen und dann in den Fluten zu verschwinden.

Die Farbe ist von den Seiten, der Teer von dem Tauwerk des Schiffes gewaschen, und über seinem Kupferbeschlag hat sich eine Schicht grünen Mooses angesetzt, Zeichen einer langen Reise und harter Kämpfe mit den Elementen. Und in der That haben Sturm und Wellen ihm arg mitgespielt, unten am unwirtlichen Kap Horn und dann oben in dem berüchtigten Busen von Biscaya. Wochenlang ist es durch Gegenwinde und Nebel, den schlimmsten Feinden des Seemanns, im englischen Kanal aufgehalten, an tausend Gefahren des Strandens oder Zusammenstoßes nahe vorbeigeglitten; wie der Blinde mit dem Stock hat es sich mit dem Senkblei den Weg fühlen müssen; Not, Sorge, schwere Arbeit in durchwachten Nächten haben ihre Spuren auf den Gesichtern der Besatzung tief eingeprägt — doch jetzt ist alles vorüber, das freie Fahrwasser der Nordsee gewonnen, und prächtiger Wind treibt das Schiff mit schnellen Segeln der so lang entbehrten, so heiß ersehnten Heimat zu.

Matrosen sind Kinder des Augenblicks, die Not liegt hinter ihnen, und alsbald ist sie auch vergessen; jetzt winkt eine nahe freudige Zukunft, und ihr Reflex spiegelt sich auf den heiteren Zügen.

„Braßt back, mannt das Lot!" ertönt es zum vielhundertsten Male seit den letzten Wochen vom Hinterdeck. Die Großraaen fliegen herum, so daß der Wind von vorn auf ihre Segel fällt und dadurch das Schiff zum Stillstande bringt. Wiederum muß das Lot in den Grund, wie fast jede Stunde — es ist ja der einzige Wegweiser, denn die Gestirne bleiben unsichtbar. Aber heute wird der Befehl nicht widerwillig ausgeführt, die Leute sind mit Lust dabei, und Scherzreden fliegen von Mund zu Mund.

„Alles klar!" ruft es vom Vorderteil des Schiffes.

„Wirf!" schallt es von mittschiffs zurück, wo der Steuermann mit der Lotleine auf der Verschanzung steht.

„Paß auf hinten!" lautet die Antwort, und das schwere Senkblei klatscht auf das Wasser, um dem Grunde zuzustreben. Der Steuermann läßt die Leine durch die Hand gleiten, so viel das Lot fordert. Jetzt hat es den Meeresboden erreicht, und schnell zieht jener die Leine straff. Eins der an ihr befestigten Tuchläppchen schneidet gerade mit der Wasserfläche ab und giebt die erreichte Tiefe an. Die Leine wird in einen Flaschenzugkloben geworfen, die Leute spannen sich an dieselbe, laufen längs Deck und sausend fliegt das Lot nach oben.

„Fünfzehn Faden!" (Klafter) ruft der Steuermann dem Kapitän zu, „Sand mit roten Steinchen!"

„Hurra!" jubelt die Mannschaft, „Borkum-Riff! morgen sind wir da und Weihnacht feiern wir daheim!"

Ja, es war deutscher Boden, den der mit Talg gefüllte ausgehöhlte Fuß des Lotes heraufgebracht. Von der Insel Borkum streckt sich ein schmaler Streifen nordwärts fünf bis sechs Meilen weit, der mit diesem besondern rötlichen Sande bedeckt ist, der sich sonst nirgends in der Nordsee findet. Dieser Streifen heißt Borkum-Riff, und wenn Schiffe, denen Gestirnsbeobachtungen zur Ortsbestimmung fehlen, ihn anloten, dann gibt er ihnen genau die Position an.

Deutscher Boden, Heimat — endlich, nach so langer, langer Zeit! Wie freudig bewegt schlagen die Herzen, und wohl hat da das Hurra seine Berechtigung.

Der Kapitän hat auf dem Halbdeck stehend die Meldung des Steuermanns empfangen. Oh! auch er sehnt sich von Herzen nach der Heimat, nach Weib und Kind, von denen er Jahre lang getrennt gewesen; auch er hofft den Weihnachtsabend mit ihnen zu feiern, die in banger Sorge so lange seiner Rückkunft geharrt, aber noch spiegelt sich auf seinen Zügen keine Freude — denn bange Zweifel verscheuchen sie.

Dort am Horizonte tauchen viele Segler auf; er mustert jeden derselben scharf mit seinem guten Fernrohre, doch nirgends zeigt sich, was er so eifrig sucht. Der Lotsenkutter mit der Flagge an der langen Stange, die ihn auf Meilen kenntlich macht, befindet sich nicht unter ihnen.

Im Westen steigt langsam eine dunkle Bank drohend am Horizonte empor, und das Barometer fällt. Wie lange wird das gute Wetter noch anhalten? Vielleicht bis zum nächsten Tage, vielleicht aber bricht auch schon in der Nacht der Sturm wieder los, und wer sagt, mit welcher Gewalt und Dauer in dieser Jahreszeit.

Für den Kapitän hat ja ein Sturm sonst nichts Furchtbares. Wie viele hat er in seinem Leben überstanden, wie viele selbst auf der letzten Reise. Wie sie auch rasten — mit einem guten Schiffe unter den Füßen und Raum zum Tricken, nimmt der Seemann getrost den Kampf mit ihnen auf — weiß er doch, daß sein Mut und Geschick als Sieger über sie triumphieren; doch in engem Fahrwasser ohne Sonne und Mond, mit unbekannten Strömungen und wechselnden Untiefen, wie sie das Einlaufen in unsere nordischen Ströme so gefahrvoll machen, und durch welche nur ein erfahrener Lotse den Weg führen kann — da hat eine dunkle stürmische Winternacht ihre Schrecken, die wohl die Thatkraft auch des tüchtigsten Kapitäns zu lähmen und ihn unruhig zu machen vermögen.

Die Brise frischt auf; unter ihrem Drucke jagt das Schiff schneller und schneller durch die Fluten, aber auch jene finstere Bank im Westen steigt höher. Einzelne Flocken reißen sich von ihr los und jagen wild über die starre graue Wolkendecke, das Barometer bleibt im Fallen, und die Nacht bricht herein.

Nur eine kleine Zahl von Meilen noch

ist die Elbmündung entfernt, aber welcher Seemann wäre so vermessen, sie ohne Lotsen anzusegeln bei solcher Finsternis und nahendem Weststurm!

Fort mit den Segeln und unter Sturmsegeln beigedreht, noch ist Raum zum Treiben vorhanden, in einer Stunde schon ist es vielleicht zu spät. Der Regen strömt nieder und verengt den Gesichtskreis noch mehr. Der Leuchtturm von Helgoland sollte längst in Sicht sein, aber vergebens sucht der Blick in dem tiefen Dunkel — nirgends ist der ersehnte Lichtschimmer zu entdecken. Wohin mag der tückische Flutstrom das Schiff bereits versetzt haben, wer weiß, ob nicht bald die Brandung auf drohenden Sandbänken in unmittelbarer Nähe schäumt?

Um das Herz des Kapitäns legt es sich wie Eiseskälte. Der Wind wächst, die Wogen türmen sich höher und in unheimlich grünlichem Schimmer leuchten ihre überbrechenden Köpfe durch die Nacht. Mein Gott, so nahe der trauten Heimat und vielleicht dennoch sie nie wieder zu sehen!

Da schnellt er plötzlich empor. Was war das? Flimmert es ihm vor den Augen, täuscht ihn der phosphoreszierende Schaum einer Welle? Nein, dort ist es wieder, es zeigt sich klar und deutlich im Nachtfernrohr, oben ein ruhiges Licht und unten nahe dem Wasser eine blau flackernde Flamme.

„Zeigt die Bluse und heißt eine Laterne," ruft der Kapitän freudig, und eine schwere Last wälzt sich von seiner Brust. Es ist der Lotsenkutter, der Retter in der Not, auf den er so lange geharrt.

Der Steuermann entzündet die Terpentinfackel, die Laterne geht zur Mastspitze empor, und angstvoll richten sich aller Blicke windwärts auf den Punkt, von dem die Signale des Kutters ausstrahlen. Wiederum flackert dessen Bluse auf. „Hurra! er kommt, er hat uns gesehen," so ruft die Mannschaft, und die düsteren Züge erhellen sich von neuem.

Nach wenigen Minuten hebt sich ein dunkler Schatten auf dem Wasser ab. Bald nimmt er feste Formen an; es ist der Kutter, der mit allen Segeln, und eine glühende Schaumwelle vor sich hertreibend, vor dem Winde auf das Schiff herunter steuert. Auf kaum zehn Schritte Entfernung fliegt er hinter dessen Spiegel vorbei, um wie auf einem Teller drehend in den Wind zu schießen und ganz nahe, parallel zu jenem zu liegen.

„Werft eine Leine!" tönt es durch sein Sprachrohr und „hol ein!", als die Leine hinübergeworfen ist.

Ein Mann springt vom Kutter in die kochende Flut, sein Körper zeichnet einige Augenblicke einen feurigen Streifen in dem dunkeln Wasser, dann ist er längsseit und wird vorsichtig an Bord gezogen.

„Guten Tag, Kapitän!" ruft er diesem zu und schüttelt ihm die Hand. „Brassen Sie voll, wir müssen Ostnordost auf. Es ist Springflut heute, und der Strom setzt schwer nach Süden. Die Wester Till*) ist nur eine Meile ab, sie saugt schlimm an, und wen sie packt, läßt sie nicht wieder los. Machen Sie Segel, ehe der Wind nördlicher geht und es zu spät wird."

Der das spricht, ist ein alter Mann, wohl über sechzig Jahre, und das eisige Wasser strömt von seinen Kleidern nieder. Ein Boot konnte in der See nicht leben, da hat er den gefährlichen Sprung gewagt. Im Laufe des Tages hatte der Kutter alle Lotsen abgegeben, nur drei Mann waren zur Bedienung des Fahrzeugs an Bord geblieben. Jetzt sind es nur noch zwei, die es in dem grausigen Wetter handhaben. Der jüngste der drei hat ohne Bedenken sein eigenes Leben eingesetzt, um das Schiff vom drohenden Untergange zu retten.

Der Kapitän gibt seine Befehle, und das Schiff hält auf den neuen Kurs ab. Es werden Reffe aus den Segeln gelöst, und das Fahrzeug fliegt dahin vor dem wachsenden Winde, während die Seen neben ihm dumpf rauschend überbrechen und ihre Köpfe fast bis zur Höhe der Bordwände heben, als wollten sie das Schiff mit ihren feuchten Armen umschlingen und mit sich hinabziehen in die gährende Tiefe.

Der Lotse ist inzwischen in die Kajüte gegangen, um aus dem wasserdichten Sacke, der mit ihm an Bord gezogen, die Kleider zu wechseln, doch schon nach wenigen Minuten ist das geschehen, dann steht er wieder auf seinem Posten neben dem Kapitän auf dem Halbdeck.

Der Sturm naht, ringsum glüht und schäumt das Meer wie kochende Brandung,

*) Eine gefährliche Sandbank vor der Elbmündung.

der voransegelnde Kutter gleitet allmählich nach rückwärts, er kann nicht mitkommen, aber er wird schon seinen Weg finden. Wie oft schon hat er ihn in schlimmerem Wetter gemacht.

Kapitän und Mannschaft wird es eigen ums Herz bei dem Aufruhr der Elemente und inmitten drohender Untiefen und Sände, über welche die Grundseen ihren Gischt peitschen, doch auf den wetterharten Zügen des Lotsen lagert Ruhe, und die freundlichen blauen Augen schauen vertrauenerweckend aus. „Es gibt noch schweren Wind und bald springt er auf Nordwest,“ äußert er, „wir müssen in die Elbe, sonst geht es nicht gut. In einer halben Stunde werden wir das Feuerschiff haben.“ Das kommt so einfach heraus, aber doch so sicher und es beruhigt.

Weiter jagt das Schiff durch die starre Finsternis, der Sturm heult und pfeift in der Takelage, und die Wellen türmen sich zu Bergen.

„Feuer voraus, drei Strich in Lee!“ ruft der Ausguck vorn auf der Fockraa. Der Ruf wirkt erlösend.

„Ost!“ kommandiert der Lotse, und der Mann am Ruder bringt das Schiff auf den neuen Kurs. Noch eine weitere Stunde, dann fliegt das Feuerschiff der Elbmündung vorüber, das Riff von Schaarhörn bricht die See, und das Wasser wird ruhiger, während im Süden der Leuchtturm von Neumark erscheint und die Morgendämmerung den östlichen Horizont färbt.

Der Sturm ist auf Nordwest gegangen, wie der Lotse es vorhergesagt, aber was macht das jetzt? Das Schiff fliegt mit dem jungen Tage elbaufwärts. Bei der Böschstation wechseln die Lotsen. „Adjes Kapitän, adjes Lüd,“ ruft der Alte vom Boot, als dies abstößt, „fröhliche Weihnacht!“

Wenige Stunden darauf liegt das Schiff im Hamburger Hafen. Hurra! willkommen Heimat!

Auch der alte Lotse feiert das schöne Fest mit den Seinen. Dann segelt er wieder mit dem Kutter hinaus in die Nordsee, um in Sturm und Nacht seinen Mitmenschen weiter zu dienen.

Hut ab vor dem braven Manne, ein Hoch allen unsern deutschen Lotsen, denen Tausende unserer Seeleute Rettung aus grauser Not danken!

Deutschlands Militär-Luftschifferabteilung.

Von Ingenieur Aeronaut G. Rodeck.

(Zu dem Bilde S. 541.)

Eine der interessantesten Truppen unserer Armee ist die in Berlin-Schöneberg in Garnison liegende „Luftschifferabteilung“. Bereits im Jahre 1870 wurden durch zwei am 31. August in Köln unter dem Kommando des damaligen Premierleutnants Joesten formierte „Luftschifferdetachements“ Versuche gemacht, die Luftschiffahrt kriegsmäßig zu betreiben. Obgleich von der Regierung hierzu der englische Berufsluftschiffer Coxwell als Instrukteur engagiert worden war, gelang es den jeder Vorschulung entbehrenden Militärluftschiffern doch nicht, eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten, so daß nach verschiedenen Versuchen das Kommando bereits am 10. Oktober desselben Jahres wieder aufgelöst wurde. Von ebenfalls sehr kurzer Dauer waren die Versuche mit Ballons captifs, welche auf höhere Verfügung 1872 von seiten des Garde-Pionierbataillons mit dem alten Material von 1870 angestellt wurden. Erst im Juni 1884 organisierte das preußische Kriegsministerium eine provisorische Versuchsstation für Kaptifballons, welche auf dem damals außer Betrieb gestellten Ostbahnhofe zu Berlin zusammentrat und sich vorläufig damit beschäftigte, den Fesselballon für Kriegszwecke dienstbar zu machen und die Anfertigung von Ballons und deren Zubehör zu üben und zu erlernen. Das damals gebildete Ballondetachement bestand aus einem Major als Kommandeur und Vorsteher der Station, ferner einem Premier- und zwei Sekondeleutnants, vier Unteroffizieren und 29 Mann, letztere den ersten acht Armeekorps entnommen, außer-

dem wurde der praktische Zivilluftschiffer Opitz als technischer Beirat und Werkstattinspektor dem Offizierkorps zur Seite gestellt.

Im Mai 1886 wurde das Detachement unter der Bezeichnung „Luftschifferabteilung" dem Eisenbahnregimente zugeteilt, indem es dieselbe Waffe und Uniform wie das letztere empfing, nur mit dem Unterschiede, daß die Abteilung auf den Achselklappen ein L statt E trägt. Das Depot wurde gleichzeitig nach Tempelhof verlegt. Die Offiziere der Abteilung ergänzen sich meist aus der Artillerie und den Genietruppen, die Mannschaften gehören vorwiegend den Handwerkerabteilungen an, so daß besonders Schneider, Seiler, Sattler, Korbmacher, Mechaniker, Schlosser, Tischler 2c. vertreten sind. Auch werden zum königlichen Dienste bei der Abteilung die Berufsluftschiffer, welche deutsche Reichsangehörige sind, nach Möglichkeit herangezogen. Die Art des Ballondienstes ist nun sehr verschieden, in erster Linie aber handelt es sich darum, Offiziere und Unteroffiziere in der Behandlung und Führung „freifliegender" Ballons zu üben, deren Aufgabe im Kriegsfalle ist, die Kommunikation mit einer durch den Feind belagerten und von allem Verkehr mit der Außenwelt zu Lande und zu Wasser abgeschnittenen Festung aufrecht zu erhalten.

Die zweite, schwierigere Aufgabe der Militärluftschiffer bezieht sich auf den Ballonkaptifdienst. Der Fesselballon findet sowohl im Festungs- wie im Feldkriege erfolgreiche Verwendung.

Der etwa 300 bis 500 Meter sich erhebende Fesselballon wird durch ein starkes Tau, welches auf der Tautrommel einer Lokomobile endigt, am Stationsorte festgehalten, während die in dem 2 bis 3 Personen fassenden Korbe befindlichen Offiziere die Resultate ihrer Rekognoszierung durch eine Telephonverbindung, welche mit dem Haltetau nach der Endstation läuft, nach unten melden. Der Aufenthalt in dem nicht immer ruhig stehenden Ballon ist oft höchst unbequem und gefährlich, wenn derselbe bei heftiger Windbewegung die ungeheuerlichsten Schwingungen macht. Dadurch wird mitunter die Anstellung von Beobachtungen unmöglich gemacht.

Für die Artillerie, welche mit ihren modernen Präzisionsgeschützen nach von ihrem Standorte aus oft nicht sichtbaren Zielen schießt, ist der Rekognoszierungsballon gewissermaßen die rechte Hand, denn von ihm aus empfängt die Batterie genaue Nachrichten über die Flugbahnen der Geschosse und kann infolgedessen dieselben korrigieren.

Die Gefahr, welche dem Fesselballon von seiten der feindlichen Geschosse, besonders der Schrapnellschüsse droht, gebietet übrigens, in gewisser Entfernung von der gegnerischen Stellung aufzusteigen. Am meisten Sicherung gegen die Schußgefahr gewähren die nächtlichen Aufsteigungen, so daß man auf die Ausbildung dieses Dienstzweiges besonderes Gewicht legt. Ist doch überdies die Windbewegung in den unteren Luftregionen des Nachts durchschnittlich geringer als am Tage.

Unsere Illustration veranschaulicht eine nächtliche Rekognoszierung im Fesselballon. Der letztere hat sich über einer befestigten Seestadt erhoben, und man sieht, wie mit Hilfe der elektrischen Lichtstrahlen die Flotte im Hafen rekognosziert wird. Die hierzu dienende Bogenlichtlampe empfängt durch eine um das Haltekabel gewundene elektrische Leitung von der Erde aus Speisung und entsendet vermittelst ihres drehbaren Reflektors einen intensiven Lichtstrahl, welcher das damit getroffene Terrain scharf beleuchtet.

Man sieht auf dem Bilde, wie einer der beiden Offiziere im Gondelkorbe durch Drehung der Lampe dem Lichtstrahle die erforderliche Richtung gibt, während der zweite Offizier durch ein Doppelperspektiv beobachtet.

Unsere Luftschifferabteilung beteiligt sich an den jährlichen Manövern der Truppen und findet besonders bei den großen Belagerungsübungen (in diesem Jahre fanden dieselben zu Mainz statt) Verwendung.

In den Kriegen der Zukunft dürfte die Kriegsaeronautik eine hervorragende Rolle spielen, so daß dereinst wohl auch das Reich der Lüfte der Schauplatz kühner Kriegsthaten werden wird.



Nächtliche militärische Rekognoszierung vom Fesselballon aus.
Der Ballon hat sich über einer Seefestung erhoben und rekognosziert die im Hafen liegende Flotte.

Die Erdbeben und die Riviera.

Von Emil Schmidt.

Riviera! Wem tritt nicht bei diesem Worte die Vorstellung des sonnenwarmen, farbenglänzenden Südens vor die Seele! Ja, wahrlich! nicht der Posilipp allein, auch die Riviera ist ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel. Wem einmal das Glück beschieden war, wenn auch nur wenige Tage in diesem irdischen Paradies in süßem Nichtsthun zu verleben, dem ist für immer das Bild in die Seele und die Sehnsucht in das Herz eingeprägt, zurückzukehren nach dem Lande, wo „im dunklen Laub die Goldorangen glühn," wo der Ölbaum Minervas reichen Segen spendet, wo die Dattelpalme der Sahara-Oasen beredtes Zeugnis ablegt von der Wärme des Klimas. Zu einer Zeit, in welcher bei uns Nordländern eine Schneedecke wie ein Leichentuch die ganze Natur einhüllt, mischen dort üppig blühende Rosen, mannshohe Geranien, wild wuchernde Heliotropen ihre Düfte mit denen der Orangen, Zitronen und der in ganzen Feldern blühenden Veilchen. Hier klingt alles, Sonne und Luft, Himmel und Meer und Erde, Linie und Farbe zu einem einzigen harmonischen Akkord zusammen, der die Schönheit der Natur und ihren Schöpfer preist.

Aber nicht ganz ungetrübt ist dieses Bild des herrlich strahlenden Südens. Schmerzlich traf alle Freunde der Riviera in diesem Frühjahr die Nachricht von den schweren Erdstößen, welche gerade diese herrliche Küste erschüttert hatten. Und als nun gar das Beben sich wiederholte, da wurden auch die Mutigeren von den vielen Tausenden, welche wie alljährlich so auch im letzten Winter die Pracht der Natur angelockt hatte oder welche dort in der Gunst des herrlichen Klimas Genesung von Krankheit suchten, in jäher Flucht hinweggescheucht, überallhin mit der Kunde von dem Geschehenen zugleich Aufregung und Schrecken verbreitend.

Wieder ist die Zeit gekommen, in der sich sonst Gesunde und Kranke rüsteten, den Sommer, der bei uns zur Neige gegangen, an der Riviera wieder aufzusuchen. Ihnen allen, die verlangend nach dem Süden schauen, drängt sich die Frage auf: Ist nicht zu fürchten, daß sich die Erdbeben wiederholen? Darf man es wagen, die Riviera wieder zu betreten, ist sie wieder ein sicherer Boden?

Wenn es wahr ist, daß es schwierig, ja unmöglich ist, eine objektive Geschichte seiner Zeit und seiner Zeitgenossen zu schreiben, so gilt das noch viel mehr von der Beurteilung der Bedeutung eines Erdbebens. In einer Zeit, wo die Gemüter auf das lebhafteste erregt, wo alle Nachrichten nur unter dem Einflusse des Schreckens und der Furcht gegeben und aufgenommen werden, verliert man das ruhig abwägende Maß der Dinge. Erst wenn eine Erdbebenperiode abgelaufen, und Erde und Gemüter wieder zur Ruhe gekommen sind, erst dann ist es möglich, die Thatsachen in besonnenem Urteile in ihrem wahren Werte zu schauen. Glücklicherweise ist für die ligurische Küste, nachdem die Erdbebenerscheinungen in langsam abnehmender Intensität einige Zeit gedauert, jetzt völlige Ruhe eingetreten, seit Monaten sind keine Erschütterungen mehr wahrgenommen worden, und so ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo man die Frage nach der Bedeutnng der Rivierabeben und nach ihrer Prognose stellen darf und objektiv beantworten kann.

Gehörten die Erdbeben, welche die Riviera im Frühjahre 1887 erschütterten, zu den besonders schweren?

Nur durch Vergleichung läßt sich die Frage richtig beantworten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Erdbeben zu den allerhäufigsten Erscheinungen unsers Planeten gehören; ja seit die wissenschaftliche Beobachtung durch sehr vervollkommnete Präzisionsinstrumente die seismischen Erscheinungen prüft, ist es wahrscheinlich geworden, daß wohl kaum eine Sekunde vergeht, ohne daß die Erde an irgend einem Punkte erzittert. Aber freilich ist die Intensität dieser Bewegungen eine außerordentlich verschiedene. Von dem allerleisesten Zittern, das nur durch die raffinierteste Vervollkommnung der Beobachtungsinstrumente erkennbar ist, bis zu der vernichtenden Gewalt Berge umstürzender, Städte verschlingender Katastrophen kommen alle Übergangsgrade vor.

Gewiß gehörte der Stoß, welcher am 23. Februar die Riviera erschütterte, zu den

schwereren Erdbeben. Aber er läßt sich an Stärke und Wirkung auch nicht entfernt den vielen Beben an die Seite stellen, von welchen das übrige Italien in den letzten Jahrhunderten heimgesucht wurde. Und die meisten dieser Beben waren doch noch verhältnismäßig klein, wenn wir sie mit den furchtbaren Erschütterungen vergleichen, welche Griechenland und Kleinasien, soweit Menschenerinnern zurückreicht, bis herab auf die Gegenwart verwüstet haben. Und auch diese Katastrophen werden an grausamster Zerstörung noch übertroffen durch manche Erdbeben Südamerikas und Ostasiens, bei welchen der Boden schwankte wie ein sturmgepeitschtes Meer, bei denen die Leichen aus den Gräbern, und Menschen, Häuser, Berge wie Bälle durch die Luft geschleudert wurden.

Was die Opfer des 23. Februar veranlaßte, war weniger die Gewalt des Stoßes, als ganz besondere Umstände. Es war am frühen Morgen des Aschermittwoch, die Glocken hatten die Gemeinden in die Kirchen gerufen und fast überall waren diese gefüllt mit Andächtigen, als unerwartet der schreckliche Stoß kam. Die Bauart vieler Kirchen, deren weitgespannte Dachgewölbe oft nur mit wenig gutem Material aufgeführt waren, hielt dem Stoße nicht stand, und das herabstürzende Dach zermalmte mit einem Schlage den größten Teil der Versammelten. In dieser Weise verunglückten zahlreiche Kirchenbesucher in Baiardo, in Bussana, in Castellaro, und in dem größeren Ceriana würde die Zahl der Verluste vielleicht noch erheblicher geworden sein, wenn nicht unmittelbar vor dem Einsturze des Kirchendaches die Menge, einer Leiche folgend, die Kirche verlassen hätte.

Wenn wir absehen von diesen unglücklichen Zufällen, die die weitaus größere Zahl von Opfern forderten, so finden wir die Wirkungen des Erdbebens sehr ungleich verteilt: manche Striche fast ganz intakt, andere wieder in stärkerem Maße von dem Erdbeben durchschüttelt.

Zweierlei Momente waren für die Größe der zerstörenden Wirkungen wesentlich maßgebend: die Beschaffenheit des Untergrundes, auf welchem die Gebäude standen, und die Bauausführung der Häuser selbst. Fast bei jedem größeren Erdbeben zeigt es sich in sehr ausgesprochener Weise, daß diejenigen Teile der Erdoberfläche, welche aus festem, hartem Fels bestehen, verhältnismäßig sehr wenig bewegt werden, während dicht daranstoßende Ausbreitungen von Kies, Gerölle, Sand ꝛc. oft in furchtbarer Weise durcheinandergerüttelt werden. So trat auch bei dem Rivierabeben dieselbe Erscheinung auf: alle Dörfer und Städte, deren Untergrund von dem Meeresbuchten und Thalsohlen der Flüsse ausfüllenden Kies oder Sande gebildet wurde, wurden weit intensiver erschüttert als diejenigen Orte, welche auf festen Grund gebaut waren. Besonders deutlich trat diese Wirkung des Untergrundes da hervor, wo ein Teil einer Ortschaft auf felsigem, der andere auf kiesigem oder sandigem Boden stand. Eine scharfe Grenzlinie zwischen beschädigtem und unbeschädigtem Gebiete verläuft in Nizza, in Mentone, in Bordighera und an vielen anderen Orten genau da, wo der Kies des angespülten Meeresufers an dem aufsteigenden felsigen Terrain landeinwärts seine Grenze findet. Alle die niedrigen Teile von Nizza längs der ebenen Promenaden am Meeresstrande, längs des flachen Hafenquartiers, längs des kiesigen Bettes des Paillon wurden in heftigster Weise durchschüttelt, während der Stoß an den aufsteigenden Quartieren des Cimiès oder des Schloßberges nur unbedeutend war und hier kaum Schaden an den Häusern verursachte. Dieselbe Erscheinung in Mentone: die flach gelegenen Quartiere der Westbucht, des Kai Bonaparte, Kai Emanuele, Promenade du Midi, Rue St. Michel erlitten hochgradige Beschädigungen, die auf felsigem Grunde aufsteigende Altstadt sowie die an Kalkklippen sich anlehnenden Häuser der Ostbucht blieben fast intakt. Ebenso litt in Bordighera gerade die neuere Stadt, wo in den letzten Jahrzehnten am sandigen Strande des Meeres ein ganz neuer Ort für die Fremden erblüht war, erheblichen Schaden, während die schlechter gebaute hochgelegene Altstadt viel weniger Beschädigungen zeigte. Am günstigsten von allen Orten des Schüttergebietes waren die Verhältnisse in San Remo. Hier breitet sich nicht, wie bei den letztgenannten Städten, ein breiter flacher Kiesstrand aus, sondern der Fels rückt bis unmittelbar an das Meer heran: hier waren denn auch die Wirkungen des Erdbebens weit geringer als an den Nachbarorten; kaum daß in dem Fremdenquartier ein kleiner Riß oder durcheinandergerüttelte Dachziegel auf das vorhergegangene Ereignis hinwiesen. Nur die

Altstadt, die freilich in unglaublich baupolizeiwidriger Weise den Berg hinan angeklebt ist, zeigte etwas stärkere Beschädigungen; aber auch hier hatte die Stadt keinen einzigen Toten und nur sehr wenige, durch herabfallende Ziegel verursachte leichtere Verwundungen zu beklagen. Das härteste Schicksal aber traf das nahe bei Oneglia gelegene Diano Marina. Hier war überhaupt die Stelle stärkster Zerstörung: aber der Ort stand auch ganz auf dem die Meeresbucht ausfüllenden lockeren Kies und Sand. Und das war es nicht allein, es kam noch ein Zweites hinzu: die mangelhafte Bauweise, das schlechtere Baumaterial der Häuser. Am Meeresstrande und am Kiesbette des Flusses liegen ja Steine genug von der Natur fertig dem Menschen dargeboten; warum sollte der arme Mann sie sich erst mühsam aus dem Inneren des oft weit entfernten Felsens herausbrechen! So werden an solchen Orten mit Vorliebe die runden Rollsteine als Mauermaterial benutzt — ein schlechtes Material! Weil bei ihnen alle Ecken und Vorsprünge abgeschliffen sind, haben sie wenig Halt in dem sie rings umgebenden Mörtel. Kommt dann noch hinzu, daß das Wasser, mit dem der Mörtel angerührt wird, salzhaltig ist, wie das so oft an flachen Kiesufern und so auch in Diano Marina der Fall ist, so erhält der Mörtel keine Bindekraft, und die Mauern und Häuser, die mit solchen Bausteinen und solchem Mörtel aufgeführt sind, reißen und stürzen dann auch schon bei leichteren Stößen. Das Zusammentreffen beider Umstände, des lockeren Bodens und des schlechten Baumaterials, war der Grund, warum Diano Marina in so zerstörender Weise von dem Erdbeben litt.

Die schlechte Ausführung der Häuser hat auch auf sonst besserem, festem Boden manchen Riß und manchen Einsturz zur Folge gehabt. Man wundert sich nicht darüber, ja man sollte erwarten, daß bei einem starken Erdbeben noch viel mehr Unglück geschehen müsse, wenn man die schlecht gebauten, oft auf steilen Abhängen ohne genügende Bodenstütze angeklebten armen Dörfer sieht, die Mauern aus runden Rollsteinen mit schlechtem Mörtel aufgeführt, die Risse früherer Erdbewegungen oft nur notdürftig mit Mörtel oder Lehm überschmiert. Solche Verhältnisse waren die Ursache für die Schäden, welche manche der armen, an steiler Höhe sich anlehnenden Dörfer betroffen haben, so Diano Castello, Pompejana, Castellaro, Bussana, Baiardo u. a. Diejenigen Häuser in diesen Orten, die aus Bruchsteinen, mit besserem Material und auf genügend unterstütztem festen Untergrunde aufgeführt waren, blieben auch hier unversehrt.

Für die Fremden, welche an der Riviera weilten, kam dieser letztere Umstand der schlechten Beschaffenheit der Mauern kaum in Betracht: all die neueren Anlagen in den von Fremden besuchten Orten sind durchweg von gutem Material und in soliderer Weise ausgeführt. Hier war wesentlich nur die Beschaffenheit des Untergrundes maßgebend dafür, ob Beschädigungen der Häuser eintraten oder nicht. Die auf festem Fels erbauten Hotels oder Pensionen litten fast gar nicht. Wie wichtig aber die solidere Bauart der Häuser war, geht am besten daraus hervor, daß von den nach mehreren Zehntausenden zählenden Fremden, welche sich zur Zeit der Katastrophe an der Riviera in den Häusern befanden (es war im Februar, morgens in der sechsten Stunde), kaum einer direkt durch das Erdbeben erheblicheren Schaden erlitt.

Wir haben bisher nur das abgelaufene Erdbeben und die Gründe, warum seine Wirkungen sich so ungleich stark zeigten, betrachtet. Wenden wir vorwärts schauend den Blick in die Zukunft: ist es wahrscheinlich, daß sich die Rivierabeben wiederholen, oder wird voraussichtlich der Periode der Erregung eine solche längerer Ruhe folgen?

Die Wissenschaft gibt uns Anhalt, wenn auch nicht mit Sicherheit — wer könnte sich vermessen, mit Sicherheit auch bei uns vorherzusagen, ob nicht im nächsten Augenblicke ein Erdbeben eintritt! — so doch mit großer Wahrscheinlichkeit die Frage zu beantworten. Der Leser möge nur gestatten, zur Beantwortung dieser Frage etwas weiter auszuholen.

Die wissenschaftliche Erdbebenkunde unterscheidet drei verschiedene Arten von Erdbeben:

1. Die vulkanischen Beben. Vulkanische Vorgänge wurden früher als Grund jedes Erdbebens angesehen, doch hat eine bessere Einsicht die Annahme vulkanischer Beben sehr eingeschränkt. Sie kommen nur in aktiv vulkanischen Gegenden vor und entstehen durch gewaltsames Heraufzwängen gespannter Dämpfe bei Eruptionen; ihr räumlicher Umfang ist stets ein beschränkter, Zahl



Coeur=Dame. Gemalt von E. Rau.

und Heftigkeit der Stöße können sehr beträchtlich sein. Solche Erdbeben begleiteten z. B. den Vesuvausbruch, unter dessen Laven und Aschen Herculanum und Pompeji ihr Grab fanden. Das Erdbeben an der Riviera war kein vulkanisches.

2. Die Einsturzbeben. Immer nur von sehr beschränkter Ausdehnung; sie entstehen durch Einsturz unterirdischer, meist durch Wasser ausgewaschener Hohlräume in Gegenden, in deren Untergrund Gips, Salz, auch Kalkstein vorkommt. Das Erdbeben an der Riviera war kein Einsturzerdbeben.

3. Die Dislokationserdbeben oder tektonischen Beben. Sie sind entschieden die häufigsten aller Erdbeben und zugleich diejenigen, welche die allergrößte Ausdehnung besitzen: sie folgen der Richtung schon vorhandener Lagerungsstörungen (Dislokationen) der Erdrinde. Das Erdbeben an der Riviera war ein charakteristisches tektonisches Erdbeben.

Es ist eine in das Wissen aller eingedrungene Thatsache, daß die Temperatur in der Tiefe der Erde nach unten zunimmt; wohlbegründet erscheint die Annahme der Wissenschaft, daß der Erdkern, sei er nun feuerflüssig oder fest, eine außerordentlich hohe Temperatur besitzt. Wenn aber diese Annahme richtig ist, so folgt, da unser Planet durch den sehr kalten Weltenraum dahinfliegt, mit Notwendigkeit, daß die Erde an letzteren Wärme abgeben, daß sich der Erdkern also abkühlen und daher kleiner werden muß (Wärme dehnt die Körper aus, Kälte zieht sie zusammen). Das kann aber nicht ohne Einfluß auf die Erdrinde bleiben, welche sich wie eine starre Kruste um den schrumpfenden Erdkern herumlegt. Dieser starre Mantel muß sich der Zusammenziehung seines Inhaltes, so gut es geht, anpassen, entweder indem er sich, einem weiten, um eine schmale Taille gelegten Rocke vergleichbar, in Falten legt (Faltengebirge, Alpen, Jura 2c.), oder indem Brüche in der Erdrinde entstehen, deren einer Rand sich gegen den anderen verschiebt. Natürlich setzt die Festigkeit der Erdrinde solchen Veränderungen einen großen Widerstand entgegen, und es muß sich erst eine gewisse Summe von Spannung ansammeln, ehe der Ausgleich eintritt. Dann aber erfolgt die Auslösung der Spannung ruckweise mit einem Erdbeben an der Oberfläche: über der Bewegung in der Tiefe liegt an der Oberfläche das Zentrum oder die Achse des Dislokationserdbebens, das seitlich seine Wellen ausklingen läßt wie das Wasser in einem Teiche, in welchen ein Stein geworfen wurde. Es kann vorkommen, daß die Spannung mit einem einzigen Rucke völlig ausgeglichen ist, weit häufiger jedoch erfolgt eine größere Menge stoßweiser, von Erdbeben begleiteter Verschiebungen. Oft nach einigen leichteren vorhergegangenen Erschütterungen, bisweilen aber auch ganz unvermittelt treten ein oder mehrere Hauptstöße ein, denen dann noch wochen- oder monatelang schwächere, an Intensität immer abnehmende Stöße folgen, bis dann wieder für eine lange Zeit völlige Ruhe eintritt. Nur langsam, meist nach Jahrzehnten, oft nach Jahrhunderten sammeln sich wieder neue Spannungen an, die dann wieder in einzelnen oder in Gruppen von Erdbeben (Erdbebenschwärme) ihre Ausgleichung finden.

Wenn wir nun die Oberfläche der Erde in bezug auf ihr Verhalten gegen das schrumpfende Erdinnere durchmustern, so begegnen wir einer sehr verschiedenen Widerstandsfähigkeit gegen die besprochenen Bewegungen. Es gibt weite Strecken, in welchen kaum je eine von Erdbeben begleitete Verschiebung beobachtet wird: solche feste widerstandsfähige Schollen der Erdrinde sind die weiten Ebenen Rußlands, das nördliche Sibirien, ein größerer Teil Deutschlands 2c. Auf der anderen Seite sind manche Länder der Sitz verhältnismäßig sehr lebhafter Bewegungen, sowohl solcher, die durch den Seitendruck des sich zusammenziehenden Erdrindengewölbes Gebirge auffalten (alle neueren Kettengebirge, die Alpen, Apenninen, die südamerikanischen Anden 2c.), als auch solcher, wo eine Rindenscholle der Erde gegen eine andere sich verschiebt, indem sie nach unten absinkt oder seitlich von ihr abgerückt wird (die Küsten vieler Einbruchsmeere, des Mittelländischen Meeres, besonders in seinem östlichen Teile, des ostindischen Archipels, der Einbruchsränder Ostasiens 2c.).

Aus solchen Dislokationsbeben bestand der Erdbebenschwarm, der im Frühjahre 1887 die Riviera erschütterte. Der Rand des Mittelmeeres ist eine uralte Bruchzone, und längs derselben, von Nizza bis nach Savona hin fanden die unmittelbar von unten kommenden Stöße statt. Rings um diese Stoß-

linie verbreiteten sich wellenförmige Erdschwankungen: eine Zone stärkerer wellenförmiger Stöße, die noch Ziegel von den Dächern und schlechte Schornsteine umwarfen, umfaßte die übrige Riviera von Savona über Genua bis nach Chiavari und Sestri-Levante, sowie den Apenninenanfang und die Seealpen; darüber hinaus wurden wellenförmige Stöße noch in Toscana, Oberitalien, in der Schweiz noch ganz schwach gespürt, ja der grundwasserdurchtränkte Boden Nordfrankreichs, Belgiens, des Niederrheins leitete die Erdbebenwellen bis nach Paris, Brüssel und Köln, wo sie durch empfindliche Seismometer noch deutlich nachgewiesen werden konnten.

Augenscheinlich hatten sich in der Gegend der Bruchlinie mit der Zeit starke Spannungen angesammelt, die in den Stößen des 23. Februars im wesentlichen ihre Ausgleichung gefunden hatten, während die bis in den Frühsommer hinein dauernden leichteren, an Intensität immer abnehmenden Stöße nur untergeordneteren, sekundären unterirdischen Arrangements entsprachen. Seit dieser Zeit ist alles zur Ruhe gekommen.

Aber ist diese Ruhe nicht vielleicht eine trügerische? Kann man wieder ebenso sicher nach der Riviera reisen wie etwa nach der Schweiz oder nach dem übrigen Italien? Hierüber gibt die längere Zeit zurück verfolgte Erdbebengeschichte der ligurischen Küste einerseits, anderseits der Vergleich der Erdbebenfrequenz der Riviera mit derjenigen anderer Gegenden Auskunft.

Genauere Berichte reichen zurück bis zum Jahre 1135, in welchem die ligurische Küste durch ein heftiges Erdbeben erschüttert wurde. Am 15. August 1182 wurde dann Genua von einem starken Erdbeben heimgesucht, ebenso fast hundert Jahre später im Jahre 1276. Starke Verwüstungen richtete wieder das in Genua des Nachts zwischen zehn und elf Uhr am 23. März 1536 auftretende Erdbeben an. 1564 wurden Nizza und die Provence durch ein starkes Erdbeben verheert, und dieselbe Gegend wiederum 1612 am 31. Januar erschüttert. Die Riviera di Ponente erlitt 1818 (gleichfalls am 23. Februar) und 1831 (am 26. Mai) starke Stöße.

Diese Zusammenstellung umfaßt die stärkeren, seit dem XII. Jahrhundert aufgetretenen Erdbeben der ligurischen Küste; die meisten derselben sind an Intensität hinter dem diesjährigen zurückgeblieben. Die Zwischenräume zwischen diesen Jahreszahlen reden für uns eine deutliche Sprache: sie zeigen uns, daß an der ligurischen Küste, wenn diese auch zu den Gegenden gehört, in welchen sich die Ausgleichungen zwischen Erdschrumpfung und Erdrindenspannung vollziehen, doch die Intensität dieser Vorgänge eine verhältnismäßig geringe ist, daß immer eine Reihe von Jahrzehnten, ja manchmal von Jahrhunderten nach einem stattgefundenen Ausgleiche vergeht, ehe die Spannung wieder einen solchen Grad erreicht, daß eine plötzliche Auslösung derselben eintritt.

Noch mehr belehrt uns über die relativ geringe Anlage der Riviera zu solchen Vorgängen ein Vergleich mit den benachbarten Schüttergebieten, der Apenninenhalbinsel und der Schweiz. Von letzterer wissen wir, daß sie ein sehr intensives Schüttergebiet ist, daß dieselben Kräfte, die seit der Tertiärzeit die mächtigen Alpen aufgetürmt haben, noch nicht zur Ruhe gekommen sind, sondern noch fortwirken, immer neue Spannungen schaffend, die sich in häufigen Erdbeben auslösen. Und ein Blick auf eine Erdbebenfrequenzkarte Italiens, dessen einzelne Provinzen je nach Häufigkeit und Heftigkeit der im letzten halben Jahrtausend in ihnen aufgetretenen Erdbeben in verschiedenen Tonabstufungen bezeichnet sind, zeigt, daß ein Gebiet stärkster Erschütterungen, im ganzen dem Zuge der Apenninen folgend, in der Mitte Italiens von Nord nach Süd verläuft, daß aber die Riviera im Vergleiche zu diesen und anderen ihnen benachbarten Gebieten nur wenig zu Erschütterungen disponiert ist. Wer nach der Schweiz, wer nach Bologna, Florenz, Rom, Neapel reist, hat im ganzen viel mehr Wahrscheinlichkeit, von einem Erdbeben überrascht zu werden, als wer die Riviera besucht. Und in noch weit höherem Maße ist dies gerade jetzt der Fall, wo hier eine langsam entwickelte Spannung im Erdgerüste ihren vollen Ausgleich gefunden hat. Aller menschlichen Erfahrung und menschlicher Voraussicht nach wird lange Zeit vergehen, ehe sich wieder ähnliche neue Spannungen ausbilden: gerade durch das überstandene Erdbeben ist die Riviera für die nächsten Jahrzehnte, vielleicht für Jahrhunderte geschützt gegen die Wiederkehr stärkerer Erschütterungen.

Eulen und Krebse.

Roman von August Niemann.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Anna wußte in der That nicht, daß der jüngste Niedermeyer ihr einen Altar in seinem Herzen errichtet hatte, auf welchem die Opferflamme beständig loderte. Sie hatte allerdings wahrnehmen können, daß er ihr eine besondere Aufmerksamkeit widmete, wenn sie mit ihm bei solchen Gelegenheiten zusammentraf, wie Konzerte, Bälle und andere Veranstaltungen zu Neustadts Nutzen und Vergnügen boten, und dann war ihr auch der Glanz von Karl Niedermeyers schwarzen Augen und weißen Zähnen nicht verborgen geblieben. Aber sie hatte derartige Erscheinungen nicht besonders beachtet und war in dem Wahne gewesen, Karl Niedermeyer leuchte vor ihr nur gewohnheitsmäßig und nicht anders als vor anderen Damen. Von des alten Niedermeyer ernstlichem Gespräche mit ihrem Vater hatte sie nichts erfahren. Erst nachdem Karl Niedermeyer von Heyses großer Dichtkunst gesprochen hatte, war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß etwas Ungewöhnliches vorliege. Sie dachte jedoch nur, Karl Niedermeyer habe sich ein wenig taktlos benommen, und zu tieferem Nachdenken über ihn hatte sie gar keine Zeit. Sie war von ihrem Verhältnis zum Leutnant von Busstedt zu sehr in Anspruch genommen. Dies Verhältnis war gar zu eigentümlich und hatte während der Monate, die es nun schon dauerte, ihren Frohsinn sehr gelähmt. Seit Anfang November hatte sie ihren Bräutigam nicht zu sehen bekommen. Er war damals mit sehr ernster Miene bei ihr erschienen, um ihr zu sagen, daß er zur zweiten Schwadron versetzt worden sei und Neustadt zu seinem großen Schmerze verlassen müsse. Seitdem hatte sie nur schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Der Dienst nahm ihn so stark in Anspruch, daß er nicht auf einen einzigen Tag abkommen konnte. Unter dem Eindrucke der Ereignisse seit dem Jubiläum war Anna sehr nachdenklich geworden. Die Erschütterung der Firma, welche nach außen hin, dank den klugen und vorsichtigen Maßregeln der Geschäftsleiter, nur wenig bemerklich wurde, wirkte doch sehr stark im Inneren des Hauses. Es waren große Einschränkungen gemacht worden, Annas Pferd war verkauft worden, als ihr Bruder Friedrich seinen Abschied nahm und die Uniform mit dem Zivil, den Sattel mit dem Kontorbocke vertauschte, und Anna war von Natur zu ernsthaft angelegt, um gedankenlos über die Bedeutung solcher Veränderungen hinwegzugleiten. Sie war ihr lebenlang den Lilien auf dem Felde ähnlich gewesen, aber das hatte an ihrer Erziehung gelegen. Die Firma Friedrich Schottmüller war ein Boden, auf welchem Lilien, welche nicht säen und nicht ernten, prächtig emporblühen konnten. Sobald jedoch der Ernst des Lebens sich nur zeigte, trat Annas angeborene Natur hervor, und wenn sie ein Sohn anstatt einer Tochter gewesen wäre, so würde sie jetzt mit strengem Eifer die Zügel der Angelegenheiten in die Hände genommen haben. Aber sie war ein Mädchen und konnte nichts thun als die Einschränkungen im Hause vollständig billigen, und ihrerseits alles thun, um dem Vater seine Aufgabe zu erleichtern. Zwar hatte der erste Ansturm sie überrascht, und diese erste Bestürzung hatte sie vermocht, mit Petersen so zu reden, wie sie mit ihm geredet hatte. Aber bald nachher dachte sie schon anders und bereute ihr Benehmen gegenüber Petersen. Es war ein starker Zug echter Weiblichkeit in ihr, der sie zum Heilen von Wunden und zum Trösten betrübter Herzen hinführte. Das bewies sie ihrem Vater gegenüber. Der alte Herr war sehr still und gebrochen, der Stolz in ihm hatte eine schwere Wunde erhalten. Da zeigte Anna ihre sanfte Hand, und was sie konnte, das that sie, um ihn aufzurichten. Sie verstand jene himmlische Kunst der Frauen, mit einem kleinen Wörtchen, einem einzigen Blicke zur rechten Zeit, Balsam in zerrissene Herzen zu tröpfeln, die Kunst, mit kaum wahrnehmbarer Bewegung einen Mann, der fallen will, zu halten, wieder auf die Füße zu stellen und rechtschaffen weiterarbeiten zu lassen. Diese Kunst war jetzt im Schottmüllerschen Hause umsomehr am Platze, als die Frau Geh. Kommerzienrätin ihrem Gemahl das Leben nicht gerade erleichterte. Nicht mit

Absicht war sie so wie sie war. Dennoch hätte der alte Herr gewünscht, sie hätte sich an irgend einem anderen Platze befunden als gerade da, wo er nach den Arbeiten und Sorgen des Kontors seine Erholung suchte. Sie hatte die beste Absicht. Sie wollte ihrem Manne verzeihen, daß er es nicht verstanden hatte, das Geschäft auf der Höhe zu erhalten. Es wurde ihr schwer, ihm das zu verzeihen, aber sie bezwang sich und verlieh sich selbst eine Auszeichnung wegen ihrer Selbstüberwindung. Sie war so geartet, daß sie diejenigen Männer am meisten verehrte, welche es am weitesten gebracht hatten. Obwohl sie eine gute Christin zu sein glaubte, war ihr doch die eigentliche Bedeutung des Wortes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ noch verborgen geblieben. Hätte sie zu Christi Zeiten in Jerusalem gelebt und gesehen, daß nur zwölf Männer aus der untersten Klasse ihm nachfolgten, während er von der vornehmen Welt und von der Welt der Wissenschaft verurteilt wurde, so würde sie schwerlich an den Heiland geglaubt haben. Bei solcher Gemütsart wurde es ihr sehr schwer, ihren Gatten zu verehren und zu lieben, nachdem sie erkannt hatte, es stehe nicht mehr gut mit seinem Geschäfte. Wie sehr würde sie ihn bewundert und angestaunt haben, wenn es ihr geglückt wäre, ihm das Adelspatent zu verschaffen! Aber nun, welch ein Abstand von dem, was sie ersehnt, bis zu dem, was wirklich war! Wenn daher nun dem Herrn Geh. Kommerzienrat beim Mittagessen, beim Abendbrot und überall, wo er mit seiner Gattin zusammentraf, so recht deutlich wurde, welche Verantwortung er auf sich geladen habe, indem er sie einstmals gefreit, so war ihm seiner Tochter Anna freundliches Gesicht doppelt lieb. Wenn er seine Schuld gegenüber der in ihren Erwartungen betrogenen Gattin empfand, so tröstete ihn das Gefühl, daß Anna ihn selbst dann noch lieben würde, wenn er am Bettelstabe einherginge. Sie erschien ihm wie dem gebeugten König Ödipus seine liebliche und tapfere Tochter Antigone.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem Anna die Photographieen bei Niedermeyers gekauft hatte, saßen Mutter und Tochter zusammen am Kaffeetische im Stadthause. Das Gartenhaus war mit dem Beginne des kalten Wetters verlassen worden. Sie waren allein, denn der Vater war bereits auf das Kontor gegangen, Friedrich aber war noch nicht erschienen. Anna hatte die Kaffeekanne für ihn auf die Spiritusflamme gestellt. Beide Damen waren mit Handarbeiten beschäftigt, Anna stickte ein Käppchen für ihren Vater zu Weihnachten.

Wie sie nun so über ihre Arbeit gebückt da saß, fiel ihr die schöne Rede Karl Niedermeyers vom vergangenen Abend ein, und unwillkürlich mußte sie lächeln. Ihre Mutter bemerkte dies und fragte etwas verwundert, welcher Art fröhliche Gedanken sie denn habe.

Anna erzählte. „Ist es nicht eine köstliche Idee vom jungen Niedermeyer,“ fragte sie, „sich mit Paul Heyses Faltenwurf zu drapieren?“

Ihre Mutter fand es gar nicht lächerlich. Sie wußte mehr von der Sache als Anna, hatte sich aber niemals über Niedermeyers Antrag ausgesprochen, der ihr als eine Demütigung erschienen war.

„Es ist mir sehr lieb, zu sehen, daß du noch lachen kannst,“ sagte sie. „Ich an deiner Stelle wäre, offen gestanden, nicht in der Laune dazu. Aber es ist ja gut, wenn man die Dinge mit Gleichmut nehmen kann.“

„Sollte ich mich über Herrn Niedermeyer entrüsten, liebe Mama? Über einen solchen Kourmacher, der oft gewiß gar nicht weiß, was er für dummes Zeug schwatzt?“

„Ich spreche nicht von Niedermeyer. Der ist mir sehr gleichgültig. Ich denke an dein Verhältnis zu Busstedt, das mir für meine Person allnächtlich den Schlaf raubt. Aber, wie gesagt, glücklich ist die Jugend.“

Anna errötete und wurde ernsthaft. Es war seit einiger Zeit ein seltsames Ding um ihre Gefühle. Sie wußte oft selbst nicht, wie es kam, daß sie so gefaßten Geistes war. Sie wollte sich zuweilen Vorwürfe darüber machen, daß sie nicht aufgeregt und unruhig sei. Zu Anfang, als ihre Verlobung auf Schwierigkeiten gestoßen war und als Busstedt Abschied von ihr genommen hatte, war sie sehr erregt und sehr traurig gewesen, aber allmählich war die Sorge um ihren Vater über ihre Gedanken Herr geworden, und die Bedrängnis des Geschäfts lag ihr beinahe mehr am Herzen als ihr eigener Kummer. Zuweilen kam es ihr sogar vor, als sei die Vergangenheit, der gedankenlose Leichtsinn früherer Zeit, das Spazierenreiten mit ihrem Bruder und Busstedt und all der lustige

Zeitvertreib von damals gleich einem Traume hinter ihr zurückgeblieben und sie sei nun wach und vernünftig. Ihre Mutter konnte nicht begreifen, welch ein Wesen in Anna steckte. Sie wunderte sich über das Mädchen. Es wurde ihr schwer, ja, es war ihr ganz unmöglich, sich in Annas Denkweise und Gefühle zu versetzen. Zuweilen versuchte sie mit etwas derberem Zufassen den Schleier zu heben, der ihr Annas Seele verhüllte, und so fand sie sich auch jetzt, als sie Annas Lächeln bemerkte und daraus auf einen beruhigten Gemütszustand der Tochter schloß, gleichsam geprickelt, etwas aus ihr herauszulocken. Sie war selbst so selten in einem beruhigten Gemütszustande und lächelte so selten stillvergnügt vor sich hin, daß ihr derartige Erscheinungen bei anderen Menschen fast wie eine Beleidigung oder Herausforderung erschienen.

„Ich glaube, ich werde recht alt," sagte sie. „Ich kann mich in das Leben und Treiben der Jugend heutzutage nicht mehr hineinfinden. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und mir vorstelle, daß ich mit einem Manne verlobt wäre, der sich so benähme, wie Busstedt sich benimmt, da würde ich es nicht aushalten können. Es müßte biegen oder brechen. Eins von beiden. Dieses Hinziehen, dieses Verhältnis, das weder warm noch kalt ist, könnte ich nicht ertragen."

Die Frau Geh. Kommerzienrätin hatte ihre Hände von der Näherei befreit und gestikulierte mit großer Lebendigkeit, dazu richteten sich ihre Augen funkelnd auf Annas Gesicht, und in ihrer bewegten Miene sprach sich deutlich aus, daß sie in der That so dachte wie sie sprach und ihrerseits in Annas Lage gewiß irgendetwas unternommen haben würde.

Auch Anna ließ ihre Arbeit ruhen, faltete aber die Hände in ihrem Schoße und sah die Mutter ruhig und nachdenklich an. „Ja, liebe Mama," entgegnete sie, „was würdest du denn thun?"

„Irgend etwas," sagte sie, „irgend etwas Entscheidendes, etwas, was Klarheit in die Situation brächte." Die gute Dame war sich selbst durchaus nicht klar, was sie thun würde, nur das war gewiß, daß sie sich im kleinen etwa so benommen haben würde, wie der Vesuv im großen. Es bedurfte bei ihr von Zeit zu Zeit einer Eruption, bei welcher zwar keine Lava, wohl aber heftige Worte, Geschrei, Thränen und Krämpfe losbrachen.

„Ich muß Busstedt in Schutz nehmen," sagte Anna nach einer kleinen Pause. „Er schreibt regelmäßig, er benimmt sich durchaus korrekt."

„Korrekt! Korrekt!" rief die Mutter. „Ein Bräutigam soll sich nicht korrekt benehmen! Warum ist er seit acht Wochen nicht hier gewesen, während er doch jeden Tag herüberreiten könnte?"

„Er hat so schweren Dienst."

„Dienst! Dienst! Ein Leutnant, der seine Braut gern besucht, hat niemals Dienst!"

„Du meinst also, liebe Mama, daß Busstedt nicht gern zu uns käme?"

„Zu uns? Wir können ihm wohl gleichgültig sein. Zu dir, meine ich."

„Also zu mir käme er nicht gern?" fragte Anna betrübt.

„Nun ja! So frag doch nicht so einfältig. Ein Bräutigam, wie er sein muß, läßt sein Pferd satteln und fliegt die drei Meilen in einer Stunde her."

„Das ist freilich wahr," sagte Anna traurig. „Aber du mußt nur bedenken, Mama, daß ihm nicht viel Aufmunterung von unserer Seite zu teil geworden ist. Ich denke oft, die ganze Sache ist nicht so wie sie sein sollte. Der Vater hat sich nicht sehr über die Verlobung gefreut, und das muß Busstedt doch gemerkt haben. Seine Eltern haben uns nie besucht, nie geschrieben, und ..."

„Wie du das alles sagst!" rief ihre Mutter. „Es ist, als ob das alles gar nichts wäre!"

„Kann ich es denn ändern?" fragte Anna. „Ich habe das Gefühl, daß alles kommen wird wie es kommen muß. Der liebe Gott wird alles zum Besten lenken."

Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie mochte gerade jetzt vom lieben Gott nichts hören. Sie hätte gern gesehen, daß Anna ein wenig in Verzweiflung gewesen wäre. Nicht, als hätte sie gewünscht, daß die Verlobung aufgelöst worden wäre. Sie hatte das Verhältnis zu stande gebracht, indem sie Busstedt ermuthigt hatte, und es war ihr höchster Wunsch, mit der freiherrlichen Familie verschwägert zu werden, wenn die Umstände es nur irgend gestatteten.

„Es ist ein unklares Verhältnis," fuhr Anna fort. „Zuweilen denke ich, daß wir unrecht thun, Busstedt nicht die volle Wahrheit zu sagen. Er ist gewiß in dem Wahne

gewesen, daß wir sehr reich wären, und ist nun im Zweifel, ob er auch wirklich eine gute Partie macht. Wir sollten ihm offen sagen, daß wir nicht mehr reich sind."

„Und was erwartest du von einer solchen Eröffnung?" fragte die Mutter, ganz verwirrt durch ihrer Tochter für sie unbegreifliche Naivetät.

„Ja, siehst du, liebe Mama, ich glaube, daß Busstedt mich sehr gern hat, und daß ich ihn auch sehr gern habe. Aber es ist für einen Mann sehr schwer, einen Hausstand zu erhalten. Das wird Busstedt wohl auch bedenken, und er wird sich sagen, daß er mit den Zinsen der Kaution allein nicht auskommen kann. Er ist ein sehr ordentlicher Mann und gar nicht wie Friedrich, der früher nur so in den Tag hineinlebte. Nun muß Busstedt doch gemerkt haben, was bei uns vorgefallen ist, und er besinnt sich, ob er auch seinen Pflichten in jeder Weise nachkommen kann."

„Dieses Mädchen macht mich rasend!" rief die Frau Geh. Kommerzienrätin und sprang von ihrem Sitze empor. Anna sah betroffen zu ihr auf. Schon drohte eine jener Szenen loszubrechen, wie sie jetzt noch häufiger als sonst im Hause vorkamen, als sich zum Glücke die Thür öffnete und Friedrich eintrat. Die Frau Geh. Kommerzienrätin setzte sich wieder hin, und Anna stand auf, um für den Bruder das Frühstück zu bereiten.

Friedrich hatte sich in seinem Äußern ziemlich stark verändert seit der Zeit, wo er noch in Dienst stand. Er hatte eine andere Gesichtsfarbe bekommen. Früher bräunlich rot, war er nun blaß. Die Luft auf dem Kontor war ihm, wie seine Mutter mit Betrübnis sah, weniger zuträglich, als ihm die Luft des Feldes gewesen war, und der Verkauf der Pferde hatte bei ihm Mangel an Appetit zur Folge gehabt. Ob er sich auch in seinem Inneren verändert hatte, war nicht so leicht zu entdecken. Er besuchte das Kontor ziemlich regelmäßig, und seine Mutter meinte, er hätte sich mit bewundernswerter Standhaftigkeit in sein Schicksal gefunden. Heute kam er recht spät zum Frühstück, und es fiel den Damen auf, daß er schwere Schuhe und dicke wollene Kniestrümpfe sowie kurze Beinkleider trug.

„Willst du auf die Jagd gehen, lieber Junge?" fragte ihn seine Mutter mit einem zärtlichen Tone, der die vorausgesetzte Absicht von vornherein guthieß.

„Ja, ich muß einmal Luft schnappen," antwortete er. „Guten Morgen, Mama, guten Morgen, Anna. Ich halte es nicht aus, so einen Tag wie den andern drunten in dem Loche zu hocken. Baron Rinkitz hat mich eingeladen."

„Ah, das freut mich," sagte seine Mutter. Sie hörte mit Genugthuung den Namen des Barons. So ging der arme Friedrich doch immer noch mit Kavalieren um. Es war nicht zu beschreiben, wie sehr sie bei dem Gedanken litt, daß ihr Haus seine Stellung in der guten Gesellschaft verlieren könnte.

Friedrich setzte sich indessen an den Tisch und roch an dem Kaffee, den Anna ihm eingeschenkt hatte. „Er ist wohl nicht ganz frisch gemacht?" fragte er.

„Ich habe ihn dir warm gehalten. Warum kommst du so spät?" erwiderte Anna.

„Natürlich, warum komme ich so spät? Es ist immer alles meine eigene Schuld."

Er nahm ein Weißbrötchen, strich Butter darauf und ließ es dann auf dem Teller liegen.

„Hast du wieder keinen Appetit, Friedrich?" fragte die Mutter besorgt. „Du hast jetzt so selten guten Appetit."

„Ja, woher sollte der auch wohl kommen?" fragte Friedrich dagegen, indem er Tasse und Teller unberührt stehen ließ.

„Aber du mußt doch wenigstens etwas genießen, ehe du hinausgehst."

„Ja nun," sagte Friedrich, „wenn ich irgend etwas Herzhaftes bekomme, könnte ich am Ende einen Bissen genießen. Ist nicht zufällig noch ein kaltes Hühnerbein oder so etwas und ein Tropfen Portwein übriggeblieben?"

„Anna, geh doch einmal in die Speisekammer," sagte die Mutter, „es muß noch eine gebratene Ente da sein. Und der Portwein steht hinter dir auf dem Büffett. — Wer von den Herren ist denn noch mit auf der Jagd?" fragte sie dann Friedrich, als Anna hinausgegangen war. Friedrich nannte etwa ein Dutzend Namen. Es waren mehrere seiner früheren Kameraden und eine kleine Anzahl anderer Herren, die dem Sport ergeben waren.

„Du wirst Busstedt auch wohl zu sehen bekommen," sagte sie.

„Natürlich," erwiderte Friedrich. „Eine Jagd ohne Busstedt wäre ja gar keine Jagd."

„Achte doch darauf, wie er sich benimmt. Ich meine, was für ein Gesicht er gegen dich macht. Es ist so ein eigentümliches Verhältnis mit ihm."

„Wie so? Hat er sich etwas zu schulden kommen lassen? Wenn es ihm einfallen sollte zurückzutreten, so würde ich ihn fordern."

„Wie du gleich aufbrausest!" rief die Mutter erschreckt. „So bedenke doch nur, daß du jetzt ein Geschäftsmann bist."

„Du denkst wohl, ich vergäße das!" sagte Friedrich mit bitterem Lachen. „Ich bedenke das unaufhörlich. Aber ich werde deshalb doch nicht vergessen, was die Ehre gebietet."

„Busstedt hat sich gar nichts zu schulden kommen lassen. Er benimmt sich durchaus korrekt," sagte die Mutter, indem sie sich jetzt unwillkürlich des von Anna gebrauchten Ausdruckes bediente, den sie vorhin getadelt hatte.

„Weshalb soll ich dann auf sein Gesicht achten? Sein Gesicht ist mir nicht von solcher Bedeutung. Busstedt ist mein guter Freund, aber ich denke, er hat ebensowohl auf mein Gesicht zu achten, wie ich auf seines."

„Du verstehst mich nicht, Friedrich."

„Ich verstehe dich recht wohl. Du meinst, Busstedt wäre kopfscheu geworden, weil er gemerkt hätte, daß Anna keine gute Partie mehr wäre. Es ist möglich, aber Ehre ist Ehre, und Busstedt kann sich nicht zurückziehen. Aus diesem Grunde kann er sich nicht zurückziehen."

„Still, ich höre Anna," sagte die Mutter. „Ich wollte, du hättest gestern schon von der Jagd gesprochen."

Anna trat wieder ein und brachte die Ente. Die Dienerschaft war beschränkt worden, und Anna that jetzt manches, was sie früher nicht zu thun gewohnt gewesen war. Aber sie war gern im Hause thätig, und ihre jetzige Beschäftigung war ihr lieber als das frühere Nichtsthun. „So, mein lieber Sohn, stärke dich," sagte sie lächelnd zu Friedrich, indem sie ihm das Fleisch und den Wein hinstellte.

„Ich danke dir," sagte er seufzend und fing an, die Ente zu zerschneiden mit der Miene eines Menschen, der sein schweres Los mit Würde zu ertragen entschlossen ist. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust, und die eine wollte sich von der anderen trennen. Es ging ihm wie dem Doktor Faust, nur daß er sich der Gelehrsamkeit und des metaphysischen Tiefsinns des Doktors nicht rühmen konnte. Er hatte die Einladung des Barons Rinkitz hauptsächlich deshalb angenommen, weil er dachte, vielleicht bei Gelegenheit der Jagd die reizende Komtesse Angelika sehen zu können. Das Gut ihres Vaters, des Grafen Werba, lag neben den Besitzungen des Barons, und die Komtesse war die intime Freundin der Baronin. Aber zugleich wünschte er, die Komtesse nie wieder zu sehen. Er hatte das Gefühl, sie sei völlig unerreichbar für ihn geworden, seitdem er nicht mehr den blauen Rock trug. Sie hatte immer etwas Unnahbares ihm gegenüber gehabt, und nun war doch wohl alle Hoffnung dahin. Er war unzufrieden mit sich selbst, daß er die Einladung angenommen hatte, und besaß doch nicht die Kraft, zu Hause zu bleiben. Überhaupt war seine Stellung zwiespältig. Er ging noch mit den früheren Kameraden um, aber die alte Wärme war nicht mehr da. Es waren nicht mehr die alten gemeinsamen Interessen, Höflichkeit war an Stelle der Kameradschaftlichkeit getreten. Auch im Kontor konnte Friedrich nicht recht warm werden. Er hätte sich wohl schnell dort eingewöhnt, wenn er gesehen hätte, daß es goldene Berge zu verdienen gegeben, unglücklicherweise aber war er zu einer Zeit eingetreten, wo das Geschäft sich durch Klippen und Strudel mühsam seinen Weg bahnte. Dazu hatte er noch immer wiederholte Demütigungen seiner Schulden wegen zu erleben. Er würde sich beruhigt haben, wenn nach einer bösen Katastrophe die Sache glatt und rein abgemacht worden wäre. Aber so verlief sie nicht. Der Kassierer hatte die Abwickelung in Händen und suchte zu retten, was zu retten war. Bei jeder neuen Rechnung kam er und fragte. Die Bezahlung wurde in die Länge gezogen, den Gläubigern wurden Abzüge gemacht und alles wurde so geschäftsmäßig betrieben, daß Friedrich bei der immer wiederholten Mahnung an seine Thorheiten hätte aus der Haut fahren mögen. Aber niemand kann aus seiner Haut fahren oder über seinen Schatten springen, und er mußte alles in sich auskochen und dabei noch dankbar aussehen. Der Vater verstand keinen Spaß mehr. Der Mutter jedoch war es eine Genugthuung zu sehen, daß Friedrich immer noch einen Umgang hatte, der ihren Neigungen schmeichelte. Es war ihr heute

morgen eine angenehme Wahrnehmung, daß Friedrich zum Baron Rinkitz zur Jagd ging, und sobald ihr Sohn nach Beendigung seines Frühstückes schweren Schrittes hinausgestapft war, um sein Jagdkostüm zu vervollständigen, gab sie ihrer guten Laune Ausdruck.

„Es ist doch etwas Nobles in ihm," sagte sie zu Anna.

„O ja, liebe Mama," antwortete diese, „aber meinst du nicht, daß er besser thäte, sich jetzt ganz dem Geschäfte zu widmen, statt die alten Liebhabereien wieder anzufangen?"

„Man kann ihm die kleine Erholung wohl gönnen, und es ist mir immer lieb, wenn ich sehe, daß er anständigen Verkehr hat," sagte die Geh. Kommerzienrätin. „Ich beurteile die Menschen nach dem Umgange, den sie haben. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Friedrich ist kein Mann, der sich jemals nach unten ziehen lassen wird, und das ist mein Stolz, das hat er von mir."

Anna entgegnete nichts, aber ihre Mutter glaubte an der Art, wie die Tochter den Faden auszog, zu sehen, daß sie anderer Ansicht sei. „Man sieht es in der Neuzeit leider so oft," sagte sie nachdrücklich, „daß die Männer sich nach unten ziehen lassen. Das ist die materialistische Richtung des Zeitgeistes. Sie sitzen in den Bierhäusern, fühlen sich in Damengesellschaft nicht heimisch und heiraten schließlich unter ihrem Stande. Deshalb flößt es mir immer eine gute Meinung von einem jungen Manne ein, wenn ich sehe, daß er gern in guter Gesellschaft ist. Ich weiß recht gut, daß die Tüchtigkeit im Berufe die Hauptsache ist, aber eines kann mit dem anderen bestehen, und da der liebe Gott einmal Unterschiede zwischen den Ständen gesetzt hat, so ist es nicht unsere Sache, das zu ignorieren. Ich für meine Person mache kein Hehl daraus, daß ich immer den Zug nach oben gehabt habe."

Anna richtete die dunkelblauen Augen nachdenklich auf der Mutter Gesicht. „Ich denke zuweilen, mir fehlt etwas," sagte sie. „Eine unvollkommene Beschaffenheit meiner Natur läßt mich manches, was in der Welt vorgeht, gar nicht begreifen. So geht es mir auch mit dem, was du eben sagtest. Offenbar fehlt mir der Ehrgeiz oder wie man es sonst nennen will. Ich habe diesen Zug nach oben gar nicht. Ich kann mir vorstellen, daß ich unter ganz niedrigen Leuten lebte und doch glücklich wäre, wenn ich nur mit guten und liebevollen Gemütern zu thun hätte."

„Das kommt daher, daß du noch jung und unerfahren bist," sagte ihre Mutter mit mißbilligendem Tone.

„Ich glaube, ich werde es nie lernen," entgegnete Anna. „Wenn ich mir vorstelle, ich wäre schon Busstedts Frau, so ist mir dabei der Gedanke, ich wäre eine Freifrau, gar nicht aufregend. Ebenso gern wäre ich eine einfache Frau Busstedt. Ich kann mir den Stolz wohl vorstellen, aber nur den Stolz auf tüchtige Arbeit. Ich bin stolz darauf, eines Buchhändlers Tochter zu sein, denn ich glaube, der Buchhändlerstand ist der vornehmste von allen Ständen, soweit es sich um nützliche Arbeit handelt. Der Buchhändler handelt mit dem vornehmsten Stoffe, den es überhaupt gibt: handelt mit Geist. Wenn ich bedenke, daß der Vater und der Großvater viele Tausende von guten Büchern in die Welt gesandt haben, aus denen die Kinder und die Erwachsenen Belehrung schöpfen, so bin ich stolz auf den Namen Schottmüller. Aber mir fehlt der Stolz, von dem du sprichst, ich würde nie auf den Gedanken kommen, mich auf der Leiter der Standesunterschiede emporzuquälen, noch dazu, wenn ich weiß, daß ich doch nicht auf die oberste Sprosse kommen kann. Denn wenn ich Freifrau bin, so ist ja eine Gräfin doch wieder über mir, bin ich Gräfin, so steht die Prinzessin höher und über der Prinzessin stehen Königin und Kaiserin. Die Hoffnung aber, daß mich einmal ein Kaiser heiraten würde, habe ich aufgegeben, seitdem ich nicht mehr an Tausendundeine Nacht glaube."

„Ich hätte mir freilich manche Mühe sparen können, die ich mir mit deiner Erziehung gegeben habe," sagte die Mutter.

„Nein, wirklich, du darfst mir nicht böse sein, liebe Mutter. Ich sage selbst: mir fehlt etwas. Ich begreife so vieles nicht, wovon immer geredet und geschrieben wird. Du begriffst vorhin nicht, daß ich so ruhig war. Offen gestanden: ich begreife nicht, was für ein Geschrei in den Gedichtbüchern und Romanen und Trauerspielen von der Liebe gemacht wird. Es fehlt mir auch da ein Begriffsorgan. Ich habe Busstedt sehr gern, aber daß ich wie Ophelia ins Wasser gehen sollte, wenn er mich sitzen ließe, das fiele mir

nicht ein. Und wenn etwa der Vater sich in Not und Sorge stürzen sollte, um mir viel zu geben, so wollte ich lieber überhaupt auf das Heiraten verzichten."

Die Mutter schüttelte den Kopf und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. „Man sollte nicht denken, ein junges Mädchen zu hören," sagte sie. „In meiner Jugend war mehr Poesie in der Welt. Wenn jetzt ein neunzehnjähriges Mädchen schon so prosaisch ist, kann man sich freilich über nichts mehr wundern. Busstedt allerdings würde sich sehr wundern, wenn er dich so könnte sprechen hören. Er ist ein echter Kavalier, der sich schwerlich mit so spießbürgerlichen Anschauungen versöhnen würde."

Anna lächelte und schwieg.

Während seine Mutter und Schwester sich dergestalt unterhielten und in ihren Anschauungen vom Leben himmelweit voneinander verschieden blieben, hatte Friedrich sich auf den Weg gemacht. Er traf sich mit den Jagdfreunden am Bahnhofe, die Gesellschaft stieg mitsamt den Hunden ein, fuhr bis zur nächsten Station und fand dort einen großen, mit vier Pferden bespannten Schlitten vor, den Baron von Rinkitz geschickt hatte. Zur bestimmten Stunde trafen sich alle Gäste auf dem Platze des Stelldichein. Außer den Herren aus Neustadt waren noch ein Dutzend Nachbarn und Freunde zusammengekommen: Gutsbesitzer und Dragoneroffiziere. Auch Busstedt war da. Er sah prächtig aus, wie aus einem Jagdstücke von Rubens geschnitten. Der Jagdanzug stand ihm fast noch besser als die Uniform. Er hatte einen alten zerdrückten grünlich-grauen Hut mit einer Spielhahnfeder auf dem rechten Ohr, und unter der breiten Krempe blickte sein Gesicht gar verwegen hervor. Ein grüner Jagdkittel mit vielen Taschen, hier und da mit verblaßten Blutflecken gesprenkelt, bedeckte die breite Brust und ward um den Leib von einem wildledernen Gurte zusammengehalten, woran das Weidmesser hing. Friedrich war einigermaßen gespannt auf sein Benehmen. Er hatte Busstedt seit Monaten nicht gesehen, und sie hatten nur kurze Billets über den Fuchs, der noch in Busstedts Stalle stand, miteinander ausgetauscht. Es hatte sich gezeigt, daß das teure und sehr heftige Pferd schwer verkäuflich war. Busstedt, der mit dem Verkaufe beauftragt worden war, hatte gemeint, die Schuld daran trüge der Winter, wo die Offiziere ganz allgemein lieber verkauften als kauften.

Busstedt ging mit der offensten Miene auf Friedrich zu und schüttelte ihm die Hand. „Das ist recht, alter Junge," sagte er, „daß du dich doch einmal herausgerissen hast."

Friedrich fühlte in des Freundes Gegenwart wieder den seltsamen Druck, den dieser von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Es war, als habe er in Busstedts Gesellschaft keine rechte Selbständigkeit mehr. Sie waren die besten Freunde gewesen und schienen es noch zu sein, aber so kordial Friedrich sich auch gegen den Freund zu benehmen bestrebt war — in Busstedts Nähe traute Friedrich sich weder ein gutes Reiten noch ein sicheres Schießen, noch irgend eine andere vorzügliche Leistung zu. Er suchte dies Gefühl der Unsicherheit oft durch einen etwas anmaßlichen Ton zu verdecken, aber es half ihm nichts. Niemand, und er selber auch nicht, ward dadurch getäuscht und zu der Meinung gebracht, daß Busstedt derjenige in dem Bunde sei, der gelenkt werde.

„Und wie geht es deiner Schwester?" fragte Busstedt mit derselben offenen Miene.

„Sie hat mir Grüße für dich aufgetragen," sagte Friedrich ganz gegen seinen Willen. Es war eine Unwahrheit, Anna hatte ihm nichts für ihren Bräutigam aufgetragen, aber Friedrich sagte in Busstedts Gegenwart oft etwas was er gar nicht hatte sagen wollen und worüber er sich dann nachher ärgerte.

„Und wie geht es deiner Frau Mama und deinem Herrn Papa? Ich hoffe, sie befinden sich wohl."

„Ich danke dir," entgegnete Friedrich, „sie befinden sich ganz wohl."

„Du wirst gewiß ungeduldig wegen Springflower sein," fuhr Busstedt fort. „Und ich versichere dir, es ist mir förmlich genant, den Gaul zu reiten. Es sieht aus wie eigennützige Ausbeutung von Freundes Eigentum. Solltest du eine Gelegenheit haben, ihn in Neustadt zu verkaufen, so sage es mir. Oder vielleicht nimmst du ihn doch wieder in deinen Stall. Die Geschäfte lassen dir vielleicht so viel Zeit, daß du täglich ein Stündchen reiten könntest. Es würde dir sicherlich gut thun, du siehst ein bißchen blaß aus."

„Nein, nein," entgegnete Friedrich. Er glaubte noch nie so deutlich wie in diesem Augenblicke gefühlt zu haben, daß er Spring=

flower nicht reiten könne. „Es würde keinen guten Eindruck auf den Alten machen," fuhr er fort. „Ich muß jetzt den Geschäftsmann zeigen. Bitte, behalte den Gaul und sieh zu, daß du ihn los wirst. Wenn nicht jetzt, so doch im Frühjahre. Natürlich je eher, desto besser, denn das Vieh frißt sich ja am Ende selber auf."

„Wir wollen sehen, was zu machen ist. Und nun, mein Junge," sagte Busstedt, den Freund beiseite führend, „habe ich noch eine Nachricht für dich, die dir hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Ich sprach gestern die Komtesse. Sie wird deinetwegen heute hier sein."

Friedrichs Herz pochte heftig. „Sie wird schwerlich meinetwegen hierher kommen," sagte er. „Der Gedanke ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich mich ihm hingeben möchte."

Busstedt zog die weiße starke Hand aus dem Jagdmuffe hervor und strich sich bedächtig den langen rotbraunen Schnurrbart. „Die Weiber sind verschieden," sagte er dann. „Manche sind so spröde wie der Teufel und gehen los wie Schießpulver, wenn du ihnen zu nahe kommst. Sind sie aber einmal von jemand eingenommen, so kann er sie um den Finger wickeln."

„Woraus schließt du denn, daß die Komtesse meinetwegen kommen wird?" fragte Friedrich, der nur zu begierig war, seine Zweifel beseitigt zu sehen.

„Du bist ein merkwürdiger Kerl, mein lieber Schott," sagte Busstedt. „Wenn du halb das Zugreifen hättest, was du haben könntest, so wärest du der glücklichste Mensch. Ich sage weiter nichts. Du möchtest mich am Ende mit Figaro verwechseln. Beiläufig bemerkt, jetzt ist auch die ältere Schwester wieder im Hause, die geschiedene Frau von Kosteletz. Sie ist von einer langen Reise nach der Türkei zurückgekommen, scheint Schriftstellerin geworden zu sein und redete mir gestern allerhand vor, was für meinen beschränkten Verstand zu hoch war. Ich sah sie bei Malzows, wo wir ein Diner hatten. Es war von der heutigen Jagd die Rede, und da hatte ich den Eindruck, als ob die Erwähnung deines Namens nicht ohne Wirkung geblieben wäre. Komtesse Angelika sowohl wie ihre Schwester sagten, daß sie die Absicht hätten, heute abend bei Frau von Rinkitz zu sein. Wir werden sie also heute sehen."

„Ja, ja," sagte Friedrich, „das kann schon sein. Aber —"

„Was denn aber?" fragte Busstedt. Er blieb stehen, faßte seinen Freund ins Auge und sagte leise: „wir sehen uns jetzt leider nur selten. Ich möchte aufrichtig als Freund zu dir sprechen, magst du von mir nun denken wie du willst. Der alte Graf hat kein Geld, seine Töchter sind ihm zur Last, und die Rückkehr der Frau von Kosteletz hat ihn wütend gemacht. Jetzt ist der Augenblick, wo du zugreifen mußt. Besinne dich nicht lange, oder das Glück ist dir vielleicht für immer entschlüpft."

7. Kapitel.

Die Jagd nahm ihren Verlauf. Über die beschneiten Felder und durch die kahlen Waldstücke des Baron von Rinkitz hindurch zogen sich die langen Ketten der Schützen, hier und dort blitzten Schüsse auf und stiegen blaue Pulverwölkchen zum Winterhimmel empor. Friedrich dachte jedoch weniger an die Hasen als an seine Liebe. Das Gespräch mit Busstedt hatte ihn mächtig aufgeregt, und die Bewegung in der frischen freien Luft erzeugte bei ihm eine unternehmende Stimmung. Er hatte das liebreizende Bild der Komtesse Angelika durchaus nicht aus seinem Herzen verbannen können, so sehr ihm der Verstand auch dazu riet, und nun stand es wieder lebhafter und lockender als je vor seinen Augen. Zu Hause war von der gräflichen Familie Werba selten und dann nur in einer gewissen ablehnenden Weise die Rede gewesen. Man redete in Neustadt in gut bürgerlichen und gesetzten Kreisen von dieser Familie wie von einer Erscheinung, die in den Rahmen hergebrachter Anschauungen nicht recht hineinpaßte. Der Ruf des Grafen Werba war nicht ganz tadellos, aber er war bei alledem ein zu vornehmer Mann, als daß man ihm den Respekt ganz hätte verweigern können. Es hieß, auf seinem Gute herrsche eine polnische Wirtschaft. Der Graf war Witwer und zog den Aufenthalt in Paris jedem anderen Aufenthalte vor. Als seine älteste Tochter von ihrem Manne, dem Major von Kosteletz, geschieden wurde, hatte Neustadt die Nachricht als etwas aufgenommen, was sich wohl erwarten ließ. Von der Tochter eines solchen Vaters konnte man sich solcher Dinge wohl versehen. Da jedoch Werbas nur sehr wenig in Neustadt verkehrten und

sich fast ganz auf den Umgang mit einigen Gutsnachbarn beschränkten, so wurde nicht allzuviel von ihnen geredet. Friedrich hatte die junge Komtesse auf einem Balle beim Baron von Rinkitz kennen gelernt, und sie hatte sogleich sein Herz mit sich fortgenommen. Aber warum, so fragte er sich heute von neuem, interessierte sich Busstedt so sehr für seine Flamme! War das Freundschaft? Empfand Busstedt das Bedürfnis, jemand glücklich zu machen? Das lag eigentlich nicht in Busstedts Charakter. Busstedt pflegte um seine eigenen Angelegenheiten weit mehr besorgt zu sein als um diejenigen seiner Freunde. Friedrich fühlte sich ihm gegenüber gern als gütiger Prinz und nahm trotz des Druckes, den Busstedts Persönlichkeit auf ihn ausübte, gern die Miene der Überlegenheit an. In diesem Gefühle dachte er, sich Busstedts Fürsorge gefallen lassen zu können. Er sah in ihr die Ergebenheit Busstedts und seine Dankbarkeit für so manchen Gefallen, den er mit seiner volleren Börse dem Freunde erwiesen hatte. Gleichwohl zischelte ihm ganz heimlich und leise eine spitze Zunge mißtrauische Wörtchen zu, und wenn sein Stolz es gelitten hätte, würde er die Befürchtung haben aufkommen lassen, es könne ihm mit Komtesse Angelika ähnlich ergehen wie mit dem Rassepferde. Dieses edle Tier bereitete ihm nachhaltigen Ärger. Er hatte es anfänglich gar nicht kaufen wollen, weil er sah, wie heftig es war. Aber die Miene, mit der Busstedt dabei gestanden, und die Bemerkungen, die dieser gemacht hatte, waren Veranlassung gewesen, daß sich in ihm der Gedanke erhoben hatte, er müsse das Pferd um jeden Preis besitzen. Und nun durfte es nicht einmal den Anschein gewinnen, als bereute er den Handel.

Als es zu dunkeln anfing und eine Menge Wild geschossen worden war, führte Baron von Rinkitz seine Gäste dem Schlosse zu. Er hatte das Essen auf fünf Uhr bestellt. Das Schloß, ein alter Herrensitz mit so dicken Mauern, daß sie im Frühling die Winterkälte, im Herbste die Sommerwärme noch wochenlang festhielten, während draußen schon ganz andere Temperaturen herrschten, war behaglich erleuchtet, und die Herren erhielten Zimmer angewiesen, wo sie sich vom Schmutze der Jagd reinigen konnten. Alsdann begaben sie sich in den Speisesaal, und Friedrich sah mit Herzklopfen dem Erscheinen der Damen entgegen. Denn es hieß in der That so, wie Busstedt schon am Morgen verkündigt hatte, daß einige Freundinnen der Dame vom Hause, darunter die Töchter des Grafen Werba, gegenwärtig seien. Die Damen wollten an dem Jagdkostüm der Herren keinen Anstoß nehmen. Es war im Winter so langweilig auf dem Lande, daß sie sich die Gelegenheit zu guter Unterhaltung nicht entgehen lassen wollten.

Endlich kam der Augenblick. Baron von Rinkitz ging, den Damen zu sagen, daß die Jagdgäste hungrig wären, und gleich darauf kam seine Gemahlin mit sechs Freundinnen in den Speisesaal, und Friedrich sah der Komtesse entgegen. Er ging sogleich auf sie zu und begrüßte sie. Er war jetzt aber in ihrer Nähe so verwirrt, daß er alles vergaß, was er ihr Geistreiches hatte sagen wollen, und sich mit einigen gewöhnlichen Redensarten begnügen mußte. Sie aber heftete auf ihn einen seltsamen Blick ihrer feurigen schwarzen Augen. Wäre Friedrich nicht ganz im Anschauen der schlanken Gestalt und des feinen, wenn auch vielleicht etwas zu scharf geschnittenen Gesichts befangen gewesen, so daß ihm ruhige Beobachtung unmöglich war, so hätte er bemerken können, daß der Blick der Komtesse für eine Sekunde von ihm weg auf einen anderen Punkt hin glitt, und daß in dieser Sekunde Busstedts Blick dem ihrigen begegnete. Busstedt hielt sich im Hintergrunde, seine stattliche Gestalt lehnte an einem der hohen Stühle von Eichenholz, die um die Tafel her gereiht standen, und sein kriegerisches Gesicht beherrschte gleichsam den Kreis. Ein kaum merkliches Winken seiner Augen, ein verständnisvolles Aufleuchten zuckte zu der Komtesse hinüber, und ihm antwortete ein Blitz, den er so gut verstand, wie sie seinen Wink verstanden hatte. Aber Friedrich sah nichts davon, er bemerkte nur, daß die Komtesse ihn selbst in ungewöhnlicher Art, sinnend, beinahe forschend ansah und auf seine Anrede zuerst gar nichts erwiderte. Es war, als müsse sie sich erst zurechtfinden, sie ging erst nach einiger Zeit auf sein Gespräch ein und bewegte sich dann gleich ihm auf Gemeinplätzen. Die berauschende Vorstellung, welche sich Friedrich von dem Wiedersehen gemacht hatte, erfuhr eine ziemlich starke Ernüchterung.

Er hatte jedoch nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn Baron von Rinkitz be=

rührte seinen Arm und fragte ihn, ob er Frau von Kostelez vorgestellt werden wolle. Er bemerkte, daß eine Dame, welche eine ihn überraschende Ähnlichkeit mit Komtesse Angelika besaß, ihn ansah und augenscheinlich seine Begrüßung erwartete. Er verneigte sich vor der Komtesse und ging mit Rinkitz auf diese Dame zu.

„Herr Friedrich Schottmüller — Frau von Kostelez,“ sagte der Baron.

„O bitte, nicht Frau von Kostelez,“ sagte die Dame. „Gräfin Julia Werba. Sie wissen doch, Herr von Rinkitz, daß ich meinen Familiennamen wieder angenommen habe.“

„Pardon, ich habe im Augenblicke nicht daran gedacht,“ entgegnete der Baron.

„Nicht als ob ich mich des Namens Kostelez schämte,“ fuhr sie fort. „Mein früherer Gatte ist ein wackerer, ehrenhafter Offizier. Aber ich habe den Namen Werba wieder angenommen, weil er für mich die Freiheit bedeutet, der Name Kostelez jedoch die Sklaverei.“

„Kolossal schneidig, wie immer, meine Gnädige,“ sagte Baron von Rinkitz lächelnd.

Friedrich betrachtete die Dame mit großem Interesse. Sie erschien seinem Buchhändlerauge wie eine vermehrte Ausgabe von Komtesse Angelika. Es war dieselbe schlanke Figur, doch waren die Formen voller als bei der jüngeren Schwester, welche beinahe mager zu nennen war. Es war dasselbe schwarze Haar, es waren dieselben schwarzen Augen und energischen Gesichtszüge, nur daß alles mehr ins Extrem getrieben erschien. Wenn Komtesse Angelika pikant genannt werden konnte, so durfte man Gräfin Julia eine Amazone nennen. Sie trug ihr Haar glatt und fest und zu einer kleinen Krone auf dem Hinterkopfe verschlungen, ein leinener Stehkragen schloß fest um ihren schlanken Hals zusammen und sie war in eine dunkelblaue Trikottaille und einen enganliegenden Rock von derselben Farbe gekleidet. Sie fragte Friedrich, ob er der berühmten Firma Schottmüller in Neustadt angehöre, und er antwortete ihr darauf. Dann machte sie ihm einige Komplimente über den Ruf der Firma, der über die Grenzen Deutschlands hinaus gedrungen sei. Doch wurden sie bald getrennt, denn Baron Rinkitz bat die Gesellschaft Platz zu nehmen, und Friedrich erhielt zu seinem Entzücken den Stuhl zur Linken von Komtesse Angelika. Die Sache war nicht ganz zufällig. Friedrich hatte bemerkt, daß Busstedt dem Baron etwas zugeflüstert, und daß dieser mit dem Kopfe genickt hatte. Er sah mit dankbarem Gefühle zu Busstedt hinüber, der ganz bescheiden am unteren Ende der Tafel zwischen zwei Herren Platz nahm. Es war eine aufregende, doch selige Stunde für Friedrich. So nahe neben der Schönen, gleichsam im Bannkreise ihrer Persönlichkeit, unter dem Feuer ihrer Augen und im Anblicke des Spiels ihrer Hände, vergaß er sich selbst und die Welt. Sie war artig und höflich, und er war so berauscht von ihrer Gegenwart, daß es ihm so vor kam, als sei sie im höchsten Grade liebenswürdig gegen ihn. Mehrere Male richtete sie wieder jenen sinnenden Blick auf ihn, und ein heimlicher Gedanke schien sie zu beschäftigen. Sie war ziemlich schweigsam, und Friedrich trug den größten Teil der Unterhaltung, aber, wie es leicht demjenigen ergeht, der selber spricht, er glaubte, daß die Unterhaltung ungemein lebhaft sei. Nur die Gelegenheit, seinen Gefühlen deutlichen Ausdruck zu geben, bot sich nicht, und das bemerkte Friedrich erst, als die Tafel aufgehoben wurde. Er glaubte, kaum eine Viertelstunde zu Tisch gesessen zu haben, und ward sich plötzlich bewußt, daß er wiederum von alledem, was er hätte sagen können, noch nichts gesagt habe. Das Gespräch hatte bei ganz gewöhnlichen Gegenständen verweilt. Und als die Gesellschaft sich nun erhoben hatte und in das Nebenzimmer gehen wollte, war plötzlich Gräfin Julia da und bemächtigte sich seiner.

Mein Schwesterchen hat Sie mir entführt,“ sagte sie. „Und ich hätte mich so gern mit Ihnen unterhalten. Diese Leute wissen alle nichts als Jagd und Krautjunker-Krimskrams. Wie mir Deutschland zopfig vorkommt, nachdem ich es ein paar Jahre lang nicht gesehen habe! Es gibt nur ein China, und das heißt Deutschland.“

„Sie waren im Orient, wie ich gehört habe,“ erwiderte Friedrich. Er sah sich halb gegen seinen Willen von Gräfin Julia in eine Fensternische geführt und blickte vergeblich nach Angelika aus, die im Strome der übrigen Gesellschaft fortgeschwommen war.

„Ja, ich reiste mit einer englischen Familie und zum Teil auch allein. Wir waren in Ägypten, Syrien, Griechenland,

Konstantinopel und so weiter. Setzen Sie sich doch, Herr Schottmüller, wir können hier ganz ungestört ein Weilchen plaudern."

Friedrich setzte sich der Gräfin gegenüber in die Nische, die so tief war, daß sie ein kleines Gemach für sich bildete. Sie waren beide von der übrigen Gesellschaft abgetrennt, die sich in mehreren Räumen verteilt hatte.

„Sie wollen doch nicht etwa rauchen?" fragte die Gräfin. „Ich sehe, daß sich dort einige Herren Zigarren anzünden. Sonst genieren Sie sich, bitte, meinetwegen nicht. Ich kann den Tabaksdampf vertragen. Soll ich Ihnen eine Zigarre holen?"

Friedrich versicherte, daß er nicht rauchen wolle, und die Gräfin hielt ihn im Gespräche fest. „Es besteht eine geistige Verwandtschaft zwischen uns beiden, von der Sie wohl nichts ahnen," sagte sie. „Sie sind Buchhändler, ich bin Schriftstellerin. Ich habe im Laufe meines Lebens Erfahrungen gemacht, von denen ich überzeugt bin, daß sie wert wären, der Welt bekannt zu werden. Ich habe den Namen Schottmüller vielfach mit Auszeichnung nennen hören, und ich glaube, daß ich mich wohl entschließen könnte, Ihrer Firma meine Manuskripte anzuvertrauen."

Friedrich fühlte sich ein wenig enttäuscht durch diese Eröffnung. Er war bereits wenig erbaut davon, daß man ihn von Angelika getrennt hatte, und nur der Gedanke, daß er doch mit ihrer Schwester rede und so gewissermaßen indirekt bei Angelika sei, tröstete ihn ein wenig. Er konnte sich diesem lebhaften und schönen Gesichte gegenüber in der Illusion wiegen, er sähe Angelika selbst, und außerdem war es doch eine Annäherung an die Geliebte, wenn er die Freundschaft der Schwester gewann. Daß aber Gräfin Julia von Manuskripten zu sprechen anfing, erfreute ihn gar nicht. Er war nicht als Buchhändler hierher gekommen, Bücher und Papier lagen weit hinter ihm in wesenlosem Scheine.

„Welcher Art sind diese Manuskripte?" fragte er. „Ich meine, worüber haben Sie geschrieben, gnädigste Gräfin?"

„O, es ist vielerlei," sagte sie. „Ich habe eine ganze Sammlung angelegt, und wenn ich einmal Vertrauen zu einem guten Verlagsgeschäfte gewänne, so würde ich am liebsten alles in eine Hand geben. Da habe ich unter anderem eine Beschreibung meiner levantinischen Reise. Wenn Sie einen guten Illustrator besorgen wollten, der die nötigen Bilder nach meinen Skizzen anfertigte, so könnten Sie ein Buch daraus machen, das sicherlich Aufsehen erregen würde. Ich habe mehr gesehen als sonst Reisende zu sehen pflegen. Es kommt alles auf die Augen an, mit denen man sieht, und auf noch einiges andere. Ich versichere Sie, ich habe immer verstanden, mir Platz zu machen und mich dorthin zu stellen, wo ich stehen wollte."

Gräfin Julia sah so aus, daß man einer solchen Versicherung Glauben schenken konnte. Friedrich betrachtete sie mit einer Bewunderung, die durch das Gefühl der Enttäuschung nur wenig Eintrag erlitt. Sie war wirklich schön. Ihre tiefdunklen Augen leuchteten, ihre etwas matte und ins Gelbliche spielende Gesichtsfarbe belebte sich, indem sie sprach, und ihre schmale, beinahe adlerartig gebildete Nase konnte einer lebhaften Phantasie wie der scharfe Bug eines Schiffes erscheinen, das die widerstrebenden Wellen des Lebens durchschneidet. Trotz seiner Bewunderung antwortete Friedrich jedoch vorsichtig.

„Die Firma Schottmüller, das Geschäft meines Vaters," sagte er, „hat hinsichtlich der Verlagswerke bestimmte Grenzen, und Sie wissen wohl auch, gnädige Gräfin, daß es für jedes Buch vorteilhaft ist, wenn es dort erscheint, wo es sich in den allgemeinen Rahmen einfügt."

„O ja," entgegnete sie. „Ich weiß es zwar nicht, denn ich bin völlig unerfahren im Buchhandel, aber ich kann es mir vorstellen. Es gibt hier, so meinen Sie, Spezialisten, wie anderswo auch. Wie die Ohrenärzte Ohren behandeln und die Augenärzte Augen, so gibt es Buchhändler, die Reisebeschreibungen verlegen, und Buchhändler, die Romane verlegen. Und einer pfuscht dem anderen nicht ins Handwerk. Ist es das, was Sie meinen?"

„Nun, so ungefähr, wenn auch nicht ganz," entgegnete Friedrich lächelnd. „Unsere Firma hat einen ziemlich vielseitigen Verlag, obwohl es allerdings lauter wissenschaftliche Werke sind."

„Wissenschaftliche? Und was verstehen Sie denn unter Wissenschaft? Nicht wahr, wenn jemand noch nicht weiß, wie der Orient beschaffen ist, und er lernt es dann aus einem Werke, welches den Orient so darstellt

wie er wirklich ist, so hat er doch Wissenschaft gewonnen."

„Gewiß," antwortete Friedrich. Er wäre der Gräfin gar zu gern gefällig gewesen. „Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir Ihr Werk zur Einsicht anvertrauen wollten," fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

„Sehr gern," sagte sie. „Ich werde Ihnen das Manuskript samt den Skizzen übergeben. Sie überlegen die Sache und geben mir Antwort. Ich wohne auf dem Gute meines Vaters. Sie kennen es ja. Übrigens besitze ich, wie ich schon erwähnte, auch noch andere Manuskripte."

„Und worüber haben Sie noch geschrieben?" fragte Friedrich.

Gräfin Julia schwieg eine Weile und sah ihn mit ihren feurigen Augen an. Es war Friedrich ganz eigen zu Mute. Die Dame fing an, ihn mit den Reizen zu umstricken, die sie von Angelika entliehen hatte.

„Wenn ein ägyptischer Fellah schriebe," sagte sie, „worüber würde er schreiben, wenn nicht über seine Befreiung von dem Kurbatsch des Steuereinnehmers? Wenn ein Neger schriebe, worüber würde er seinem Herzen Luft machen, was würde er schreiben, wenn nicht über die Gleichberechtigung der schwarzen und der weißen Haut? Worüber könnte wohl das Weib in unserer Zeit schreiben, wenn nicht über die Emanzipation des Weibes? Ich begreife nicht, wie eine Frau die Feder in die Hand nehmen mag, ohne aus ihr ein Stilett zu machen, womit sie ihre Freiheit verteidigt. Das erschreckt Sie natürlich. Wir sind ja in Deutschland."

„Ich bin durchaus nicht erschreckt. Was Sie sagen, interessiert mich in hohem Grade. Ich bin nur überrascht."

„Meine Worte sind besonderer Art," fuhr Gräfin Julia fort, „ihre Wirkung liegt in der Zukunft, sie sprengen die Bande, in denen das Weib und in denen damit das ganze Volk schmachtet. Denn in den Beziehungen zwischen Mann und Weib liegt das Geschick der Völker. Ja, wenn ich einen hellblickenden, thätigen Mann fände, der das Werkzeug meiner Ideen werden wollte, einen intelligenten, furchtlosen Verleger, der es wagte, meine Werke in die Welt zu schleudern — ich wollte die Erde erschüttern. Und diesen Mann wollte ich zum Millionär machen."

Friedrich ward von der Flamme, die aus diesem Vulkane hervorbrach, entzündet. Er hatte dergleichen nie gehört. Er hatte schon viele Schriftsteller kennen gelernt, aber die Herren, welche im Schottmüllerschen Hause verkehrten, waren gute stille Leute gewesen, Männer mit Brillen und Glatzen, verständige Leute, die von Geographie, Geschichte und sonstigen harmlosen Gegenständen geredet und niemandes Blut in Wallung gesetzt hatten. Aber obwohl ihn diese Dame elektrisierte, empfand er gegenüber einer so neuen Erscheinung eine gewisse Verlegenheit. „Es würden gewiß viele Buchhändler gern Millionäre werden wollen, wenn das in dieser Weise so ganz sicher wäre," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Sicher!" sagte sie. „Was ist sicher auf dieser rollenden Erde? Die Felsenrippen der Insel Chios schienen uns sehr fest zu stehen, als wir aber in den Hafen einlaufen wollten, sahen wir vom Verdeck aus plötzlich die Häuser vom Erdbeben geschüttelt, als ob ein Kind seine Spielsachen durcheinander würfe. Sicherer aber als der feste Erdengrund steht die Wahrheit, daß alles nach Vollendung drängt, daß alles in ewigem Fortschreiten begriffen ist. Warum ich so zu Ihnen spreche? Weil Sie persönlich mir den Eindruck machen, als ob Sie ein Mann wären, der noch begeisterungsfähig ist. Ich will einen Verleger haben, der kein trockener Zahlenmensch, kein verkörpertes Geschäft ist, sondern der nicht nur Buchhändler, sondern auch Mann ist. Nur wo die Begeisterung lebt, kann der Erfolg blühen. Alles Große bedarf der Begeisterung, und daß es so wenig Großes bei uns gibt, das liegt daran, daß wir so wenig Männer haben, so wenig Charaktere. Alle sind nur Kopieen, blasse Reproduktionen, alle sind in der Einseitigkeit ihres Berufes verknöchert, versteinert, eingetrocknet. Es gibt Juristen, es gibt Theologen, es gibt Soldaten, doch es gibt keine Männer. Aber Ihnen traue ich noch etwas zu. Ich glaube an Sympathie. Und ich will Ihnen sagen: für den Buchhandel ist nur Eines sicher. Er hat sich an das unbewußte Sehnen des Volkes zu wenden, um groß zu sein. Er soll im Dunklen sehen können, das bedeutet sein Wappentier, die Eule, der kluge Vogel der Minerva. Was im Volke keimt, was da werden will, aber noch nicht ist, das soll der Buchhändler erkennen, sonst ist er nur ein armer Schächer. Er soll die rechten

Geister entdecken, die Schriftsteller, welche etwas zu sagen haben, die erleuchteten Geister, welche der Menge vorauf sind. Sind doch die meisten Schriftsteller nur Wiederkäuer. Der Buchhändler soll ans weite Sonnenlicht befördern, was das Genie in seiner Einsamkeit gebar. Harriet Beecher-Stowe befreite die schwarze Rasse von der Knechtschaft, sie ahnte die Zukunft und wagte auszusprechen, was Millionen dunkel träumten. Ihr Verleger verkaufte von Onkel Toms Hütte in sechs Monaten mehr als eine Million Exemplare. Ich will Ihnen einen Roman geben, der das weibliche Geschlecht aus der Knechtschaft befreit, und wir werden um so viel größeren Erfolg haben als jene Amerikanerin und ihr Verleger, wie die Frage der Emanzipation des Weibes größer ist als die Negerfrage."

„Die Negerfrage," fuhr die Gräfin fort, „betraf nur eine einzige Rasse, die Frage der Emanzipation des Weibes betrifft das ganze Menschengeschlecht. Besuchen Sie mich, ich werde Ihnen aus meinem Romane vorlesen. Sie sind mir jederzeit willkommen. Sie können leicht von Neustadt herüberfahren. Wir dinieren um fünf Uhr. Bestimmen Sie einen Tag und kommen Sie zum Essen. Wir haben dann den Abend für uns, und ich bringe Sie in meinem Ponywagen zur Station zurück."

Während Gräfin Julia so mit Friedrich sprach und er in einer Art von Schwindel zuhörte, spielte sich in einem anderen Raume des Rinkitzschen Schlosses eine Szene ab, welche Friedrich, wenn er sie hätte beobachten können, noch mehr in Erregung versetzt haben würde, als schon diese Unterhaltung in der Nische that. Komtesse Angelika hatte, sobald sie vom Tisch aufgestanden war und die Gesellschaft sich in den Gemächern verteilte, ihre Augen suchend umhergesandt, um Busstedt zu entdecken. Er hatte bei Tisch in der weitesten Entfernung von ihr unter mehreren Herren gesessen, die ihre Aufmerksamkeit auf die guten Gerichte und Weine des Barons von Rinkitz gerichtet hatten, und war in so lebhafter Unterhaltung mit diesen Herren gewesen, daß er, wie es ihr schien, nicht ein einziges Mal herübergesehen hatte. Und nun schien er völlig verschwunden zu sein. Sie hielt sich eine Weile im Zimmer der Baronin auf, sah ihre Schwester mit Friedrich in der Nische sitzen, tauschte einige Redensarten mit den Damen und Herren aus, die sich um den großen Tisch vereinigt hatten, blickte aber vergeblich nach Busstedt aus. Es wurde Kaffee präsentiert, die Herren brannten sich Zigarren und die Baronin von Rinkitz eine Zigarrette an, Komtesse Angelika verschmähte Kaffee und Zigarrette und ging weiter. Sie kam in das Zimmer des Barons und fand hier denjenigen Teil der Herrengesellschaft, der sich aus Damen nichts machte, beim Bier und in einer Unterhaltung, die offenbar zu kräftig für den Salon war. Als sie die Thür öffnete, schallte ihr brüllendes Lachen entgegen, und als sie eingetreten war, sprangen einige Herren höflich von ihren Sitzen auf. Sie sah Busstedt auch hier nicht. Dankend lehnte sie den Platz ab, der ihr angeboten wurde, und ging in das dritte Zimmer. Sie kannte die Ortsgelegenheit und wußte, daß der Baron noch ein kleines Gemach nebenan besaß, welches er seine Bibliothek nannte. In seinem Wohnzimmer waren so viele Geweihe, Gewehre und sonstige Attribute des Sports, daß für Bücher kein Platz war. Und nun fand sie endlich, was sie suchte. Hier saßen fünf Herren um einen Spieltisch, und unter ihnen war Busstedt. Er hatte ein Spiel Karten im Kreise vor sich liegen, ein anderes in Händen und sagte gerade, als sie eintrat: „à droite, à gauche." Die Herren waren so vertieft in ihr Spiel, daß sie Komtesse Angelika nicht bemerkten. Diese blieb Busstedt gegenüber stehen und sah ihn an. Er hielt eine Meerschaumspitze mit den Zähnen, die qualmende Zigarre ragte weit unter dem starrenden Schnurrbarte hervor, die Augen waren fest auf die Karten und auf die darauf liegenden Geldstücke gerichtet, und sein Gesicht trug den Ausdruck des Raffens und Haltens. Ein wehmütiger Zug erschien in Angelikas Miene. Er sah für sie so schön und so grausam aus.

Obwohl sie sich ganz ruhig verhielt, mußte ihr eifriger Blick doch wohl einen Eindruck auf sein Gefühl gemacht haben — oder war es nur Zufall, daß er emporblickte, genug, seine Augen begegneten plötzlich den ihrigen, und seine Miene veränderte sich. Er legte die Karten hin, nahm die Zigarre aus dem Munde und verneigte sich mit kaum merklichem Beugen des Kopfes. Doch nahm er die Karten gleich darauf mit einem um Entschuldigung bittenden Blicke auf Angelika wieder zur Hand und spielte weiter. Die

übrigen Herren schienen der Dame Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Es war noch ein Diener im Zimmer, der heißen Punsch präsentierte, so daß sie auf die Bewegung um sie her nicht achteten. Angelikas Blick haftete jedoch so eindringlich und andauernd auf Busstedt, daß er sich dem stummen Winke nicht entziehen konnte. Als das Spiel vollständig abgezogen war und das Setzen von neuem begann, übergab er die Karten seinem Nebenmanne, stand auf und näherte sich ihr.

„Ich muß dich sprechen," sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Sehr gern," antwortete er ebenso leise. „Aber meinst du nicht, daß es Aufsehen erregen wird?"

„Folge mir," sagte sie befehlend. Damit ging sie einem Ausgange zu, der nicht in das Wohnzimmer des Barons, sondern nach der entgegengesetzten Seite führte, und trat in einen Flur, der nur schwach von einer entfernten Lampe und zugleich vom Monde erleuchtet war. Es war ein mit Steinen belegter schmaler Gang, der nach dem Hauptflur führte. In der Nähe der Bibliothekthür befand sich ein Fenster, durch welches der Nachthimmel und die beschneite Erde hereinblickten. Busstedt folgte ihr auf dem Fuße, und dann wandte sie sich gegen ihn und blickte ihn vorwurfsvoll an. Sie standen nahe am Fenster, und es war eben hell genug, um sich gegenseitig sehen zu können. Er lehnte sich rückwärts an die Mauer, sah mit trotzigem Ausdruck in ihr blasses Gesicht und sagte: „Du bist ein wenig unvorsichtig, Angelika. Es sind genug Augen und Ohren um uns herum, und wenn uns zum Unglück jemand bemerken sollte, so ist des Schwatzens über dich kein Ende."

„Und meinst du, daß ich mir daraus noch etwas machen würde, Hans?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, warum du dir daraus nichts machen solltest."

„Dann will ich es dir sagen, Hans. Weil ich so unglücklich bin, daß mir nichts mehr von Leid geschehen kann. Es gibt eine Grenze, und darüber hinaus fühlen wir nichts mehr. Ich bin an der Grenze angekommen, du hast mich dahin gebracht, und nun soll es mir wohl sehr gleichgültig sein, ob auch noch über mich gesprochen wird."

„Liebe Angelika," sagte er, „du liebst die übertriebenen Ausdrücke. Du wirfst dich in eine fabelhafte Passion hinein. Ich begreife das gar nicht."

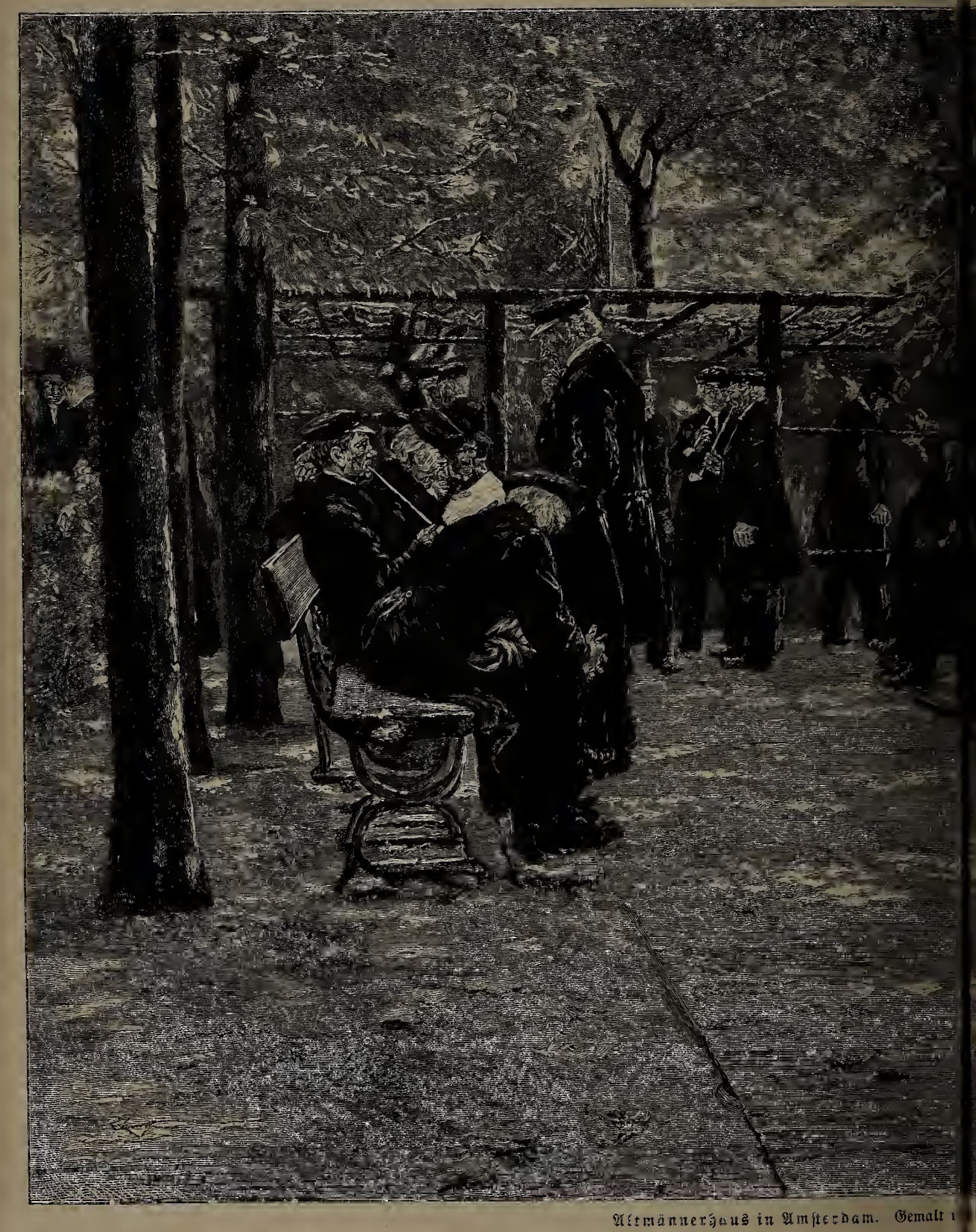
„Du begreifst es freilich nicht," entgegnete sie zischend vor Zorn. „Du benimmst dich gegen mich, wie nur du im stande bist dich zu benehmen. Ein herzloser, kalter, grausamer Verräter bist du."

Er preßte die Lippen zusammen, und ein Blitz flammte aus seinen Augen hervor, die hier im Dämmerschein mehr als im vollen Lichte ihre eigentümlich phosphoreszierende Eigenschaft zeigten. Gleichwohl mußte er doch fühlen, daß diese Beleidigung nur der auf die Spitze getriebene Ausdruck heißer Liebe war, und ein Lächeln folgte auf den Zornesblick.

„Wir wollen uns doch nicht ereifern," sagte er. „Obwohl ich es fast für vergeblich halte, dir Vernunft zu predigen, möchte ich dir doch wiederholen, was ich dir schon mindestens ein Dutzend Mal gesagt habe. Ich kann nicht mehr thun als ich gethan habe. Du mußt nun für dich selber klug sein. Mit leidenschaftlichen Ausbrüchen wird nichts gebessert. Warum befolgst du meinen Rat nicht?"

„O, wie ich dich verachte!" rief sie mit unterdrücktem Tone. „Nicht wahr, du möchtest mich verkaufen, nun du mich satt hast, damit ich jedes Recht auf Ansprüche an dich verliere! Ein schmählicher Handel! Aber du irrst dich, wenn du glaubst, mich so abschütteln zu können. Du hast mich zur Verzweiflung gebracht, und du sollst sehen, was ich in der Verzweiflung thun kann."

„Ich traue dir alles mögliche zu, meine liebe Angelika," sagte er. „Aber am liebsten würde ich dir etwas Vernünftiges zutrauen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, bist du auch viel vernünftiger als du dich anstellst, und benutzest hier nur die Gelegenheit, wieder einmal deine üble Laune an mir auszulassen. Denn ich sah dich doch vorhin in der muntersten und freundlichsten Unterhaltung mit einem gewissen jemand, der bis über die Ohren in dich vergafft ist. Nein, nein," fuhr er fort, als sie eine lebhafte Bewegung machte, „nicht diese unnötige Aufregung! Du weißt wie ich für dich fühle, laß uns darum klar darüber werden, wie in Wahrheit unsere Lage ist. Wir können uns nicht heiraten. Wir würden uns nur zu Grunde richten, denn wir haben leider beide nichts zum Leben. So laß uns denn das Schicksal von



Altmännerhaus in Amsterdam. Gemalt v



Liebermann.

der besten Seite nehmen. Wahrhaftig, Angelika, ich wünschte mir keine andere Gattin als dich. Tausendmal habe ich es dir gesagt, du reizende, himmlische Böse, daß ich dich rasend liebe. Aber was sollen wir machen? Das Fatum ist stärker als wir."

Sie hörte ihm zu, und ein jedes seiner Worte schien nur durch den Klang seiner Stimme schon Musik für ihr Ohr zu sein, obwohl der Sinn seiner Worte sie verletzte und beleidigte. Sie wußte, daß er ein Egoist war. Sie kannte ihn gut genug, um in das Innere seiner Brust zu schauen, und sie wußte, daß es niedrige, verächtliche Wünsche und Überlegungen waren, die seine Handlungen bestimmten. Sie haßte ihn, sie verachtete ihn und sie liebte ihn. In der That war das Fatum stärker als sie. Sie wünschte ihr Herz von ihm loszureißen, und sie vermochte es nicht.

„Mein lieber Hans," sagte sie mit einem halb bitteren, halb traurigen Lächeln, „es ist ja möglich, daß ich von deinen Geliebten, die du nicht geliebt hast, diejenige bin, die du am meisten geliebt hast. Aber deine Liebesversicherungen kommen mir doch ganz veraltet vor, gar nicht mehr in unser Verhältnis passend. Und ich bin überzeugt, daß du überhaupt niemand lieben kannst als dich selbst. O, wenn du eines tieferen Gefühls fähig wärst und begreifen könntest, wie schmerzlich es ist, zu fühlen, daß man sein Leben verfehlt hat und an seinem Glücke vorübergegangen ist! Für mich ist alles vorüber, und selbst wenn ich jetzt sehe, daß die Welt sich eine ganz falsche Vorstellung von mir macht, so ist es mir gleichgültig. Ich fühle, daß ich hätte gut werden können. Ich sage dir, es ist sehr schmerzlich zu sehen, daß man nicht gut werden kann, wie ich es sehe. Meine besten Eigenschaften haben sich in Fehler verwandelt, meine reinsten Empfindungen sind vergiftet worden, es kommt nur noch Böses von mir zum Vorschein. Daran bist du schuld. Und was sage ich dir das alles nur, da ich doch weiß, daß du es gar nicht verstehst! Wenn du nur eine leise Ahnung von meinen Gefühlen hättest, so würdest du ja gar nicht fähig sein, dich so gegen mich zu benehmen und dir einzubilden, du brächtest mir einen Trost, eine Entschädigung für das, was du mir genommen hast. Großer Gott! Du fügst mir die Beleidigung zu, mir einen Mann verschaffen zu wollen. Ich könnte es eher begreifen und verzeihen, wenn du mich an ein tiefes Wasser führtest und da hineinstürztest."

Der schöne Offizier befand sich in Verlegenheit. Komtesse Angelika hatte ihn, wie schon oft, auf ein Gebiet geführt, auf welchem er sich nicht heimisch fühlte. Er hatte niemals darüber nachgedacht, ob er gut oder böse sei, und hielt diese Frage für eine höchst unpraktische. Er war der Ansicht, daß sein Freund eine recht passende Partie für die Tochter aus dem verarmten Grafenhause sei, und war davon um so mehr überzeugt, als ihm eine solche Partie Befreiung von Banden bringen mußte, die ihm drückend waren. Er dachte, Friedrich Schottmüller sei immer noch ein reicher Erbe, obwohl ihm lebhafte Zweifel aufgestiegen waren, ob dessen Schwester für ihn selbst noch eine gute Partie sei. Er glaubte ein wohlthätiges Werk zu thun, indem er Friedrich und Angelika glücklich machte, und glaubte klug zu handeln, indem er selbst abwartete, wie die Verhältnisse des Hauses Schottmüller sich gestalten würden. Er konnte nur eine sehr reiche Frau gebrauchen, und er gedachte vorsichtig zu sein.

„Du hast so weltschmerzliche Ideen," sagte er. „Ich kenne mehrere Leute, die sich einbilden, ihr Leben wäre verfehlt. Aber das ist ein Zeichen von übertriebener Romantik. Du mußt frisch ins Leben hineinsehen und immer vorwärts gehen."

Angelika lächelte wieder mit einem schmerzlichen Ausdrucke. „Oft denke ich, es müßte ganz schwarz in deiner Seele sein," sagte sie. „Ich möchte dir kein Unrecht thun, denn es ist schwer, auf den Grund des Herzens zu sehen. Der Mensch ist tiefer als das tiefste Meer. Du könntest ein Senkblei von zehntausend Meilen Länge in mein Herz herablassen, ohne Grund zu finden. Warum sollte es nicht bei dir auch so sein? Das Beste in uns bleibt wohl immer unentdeckt, und wir nehmen es mit uns ins Grab. Aber ich kann mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß du so beschaffen sein mußt, wie es zuweilen eine schöne Frucht ist, die, wenn man sie aufschneidet, nur Staub und Moder im Innern hat."

In dieser Weise sprachen Busstedt und Komtesse Angelika im Zwielicht des Fensters, sie voll Schmerz und Zorn, er in dem Gefühle, daß ein Mann doch oft recht unangenehme Szenen infolge von Liebesgeschichten

zu erdulden habe. Er war in schlechter Laune, als sie ihn endlich freigab und er an den Spieltisch zurückkehren konnte.

Und währenddessen hatte Friedrich mit Gräfin Julia verabredet, daß er schon am folgenden Tage zu ihr kommen werde, um ihre Manuskripte anzusehen. Er erblickte in dieser Verabredung die günstigste Gelegenheit, sich Angelika zu nähern, und half sich mit kühnem Sprunge über die Besorgnis hinweg, daß die Schriften der exzentrischen Dame wohl nicht für den Verlag des Hauses Schottmüller geeignet sein möchten.

8. Kapitel.

Petersen hatte sich in Leipzig eingerichtet und war nach besten Kräften bemüht, seine schwere und verantwortliche Aufgabe durchzuführen. Der Einfluß der ihm von früher her wohlbekannten rührigen und geistig belebten Stadt hatte vom ersten Tage seines Aufenthalts an erfrischend auf sein Gemüt gewirkt. Gleich bei seiner Ankunft, als er vom Bahnhofe aus in die Stadt ging und die Petersstraße, die Grimmaische Straße und andere Verkehrsadern durchschritt, waren ermunternde Bilder vor ihm aufgestiegen. Nach der Stille und Einförmigkeit Neustadts freute er sich nun über das Leben und Treiben um ihn her. Eine gewisse Elektrizität geschäftlicher Energie schien ihm Leipzigs Luft zu erfüllen, und beim Anblick der stattlichen Gebäude und berühmten Namen großer Buchhändler regte sich bei ihm erhöhte Schaffensfreudigkeit.

Er hatte sich mit Hilfe des Kommissionärs der Firma Schottmüller ein Geschäftslokal ausgesucht und seine Privatwohnung auf derselben Etage unmittelbar neben dem Kontor genommen. Um mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln sparsam umzugehen, hatte er alles möglichst einfach gemacht. Seine Wohnung lag im zweiten Stock eines Hinterhauses der Königstraße. Das Haus gehörte einem Buchbinder, der sich vom Geschäfte zurückgezogen hatte. Der Mann hatte Vorderhaus und Hinterhaus vermietet und wohnte selbst in der Etage, von der er Petersen drei Räume abgetreten hatte. Er war Witwer, seine einzige Tochter, ebenfalls verwitwet, führte ihm die Wirtschaft und übernahm auch die Sorge für Petersens leibliches Wohl. Die Etage war geräumig, es wohnte noch ein anderer Mieter darin, ein einzelner Herr, von dem es hieß, er sei Schriftsteller. Petersen kümmerte sich zu Anfang wenig um seine unmittelbaren Nachbarn. Er war ganz auf das Geschäft gerichtet. Es galt, für die Schulbücher und sonstigen Lehrmittel, welche den wichtigsten Teil des Schottmüllerschen Verlags bildeten, neue Absatzgebiete zu erobern, und Petersen trug sich mit dem Plane, von dem buchhändlerischen Besitzstande der Firma aus neue große Züge in die Nachbarprovinzen des Geschäfts zu unternehmen und womöglich noch ganz neues Land zu entdecken und zu bebauen. Er knüpfte seine alten Verbindungen und Bekanntschaften in Leipzig wieder an und machte neue Bekanntschaften mit Gelehrten, die für seine geschäftliche Thätigkeit von Wichtigkeit sein konnten. Seinem Herzen am nächsten stand jedoch das Haus, in welchem er vor einigen Jahren seine Lehrzeit verbracht hatte. Hier, bei seinem früheren Prinzipale, dem Herrn Scheffer, der ihm jetzt freundschaftlich und teilnehmend entgegenkam, verkehrte er am liebsten.

Doch lernte er nach einiger Zeit auch seinen Hauswirt, den ehemaligen Buchbinder, näher kennen, der ihm schon bei Gelegenheit des Mietgeschäftes als eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung aufgefallen war. Der Mann hatte offenbar viel Geld verdient. Er hatte die Buchbinderei im großen betrieben. Nun lebte er von seinen Renten, aber genoß das Leben nach seiner eigenen Weise. Er war wohl stolz auf sein Vermögen, da er sich sagte, er habe es durch sein Verdienst und Würdigkeit sehr weit gebracht, aber er trug seinen Wohlstand nicht zur Schau und war am meisten stolz auf seine Bildung. Er hatte die Bücher nicht nur eingebunden, sondern auch gelesen. Großartiges Leben in dem schönen Teile seines Hauses behagte ihm nicht, er begnügte sich mit einer einfachen Wohnung, aber er liebte die Weisheit. Er hatte nichts lieber, als zu Hause mit seiner Pfeife zu sitzen und seinen Nächsten zu belehren. Er war von großer Wichtigkeit, er sprach seine Ansichten nicht leichthin aus. Wer ihm zuhörte, hatte das Bewußtsein, vor einem Manne zu stehen, der viel Gediegenes vortrage, aber noch weit mehr Gediegenes in sich berge. Der alte Mann nahm großen Anteil an Petersens Geschäft. Er rechnete sich zu den Kennern und Kundigen in allen

buchhändlerischen Angelegenheiten, und da er ein guter, freundlicher Mann war, that Petersen ihm öfters den Gefallen, ihn abends nach der Geschäftszeit zu besuchen und Weisheit von ihm zu hören. Dann saß der Alte ganz glücklich in seinem tiefen Lehnstuhle, rückte das Käppchen auf dem grauen Kopfe und redete und lächelte wie ein Mann, der alle Thorheit der Welt zerstreuen und die ganze Menschheit aufklären würde, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu geben wollte. Petersen hörte in der That manches von ihm, was ihn interessierte. Der Alte wußte in der Geschichte des Leipziger Buchhandels sehr gut Bescheid und erzählte vieles, woraus Petersen lernen konnte. Die Geschicke der Firmen und der Bücher waren ein unerschöpfliches Thema, und es gab viel Wunderliches darin. Oft aber mußte Petersen sich auch gewaltsam bezwingen, um nicht zu lachen, denn der Alte verstieg sich wohl in Regionen, die für seinen Fuß zu hoch und steil waren, liebte es auch, Wörter von fremdartigem und großartigem Klange zu gebrauchen, ohne genau zu erwägen, ob sie dort, wohin er sie stellte, am richtigen Platze ständen. Er schenkte den neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkte und besonders den naturwissenschaftlichen Werken noch immer Beachtung, obwohl er sie nicht mehr einzubinden hatte, und da geschah es ihm denn wohl, daß er die Theorieen vermengte und zu einem solchen Knäuel von Ideen verfitzte, daß sie gar nicht mehr auseinanderzubringen waren. Doch blieb der Alte immer glücklich und zufrieden dabei.

Bei diesem seinem Hauswirte, dem Herrn Baumgärtel, lernte Petersen auch Herrn Fitte kennen, den ledigen Herrn, der mit auf der Etage wohnte. Aus gelegentlichen Äußerungen der Witwe Opitz, der Tochter des Herrn Baumgärtel, sowie aus eigenen Wahrnehmungen schloß Petersen, daß Herr Fitte sehr knapp mit seinem Gelde bestellt sein müsse und gern einmal ein Mittagessen oder Abendessen am Baumgärtelschen Tische mitnehme. Herr Fitte machte lebhaften Eindruck auf ihn, als er ihn zum erstenmal sah. Er war ein zierlicher junger Mann von etwas gebückter Haltung, sehr sorgfältig, beinahe kokett gekleidet, mit glänzenden Kragen, Shlipsen und Manschetten. Sein Gesicht zeigte eine interessante Bläße und ein zartes Wangenrot, seine Hände waren sehr weiß und die Fingernägel rosenrot und wie poliert. Diese Farben waren so schön wie bei einem jungen Mädchen, ja noch schöner, und Petersen konnte sie sich erst dann erklären, als er nach längerer Bekanntschaft entdeckte, daß Herr Fitte sich schminkte. Er hatte die Idee, dem Schauspieler Friedrich Hase ähnlich zu sehen, und diese Ähnlichkeit war sein Stolz. Er trug sein dunkelblondes Haar geradeso wie Hase, eine Locke ein wenig in der Stirn, und auch die Haarfarbe war nicht ganz natürlich. Herr Fitte war von Natur eher rot als blond, aber kämmte sich anhaltend mit einem bleiernen Kamme.

„Sie sind Schriftsteller, Herr Fitte?“ fragte ihn Petersen.

„Allerdings,“ entgegnete Herr Fitte, „ich gehöre als unwürdiges Mitglied zu dem Heere der Ritter vom Geiste.“

„Und was schreiben Sie, wenn ich fragen darf? Oder was haben Sie bereits herausgegeben? Ihr Name ist mir noch nicht bekannt geworden, was freilich an meiner geringen Kenntnis ...“

„O bitte, Sie brauchen sich nicht zu genieren,“ sagte Herr Fitte. „Wissen Sie, ich bin der Ansicht, daß der Schriftsteller heutzutage im Grunde näherliegende Aufgaben als das eigentliche Schreiben hat. Es ist so viel geschrieben worden, wir haben in unserer Litteratur solche Größen, die noch gar nicht recht ausgebeutet worden sind, daß der Schriftsteller, welcher Erfolg haben will, viel besser thut, sich an das Gegebene zu halten, als etwas Neues zu produzieren. Wenn ich das nicht dächte, würde ich gar nicht in Leipzig sein. Leipzig ist kein Platz für den Schriftsteller, welcher schreibt. Es leben hier nur wenige Autoren, und das sind satte Männer, Männer, zu denen wir jungen anstrebenden Talente sagen könnten, wie Falstaff zu den Kaufleuten auf der Landstraße: Fort, ihr fetten Schnauzen, fort, ihr Schweinebraten, junge Leute wollen auch leben.“

Petersen hörte mit nicht geringem Staunen diese Rede an, die ihm aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt zu sein schien, und er wollte eben zu seiner Aufklärung näher nachfragen, als Herr Baumgärtel den Mund öffnete und mit einer Miene, die nichts Unbedeutendes in der Unterhaltung gelten ließ, das Wort ergriff. „Ein Schriftsteller,“ sagte er, „welcher Partei, welcher Meinung er immer angehören möge, kann nur dann hoffen,

Propaganda zu machen, wenn er sich an den großen Haufen Neutraler wendet, welche sich noch für nichts entschieden haben als für den wissenschaftlich exakt begründeten Materialismus. Es gibt nur eine einzige Weltanschauung, welche festen Boden hat, und das ist der mit dem echt teleologischen Determinismus verknüpfte Materialismus. Gebt mir wissenschaftliche Begründung, und ich will euch folgen, sonst aber schweigt! Denn es ist alles vorgefaßte Meinung. Ein Freisinniger kann mit Engelszungen reden, er wird die Minister in Dresden nie überzeugen, daß seine Ansicht die bessere, die richtigere sei. Und so kann ein Materialist ganze Arsenale voll der zerstörendsten Waffen aufbieten, er wird einen Metaphysiker nicht bekehren. Es will eben alles zum peripherischen Durchbruch kommen."

Herr Fitte lächelte und drehte mit zarter Bewegung an seiner Hase-Locke. Petersen schwieg eine Weile und beobachtete mit innerer Freude den alten Buchbinder, der nun überlegenen Blickes vor sich hin sah, als ob er aus Rücksicht auf seiner Zuhörer Fassungskraft nicht zu viel von dem sagen wolle, was er noch in sich trage. Dann aber wandte er sich wieder an Herrn Fitte.

„Sie sagten, der Schriftsteller habe näherliegende Aufgaben, als das Schreiben," fragte er ihn. „Das interessiert mich. Ich habe bis jetzt gedacht, sein Name käme vom Schreiben her."

„Ganz recht, Herr Petersen," erwiderte der junge Mann mit seiner hohen Stimme, die ganz oben aus dem Kehlkopfe zu kommen schien. „Und wenn Sie an jenem sogenannten Idealismus festhalten wollen, den selbst manche Schriftsteller mit einer abergläubischen Borniertheit verfechten, so haben Sie vollständig recht, wenn Sie sagen: ein Schriftsteller muß schreiben. Aber, Herr Petersen, nun gehen Sie einmal um das Ding herum und sehen Sie es sich von der anderen Seite an. Sie sind doch gewiß schon hier in Leipzig spazieren gegangen. Wem gehören denn die schönen Häuser? Gehören sie den Schriftstellern oder Ihren Herren Kollegen? Die Schriftsteller haben die Villen gebaut, aber sie wohnen nicht darin. Einige wenige Schriftsteller haben es zu Vermögen gebracht, es sind ihrer aber so wenige, daß man sie an den Fingern einer Hand abzählen kann. Dagegen die Buchhändler sitzen zu Hunderten im Fette. Hier in Leipzig, in Stuttgart, in Breslau, überall sitzen sie in schönen Villen."

„Wenn Sie es aber für so viel vorteilhafter halten, Buchhändler zu sein, Herr Fitte, warum sind Sie denn nicht lieber Buchhändler als Schriftsteller geworden? Sie nennen sich doch Schriftsteller."

„Kein Kapital," entgegnete Herr Fitte. „Zum Buchhandel gehört Kapital."

„Meine Herren," sagte der Buchbinder gewichtig, „diese Frage hat ihren Schwerpunkt noch auf einem anderen Gebiete. Wenn die Buchhändler auf der Ostermesse ihren Verdienst eingezogen haben und dann denken, sie hätten ein hübsches Sümmchen in der Tasche, so kommen die Papierhändler und nehmen es ihnen wieder ab. Es richtet sich alles nach Angebot und Nachfrage. Wie Moleschott sagt, ist eine Kraft, welche nicht an den Stoff gebunden wäre, eine ganz leere Vorstellung. Eine über dem Stoffe schwebende Kraft ist nicht denkbar. Deshalb wohnen dem Stickstoffe, Kohlenstoffe, Wasserstoffe und Sauerstoffe, dem Schwefel und dem Phosphor ihre Eigenschaften von Ewigkeit bei. Ohne Papier gibt es keine Bücher, also ist das Papier die erste und notwendigste Eigenschaft. Ob die Bücher gut oder schlecht sind, ob sie nachher gekauft werden oder auf Lager bleiben, der Papierhändler macht immer sein Geschäft. Schwieriger ist es schon für den Buchhändler, aber schließlich kauft das Publikum die Bücher doch auch, mögen sie gut oder schlecht sein, wenn sie nur solid und geschmackvoll gebunden sind. Dagegen hat der Schriftsteller das unsicherste Geschäft, weil seine Kraft nur an einen sehr dünnen Stoff gebunden ist. Ich weiß nicht, ob die Herren mich genau verstanden haben?"

„O vollkommen, mein lieber Herr Baumgärtel," sagte Fitte. „Sie haben den Grundgedanken: je mehr Geist, desto weniger Geld, geistvoll umschrieben. Meine Ansicht ist aber, daß es auf die Art des Geschäfts gar nicht ankommt, sondern daß bei richtiger Behandlung ein jedes Geschäft gut sein muß. Auch ein Schriftsteller kann ein gutes Geschäft machen, vorausgesetzt, daß er seine Sache richtig anfaßt. Und das haben die Schriftsteller bis jetzt noch nicht verstanden. Die Stellung des Schriftstellers muß eine andere werden. Und ich werde sie ändern."

Herr Fitte richtete sich mit Selbst-

gefühl empor und blickte stolz auf seine Zuhörer.

„Wie wollen Sie das machen, Herr Fitte?“ fragte Petersen. „Ich verstehe das nicht. Der Erwerb des Buchhändlers ist doch von Natur ganz anders gestaltet als der Erwerb des Schriftstellers. Gesetzt, ich zahle einem Schriftsteller dreitausend Mark für ein Manuskript, das er mir übergibt, damit ich ein Buch daraus mache, so hat er dreitausend Mark verdient. Und er soll beispielsweise ein Jahr lang an dem Manuskripte gearbeitet haben. Ich als Buchhändler verdiene nun an dem Buche ebenfalls dreitausend Mark, indem ich es vertreibe und mein Kapital dabei einsetze, anstatt einer Arbeitskraft von einem Jahre. Soweit stehe ich also hinsichtlich des Verdienstes dem einzelnen Schriftsteller gleich. Ich verlege aber in dem einen Jahre nicht nur das eine Buch, sondern beispielsweise zehn Bücher und zahle an zehn Schriftsteller je dreitausend Mark. Dann habe ich dreißigtausend Mark bezahlt, aber auch dreißigtausend Mark verdient, jeder einzelne Schriftsteller nur den zehnten Teil davon. Auf der anderen Seite aber trage ich das Risiko, denn wenn ich den Autoren ihr Honorar, dem Papierhändler das Papier, dem Drucker die Druckkosten, dem Buchbinder den Einband und den Zeitungen die Inserate bezahlt habe, das Publikum aber meine Bücher nicht kauft, so setze ich in dem einen Jahre vielleicht hunderttausend Mark zu. Man sollte deshalb den Schriftsteller und den Buchhändler hinsichtlich des Verdienstes und Erwerbes gar nicht miteinander vergleichen. Man kommt dabei zu ganz irrigen Anschauungen. Der Buchhändler ist Geschäftsmann, der Schriftsteller ist es nicht. Oder wenn der Schriftsteller Geschäftsmann ist, so ist er es auf Kosten seiner besten Eigenschaften. Der Schriftsteller muß seine Freude an den idealen Gütern haben, die Arbeit selbst ist für ihn der beste Erwerb und Lohn. Er lebt im Reiche der Kunst und der Wissenschaft, im Reiche der Phantasie, während wir Geschäftsleute ihm gegenüber nur im Staube wandeln.“

„Haha!“ rief Herr Fitte, „wie sich das in Ihrem Kopfe malt! Wie gern doch die Herren Buchhändler einen dicken breiten Pinsel in einen großen Topf mit idealem Sirup tauchen und dann uns armen Schriftstellern damit das Maul zukleistern! Nein, Herr Petersen, wir wollen erst die Tasche voll Geld und eine Villa haben und nachher erst auf die ideale Weide gehen. Deshalb sage ich: es muß anders werden, der Schriftsteller muß seine Interessen besser begreifen. Sehen Sie, Herr Petersen, ich habe zum Buchhändler nicht das Kapital, aber wenn ich es auch hätte, so steckte ich es doch nicht in den Buchhandel. Wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten, ist das Schicksal der Bücher unberechenbar, und schon mancher Verleger hat falsch spekuliert. Die Buchhändler liegen auf der Lauer wie die Füchse in ihrem Bau, lugen nach gangbaren Manuskripten aus und suchen beliebte Schriftsteller einzufangen, die Schriftsteller laufen herum und suchen gute Verleger. Beide finden sich nur selten. Oft werden die besten Manuskripte von unverständigen Verlegern zurückgewiesen, oft sucht der geschickteste Verleger umsonst nach einem tüchtigen Autor. Oft kommt ein prachtvolles Werk in ganz ungeschickte Hände und verkümmert. Nichts ist seltener, als daß der richtige Autor und der richtige Verleger zusammenkommen. Nichts ist seltener als ein richtiges Urteil über Manuskripte. Fritz Reuter ist mit seinem ersten Manuskripte von einem Verleger zum anderen gelaufen. Kein Mensch wollte das Zeug. Nachher, als endlich ein Kluger das Buch gedruckt hatte und reich dabei wurde, ärgerten sich die anderen schwarz. Hier!“ sagte Herr Fitte und tippte mit dem Zeigefinger auf seine Stirn, hier sitzt mein Geschäft. Ich schreibe nicht, ich verlege nicht, ich stehe in der Mitte.“

„Und damit hoffen Sie ein Geschäft zu machen?“ fragte Petersen.

Herr Fitte lachte, streichelte die Locke auf seiner Stirn und wand sich auf seinem Stuhle vor innerem Behagen. „Geben Sie einmal acht, Herr Petersen,“ sagte er. „Jetzt bin ich Gottlieb Fitte, weiter nichts. Aber in fünf Jahren bin ich Professor, noch zwei oder drei Jahre, und ich bin Hofrat, dann Geheimer Hofrat, alsdann werde ich geadelt, und in fünfzehn bis zwanzig Jahren wohne ich in einer Burg inmitten meines Herrschaftsitzes.“

„Sie setzen mich in Erstaunen,“ sagte Petersen.

„Mein verehrter Herr, die Litteratur ist in der Neuzeit das allerbeste Feld, ein Gebiet, gleich den jungfräulichen Landstrecken der Neuen Welt. Man muß es nur zu

bebauen verstehen. Wer freilich mit dem einfachen Schreiben etwas zu erreichen denkt, der ist übel daran. Da sitzen die armen Kerle, der Schweiß läuft ihnen von der Stirn, sie hocken sich krumm und lahm, und der Schreibkrampf quält ihre Hände. Dann haben sie am Ende ihres Lebens eine ganze Bibliothek zusammengeschmiert und sind so arm wie zu Anfang. Und je besser und wertvoller das ist, was sie geschrieben haben, desto schlechter geht es ihnen. Das ist eine alte Erfahrung. Nur etwa ein halbes Dutzend Kluge sind darunter, die in ihre eigene Tasche hinein zu schreiben verstehen. Nun sagen manche Leute, unsere Zeit wäre der Litteratur nicht günstig, das Zeitalter wäre zu praktisch, die Politik nähme die Leute zu sehr in Anspruch, die Toga wiche den Waffen. Ganz das Gegenteil davon ist wahr. Alle Leute wollen gebildet sein und dazu haben sie die Litteratur nötig. Seitdem der Wohlstand sich gehoben hat, seitdem breite Schichten der Bevölkerung anständig wohnen, nahrhaft essen und gut gekleidet sind, ist das Bedürfnis nach Bildung viel größer und allgemeiner geworden als es früher war. Das Bedürfnis nach Bildung ist in die Breite gegangen, und damit muß der praktische Schriftsteller rechnen. Es kommt darauf an, dem Publikum solche Bildung zu bringen, die es verdauen kann. Und das ist meine Sache. Ich stehe zwischen dem unverständigen Buchhändler und dem unverständigen Schriftsteller und mache mein Geschäft, weil ich das Publikum kenne. Es gibt doch wahrhaftig Bildungsstoff genug in der Welt, und ich wäre ein rechter Narr, wenn ich ihn auch noch vermehren wollte. Es findet ja geradezu eine Überproduktion statt, und ich möchte alle Schriftsteller vor dem Schreiben warnen, weil sie sich ja einander nur ihre Ware billig machen. Laßt uns sammeln, sichten, herausgeben, aber laßt uns nicht so viel schreiben! Was meinen Sie, Herr Petersen, wollen wir einmal ein Geschäft zusammen machen? Ich habe eine Menge Ideen. Was meinen Sie zu Lichtstrahlen aus Heines Werken? Heine ist immer noch nicht genügend ausgebeutet. Oder irgend welche andere Lichtstrahlen? Das Publikum liest nicht gern dicke Bücher. Lichtstrahlen sind das beste Geschäft. Oder irgend eine andere Idee?"

Petersen schüttelte lachend den Kopf, und Herr Baumgärtel ergriff wieder das Wort. „Die Schriftsteller fressen sich einander auf, und die Buchhändler fressen sich einander auf," sagte er. „Es sind ihrer zu viele, und das verdirbt das Geschäft. Und wenn einmal einer eine gute Idee gehabt und ein gängiges Buch herausgegeben hat, gleich fallen ihrer ein halbes Hundert darüber her und machen dasselbe. So wird denn der Brei sehr dünn. Kampf ums Dasein nennen dies die wissenschaftlich gebildeten Leute. Ohne Phosphor kein Gedanke, wenn aber der Phosphor alle ist, wo soll dann der Gedanke noch herkommen? Das Geld ist der Phosphor im Geschäft, und wenn nichts mehr verdient wird, hört das Geschäft von selber auf. Die soziologischen Errungenschaften der Neuzeit liefern übereinstimmend den unumstößlichen Beweis, daß der kleine Geschäftsmann immer kleiner und der große immer größer wird."

Petersen lernte später Herrn Fittes Thätigkeit und Geschäftsbetrieb, von denen er sich nach dessen Äußerungen kein klares Bild machen konnte, näher kennen. Herr Fitte hatte ihn eingeladen, sich seine Sammlungen anzusehen. Es war sehr ordentlich und sauber in seiner Wohnung, obwohl er nur einen einzigen Raum zum Wohnen und Schlafen hatte. Ein großer Spiegel nahm die Mitte der Fensterwand ein, und davor stand ein Tisch, der mit allerhand Büchsen und Gläsern und Schachteln bedeckt war. Ein angenehmer Geruch ging von diesem Tische aus, und Petersen konnte leicht erraten, daß hier der Puder, die Schminke, die Essenzen und sonstigen Hilfsmittel der Toilette standen, denen Herr Fitte sein schönfarbiges Aussehen verdankte. Zwei Schränke mit zahlreichen Fächern wurden von Herrn Fitte nacheinander geöffnet, und der junge Mann zeigte Petersen deren Inhalt mit einer so stolzen und glücklichen Miene, daß dieser nicht umhin konnte, ein erstauntes Gesicht zu machen, gleich als ob ihm dieser Reichtum sehr imponiere. Herr Fitte zeigte ihm eine große Menge von Photographieen. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen Leipzigs hatten ihm ihre Bildnisse und zugleich ihre Handschriften verehrt. Auch besaß er ihre Lebensbeschreibungen, die sie für ihn aufgeschrieben hatten. Herr Fitte beabsichtigte, ein Werk aus diesen Dingen herzustellen und herauszugeben, hüllte sich jedoch hin=

sichtlich der näheren Verhältnisse dieses Werkes in ein vorsichtiges Geheimnis. Herr Fitte war fast den ganzen Tag unterwegs und besuchte alle möglichen Leute. Er kannte außer dem Theaterpersonale fast alle namhaften Leute Leipzigs persönlich. Dazu stand er in lebhafter Korrespondenz mit den berühmten Schriftstellern und Komponisten des ganzen Reiches, und er zeigte mit Stolz deren Briefe. Der eine Schrank war mit solchen Schriftstücken und anderen älteren Autographen gefüllt, die im ganzen eine recht hübsche Sammlung darstellten.

„Und mit diesen Dingen wollen Sie Geh. Hofrat und Burgherr werden?“ fragte Petersen lächelnd, als Herr Fitte mit der Miene eines Besitzers unermeßlicher Schätze vor ihm stand.

Herr Fitte liebkoste die Hase-Locke auf seiner Stirn. „Das kennen Sie nicht,“ sagte er. „Eitelkeit, Herr Petersen, Eitelkeit ist das eigentlich belebende Element in der Litteratur. Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament, Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.“

„Ja, wie soll ich das verstehen?“ fragte Petersen. „Wenn ich nicht irre, so sagten Sie doch einmal, das Bedürfnis nach Bildung sei die Grundlage des buchhändlerischen Geschäfts.“

„Freilich, aber eins geht mit dem anderen. Oder denken Sie etwa, die Bildung vertrüge sich nicht mit der Eitelkeit? Das Publikum, das liebe, gute Riesenschaf, hat ja gar keinen Schimmer von irgend etwas. Das verzehrt doch natürlich nur, was ihm schmeckt, und denken Sie etwa, es möchte auch bittere Kräuter auf die Zunge bekommen? Die Litteratur ist nichts anderes als Schmeichelei. Ich meine diejenige Litteratur, welche etwas abwirft und den Autor berühmt macht. Ach, und die guten Leute! Wie brav und bieder sie sind, namentlich das weibliche Geschlecht!“

Herr Fitte warf sich auf einen Stuhl und lachte laut.

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Fitte, wenigstens was mich betrifft,“ sagte Petersen.

„Ach, wie sie sich quälen, wie sie sich langweilen lassen!“ fuhr Herr Fitte fort. „Sie glauben, die Tugend müsse langweilig sein, und die eine ist ja immer noch tugendhafter als die andere. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Ausdauer sich gebildete Lesekränzchen langweilen lassen. Sie sind todmüde, sie gehen inwendig spazieren oder kochen oder thun sonst etwas, um sich nur am Leben zu erhalten, aber sie dauern aus bei dem berühmten Buche.“

Petersen konnte aus Herrn Fittes verwirrten Reden nicht entnehmen, was derselbe eigentlich meine und beabsichtige. Er bemerkte, daß Fitte sich des Schreibens nicht so vollständig enthielt, wie er behauptete, und also entgegen seinen Grundsätzen zur Überproduktion beitrug. Er schrieb kleine Artikel für allerhand Zeitschriften, kritisierte und gab litterarische Winke.

„Hinsichtlich der Kritik sind die Ansichten verschieden,“ sagte er zu Petersen. „Einer und der andere haben es für praktisch gehalten, zu Anfang ihrer Laufbahn einige Große, denen die Zähne schon wackelten, herunterzureißen. Es läßt sich manches dafür sagen. Der Name wurde schnell bekannt. Aber es hat auch etwas Mißliches, denn die Leute sagen, man wäre boshaft, und das verliert sich nie. Ich bin mehr für das Lob. Ich lobe alles, was berühmt ist. Da stimmt mir das ganze Publikum zu, und die berühmten Schriftsteller sind meine Freunde und Gönner. Es geht nicht so schnell vorwärts, aber es ist sicherer. Im Laufe der Jahre kommt der Zeitpunkt, wo der, dem alle Freund sind, der Gönner seiner früheren Patrone wird.“

Wenn Petersen nicht geglaubt hätte, es sei lehrreich, sich mit allen Arten von litterarischen Kräften bekannt zu machen, so hätte er schwerlich das gut nachbarliche Verhältnis mit Fitte aufrecht erhalten. Denn vieles mißfiel ihm an Fitte und er hielt ihn zuweilen für einen ausgemachten Narren. Aber dann hatte Fitte auch wieder seine guten Eigenschaften. Er war strebsam und fleißig in seiner Art, haushälterisch und rechtlich in seinen Geldangelegenheiten. Was er that und sagte, war Überzeugung bei ihm. Er kam niemals auf den Gedanken, daß die Litteratur etwas sei, was um seiner selbst willen getrieben werden könne, sondern sah in ihr nur einen Weg, um zu Ehre und Vermögen zu kommen. Und obwohl er über Publikum und Autoren spotten konnte, hegte er doch innerlich eine große Verehrung für berühmte Namen, insofern sie Einfluß, Geld und Ehre darstellten. Solche Männer aber,

welche nur deshalb schrieben, weil sie etwas zu sagen hatten, waren ihm unheimlich, und er hielt sie für verdrehte Kerle.

Zu seiner Verwunderung hörte Petersen eines Tages durch Fitte, der alles wußte, was in Leipzig vorfiel, daß Karl Niedermeyer angekommen sei. Es war gegen Ende Februar. Petersen hatte mehrfach an Karl Niedermeyer gedacht und war in einer gewissen Spannung, ob derselbe seinen Plan ausführen werde, Neustadt zu verlassen und das Geschäft in anderer und großartigerer Weise in Leipzig fortzusetzen. Niedermeyer erschien ihm wie eine Art von Konkurrent. Nicht als Konkurrent in demselben Zweige des Verlagsgeschäfts, sondern als Konkurrent hinsichtlich buchhändlerischen Erfolges. Denn das wußte Petersen wohl, daß Niedermeyer das Geschäft ganz anders anfassen würde, als er selbst es that. Wenn Niedermeyer sich einmal entschlossen hatte, das enge Gebiet seiner Thätigkeit in Neustadt zu verlassen und in die hohe See der Leipziger Verhältnisse hinauszusteuern, so übertrug er sicherlich die schlaue und skrupelfreie Art seiner Geschäftsführung auf die neuen Unternehmungen und suchte in großem Maßstabe auszuführen, was er bis jetzt als Sortimenter in der Kleinstadt gethan hatte. Die ruhige solide Art, in welcher Petersen vorging, war gewiß nicht Niedermeyers Sache. Lebhaft rückte ihm die Erinnerung an Niedermeyer wieder Neustadts Dichten und Trachten, Neustadts Interessen und die Unterhaltungen mit den Kollegen in vergangener Zeit vor die Seele. Nicht als hätte er Neustadt trotz der großen Veränderungen der letzten Monate und trotz des mächtigen Eindrucks, den Leipzig auf ihn machte, vergessen gehabt. War er doch schon durch geschäftliche Beziehungen an die kleine Stadt gebunden und gab es doch einen mächtigen Magnet in Neustadt, der sein innerstes Fühlen beherrschte. Ja, es war wirklich so. Mit einem gewissen Schrecken über die eigene Schwäche gewahrte Petersen, daß er noch immer Gefangener war. Die Neuheit der Einflüsse Leipzigs, die Fülle der Geschäfte, der feste Wille selbst, den er aufbot, um Gefühle zu bekämpfen, vor denen er sich fürchtete, alles dies war nicht stark genug, um ihn zum erwünschten Ziele, der Freiheit seines Herzens, zu führen. Unvertilgbar war Annas Bild ihm in die tiefste Seele eingeprägt, und oft, wenn er dachte, es sei wirklich erloschen oder doch wenigstens erblaßt, tauchte es in Farben wieder auf, die so blendend und brennend waren, daß ihn ein Schrecken befiel. Dann fragte er sich, besorgt und sehnend zugleich: ist es denn nicht in meine Macht gegeben, meine Gedanken dahin zu richten, wohin ich sie richten möchte? Gibt es denn eine Gewalt über mich, die stärker ist als mein eigener Wille? Bin ich denn wirklich verurteilt, so ganz aussichtslos, so ganz hoffnungslos mir zu wünschen, wovon ich weiß, daß ich es nicht erwünschen darf? Ist denn die Arbeit, ist denn die Zeit, ist alles Kämpfen mit mir selbst — ist denn das alles vergeblich?

9. Kapitel.

Das Haus der Firma Heinrich Scheffer war von reger Thätigkeit erfüllt. Die Ostermesse nahte heran. Die Firma hatte ein schwunghaftes Sortimentsgeschäft, ein Kommissionsgeschäft und auch einen Verlag. Petersen war in einer guten Schule gewesen, als er unter Heinrich Scheffers Leitung seine Lehrzeit durchgemacht hatte. Nach jeder Richtung hin war er in die Geheimnisse seines Berufes eingeweiht worden.

Es gab gewaltig viel zu thun in diesen Tagen. Bis in die tiefe Nacht hinein arbeiteten Gehilfen und Lehrlinge. Für den Verkehr mit dem Publikum wurden nur die notwendigsten Kräfte verwandt, in den geräumigen Hinterzimmern jedoch, die sich in langer Flucht bis tief hinein in die Gebäudemasse erstreckten, ging es um so lebhafter zu, und die Gasflammen sandten ihr rotes Licht auf eifrige Gesichter und erhitzte Stirnen herab.

Da war vor allen Herr Scharf groß in seinem Amte. Es lag ihm ob, die Zahl der Remittenden festzustellen, um nach dieser Richtung hin zu sicherem Abschlusse über das in diesem Jahre gemachte Geschäft zu kommen. Herr Scharf war mit grimmiger Miene bei seiner Arbeit, sein dunkelbrauner Vollbart, in welchem Auge und Nase wie vergraben lagen, schien sich zu sträuben bei jedem nicht verkauften Exemplare. Er war Pessimist, und sein Kollege, Herr Lizak, der unter den Jüngeren das gebietende Wort führte und als Witzbold von sieghafter Zunge bei allen gefürchtet war, pflegte zu sagen, Herr Scharf

sei als Vater der Krebse an seinem rechten Platze. Herr Scharf war immer der Ansicht, daß gerade das Werk, welches die Firma Heinrich Scheffer verlegen wollte, nicht gehen würde, hegte stets die Befürchtung, daß die Bücher im Laden von niemand gekauft werden würden, war der Meinung, daß die Kundschaft aus unsicheren Kantonisten bestehe, und ließ im Ausdrucke seines düsteren Gesichts die Meinung lesen, daß der ganze Buchhandel eine unsichere Spekulation sei. Selbst die günstigste Abrechnung vermochte ihn kaum zu entrunzeln, und wenn ihn jemand nach vorteilhaften Abschlüssen auf seine düsteren Prophezeiungen anredete, so pflegte er zu erwidern, daß allerdings diesmal durch ganz unerwartete Glücksfälle die Sache eine bessere Wendung genommen habe als sie verdiene, daß er jedoch hoffe, der Chef werde sich das Ding für künftige Zeiten zur Warnung dienen lassen. Die Fakturen waren Steine auf seinem Lebenswege und die Avise Nägel zu seinem Sarge. Es ging die Sage, Herr Scharf sei einmal verlobt gewesen, die Verlobung habe zehn Jahre gedauert und schließlich sei sie von seiten der Braut aufgehoben worden, da sie eingesehen habe, des Bräutigams Mißtrauen gegen das Glück der Ehe sei nicht zu überwinden gewesen.

Ganz sein Gegenstück war Herr Pannewitz, der dem Kommissionsgeschäfte vorstand. Er trug ein keckes Schnurrbärtchen und glänzte durch einen hochstrebenden Stehkragen, bunte Krawatten und helle Beinkleider. Er war stets überzeugt, daß das Kommissionsgeschäft sich immer mehr erweiterte, glaubte an die Sicherheit der Kommittenten und sah aus jedem Paket, welches er erhielt und versandte, einen hübschen Verdienst erblühen. Er trug sich mit der Absicht, ein selbständiges Geschäft zu gründen, und wenn die Rede auf große Häuser kam, zog ein Lächeln um seinen Mund, richtete sich das Schnurrbärtchen auf und sagte ein Blick seiner hellen blauen Augen so deutlich, wie nur Worte es vermocht hätten, daß die Zukunft Ereignisse und Thaten in ihrem Schoße berge, welche das Erstaunen solcher Leute erregen würden, die geglaubt hätten, es sei bereits etwas Großes im Buchhandel erreicht worden. Herr Pannewitz war seit drei Jahren Gehilfe bei Heinrich Scheffer, und er war vom ersten Tage an so hoffnungsreich und so fest entschlossen zur Selbständigkeit gewesen, wie er es heute war, doch begnügte er sich immer noch damit, Herrn Scharfs Ansichten zu bestreiten und daneben auf dem Gebiete der Galanterie Erfolge zu erringen. Es war sein Ehrgeiz, „ein verfluchter Kerl“ zu sein, und er spielte keine geringe Rolle auf den Festen des Vereins, wo Damen zugegen waren. Herr Lizak nannte ihn den „Goldkäfer.“ Dieser Herr hatte für jedermann Bezeichnungen zu vergeben, die ihm selbst und den Kollegen den Charakter seiner Mitmenschen deutlicher machen sollten, als die durch Abkunft und Taufe verliehenen Namen es vermochten. Wenn er die Strazzen der Stadtkundschaft ordnete, so legte er die Haufen nach Stand und Beruf der Schuldner zurecht und verschmähte es, auf den gebräuchlichen Pfaden der bürgerlichen und staatlichen Ordnung zu wandeln. Er nannte die Geistlichkeit bei solchen Gelegenheiten „meine Bonzen,“ die Professoren der Universität „meine Dunkelmänner,“ die gewöhnlichen Lehrer „meine Pfotenhauer,“ die Beamten „meine Mandarinen,“ die Apotheker „meine Giftmischer“ und die Militärs „meine Eisenfresser.“ Und so hatte er für jeden Stand einen bestimmten Namen zu seinem und seiner Freunde Ergötzen. Denn Herr Lizak verachtete das Gewöhnliche, wie er selbst auch ungewöhnlich in seiner äußeren Erscheinung war. Er war lang aufgeschossen und hatte über dünnen Gliedern einen sehr dicken Kopf. Sein Gesicht war rund, bartlos, glatt und rosig wie das eines Kindes, nur in den Augenwinkeln saßen ihm die Falten, welche die Lust am Lachen und am Spott anzeigen. Seine langen Beine strebten sich in der Gegend der Kniee einander zu nähern und an den Knöcheln zu fliehen, gleichwohl schien er stolz auf diese Stellung zu sein, denn er liebte es, enge Beinkleider und bei nassem Wetter Stulpenstiefel zu tragen, und behauptete wohl mit melancholischer Miene, er sei von der Natur zum Bereiter bestimmt worden, seine ganze Neigung ziehe ihn zu Pferden hin, und es sei ein seltsames Geschick, daß er dabei zu viel Geist habe, um etwas anderes als Buchhändler zu sein. Herr Lizak hatte das Gymnasium durchgemacht und steckte voll Klassizität. Zuweilen redete er wie ein römischer Senator oder ein griechischer Philosoph, dabei besaß er einen brennenden Eifer für die gesamte Litteratur und wußte besser als mancher Litterar=

historiker Bescheid in diesem Fache. Oft setzte er seine Kollegen am Stammtische in Erstaunen durch sein Wissen, hauptsächlich dann, wenn sie nicht zu erraten vermochten, ob Herr Lizak im Ernste spreche oder sie zum besten habe.

An Menge des Wissens ihm beinahe gleich, doch hinsichtlich des Gegenstandes seiner Erkenntnis ihm unähnlich war Herr Dachsel, der älteste der Gehilfen, der im Kommissionsgeschäft arbeitete und sicherlich an dessen Spitze gestanden haben würde, wenn ihm nicht gewisse Eigenschaften gefehlt hätten und andere dafür zugekommen wären, die in ihrer Gesamtheit das Ergebnis hatten, daß Herr Dachsel auf dem Platze blieb, wo er war, und auch wenig Aussicht hatte, zu Großem zu gelangen. Er war ein Stoiker und berühmt durch seine Fähigkeit im Trinken. Es kam vor, daß Herr Dachsel am Morgen in das Geschäft kam, ohne vorher zu Hause gewesen zu sein. Das Bier ersetzte ihm Nahrung und Schlaf und noch manches andere. Aber wenn er auch, schwer wandelnd und mit glühendem Kopfe, nach durchzechter Nacht in das Kontor trat — sobald er die Feder in der Hand und das Fakturenbuch vor sich hatte, war er der feste und kühle Geschäftsmann, vor den Kolumnen der Namen und Zahlen verschwanden die Nebel des Trunkes, und nur für die äußeren Sinne noch wahrnehmbar umgab ein Duft von starkem Getränk und Tabak den Platz, wo er stand. Es wurde erzählt, daß vor Jahren einmal übermütige Kollegen Herrn Dachsel zur Sommerszeit in der Nacht hinausgefahren und draußen, weit hinter Neuschönefeld in ein Getreidefeld gelegt hätten. Da sei er, von der Sonne erweckt, verwundert aufgestanden und habe sich gefragt, an welcher Stätte der rollenden Erde er sei. Erst um elf Uhr vormittags sei er an diesem Tage im Geschäfte eingetroffen, aber seinen Platz im Kontor habe er mit der unerschütterlichen Ruhe eingenommen, die eine Hauptzierde seines Charakters war. Er war ein wandelnder Katalog. Wenn Herr Dachsel zugegen war, so brauchte niemand in der Firmenliste oder im Preisverzeichnisse nachzusuchen. Ein bewundernswertes Gedächtnis für Namen und Zahlen war ihm zu eigen, und selbst die Bücherpreise im Antiquariat wußte er sämtlich auswendig. Herr Lizak nannte ihn in zarter Anspielung auf seine Fähigkeit im Trinken und die Unerschöpflichkeit seines Gedächtnisses „Meister Bodenlos."

Einen schroffen Gegensatz zu der vierschrötigen Figur und dem vernachlässigten Anzuge des Herrn Dachsel bildete Herr Bäumcher, von Lizak „das Muttersöhnchen" genannt, der Sohn eines Millionärs aus Chemnitz. Herr Bäumcher war zart von Gestalt und überaus zierlich gekleidet, voll Höflichkeit und so rücksichtsvoll, daß er schon errötete, wenn ein Kollege sich von einem dritten verletzt fühlte. Er stand wie eine Art von Erbprinz da, denn jedermann wußte, daß durchaus mühelos und rosenumkränzt das Leben ihm winkte. Sein Vater würde ihm nach Ablauf dreier Jahre einen Verlag kaufen, sagten sich die Kollegen, und dann konnte Herr Bäumcher thun was er wollte, die Millionen im Hintergrunde sagten für alles gut, was er unternehmen würde.

Es war acht Uhr geworden, unaufhörlich waren die Rufe der die Fakturen vergleichenden Kommis durch die Luft geflogen, hatten die Federn auf dem Papier gekratzt und waren in endloser Reihenfolge die Pakete gewandert, da trat eine Ruhepause ein. Gehilfen und Lehrlinge wollten sich nach des Tages Last und Hitze und zur Stärkung für die noch bevorstehende Arbeit einen Imbiß gönnen. Herr Lizak rief nach dem „eisernen Heinrich," derselbe sollte Bier aus dem nahegelegenen Wirtshause holen. Der eiserne Heinrich war einer der Markthelfer der Firma und der gewandteste der dienenden Geister. Er hatte seinen Beinamen in Gemäßheit seiner ungewöhnlichen Körperkraft erhalten, die um so auffallender war, als man sie ihm seinem Bau und seiner Figur nach nicht ansehen konnte. Denn er war sehr mager und von gebückter Haltung, blassen langen Gesichts und von schlottrigem Gange. Seine Glieder waren übel aneinandergefügt, gleich als säßen sie lose in den Gelenken, paßten nicht recht zu einander und könnten bei einem Orkan auseinandergeblasen werden. Wer aber die gewaltig großen Hände einmal an der Arbeit gesehen hatte, der überzeugte sich, daß Herr Lizak dem Manne keinen unpassenden Namen gegeben hatte. Es ging die Rede, daß vor Zeiten einmal ein Kommis an Hexenschuß gelitten und den Grundsätzen der schwedischen Gymnastik gemäß diesen Markthelfer, der ursprünglich den Namen Däberitz führte, um ein gelindes Klopfen in das schmerzhafte

Kreuz gebeten habe. Da habe der eiserne Heinrich dreimal zugeschlagen. Beim ersten Male habe der Patient die Sprache verloren, beim zweiten die Besinnung, und beim dritten Schlage sei das Rückgrat gebrochen. Dieser eiserne Heinrich galt dafür, unberechenbare Fähigkeiten auch in seinen Beinen zu besitzen. Wege, zu denen ein gewöhnlicher Sterblicher eine halbe Stunde gebrauchte, machte er in zehn Minuten ab. Es war ihm nicht anzusehen, wenn er so mit seiner gebückten Haltung, schlotternd, als wolle er die Arme aus den Schultern fallen lassen, durch die Straßen zog, aber wenn einmal jemand, von Vertrauen auf seine Sprunggelenke beseelt und von Ehrgeiz erfüllt, es unternahm, den Markthelfer einzuholen oder auch nur Schritt mit ihm zu halten, so sah er ein, wie es mit diesem nachlässigen Gange des eisernen Heinrich stand. Hatte der Verfolger von Steckners Passage aus drei Häuserfronten abgeschritten, so sah er Däberitz schon in der Mitte der Grimmaischen Straße, war er bis Auerbachs Keller gekommen, so bog Däberitz beim Café français ab, und dann war er binnen einer halben Minute nur noch ein fernes Figürchen auf dem Augustusplatze und atemlos sah sich der Verfolger einsam im Gewühle. Darum war der eiserne Heinrich ein unvergleichlicher Bote, wo es sich um schnelle Erledigung eines kühlen Trunkes handelte, der den Staub des Kontors hinunterzuspülen und das Herz wieder aufzufrischen bestimmt war. Doch nicht allein Kraft und Schnelligkeit zeichneten dieses Juwel von einem Markthelfer aus. Däberitz war ein ganz feiner Kerl. Niemand kam ihm gleich in der Verpackung und Verschnürung kleiner und großer Bücherhaufen, seine Pakete hatten etwas Zierliches, etwas Elegantes, etwas Kunstgerechtes, der Kenner vermochte sie auf den ersten Blick unter allen den übrigen Paketen herauszufinden. Und selbst nicht dies bildete den Gipfel der Leistungen dieses Markthelfers. Er hatte sich in den langen Jahren seiner Beschäftigung bei einer Buchhändlerfirma eine gute Kenntnis des Buchhandels selbst erworben, und wenn auch diese Kenntnis nicht in den der höheren Arbeit gewidmeten Räumen zu Tage trat und Däberitz viel zu klug und zu bescheiden war, um sich am unpassenden Orte hervorthun zu wollen, so war er doch in den Packstuben ein Mann von Ansehen und Gewicht hinsichtlich buchhändlerischer Fragen, und unter den Gehilfen und Lehrlingen herrschte die Meinung, daß er einen sicheren Instinkt für geschäftliche Angelegenheiten besitze. Herr Lizak behauptete, der eiserne Heinrich kenne das Geschäft wie ein guter Hund die Jagd kenne, und er wolle aus der Art und Weise, wie derselbe die Sendungen behandle, deutlich erkennen, welchen Kredit die Firmen verdienten, mit denen das Geschäft zu thun habe.

Jetzt trat Däberitz ein und trug mit der Fertigkeit eines geschulten Kellners wohl ein Dutzend Seidel schäumenden Bieres herein.

„Wahrhaftig!“ rief Herr Lizak bei diesem Anblicke, „in den litterarischen Erzeugnissen dieses Jahres steckt so viel attisches Salz, daß ich vor Durst fast umkomme. Was meinen Sie, Herr Dachsel, sollten Sie wohl im stande sein, so ein ganzes Seidel noch im Laufe dieses Abends zu vertilgen?“

Gehilfen und Lehrlinge verließen ihre Arbeit und versammelten sich im mittelsten Zimmer, die Gläser wurden auf die Pulte und Tische gestellt, und Butterbrote, in Papier gewickelt, kamen aus den Taschen und Schubladen zum Vorschein. Herr Bäumcher machte sich mit dem eisernen Heinrich zu thun, drückte ihm ein Geldstück in die Hand, dessen Wert weit über den Betrag seines persönlichen Anteils hinausging, und sagte, als Herr Lizak ihn fragend ansah, mit mädchenhaftem Erröten: „Ich hoffe, die Herren werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich mir erlaube, das Bier zu bezahlen.“

„Im Grunde hat diese Vereinigung mehr den Charakter einer Republik als einer Monarchie,“ erwiderte Herr Lizak würdevoll, „indessen, wenn Herr Dachsel und Herr Scharf nichts dagegen haben, so werde auch ich mich nicht sträuben. Auf Ihre Gesundheit, Golkondas Sproß!“ Die Herren griffen zu den Gläsern und stießen mit Bäumcher an.

„Ja, das wäre alles recht schön,“ sagte Herr Scharf, indem er sich nach einem langen Zuge den Bart wischte, „aber wenn man sieht, was das für eine Arbeit ist, die bis zum bestimmten Tage erledigt werden muß, da verliert man wirklich allen Mut.“

„Ist es wirklich so schlimm?“ fragte Herr Pannewitz und richtete die Nase keck empor.

„Schlimm? Ich weiß nicht, was Sie

schlimm nennen," entgegnete Herr Scharf mit düsterem Blicke, „aber daß wir dieses Jahr nicht fertig werden, das weiß ich bestimmt."

„Den Teufel auch!" rief Herr Lizak. „So ziehen wir also ohne Abschluß zum Feste."

„Gemacht muß es natürlich werden," brummte Herr Scharf zwischen zwei Bissen Wurstbrot. „Und wenn es nicht biegen will, so muß es brechen. Aber wenn ich diese Masse von Remittenden sehe, da sage ich mir, daß es dieses Jahr schlechter ist als je vorher, und es sollte mich nicht wundern, wenn wir, abgesehen von allem übrigen, auch noch um einen Posttag oder zwei zu spät kämen."

„Was ist denn das ‚alles übrige', von dem Sie sprechen?" fragte Herr Pannewitz. „Ich dächte doch, das Geschäft wäre flott gegangen in diesem Jahre, und wir hätten einen hübschen Abschluß. Wenn ich erst einmal mein eigenes Geschäft etabliert haben werde, so werde ich ganz zufrieden sein, wenn es so geht. Ich meine natürlich, was das Sortiment und das Kommissionsgeschäft betrifft, denn hinsichtlich des Verlages — na, meine Herren, da sollen Sie einmal was erleben!" Herr Pannewitz blickte mit unternehmender Miene im Kreise umher.

Herr Scharf stieß ein finsteres Lachen gleich dem Hohngelächter eines Dämonen aus. „Ja," sagte er, „das Verlagsgeschäft, das werden Sie in Flor bringen. Arbeiten Sie einmal ein bißchen mit mir zusammen, da werden Sie erkennen, was der Verlag ist. Da hat ein so hoffnungsgrüner Verleger ein Buch in die Welt geschmissen und die Sortimenter bestellen davon, der eine fünf, der andere zehn, der dritte gar zwölf bis fünfzehn Exemplare à condition. Nun fliegen die Bücher hinaus, der Kommissionär versendet ein Paket nach dem anderen, und der Vorrat verringert sich. Jetzt bestellt gar irgend ein Wagehals drei, vier Exemplare fest, und nun schwillt dem Verleger der Kamm. Er denkt, er hat seine Auflage verkauft, er hat Angst, mit dem kleinen Vorrat, den er noch auf Lager hat, nicht zu reichen, wenn fernere Bestellungen sich häufen. Nun schreibt er im Börsenblatte in die Welt hinaus: schickt mir zurück, was ihr nicht verkauft habt. Ja, Kuchen! Keinem Menschen fällt es ein, zurückzuschicken, und der Verleger sieht den Himmel voller Baßgeigen. Aber, hast du gesehen? Jetzt kommt die Ostermesse. Da krümelt sich mit einemmal die Geschichte wieder zusammen. Da laufen die Krebse, da wimmelt und krimmelt es. Da kommen alle die schönen Bücher wieder anmarschiert, da möchte man ersticken in Remittenden. Da reibt sich der Verleger die Augen. Was hat er verkauft? Lumpige dreihundert, vierhundert Exemplare von einer Auflage von zweitausend, und das ist immer noch günstig, und er kann froh sein, wenn er nicht die ganze Pastete wiederkriegt. Nein, nein, es ist ein faules Geschäft, es ist das reine Glücksspiel. Sie werden sich noch einmal gewaltig umgucken, Kollege Pannewitz, wenn Sie den Rat erfahrener Männer in den Wind schlagen."

„Na, wissen Sie, Kollege Scharf, der Unternehmungsgeist bleibt doch immer die Hauptsache," entgegnete Herr Pannewitz. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Alle Leute können nicht Kartoffeln bauen. Nur den Mut nicht verloren! Manchmal schlägt es auch ein. Ich kenne Leute, die zaghaft waren und darüber kein Geschäft machten. Da kamen die Nachbestellungen dicht wie Hagel, und der Mann hatte keine Kourage, weil er dachte, die Sortimenter hätten ihre Exemplare noch im Laden liegen. Er hätte dreitausend Exemplare mehr verkaufen können, wenn er es riskiert hätte, rasch eine neue Auflage drucken zu lassen. Aber er klebte an den versandten Exemplaren fest und bildete sich ein, sie kämen ihm Ostern wieder zurück. Und das ist erst der rechte Jammer, wenn ein gutes Geschäft durch Zaghaftigkeit verpufft wird."

„Hört denn die Geschäftssimpelei bald auf?" fragte Herr Lizak. „Wollen denn die geehrten Herren nicht endlich einmal dem Flügelschlage der freien Seele Raum geben und an das Vereinsfest denken?"

„Feste!" sprach Herr Scharf murrend. „Wer denkt denn in dieser Zeit an Feste?"

„Zwischen dem Himmel, an welchem die unsichere Zukunft lauert, und der Erde, welche uns die sichere Last und Mühe der Gegenwart bereitet," sprach Herr Lizak feierlich, „schweben zwei Göttinnen einher, rosig befiedert, glanzvoll, früchteschwer, wonnevoll. Sie heißen Hoffnung und Phantasie. Tau tröpfelt aus ihren Fittichen nieder, fällt auf die Fakturen und Remittenden und überzieht

den Staub mit diamantenem Funkeln. In seinem Glanze erblicke ich den Vater der Krebse, rot gekleidet, im Kostüme des Styx, das er sich aus der Garderobe des Orpheus in der Unterwelt geborgt hat, vermehrt durch einen riesigen Schuppenschwanz und zwei Scheren, die er sich aus Pappe machen lassen kann. So geht er rückwärts im Festzuge, der die Säle des Vereinslokals durchwandelt."

„Famos!" rief Herr Pannewitz. „Das ist eine famose Idee!"

„Dann sehe ich den Kollegen Dachsel," fuhr Herr Lizak fort, „nicht das Faß der Danaiden rollend, denn er selbst stellt dieses antike Gebinde schon hinreichend in seiner eigenen Person vor, sondern mit Weinlaub bekränzt, in fleischfarbenen Trikots, den Stab mit dem Fichtenzapfen in der Rechten und an der Linken Phylax führend, der in ein Tigerfell gehüllt ist. Er kann das Weinlaub wattieren lassen, damit er sich nicht den Leib erkältet."

Die Kollegen lachten, in staunender Bewunderung betrachteten die Lehrlinge Herrn Lizak, der pathetisch sein Taschenmesser schwang, mit welchem er sich das Butterbrot zerschnitten hatte.

„Sie müssen das Festspiel schreiben, Kollege Lizak," rief Herr Bäumcher.

„Ja, Lizak, schreiben Sie den Text zu der Geschichte!" rief Herr Pannewitz. „Das wird famos! Die Firma Heinrich Scheffel wird den Vogel abschießen!"

„Wir wollen uns doch nicht so kolossal lächerlich machen!" brummte Herr Scharf. „Wartet doch erst ab, was das Präsidium bestimmen wird. Noch sind ja gar keine Dispositionen getroffen worden."

„Mein ist das Zepter, mir gehört es zu," sagte Herr Lizak majestätisch. „Das Präsidium des hohen Vereins der Buchhandlungsgehilfen hat mich ersucht, das Arrangement eines Festzuges und einer welterschütternden Tragikomödie zu unternehmen, welche den Verlauf der Ostermesse mimisch-pantomimisch-dramatisch darstellen soll. Ich verteile die Rollen."

„Da stellen Sie nur einen Zug Büßer auf, der in Sack und Asche über die Bühne wandelt und dazu singt: Ach, du lieber Augustin, alles ist hin!" sagte Herr Scharf.

„Des Staates Pfeiler, wackre Pairs von England,
Euch schüttet Herzog Humphrey aus sein Leid,"

sagte Herr Lizak mit der Miene tiefer Bekümmernis. „Sollen denn Mißtrauen, Zaghaftigkeit oder gar der schnöde Mangel an kleinem Gelde großen erhabenen Plänen hindernd in den Weg kommen? Nein, ich baue auf den wackeren Gemeinsinn aller Edlen. Die schönsten Rollen sind schon für die Stützen der Firma Heinrich Scheffer bestimmt. Freunde, Bundesgenossen, laßt mich nicht im Stiche! Ich habe eine Idee. Das Korps der reitenden Buchhändler tritt auf, lauter Charaktermasken nach echten Vorbildern, lauter Porträts der Herren, die in den Manegen Quadrille reiten. Sie sollen Steckenpferde reiten, wie die Clowns im Zirkus. Es gibt einen Riesenjux!"

Von neuem brach ein allgemeines Gelächter aus. Die Idee einer solchen Aufführung bei dem bevorstehenden Vereinsfeste erschien allen als sehr gelungen, und selbst Herr Scharf gab ein Grunzen von sich, das mit einigem guten Willen als Äußerung der Zustimmung angesehen werden konnte.

Währenddessen war eine neue Persönlichkeit eingetreten und stand beim Anblicke der großen Heiterkeit des versammelten Kreises in einiger Entfernung still. Es war Petersen, der gekommen war, um Herrn Scheffer zu besuchen. Ein Lächeln umzog seinen Mund, als er die lustige Gesellschaft beobachtete, und die Zeit, zu welcher er selbst in diesem Raume fleißig und lustig gewesen war, schien ihm zurückgekehrt zu sein. Da drüben an der grauen Wand unter der Gasflamme mit grünem Schirme stand sein eigenes Pult. Dort hatte er so manchen Tag gearbeitet, er erkannte noch die Einschnitte am Rande der Klappe, wo ein Vorgänger seinen Namen verewigt hatte. Alles heimelte ihn in diesen Räumen an. Schon der eigentümliche Geruch des Zimmers, das Gemisch vom Bücherstaube und vom Qualme des verbrannten Siegellacks, der Kerzen auf dem Spiegeltische, des Leims der Einbände, des Papiers und Leders, all dies eigenartige Parfüm, das der Werkstatt der Buchhandlung zukommt und nirgends sonst in so unverfälschter Reinheit gefunden wird, versetzte ihn jedesmal in eine besondere Stimmung voll erinnerungsreicher Poesie. Nachdem er eine kurze Weile die fröhlichen Leute beobachtet hatte, trat er näher in den Kreis des Gaslichtes und begrüßte die Gesellschaft. Sie empfing ihn mit guter Laune. Zwei

von den Anwesenden, Herr Scharf und Herr Dachsel, hatten noch mit ihm zusammen gearbeitet, alle schätzten ihn. Er stand als guter Kollege in freundlichem Andenken, und Herr Lizak hatte über ihn geäußert, er sei ein Genie und die Welt werde ihn noch einmal groß sehen. Obwohl er in seiner jetzigen Stellung als Bevollmächtigter der Firma Friedrich Schottmüller und Freund seines ehemaligen Lehrherrn, des Herrn Scheffer, sich über den Rang der Gehilfen hinaufgeschwungen hatte, ward er doch seiner persönlichen Eigenschaften wegen von diesen noch gern als Kollege angesehen, und nachdem sie ihm Herrn Lizaks große Ideen mitgeteilt hatten, luden sie ihn zu dem Vereinsfeste ein, das nach Ostern stattfinden sollte. Petersen nahm die Einladung an und begab sich darauf in das Kontor des Prinzipals. Die Gehilfen und Lehrlinge aber nahmen ihre Arbeit wieder auf, und der Ruf der vergleichenden Rechner, das Kratzen emsiger Federn erschallte von neuem.

Petersen hatte in seinem früheren Lehrherrn einen wahren Freund gefunden, und oft, wenn Geschäftssorgen ihn drückten, suchte er diesen Mann auf, dessen ruhiges, sicheres Wesen ihm selbst Beruhigung einflößte. Herr Scheffer erschien ihm als das Vorbild des gediegenen Geschäftsmannes, als ein Buchhändler von gesundem Urteile, feinem Blicke, großer Thätigkeit und vor allem von lauterer Gesinnung. Sein Name stellte nicht eigentlich ein „großes Haus“ dar, mit den berühmten Namen des Buchhandels konnte er sich nicht vergleichen. Das Geschäft hatte sich in bestimmten Grenzen gehalten, da Herr Scheffer den großen Spekulationen abhold war. Er war ein Mann, der nicht allein Geschäfte treiben, sondern auch leben wollte, leben in seiner Art, das heißt, mit Bewußtsein die geistigen Güter genießen, welche sein Beruf ihm bot. Er stand in allgemeiner Achtung, und man gab ihm mit Vorliebe junge Leute zu ihrer Ausbildung ins Geschäft. Er galt dafür, eine besonder Fähigkeit des Erziehens zu besitzen.

Nicht mit leichtem Herzen ging Petersen heute zu ihm. Die Geschäfte der Firma, welche er vertrat, standen nicht gut. Petersen sah voraus, daß die Abrechnung des letzten Jahres sehr ungünstig ausfallen würde. Trotz aller Anstrengungen, die er selbst gemacht hatte, war es ihm noch nicht gelungen, neuen Schwung in das Geschäft zu bringen.

„Der gute alte Schottmüller,“ sagte Herr Scheffer, mit dem Petersen die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, um den Rat eines erprobten und zuverlässigen Freundes einzuholen, „der gute alte Schottmüller! Es sollte mir leid thun, wenn er noch trübe Erfahrungen zu machen bestimmt wäre. Aber ein gewisses Geschick liegt über den Firmen wie über den Menschen, und wenn es einmal abwärts gehen soll, so hilft die größte Klugheit nicht. Ich will damit nicht sagen, daß es mit Schottmüller schon so stände, und ich denke, mein lieber Petersen, Sie sind der rechte Mann dazu, die Karre wieder herauszubringen. Freilich, es ist eine eigene Erscheinung mit den Zeitströmungen, und ich muß oft an ein Wort denken, das mir einmal ein alter Geschäftsfreund sagte: unsere Väter hatten Geld und lebten wie arme Leute — wir haben kein Geld und leben wie Reiche.“

„Denken Sie wirklich, daß sich das so verhält?“ fragte Petersen nachdenklich.

„Nun, es ist schwer, sich eine klare Vorstellung von so großen und allgemeinen Verhältnissen zu machen und die Gründe recht zu erkennen,“ antwortete Scheffer. „Aber ist es nicht auffallend, wie sehr sich die Lebensweise, wie sehr sich die Bedürfnisse in den letzten fünfzig — oder sagen wir nur dreißig — Jahren gesteigert haben? Sehen Sie nur einmal den Buchhandel an. Ich sehe es noch deutlich vor mir, wie wir zu Weihnachten den Robinson Crusoe geschenkt erhielten. Es war ein Ereignis. Ich mochte damals so etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Wir waren in guten Verhältnissen, ein solides wohlhabendes Bürgerhaus nach altem Schnitte. Ja, wie hätten wir damals gestaunt, wenn wir die heutigen Jugendbücher gesehen hätten! Jetzt ist es ja eine Flut von Büchern, die so schön gedruckt und illustriert sind, daß schon ein einziges davon in meiner Jugend ein Prachtwerk gewesen sein würde. Wir waren bescheidener. Ein einziges unscheinbares Buch war damals von derselben Bedeutung wie heute zehn viel schöner ausgestattete Bücher. Man lieh damals den Robinson von Haus zu Haus, und der Besitzer wurde beneidet. Ja, welche Unmasse von Büchern gibt es jetzt überhaupt im Vergleich zu der Zeit, wo ich noch Lehrling war! Und so ist es auf allen Gebieten. Wie ist es mit der Ausstattung

der Zimmer, wie ist es mit den Häusern überhaupt! Meiner Eltern Haus hatte einen Flur und im oberen Stocke einen Vorplatz, auf denen man mit einem Vierspänner hätte wenden können, aber die Zimmer waren niedrig, hatten kleine braune Kachelöfen, wo beständig nachgeheizt werden mußte, und waren so simpel möbliert wie jetzt ungefähr die Wohnungen der Handwerker. Eine Kommode von gelb lackiertem Holze, ein Glasschrank, worin das Porzellan und das Silber standen, ein hartes Sofa mit einem schwarzen Überzuge, der zugleich glatt und stachlig war, und ein ovaler Spiegel mit Goldrahmen, der schräg hing, so daß man sich darin vom Kopfe bis zu den Füßen in Verjüngung sah. Wir Jungen arbeiteten abends bei einem Talglichte und es war steter Streit um die Lichtputze. Ich weiß noch, wie die alten Leute über sündlichen Hochmut und Frevelmut, über Feuersgefahr und gefährliche Neuerungen sprachen, als die erste Petroleumlampe in der Welt erschien. Und die Kleider! Damals kaufte man einen soliden Stoff und trug ihn jahrelang. Jetzt kann eigentlich nur noch eine Künstlerin die Gewandungen unserer Damen anfertigen, so kompliziert und raffiniert ist die Mode. Und mit jeder neuen Jahreszeit muß eine elegante Dame doch eigentlich schon alles, was sie besitzt, wegwerfen oder ändern lassen. Und das Reisen! Wer reist denn heutzutage nicht? Haben wir nun etwa mehr Geld als unsere Eltern und Großeltern? Es ist schwer zu sagen. Die Staatsschulden haben sich in allen Ländern Europas seit der Zeit des Krimkrieges ungefähr verdreifacht. Viele meinen, die fünf Milliarden, die Frankreich uns bezahlt hat, hätten uns reicher gemacht, andere meinen wieder, die Nation hätte an Kultur und damit an Wohlstand zugenommen, aber einige Leute sagen auch, wir befänden uns in einem krankhaften gesellschaftlichen Zustande und es würde über kurz oder lang eine Krise kommen, eine soziale Revolution, die unsern schönen Traum von Reichtum und Zivilisation grausam zunichte machen würde. Denn dieser Aufschwung, dieser Luxus, so sagen sie, finde nur bei den oberen Zehntausend statt, nur die oberste Kruste, eine ganz dünne Schicht, sei in Flor, die breite und tiefe Masse aber sei heute noch ebenso arm wie in früheren Zeiten und befinde sich in Gärung wie das Innere eines Vulkans."

Als Petersen sich wieder entfernte, fand er das fleißige Korps der Gehilfen und Lehrlinge noch immer am Werke, und es hieß, daß die Arbeit heute wohl noch vor Mitternacht nicht beendet werden würde. Petersen wollte sich nicht aufhalten, doch Herr Lizak hatte ihn bemerkt und redete ihn an.

„Auf ein Wort, Herr Petersen, wenn Sie erlauben wollen," sagte er und führte ihn in die zweite Packstube, wo augenblicklich niemand anwesend war. „Sagen Sie doch, Herr Petersen, sind Sie nicht mit einem Schriftsteller Namens Fitte bekannt? Ich dächte, er wohnte mit Ihnen in demselben Hause."

„Allerdings, sogar auf derselben Etage. Haben Sie etwas an ihn auszurichten?"

„Sie wissen, daß wir eine Festaufführung planen," entgegnete Herr Lizak. „Das ehrenvolle Vertrauen meiner Kollegen und des Präsidiums des Vereins belastet mich mit einer schwierigen Aufgabe für diese Gelegenheit. Ich wünschte die Bekanntschaft des Herrn Fitte zu machen, weil er mir behilflich sein könnte. Hat er nicht nähere Beziehungen zum Theater? Ich hörte so etwas erzählen."

„Sie haben ganz recht gehört. Herr Fitte ist, soviel ich weiß, mit allen Mitgliedern der Bühne auf vertrautem Fuße."

„Ganz der Mann, den ich gebrauche," sagte Herr Lizak erfreut. „Bitte, Herr Petersen, haben Sie die große Gefälligkeit, mich ihm zu empfehlen und ihm zu sagen, daß ich nach der Ehre und dem Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft Verlangen trage."

Petersen versprach, die gewünschte Verbindung herzustellen, und lächelte im Fortgehen bei dem Gedanken, welcher Art die Werke und Thaten wohl sein möchten, die aus dem Zusammenwirken der Herren Lizak und Fitte entstehen würden. „Herr Fitte sieht dem Schauspieler Friedrich Hase ähnlich und ist nicht unglücklich darüber," hatte er bedeutungsvoll zu Herrn Lizak gesagt.

10. Kapitel.

Herr Fitte nahm den Gruß Herrn Lizaks sehr wohlwollend auf, und da er, einer Bachstelze gleich, die unermüdlich auf- und niederwippend, stets in Bewegung ist, ihr Futter zu suchen, leichtfüßig in Bewegung war, um Leipzigs Gassen zu durchforschen, so that er sogar den ersten Schritt des Entgegenkommens. Er besuchte Heinrich Scheffers Kon-

tor und hatte eine Unterredung mit Herrn Lizak, die für beide Teile sehr erheiternd und anregend war. Herr Lizak verlangte danach, Kostüme für den Festzug geborgt zu erhalten und womöglich einige Schauspielerinnen zur Mitwirkung zu gewinnen. Er schmeichelte Herrn Fitte damit, daß er ihn um seinen Rat wegen des Festspiels befragte, namentlich aber damit, daß er sich ganz betroffen über seine Ähnlichkeit mit Friedrich Hase stellte.

„Fuhr es mir doch wahrhaft elektrisch in alle Glieder, als Sie hereintraten,“ sagte der spottlustige Gehilfe mit dem ernstesten Gesicht. „Ich hätte darauf schwören mögen, Friedrich Hase zu sehen.“

„Nun,“ entgegnete Herr Fitte, die Achseln zuckend, „ich weiß wirklich nicht, ich habe noch nicht darauf geachtet — wir machen uns ja unser Gesicht nicht selbst, mein verehrter Herr, und was hilft es schließlich, einem berühmten Manne ähnlich zu sehen, wenn man nicht auch dessen Genie besitzt. Doch muß ich in der That gestehen, daß ich schon vielfach darauf angeredet worden bin, und daß ich bereits einige Male in wirkliche Verlegenheit kam, wenn ich geradezu für Friedrich Hase gehalten wurde. Es liegt so nahe, daß gerade meine Bekanntschaft, die wesentlich aus Künstlern besteht, auf den Gedanken kommt, eine Größe ihres eigenen Berufes vor sich zu sehen. Aber, wie gesagt, ich lege keinen Wert darauf.“

„Ob Sie nicht auch das Genie Hases besäßen?“ fragte der boshafte Lizak mit nachdenklicher Miene. „Schon Aristoteles war der Ansicht, daß die leibliche Erscheinung nur ein Ausdruck des inneren Menschen sei. Anima est forma corporis, sagt er mit ganz bestimmtem Ausdruck.“

„Es käme auf einen Versuch an,“ entgegnete Herr Fitte, welcher noch niemals eine liebenswürdigere Bekanntschaft als diesen Buchhandlungsgehilfen gemacht zu haben glaubte. Indessen, ich bin nun einmal Dichter und will mich nicht zersplittern. Wenn Sie nächsten Sonntag Zeit haben, so besuchen Sie mich, am Morgen, so um halb zwölf Uhr; dann wollen wir zusammen zu Fräulein Amalie de Baez gehen. Ich werde Sie vorstellen, sie ist eine gute Freundin von mir, und ich würde mich sehr täuschen, wenn Sie in ihr nicht die geeignetste Persönlichkeit für die Rolle fänden, welche Sie im Auge haben. Eine ungemein talentierte und liebenswürdige Dame.“

„Sie machen mich glücklich,“ sagte Herr Lizak. Er beschloß, im Kontor noch nichts von seinen Projekten verlauten zu lassen. Er fürchtete Herrn Scharfs philiströsen Sinn und die allgemeine Solidität der Kollegen. Erst mit einer vollendeten Thatsache gedachte er vor das überraschte Kontor zu treten und dann im Sturme jeden möglichen Widerstand hausbackener Geister niederzuwerfen. Zur bestimmten Zeit traf er am nächsten Sonntag bei Herrn Fitte ein, der ihm sein Wohlwollen dadurch bezeugte, daß er ihm seine Autographensammlung zeigte. Herr Lizak belohnte diese Freundlichkeit damit, daß er Herrn Fitte einige Briefe von Klopstock und einen Zettel von Goethe versprach, die er im Besitz hatte. Herr Fitte war hoch erfreut.

„Unter uns gesagt, Herr Lizak,“ sprach er in leisem und wichtigem Tone, „mit einer Sammlung guter Autographen ist zu unserer Zeit, wie nun einmal die Welt steht und geht, mehr zu machen, als mit dem schönsten Dichtwerk, daß je aus den Händen Ihrer verehrten Herren Kollegen hervorgegangen ist. Man muß nur damit umzugehen wissen.“

Dann gingen beide, Fräulein Amalie de Baez aufzusuchen. Auf dem Wege teilte Herr Fitte seinem Begleiter mit, daß die Schauspielerin natürlich trotz ihres spanischen Namens eine Deutsche sei. Sie heiße ursprünglich Luise Schmid, habe diesen Namen jedoch als zu wenig klangvoll für vaterländische Ohren mit einem nom de scène vertauscht.“

Die Schauspielerin wohnte im zweiten Stock eines Hauses der Nikolaistraße, und es bedünkte Herrn Lizak, der trotz seines sonst unternehmenden Sinnes mit einiger Befangenheit vor die Thür einer Bühnengröße trat, als sei es kein günstiger Anfang der neuen Bekanntschaft, daß die Dame selbst die Korridorthür öffnete; denn sie schien nicht in rosiger Laune zu sein, und Herr Lizak befürchtete, der Augenblick sei nicht gut gewählt. Vielleicht ärgerte sich die Schöne darüber, daß sie selbst hatte öffnen müssen. Sie schien zu Anfang geneigt zu sein, den Besuch abzuweisen, dann aber ließ sie beim Anblick des Herrn Fitte beide Herren eintreten. Sie war im Morgenrock und ihr Haar hatte noch nicht die kunstvolle Anordnung erfahren, durch welche sie abends die



Im Winterwald. Gemalt von L. Munthe.

Herzen der Zuschauer berückte, doch erschien sie Herrn Lizak als eine sehr interessante Erscheinung. Sie behandelte Herrn Fitte mit einer herablassenden Vertraulichkeit, die nicht ganz zu dem Tone stimmte, in welchem dieser von ihr gesprochen hatte, und ließ einen Abglanz dieses Benehmens auch auf Herrn Fittes Begleiter fallen.

„Nun denken Sie diesen Ärger!" sagte sie, bevor Herr Fitte noch sein Anliegen hatte vorbringen können. „Da ist mir gestern meine Jungfer krank geworden, „und heute morgen bringt mir die Schneiderin mein neues Kostüm für die Sylvia. Ich bin in tödlicher Verlegenheit. Wie kann ich sehen, ob das Kostüm paßt und mir steht, nun meine Jungfer nicht da ist, um es anzuprobieren?"

Die Herren traten hinter der übellaunigen Dame in das Zimmer und sahen dort eine andere weibliche Gestalt, welche sich mit Kleidungsstücken beschäftigte, die sie auf einigen Stühlen und auf dem Sofa ausgebreitet hatte.

„Bei der Gelegenheit, Herr Fitte," fuhr die Schauspielerin fort, „was haben Sie da wieder für einen grandiosen Unsinn in der letzten Nummer der Theaterzeitung geschrieben? Fräulein Rinkmann ein vielversprechendes Talent! Na, wissen Sie, da hört denn doch verschiedenes auf! Soll ich da an Ihrem Urteile, oder an was soll ich sonst zweifeln? Dieser Stockfisch ein vielversprechendes Talent! Ja, aber haben Sie denn gar kein Gehör, Mensch! Sie haben sie doch als Magdalena gesehen, eine Rolle, die ich ihr lediglich aus Mitleid abgetreten habe. Sie müssen doch gehört haben, daß ihr Organ gar keiner Modulation fähig ist. Die Stimme hat nur einen einzigen Ton, und der ist hart, hart wie Kieselstein, glatt wie Blech! Und das loben Sie!"

„Wenn Sie so gut sein wollten, Fräulein, das Kleid einmal anzuziehen," sagte hier die Schneiderin, bevor Herr Fitte sich noch rechtfertigen konnte, „so brauchten Sie nur vor den Trumeau zu treten und würden sehen, daß es Ihnen sehr gut steht."

Mit diesen Worten rückte sie den großen Spiegel zurecht und hob dann ein blaßrotes Seidenkleid vom Sofa empor.

„Ich kann es nicht beurteilen, Fräulein Hempel," sagte die Schauspielerin. „Ich bin es einmal gewohnt, daß meine Jungfer die Sachen anprobiert und vor mir im Zimmer umhergeht. Sie hat genau meine Figur. Wenn ich mich im Spiegel sehe, erkenne ich keinen Fehler, und Sie behaupten natürlich immer, daß es paßt."

„Wir stellen zwei Spiegel einander gegenüber, so daß Sie sich auch von hinten sehen können."

„Nein, nein, das ist auch nichts, das täuscht," sagte die Schauspielerin. „Ich bin es einmal nicht so gewohnt, ich kann es nur an meiner Jungfer sehen. Ich kenne das schon. Da nehme ich das Kleid, weil ich denke, daß es paßt, und nachher ärgere ich mich."

„Oder soll ich es anziehen?" fragte die Schneiderin.

„Sie? Aber um des Himmels willen, Fräulein Hempel, Sie sind ja einen Kopf kleiner als ich und haben auch gar nicht die Taille. Wenn ich so etwas höre, da wird mir wirklich angst um Ihre ganze Schneiderei. Und bei alledem muß ich noch repetieren, und die Ungewißheit mit dem Kostüm nimmt mir alle Gedanken."

Es war ein Augenblick der höchsten Spannung für alle Beteiligten. Herr Lizak sah in Verlegenheit an der gebrochenen Linie seiner langen blauen Beinkleider hinunter und fühlte seine Hoffnungen geknickt. Nun war er umwogt von der zauberischen Atmosphäre der Intimität mit einer Bühnenheldin, und doch sah er sich, so nahe dem Ziele seines Strebens, weit entfernt von dem Gelingen seines Planes. Wie wollte er so übler Laune gegenüber mit seinem Anliegen bestehen? Da stand die Schneiderin, verdutzt und ratlos, das rotseidene Kleid hilflos, einem Schilde gleich, vor sich ausstreckend. Da gestikulierte Fräulein Amalie de Baez selbst mit ungeduldiger Hand in der Pose der Königin Elisabeth, wenn diese merkt, daß Essex eine andere liebt. Doch in entscheidenden Augenblicken zeigt das Genie seine Größe. Herr Fitte ersah seinen Vorteil. In einer Sekunde hatte er seinen Rock abgeworfen und nun nahm er der Schneiderin das Kleid aus der Hand und streifte es über die Schultern. „Gestatten Sie mir, Fräulein, daß ich Ihre Jungfer ersetze," sagte er mit entschiedenem Tone.

Zuerst machte die Schauspielerin ein erzürntes Gesicht. „Sind Sie närrisch, Herr Fitte?" fragte sie in scharfem Tone. Aber schon wallten die seidenen Falten an Fittes Gliedern hin, und als nun die Schneiderin die Hände über dem Kopfe zusammenschlug,

Herr Lizak in einen Ruf des Erstaunens ausbrach und Herr Fitte selbst vor den Spiegel trat, an der Taille nestelte und sich kokett hin und her wiegte, da gewann der Schauspielerin Sinn für das Komische die Oberhand, sie fing an zu lachen, und der Sieg war errungen. Es war zum Verwundern, wie gut Herrn Fitte das Kleid paßte.

„Der Herr trägt ein Korsett!" rief die Schneiderin.

„Nichts von Korsett, meine Beste," sagte Herr Fitte. „Es ist angeborene Anmut. Zwar nicht mit der Sylphengestalt der berühmten und lieblichen Künstlerin de Baez kann ich mich messen, und die Grazie fehlt, aber als Kleiderstock nehme ich es mit jeder Jungfer auf."

„Ei, wie garstig Sie aussehen!" rief die Schauspielerin. „Aber wirklich, es paßt Ihnen. Nun drehen Sie sich einmal um, Herr Fitte, nun gehen Sie umher. Wahrhaftig, Sie sind gut. Noch ein bißchen mehr links — treten Sie nicht auf die Schleppe!"

Herr Fitte bewegte sich nach den Anweisungen der Künstlerin und konnte es nicht unterlassen, sich selbst im Spiegel zu bewundern. Das Kleid paßte ihm in der That, und während nunmehr die Schauspielerin und die Schneiderin eine ernste Sache ernst nahmen und hier und da mit Stecknadeln andere Falten legten und die Korrektur einiger Mängel vorzeichneten, stand Herr Fitte zu Lizaks Ergötzen ganz stolz da. Sein schön geschminktes Gesicht paßte zu der weiblichen Tracht. Und als die Schauspielerin nun sah, daß das Kleid gut war und daß Herr Fitte genau ihre Figur habe, ward sie ganz vergnügt und fand Herrn Fitte sehr liebenswürdig. Nachdem die Anprobe beendigt und die Schneiderin weggeschickt worden war, zeigte sich Fräulein de Baez auch gegen Herrn Lizak gnädig und erklärte, daß sie die Einladung zum Vereinsfeste annehmen und die ihr zugedachte Rolle im Festspiele überlegen wolle. Was die Kostüme beträfe, so denke sie auch nach dieser Richtung hin Rat schaffen zu können. Zufrieden entfernten sich die beiden Herren, und Herr Lizak, dem diese Berührung mit der Theaterwelt inmitten seiner sonstigen soliden Beschäftigung den Kopf ganz wirbelig gemacht hatte, konnte nicht genug Worte finden, die Reize der Künstlerin zu loben. Er malte sich im Geiste die Mienen seiner erstaunten Kollegen und den Triumph aus, den er feiern werde, wenn er mit einer solchen Unterstützung zur Probe für das Festspiel erscheinen werde. Er konnte sich nicht enthalten, noch heute beim Mittagessen den Kollegen Pannewitz und Bäumcher, mit welchen er in demselben Restaurant speiste, von seinen Erlebnissen zu erzählen und dabei, wie das seine Art war, zur Verschönerung seiner Geschichte ein wenig Farbe aufzulegen. Herr Pannewitz ward Feuer und Flamme. „Wissen Sie, Kollege Lizak," sagte er, „das ist immer meine Idee gewesen: wenn ich einmal mein eigenes Geschäft haben werde, dann werde ich nach dem ersten großen Erfolge eine Villa am Starnberger See erwerben und eine Künstlerin heiraten."

„Sie haben recht," sagte Herr Lizak. „Man muß den Geldsack mit dem Schmucke der Musen umwinden. Was hat man sonst vom Reichtume. Viele hier in Leipzig heiraten Schauspielerinnen, sobald sie es zu etwas gebracht haben."

Herr Bäumcher sagte nichts, aber er hörte mit weit offenen Augen zu. Und dann beschlossen alle drei, diesen Abend ins Theater zu gehen und Fräulein de Baez ein Boukett zu werfen, was sie auch ausführten und wonach sie bis tief in die Nacht hinein sehr heiter bei Baarmann ihr Bier tranken.

11. Kapitel.

Herr Fitte war unterdessen andere Wege gewandelt. Er hatte ernste Absichten. Seitdem er die Bekanntschaft Karl Niedermeyers gemacht hatte, ging er mit großen Dingen um. Karl Niedermeyer hatte ihm gut gefallen, und dieses Wohlwollen war gegenseitig. Beide begegneten sich in ihren Anschauungen vom Geschäft und hegten Vertrauen zu einander. Karl Niedermeyer hatte sich in der Peterstraße etabliert, führte jedoch kein offenes Geschäft, sondern wollte verlegen. Fast täglich war Fitte bei ihm, und sie redeten über Litteratur. Es war ihr Lieblingsgedanke, eine illustrierte Wochenschrift herauszugeben, nur scheute Karl Niedermeyer die großen Kosten der ersten Anlage, und vorläufig begnügte er sich noch mit kleineren Sachen. Er hatte keine festen Grundsätze hinsichtlich der Wahl der Bücher, die er herausgab, aber wohl einen festen Grundsatz, nämlich den, nur solche Bücher herauszugeben, welche dem Publikum gefallen würden. Er, weit davon entfernt, das Publikum bessern

und belehren zu wollen, war auch weit davon entfernt, die Minorität der Höhergebildeten ins Auge zu fassen. Er spekulierte auf den Geschmack der breiten Massen, und dabei schien ihm Fittes Rat höchst wertvoll zu sein. Heute saßen beide am Nachmittage im oberen Stock des Café français und blickten während der Unterhaltung auf das Gewühl des Augustusplatzes hinab.

„Wenn wir nur einen berühmten Autor einfangen könnten," sagte Karl Niedermeyer. „Es zieht nicht recht mit den unbekannten Namen. Aber die berühmten Autoren sind alle in festen Händen, und es kostet zuviel, um einen loszueisen. Sie stellen gar zu unverschämte Forderungen."

„Sie können sich auch eine Berühmtheit großpäppeln," entgegnete Fitte. „Das hat schon mancher Verleger mit Glück gethan. Sie nehmen irgend einen kleineren Autor, der einigermaßen was kann, und machen ihn durch beharrliche Reklame groß. Wenn der Verleger an seinen Autor glaubt, so glauben mit der Zeit auch die anderen Buchhändler und schließlich das ganze Publikum an ihn. Viele von den heutigen Berühmtheiten sind künstlich großgezogen."

„Es dauert zu lange," sagte Karl Niedermeyer. „Und dann kostet es auch viel Geld. Für die Summe, mit der ich mir einen Ruhm großziehe, kann ich ihn mir auch gleich fertig kaufen, und das letztere ist sicherer. Es ist auch gefährlich, das Aufpäppeln. Mancher hat schlechte Erfahrungen damit gemacht. Denn wenn der Autor glücklich so weit gebracht ist, daß er geht, so kommt ein anderer Verleger und schnappt ihn weg. Dann ist das ganze Anlagekapital zum Teufel und man hat das Nachsehen."

Fitte nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Da ist noch ein anderes Prinzip," sagte er, „was viel für sich hat. Man arbeitet nur mit unbekannten Namen und gibt die Ideen selbst an. Das Ding hat viel für sich. Ist das Buch nur so, wie das Publikum es haben will, so ist es ganz gleichgültig, ob Hinz oder Kunz es geschrieben haben. Ein Buch ist schließlich ein Buch. Es ist wie mit Falstaffs Rekruten, die schiefen, lahmen Kerle füllen eine Grube so gut wie tüchtige Soldaten."

„O ja," sagte Niedermeyer. „Das ist ein Geschäft, wobei am wenigsten riskiert wird. Nur muß der Verleger die Sache verstehen, er muß Fühlung mit dem Publikum haben und wissen, was es verlangt."

„Meiner Ansicht nach ist es aber das beste, mit Berühmtheiten zu arbeiten," entgegnete Fitte. „Natürlich nicht ausschließlich, denn das käme zu teuer, wäre reine Verschwendung. Die berühmten Namen müssen das sein, was ich mit einem vulgären Vergleich als Lockvogel bezeichnen möchte. Die Masse aber muß von kleinen Leuten geliefert werden. Im Grunde könnte man die Berühmtheiten ja ganz entbehren, denn sie sind beinahe ebenso langweilig wie die Klassiker. Und sagen Sie einmal selbst, Niedermeyer, sind die Klassiker nicht ganz ungenießbar für das Publikum? Es wird ja ein Geschäft damit gemacht. Alle Leute, die gebildet sein wollen, kaufen sich ihren Goethe, Schiller und so weiter. Aber wenn das Publikum sie auch lesen könnte, da wären es ja eben keine Klassiker. Nur was in ihren eigenen Gedankenkreis hineinpaßt, lesen doch die Leute mit Genuß, was aber Männer wie Goethe, Schiller, Lessing gedacht haben, ist ja viel zu hoch. Wenn die Leute begriffen, was die Klassiker sagen, so würden sie ihre Bücher auf offenem Markte verbrennen. Die Berühmtheiten von heute werden aber mit der Zeit Klassiker, wenigstens einige davon, also was hat das Publikum eigentlich mit ihnen zu thun? Nein, wenn wir dem Publikum etwas bieten wollen, was ihm zu Herzen geht — liebe Zeit, denken Sie doch einmal an die wackeren Spießbürger und deren Ehehälften, an das reizende Korps der hunderttausend jungen Mädchen — da müssen wir ihnen ganz andere Sachen bieten. Da lobe ich mir hübsche Geschichten, wie hunderte von den kleinen Schriftstellern sie fabrizieren. Und Bilder! Mein bester Freund, Bilder sind die Hauptsache. Werden doch jetzt sogar die Klassiker illustriert, damit die Leute, wenn sie den Goethe einmal aufschlagen, doch wenigstens etwas darin finden. Eine illustrierte Wochenschrift, das ist das beste. Glauben Sie mir, Niedermeyer, mit einer illustrierten Wochenschrift machen wir das reinlichste Geschäft."

„Es verlangt nur so verteufelt viel Geld," sagte Niedermeyer nachdenklich. „Ja, wenn ich noch einen Kompagnon dazu fände! Übrigens leuchtet mir, was sie von den Berühmtheiten sagen, doch nicht so ganz ein.

Die Leute lesen auch gern Sachen von berühmten Autoren."

„Freilich," sagte Fitte, „aber wir müssen zwischen Berühmtheiten und Berühmtheiten unterscheiden. Il y a fagots et fagots. Ich glaube nicht, daß ein Dichter, der dazu bestimmt ist, Klassiker zu werden, jemals gern vom Publikum gelesen wird. Denken Sie nur an Goethe, wie sehr der darüber klagt, daß Claurens Romane gut gehen, während seine eigenen Sachen fest liegen wie Blei. Wir bilden uns jetzt ein, in alten Zeiten wären die Klassiker beliebt und gefeiert gewesen, aber das ist eine optische Täuschung. Nein, nein, wer ein Geschäft machen will, kann sich das Publikum gar nicht dumm genug vorstellen."

Während Karl Niedermeyer und Herr Fitte dergestalt Pläne schmiedeten und sich mit dem großen Gedanken einer illustrierten Wochenschrift trugen, inzwischen jedoch einen Kalender, eine Anthologie, Lichtstrahlen aus den Werken einiger verstorbenen Philosophen, Briefe aus der Hinterlassenschaft einer Dichterin, und ein altes Manuskript eines berühmten Mannes, welches Fitte ausgegraben hatte, auf den Markt brachten, ging Petersen seinen ruhigen Schritt solide weiter, obwohl ihm die Ostermesse einen betrübenden Eindruck machte, und er oft in banger Sorge an die Firma Friedrich Schottmüller dachte. Doch sollte er auch in seinen privaten und häuslichen Verhältnissen nicht ganz unangefochten bleiben.

Er war sehr zufrieden mit seiner Wohnung und fand in Frau Opitz, der Tochter seines Hauswirts, eine vortreffliche Wirtschafterin, die einer Mutter gleich für ihn sorgte. Frau Opitz war eine sinnige, wohlmeinende Frau, noch in den besten Jahren und von angenehmem, ruhigem Betragen, mit der sich Petersen sehr gern unterhielt, wenn es sich um Nahrung und Kleidung und sonstige Bedürfnisse des täglichen Lebens handelte. Sie hatte eine Tochter, die der Mutter ähnlich an gesittetem und stillem Wesen, aber im übrigen der Mehrzahl der jungen Mädchen unähnlich war. Lise Opitz, jetzt siebenzehn Jahre alt, interessierte sich ernstlich für Kunst und Wissenschaft und war allen sonstigen Freuden der Jugend abhold. Sie machte sich nichts aus Bällen und Konzerten, eleganten Toiletten und Umherspazieren auf den Promenaden. Sie studierte. Es war noch ungewiß, ob sie Lehrerin an einer öffentlichen Schule, oder Gouvernante oder Musiklehrerin, oder vielleicht gar ausschließlich Künstlerin werden sollte. Frau Opitz zog hierüber oft Petersen zu Rate. Sie sprach mit ihm lieber als mit ihrem Vater über solche Dinge, der alte Herr flößte ihr trotz seiner gewaltigen Bildung nicht das Vertrauen ein, welches sie in Petersen setzte. Im Grunde hatte Frau Opitz es nicht nötig, sich über ihrer Tochter Zukunft Sorge zu machen. Der Alte hatte so viel Geld, daß voraussichtlich weder sie noch ihre Tochter Lise jemals in die Verlegenheit kommen konnten, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Aber in Lise steckte nun einmal ein besonderer Trieb. Sie mochte nicht daran denken, daß sie sich als Erbin gut verheiraten könnte, sondern sie wollte thätig sein und für Kunst und Wissenschaft leben.

Nun traf es sich oft, daß Frau Opitz am Abend, wenn sie für Petersen das Abendbrot bereit gestellt hatte, mit ihrem Strickstrumpfe oder ihrer Näharbeit auf seinem Zimmer blieb, sich ihm gegenübersetzte und mit ihm über Lisens Zukunft und auch andere Dinge redete. Petersen fand darin nichts Unpassendes und nichts Lästiges. Die Frau war sehr angenehm und verständig, und ihm selbst war ihre Gesellschaft nach der Arbeit des Tages oft erfreulich. Er war kein besonderer Freund von Wirtshäusern und zog die Gemütlichkeit der eigenen Wohnung vor. Mit der Zeit stellte auch Lise sich ein und dann saßen alle drei in ernsthaftem und belehrendem Gespräch zusammen. Frau Opitz schien ein unbedingtes Vertrauen zu den guten Grundsätzen ihres Mieters zu besitzen, während die Unterhaltung mit dem Alten ihr und ihrer Tochter oft durch dessen gar zu große Gelehrsamkeit lästig wurde. Das waren dann recht hübsche Abende für Petersen. Lise zeigte Arbeiten vor, die sie am Tage gemacht hatte. Zeichnungen, Aufsätze und dergleichen, und es wurde über allerhand wissenschaftliche Gegenstände und über musikalische Tagesfragen gesprochen. Zuweilen spielte Lise auch auf ihrem Flügel, der im benachbarten Zimmer stand, Beethovensche Sonaten oder Fugen von Bach vor. Sie hatte in allen Dingen eine ernste Richtung.

Das war alles recht erfreulich und behaglich für Petersen, nur bemerkte er nach einigen Monaten, daß Frau Opitz immer

häufiger kam und immer länger blieb, so daß sie zuletzt sein Zimmer gewissermaßen als das ihrige zu betrachten schien. Sie blieb immer sehr bescheiden und war augenscheinlich bestrebt, nicht lästig zu fallen. Sie fragte oft, ob sie auch nicht geniere. Aber das Ergebnis war doch, daß sie beinahe zu allen Zeiten, wenn Petersen das Kontor verließ und sich in sein Privatzimmer begab, ebenfalls mit ihrer Handarbeit erschien, sich ans Fenster setzte, wenn es Tag war, oder an den Sofatisch, wenn die Lampe brannte, und eine Unterhaltung anfing. Jetzt wollte die Sache für Petersen anfangen lästig zu werden, aber er sagte sich, daß er doch so guten Leuten gegenüber nicht unartig sein dürfe und wußte außerdem, daß er wohl in keiner anderen Wohnung so gut bedient werden würde. Er saß wie in Abrahams Schoß. Seine Wäsche war glänzend imstande, immer war die beste Temperatur in seiner Wohnung, für Essen und Trinken ward aufs beste gesorgt. Er hätte keinen Mangel und keinen Tadel an irgend etwas aufzufinden vermocht, und seine Wünsche wurden ihm an den Augen abgelesen.

So saß er auch eines Abends mit Frau Opitz bei der Lampe und hatte das Kotelette, das sie ihm mit Meisterhand zubereitet, verzehrt. Im Nebenzimmer spielte Lise das Schlummerlied von Schumann und die Töne drangen gedämpft durch die verschlossene und mit einer Tapete überklebte Thür. Da sagte Frau Opitz, indem sie die fleißigen Hände in den Schoß sinken ließ: „Sie sind doch ein recht solider Mann, Herr Petersen.“

„Finden Sie das wirklich?“ fragte er.

„Es gibt nicht viele, denen es gefallen würde, fast jeden Abend zu Hause zu bleiben und sich mit einer einsamen Witwe zu unterhalten, anstatt mit lustigen Kollegen im Bierhause zu sitzen.“

„Nun, so etwas ist Geschmacksache, Frau Opitz. Ich habe tagsüber viel zu arbeiten und muß mir einen klaren Kopf bewahren.“

„Viele sind nicht so,“ sagte Frau Opitz, den Kopf schüttelnd. „Und Liebschaften nun gar, Herr Petersen, die haben Sie gar nicht.“

Petersen lächelte.

„Und Sie haben auch keine Braut, Herr Petersen.“

„Nein,“ sagte er.

„Für das ganze Leben wird Ihnen das aber auch nicht genügen, Herr Petersen,“ fuhr sie fort. „Denken Sie einmal daran, wie es sein wird, wenn Sie älter werden. Es ist doch ein trauriges Los, einsam durchs Leben zu wandeln.“

„Das ist allerdings wahr,“ entgegnete er, und es kam ihm dabei ein ganz neuer Gedanke: sollte die Frau vielleicht beabsichtigen, ihn mit Lise zusammenzubringen? Eine bange Befürchtung stieg vor ihm auf.

„Sehen Sie einmal, wie gemütlich es ist, wenn man so in Familie zusammensitzt,“ sagte Frau Opitz. „Die langen Abende! Und dann summt der Theekessel, dann stellen sorgsame Hände die Speisen auf den Tisch, dann ist alles so behaglich und hübsch. Ach, so lange man jung ist, geht ja alles. Da fliegt ein junger Herr, der sonst bei Mitteln ist, hierhin und dorthin, wie er mag. Aber wir bleiben nicht immer jung, Herr Petersen.“

„Was Sie da sagen, hat viel Wahres Frau Opitz,“ erwiderte Petersen, „und mir wird es schließlich vielleicht auch nicht anders ergehen als der Mehrzahl der Männer, obwohl ich für jetzt noch durchaus nicht die Neigung verspüre, mich zu verheiraten.

„Frau Opitz räusperte sich sanft. „Wie ist es denn mit dem Geschäft, Herr Petersen?“ fragte sie nach einer kurzen Pause, während Lise drüben anfing ein Präludium von Bach zu spielen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Petersen.

„Nun, ich meine, ob Sie auch ordentlich etwas verdienen? Sie haben kein eigenes Geschäft, Herr Petersen. Ich dächte doch, es müßte das Bestreben eines jeden Geschäftsmannes sein, selbständig zu werden, damit er etwas Ordentliches vor sich bringen kann und immer weiß, wofür er fleißig ist.“

„Ja, sehen Sie, Frau Opitz,“ entgegnete er, „ich bin vorläufig noch eng mit der Firma Friedrich Schottmüller verbunden. Was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, ist uns Menschen verborgen.“

„Das ist richtig,“ sagte sie, „und es ist eine weise Vorsehung, die uns das Zukünftige verhüllt. Ich habe es nie begreifen können, wie so manche Frauen sich die Karten legen oder gar zu Wahrsagerinnen laufen, um die Zukunft zu erforschen. Man muß dem lieben Gott dankbar sein, daß man nicht weiß, was alles noch bevorsteht. Aber ich meine doch, wenn ein junger Mann, der sonst tüchtig im Geschäft ist, sich vorteilhaft verheiraten kann, so daß er ein Kapital von

fünfzig- bis sechzigtausend Thalern zur Verfügung erhält, — ich meine, daß ihm das nur förderlich sein kann. Er kann sich dann selbständig machen, und ein geschickter Buchhändler, glaube ich, kann leicht aus fünfzigtausend Thalern hunderttausend machen."

„Sie scheinen das Geschäft zu kennen, Frau Opitz," sagte Petersen lächelnd.

„Ach, ich kenne wenig," sagte sie. „Ich bin eine arme, unwissende Frau und bedarf als Witwe mit einer erwachsenen Tochter doppelt den Rat eines soliden Mannes. Mir ist oft recht bange zu Mute, Herr Petersen. Der Vater ist schon alt, und wenn er einmal die Augen zuthun sollte, da stände ich mit Lise ganz allein in der weiten Welt. Wir haben ja unser gutes Auskommen, aber glauben Sie mir, Herr Petersen, es ist für eine Frau auch eine große Sorge, ein Kapital und nun gar einen Hausbesitz zu verwalten. Und es gibt so viele schlechte Menschen. Eine einsame Witwe ist so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Wo kein Mann im Hause ist, da denken manche Leute leichtes Spiel zu haben."

„Sie, Frau Opitz, machen mir jedoch den Eindruck, als ob sie mit vernünftiger und fester Hand gar wohl selbst einen großen Hausstand verwalten könnten," sagte Petersen, dem immer ängstlicher zu Mute wurde. Er wußte nicht recht, wo hinaus diese Reden führen sollten, fühlte jedoch etwas Bedrohliches in seiner Nähe, das ihm immer dichter auf den Leib rückte. Lise hatte das Präludium beendigt und begann wieder Robert Schumann in Angriff zu nehmen.

„Sie urteilen sehr gütig über mich, Herr Petersen," sagte Frau Opitz sanft und ruhig. „Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich durchaus nicht gesichert fühle. Jetzt, wo ich für meinen Vater lebe und an ihm einen Anhalt habe, kann ich wohl dem Hausstand einigermaßen vorstehen. Schon das Bewußtsein, daß ein Mann da ist, selbst wenn er sich um nichts bekümmert als um seine philosophischen Bücher, ist eine Beruhigung und verleiht mir Kraft. Ich bin ja auch noch in rüstigen Jahren. Aber bei alledem habe ich zuweilen gedacht, ob ich nicht besser thäte, mich wieder zu verheiraten."

Frau Opitz schlug die Augen nieder und saß da, als erwarte sie, daß ihr eine Hilfe von außen käme.

„Das ist allerdings ein wichtiger Entschluß und von schwerwiegender Bedeutung," sagte Petersen, indem er aufstand. „Bei einer solchen Sache möchte ich für meine Person weder zuraten noch abraten. Aber ich habe jetzt noch einen wichtigen Gang in die Stadt zu thun, Frau Opitz, und wir reden wohl ein ander Mal davon."

„Sie wollen ausgehen, Herr Petersen?" fragte sie, immer noch mit derselben Ruhe und Sanftmut. „Ach, gewiß belästige ich Sie mit meinem Geschwätz. Aber ich habe immer gedacht, es wäre ihnen nicht unlieb, sich mit mir zu unterhalten. Wir haben uns doch immer gut vertragen, Herr Petersen."

„Ei gewiß, Frau Opitz, von einer Belästigung kann ja gar nicht die Rede sein, aber ich versichere Ihnen ..."

Frau Opitz ließ ihn nicht ausreden. „Sie sind ja noch jung, Herr Petersen," sagte sie, „und Sie denken wahrscheinlich, es hätte noch keine Eile mit dem Heiraten. Da haben Sie ja auch ganz recht. Und Sie denken wahrscheinlich, Sie hätten eine große Auswahl. Und da haben Sie ja auch ganz recht. Aber ich will Ihnen etwas sagen: es gibt viele junge Mädchen in der Welt, und gewiß sind auch manche sehr nette und solide und brave darunter. Ob sie aber wirklich das sind, was sie zu sein vorgeben, das kann ein junger Mann nicht beurteilen. Ob ein junges Mädchen das ist, was ein junger Mann sich wünscht, wenn er an den Stand der heiligen Ehe denkt, das erfährt er meistens erst dann, wenn es schon zu spät ist. Ich habe meine Erfahrungen gemacht, Herr Petersen, und habe immer die Augen offen gehabt, und ich kann Ihnen versichern, daß es nicht so einfach mit dem Heiraten ist, wie ein junger Mann sich das denkt. Gute Hausfrauen, die ihren Gatten glücklich machen und ihn auch in seinem Geschäft fördern, gibt es nicht viele, und mancher junger Mann, der vergnügt und wohlgemut anfing, geht nach einigen Jahren sehr still herum. Die jungen Mädchen meinen es ja auch nicht böse. Sie sehen, wie ihre Freundinnen es machen, und haben Romane gelesen und stellen niemals ihre schwachen Seiten ins Licht. Sie wissen auch nicht viel davon, was das Heiraten ist, und machen sich romantische Ideen und wollen doch auch versorgt sein. Nachher kommt dann alles anders. Ein junges Mädchen, das noch wartet, und eine Frau, die nun glücklich unter die Haube gekommen ist, sind zwei ganz verschiedene

Dinge, und oft kennt ein Mann in seiner Frau das junge Mädchen gar nicht wieder. Aber eine Frau, die ihre Erfahrungen gemacht und sich als Hausfrau bewährt hat, die ist kein solches Lotterielos. Mancher junge Mann, der eine solche Frau bekommen könnte, scheut sich ja davor, eine Witwe zu heiraten, aber wenn er sich die Sache recht überlegte und sich sagte, daß er ein hübsches Kapital mitbekäme und nicht ins Ungewisse hinein ginge, da würde er vielleicht anders denken. Ja, wenn noch viele Kinder da wären und keine Versorgung für die Kinder, da wollte ich es ihm auch nicht verdenken, aber wo nur eine einzige Tochter lebt, die versorgt ist, da liegt doch alles sehr günstig. Da könnte er sein eigenes Geschäft etablieren und brauchte sich für die Zukunft keine Sorge mehr zu machen."

Petersen konnte über die Bedeutung dieser Worte nicht mehr in Zweifel sein. Das ungewisse, drohende Schreckbild, welches vor seinen Augen aufgestiegen war, hatte ganz bestimmte Umrisse angenommen. Er war ganz verwirrt. Bis zuletzt hatte er noch gemeint, Frau Opitz wolle ihn zum Schwiegersohne haben, nun sah er aber deutlich, welchen Plan die gute Frau in Wahrheit verfolgte. Zum ersten Male betrachtete er sie aufmerksam hinsichtlich ihrer persönlichen Erscheinung. Frau Opitz war eine wohlerhaltene Frau von blühender Gesichtsfarbe und freundlichem Blick. Sie mochte in der Mitte zwischen den Dreißigen und den Vierzigen sein. Aber Petersen sah sie in seiner Verlegenheit nur sehr undeutlich. Er hegte so sehr den Wunsch eiliger Flucht, daß er seine Gedanken nicht recht auf Frau Opitz vereinigen konnte.

„Meine liebe Frau Opitz," sagte er, „alles, was Sie da bemerken, hat seinen guten Sinn. Aber es sind so wichtige Fragen, die Sie da aufwarfen, daß es unmöglich ist, sie so in der Schnelligkeit recht zu ergründen, und ich bin, wie gesagt, sehr eilig, da ich noch eine Zusammenkunft mit einem Geschäftsfreunde verabredet habe. Ich kann nur so viel sagen, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage durchaus nicht an Heiraten denke, und daß mir deshalb auch solche Überlegungen, wie Sie sie soeben anstellten, ganz fern liegen."

Er haschte bei diesen Worten nach seinem Hute und wollte sich aus dem Staube machen, als ein leises Schluchzen an sein Ohr drang. Frau Opitz hielt ihr Taschentuch an die Augen. Petersen, weit besser bekannt mit den Vorgängen auf dem Büchermarkt als mit den Vorgängen in weiblichen Herzen, ward sehr bestürzt und hielt es für unrecht, jetzt davon zu laufen. Er trat auf Frau Opitz zu und fragte sie voller Besorgnis, ob er sie auch nicht gekränkt habe. Er könne nur versichern, sagte er, daß durchaus keine Beleidigung in seiner Absicht gelegen habe, und daß er für alle ihm bewiesene Freundlichkeit dankbar sei.

Aber weit davon entfernt, daß vernünftige Vorstellungen bei Frau Opitz beruhigend gewirkt hätten, verstärkte sich nur ihr Schluchzen und nahm einen wahrhaft krampfhaften Charakter an. Und plötzlich, ehe noch Petersen wußte, wie ihm geschah, hatte sie ihn mit einem Arm umfaßt und verbarg unter Weinen ihr Gesicht an seiner Brust. Petersen war in der äußersten Not. Er wollte sie wieder auf ihren Stuhl setzen, aber sobald er sich bestrebte, sich von ihr los zu machen, schien sie alle Kraft zu verlieren, und er glaubte, daß es sich nicht mit der guten Sitte und der Manneswürde vertrage, ein der Ohnmacht nahes weibliches Wesen auf den Boden fallen zu lassen. Hilflos blickte er im Zimmer umher; nebenan spielte Lise unverdrossen die Appassionata.

Da tönte plötzlich ein starkes Pochen an die Thür, und dieser Klang erschien Petersen wie Posaunenton. Er erkannte die Art, in welcher der alte Buchbinder sich anzumelden pflegte. Aber in einer Sekunde veränderte sich die Szene, und während die Thür sich öffnete und der Hauswirt lächelnd und zuversichtlich über die Schwelle trat, saß Frau Opitz schon zu Petersens Erstaunen ruhig und freundlich wie immer auf ihrem Stuhle und zog den Faden aus.

„Hören Sie, Herr Petersen," sagte der Alte, indem er mit der Rechten auf ein Buch schlug, das er in der Linken hielt, „da ist jetzt ein Werk erschienen — das müssen Sie lesen! Ich unterschreibe jedes Wort, es ist, als sähe ich meine eigene Gehirnarbeit als metallophysischen Niederschlag und gleichsam cerebrospinal projektiert und reproduziert. Der das geschrieben hat, ist ein großer Philosoph. Jedes Wort ein Hammerschlag dem Nagel auf den Kopf. Mir ist, als hätte ich das selbst schon immer schreiben wollen und als hätte mir dieser Mann mit hallucinatorischem Scharfblick das Wort aus dem Munde genommen."

„Was für ein Buch ist denn das?“ fragte Petersen, der sich jetzt unendlich leicht und frei fühlte.

„Dieser Philosoph heißt Max Nordau, und das Buch heißt: Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. (Fortsetzung folgt.)

Die Weihnachtspuppe.

Von J. Trojan.

Nur selten unter einem Weihnachtsbaum
Fehlt eine Puppe. Wo sie aber fehlt,
Ist auch ein kleines Mädchen nicht im Hause,
Und solche Häuser sind beklagenswert.
Zu nett ist doch so ein Geschöpfchen, welches
Mit allem, was es an sich hat und um sich,
Hausfräulich waltet schon, so klein es ist!
Gewiß nimmt unterm Tannenbaume gut
Ein Schaukelpferd sich aus und eine Trommel,
Ein Helm und andres Knabenspielzeug mehr,
Doch niemals auch darf eine Puppe fehlen.
Wo nun im Haus ein einzig Mägdlein ist,
Da sitzt am heil'gen Abend unterm Schirm
Des duftigen Gezweiges eine Puppe
Zum mindesten — vielleicht auch sind es zwei.
Es wächst die Zahl der Puppen mit der Zahl
Niedlicher Mädchen, die an einem Herde
Im Lauf der Zeit sich aneinander reihn
Und noch entwachsen nicht dem Alter sind
Harmlosen Spiels, dem frohen Puppenalter.
Und also kommt es, daß in einem Hause,
Das mädchenreich ist — und ich kenn' ein solches,
In dem ich täglich gehe aus und ein —
Alljährlich unterm Weihnachtsbaum sich sammelt
Ein Puppenvolk, das kaum zu zählen ist.
Wird doch gesorgt nicht nur im Hause selbst,
Daß, was verunglückt ist im Lauf des Jahres
An Puppen — ach, wie leicht zerbrechen sie
Die Köpfe sich, wie leicht verlieren Arme
Und Beine sie! — am Christfest wird ersetzt
Durch neue Mannschaft — wenn erlaubt der Ausdruck;
Nein, andre kommen auch von außerhalb
Noch zugereist in Kisten und Paketen,
Entsandt von Tanten, die den Notstand ahnen.
Es bringen manche ihre Betten mit
Und andre Kochgeschirr und andre Möbel
Und was noch sonst für einen kleinsten Haushalt
Geeignet ist. So ist gesorgt für alles,
Was irgend nur ein puppenliebes Herz
Sich wünschen mag. Groß ist der Jubel dann.

* * *

Ich seh die Puppen gern, wenn sie noch neu
Und schimmernd in dem Glanz der Sauberkeit
Dasitzen und mit ihren blanken Augen
So gar verwundert blicken in die Welt.
Des Ortes muß ich denken, wo ich sah
In zahllos viele solcher Puppenaugen.
Ein Städtchen ist es im Thüringer Wald,
Woher die meisten deutschen Puppen stammen,
Dort in sein Musterlager führte mich
Ein Fabrikant. Was für ein Anblick war es!
Da standen an den Wänden rings in Schränken,
Auf langen Tafeln waren sie geordnet
Und aufgehäuft in Körben lagen sie:
Vielhundert Puppen sauber angekleidet.
Von allen Arten gab es Puppen da,
Sehr große, große, klein' und allerkleinste,
Die kleinsten maßen kaum ein Fingerglied.
Sehr schöne gab es, von so zarter Haut
Wie Rosenblätter oder Apfelblüte;
Die waren auf das feinste angezogen
Nach neuster Mode, prachtvoll anzuschau'n.
Den Damen glichen sie der großen Welt,
Die auch „Gesellschaft“ wird bei uns genannt.
Dann waren andre da von derbrer Art,
Einfach und schlicht in ihrem Äußern auch,
Aus bürgerlichem Stand und Bäuerinnen.
Was nun der Augen Farbe anbetrifft,
So wechselten die blauen mit den braunen,
Allein die blauen Augen herrschten vor —
Zeitweise, scheint es, sind sie mehr beliebt.
Daß blau das eine Aug' und braun das andre,
Kommt wohl bei Menschen vor in seltnen Fällen,
Doch nie bei Puppen. Blondes Haar ist auch
Beliebter jetzt als braunes; schwarzes kommt
Und rotes selten vor, so viel ich sah.
Die weiße Rasse herrscht natürlich vor,

Jedoch seit Deutschland auf das Meer sich wagte
Und Kolonien sich erworben hat,
Erscheinen schwarze Puppenfräulein auch,
Bestimmt für Kinder, die in Kamerun
Und andern Gauen von Schwarz-Deutschland leben.
Es war ein eigentümliches Gefühl,
Von so viel Augen angeblickt zu sein,
Die so verwundert all ins Leben starrten,
Und unwillkürlich trat ich leiser auf.
All diese Puppen, sagt' ich zu mir selber,
Obgleich sie offen ihre Augen halten,
Von Schlummer doch sind alle noch befangen.
Den Knospen gleichen sie, die „schlafende"
Der Gärtner nennt — ein schönes Wort, fürwahr!
Noch hat die Welt sich ihnen, noch das Leben
Sich nicht erschlossen; erst am Weihnachtsfest,
Wenn zarte Ärmchen ihrer sich bemächt'gen,
Sie drückend an ein lebhaft pochend Herz,
Beginnt für sie das Leben — und das Leiden.

* * *

In diesem Musterlager glaubte endlich
Ich den geheimnisvollen Teich zu sehn,
Aus dem der Puppenstorch — auch solchen gibt es —
Die Weihnachts- und Geburtstagspuppen holt.
An diesen Ort gelangen wen'ge nur,
Nur selten einem Fremden wird erschlossen
Die wunderbare Welt, die ich erschaut.
Der fremde Kaufherr nur geht dort umher —
Ein Sklavenhändler fast erscheint er mir —
Und sieht gemütlos sich die Puppen an.
Nicht seiner Neigung folgt er, wenn vielleicht
Er Blonde lieber hat als Braune, wenn
Kraushaarige er sieht besonders gern;
Kühl und berechnend läßt die Blicke schweifen
Er über alle Arten und erwählt
Diejenigen, die seiner Meinung nach
Daheim am besten sich verkaufen werden.
Nicht Poesie gibt und nicht Sympathie
Bei ihm den Ausschlag, sondern das Geschäft
Gestehen wir's von seinem Standpunkt aus
Ist er im Rechte, wenn er Geld gewinnen
Durch Puppen will — und dieses ist sein Ziel.

* * *

Denk' an das Puppenlager ich zurück,
Tritt mir vor Augen etwas andres noch.
Nicht weit von jenem Ort, von dem ich sprach,
Im Tannenwalde steht ein niedres Haus,
An dessen Herde Armut wohnt und Fleiß.
Ich sah hinein, da sah ich drinnen sitzen
Bei emsi'ger Arbeit alle, die darin
Mühsam ihr Leben fristen, groß und klein,
Die Eltern und der Kinder ganze Schar
Bis auf die kleinsten, die, noch ahnend nicht,
Was ihrer wartet, in das Leben blicken
Den Puppen ähnlich, auch verschlafen noch —
Die andern aber alle machten Puppen.
Hier wurden Ärmchen ausgepreßt und Beinchen
Und Köpfe dort aus einem weichen Stoff,
Der dann erstarrt und sauber wird geglättet.
Hier wurden Augen eingesetzt und dort
Gemalt die Augenbrauen und die Wimpern
Und rote Wänglein. Rote Wänglein zeigten
Die Kinder nicht, die bei der Arbeit saßen.
Viel Mühe heischt sie und geringen Lohn
Nur trägt sie ein, kaum von des Hauses Schwellen
Vermag sie fernzuhalten bittre Not.
O, wenn die Puppen, die am Weihnachtsabend
So blank und schmuck erscheinen unterm Baum,
Erzählen könnten, wieviel sorgenvolle
Gesichter sie gesehn in ihrer Heimat,
Durch wieviel arme Hände sie gegangen,
Bevor sie fertig waren für den Markt,
So würden sie manch helles Auge trüben!
Doch sie verraten nichts, und das ist gut.

* * *

Das Christfest naht, und wieder fällt mir ein
Das arme Puppenmacherhaus im Walde.
Hat Lieb' auch dorthin ihren Weg gefunden?
Wirft dort hinein auch seinen Glanz das Fest?
Schallt dort hinein die frohe Botschaft auch,
Die einst dem Hirten auf dem Feld erklungen?
So viele Weihnachtsbäume stehn im Walde,
Der Hütte nah — ob einer auch gelangt
In sie hinein, mit Kerzen auf den Zweigen
Und bunt geziert?

* * *

Vor meine Seele tritt
Ein freundlich Bild: es ist die heil'ge Nacht,
In deren Frieden ruht das Waldgebirge.
Der Berge Kuppen, der verschneite Forst,
Umfangen sind sie von gewalt'gem Schweigen.

Darüber wölbt mit seinen goldnen Sternen
Der Himmel sich.

* * *

Dort in dem Thale steht
Das arme Haus auch, aber drinnen ist's
Nicht dunkel, nein, die Fenster glänzen hell.
O siehe, steht ein Weihnachtsbäumchen dort,
Wenn auch ein schlichtes nur, und um das Bäumchen
Sind fröhliche Gesichter auch zu schaun.
Horch, plötzlich unterbrochen wird die Stille,
Und aus dem kleinen Haus erschallt ein altes
Liebliches Lied — weit in das stille Thal
Klingt es hinein, und Wald und Berge lauschen.

In der Station.

Briefe aus dem ostafrikanischen Schutzgebiet von Frieda Freiin von Bülow.

Dar-es-Salaam, den 28. August 1887.

„Dar-es-Salaam, du Hafen des Friedens,
Manchen der Müden nimmst du noch auf!"

So endet das schwermütige Gedicht, das der Stationschef seinen gestorbenen Kameraden gewidmet hat. Am Strande unter prächtigen Mangobäumen liegt das Grab des Regierungsbaumeisters Wolf, stets von Palmenzweigen überdeckt. Bertha liebt es, gegen Sonnenuntergang dorthin zu gehen und einen Kranz von Wiesenblumen und frischgrünen Ranken auf dem Hügel niederzulegen in treuem Gedenken an den freundlichen Reisegefährten.

Der Hafen von Dar-es-Salaam hat eine enge Einfahrt und greift tief ins Land hinein, so daß er einem See gleicht. An seinen waldigen Ufern hausen zahlreiche Affen; auch sieht man hier und da ein Nilpferd. Anderthalb Stunden braucht unser mit vier Ruderern bemanntes Boot, um den Hafen bis zu seinem Ende zu durchfahren. Dort mündet ein seichtes Flüßchen, dessen Ufer merkwürdige Tropfsteinbildungen zeigen; es ist dies ein Lieblingsaufenthaltsort der Nilpferde.

Unsere Wohnung besteht aus einer Reihe kleiner Indierhäuser, deren Wände durchbrochen und mit Thüren versehen worden sind, so daß sie alle untereinander in Verbindung stehen. Die erste dieser Wohnungen nimmt Herr Missionar Greiner mit seiner Familie ein, die nächste der Stationschef, dann folgt diejenige seiner Beamten und der Haushälterin und zuletzt kommt die unsrige. Hinter diesen Häusern liegt der sorgfältig angelegte Garten, der unserm Tische bereits Kartoffeln, Bohnen, Salat und Radieschen liefert. Neben dem Wohnhause sind Viehställe. Die Station besitzt zur Zeit drei Stück Rindvieh, zwölf Schafe, zweiundzwanzig Hühner und einige Esel. Unter letzteren dient ein weißer Maskatesel den Herren als Reitpferd.

Unter dem Vordache des Hauses, das eine nach der Straße zu offene Halle beschattet, halten sich die Askaris auf in ihrer schmucken Matrosenuniform. Auch den Hausdienern hat Herr Leue eine sehr kleidsame Tracht gegeben. Sie tragen rot und weiß gestreifte lose Blusen und weiße Kniehosen. Gamaschen oder Strümpfe und Stiefel existieren natürlich nicht. Herr Leue versteht es, die Schwarzen zu nehmen, und die dunkle Einwohnerschaft von Dar-es-Salaam und Umgegend betrachtet es als einen Vorzug, in seine Dienste treten zu dürfen. Man muß freilich fünf Schwarze anstellen zu der Arbeit, die ein europäischer Diener verrichten würde. Im übrigen sind mir die Schwarzen, soweit ich sie kennen gelernt habe, lieber als Araber und Indier zusammen.

Es regnet jetzt täglich. Die kleine Regenzeit (September, Oktober) scheint pünktlich einzutreten. Die Halle, in der ich schreibe, steht augenblicklich unter Wasser, da etliche Dachrinnen sich auf sie ergießen. Der Himmel ist wie ein grauer Sack — man glaubt fast, in der lieben Heimat zu sein.

Wir haben ein zwölfjähriges Negermädchen im Dienste, eine von der englischen Mission getaufte Christin; die Engländer nannten sie Alice, wir haben aber als wackere Deutsche „Lise" daraus gemacht. Die kleine Lise bringt mir am Morgen ein Glas frischer Kuhmilch ans Bett, die herrlich mundet. Dann stehe ich auf und finde die Hausgenossen gewöhnlich schon in der Halle versammelt. Auf dem Frühstückstische steht, was des Menschen Herz begehren kann: einheimischer Honig, frische Eier, hausbackenes Schwarzbrot und englische Biskuits.



Proletarier im Winter. Gemalt von Marie Laux.

Sowie ich mich gesetzt habe, erscheint der aufmerksame Mandoa und schenkt aus indischer Porzellankanne den Kaffee ein. Mandoa ist ein ehrgeiziger und strebsamer junger Mensch, der ungeachtet seiner schwarzen Hautfarbe errötet, wenn er in spöttischer Weise auf ein Versehen aufmerksam gemacht wird. Er ist stolz und trotzig und weint Thränen bitteren Ärgers, wenn er sich gekränkt fühlt oder ungerecht behandelt glaubt. Dem Charakter nach könnte Mandoa ebensogut ein Norddeutscher sein; daß er wie seine Stammesgenossen etwas bequem und nicht ganz zuverlässig ist, liegt jedenfalls an den Gewohnheiten des Landes. Während ich frühstücke, wartet auf mich gewöhnlich schon mein Lieblingspatient, ein Sklave des Sultans, der neulich in ein scharfes Messer gefallen ist, wodurch er sich eine klaffende Wunde in der Seite zugezogen hat. Herr Leue hat den jungen Menschen vor dem Verbluten gerettet; hätte er eine Nadel gehabt, um die Wunde zu nähen, so wäre sie auch wohl schon geheilt. Faradi, so heißt der Verwundete, brachte mir neulich als Zeichen seiner Dankbarkeit fünf Kokosnüsse, was mich sehr rührte. Das kindliche Vertrauen, das sowohl die Schwarzen als auch Araber und Indier unserer Heilkunst entgegenbringen, erleichtert die Behandlung ungemein. Wenn sie uns vergnügt erzählen, die „Daua“ habe sie schon gesund gemacht, könnte man ihnen immer sagen: „euer Glaube hat euch geholfen.“

Die Halle, in der wir uns tagsüber meist aufhalten, beherbergt neben uns eine ganze Menagerie. Da wohnen auf von unsern Herren angefertigten Ständern vier zahme grüne Papageien, Moses, Heraklit, Männchen und Elias geheißen. Männchen ist so zahm, daß er auf Herrn Leues Ruf anspaziert kommt und allerhand Kunststückchen macht. Die Vögel sprechen übrigens nicht, noch schreien sie, was besonders für unsere jeweiligen Fieberpatienten, die stets an heftigem Kopfschmerze leiden, ein Vorzug ist. Die Ausgelassensten der Tierbande sind zwei Freunde sehr verschiedener Abstammung, der junge Hund „Kescho“ und die Manguste. Letztere, bei uns unter dem Namen Ichneumon bekannt, erscheint mir wie ein Mittelding zwischen Affe und Ratte. Das Tierchen ist so unschön wie möglich, aber überaus zahm und zutraulich. Es liegt, wie ein Schoßhund, am liebsten auf dem Ende meines Kleides, und so oft es von diesem Platze fortgejagt wird, so oft kommt es wieder. Furcht kennt es gar nicht. Neulich stand unsere Tischglocke auf dem Fußboden. Da ging die Manguste hin und untersuchte den unbekannten Gegenstand mit den Pfötchen. Ich dachte: warte nur, wenn es klingelt, wirst du schon Reißaus nehmen! Aber keineswegs! Der Manguste schien vielmehr das Klingeln Vergnügen zu machen und sie bewegte fröhlich den Metallklöppel, bis ich die Glocke ihren unbefugten Pfötchen entriß. Mit Kescho tollt sie herum, und die beiden beißen sich ineinander fest wie zwei junge Hunde. Die eigentlichen Clowns der Gesellschaft sind aber auch hier die kleinen Affen.

Dar-es-Salaam,
den 30. August 1887.

Die Araber haben großen Sikukuu gehabt (siku = Tag, kuu = vornehm), der mehrere Tage dauerte. Der Wali schickte einen vornehmen Botschafter zu Herrn Leue, der das Fest feierlich ankündigte und die sämtlichen von dem Stationschef beschäftigten Arbeiter und Diener zu einem Festmahle einlud. Herr Leue nahm diese Nachricht in der landesüblichen Weise, nämlich mit ernster Würde und höflichen Phrasen entgegen und kündigte dem Wali an, er würde am zweiten Festtage seinerseits den Leuten des Wali ein Mahl geben. Am ersten Morgen des Festes traten dann nacheinander sämtliche Leute der Station an, die Gartenarbeiter, die Maurer, der Schneider, der Wäscher, die Wasserträgerinnen und der Viehhirt, der den klangvollen Namen Marindila führt. Sie erhielten das übliche Trinkgeld, wie unsere Leute zu Neujahr. Herr Leue, der sehr auf adrettes Aussehen der Leute hält, nahm diese Gelegenheit zu einer Musterung wahr und tadelte mit spöttischen Bemerkungen diejenigen, die zerlumpt und schmutzig erschienen waren. Die Schwarzen, die bekanntlich durchweg eitel sind, zeigen eine große Empfänglichkeit für derartige Auszeichnungen. Tagsüber wurde geschossen und der berühmte arabische Schwertertanz aufgeführt. Am zweiten Festtage fanden Tanz und Spiel mit besonderem Pomp vor unsern Thüren statt. Die arabischen Jünglinge in höchst malerischer Kriegertracht sprangen mit dem blanken Schwerte in der

hochgehobenen Hand wie die Rasenden durcheinander. Ab und zu wurden die Schwerter auch in die Luft geworfen oder den tanzenden Partnern zwischen die Füße geschoben. Zwei weißgekleidete Trommler bewegten sich in groteskem Tanze vor den Sängern hin und her. Letztere, welche sämtlich Schwerter in der Hand hielten, bildeten auf beiden Seiten der eigentlichen Tänzer Spalier, sangen stundenlang ohne Pausen ihre monotone Tanzmelodie und wiegten sich dazu, eng aneinander gedrängt, hin und her. Selbst der Wali tanzte, dem bana Kubwa zu Ehren. Dazwischen schossen die nicht an Tanz und Gesang beteiligten Helden ihre übermäßig geladenen Gewehre ab, so daß unsere Stuben ganz von Pulverdampf erfüllt waren. (Die Fenster unserer Wohnung haben nämlich keine Glasscheiben, sondern Eisengitter.) Es entstand hierbei ein kleiner Konflikt zwischen dem würdigen Stationschef und mir. Wir hatten gerade die Nichte des Missionars Greiner am Fieber liegen, und ich konstatierte zu meinem Entsetzen, daß der Lärm vor den Fenstern die Hitze im Kopfe des jungen Mädchens von Minute zu Minute vermehrte. Ich bat infolge dieser Beobachtung den Chef sehr dringend, die Herren Araber zu veranlassen, ihre Spiele in einiger Entfernung fortzusetzen. Herr Leue hatte in der That die Güte, einen Parlamentär hinunterzuschicken, der seinen Dank aussprach. Die Araber entfernten sich auch sofort. Herr Leue blieb aber dabei, dies Verfahren ein sehr unrichtiges zu nennen, was mich aufrichtig betrübt, obwohl ich ihm nicht recht geben kann.

Den 1. September 1887.

Wir haben Besuch gehabt von dem französischen Bischof, Monseigneur de Courmont, und dem berühmten Père Etienne Baur aus Bagamoyo. Die würdigen Herren reisen auf der französischen Missionsdau, die durch ein Kreuz auf dem Segel schon von weitem als solche (d. h. christliche Missionsdau) zu erkennen ist. Père Etienne steht seit sechsundzwanzig Jahren der Missionsniederlassung in Bagamoyo vor und gilt als der erfahrenste und sicherste Berater in allen möglichen Dingen, besonders als Arzt. Er hat eben wieder meinem Bruder über einen besonders schweren Anfall von Gallenfieber weggeholfen. Herr Leue lud die Herren zum Mittagessen ein und gegen Abend unternahmen wir eine gemeinsame Bootfahrt im Hafen. Ich legte Monseigneur de Courmont, der etwas sehr Vertrauenerweckendes hat, meinen Streitfall wegen des unterbrochenen Tanzes vor und hatte die Beruhigung, daß der mit Sitten und Ansichten der Araber genügend bekannte Herr mir recht gab. Fräulein Marie, die Nichte Pastor Greiners, ist übrigens wieder ganz munter und arbeitet so wacker im Hause, als sei sie in Deutschland.

Abends besuchen uns häufig Araber des Wali. Zuweilen bringen sie kranke Freunde mit, denen ich ein wenig „Daua“ und eine Menge guten Rat verabreiche. Sie versichern jedesmal, sie liebten es sehr, den deutschen „bana Kubwa“ zu besuchen.

Herr Leue läßt eben seine Askaris auf dem Platze vor dem Hause Griffe üben, was sie wirklich schon recht hübsch machen. Wie bei uns, sind die Exerzierenden in ehrerbietiger Entfernung von bewundernden Müßiggängern umringt. Anfangs haben die Zuschauer gelacht, seitdem der Chef aber die Spötter mit einigem Nachdruck hat weitergehen heißen, steht alles mit andächtigen Gesichtern da. Herr Leue hat für seine Askaris ein altes Soldatenlied ins Suaheli übersetzt, welche Sprache sich für Poesie und Gesang eignet wie die italienische. Man urteile: Der letzte Vers des Liedes heißt:

„Wenn ich gestorben bin,
So thut man mich begraben
Mit Trommel und Pfeifenspiel
Wie's die Soldaten haben.
Drei Salven gibt man mir
Ins kühle Grab hinein.
Das ist Soldatenmanier,
Drum laßt uns lustig sein.“

Die Suaheli-Version heißt:

Na kāma ni-me-kufa
Halāfu na sikūa
Qua ngōma na filīmbi
Askari wa-mi-tūa
Wa piga ja salāmu
Bundūki mara tātu
Na kūfa kum kutāmu
Tu-na-ku-sifu wātu.

Den 3. September.

Morgen ist wieder Sonntag. Wir räumen an diesem Tage unsere Halle zur Hauskapelle um. Alles was sich zum Christentume bekennt, wird dann zum Gottesdienste versammelt, außerdem aber auch der mohammedanische Kawaß Abdallah, der bedingungslos alles thut, was sein Herr von

ihm verlangt, zur Kirche kommandiert. Herr Missionar Greiner liest uns das Sonntagsevangelium und die Epistel, sowie auch einen Psalm vor, spricht ein Gebet und hält uns eine Ansprache. Beim Singen der Choräle vermissen wir freilich sehr ein Harmonium. Morgen fährt eine arabische Dau nach Sansibar, die soll diesen Bericht mitnehmen.

Dar-es-Salaam, den 10. September 1887.

Wir nehmen eifrig Enos Fruchtsalz als Schutzmittel gegen die Gallenbeschwerden, unter welchen wir hier mehr oder minder zu leiden haben. Das Schwierige dabei ist der Mangel an trinkbarem Wasser, wir helfen uns jedoch mit dem wasserklaren Safte der Kokosnüsse, deren es in den uns umgebenden Palmenhainen große Mengen gibt. Die Eingeborenen klettern mit affenartiger Behendigkeit den hohen Palmenstamm hinauf und holen die unter dem Wipfel sitzenden unreifen Früchte herunter. Der Saft schmeckt wie Zuckerwasser mit einem Nußbeigeschmack, im Anfang unangenehm weichlich, aber sehr erfrischend, wenn man daran gewöhnt und durstig ist.

Neulich verlangte der Stationschef noch spät am Abend ein Glas Kokoswasser mit Fruchtsalz, da er sich recht unwohl fühlte. Auch wir anderen waren durstig, aber, o Schreck! unser Nußvorrat war ausgegangen, und zu dieser Stunde der Nacht — die Schwarzen schliefen alle — konnte Ersatz nicht beschafft werden. In der Annahme, daß Herr Missionar Greiner als weiser Hausvater vorsorglicher gewesen sei, ging ich nach seiner Wohnung. Aber da war alles still, das Licht verlöscht, die Thür verschlossen! Mißmutig und unschlüssig stand ich da, denn der Gedanke, meinem nach einem erfrischenden Tranke verlangenden Patienten warmes, abgekochtes Wasser anbieten zu müssen, behagte mir gar nicht. Da gedachte ich aber der Worte des letzten Sonntagsevangeliums, das uns Herr Pastor Greiner vorgelesen. Es waren die Verse aus dem elften Kapitel des Lukas:

„Und er sprach zu ihnen: welcher ist unter euch, der einen Freund hat, und ginge zu ihm um Mitternacht, und spräche zu ihm: lieber Freund, leihe mir drei Brote; denn es ist mein Freund zu mir gekommen von der Straße, und ich habe nicht, daß ich ihm vorlege. Und er darinnen würde antworten und sprechen: mache mir keine Unruhe; die Thür ist schon zugeschlossen und meine Kindlein sind bei mir in der Kammer; ich kann nicht aufstehen und dir geben. Ich sage euch, und ob er nicht aufsteht und gibt ihm, darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wieviel er bedarf."

Im Vertrauen auf dieses Bibelwort machte ich Lärm, weckte die Nachbarn aus dem ersten Schlummer und trug mein Anliegen vor. Die Antwort kam erst leise und verschlafen, dann bat man mich, zu warten. Inzwischen wurde Licht gemacht, der Herr des Hauses war aufgestanden und kleidete sich an. Bald öffnete sich mir die Pforte; der Herr Missionar ließ mich freundlich ein, holte den Bastkorb, der die kostbaren Nüsse enthielt, aus dem kühlen Verstecke, und beutebeladen, innerlich erquickt durch die Freundlichkeit der guten Leute, zog ich von hinnen.

Die Frauen und Töchter der Schwarzen zeigen viel Sittsamkeit und Zurückhaltung. Gehen wir in Begleitung der Herren durch die umliegenden Negerdörfer, so versteckt sich die weibliche Einwohnerschaft hinter Zäune und Hütten und schaut nur verstohlen hinter uns her. Sind dagegen keine europäischen Herren bei uns, so haben wir sofort die gesamten Damen nebst ihren Kinderchen zum Geleite. Gestern ging Bertha am frühen Morgen hinaus, um an der zu diesem Zwecke umzäunten Stelle im Meere zu baden. Auf dem Heimwege ging sie durch ein kleines Nachbardorf. Kaum hatte man sie bemerkt, so sah sie sich auch schon durch eine Schar von Weibern umringt, die sie mit lebhaften Worten und Gebärden nötigten, in eine Hütte zu treten. Dort gab man ihr freundlich einen Sitz, und die Frauen zeigten ihr allerlei Schwären und Hautübel, von denen sie geheilt zu werden erwarteten. Bertha konnte natürlich nichts thun als waschen und notdürftig verbinden, denn sie hatte kein Handwerkszeug bei sich. Sie sagte den Kranken, wenn sie behandelt werden wollten, möchten sie nach den Wohnungen des „bana Kubwa" kommen. Aber während Männer täglich hier antreten, um „Daua" zu holen oder sich verbinden zu lassen, ist eine Negerin noch nie im Hause der weißen Herren erschienen.

Eben kam wieder solch ein schwarzer Hanswurst zu mir und bat mit jämmerlicher

Miene um Daua. Er war in dem Kostüme erschienen, das wir „blouse au naturel“ nennen, zeigte auf seine Brust und seufzte, dieselbe sei hawesi sana (sehr krank)! Voll Mitleid ging ich nach der Apotheke, um ihm ein paar Doversche Pulver zu holen. Als ich aber — wahrscheinlich eher als der Schwerkranke vermutete — wiederkam, fand ich meinen Ali mit der Dienerschaft lachend und Witze machend, daß sich der Schlingel mit den weißen Zähnen in beide Ohren zu beißen schien. Sowie er mich bemerkte, wurde höchst naiv und ohne jeglichen Übergang wieder die Duldermiene aufgesetzt. Ich kann diesen Leuten nicht böse sein. Wenn ich ärgerlich werden sollte, muß ich lachen.

Gestern erschien bei mir ein langer Schwarzer mit ernsthaftem Gesichte und sauberem Anzug, der mir einen Brief von meinem Bruder überreichte. Albrecht schrieb:

„Ich werde morgen per Sultansdampfer Nyanza nach Bombay fahren und dann in die Berge. In drei Monaten komme ich wieder. Wird man hier nicht blasiert? Heute hatte ich etwa folgende Unterhaltung mit dem italienischen Konsul: ‚Guten Morgen! Wie geht es Ihnen? Besser?‘ — ‚Danke, fahre morgen ein bißchen nach dem Himalaya.‘ — ‚Wollen Sie vorher noch bei mir frühstücken?‘ — ‚Gern. Wieviel Uhr?‘ — ‚Elf.‘ — ‚Werde kommen, adieu.‘ Ich will dir Abdallah während meiner Abwesenheit lassen, wenn du ihn haben willst. Ich habe ihn über ein Jahr in meinen Diensten und möchte ihn nicht gern verlieren ꝛc.“

Abdallah mußte mir von der Abreise seines Herrn erzählen. Er war die letzte Nacht bei Albrecht am Bord des Dampfers gewesen. Auch Dr. Peters und Baron St. Paul hatten den Abend an Bord der Nyanza zugebracht.

Abdallah wird, solange er bei mir ist, Karl Schmidt heißen, denn er ist die schwarze Ausgabe eines Jünglings dieses Namens aus meinem Heimatsdorfe Ingersleben. Abdallahs und Abdullahs laufen hier zu viel herum.

Nachmittags fahren wir im Segelboote auf das Meer hinaus, um durch Einatmen der kräftigen Salzluft unsere Konstitutionen widerstandsfähiger zu machen. Mit Kreuzen jeden Windstoß ausnutzend, segeln wir durch die enge Öffnung des Hafens, und schon der Anblick der weiten glänzenden Wasserfläche wirkt nervenstärkend. Dann schäumen die vom Kiel durchschnittenen Wellen zischend um das Boot wie Champagner, und die salzigen Wassertropfen fallen wie ein Sprühregen auf uns nieder.

Neben dem „bana Kubwa,“ der den Sonnenschirm in der einen und das Steuer in der anderen Hand hält, sitzt der zierliche Mandoa, die geladene Büchse schußbereit haltend. Regt sich etwas im Gestrüpp am Strande oder blinkt zwischen den Zweigen die weiße Brust eines Wasservogels, so gerät Mandoa in Aufregung wie ein guter Jagdhund und sieht seinen Herrn herausfordernd an, bis dieser zum Gewehre greift. Dann knattert ein Schuß oder zwei, und von den Hügeln schallt das Echo zurück, oder wenn der Schuß einem Tümmler galt, springt die Kugel wie ein Gummiball wieder und wieder aufschlagend auf dem Wasser hin. Sämtliche Askari, die, während Segel und Wind das Rudern überflüssig machen, plaudernd umhersitzen, verfolgen mit lebhafter Teilnahme den Vorgang.

Am Horizont sieht man als Zackenlinie die schaumgekrönte Dünung der hohen See. Zuweilen erscheint dort ein weißer Punkt, der langsam wächst und endlich als leuchtendes Segel sich scharf vom Himmel abhebt. Dann fragen wir: kommt die Dau von Sansibar? worauf die Askari antworten: „von Sansibar,“ oder sie sagen: „es ist ein Fischerboot.“ In Zweifel sind sie sonderbarerweise nie. Das Fischerboot läßt uns gleichgültig; ist es aber eine Dau von Sansibar, so segeln wir ihr entgegen, soweit Wind und Wogen es gestatten. Bald hört man ein dumpfes Trommeln; das ist die „ngoma“ (Musik), mit der sich die Schiffahrer die Zeit vertreiben. Der Trommelwirbel ist schon aus weiter Ferne vernehmlich und klingt fast unheimlich; die begleitende Pfeife hört man erst sehr viel später. Haben wir die Dau erreicht, so rufen wir dem Kapitän zu, ob er eine „Post“ für uns habe; dann reicht man ein mit Bindfaden umwickeltes Paketchen ins Boot herüber, über dessen Inhalt wir uns begierig hermachen. Ist nichts für uns da, so verachten wir die Dau und fahren resigniert weiter. Dann sinkt die Sonne und zaubert im Westen einen rotgoldenen Hintergrund für die Palmen, deren zarte Wipfel sich wie Filigranarbeit davon abheben. Wir nehmen die Flagge vom Boote herab und wickeln sie zusammen. Das Abendrot verglimmt rasch, und der Wind legt sich vollständig. Das Segel wird eingezogen

und die Ruder, die in sicherem Takte das Wasser schlagen, wirbeln mit jedem Schlage tausend diamantgleiche Funken auf. Zuweilen springt in unserer Nähe ein Delphin hoch in die Luft und senkrecht ins Meer zurück. Diese Tiere scheinen die Zeit nach Sonnenuntergang gymnastischen Übungen zu widmen.

Den 16. September 1887.

Neulich ließ Herr Leue durch Ali Amadi, den gebildeten schwarzen Diener (den Herr Paul Reichardt mit nach Berlin brachte), den Wali nebst seinem Sekretär und Adjutanten zum Diner einladen. Die Herren, die ein starkes Gefühl für die Ehre einer solchen Einladung haben, erschienen im vollen Waffenschmuck ihrer malerischen Tracht, fühlten sich aber nichts weniger als behaglich. Herr Missionar Greiner, der geläufig arabisch spricht, sagte ihnen auf die Bitte des Hausherrn, sie möchten thun als ob sie zu Hause wären und sich nicht um Gabel und Messer beunruhigen. Da lächelten die Gäste würdevoll und griffen mit den Fingern in das Hühnerragout. Während wir Wein tranken, wurde den Arabern Kokosnußwasser eingeschenkt. Herr Leue sprach ihnen sein Bedauern darüber aus, daß sie sich einen so herzerfreuenden Genuß wie den Wein entgehen ließen, und fragte, warum ihnen das Verbot gegeben sei. Der Wali antwortete: „Wein in Mäßigkeit genossen erheitert zwar des Menschen Gemüt; aber der Prophet, dessen Name gelobt sei, wußte, daß wir zu schwach sind, um Maß zu halten, und daß wir in der Unmäßigkeit den Tieren gleich werden."

Der Sekretär, Abdullah, ist ein höchst intelligenter junger Mann mit interessanter Physiognomie und lebhaftem Mienenspiel. Er brachte auch in der That mit Hilfe des Suaheli eine Art Tischunterhaltung zu stande und half dem Wali stets aus der Verlegenheit, wenn dieser würdige Herr auf eine schwierige Frage unserseits mit der Antwort nicht recht fertig zu werden schien. Da Abdullah noch in derselben Nacht nach Sansibar abreiste, gaben wir ihm Briefe und Botschaften mit. Sowie wir den Kaffee getrunken hatten, baten die Herren Araber sich empfehlen zu dürfen. Das ganze Diner war für sie eine beschwerliche und lästige Zeremonie gewesen, und sie dankten gewiß ihrem Gott, als sie es überstanden hatten.

Am folgenden Tage kam ein Araber aus Bagamoyo und reklamierte einen der Feldarbeiter der Station als seinen Sklaven. Derselbe sei ihm vor drei Jahren entlaufen und sei auf einmal hier wieder aufgetaucht. Herr Leue ließ den Burschen holen und fragte ihn, ob sich die Sache so verhielte, wie der Araber sagte. Der junge Mann, ein bescheidener, anständiger Mensch und guter Arbeiter, gab zu unserm Bedauern alles ohne weiteres zu. Herr Leue hatte sehr wenig Lust, den armen Jungen auszuliefern, und entschied sich dahin, den Fall vor den Wali zu bringen. Der Wali ließ sagen, er werde sich sofort selbst einfinden, und erschien, während wir bei Tische saßen, mit seinem Adjutanten. Der Entlaufene, der bis dahin auf der Wache gewesen, wurde nun vorgeführt, und der Wali unterzog ihn einem kurzen Verhöre. Mir imponiert die natürliche Würde des Arabers, der seine Fragen in leisem, fast sanftem Tone stellte und ohne streng auszusehen durch seine unbewegliche Ruhe Respekt einflößte. Er fragte nach des Burschen Heimat, seinem Vater, seiner Mutter, Verwandten, Brüdern rc. Der junge Mann antwortete präzis, wie einer, der nichts zu verheimlichen hat. Er erlaubte sich sogar einmal eine scherzhafte Bemerkung, die den Wali und seinen Begleiter zu wohlwollendem Lächeln veranlaßte. Darauf wurde der Angeklagte wieder abgeführt, und Herr Leue fragte den Wali, was er meine? Der sagte: da des Burschen Vater und Mutter und Bruder freie Leute seien, so könne auch er kein Sklave von Geburt sein, sondern er sei wahrscheinlich, wie er dies auch sage, geraubt worden. Herr Leue entgegnete, es sei natürlich seine Absicht, Gerechtigkeit walten zu lassen, und er wolle niemand sein rechtmäßiges Eigentum vorenthalten. Wenn indessen der Wali feststellen könne, daß der besagte Junge kein Sklave sei, so geschähe ihm damit ein großer Gefalle rc. Da sagte der Wali, es hinge von dem klugen Verhalten des jungen Burschen ab, ob er ihn freimachen könne oder nicht. Er werde sofort des jungen Mannes Verwandte aus deren Dorfe Mtoni kommen lassen und morgen große Gerichtssitzung halten.

Wir nahmen alle lebhaftes Interesse an dem Schicksale des armen Entlaufenen, dem, wenn er ausgeliefert werden muß, angenehme

Tage kaum bevorstehen. Die Verwandten waren bereits am Morgen des nächsten Tages zur Stelle, also hatte der Wali seine Boten noch in der Nacht ausgesandt. Herr Leue erzählte: der Vater sei ein Schafskopf; aber da sei ein Onkel mitgekommen, der habe sich gewaltig für den Neffen ins Zeug gelegt. Der Besitzer des Entflohenen und dessen Freund hätten auf der anderen Seite einen Heidenlärm gemacht, um zu ihrem Rechte zu gelangen. — Der Wali hat die Sache vertagt und zunächst nach Bagamoyo geschickt, um denjenigen herbeizuschaffen, von dem der Kläger den Burschen gekauft haben will.

In der Zirkusschule.

Von Paul von Szczepański.

Ob es berechtigt ist, von Zirkuskünstlern zu sprechen, will ich nicht entscheiden. Sie selbst sind keine Freunde von großen Worten und legen keinen Wert auf den Namen, den jeder Schauspieler niedersten Ranges für sich in Anspruch nimmt. Ihre Beschäftigung nennen sie „arbeiten,“ ob sie hohe Schule reiten, auf dem Seile tanzen, durch Clownscherze die Lachmuskeln des Publikums in Bewegung setzen oder am fliegenden Recke turnen, und sich selbst nennen sie „Artisten.“ Die letztere Bezeichnung ist in ihrem Stamme gleichlautend in allen Sprachen, welche im Zirkus gesprochen werden, und es wäre gänzlich verfehlt, sie mit dem Worte „Künstler“ verdeutschen zu wollen. Der Begriff „Künstler“ setzt in der That eine gewisse Bildung voraus, die den meisten Artisten fehlt — wie einer ganzen Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen, würde ich hinzusetzen, wenn ich nicht fürchtete, mir das Mißfallen dieser Herrschaften zuzuziehen. Aber für den Zirkusberuf ist alles, was über Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen hinausgeht, ein unnötiger Ballast. Trotzdem hat es Artisten gegeben, und es gibt noch heute solche, die ganz wohl ihr Doktorexamen machen könnten; man kann freilich tausend gegen eins wetten, daß sie nicht im Zirkus groß geworden sind, sondern durch irgend eine Katastrophe aus einer bürgerlichen Karriere herausgeworfen wurden. Einer der berühmtesten Clowns war Kandidat der Theologie, ehe er sich dem Zirkus widmete, und eine ganze vielverzweigte Familie von Zirkuskünstlern ist berechtigt, einen deutschen freiherrlichen Namen zu führen; was den ersteren dazu bewogen hat, der Kanzel die Arena vorzuziehen, ist mir unbekannt geblieben — der Stammvater der letzteren opferte seine soziale Stellung der Liebe zu einer Schulreiterin und wurde Zirkusdirektor.

Aber das sind natürlich nur Ausnahmen; wer als Artist zu Namen und Ruf gelangen will, muß in den meisten Fächern schon als Kind mit seiner Ausbildung beginnen und auch als Kind schon mit seiner Kunst Geld verdienen. Kein anderer Beruf vererbt sich so sicher von den Eltern auf die Kinder, wie der halsbrecherische des Artisten; daher findet man in so vielen Zirkussen wiederkehrend dieselben Namen Renz, Loisset, Loyal, Léotard, Dianta und andere, lauter Namen weitverzweigter Familien, die sich zwar getrennt haben, deren Mitglieder aber doch alle demselben Berufe treu geblieben sind. Freilich sind es nicht immer Bande des Blutes, welche eine Artistenfamilie verknüpfen; die „Geschwister“ Soundso, die als solche auf dem Programm verzeichnet sind, stehen häufig in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander. Es ist eine Eigentümlichkeit der Artisten-Lehrkontrakte, daß der Lehrling nicht nur die Kunst seines Lehrmeisters lernt, sondern auch den Namen desselben annimmt, so lange die Lehrzeit dauert; er legt ihn auch nicht wieder ab, wenn sein Kontrakt zu Ende ist und er sich nach Belieben ein eigenes Engagement suchen kann, denn er ist unter diesem Namen in der Zirkuswelt bekannt geworden und würde unter seinem wirklichen sich ein Renommee erst neu erwerben müssen.

Daß Eltern und Lehrmeister wenig Interesse für die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Kinder und Pflegebefohlenen haben, kann nicht wundernehmen. Ein geregelter Unterricht wird schon durch das rastlose Umherziehen zur Unmöglichkeit; ein Schulbesuch kann nur stattfinden, wenn die Truppe sich längere Zeit an einem Orte aufhält. Und



Unterricht am Globus. Zeichnung von C. W. Allers.

es ist eine alte Erfahrung, daß ein Kind um so weniger lernt, je häufiger es die Schule wechselt. Weniger diese pädagogischen Bedenken, glaube ich, sind es, welche neuerdings viele gutsituierte Zirkusdirektoren veranlaßt haben, einen Privatlehrer für die Kinder der Truppe auf ihren Reisen mitzuführen, als die bei so häufig notwendig werdender An- und Abmeldung an öffentlichen Schulen sich ergebenden Schwierigkeiten und Formalitäten. Denn so wenig Gemeinsames die Artisten von heute noch mit ihren Ureltern, den fahrenden Leuten, haben, eine Eigenschaft der letzteren ist ihnen doch geblieben — das Mißtrauen gegen alle Obrigkeit und die Scheu vor jeder Art von Behörde. Häufig ist das freilich eine sonderbare Art von Privatlehrern, denen die wissenschaftliche Ausbildung der Zirkuskinder anvertraut ist. Bei einer kleinen wandernden Truppe traf ich in dieser Stellung einen engagementlosen Schauspieler, der zugleich das Programm durch kleine Zauberstückchen à la Bosko bereicherte. Er mußte schon ziemlich lange außer Engagement sein, denn seine ganze Garderobe bestand nur noch in einem sehr abgetragenen Ballanzuge, und ich habe ihm seines mit Fettflecken besäten Frackes wegen nicht geglaubt, daß er wirklich ein „Künstler“ sei, sondern ihn für einen durchgegangenen Kellner gehalten, bis ich ihm nach Jahren unter den Mitgliedern eines Sommertheaters als „Charakterspieler“ und „Bösewicht“ wieder begegnete. Auch dem Kostümschneider fällt nicht selten die Aufgabe zu, nebenher die Kinder zu unterrichten, und er ist noch nicht der schlechteste dazu, denn Schneider haben häufig etwas Erziehliches und Lehrhaftes an sich.

Wie in der eigenartigen Welt der Artisten

in jeder Beziehung die größten Gegensätze sich berühren, so auch in der Erziehung der Kinder. Seitdem Zirkuskünstler von Ruf nicht nur immer eine gesicherte, sondern häufig eine glänzende materielle Existenz haben — und fast alle Artisten sind sparsam geworden und legen in den Jahren ihrer Glanzzeit ein Erkleckliches zurück — seitdem legen sie auch größeren Wert auf die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Kinder. Viele mögen es in der unausgesprochenen Hoffnung thun, die letzteren einen anderen Beruf ergreifen zu sehen als denjenigen, in dem sie selbst zwar Ruhm und Gold geerntet, aber doch keine rechte Befriedigung gefunden haben. Man wüßte sonst wirklich nicht, was solch einem Zirkuskinde die Erziehung in einem teuren und vornehmen Pensionat — diejenigen von Brüssel und Genf erfreuen sich der meisten Vorliebe in Artistenkreisen — nützen sollte. Freilich ist diese Hoffnung fast immer vergebens; die Sehnsucht nach dem Zirkus kommt immer wieder zum Durchbruch, und sobald das Artistenkind die Kraft in sich fühlt, seinen Willen durchzusetzen, kehrt es dem Gymnasium den Rücken und wählt den Beruf der Eltern. Von einem der berühmtesten Schulreiter der Welt weiß ich es ganz genau, daß er seine beiden Söhne am liebsten niemals auf einem Pferde gesehen hätte. Sie sollen auch auf einem Hamburger Gymnasium zu den besten Hoffnungen berechtigt haben, aber mit sechzehn Jahren hatten beide des Studierens übergenug. Jetzt reiten sie mit dem Vater um die Wette, und wenn sie ihre Sache besonders gut gemacht haben, verklärt der Vaterstolz sein ganzes Gesicht.

Was der Artist unter „Schule" versteht, ist in der Hauptsache nur die Ausbildung für seinen Beruf. Und in dieser Schule lernt der Ehrgeizige niemals aus, sucht er immer wieder nach einem neuen Trick, den vor ihm noch keiner seines Faches zu machen im stande war. Es ist ein wunderbarer, aber immer noch weitverbreiteter Glaube, daß den Zirkuskindern die Gelenke „ausgerenkt" würden, um sie für ihren Beruf vorzubereiten. Die staunenerregenden Proben von Kraft und Gewandtheit verführen ja leicht dazu, an außerordentliche Mittel zur Erreichung solcher Vollkommenheit in Leibesübungen zu glauben. Aber das Ausrenken der Gliedmaßen wäre doch das Ungeeignetste, das sich denken ließe — jemand zum Krüppel machen, der seine gesunden Glieder brauchen soll, das Unsinnigste, was es auf der Welt geben kann. Die fortgesetzte Übung, das allmähliche Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren sind die einzigen Hilfsmittel und die einzige Lehrmethode in der Schule der Artisten. Und nichts falscher, als wenn man glauben wollte, die Kinder würden für ihren Beruf „herangeprügelt". Ein Jagdhieb schmerzt bei dieser Arbeit, bei der man sich täglich blaue Flecke und Beulen holt, an sich schon weniger als sonst; das hauptsächlichste Erziehungsmittel aber ist nicht die Peitsche, sondern das aufmunternde Lob und der geringschätzige Tadel. Es macht dabei keinen Unterschied, ob der Artist seinen eigenen, oder fremden, nur in die Lehre genommenen Kindern als Lehrherr gegenübersteht. Die Lehrlinge nehmen nicht nur den Namen des Lehrherrn an, sie werden auch in jeder Hinsicht wie seine eigenen Kinder gehalten, denn er hat ein sehr persönliches Interesse daran, ihnen nicht nur etwas Ordentliches beizubringen, sondern sie auch sympathisch an seine Person zu fesseln. Die Lehrkontrakte laufen nämlich immer auf eine längere Reihe von Jahren, und der Eleve ist meist schon ein sehr achtbarer Künstler, während er immer noch in voller Abhängigkeit von seinem Lehrherrn lebt, der für ihn Kontrakte abschließt, für ihn die Gage bezieht und ihn, neben der Bestreitung seiner Bedürfnisse, mit einem mehr oder weniger hohen Taschengelde abfindet. Wenn ihn nicht Dankbarkeit und persönliches Freundschaftsgefühl an den Lehrherrn fesselte, würde er einfach den Lehrkontrakt brechen, sobald er sein Fach zu verstehen glaubt, und in einem anderen Zirkus ein selbständiges Engagement suchen. Wahrscheinlich würden den Lehrherrn in solchem Falle die Gesetze keines Landes in seinen Rechten schützen, und fände er solchen Schutz doch, so würde der Eleve ein anderes Land aufsuchen, denn die Welt des Zirkus kennt keine Grenzen und ist eine internationale.

Der Ehrgeiz, in körperlichen Übungen hinter Altersgenossen nicht zurückzustehen, ist bei den meisten Kindern vorhanden; fast selbstverständlich ist er bei den kleinen Zirkuskünstlern, die allabendlich in dem Beifall des Publikums eine ganz besondere und niemals ihre Wirkung verfehlende Art von Aufmunterung empfangen. Da scheint es dem Lehr-



Unterricht auf dem Globus. Zeichnung von C. W. Allers.

herrn ebenso häufig geboten, allzuviel Eifer und jugendliche Waghalsigkeit zurückzuhalten, als dazu anzuspornen. Denn die einzige Vorsichtsmaßregel, die der Artist bei den halsbrechendsten Übungen gelten läßt, ist diejenige, niemals eher eine schwierigere zu versuchen, ehe man nicht der leichteren vollkommen sicher ist. Das scheint ihm viel wichtiger sogar als das für Luftproduktionen polizeilich vorgeschriebene Sicherheitsnetz; denn als noch niemand, am wenigsten die Artisten, an ein solches dachten, sind viele der Tricks, welche jetzt am fliegenden Trapez ausgeführt werden, auch schon gemacht worden, und das Turmseil ist aus der Mode gekommen, seitdem es Sicherheitsnetze gibt und man sich bei einem Sturze nicht mehr unbedingt den Hals brechen muß, wenn man nicht „greifen" gelernt hat. Das „greifen lernen" ist nämlich auch eine der wenigen Vorsichtsmaßregeln, die der Artist, speziell der Seiltänzer, gelten läßt. Sie besteht darin, daß der auf niedrig gespanntem Seile Gehende unvermutet zu Fall gebracht wird und nun versucht, mit den Händen das Seil zu fassen und sich daran wieder emporzuschwingen. Sonst kennt man von Vorsichtsmaßregeln bei den Übungen im Zirkus nur die bei allem Schulturnen gebräuchlichen Hilfsstellungen, und beim Stehendreiten die Longe und den Strick, welche im wesentlichen nur verhindern sollen, daß der Reitende nach der Außenseite der Manege, zwischen die Bänke, fällt, und die nur bei Anfängern Anwendung finden. Ein Fall, bei dem ein gewöhnlicher Sterblicher sich unzweifelhaft das Genick brechen würde, hat für den Artisten noch immer nicht notwendig üble Folgen, denn die Kraft und Gewandtheit seiner Glieder, die Sicherheit seines Auges und die Geistesgegenwart in solchen Lagen lassen ihm meist noch die Möglichkeit, den Fall zu dirigieren.

Diese Art von Schule, das heißt alle Vorbereitung für und Fortbildung in seinem Berufe, faßt der Zirkusartist unter dem Begriffe „Probe“ zusammen. Jeden Abend belehrt ihn ein Aushang vor den Garderobekammern, wann er am nächsten Vormittage seine Probezeit hat. Einer solchen Zirkusprobe beiwohnen zu dürfen, würde wahrscheinlich für viele interessanter sein als die Abendvorstellung selbst, trotzdem der Zirkus ohne strahlende Gasbeleuchtung einen keineswegs festlichen Eindruck macht und die Künstler nicht im Kostüm dazu erscheinen. Oder doch im Kostüm, aber sonderbar genug sind diese Kostüme — die Damen alle in loser Taille, einem bis zu den Knieen reichenden Rock, darunter ein am Knie zusammengeschnürtes Beinkleid aus derbem Stoffe, und die Herren in einer Toilette, die aus allen möglichen für die Abendvorstellung nicht mehr brauchbaren Garderobestücken ohne Rücksicht auf Schönheit zusammengesucht ist und nur praktischen Anforderungen genügen soll. Nicht nur in der Manege selbst wird geprobt; die ist von den Pferden und ihren Reitern und Dresseuren in Anspruch genommen. Im Eingange, auf dem Sattelplatze, in dem Gange zwischen Logen und Tribünen, in den Garderobekammern, kurz, überall, wo sich nur ein freies Plätzchen findet, das die Vornahme gymnastischer Übungen gestattet, werden die seltsamsten Körperverrenkungen vorgenommen, Übungen, die oft scheinbar gar nicht im Zusammenhange stehen mit den Produktionen, in welchen der Betreffende in der Vorstellung die Zuschauer enthusiasmiert, und die doch wichtig sind, denn der Artist muß an jedes Glied seines Körpers die höchsten Anforderungen stellen können. In diesen Vormittagsstunden finden auch die Übungsstunden für die Eleven statt. Die Garderobekammern sind vortrefflich zu Schulstuben geeignet, ein wenig eng zwar, ein wenig dunkel auch, aber um so ungestörter sind die Schüler, um so mehr müssen sie bei der Sache sein. Aber auch die lebenswahren Bilder unsers Künstlers bestätigen meine Behauptung, daß der eigentlichen Berufsbildung mehr Eifer geschenkt wird als der wissenschaftlichen. Das Interesse für unsere ostafrikanischen Kolonieen scheint mir weit weniger intensiv zu sein als dasjenige der kleinen Künstlerin, die sich zu einer Meisterin im Kugellaufe ausbildet, und wie es sich für zukünftige musikalische Clowns gehört,



In der Clownschule. Gezeichnet von C. W. Allers.



In der Hundeschule. Gezeichnet von C. W. Allers.

sind die drei Stöpsel ganz Ohr. Die Hunde aber sind zweifellos schon alte und ausgelernte Künstler, wie man aus ihrem verständigen Dreinschauen erkennen kann.

Damit man aber nicht glaube, die Artisten hätten gar keinen Bildungstrieb, muß ich doch ihres Sprachtalentes und des Eifers, mit dem sie dasselbe ausbilden, erwähnen. Sie machen freilich keine regelrechten Sprachstudien, aber abgesehen davon, daß sie vieler Herren Länder sehen, lernen sie gegenseitig von einander, und es gibt wohl keinen größeren Zirkus, an dem nicht wenigstens vier oder fünf verschiedene Zungen vertreten wären. Französisch und englisch sprechen fast alle, deutsch die meisten, russisch, italienisch oder spanisch viele Künstler, und die Aussprache läßt meist nichts zu wünschen übrig, desto mehr allerdings die grammatikalische Richtigkeit. Und wenn es ihnen auch häufig an Schulbildung fehlt, so mangelt es ihnen doch selten an einer natürlichen Intelligenz und an einem Gefühle für richtigen Takt. Einer meiner Freunde übrigens, von dem ich auch nicht glaube, daß er das Gymnasium besucht hat, ein berühmter Springer und ein Clown von wirklich urwüchsigem Humor, kennt den „Hamlet" auswendig nicht nur in deutscher, sondern auch in englischer Sprache, und rezitiert ihn wie der beste Schauspieler. Er krankt auch an der Eitelkeit, daß er, wie er selbst sagt, nicht „Künstler," sondern nur „Artist" ist. Jedenfalls steht er sich so besser.





Dublette. Originalzeichnung von C. Sellmer.

Ein grausiger Fund.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Es ist eine Eigentümlichkeit des Berliners, daß die Schiffahrt auf den die Stadt durchziehenden Kanälen auch auf die ganz Unbeteiligten eine große Anziehungskraft ausübt. Fährt ein großer Spreekahn unter einer Brücke durch, so sammeln sich gewiß eine Menge Menschen auf derselben und gehen erst weiter, wenn das große Ereignis sich vollzogen hat. Bei einer solchen Gelegenheit bietet sich mitunter dem Auge der Zuschauer auch noch ein anderer Anblick. Der Bootshaken des Schiffers oder auch nur das bewegte Wasser bringen plötzlich die Leiche eines jener Unglücklichen an die Oberfläche, die in der Großstadt nur zu oft den Tod im Wasser suchen und finden. Dann wird der Menschenauflauf natürlich noch viel größer, und alt und jung beobachtet voll Spannung den weiteren Verlauf der Dinge: wie nach der vielleicht mittlerweile wieder verschwundenen Leiche gesucht wird; wie man sie aus dem Wasser schafft und vorläufig auf dem Kai hinstreckt; wie dann endlich ein von der Polizei beschaffter Wagen sie aufnimmt und in die Leichenausstellungshalle schafft.

Was die Unglückliche — denn in unserm Falle handelt es sich um ein Weib — in den Tod trieb? Wer will das sagen. Die großen Städte wirken auf alles, was irgendwo im Lande unzufrieden ist, wie das Licht auf die Motten. Wer glaubt, daß der heimische Wirkungskreis seinen Gaben nicht den nötigen Spielraum bietet; wen die Familienverhältnisse drücken; wer sich daheim etwas zu schulden kommen ließ, was das Tageslicht scheute und doch an dasselbe kam; die Unzufriedenen, die Bankrotten, die Bestraften, die Vergnügungslustigen, die Leichtsinnigen — sie alle pilgern der Großstadt zu. Wer diesen Zug sehen könnte, der hätte zum nicht geringen Teil auch den Anblick eines modernen Totentanzes. Wie viele von diesen Wanderern, die so hoffnungsvoll auf den großstädtischen Bahnhöfen aussteigen, werden im Armenhause, in einer Spelunke, in einem Kanale ihr Ende finden, nachdem sie allen Kummer durchkosteten, den das Menschenleben zu bieten vermag. Unter Hunderttausenden — ganz allein, angesichts aller Leckerbissen der Erde — hungernd, im Lichte von tausend



Verunglückt. Szene aus dem Leben vom Schiffahrtskanal zu Berlin.

Kerzen — frierend wankten sie durch die Straßen, bis sie nicht weiter konnten und der Tod sie fand oder sie ihn suchten.

So ist es, und doch ziehen sie von allen Seiten herbei, den Großstädten zu. Und wenn man sie fragt, warum? dann deuten sie auf diejenigen ihrer Vorgänger, die in ihnen fanden, was sie suchten: ein neues Leben, einen Wirkungskreis, der genügte, Reichtum, Ehre — das Glück. Ihr Armen, in dieser Lotterie gibt es wenige Gewinne und nur zu viele Nieten.

Don Juan. Eine hundertjährige Oper.

Von Arthur Büttner.

Die Jubiläumsvorstellungen des Mozartschen Don Juan sind vorüber. Sie haben das Jahrhundert, welches seit der ersten Aufführung der Oper am 29. Oktober 1787 zu Prag verflossen ist, würdig beendet. Hundertjährig! Ein geringes Alter für ein unsterbliches Meisterwerk, doch hoch und ehrwürdig, verglichen mit demjenigen der fast endlosen Reihe von Opernwerken, die gegenwärtig in Archivschränken vermodern oder ganz aus der Welt verschwunden sind, weil sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, nicht standzuhalten vermochten. Hundertjährig und unerreicht! Alle die Opern, deren musikalischer Wert sie lebensfähig machte, und die noch heute die Bühne neben Don Juan beherrschen, stehen zurück hinter dieser einen, die sie alle überstrahlt. Es ist keine Phrase, wenn ein Mozartkenner — Hoffmann — den Don Juan die Oper aller Opern nennt. Dies zu begründen, heute, wo man eine ganz stattliche Bibliothek mit Mozartlitteratur ausfüllen könnte, von der jedes einzelne Buch dies Urteil bestätigt, hieße Eulen nach Athen tragen. Es kann daher auch nicht der Zweck dieser Zeilen sein, sich nochmals über den Wert der Musik im Don Juan zu verbreiten. Wohl aber fordert das Alter der Oper dazu heraus, sich einmal der Schicksale, welchen dieselbe im Laufe der Zeit unterlegen, in Kürze zu erinnern. Was hundert Jahre alt ist und eine Reise durch die ganze gebildete Welt gemacht hat, kann viel erzählen. Es wird aber, wenn wir das Werk auf manchem seiner Wege begleiten, notwendig, auf den Text der Oper im allgemeinen einzugehen. Und ich schicke hier schon voraus, daß, entgegengesetzt der Allgemeinheit des Urteils über die Musik des Don Juan, die Debatte über den Text desselben, soweit es sich um eine mustergültige deutsche Übersetzung handelt — der ursprüngliche Text ist in italienischer Sprache abgefaßt — noch nicht geschlossen ist.

Der Don Juan wurde zuerst — wie schon gesagt — am 29. Oktober 1787 zu Prag aufgeführt, nicht zu Wien, wie man annehmen sollte, wenn man weiß, daß Mozart um jene Zeit in Wien sein Domizil hatte, und daß die „Entführung“ und „Figaros Hochzeit“ auf der Wiener Bühne bereits aufgeführt worden waren. Mozart war durch die geniale Musik dieser beiden Opern zu einem Gestirn erster Größe geworden, dessen Glanz die Sterne zweiter Größe überstrahlte. Der Name Mozart war in aller Munde und drohte die Arbeiten der minder begabten Komponisten der Vergessenheit preiszugeben. Diese in den Schatten gestellten Musiker erklärten Mozart den Krieg. Da sie aber gegen ihn nicht im offenen, ehrlichen Kampfe bestehen konnten, so griffen sie in ihrer Not zur Intrigue. Intriguen gedeihen nur gar zu üppig auf dem Boden der Bühnenwelt. Mozart unterlag. Seine Opern verschwanden vom Repertoire und machten saft- und kraftlosen Machwerken seiner Gegner Platz. Einer seiner Hauptwidersacher in Wien war der Komponist Salieri. Er erkannte die Größe des Mozartschen Genius, aber damit zugleich die Gefahr, die seinen Schöpfungen drohte. Als er Mozarts Tod erfuhr, soll er, wie die von der internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg herausgegebene Schrift: „Mozarts Don Juan“ (von Rudolf von Freisauff, Verlag von Herm. Kerber, Salzburg), der wir noch manche der hier aufgezeichneten Notizen verdanken, mitteilt, einem seiner Kollegen gegenüber ausgerufen haben: „Wohl uns, daß er

tot ist, denn, würde er länger gelebt haben, wahrlich: die Welt hätte uns kein Stück Brot mehr für unsere Kompositionen gegeben." Mittlerweile hörte Mozart von den Erfolgen seiner „Hochzeit des Figaro" in Prag. Der Wunsch, den aus dem Hinterhalte auf ihn abgeschossenen Pfeilen zu entgehen und sich des Beifalls, den seine Werke erhielten, ungeschmälert zu erfreuen, machte ihm Lust, dorthin zu reisen. Im Januar 1787 führte er die Reise aus. Er wurde in der Hauptstadt Böhmens mit Jubel begrüßt und war bald der Mittelpunkt des musikalischen Prags. Sein „Figaro," den er zuweilen selbst dirigierte, wurde fast ununterbrochen aufgeführt und füllte die Taschen des Direktors der italienischen Operngesellschaft. Direktor Bondini aber sagte, als er wieder einmal die reichliche Einnahme zählte, zu sich, daß er den intellektuellen Urheber solchen Glückes warm halten müsse, zu Mozart aber, daß ein solches Genie wie er nicht unthätig bleiben dürfe, und daß er deshalb ihm mit Vergnügen hundert Dukaten opfern würde, wenn er für seine Bühne eine neue Oper schriebe. Mozart sagte zu, hatte er doch hier und da schon geäußert, daß es ihm Freude bereiten würde, für die Prager eine Oper zu komponieren. Im Herbste wurde sie fertig, es war der — Don Juan. Bondini bezahlte die hundert Dukaten prompt. Diese Summe fordert zu Vergleichen mit anderen, die heute für die Werke hervorragender Meister gezahlt werden, heraus. Hier soll nur ein Beispiel zum Vergleiche herangezogen werden. Verdi verlangte und erhielt für seine „Aida" 80000 Mark. Kann etwas den Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt besser vor Augen führen? Noch in anderer Beziehung ist die Bezahlung der genialen Arbeit des Komponisten eine auffallende. Der Dichter Da Ponte erhielt für die Abfassung des Textes fünfzig Dukaten. Wer das Machwerk kennt und es mit kritischen Augen der Musik gegenüberstellt, der wird leicht herausfinden, in welchem Verhältnis der Text zur Musik steht: sicherlich nicht in dem von 1:2.

Betrachten wir uns nun, ehe wir mit Don Juan auf Reisen gehen, das Textbuch etwas genauer. Wir werden dann die verschiedenen Titel, unter denen das Werk an den Theatern erschien, erklären können: wie es kam, daß der Don Juan hier unter der Flagge einer komischen Oper, dort unter der einer tragischen, am dritten Orte unter der einer romantischen, am vierten gar unter der einer lustigen Operette segelte.

Da Ponte war zwar ein gewandter Reimkünstler, aber kein Dichter von Gottes Gnaden. Man könnte ihn am besten als Librettofabrikanten bezeichnen. Als er den Text „Don Giovanni" schrieb, hatte er gleichzeitig zwei andere Operntexte in der Arbeit. Es waren der „Tarar," den er für Salieri, und der „Baum der Diana," den er für Martin verfaßte. Innerhalb zehn Wochen waren alle drei Libretti fix und fertig. Am ersten Tage soll er die beiden ersten Szenen aus Don Juan, ebensoviel Szenen zum Baum der Diana und die reichliche Hälfte des ersten Aktes der Salierischen Oper geschrieben haben. Ein derartiges schnelles Arbeiten konnte wohl sehr gewinnbringend für den Versifikator, nicht aber für sein Werk sein. Und aus diesen Thatsachen erklärt sich zur Genüge, daß Da Pontes „Don Giovanni" kein Meisterstück wurde. Der Librettist wollte, dem Geschmacke seiner Zeit Rechnung tragend, ein komisches Singspiel schreiben, wie auch die Ankündigung der Oper auf dem Prager Theaterzettel als „Drama giocoso" beweist, vergriff sich aber in der Eile im Stoffe, der nicht recht zu einer harmlosen Burleske, wie sie damals auf den italienischen Bühnen beliebt war, passen wollte. Die Don Juansage ähnelt der Faustsage in manchen Stücken. Don Juan ist mehr als ein herzloser Bonvivant, der von einem lustigen Abenteuer zum anderen taumelt. Daher fehlt es der Da Ponteschen Dichtung an Einheitlichkeit. Ihm mangelte es, um einerseits dem Stoffe, anderseits dem gesteckten Ziele gerecht zu werden, an der Gestaltungskraft eines Shakespeare, der neben dem tragischen Helden auch dem Narren zum Rechte verhilft. Die Da Ponteschen Personen sind farblose verwischte Zeichnungen, keine Charaktere. Weil aber dem Libretto wie den Charakteren der handelnden Personen das Einheitliche fehlte, konnte es kommen, daß die späteren Übersetzer des Textes sehr frei zu Werke gingen, daß der eine aus dem „Drama giocoso" eine Posse, ein anderer ein tragisches Stück machte, daß in einer Bearbeitung die Hauptperson ein einfacher Wollüstling, in einer anderen aber ein Dämon, daß in einer Übertragung der Diener des Don Juan ein Einfalts-

pinsel, in einer zweiten ein Schlaukopf, in einer dritten gar ein Philosoph ist. Man nahm, um die Personen unter diese Form zu bringen, zum Dialog seine Zuflucht, den man hier und dort in den Text einstreute. Nur zwei Beispiele zur Erläuterung. In einer Bearbeitung, die das possenhaft Komische in den Vordergrund drängt, befindet sich u. a. eine Szene, in der Don Juan mit einem Eremiten auf dem Kirchhofe ein Zwiegespräch hat. Dabei verdreht der mitanwesende Leporello alles, was der Eremit sagt. Z. E. fragt Don Juan den Eremiten, wovon er lebe. Dieser antwortet: „Von Wurzeln und von Kräutern." Darauf Leporello: „Was, der Kerl frißt Fußvolk und Reiter?" Wie man derartigen Blödsinn mit der Mozartschen Musik in Einklang bringen konnte, ist unerklärlich. Bei einer tragischen Auffassung des Sujets konnte man die Szenen nicht schaurig genug machen. Um die Oper effektvoll zum Abschlusse zu bringen, brachte man am Ende derselben die Leichen der sämtlichen Geliebten Don Juans auf die Bühne, verlegte die Szene in das Mausoleum des Kommandeurs und entlehnte die Musik dazu aus dem Requiem Mozarts.

Daß nun trotz des mangelhaften Textes Da Pontes dennoch ein musikalisches Meisterwerk entstehen konnte — denn Musik und Text stehen doch immer im innigen Zusammenhange — dazu bedurfte es eines ganzen Genies, bedurfte es eines Tondichters wie Mozart es war. Als der Meister an die Arbeit ging, hat er ebenfalls nur ein komisches Singspiel schreiben wollen, aber mit dem richtigen Verständnisse des Stoffes und unter den Eindrücken desselben gestaltete er schließlich eine ernste Oper und vertiefte die handelnden Personen psychologisch. Unter seiner Hand wurde die farblose Skizze, die Da Ponte ihm gereicht, zu einem farbenprächtigen Tongemälde, das einen befriedigenden einheitlichen Gesamteindruck hinterläßt.

Man hat in neuester Zeit des öftern den Versuch gemacht, eine deutsche Übertragung des italienischen Textes zu schaffen, die mit der Musik im Einklange steht und alle Ungereimtheiten und Zuthaten ausschließt. Die besten Übersetzungen, welche diesen Anforderungen gerecht werden, sind meines Wissens die von Wolzogen und von Kalbeck. Letztere ist von den Bühnen in Wien, Hamburg, Brünn und, wenn ich nicht irre, auch Prag den Don Juan-Aufführungen zu Grunde gelegt worden. Leider beharren viele andere große Bühnen auf alten, gänzlich ungenügenden Texten. Man kann sich von ihnen nicht trennen, weil sie populär geworden sind. Aus denselben stammen die verschiedenen Citate aus der Oper, die heute noch gäng und gäbe sind, wie: „Reich mir die Hand, mein Leben," „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" 2c., und man glaubt, man begehe eine Pietätlosigkeit, wenn diese in Fleisch und Blut der deutschen Sprache übergegangenen Aussprüche geopfert werden. An vielen Bühnen wird noch die Rochlitzsche Übersetzung benutzt. Wie unbrauchbar dieselbe ist und wie wenig sie zur Mozartschen Musik paßt, haben bereits die bedeutendsten Mozartverehrer klargelegt. Eine Probe dieser Übersetzung führen wir an. „Thränen, vom Freund getrocknet, An Deiner Brust vergossen — Bald ist aus euch geflossen Der ew'gen Treue Quell!" Hierzu bemerkt Baumgart: „Wer hieraus nach landesüblicher deutscher Sprache und nach irdisch-menschlicher Logik einen Sinn enträtseln kann, der thue es! Zu fürchten ist, daß dazu kein Ödipus sich findet und daß diese so unzähligemal mit tiefer Empfindung gesungenen und mit andächtiger Rührung gehörten Zeilen bleiben was sie sind: blühender Unsinn! Es kommt dazu, daß der ganze Text dieser Arie vom Sinne des Originals kein Wort wiedergibt, selbst nicht erraten läßt."

Es wäre wahrhaftig an der Zeit, wenn die Bühnen mit diesem „populären" Zeuge aufräumten. Warum vereinigen sich nicht die Leitungen dieser Institute und nehmen einen vernünftigen Text, wie z. B. den Kalbeckschen, als Norm an? Es ist vom Publikum und von den Sängern längst als Bedürfnis empfunden worden, daß an den Bühnen, wo die deutsche Zunge erklingt, ein gemeinsamer Text den Don Juan-Vorstellungen zu Grunde gelegt werde, ein Text, der mit der Musik des unsterblichen Meisters harmoniert.

Der Erfolg, den der Don Juan bei seiner ersten und den folgenden Aufführungen in Prag errang, war ein beispiellos glänzender. Ganz Prag war des Lobes voll über die entzückenden Schönheiten dieser Musik. Gar bald drang auch die Kunde von dem Meisterwerke über die Mauern Prags hin-

aus, nach allen Windrichtungen, wo sie überall da Widerhall fand, wo man Musik hegte und pflegte. In Wien schlug die Nachricht von dem Erfolge des Don Juan wie eine Bombe in den Kreis der Mozart feindlich Gesinnten ein. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen, den Meister an maßgebender Stelle in Mißkredit zu erhalten, was ihnen auch gelang. Es bedurfte erst eines Machtspruches des Kaisers Joseph II, um die Aufführung des Don Juan durchzusetzen. Im Mai 1788 hörten die Wiener zum erstenmal das Meisterwerk ihres Mitbürgers, der unterdessen vom Kaiser zum k. k. Kammermusikus befördert worden war. Die Oper ging unter ihrem eigentlichen Namen, den sie bei der Geburt in Prag erhalten hatte, in Szene, als: „Il Dissoluto punito“ (der bestrafte Wollüstling) oder: „Il Don Giovanni.“ In Wien aber war sie nicht als Drama giocoso, sondern als bloßes Singspiel angezeigt worden.

Im engeren deutschen Vaterlande ist der Don Juan in deutscher Sprache zuerst in Mannheim (1789) aufgeführt worden. Auf Mannheim folgte Hamburg (1789), auf Hamburg Berlin (1790). In den beiden erstgenannten Städten war der Erfolg ein unbestrittener, nicht so in Berlin. Man liest in einer Chronik von Berlin das Folgende: „Man sagte, seit Adam in den Apfel gebissen bis zum Reichenbacher Kongreß sei nichts Größeres ... von Euterpe inspiriert worden, als dieser Don Juan. Auch ermangelten nicht verschiedene von Mozarts warmen Freunden zu behaupten, daß, seitdem Mozart seinen Don Juan geschrieben, seien die Hippokrene und Agenippe so ausgetrocknet, daß für alle nachkommenden Tonkünstler kein Tropfen Begeisterung auf dem Helikon mehr zu holen wäre. Daß Mozart ein vortrefflicher, ein großer Komponist ist, wird alle Welt gestehen, ob aber nie was Größeres vor ihm sei geschrieben worden und nach ihm werde geschrieben werden, daran erlaube man uns zu zweifeln ... Nicht Kunst in Überladung der Instrumente (sic!), sondern das Herz, Empfindung und Leidenschaft muß der Tonkünstler sprechen lassen ... dann blüht ihm ein immergrünender Lorbeer im Tempel der Unsterblichkeit. Gretry, Monsigny und Philodor werden davon Beweise sein ... Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz war Don Juans Schöpfer ... Bei alledem hat die Oper der Direktion gute Einnahmen geschöpft ... ein geharnischter Geist und feuerspeiende Furien sind ein starker Magnet. Ach, Verstand der Abderiten!“ Doch neben den absprechenden Urteilen gab es auch anerkennende aus dem Munde Sachkundiger, die bereits den Wert der Oper voll zu würdigen verstanden. Heute, wo man in der Hauptstadt des Deutschen Reiches schon über die fünfhundertste Aufführung des Don Juan hinaus ist, sind die das Werk verurteilenden Stimmen längst verstummt und die Kritiker, die sie laut werden ließen, längst vergessen, ebenso wie die Gretry, Monsigny und Philodor.

Es liegt die Frage nahe, wie viele Aufführungen die Oper bis zum heutigen Tage erlebt haben mag. Die Antwort darauf ist nicht leicht mit Bestimmtheit zu geben, da die Nachrichten besonders von ausländischen Bühnen über die Anzahl der Aufführungen des Werkes nur spärliche sind. Man greift aber wohl nicht zu hoch, wenn man eine runde Summe von 7000 Vorstellungen annimmt. Davon entfallen allein auf Prag, Wien, Berlin, Frankfurt und Hamburg weit über 2200. Die bedeutendsten Sänger und Sängerinnen aller Nationen haben in den Hauptrollen mitgewirkt. Man müßte stattliche Folianten füllen, wollte man eine ausführliche Geschichte des Don Juan schreiben, in welcher die Oper auf ihren Wanderungen begleitet und die einzelnen Schicksale, welchen sie in den verschiedenen Vorführungen unterlag, erzählt werden. Man würde dabei einer Fülle ernster und heiterer Episoden begegnen. Man braucht zu diesem Zwecke nur einen Blick in die geschichtlichen Aufzeichnungen einzelner Theater zu werfen. Mit einer solchen scherzhaften Episode, die ich Adolf Palms Buche: „Briefe aus der Bretterwelt: Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters“ entnehme, will ich diese Ausführungen über Don Juan schließen:

Es war in den vierziger Jahren, als der Komiker und Baßbuffo August Gerstel die Rolle des Leporello im Don Juan übernahm. Im letzten Akte, als er auf Geheiß seines Herrn ... vor dem Reiterstandbilde des ermordeten Gouverneurs die freventliche Einladung zum Abendessen ergehen lassen muß und im Duette: „Herr Gouverneur zu Pferde“ den steinernen unheimlichen Reitersmann

soeben apostrophierte, befand sich der letztere auf seinem Rosse in einer höchst ungemütlichen Situation, indem er mit jener unwiderstehlichen Reizung kämpfte, die gewöhnlich in einem kräftigen Niesen ein wohlthuendes Finale findet. Als Leporello nun zu der Stelle kommt: „Mein Herr läßt Ihnen sagen, nicht ich, ich würd's nicht wagen," weiß der Komthur sich nicht mehr zu raten und zu helfen, und „hazzi" tönt es vernehmlich vom Pferde herunter. Gerstel stutzt eine Weile, schaut dann ins Publikum und ruft treuherzig: „Zur Genesung!" Der steinerne Gast dankt durch gravitätisches Kopfnicken. Don Juan hat natürlich die größte Mühe, ernst zu bleiben, singt aber seinen Part weiter: „So sprich, was gibt's zu sehen?" worauf Leporello antwortet: „So nickt er mit dem Kopfe und scheint uns zu verstehen." Da kannte der Jubel des Publikums keine Grenzen mehr, der Dirigent klopfte ab und ließ eine Weile vorübergehen, bis sich der Sturm gelegt hatte und die Szene ihren Fortgang nahm.



Weihnachtsbesuch der Großeltern.
Originalzeichnung von C. Schildt.



Die Weisen aus dem Morgenlande. Gezeichnet von Heinrich Hofmann.
(Aus dem Bilderwerk: Kommet zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilandes. Verlag von C. T. Wiskott, Breslau.)

Kadett Vogel.

Ein Seebild von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

In hehrer Majestät, aber zugleich in großartiger Schönheit und Pracht lag der Atlantische Ozean vor den bewundernden Blicken aufgerollt. Er prangte in tiefem Blau, wie der Himmel, der sich über ihm wölbte; goldig glänzend sandte die Sonne ihre Strahlen herab, und nur hier und dort schwammen einzelne Wölkchen wie lichte Segler im Äther.

Jenes langgestreckte Wogen, die Dünung, welche der Sturm oft zu gewaltigen Bergen türmt und gegen die Küsten wälzt, war nicht bemerkbar; nur eine gleichmäßige sanfte Brise strich über das Wasser, die leichten Wellen köpften leise rauschend über und schienen in luftigem Spiele einander zu haschen.

Tropische Wärme erfüllte die Atmosphäre und lockte reges Leben aus der dunklen Tiefe nach oben. In wunderbarem Farbenspiel segelten zahllose Flotten von Quallen über die Fläche des Meeres dahin und auf ihren prismatischen durchsichtigen Luftblasen malte das Sonnenlicht ebensoviele kleine Regenbogen. In nimmer rastendem Zickzackfluge huschten schwarz-weiße Seeschwalben dahin, um kleines Getier zu erhaschen. Silberschimmernde fliegende Fische schwirrten in Scharen hier und dort; unter ihnen blitzten die Schuppen der sie verfolgenden Feinde herauf, des schlanken buntfarbigen Delphins und des plumper gebauten, aber nicht weniger schnellen Bonnit, um die geängsteten Tiere beim Niederfallen zu verschlingen, während hoch oben, fast nur wie ein schwarzer Punkt erscheinend, der Fregattvogel seine Kreise zog, um zu gelegener Zeit aus schwindelnder Höhe wie ein Pfeil herabzuschießen, die größeren Räuber mit seinen starken Fängen zu ergreifen und als willkommene Beute in die Lüfte zu entführen.

Ein Geschwader von drei Kriegsschiffen glitt mit geschwellten Segeln durch die kristallenen Fluten. Eine große Fregatte führte, von ihrem Großtop wehte der Kommodorestander, ein schwarzes Kreuz in weißem Felde, und zwei kleine Korvetten folgten in regelmäßigen Abständen, in schräger Linie rangiert, um unbehindert durch die Takelage die Signale sehen zu können. Das Geschwader war ein preußisches, die Fregatte die bei Eckernförde den Dänen abgenommene „Gefion“, die beiden Miniaturkorvetten „Amazone“ und „Merkur.“ Ich selbst befand mich auf der Gefion, seit längerer Zeit segelten wir im Passat, dem Eldorado der Seeleute, und waren auf einer Reise nach Brasilien begriffen.

Leicht und elastisch schwebten die Schiffe dahin, schlank strebten die Masten empor, symmetrisch bauten sich an ihnen die Raaen auf, und auf den weißen Segeln, gegen welche sich das Tauwerk wie ebensoviele schwarze Linien abhob, spielte das Sonnenlicht. Vor allem aber war es die Gefion, die uns mit Stolz erfüllte, während Offiziere und Mannschaften der kleinen Korvetten mit Neid auf sie schauten. Zu verdenken war es ihnen nicht auf ihren „Spucknäpfen,“ wie wir die Schiffchen zum schweren Ärger ihrer Besatzungen getauft hatten. Wenn ein bißchen See stand, von der wir auf unserm hochbordigen Schiffe gar nichts merkten, dann hatten sie dort gleich schlecht Wetter, Neptun spuckte von allen Seiten hinein und füllte ihnen die Seestiefel von oben voll, während es bei uns schon sehr hart kommen mußte, ehe das Oberdeck naß wurde.

Überhaupt Segelfregatten der alten Zeit, d. h. vor vierzig bis fünfzig Jahren, was waren das für Prachtschiffe, und unter ihnen nahm die Gefion einen der ersten Plätze ein, denn die Dänen verstanden es meisterlich, Schiffe zu bauen. In ihren eleganten Formen und feinen Linien vereinten sich Schönheit, Grazie und Kraft zu einem harmonischen Ganzen. Flüchtig teilte der scharfe Bug die Wellen, wenn sie tändelnd ihn umspielten, aber eben so mutig und siegesbewußt nahm sie den Kampf gegen jene auf, wenn der Sturm sie aufwühlte und ihre Kämme mit donnerndem Brausen überbrachen. In eilendem Laufe vermittelte sie friedliche Botschaften von Ozean zu Ozean, um dann wieder in kühnem Ringen in der Schlacht den Feinden gegenüberzutreten, Donner und Blitz aus ihren Geschützen zu sprühen.

Ja, eine solche Fregatte war die verkörperte Poesie des Seelebens, bevor der den Maschinenschloten entquellende schwarze Rauch sich wie ein Meltau über sie breitete oder die

gepanzerten Kriegsmaschinen der Jetztzeit sie gänzlich in düstere Prosa verwandelten. Daher war es auch erklärlich, daß sie dem Seemanne, der auf ihr die Meere durchfurchte, mit ihr Leid und Freud teilte, an das Herz wuchs, daß sie ihm wie eine traute Geliebte erschien, an die er sich mit tausend Banden gefesselt fühlte, in der er Leben und Bewegung sah, und die er wie ein mit ihm empfindendes Wesen betrachtete.

Und solche Gefühle für das schöne Schiff beseelten auch uns alle, die wir uns auf ihm befanden, fünfhundert Mann, und mit ihm hinausgezogen waren, um die Flagge der jungen preußischen Marine dem Auslande zu zeigen und ihm kundzuthun, daß Deutschland fortan gewillt sei, den ihm gebührenden Anteil an der Herrschaft des Meeres sich zu erobern.

Wir hingen mit wirklicher Liebe an ihm, und jeder that sein Bestes, um auch das Äußere im schönsten Glanze und Schmucke erscheinen zu lassen. Wie das alles blitzte und blinkte vom Top bis zum Kiel, innen und außen, und wie Geschützmannschaften und Topsposten miteinander wetteiferten, um sich gegenseitig den Rang in ihren Arbeitsfeldern abzulaufen! Auf den weißgescheuerten Verdecken war kein Stäubchen zu sehen, auf dem Farbenanstriche kein Fleckchen; in der dunkelbraunen Politur der Kanonen konnte man sich spiegeln, die Messingzieraten strahlten goldig, die Segel standen wie Bretter gestreckt, kein Tau hing lose — genug, alles war vierkant, wie die Matrosen sagen, wenn sie einen besonders guten Zustand von Sauberkeit, Ordnung und Symmetrie bezeichnen wollen.

Wahrlich, wir durften stolz sein auf unsere Fregatte, und wir waren es; wußten wir doch, daß, wenn wir in einen fremden Hafen kamen, uns Tausende kritischer Augen von fremden Kriegsschiffen mustern würden, um abfällige Bemerkungen zu machen, wenn sie etwas zu tadeln fanden, und das durfte nicht sein. Preußische Marine, was wollte die? Niemand hatte zuvor von ihr gehört, und nun wagte sie es, zwischen Flotten zu erscheinen, die hundertjährige Traditionen hinter sich hatten. O, wir kannten solche Reden und hatten sie schon öfter hören müssen, aber trotz allen Suchens fand man nichts, wo man hätte einen Haken einschlagen können, und so mußte man sich den neuen Eindringling schon gefallen lassen, wenn man uns auch über die Achsel ansah. Seit jener Zeit sind fünfunddreißig Jahre verflossen. Damals war jenes kleine Segelgeschwader außer ein paar Dutzend hölzerner Kanonenboote unsere ganze Herrlichkeit. Drei Jahre vorher hatten zwei alte dänische Segelschiffe die gesamte deutsche Küste blockiert, unsern Seehandel völlig lahm gelegt, und jetzt? Die schwarz-weiß-rote Flagge des Deutschen Reiches weht auf allen Meeren; sie schirmt unsern Handel und viele Tausende Quadratmeilen deutschen Kolonialgebietes, und unsere Flotte ist ein Faktor geworden, mit dem auch die größte Seemacht zu rechnen hat, während sie stark genug ist, jeder Blockade und Invasion unserer 150 Meilen langen Küste zu wehren und die ganze Nordflanke unserer Armee zu decken, die sich mit voller Macht gegen Ost oder West wenden kann.

Daß alles so schnell kommen würde, ahnten wir damals freilich nicht, aber wir versäumten auch nichts, um eine rasche Entwickelung der Marine möglich zu machen, und die Offiziere und Mannschaften jener drei Schiffe, welche den späteren Kern und Stamm jener bilden sollten, waren redlich bemüht, sich darauf vorzubereiten, um danach mit Ehren zu bestehen.

Voll genug hatte man das Schiff gepackt. Wir waren mit nicht weniger als zwanzig Offizieren und Beamten in der Messe, und das machte bei der Tropenhitze den engen Raum noch heißer, so daß der Platz unmittelbar unter dem durch das Oberlicht herunterhängenden Windsack ein sehr gesuchter wurde; indessen die Wachthabenden auf dem Deck schwitzten trotz der kühlenden Brise noch mehr als unten, wenigstens solange es hell war. Es ist merkwürdig, daß Vorgesetzte immer mehr sehen als Untergebene, und hätten diese auch die besten Augen, und wenn nun gar zwei von den ersteren auf einen unglücklichen Wachoffizier kommen, dann wird es gar schlimm, und dieser scheint ganz blind zu sein.

Da geht die verflixte Klingel! Ach, der Wachthabende kennt ihren Ton genau und sieht sich verwundert um, ob irgend etwas nicht in Ordnung ist. Bevor er noch einen Überblick gewonnen, erscheint der Läufer des Kommodore. „Herr Leutnant möchten mal zum Herrn Kommodore kommen!" Herr Gott, was ist das nur wieder! Den Armen überläuft es heiß, denn einen Rüffel gibt es, das


Kadett Vogel.

ist sicher. Er winkt dem Unterleutnant vom Verdeck, der zu seiner Vertretung nach hinten eilt, und begibt sich in die Batterie zur Kajütte des gestrengen Oberen.

„Ich muß Sie ersuchen, besser auf das Steuern zu achten, Leutnant N., das Schiff pient strichweise aus dem Kurse, wie sollen die anderen Schiffe dabei ihre Distanz halten? Ich danke Ihnen." Damit ist der Geplagte entlassen und hat seinen Wischer fort. Der Kommodore sitzt ruhig auf seinem Sofa, aber die Kajüttenfenster führen nach hinten, und ein Blick auf das Kielwasser zeigt ihm jede Abweichung vom geraden Kurse.

„Zum Donnerwetter, Steuermannsmaat," ranzt er den beaufsichtigenden Unteroffizier an, „passen Sie besser aufs Steuern oder der Teuf...."

Da unterbricht ihn der aus seiner Kajütte auf das Oberdeck tretende Kapitän. Seine Fenster weisen nach vorn, und wenn er auf dem Sofa sitzt, überschaut er mit einem Blicke das Deck.

„Was liegt der Besen dort mittschiffs, Leutnant N.? Ich kann nicht begreifen, wie Sie solche Unordnung dulden können; wann werden Sie lernen, wie es auf einem Kriegsschiffe aussehen muß?"

Dem Wachthabenden perlt der Schweiß von der Stirn. Der Besen liegt zwar nicht, ebensowenig wie das Schiff strichweise von seinem Kurse abgewichen ist — das sind so kleine Übertreibungen — sondern steht an der Bordwand, und in dem Augenblicke kommt auch schon der Mann, der abgerufen war, zurück, um mit ihm das Deck weiter zu fegen, aber Widerspruch gibt's nicht. Der Wachthabende greift an die Mütze, schluckt den Wischer hinunter und holt ihn dann wieder herauf, um ihn im Kubus an den Bootsmannsmaat der Wache weiterzugeben. Der Kapitän geht in seine Kajütte zurück, und der gehetzte Leutnant läuft auf dem ganzen Deck umher nach Ordnungswidrigkeiten. Kaum ist er herum, so tönt wieder die infame Klingel. In seiner Angst wirft er einen Blick auf den Kompaß — diesmal kann es nicht das Steuern sein, das Schiff liegt genau auf dem Kurse.

„Ich muß Sie doch dringend bitten, Leutnant N., besser darauf zu achten, daß das Tauwerk ordentlich steif geholt wird, Sie wissen, ich liebe es nicht, wenn in den Toppen die Enden alle bummeln wie ein Dieb am Galgen. Ihnen scheint noch immer der seemännische Blick zu fehlen, den ich schon so oft bei Ihnen vermißte. Ich danke Ihnen." Wieder faßt der Wachthabende an die Mütze, aber das Hinunterschlucken macht ihm schon bedeutend mehr Mühe. Nach vielem Suchen mit dem Fernrohr entdeckt er endlich im Großtop ein unglückliches Oberbramgeitau etwas in Bucht hängen — das ist alles, aber der Schweiß läuft ihm stromweise vom Gesicht. Die Kajütte hat nicht nur nach hinten Fenster, sondern auch in ihren seitlichen Ausbauen, den sogenannten Taschen, nach oben, und von dort kann der Kommodore die ganze Takelage übersehen.

Arme Wachthabende, wie wart ihr geplagt! Ich gehörte nicht zu ihnen, sondern that als Flaggleutnant keine Wache und war deshalb viel beneidet, teilweise auch mit Recht, weil ich nicht in solches Kreuzfeuer geraten und auch die Nächte durchschlafen konnte. Wenn man jahrelang die eine Nacht sieben, die andere vier Stunden auf dem Deck hat herumtrollen müssen — o wie haßte ich namentlich die Hundewache von zwölf bis vier, während der alle Uhren zu langsam gehen! — dann weiß man ein Durchschlafen zu schätzen, aber es ist doch nicht alles Gold, was glänzt, und ich hatte auch mein Päckchen zu tragen, das genug drückte und mich oft die Zähne aufeinanderbeißen ließ.

Der Kommodore war ein leidenschaftlicher Schachspieler. Ich verstand diese edle

Kunst auch, und das Unglück wollte, daß der alte Herr Wind davon bekam. Nun war es um mich geschehen. Jeden Abend, den der liebe Gott werden ließ, mußte ich zwei bis drei Partieen an ihn verlieren. Ja nicht einmal Sturmwetter brachte mir Erlösung, denn die infamen Figuren hatten Seebeine, d. h. unten am Fuße Zapfen, welche in Löcher der Felder paßten, so daß sie nicht umfielen, wenn wir auch selbst bei den Schlingerbewegungen, in denen die Gefion gründlich etwas leistete, unsere Beine krampfhaft um die des Tisches schlingen mußten, um nicht selbst Hals über Kopf nach Lee zu rutschen. Das war geradezu eine Raffiniertheit, und man kann sich denken, wie oft ich in dem ganzen Jahre, welches die Reise dauerte, die Zähne aufeinanderbiß, wenn ich einen falschen Zug machen mußte, um nicht zu gewinnen, während ich doch dabei unbefangen aussehen sollte. Dergleichen ist hart für einen jungen Menschen, wenn es auch die Selbstbeherrschung übt, und gern hätte ich einem Kameraden die mir so verhaßte Mittelwache abgenommen, wenn er dafür nur eine Woche lang statt meiner hätte Schach spielen wollen. Gegen neun Uhr war gewöhnlich die Qual zu Ende; wie schnell wünschte ich dann dem durch das stete Gewinnen wohlthuend berührten Kommodore „Gute Nacht," um wenigstens die letzte Stunde — um zehn Uhr mußten alle Lichter gelöscht werden — im Kreise der Kameraden zu plaudern oder noch einen Robber zu riskieren.

Dergleichen beeinträchtigte jedoch keineswegs unsern Humor; in unserer Messe herrschte ein heiterer kameradschaftlicher Ton, und wir lebten vergnügt miteinander. An einer anderen Stelle des Schiffes ging es jedoch noch fideler her, in der Kadettenmesse, welche nicht weniger als fünfundzwanzig dieser zukünftigen Seehelden beherbergte.

Wenn man jetzt auf unsern modernen, namentlich aber auf den Panzerschiffen die Wohnräume der Kadetten betrachtet, dann lassen sie kaum etwas zu wünschen übrig. Hoch, hell, luftig, herrscht in ihnen dieselbe Ordnung und Sauberkeit wie in allen anderen Räumlichkeiten des Schiffes, und ebenso sind sie mit Schränken und entsprechenden Möbeln ausgestattet. Vor dreißig bis vierzig Jahren auf den alten Segelschiffen war das jedoch keineswegs so, und wenn man zurückdenkt, wo und wie damals das junge Volk untergebracht war, so begreift man nicht, wie es unter solchen Verhältnissen sich den sprichwörtlichen Kadettenhumor bewahren konnte; er mußte wohl in einem unerschöpflichen Vorrate überquellenden Jugendmutes und bewunderungswerter Anspruchslosigkeit begründet sein, die man heutzutage vergebens sucht.

Man denke sich unter der Batterie an einer Seite des Zwischendecks ein Gelaß von 7—8 Meter Länge, 4 Meter Breite und $1^3/_4$ Meter Höhe. Luft gab es darin nur so viel wie durch die Luken in das Zwischendeck drang, auf dem außerdem eine Besatzung von 500 Köpfen wohnte, aß und schlief. Mit dem Lichte stand es nicht besser. Außer einem Schimmer durch die geöffnete Thür kam es von außen durch zwei runde Löcher in der Bordwand von 20 Zentimeter Durchmesser, die sogenannten Ochsenaugen. Da diese Öffnungen aber ganz nahe über der Wasserlinie lagen, mußten sie schon bei geringen Bewegungen des Schiffes, also in See fast immer, vermittelst starker Glaslinsen geschlossen werden, durch welche so wenig Helligkeit drang, daß nur eine ewige Lampe, gewöhnlich mit zerbrochener Glocke oder dito Cylinder, den Raum bewohnbar machte.

Ein schwerer, mit den Füßen festgeschraubter Eichentisch, um den ebenso solide Bänke liefen, sowie Regale an den Wänden bildeten das ganze Mobiliar, füllten dabei aber gleichzeitig die Messe so aus, daß für jeden der Kadetten, selbst wenn ein Viertel von ihnen oben die Wache hatte, eigentlich nur ein Sitz vorhanden und es für den Steward keine kleine Aufgabe war, sich bei den Mahlzeiten hinter den Bänken mit den Schüsseln durchzuklemmen.

An den Wänden und auf den Regalen erblickte man eine wunderbare Sammlung der verschiedenartigsten Dinge. Bücher und Haigebisse, Instrumente und Vogelbälge, Rapiere und Südwester, Kalkpfeifen, Bilder und frisch eingeschmierte Seestiefel, alles im genialsten Durcheinander und ein sprechender Beweis dafür, daß nicht nur viele geduldige Schafe in einen Stall gehen, sondern noch viel mehr der ungleichartigsten Sachen sich in einer Kadettenmesse verstauen und unterbringen lassen, sei diese auch noch so klein.

Freilich, wo sollten die armen jungen Kerle auch hin mit ihren Sachen! Jetzt hat jeder außer der Seekiste noch einen geräu=

migen Schrank; damals waren sie nur auf eine der ersteren angewiesen von drei Fuß Länge und zwei Fuß Breite und Höhe, in der sie nicht allein für ihre Kleider, Wäsche und sonstige Habe, sondern auch noch für das Waschgeschirr Platz finden mußten. Diese Kisten standen draußen im Zwischendeck und waren dort festgemacht, aber wenn das Schiff einmal im Sturme hart arbeitete, dann kam es auch vor, daß sie losbrachen, und wenn sich gleichzeitig etwa eine Sturzsee durch die Luken nach unten ergoß, so segelten und kreuzten sie auf dem dunklen Deck in gefährlicher Weise umher, fügten sich selbst und den Schienbeinen der Menschen schwere Havarieen zu, und waren sie endlich mit Lebensgefahr wieder eingefangen, dann fand ihr Besitzer den Inhalt durcheinandergewühlt und von Salzwasser durchweicht.

Einmal läßt man sich so etwas gefallen, aber jahrelang unter solchen Verhältnissen zu existieren, und, wenn man durchnäßt und halb erfroren von Wache kommt, nur in einem Loche ohne Luft und Licht einen beengten Platz zu finden, jeden Komfort zu entbehren, den Hunger mit brandsalzigem Pökelfleisch, harten Erbsen und noch härterem Schiffszwieback stillen zu müssen, weil in Kadettenmessen naturgemäß stets schlecht gewirtschaftet, in den Häfen gut gelebt, aber dafür auf See bei Schmalhans zu Gaste gegangen wird — dazu gehört wirklich ein hoher Grad von Anspruchslosigkeit.

Wie schon bemerkt, ist das jetzt alles ganz anders. Schöne Räume, Platz genug, um alle Sachen bequem unterzubringen, sind vorhanden, und auch mit der Verpflegung hat es sich sehr gebessert, da der erste Offizier scharfe Kontrolle über die Messerechnungen hält, aber in anderer Weise sind die heutigen Kadetten doch schlimmer daran als ihre lustigen Kameraden von damals. Vor vierzig Jahren auf den alten Segelschiffen lagen die Verhältnisse sehr einfach. Das theoretische Wissen der Seeoffiziere war kein übermäßig großes und praktische Seemannschaft die Hauptsache, die kein Bücherstudium erfordert. Unsere neuen schwimmenden Kriegsmaschinen, auf welche man den Namen Schiff kaum noch anwenden kann, sind jedoch so kompliziert, daß der gescheiteste Seemann sich kaum darin zurechtfinden, geschweige denn sie in allen Teilen beherrschen kann. Um alle diese Maschinerieen nur einigermaßen zu verstehen, müssen jetzt die armen Kadetten so viel lernen, ihren Kopf mit so viel höherer Mathematik, Physik, Chemie, Schiffsbau, Maschinenbau, Hydraulik, Mechanik, Elektrotechnik und wie die „niks“ und „liks“ alle heißen, vollfüllen, daß sie vor Angst nicht wissen, wo sie hin sollen. Luft und Licht besitzen sie jetzt in ihren Messen, auch einen ganzen Teil Komfort, der ihren Kameraden von damals unbekannt war, aber dafür haben sie an Humor eingebüßt. Kadettenstreiche sind ein überwundener Standpunkt, es fehlt die Zeit dazu, welche den unsrigen auf der Gefion noch genügend zu Gebote stand.

Sie gingen in drei Abteilungen Wache, und wenn ihnen auch nach vier Stunden anderweitiger Dienst zufiel und sie dabei scharf angefaßt wurden, blieben ihnen immer noch zwölf Stunden Freizeit für Schlaf und Erholung, und diese wurden gehörig ausgenutzt. Zwei Dutzend junge Menschen von fünfzehn bis achtzehn Jahren konnten schon etwas leisten in losen Streichen, wenn die Zügel der straffen Schiffsdisziplin in der Messe gelockert waren, namentlich aber, wenn ein Tonangeber da war wie Kadett Vogel, der es meisterlich verstand, die Funken jugendlichen Übermutes zu hellen Flammen anzufachen, dessen erfinderischer Kopf jeden Tag einen neuen Streich ausheckte und trotzdem sich gewöhnlich aus der Schlinge zu ziehen wußte, wenn es sich darum handelte, den Urheber ausfindig zu machen, oder der doch wenigstens mit einer gelinden Strafe davonkam, weil ihm seine Vorgesetzten schließlich nicht böse sein konnten. Bei allem Unsinn, den er machte, hatte er sonst das Herz auf dem rechten Flecke, war ein schneidiger junger Kerl und versprach, ein ganz besonders tüchtiger Offizier zu werden, wenn er sich erst die Hörner abgelaufen. Da er auch körperlich der stärkste von seinen Kameraden war, übte er eine unbestrittene Autorität über sie, und wehe dem, der sich derselben nicht hätte fügen wollen. Natürlich hatte er sich auch das Amt des Messevorstandes angemaßt, um diejenigen Speisen auf der Tafel erscheinen zu lassen, die er selbst am liebsten aß, unbekümmert darum, ob sie den anderen schmeckten oder ob sie eine abschreckende Bresche in die Messekasse legten. Wenn der Tafelgeldervorschuß sein Ende gefunden, dann gab es einfach so lange Schiffskost, bis die Schuld abgetragen war und der Zahlmeister wieder

eine Summe vorstrecken durfte: Seeluft zehrt, und an Appetit fehlte es nicht, selbst bei harten Hülsenfrüchten und noch zäherem Salzfleische.

Heute hatte es Erbsen gegeben, aber es war nur ein schwacher Angriff auf sie gemacht. Vogel stand sich mit dem Zahlmeister gut, der bei den Offizieren Messevorstand war, und hatte es fertig gebracht, ihn um zwei geräucherte Schinken anzuborgen. Sie wogen zusammen wohl dreißig Pfund, aber es waren nur die blanken Knochen übrig geblieben. Die gute Mahlzeit hatte auf die Stimmung gewirkt, denn mehr als einmal erschien ein Abgesandter des ersten Offiziers: „die jungen Herren möchten sich größerer Ruhe befleißigen.“ Nur Vogel war nachdenkend geworden; die Schinken hatten ihm offenbar eine neue Idee eingegeben, der er jetzt nachhing. Dann winkte er Fritz zu sich und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Fritz war Kadettensteward und die rechte Hand von Vogel, wie er ein Berliner Kind, gerieben, mit einer sogenannten „koddrigen Schnauze“ begabt, sonst aber für die Kadetten unbezahlbar. Er borgte ihnen Geld, besorgte Liebesbriefe für sie am Lande, verkaufte oder versetzte diskreterweise die von ihnen zeitweise als überflüssig angesehenen Kleidungsstücke, Uhren, Instrumente ꝛc. an Juden, wusch Handschuhe, Kragen und Manschetten, ja plättete sie auch, wenn Not an Mann war — genug, Fritz war ein Allerweltskerl, machte sich den jungen Herren unentbehrlich und stand sich nicht schlecht dabei. Da die Einkäufe für die Messe alle durch seine Hand gingen, so summten sich die Marktgroschen in erfreulicher Weise an. Doch er sammelte diese nur im Interesse der Kadetten selbst. Woher hätten letztere wohl auf den monatelangen Reisen alle die kleinen notwendigen, nützlichen und angenehmen Dinge nehmen sollen, wie Zigarren, Chartreuse, Rum zu einem Geburtstagsgrog — man bedenke nur, wieviel Familiengeburtstage fünfundzwanzig Kadetten zu feiern hatten, um sich nicht Mangel an Pietät zum Vorwurf machen zu lassen — Papier, Federn und dgl., wenn nicht Fritz ein kleines Kapital geschaffen, um ausreichende Vorräte von jenen Gegenständen zu halten und sie mit bescheidenem Nutzen den jungen Herren abzulassen!

Fritz nickte auf Vogels Bemerkung verständnisvoll und verschwand in seinem neben der Messe liegenden dunklen Anrichteraume, während Vogel wieder in alter Weise an der Unterhaltung teilnahm und sie bald beherrschte, bis es vier Glock (zwei Uhr) schlug, die Pfeifen des Bootsmanns und seiner Maate in die Luken hinunterschrillten und die Kadetten mit schmerzlichen Seufzern die Messe verließen, um sich an Deck zu begeben und dort zwei Stunden lang von dem Leutnant des Seebataillons mit Gewehr exerziert zu werden — bei dreißig Grad Celsius.

Aber auch das wurde überstanden wie schon so vieles andere, und dann stürmte das junge Volk in die Messe hinunter, um sich in Ermangelung von Bier an Kaffee zu laben, wenn er auch in Anbetracht, daß heute der letzte des Monats war, nicht sehr kräftig ausfiel — siebzehn Bohnen achtzehn Tassen.

Der Dienst war vorbei, das Vergnügen konnte beginnen, und bald saß man mitten darin, so daß niemand sein eigenes Wort verstehen konnte. Da steckte Fritz gegen fünf Uhr seinen Kopf durch die Thür. „Es sind Delphine und Bonniten vor dem Bug“ meldete er und gab dabei Vogel mit dem linken Auge einen Wink. Hui! wie das wirkte, alles sprang in die Höhe, um an Deck zu kommen. Fische harpunieren, das zog; nicht allein des Fangens wegen, sondern auch wegen des ewigen Salzfleisches. „Halt!“ übertönte Vogels Stimme den Lärm, „wartet noch einen Augenblick, ich habe noch eine Überraschung für euch, die Fische laufen euch nicht fort. Fritz, bring einmal her.“

Zum freudigen Erstaunen aller erschien der Gerufene mit einem Viertelhundert Zigarren, um sie den überraschten Kadetten anzubieten.

„Hallo!“ riefen sie durcheinander, „was ist das, wo kommen die her? Seit vierzehn Tagen haben wir nur gehört, es sind keine mehr da!“

„Ich hatte Beschlag darauf gelegt,“ klärte Vogel die Verwunderten auf, „es sind Ersparnisse aus der Messekasse, morgen ist der Erste, dann bekommen wir wieder Vorschuß, und das mußte gefeiert werden.“

„Hurra, Vogel!“ stimmte die ganze Gesellschaft an und eilte mit den Zigarren nach oben, um Delphine zu harpunieren und nach langer Zeit einmal wieder zu rauchen, was nur auf dem Verdeck gestattet war. Die Zigarren gehörten zwar zu den stinkadores canailleros cum infamia, den sogen. Sturm=

zigarren, nur bei doppeltgerefftter Marssegelsbrise rauchen; ein guter Seemann kühlte und oben im Top zu rauchen, aber für Kadetten, die acht Wochen in See sind, kommt es nicht darauf an, und Vogels Hauptzweck war ja auch nur, die Kameraden eine halbe Stunde auf dem Deck zu halten für den Fall, daß die von Fritz erfundenen Delphine sich in der Zeit nicht vor dem Bug zeigen sollten.

Die beiden, welche allein in der Messe zurückgeblieben, schauten sich mit Augurenblicken an.

„Alles klar?“ fragte Vogel. „Zu Befehl,“ lautete die Antwort, „und die Luft ist rein. Die Offiziere essen, und die Mannschaft ist an Deck, um nach den Delphinen auszugucken, die ich gesehen habe,“ fügte er verschmitzt lachend hinzu.

„Dann ist's Zeit, mach schnell!“ mahnte Vogel, verließ die Messe, ging in die Batterie hinauf und schlenderte in derselben langsam nach vorn. Fritz folgte ihm mit verschiedenen Dingen belastet auf der anderen Seite, und beider Schritte richteten sich nach dem Schweinestalle, der sich hinter der Kombüse befand. Sie erreichten ihn unbemerkt; es war niemand in der Batterie und alles an Deck geströmt, um den Fischfang anzusehen. Fünf halberwachsene Stück Schwarzwild zierten den Stall. Während Vogel ihnen die vom Mittag übriggebliebenen und von Fritz herbeigeschleppten Erbsen in den Trog schüttete und die wie alles Vieh an Bord sehr zahmen Tiere am Kopfe kraute, um ihr Behagen noch zu erhöhen, machte sich letzterer an ihren Hinterbeinen zu schaffen. Darob erfolgte zwar verschiedenes Grunzen, leises Quieken und Kräuseln der Schwänze in den verzwicktesten Figuren, aber die Erbsen schmeckten gar zu gut, und so ließen sie es sich auch ohne energischen Widerstand gefallen, daß Vogel jedem derselben etwas über den Kopf streifte.

„Klar?“ fragte dieser dann seinen Adjutanten.

„Klar bis auf den Schwamm!“ erwiderte dieser, während er in die Kombüse sprang, dort einen Augenblick die Feuerthür öffnete und dann wieder ebenso geschwind im Schweinestalle erschien, um noch eine andere kleine Manipulation vorzunehmen.

Der zuschauende Vogel nickte befriedigt und steuerte dann mit den Händen in der Tasche zur Vorluke, stieg die Treppe hinauf und mischte sich auf dem Oberdeck unvermerkt unter die Kameraden, die noch immer aufmerksam auf die Wiederkunft der Delphine warteten, dabei aber nach Kräften an den Sturmzigarren sogen.

Fritz dagegen richtete, nachdem er noch die Stallthür geöffnet, seine Schritte nach hinten und verschwand, ebenfalls von niemand gesehen, unter Deck und in dem dunklen Verließ, das an Bord den Anrichteraum für die Kadetten darstellte.

Wenige Augenblicke später tauchte der Stabswachtmeister aus dem Zwischendeck in der Batterie auf. Dieser Unteroffizier versieht den Polizeidienst an Bord und ist so eine Art ewiger Jude, der sich beständig auf der Wanderschaft befindet und die Augen in allen Winkeln umherschweifen läßt, ob er nicht irgendwo etwas Ungehöriges entdecken kann. Er fand die Batterie leer und wollte schon wieder in seine Unterwelt hinab, da das Zwischendeck seine eigentliche Sphäre ist, als er plötzlich sich emporreckte und mit seiner großen Nase nach allen Kompaßstrichen emsig schnüffelte. Da war etwas unklar — er verspürte Brandgeruch, namentlich in der Nähe der Kombüse. Ein paar Schritte seiner langen Beine brachten ihn zur Vorluke; er steckte den Kopf durch dieselbe an Deck und rief mit Stentorstimme nach dem Koch, der ebenfalls auf die Delphine wartete.

„Hallo!“ erwiderte dieser auf den Ruf, „was ist los?“

„Komm einmal schnell herunter in deine Kombüse,“ gab der Stabswachtmeister zur Antwort, „da ist etwas nicht in Ordnung. Es riecht brandig.“

Bestürzt sprang der Koch nach unten. Wenn wirklich etwas brannte, trug seine Unvorsichtigkeit die Schuld, und er hatte strenge Strafe zu gewärtigen. Ein Teil der Umstehenden, welche die Zwiesprache vernommen, drängte sich ihm nach, und bald thaten einige zwanzig Nasen ihr Bestes, um die betreffende Stelle ausfindig zu machen. Kein Zweifel, irgendwo schwelte etwas, der Geruch wurde immer bemerkbarer und die Sache ernst — Feuer an Bord, das ist keine Kleinigkeit.

„Hier beim Schweinestall ist es sehr stark!“ rief ein Matrose, „es muß hier in der Nähe sein.“

Die Leute drängten sich herbei, der lange Stabswachtmeister mit kühn geschwungener

Nase voran. In diesem Augenblicke stieß das größte der Schweine plötzlich einen so durchdringenden Schrei aus, daß die eifrig Suchenden erschreckt zusammenfuhren. Die fünf Stück Schwarzwild aber fuhren wie auf Kommando mit den Köpfen hoch aus dem Trog und quiekten und grunzten um die Wette. Erstaunt blickten die Matrosen auf die Tiere, deren jedes einen sonderbaren Zierat um den Hals trug, der ihnen ein höchst komisches Aussehen verlieh. Bevor sie aber noch ein Wort äußern konnten, ertönte aus nächster Nähe das laute Klingeln einer Glocke, sämtliche Schweine stürzten wie ein Knäuel unter wildem Geschrei durch die offene Stallthür in die Batterie, fuhren dem Stabswachtmeister zwischen den Beinen durch, so daß er regelrecht kenterte, und bahnten sich, als seien sie vom Teufel geritten, unter beständigem ohrzerreißenden Quieken und Glockenklingeln einen Weg durch die übrigen Leute. Ein halbes Dutzend von ihnen rannten sie über den Haufen und rasten wie ein Rattenkönig nach hinten durch die Batterie, um dort plötzlich spurlos zu verschwinden, während die Leute wie erstarrt der unerklärlichen Erscheinung nachschauten.

Wenige Augenblicke später drang jedoch ein großes Hallo aus der hinteren Luke herauf, und der erste Offizier kam barhäuptig und rot vor zorniger Erregung die Treppe heraufgeflogen.

„Stabswachtmeister!" donnerte seine Stimme die Batterie entlang.

„Herr Leutnant," antwortete dieser kleinlaut, der sich kaum von seinem Sturze wieder erhoben und jetzt die schmerzenden Glieder reibend nach hinten humpelte.

„Zum Donnerwetter!" ranzte ihn der erste Offizier an, „was ist das wieder für eine verfluchte Wirtschaft mit den Schweinen — wer hat das infame Viehzeug aus dem Stalle gelassen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Unteroffizier mit schmerzverzerrten Zügen. „Ich kam vor wenigen Minuten in die Batterie, roch etwas Brandiges bei der Kombüse, rief den Koch, um die Sache zu untersuchen, als plötzlich die Bestien wie wahnsinnig aus dem offenen Stalle vorbrachen, mich und noch andere über den Haufen warfen und nach hinten rasten."

„Jetzt sind sie in der Messe. Schicken Sie Leute hinunter, um sie wieder einzufangen," befahl der erste Offizier. „Das ist ganz bestimmt wieder ein nichtsnutziger Kadettenstreich," fügte er ingrimmig hinzu.

„Es war niemand in der Batterie," äußerte der Stabswachtmeister, „die Kadetten sind alle vorn auf der Back und rauchen."

„Ach, lehren Sie mich die Kadetten kennen," erwiderte der Vorgesetzte, dessen Zorn jedoch bei dem Gedanken schon etwas zu verrauchen begann. „Da steckt unbedingt Vogel dahinter, aber nur schnell Leute in die Messe."

Der Stabswachtmeister jagte ein halbes Dutzend Matrosen nach hinten und roch dann auf das eifrigste weiter. Bei der Kombüse hatte sich jetzt der Brandgeruch völlig verloren, jedoch spürte ihn die gewiegte Nase weiter nach hinten und sehr intensiv, als er sich der letzten Batterieluke näherte. In dem Kopfe des Unteroffiziers begann es plötzlich zu dämmern; das hing mit den Schweinen zusammen — der erste Offizier hatte doch wohl recht; da war wieder irgend ein toller Kadettenstreich ausgeheckt!

In diesem Augenblicke erschien das quiekende Schweinebündel an der Oberfläche. Die Matrosen transportierten es die Treppe herauf, und der Stabswachtmeister nahm es in Empfang. Es war in die Luke wie in eine Theaterversenkung und die Treppe hinunter, dann durch die unmittelbar daneben befindliche offene Thür in die Offiziersmesse gestürzt, hatte durch sein urplötzliches Erscheinen und sein unqualifizierbares Benehmen die ganze Tischgesellschaft in eine fabelhafte Aufregung gesetzt und war unter den Tisch geflohen, wo es schnaufend, grunzend und dann und wann noch klingelnd Posto gefaßt, bis es von den Matrosen hervorgeholt wurde.

Jetzt klärte sich der bis dahin unbegreifliche Vorfall auch schnell auf; die Offiziere brachen in ein helles Gelächter aus und selbst die strengen Züge des ersten Offiziers erheiterten sich. Er hatte richtig geahnt und kannte seine Pappenheimer. Die fünf Borstenträger waren durch eine dünne Leine mit den Hinterbeinen aneinandergefesselt, dem größten jedoch noch eine Klingel angehängt und außerdem an der Spitze des krampfhaft geringelten Schwänzchens ein dünner Draht mit brennendem Feuerschwamm befestigt worden. Daher der plötzliche Schmerzensschrei, als das Feuer den Schwanz erreichte.

Unter größter Heiterkeit lösten die Matrosen die Bande der geängsteten Tiere und brachten sie in ihren Behälter zurück, wo sie sich bei dem Reste des so gewaltsam unterbrochenen Erbsenmahles von dem ausgestandenen Schrecken erholten.

Der Stabswachtmeister ließ ihnen jetzt auch die Zieraten vom Halse abnehmen und sich einhändigen.

O weh, Vogel! Diesmal warst du bei aller Schlauheit doch gründlich hereingefallen! Es waren Kragen à la Marie Stuart, höchst kunstvoll von Fritz gekniffst, aber als der Stabswachtmeister sie auseinanderfaltete, da fand er blaue Pappdeckel und auf einem derselben stand groß und breit zu lesen: „Navigationsheft — Seekadett Vogel!" Fritz, Fritz, wie konntest du auch so unvorsichtig sein!

Der Unteroffizier übergab das corpus delicti dem ersten Offizier.

„Dachte ich es mir doch," sagte dieser, der sich inzwischen wieder zu Tisch gesetzt, aber die Sache schon bedeutend milder ansah, „es konnte kein anderer sein. Wo ist Vogel?" fragte er dann weiter.

„Soviel ich weiß, hat er Wache als Signalkadett, Herr Leutnant," erwiderte der Gefragte.

„Gut, nach Tische werde ich mir ihn vornehmen."

Vogel ahnte inzwischen noch nichts von dem drohenden Unheil, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Als er unverdächtig das Verdeck erreicht, hatte er sich einige Augenblicke unter die Kameraden gemischt, einige schlechte Witze mit ihnen gemacht, dann war er aber nach der Kampanje geeilt, um dort den wachthabenden Kadetten aufzufangen, der schon eine Viertelstunde lang vergebens auf Ablösung harrte und mit regstem Neide die Kameraden auf der Back rauchen und sich amüsieren sah. Natürlich wagte er Vogel trotzdem nichts zu sagen; auf der Mittelwache hätte sich sonst wahrscheinlich plötzlich auf unbegreifliche Weise das Fußende seiner Hängematte vom Haken gelöst und er sich auf dem dunklen Deck wiedergefunden, oder er wäre aus den schönsten Träumen von Cremetorte und dergleichen durch einen Kaltwasserstrom erweckt worden, der sich ebenso rätselhaft über sein Gesicht ergossen hätte.

Als Vogel eben die Wache übernommen, schlug ein eigentümliches Geräusch an sein lauschendes Ohr. Das Quieken und die Klingel sagten ihm, daß sein Streich gelungen, wenn ihm auch noch nicht die ganze Tragweite desselben bekannt war. Sein Mund verzog sich zu einem befriedigten Lächeln, aber er drehte schnell das Gesicht nach hinten und ergriff den Oktant, um mit lobenswertem Diensteifer die Mastenwinkel der beiden nachfolgenden Korvetten zu messen und durch aufmerksame Vergleichung mit einer in seinem Taschenbuche enthaltenen Tabelle zu sehen, ob eine derselben etwa nicht genau auf ihrem Posten sei. Jetzt wandte er sich eiligst zu dem auf dem Hinterdeck auf und ab schreitenden wachthabenden Offizier. „Der Merkur ist fünfzig Schritt zu weit zurück," meldete er, indem er in strammer Haltung salutierend an die Mütze griff. Oh, er paßte verdammt gut auf seinen Dienst, der Kadett Vogel, das mußte man ihm lassen. „Ich danke Ihnen," erwiderte der Angeredete, „machen Sie Signal Nr. 13!"

Vogel gab den bereitstehenden Signalgästen einen Wink, „Merkur, Schiff ist nicht auf seinem Posten!" Mit geübter Hand nahm der Signalunteroffizier die zu kleinen Ballen aufgewickelten Flaggen aus dem numerierten Kasten und reichte sie den Matrosen, um sie an die Flaggleine zu knebeln. Nach wenigen Sekunden flogen sie am Kreuztop in die Höhe, um sich oben an dessen Spitze zu entfalten.

Drüben wurde scharf ausgeguckt; unmittelbar danach zeigte der „Merkur" den Antwortswimpel „Verstanden." Man hörte auf ihm das Whi! Whi! der Bootsmannspfeife, Matrosen enterten in die Masten, und es wurden Leesegel gesetzt, um dem Schiffe mehr Fahrt zu geben und es auf den ihm angewiesenen Platz in der Segelordnung zurückzubringen.

Auf der Gefion ging das Signal wieder herunter; auf halber Höhe wehte jedoch die Spitze des einen Wimpels in einen Block und war, ohne zu zerreißen, vom Deck aus nicht wieder frei zu bringen. Vogel schickte einen der Signalgäste hinauf, um den Wimpel zu klaren, und derselbe enterte schleunig nach oben. Als der Kadett sich umdrehte, fiel jedoch sein Auge auf den ersten Offizier, der in diesem Momente auf der Kampanje erschien und ihn mit dem Finger zu sich winkte. Vogel durchfuhr es eigentümlich; in dem Gesichte des gefürchteten

Vorgesetzten lag etwas, das ihm gar nicht gefallen wollte.

„Zu Befehl, Herr Leutnant," sagte er, als er mit der Hand an der Mütze vor ihn hintrat.

„Wie kommen Sie dazu, solchen verdammten Unsinn mit den Schweinen zu machen und dadurch das ganze Schiff in Aufruhr zu bringen?" fragte dieser, indem er den Delinquenten scharf anblickte.

Letzterer wagte nicht zu leugnen, die Frage wurde zu direkt gestellt, und auf irgend eine Weise mußte die Sache an den Tag gekommen sein. Er schlug verlegen die Augen zu Boden und stand schweigend.

„Nun, meine Geduld mit Ihren Streichen hat ein Ende," sagte nach kurzer Pause der erste Offizier in strengem Tone, „und ich werde dafür sorgen, daß es der letzte ist. Ich sehe, ich habe Sie bis jetzt immer noch zu milde behandelt, aber diesmal werde ich Ihnen zeigen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Sie erhalten dafür zunächst ..."

Die Strafrede wurde plötzlich durch einen Aufschrei unterbrochen. Wie ein Schatten sauste etwas von oben durch die Luft hernieder und ein Aufklatschen auf das Wasser tönte außenbords herauf.

„Mann über Bord," rief Vogel, indem er die in der Nähe befindliche Rettungsboje über Bord warf. Der zum Klaren des Wimpels hinaufgeschickte Signalgast war im Stengemaat ausgeglitten und heruntergestürzt.

Der Schreckensruf alarmierte die ganze Mannschaft.

„Steuerbord Kutter klar!" gab sofort der erste Offizier das Kommando. „An die Backbords-Großbrassen; Ruder in Lee!"

Mit Windeseile stürmten die Matrosen auf ihre Posten — galt es doch das Leben eines Kameraden. Die für solche Fälle auf jeder Wache abgeteilte Rettungsmannschaft sprang zu ihrem Boote, die übrigen zu den Brassen, um die Großraaen gegen den Wind zu stellen und das infolge der Ruderwirkung anluvende Schiff zum Stillstande zu bringen. Auch auf den beiden Korvetten hatte man den Mann fallen sehen und vollführte dieselben Manöver, um ihm Hilfe zu bringen.

Vogel war auf die Verschanzung geklettert, um den Verunglückten im Auge zu behalten und dem nacheilenden Boote die Richtung angeben zu können. Er sah den Mann ganz nahe bei der Boje wieder auftauchen, aber er ergriff dieselbe nicht, sondern trieb bewegungslos an der Oberfläche — er mußte durch den Fall die Besinnung verloren haben.

Wenn das Manöver auch auf das schnellste ausgeführt wurde, konnte der Kutter vor den nächsten Minuten nicht an Ort und Stelle sein. Der Kadett sagte sich, daß der Mann bis dahin wieder gesunken und verloren sein würde. Unter diesem Eindrucke folgte er ohne Besinnen nur der Eingebung seines Herzens, schleuderte mit Blitzesschnelle Jacke und Mütze von sich, sprang über Bord und schwamm mit mächtigen Stößen auf den Matrosen zu. Wie er aber gefürchtet, sank dieser sehr bald, und Vogel mußte tauchen, um ihn wieder aus der Tiefe heraufzuholen.

Auf der Kampanje der Gefion hatten sich inzwischen alle Offiziere versammelt, die das Ereignis an Deck gerufen, und erwarteten in ängstlicher Spannung das Wiederaufkommen des kühnen Kadetten. Der Kutter war schon unterwegs, unter den kräftigen Riemenschlägen seiner Besatzung sauste er förmlich durch das Wasser, aber trotzdem blieb es fraglich, ob er schnell genug zur Stelle sein würde, um einen oder beide zu retten.

„Mein Gott, ich fürchte ein Unglück," äußerte der Kommodore gepreßt, „er bleibt zu lange unten."

Der erste Offizier hatte sein Auge scharf auf den Punkt gerichtet, wo Vogel niedergegangen war, doch seine Züge verrieten keine besondere Besorgnis. „Er wird gleich aufkommen," sagte er, „ich weiß, daß er ein vorzüglicher Schwimmer ist und wie eine Ente taucht. Aber der Mann wird schon ziemlich tief gesunken sein — doch da ist er ja schon," rief er freudig aus, als sich jetzt ein dunkler Gegenstand an der Oberfläche zeigte. „Ich wußte es ja, Unkraut vergeht nicht," fügte er lächelnd hinzu.

Ein vielhundertstimmiges Hurra der Kopf an Kopf an der Verschanzung gedrängten Mannschaft bestätigte seine Worte. Der Kadett hob sich über Wasser, der Körper des Matrosen ruhte auf seinen Schultern, doch trotz der schweren Last strich der junge kräftige Schwimmer rüstig mit ihr aus und auf die Boje zu. Sehr bald hatte er sie erreicht und streifte sie über den Oberkörper des Verunglückten, so daß dieser dadurch über Wasser gehalten wurde. Erst dann dachte er

an sich selbst und legte die eine Hand auf die Boje, um zu ruhen und sich etwas von der gewaltigen Anstrengung zu erholen.

Inzwischen langte auch der Kutter an. Er nahm zuerst den noch immer bewußtlosen Verunglückten auf; als jedoch einige Leute auch Vogel hineinhelfen wollten, der sich am Boote festhielt, gab derselbe sich plötzlich einen so gewaltigen Schwung nach oben, daß er wie ein Gummiball und fast über die Köpfe der Helfenden fort in das Boot sprang und diese durch seine turnerische Kraftleistung in das höchste Erstaunen setzte. Unmittelbar darnach riß er aber die schwere eiserne Steuerpinne vom Ruder und führte damit aus aller Kraft einen Hieb nach außenbords. „Warte, Kanaille, dir werde ich es besorgen!" rief er aus. Im selben Augenblicke hob sich ein dunkler Körper über die Oberfläche, fuhr krachend auf das Wasser nieder, und eine Wolke von Gischt spritzte über das Boot. Die Besatzung stand vor Schrecken wie erstarrt, nur Vogel blickte neugierig der unheimlichen Erscheinung nach. „Das nenne ich rechtzeitig klargeschlippt," sagte er lachend und setzte sich unbefangen auf eine Ruderbank, während die Leute noch immer wie unter einem Banne standen. Ein mächtiger Hai war aus der Tiefe heraufgeschossen, der Kadett hatte ihn kommen sehen — daher jener Meistersprung in das Boot. Die eiserne Pinne war mächtig auf den Schädel niedergefahren und mußte, nach dem Gebaren des Unholds zu schließen, dessen Schwanz das Wasser gepeitscht, gut getroffen haben.

Nach wenigen Minuten legte der Kutter längsseit der Fregatte an. Der erste Offizier stand am Fallreep und empfing Vogel, der gewandt die Sturmleiter hinaufkletterte.

„Sie hatten es vorhin so eilig," redete er ihn mit wohlwollendem Lächeln an, „daß Sie mich gar nicht ausreden ließen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie zunächst acht Tage wachfrei sind und nach Ankunft in Rio noch acht Tage Urlaub haben können, wenn Sie wollen. Außerdem will der Kapitän Sie zur Rettungsmedaille eingeben. Nun, ein Windhund sind Sie zwar, aber Sie haben sie sich redlich verdient," und dabei drückte er ihm warm die Hand.

Vogel lachte über das ganze Gesicht. Acht Tage wachfrei und acht Tage Urlaub, dabei außerdem noch Aussicht auf die Rettungsmedaille und nebenbei vom Schweinebündel keine Rede mehr — das war ja eine wahre Überfülle von Glück, wie sie in den Annalen seines Lebens noch nicht annähernd dagewesen, und sie überwältigte ihn so, daß er seinen Dank nur zu stammeln vermochte.

„Herr Kadett Vogel möchten einmal zum Herrn Kommodore kommen," meldete ein Bootsmannsmaat, und stolz erhobenen Hauptes schritt jener, dem Befehle folgend, auf die Kampanje zu.

„Sie sind ein braver junger Mann," sagte der Kommodore, ihm in Gegenwart des Kapitäns und der Offiziere die Hand reichend. „In meinem und der Besatzung Namen danke ich Ihnen herzlich für Ihre heldenmütige That, die hoffentlich durch die Wiederbelebung des geretteten Mannes noch gekrönt werden wird. Sie versprechen ein tüchtiger Offizier zu werden, und ich werde nicht verfehlen, dem Oberkommando von Ihrem Verhalten Meldung zu machen. Jetzt jedoch ziehen Sie sich um, und ich werde mich sehr freuen, Sie heute bei mir bei Tische zu sehen."

Vogel strahlte bei dem reich gespendeten Lobe des sonst damit so sparsamen Vorgesetzten und nahm ganz verwirrt die Glückwünsche des Kapitäns und der Offiziere entgegen. In der Kadettenmesse aber wurde er mit endlosem Jubel empfangen, und die Blicke der Mannschaften folgten ihm mit Bewunderung. Er hatte sein Leben in die Schanze geschlagen, um einen der Ihrigen zu retten, und so etwas vergißt der Matrose nicht. Schließlich kam auch Fritz, um seinem Herrn und Meister frischgeplättete Kragen und Manschetten für das Diner zu überreichen. „Glück haben wir aber doch gehabt," meinte er, „unter vierzehn Tagen Mittelarrest wäre es diesmal nicht abgegangen, der erste Offizier war schrecklich erbost."

„Du hast recht, Fritz," erwiderte der Unverbesserliche, „das nächste Mal müssen wir vorsichtiger sein." Dann begab er sich in die Kajütte zum Kommodore, um dort etwas Besseres zu bekommen als Schiffskost.

Am Familientisch.

(Abdruck verboten.)

Zu unseren Bildern.

Dieses Heft ist ein Weihnachtsheft, deshalb weht dem Leser auch der Duft des Christbaums aus ihm entgegen unter dem ernsten und doch so freudigen Klange der Weihnachtsglocken. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ ist das schöne Motto der nächsten vier Wochen.

Auf dem „Weihnachtsmarkt in Weimar“ von W. Zimmer sehen wir alt und jung damit beschäftigt, den Christbaum zu erwerben. In den Thüringer Städten hat man es gut, die schönsten Tannen sind auf „dem Walde“ in Hülle und Fülle vorhanden, man hat nur die Qual der Wahl, und diese läßt man sich gern gefallen.

Auch mit Weihnachtsvorbereitungen beschäftigt, wenn auch mit für ihn wenig erfreulichen, ist der Postbote auf dem Bilde: „Ein geplagtes Christkind“ von M. Flashar. „Des einen Brot, des andern Tod“ kann man da sagen. Sollen alle die Liebesbezeugungen, welche die weit auseinander gesprengten Angehörigen einander spenden, auf die Weihnachtstische gelangen, so muß, wer dem Verkehr dient, die Last der Weihnachtszeit auf sich nehmen. Der Hinblick aber auf die Freude, die alle diese Pakete verbreiten werden, läßt es unserm geplagten Christkind leichter werden, mit so schwerer Last durch den Schnee stampfen zu müssen.

In der Weihnachtszeit geht ja auch, wer sonst kein Freund von Paketen ist, mit allerlei auffallenden Dingen über die Straße, wie die alten Leute auf unserm „Weihnachtsbesuch der Großeltern“ von C. Schildt (S. 604). Roß, Säbel und Flinte bringt Großpapa, eine Puppe Großmama, man sieht, es ist für alle Bedürfnisse gesorgt.

Auf dem Bilde „Das bewegliche Bilderbuch“ von F. Prölß ist der große Augenblick schon vorüber, aber die Festfreude steht bei den Kleinen doch noch auf ihrer Höhe, denn die empfangenen Christgaben werden nun der Freundin gezeigt und von ihr nach Gebühr bewundert.

Eine Wahrsagerin wie die frische, junge Dirne auf unserm Bilde „Coeur-Dame“ von E. Rau kann man sich gefallen lassen. Sie hat's aber auch leicht, denn daß in diesem Falle Coeur-Dame eine bedeutungsvolle Rolle spielen muß, liegt auf der Hand. Vermutlich wird unser junger Kriegsmann vor ihr gewarnt, aber es gibt Warnungen, welche, weit davon entfernt, Schrecken einzuflößen, nur anreizend wirken, und so dürfte es auch in diesem Falle werden.

Max Liebermann führt uns mit seinem Bilde: „Altmännerhaus in Amsterdam“ in eine jener Wohlthätigkeitsanstalten, an denen Amsterdam so reich ist. Die Armenpflege hat in Holland schon früh eingehende Beachtung gefunden und es gibt dort von altersher Stiftungen aller Art. Eine der größten ist das „Altmänner- und -Frauenhaus an der Binnenamstel, das im Volke Bestjeshuis heißt, das heißt, Haus der bestjes, verkleinert aus bestemoer, beste Mutter. Diese Anstalt entstand schon 1683 durch die Stiftung eines Bürgers Barnet Hellenau, der sein ganzes Vermögen der Armenpflege hinterließ, ist also über zweihundert Jahre alt. In ihr verbringen sowohl Männer wie Frauen ihren Lebensabend, fern von jeder Not. Bei warmem Wetter sitzen sie dann wohl im Garten beisammen, wie unser Bild es zeigt, und erfreuen sich an Licht, Wärme und Luft oder plaudern von alten Zeiten.

Der Maler unsers Bildes, Max Liebermann, ist am 29. Juli 1849 in Berlin geboren. Seine Eltern wünschten, daß er studierte, und er ließ sich auch an der Berliner Hochschule immatrikulieren, konnte es aber bald durchsetzen, daß er nach Weimar auf die Kunstschule entlassen wurde (1869). Im Jahre 1874 trat er zum erstenmal mit einem Bilde, das Gänserupferinnen darstellte, in die Öffentlichkeit. Später ging er nach München, eine feste Richtung schlug er aber erst ein, seit ihn die modernen Franzosen, zumal Millet, beeinflußten. Er lernte mittlerweile Holland kennen und dieses eigenartige Land nahm ihn bald ganz gefangen.

Schon 1877 erregte sein „Arbeitssaal im Waisenhause zu Amsterdam“ in Paris, wo das Bild ausgestellt war, gerechtfertigtes Aufsehen. Seitdem hat er holländisches Leben in zahlreichen Bildern ebenso typisch wie reizvoll wiedergegeben. Er lebt aber in Berlin.

Sehr schön ist das Bild von L. Munthe: „Im Winterwald.“ Wir empfehlen es unsern Lesern zu aufmerksamer Betrachtung. Wenn sie diesen Rat befolgen, werden sie finden, daß nicht nur ein höchst stimmungsvolles Landschaftsbild, sondern auch ein kleines Meisterwerk der Holzschneidekunst vor ihnen liegt.

Das Bild von Marie Laux: „Proletarier im Winter“ ist ein Zeitbild. Wer kennt sie nicht, die kleinen gefiederten Gassenjungen, die jetzt bittere Not zu leiden scheinen. „Hoch liegt der Schnee, der Wind geht kalt, habe kein Futter, erfriere bald.“ Im übrigen braucht man sich um „die Sorte“ nicht zu sorgen. Die verhungert weder noch erfriert sie, sondern schlägt sich durch, und wenn es noch ganz anders käme als es schließlich kommt.

Das schöne Bild: „Die Anbetung der heiligen drei Könige“ ist vorzüglich geeignet, uns mit der Kunst Heinrich Hofmanns bekannt zu machen. Heinrich Hofmann gehört zu denjenigen Künstlern, die über dem Streben nach Wahrheit die Schönheit nicht vergessen. Eine innere Vornehmheit, ein natürlicher Adel ist allen von ihm geschaffenen Bildern eigen und das in so hohem Grade, daß sie in unsern Tagen, wo ein übertriebener Realismus nur zu viele Künstler vom rechten Wege abführt, fast altmodisch berühren. Freilich nur für den ersten Anblick, denn auch der flüchtige Beschauer muß bemerken, daß in ihnen nicht weniger Beobachtung und Individualisierung steckt als nur irgend in einem Gemälde der modernen Realisten.

Unser Bild ist der neuesten Veröffentlichung Heinrich Hofmanns: „Kommet zu mir“ (F. Wiskott, Breslau) entnommen. Diese Bilder aus

dem Leben des Heilandes bilden die Fortsetzung von dem Werke „Gedenke mein“ und werden gewiß ebenso allseitig willkommen sein wie seinerzeit dieses. Blätter wie unsere „Anbetung“, wie „Das Heilige Abendmahl“, „Die Auferweckung des Jünglings zu Nain“, „Die Grablegung“ gehören unstreitig zu dem Schönsten, was die christliche Kunst unserer Tage hervorgebracht hat. Die Mappe sei unsern Lesern warm empfohlen.

Heinrich Hofmann ist 1824 in Darmstadt geboren und besuchte 1842—1844 die Düsseldorfer Akademie. Es folgten Reisen in Holland und Frankreich, dann ein längerer Aufenthalt in Frankfurt. Im Jahre 1854 lernte er in Rom Cornelius kennen und wurde von ihm in bedeutsamer Weise beeinflußt. Seit 1862 lebt der unermüdlich fleißige Künstler in Dresden.

Blumen um Weihnachten.

Von J. Trojan.

Blumen gibt es um Weihnachten, und zwar recht schöne. Unsere Gärtner sorgen dafür, daß wir auch unter den Weihnachtsbaum etwas Blühendes zu stellen haben, wenn wir danach suchen. Mancherlei Frühlingsblumen, die durch List und Kunst noch im alten Jahr zum Blühen gebracht sind, haben sie vorrätig um die Weihnachtszeit. Die hübschesten darunter sind die Maiglöckchen, die so lieblich anzusehen und von so köstlichem Duft sind. In jeder bunten Blumengesellschaft fallen sie angenehm auf durch ihren einfachen und doch so entzückenden Reiz. Übrigens kann man sie auch im Zimmer leicht schon um Weihnachten zum Blühen bringen, wenn man recht starke Keime im November in Töpfe setzt und diese dann vierzehn Tage vor dem Fest auf den warmen Ofen stellt. Sehr viel Wärme brauchen sie zur Entwickelung, nur anbrennen dürfen sie nicht.

Jawohl, Blumen genug sind um Weihnachten da für Leute, die sie bezahlen können, denn billig sind Blumen nicht um diese Jahreszeit. Die Blumenhändler in den großen Städten pflegen in den Weihnachtstagen ein gutes Geschäft zu machen, und das erklärt sich leicht. Ein Blumentopf oder ein schöner Blumenstrauß sind ein Geschenk, das überall paßt, wo man nichts anderes zu finden weiß, und jeder hat Freude daran. Viele Blumen aber wandern auch in den Weihnachtstagen auf die Friedhöfe hinaus. Es macht einen rührenden Eindruck, wenn man auf den Gräbern der Berliner Kirchhöfe so viel bunte Blumen in den Schnee gestellt sieht. Bald vernichtet der Frost sie, aber er mag sie vernichten. Ein Weilchen doch waren sie eine freundliche Zierde der Stätte, wo Geliebtes schläft.

Gibt es um Weihnachten bei uns draußen gar keine Blumen? Ja, einige sind zu finden, wenn das Wetter gelinde und der Boden nicht von Schnee bedeckt ist. Dann habe ich manchmal schon in Berlin um Weihnachten die niedlichen Marienblümchen oder Maßliebchen auf dem Rasen gefunden und gepflückt. Auch Primeln sieht man zuweilen um diese Zeit blühend in den Gärten, und Kreuzkraut und Vogelmiere, diese beiden anspruchslosesten Proletarier unter unseren Blütenpflanzen, die sind den ganzen Winter hindurch blühend zu finden, wenn nur kein Frost herrscht und der Boden schneefrei ist.

Aber eine große und prächtige Blume ist auch nicht selten bei uns um Weihnachten draußen zu sehn, wenn nicht starker Frost ihre Entwicklung gehemmt hat, oder der Schnee sie den Blicken verbirgt. Sie ist nicht heimisch in Norddeutschland, wird aber vielfach in Gärten bei uns gezogen. Es ist die weißblühende Nieswurz, die wegen ihrer Blütezeit Christrose oder Weihnachtsrose genannt wird. Helleborus niger nennen die Botaniker sie, und das Beiwort „niger“ bezieht sich auf die schwarze Wurzel. Die Blumen aber sind weiß. Auch in Berliner Gärten ist sie hier und da zu finden, und ich suche sie auf in jedem Jahr, wenn im Winter, was nicht selten vorkommt, mildes Wetter eintritt. Dann erhebt sie über dem dunkeln Boden, manchmal auch über dem Schnee, ihre großen weißen Blumenglocken. Wie einsam blüht sie! Die Welt bietet ihr wenig, denkt man. Keinen Vogel hört sie singen, kein Bienchen umschwärmt sie. Aber auf sie fällt das erste junge Licht.

Der amerikanische Konkurrent unsers Backobstes.

Seit einigen Jahren macht das gedörrte amerikanische Obst unsern einheimischen Erzeugnissen eine so lebhafte Konkurrenz, daß diejenigen Landwirte, welche zugleich im größeren Maßstabe Obstzüchter sind, sie bereits schmerzlich empfinden. Ganz besonders die bekannten, fast in allen Materialwarenhandlungen käuflichen amerikanischen Apfelschnitten haben sich einen großen Markt und die ganze Zuneigung unserer Hausfrauen erobert — sie sind auch in der That vortrefflich! Diese Vortrefflichkeit und der verhältnismäßig billige Preis sind aber nur teilweise im Rohmaterial begründet, sie beruhen vielmehr auf der rationellen Ausnutzung der Ernten und auf einem Dörrverfahren, gegen welches unser gutes, altes Backobst allerdings nicht aufkommen kann. Seit über einem Jahrzehnt hat man nämlich jenseits des Ozeans ein neues Dörrverfahren, die sogenannte Aldenmethode, für das Konservieren des Obstes und auch der Gemüse anzuwenden begonnen und damit ganz außerordentliche Resultate erzielt: das Aldenobst hat richtig zubereitet thatsächlich ganz den Geschmack der frischen Frucht und es kommt völlig fertig in den Handel, so daß nichts an ihm zu putzen oder zu schälen ist — in einem Kilo Aldenäpfel stecken nebenbei bemerkt zehn Kilo frischer Äpfel. Auch in Deutschland arbeiten bereits einige größere Fabriken nach dem neuen Prinzip, durch welches vor allem der lederartige Überzug, der unser Backobst meist kennzeichnet, gänzlich vermieden wird — in Österreich gründete 1884 der verdienstvolle Graf Heinrich Attems in Graz eine Zentralstation für Obst- und Gemüseverwertung, welche viel zur Verbreitung des Aldenverfahrens innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie beigetragen hat. Bei der heutigen Lage der Landwirtschaft kann jeder Fingerzeig zu einer besseren Verwertung ihrer Erzeugnisse von

Bedeutung sein wir wollen deshalb nicht unterlassen, unsere Leser auf ein kleines Büchelchen „Aldenobst und Aldengemüse“ hinzuweisen, welches soeben bei Aug. Schröter in Ilmenau erschien. Es scheint uns dies Büchelchen (Preis: 80 Pfennig) um so empfehlenswerter, als es nicht nur eine Beschreibung des amerikanischen Verfahrens, sondern auch eingehende kritische Angaben über die europäischen Bezugsquellen für die Dörrapparate selbst gibt. H. H.

Die Grabschrift eines Knappen.

Auf dem Kirchhofe zu Fürstenau bei Lauenstein im sächsischen Erzgebirge befindet sich ein Grabstein mit folgender Inschrift:

„In dieser Grube hält seine Liege-Stunde bis am Tage der seligen Ausfarth
Herr Michael Kadner
46 Jahre } gewesener { Gerichtsgeschworener
36 Jahre } gewesener { Knappschafts-Ältester
wie auch Schichtmeister allhier mit seinem seligen Vater Michael Kadnern, Bauersmann allhier, und neben seiner seligen Mutter: Fr. Esther geb. Knauthin, von welcher er den 12. Juli Anno 1672 allhier geboren. Hat auf der Zeche seines Lebens und Ehestandes den 24. Januar 1692 zur Schlägelgesellin bekommen: Fr. Marien geb. Königin, mit welcher er 4 Söhne und 3 Töchter zur Ausbeute von dem Segen Gottes erhalten. Von seiner Lebensarbeit hat er Schicht gemacht den 19. May 1737, demnach er vor diese Orte angesessen 65 Jahre.“

Auf der anderen Seite des Steines stehen die Verse:

„Vom Elend bin ich ausgefahren
Ins Hut-Haus jener Himmelsschaaren,
Wo mit des Heilands theurem Blut
Ich in der Taufe eingemuth.“

Eine Tragödie im hohen Norden.

Seit jener Zeit, als Franklin und seine Genossen ihrem Forschereifer zum Opfer gefallen waren, ist aus der eisigen Umgebung des Nordpols keine so traurige und leidensvolle Kunde zu uns gedrungen wie jene von den Schicksalen der amerikanischen Expedition unter Leutnant Greely. Von den fünfundzwanzig Mitgliedern derselben sind siebzehn den unerhörten Entbehrungen erlegen. Nur acht sind nach dreijährigem Aufenthalte im Norden gerettet worden, nachdem sie dem Nordpole näher gekommen waren als irgend ein Mensch vor ihnen.

Wohl sind früher Berichte über den Verlauf der Expedition bekannt geworden; die ganze furchtbare Tragödie aber überschauen wir erst jetzt, nachdem das ungemein spannende und wichtige Reisewerk vorliegt: Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady-Franklin-Bai-Expedition 1881—1884 von Adolf Greely (deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble, 1887). Es ist ein Buch, das in ergreifender Weise uns erzählt von wissenschaftlicher Forschung, treuem Ausharren und schweren Gefahren, vom Kampfe mit wütenden Stürmen, zermalmendem Packeis und vor allem mit dem Hunger. Ohne Klagen müssen die Mitglieder die Mühseligkeiten und Schrecken der Polarnacht auf nackten Felsen bei mangelhafter Nahrung, ohne Wohnung und in dürftiger Kleidung, ohne Feuer, Licht und Wärme ertragen, bis die Disziplin sich lockert, hochgebildete Männer zu Dieben an dem gemeinsamen geringen Vorrate von Lebensmitteln werden und einer aus diesem Grunde von den übrigen erschossen wird. Ein fürchterliches Bild diese verhungernden fünfundzwanzig auf öder Felsklippe; einer nach dem anderen ward als Leiche auf das Eis gelegt, da von Begraben keine Rede ist, und als eben die letzten Streifen altes Robbenfell verzehrt werden sollen, da naht die von den Vereinigten Staaten abgeschickte Rettung — wahrlich im letzten Augenblicke, denn ein Eintreffen um nur achtundvierzig Stunden später würde auch den noch Überlebenden den Tod gebracht haben.

Die Greelysche Expedition war ein Glied in jener Kette von gleichartigen Unternehmungen, welche behufs meteorologischer Beobachtungen von den verschiedensten Nationen in die Polarregionen gesandt wurden. Gemäß dem internationalen Abkommen hatte sie im hohen Norden Amerikas an der Lady-Franklin-Bai des Grantlandes unter 82° nördlicher Breite eine Station zu errichten, welche Fort Conger genannt wurde. Dort haben die Mitglieder zwei Winter zugebracht, während der dritte, nachdem kein erlösendes Schiff zu ihnen dringen konnte, zum jammervoll traurigen Rückzuge benutzt wurde.

Aus den Mitteilungen der Überlebenden geht hervor, daß die lange, lange Polarnacht nicht so sehr durch Dunkelheit und Kälte (Temperaturen über — 50° C. wurden beobachtet), sondern durch die ewige Einförmigkeit unerträglich wurde. Die auffallendsten Merkmale waren Abneigung gegen Anstrengung, Reizbarkeit, Entmutigung, Schlaflosigkeit und Müdigkeit. So saßen sie zusammengepackt in ihrem Winterhause mit bleichen, grüngelben Gesichtern. Zweierlei hat indessen den Reisenden Abwechselung gebracht: Forschungsfahrten auf Schlitten und die Jagd. Dreihundert Jahre lang genoß England die Ehre, den höchsten Norden erreicht zu haben, und gerade in der Region, wo die Amerikaner überwinterten, waren 1876 die Briten bis 83° 20′ nördlicher Breite gelangt. Nun übertraf sie 1882 der amerikanische Leutnant Lockwood, der noch etwas weiter kam und „mit gerechtem Stolze“ ein trostloses, kahles Vorgebirge im Norden von Grönland „Kap Washington“ nannte.

Was die Jagd betrifft, so sind Hunderte von Moschusochsen neben vielem kleinen Getier erlegt worden, und zeitweilig schwelgte die Expedition in frischen Beefsteaks; es waren Tiere von durchschnittlich 3½ Zentner Gewicht; auch die Kälber derselben erhielt man und zähmte sie. Aber noch nie ist es gelungen, eines der wunderbaren im höchsten Norden lebenden Tiere lebend in südlichere Gegenden zu bringen.

Der zweite Winter drückte durch seine Eintönigkeit die Geister noch mehr herab, und das Ausbleiben der erwarteten Dampfer — welche wegen des Eises nicht durchdringen konnten oder zu Grunde gingen — machte die Forscher trübe gestimmt. Zum Glück aber waren alle gesund.

Als nun die Vorräte mehr und mehr schwanden und immer noch keine Hilfe kam, da brachen die Verlassenen am 9. August 1883 mit ihren Booten auf, um den Rückzug anzutreten, den fürchterlichsten, den die Polarforschung kennt. Erst im Juni des folgenden Jahres gelang die Rettung, und die entsetzliche Tragödie fand ihren Abschluß. Wer sie liest, wird nicht ohne Bewunderung und Schaudern das Buch aus der Hand legen, welches ebensowohl ein Zeugnis von dem ist, was Menschen ertragen können, als von der hohen Aufopferung, deren sie im Dienste der Wissenschaft fähig sind.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Der größte Brillant der Welt. Zu der Zahl der berühmten Diamanten ist seit kurzem ein neuer hinzugekommen, der Brillant „Viktoria," welcher an Größe und Schönheit einzig sein soll; derselbe ist aus seiner Verborgenheit im mütterlichen Schoße der Erde vor etwa vier Jahren gefunden worden und kam nach längerem Verborgensein und Umherwandern im Juni 1884 in ganz rohem Zustande in Hatton Garden in London, dem bedeutendsten Diamantmarkte, zum öffentlichen Angebot. Seines hohen Preises wegen fand er nur schwer einen Käufer, bis ihn endlich eine aus acht Kapitalisten gebildete Gesellschaft für die Summe von 900 000 Mark erwarb. Damals wurde in der Times berichtet, daß ein Bauer im südafrikanischen Oranje-Freistaat den kostbaren Stein auf seinem Felde gefunden und aus Furcht vor Dieben längere Zeit verborgen gehalten habe, bis derselbe von einem Kenner für eine mäßige Summe gekauft und nach London gebracht wurde. Nach einer anderen wahrscheinlicheren Mitteilung ist der Stein von einem Aufseher der berühmten Kimberley-Diamantfelder am Oranjeflusse entwendet und an einige Unterhändler für 10 000 Mark verkauft worden. Bei einem Trinkgelage würfelten dieselben dann ihren Schatz unter sich aus und der Gewinner brachte denselben glücklich über die scharf bewachte Grenze des Diamantdistrikts nach der Kapstadt, wo ihm ein Diamanthändler 100 000 Mark dafür bezahlte. Der von diesem in Hatton Garden erzielte Verkaufspreis war dann wieder ein neunmal höherer.

Um den edlen Kohlenstoffkristall zu seinem höchsten Werte zu erheben, galt es nun denselben zu schleifen, wozu nach reiflichem Überlegen die Brillantform gewählt wurde, weil man dadurch ein Unikum von Juwel zu erzielen hoffte.

Zur Ausführung der subtilen Arbeit wurde der Stein nach Amsterdam in die berühmte Diamantschleiferei von Jacques Metz gebracht. Um die geeignete Form für den Brillant zu erhalten, mußte von dem im rohen Zustande 457½ Karat oder 97 Gramm wiegenden Kristall ein Stück von 19 Karat abgespaltet werden. Dieses Stück wurde vom König von Portugal für 80 000 Mark gekauft. Der Schleifprozeß begann in einem besonders dazu erbauten Häuschen am 9. April 1886 im Beisein der Königin der Niederlande. Die schwierige Arbeit erforderte nahezu ein Jahr. Durch das Schleifen erhielt der Stein in seiner Brillantform achtundfünfzig Flächen und wog nun nur noch 180 Karat oder 38,1 Gramm; seine Abmessungen sind dabei folgende: 39,5 Millimeter Länge, 34 Millimeter Breite und 23 Millimeter Dicke. Die Grundfarbe ist ein prachtvolles Stahlblau und der Juwel zeigt sich vom reinsten Wasser. Sein Wert ist auf 4 Millionen Mark geschätzt. Nur ein noch etwas größerer Diamant ist bekannt; es ist dies der berühmte Orlow in der russischen Kaiserkrone, welcher 194¾ Karat wiegt, aber nicht als Brillant, sondern als minderwertige vertiefte Rosette geschliffen ist; derselbe wurde 1775 zu Amsterdam vom Grafen Orlow für die Kaiserin Katharina II für 450 000 Rubel, einen Jahresgehalt von 2000 Rubel und ein Adelsdiplom gekauft. Von anderen an Wert hervorragenden Diamanten ist noch zu nennen der „Pitt" oder „Regent," welcher zum früheren französischen Kronenschatze gehörte, und der im Besitze der Königin von England befindliche Kohinur; der erstgenannte wiegt 136¾ Karat und der zweitgenannte 106 1/16 Karat. Somit ist der vier Millionen wertige Viktoriabrillant, der gegenwärtig noch seines Käufers harrt, wirklich ein Unikum an Schönheit und Wert unter den bekannten Diamanten.

Gesundheitsrat.

A. B. 100. Ich bitte um Auskunft, ob ein Krebsleiden erblich und ansteckend ist, und welche Vorsichtsmaßregeln man in letzterem Falle treffen könnte?

Die Frage nach der Erblichkeit des Krebses ist noch nicht ganz abgeschlossen. Es scheint entschieden, als wenn in manchen Familien Krebsleiden häufiger vorkämen, aber oft genug bleiben die betreffenden Fälle auch vollkommen vereinzelt. Zweifellos hat die Erblichkeit hier lange nicht die Bedeutung, wie z. B. bei der Lungenschwindsucht, und es liegt für die Angehörigen eines Krebskranken kein Grund zu besonderer Besorgnis vor. Eins wäre vielleicht zu raten. Die Krebse entwickeln sich, wie bekannt, aus den allerkleinsten, unschuldig erscheinenden Anfängen allmählich zu großen, den Körper immer mehr schädigenden, zuletzt tötenden Geschwülsten. Bei den so häufigen äußeren Krebsen (z. B. Krebs der Lippen, der Zunge, der Brust ꝛc.) kann nun ein frühzeitiges Beachten der ersten Anfänge und ein sofortiges energisches Vorgehen gegen dieselben das Übel im Keime ersticken, und wenn es schon allen Menschen (namentlich etwas älteren) dringend zu raten ist, auf ihren Körper zu achten und auftretende Veränderungen an demselben nicht zu unterschätzen, so wäre zu Krebs Beanlagten, wenn man von solchen reden darf, diese Sorgfalt vielleicht ganz besonders anzuempfehlen.

Ein Krebsleiden ist nicht ansteckend! Die Pflege eines derartigen Kranken bringt keine Gefahr mit sich und erheischt für den Pfleger nur die an sich notwendige Sauberkeit.

Lehrer C. M. in H. Vernachlässigen Sie Ihr Leiden ja nicht länger, sondern begeben Sie sich sofort in die Behandlung eines Arztes.

In unserer Spielecke.

1. Weihnachts-Rösselsprung.

				o	fro	schie	kin				
				ge	der	daß	ten				
				al	den	hen	lie				
	träumt	ter	zorn	wan	sten	das	die	ro	be	trie	
	men	füh'r	er	längst	ne	gan	durch	euch	nachts	die	
	nur	was	sam	im	gen	näch	sen	zen	be	heut	
	zu	die	o	gu	ver	ei	gen	weih	ro	ker	
				denkt	den	ten	that				
				bun	te	es	frie				
				him	der	das	hell				
				leuch	bei	mels	herz				
				eig	des	ten	fest				
				krö	wie	des	ju				
			ver	reicht	nen	zu	zen	luft			
		o	dicht	zen	nen	gend	je	und	schwer		
(ver=	ge	o	die	gebt	um	nen	und	und	hält	zen	kin
baehr)	hand	söh	san	von	her	in	groß	baum	der	wie	klein
nung	nen	paul	sieh	bend	tan	sich	prom	lie	und	der	scher
laßt	der	ver	gen	gen	strahl	die	im	der	wird's	be	der
söh	san	be	lie	den	sich	gen	bend	meer	set	fest	bei
lie	euch	fest	nm	o	hält	licht	wach	das	lie	jung	ru

2. Rätsel.

Der Leichtsinn bringt mich und die Not;
Recht nimmt mich auf Gebot;
Fehl setzt mich und die Schuld,
Gold löst mich, Lieb' und Huld.

Pf. J.

3. Arithmetische Aufgabe.

Ein rechtwinklig behauener Stein ist doppelt so breit als dick, und doppelt so lang als breit. Dabei hat derselbe ebensoviel qdcm Oberfläche als cbdcm Inhalt.

Wie dick ist derselbe?

P..p.

4. Rätsel.

Gräßlich tötete oft ich im Schoße der Erde den Bergmann;
Wenn ihr die Laute versetzt, nenn' ich ein preußisches Land.

5. Sechssilbige Scharade.

1. 2.
Ein Städtlein bin ich, wohlbekannt
Von altersher im Morgenland.
3. 4.
Sprich mich nicht deutsch, sprich mich französisch aus,
Doch freilich kommt dabei nicht viel heraus.
5. 6.
Ich bin ein muntres Tier von mancherlei Gestalt,
Zu Wasser und zu Land, im Hause, Feld und Wald.
1. 2. 3. 4. 5. 6.
Bin auch ein muntres Tier, in manchem Haus ein Gast,
An dem du täglich dein Vergnügen hast.
Drum wird mit mir meist freundlich umgegangen,
Doch leider werd' ich auch von vielen aufgefangen.

U. S.

6. Füllrätsel.

*	a	*	*	*	*	i	*
*	*	h	*	*	l	*	*
*	c	*	*	*	*	e	*
	*	e	*	*	i	*	
	*	e	*	*	h	*	
*	e	*	*	*	*	d	*
*	*	k	*	*	t	*	*
*	i	*	*	*	*	e	*

Die Sternchen sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Eine Stadt der Niederlande,
2. eine Insel bei Ostasien,
3. einen griechischen Philosophen,
4. einen Helden der griechischen Mythe,
5. einen Fluß in Vorderindien,
6. einen deutschen Dichter,
7. eine Waffe,
8. eine Rolle aus der Oper „Merlin."

Jede der beiden diagonalen Reihen nennt nach richtiger Lösung ein europäisches Reich.

7. Rätsel.

Als Sprache bin ich euch bekannt;
Wenn ihr die Laute anders stellt
Und einen Kopf dazugesellt,
So nenn' ich euch mein Heimatland.

8. Dechiffrieraufgabe.

Kawz eauzl kf csey esuz sccwe Kwalwe
Vauz md, ft Sevim vauz twycwalwe.
Bweekl vm vwae Rawc mev ywzkl dal klwlwd Kuziall,
Welywhwe azd, tscv eaddkl vm nawcw dal.

A. Lisase.

9. Rätsel.

Unter den Wundern der Welt ist's eines der größten; in engem
Raum umschließt es das All, Großes und Kleines zugleich.
Wenn ihr die Zeichen versetzt, so empfangt ihr vom Meer es als Gabe,
Geht ihm ein Laut noch voran, eint es zu dauerndem Bund;
Streicht ihr den Kopf und den Fuß und verdoppelt das Herz, so erscheint euch,
Was der geschlossene Bund manchem Enttäuschten gebracht.

10. Akrostichon.

Tod	Hebel	Hort	Dame
Mode	Base	Fiber	Abel
Eros	Ader	Egel	Feder
Laden	Sonne	Greis	Leid.
Eger	Flachs	Wein	

Aus jedem der vorstehenden Wörter läßt sich durch Änderung des ersten Buchstaben ein neues Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wortreihe nennen eine bekannte Oper. Die Änderung erfolgt auf dreifache Weise: entweder wird der Anfangsbuchstabe einfach weggelassen, oder er wird mit einem anderen Buchstaben vertauscht, oder endlich, es wird ein neuer Buchstabe vor das ursprüngliche Wort gesetzt.

11. Rätsel.

Sonderlich ist meine Weise
In Gedanken, Red' und Art;
Gehe nicht gewohnte Gleise,
Wo sich sonst die Herde schart;

Suche mir besondre Wege,
Habe meine Lust für mich,
Und statt des Gemeinsinns pflege
Eigenes Int'resse ich!

Ei, so werd' ich dich beschneiden
Trotz Protest und Ach und Weh,
Und dein Füßlein von dir scheiden,
Ist's doch nur ein winzig „e"!

Dann mußt du aus dunklem Zwinger
Hin ans Licht zu frohem Kreis
Und wirst selbst ein Freudenbringer,
Stehst du auch in Schnee und Eis!

Pf. J.

12. Dechiffrieraufgabe.

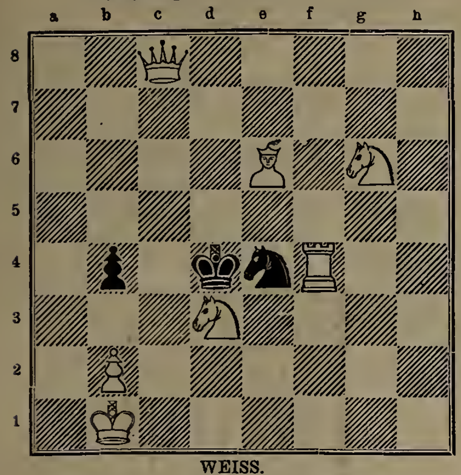
Zgmulgmv — rkqg — ggpww — ydgug =
Nqhuwnmelgq — ihympqu — egucxdw =
Umgl — ymg — ggpwwuyqon — mku — kdwsv =
Dgmiw — smg — nqhtqguufkzgug — dglth = Nrkpgbgu.

13. Zweisilbige Scharade.

Wenn du nicht weißt, wo aus, wo ein,
Rat' ich das Erste an;
Oft hilft es aus des Zweifels Pein
Und führt zur rechten Bahn.

Das Zweite — such' nur mit Verstand! —
Kommt im Moment daher.
Wer nichts als nur das Ganze fand,
Vermißt das Ganze schwer.

14. Schachaufgabe von K. W. Winkler.



WEISS.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in 1887/88, Heft 3.

1. Bilderrätsel.
Eingetragene Genossenschaft.

2. Zweisilbige Scharade. Standpunkt.

3. Arithmetische Aufgabe.
3 Réaumur, 4 Celsius, 5 Fahrenheit. — Réaumur 16°, Celsius 20°, Fahrenheit 68°.

4. Rätsel. Knecht — Unecht.

5. Auflösung des Königszugs.

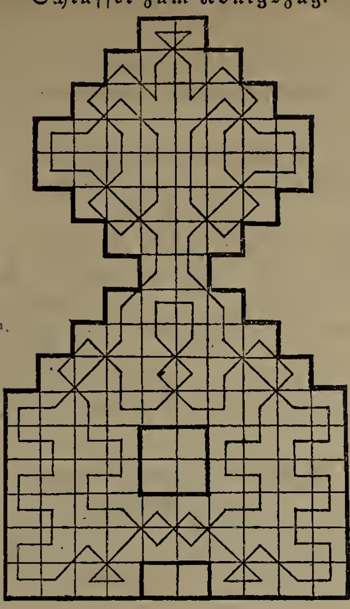
Was ist die Heimat? Ist's die Scholle,
Drauf deines Vaters Haus gebaut?
Ist's jener Ort, wo du die Sonne,
Das Licht der Welt, zuerst geschaut?

O nein, o nein, das ist sie nimmer!
Nicht ist's die Heimat, heißgeliebt.
Du wirst nur da die Heimat finden,
Wo's gleichgestimmte Herzen gibt.

Die Heimat ist, wo man dich gerne
Erscheinen, ungern wandern sieht.
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne
Die Mutter sang dein Wiegenlied.

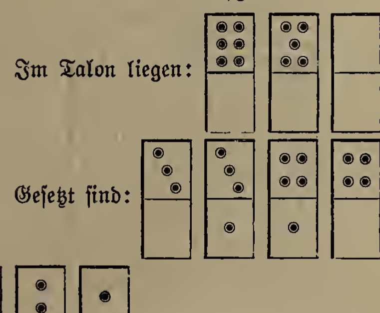
Die Heimat.
Gedicht von Emil Rittershaus.

Schlüssel zum Königszug.



6. Rätsel. Litanei — Italien.

7. Dominoaufgabe.





8. Quadrat-Zahlenrätsel.

D	e	m	e	t	r	i	u	s
P	h	i	l	i	p	p	u	s
B	a	r	o	m	e	t	e	r
A	n	t	i	o	c	h	u	s
T	i	m	o	t	h	e	u	s
S	t	e	p	h	a	n	u	s
E	l	i	m	e	l	e	c	h
S	a	d	d	u	c	ä	e	r
J	e	r	u	s	a	l	e	m

9. Zweisilbige Scharade. Aufruhr.

10. Bilderrätsel.
Verbotener Eintritt ohne Karte.

11. Dechiffrieraufgabe.
In der Aufgabe steht a für n, b für o, c für p u. s. f.

Erfahren ward seit tausend Jahren,
Doch du verfolgst umsonst die Spur;
Dir paßt nicht, was für sich ein anderer erfuhr,
Du mußt es wieder für dich selbst erfahren.
Rückert.

12. Rätsel. Ordensband.

13. Arithmetische Aufgabe.
Nach 44 Minuten.

14. Rätsel. Einbildung.

15. Bilderrätsel. Galgenhumor.

16. Rätsel. Rebus — Erebus.

17. Füllrätsel.

O	d	y	s	s	e	e
P	a	s	t	e	u	r
H	o	r	a	t	i	o
E	n	g	a	d	i	n
L	o	r	e	n	z	o
I	v	a	n	h	o	e
A	r	e	n	d	a	L

18. Buchstabenrätsel. Meile.

19. Schachaufgabe.

1. Lh2—d6 — 1. Kd5—c6
2. Dg1—g8 — 2. Beliebig
3. D oder L ♯

A.

1. . . . — 1. Kd5—e6
2. Dg1—g4† — 2. Beliebig
3. D ♯

B.

1. . . . — 1. f3—f2
2. Dg1—g5† 2c.

20. Quadrat-Zahlenrätsel.

S	S	P	J	T	H	G
c	a	u	e	e	a	r
h	l	l	s	r	d	a
i	l	t	a	z	r	n
r	u	u	i	e	i	a
a	s	s	a	t	a	d
s	t	k	s	t	n	a

Julius Stinde.

21. Rätsel. Flügel.

22. Damespielaufgabe.

1. h2—g3 — 1. Da5—e1†
2. e3—d4 — 2. e5—c3†
3. c1—d2 und gewinnt.

23. Buchstabenrätsel.

M i l c h a v e l
A g a v e b o l i
J l l e r u b e l
N e r v a m s e l
Z i m m t u l p e
E p h e u n g a r
N a u e n a t a l
T r a n i d r i a
A g n e s o r a u

24. Bilderrätsel. Oberrechnungskammer.

25. Dreisilbige Scharade. Ja-mai-ca (Kap).

26. Wortkette.

Napoleon — Ontario — Odoardo
Donizetti — Titicaca — Caroline
Nehemia — Arizona.

27. Rätsel. Polen — Posen.

28. Füllrätsel.

A	R	K	O	N	A
S	t	ö	b	e	r
S	t	r	e	i	t
K	o	n	r	a	d
C	r	e	o	l	e
G	e	r	n	o	t

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 5, Januar 1888.



Abb. 1. Ausblick vom Kahlenberg.

Das alte und das neue Wien.

Von Hugo Warmholz.

In unserer Zeit der illustrierten Prachtwerke, deren in Gold und Rot prangende Einbanddeckel häufig für die Leere des Inhaltes entschädigen sollen, ist es ein wahrer Genuß, hier und da einem Druckwerke zu begegnen, dessen Gesamtausstattung mit der Tiefe des Inhaltes in Übereinstimmung steht.

Wohl zu dem bedeutendsten, von dem deutschen Büchermarkt in dieser Richtung jetzt Gebotenen, gehört das bei Alfred Hölder, kaiserl. und königl. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien erscheinende Lieferungswerk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild;" dasselbe ist auf Anregung und unter Mitwirkung des Kronprinzen Erzherzog Rudolf, der, wie bekannt, sich wiederholt schriftstellerisch hervorgethan hat, entstanden; der hohe Autor interessiert sich auf das regste für das Gelingen dieses in großem Stil angelegte Unternehmen, und er war und ist durch stetes persönliches Eingreifen, mit der ihm in so großem Maße innewohnenden Energie, bemüht, die besten Federn und die geschicktesten Griffel, die tüchtigsten Fachgelehrten und Künstler Österreich-Ungarns für die Mitarbeiterschaft zu gewinnen.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild ist ein ethnographisches Werk, das im Umfange von 14—15 Bänden, deren jeder etwa 30 Bogen oder 10 bis 15 Lieferungen umfassen soll, ein Gesamtbild der habsburgischen Lande und seiner Volksstämme bieten wird. Die Namen der Mitwirkenden, die Vielheit und Verschiedenartigkeit der Volksstämme, die Mannigfaltigkeit dieses Staates hinsichtlich seiner Bodengestaltung, naturhistorischen, landschaftlichen und klimatischen Verhältnisse stehen dafür ein, daß dieses Werk in Bezug auf den Wert des Inhaltes, in Bezug auf Vielseitigkeit und allgemeines Interesse alles übertreffen wird, was bisher ähnliches über andere Länder erschienen ist, auch finden Freunde des Holzschnittes in jeder Lieferung eine Anzahl Kunstblätter, wie wir uns nicht erinnern, solche jemals vollendeter in irgend einem andern litterarischen Werke angetroffen zu haben. Der Hof- und Universitätsbuchhandlung von Hölder in Wien gebührt die vollste

Anerkennung, und der Erfolg ist, nach dem bisher Erschienenen, heute schon als ein vollkommener zu bezeichnen. Herr Hölder hat der Redaktion des Daheim aus diesem Werke eine Anzahl Ansichten für die Schilderung „Das alte und das neue Wien" in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt, und so lade ich nun den Leser ein, mich auf einer Wanderung durch die Kaiserstadt an der Donau zu begleiten, die um so interessanter ist, als die alte Schöne durch das Anlegen neuer prächtiger Gewänder wieder jung geworden zu sein scheint.

Nur langsam arbeitet sich unser Schiff gegen die starke Strömung des Donaukanals hinauf.

Die leichten Dampfer und die winzigen Mouches eilen vorüber, an den abgepflasterten Böschungen liegen in langer Reihe die Fischplätten mit den Fischbehältern im Wasser, oben, unter den Bäumen der Kaianlagen, stehen die Verkaufshütten der Fischhändler; dann sehen wir hundert von Kähnen gefüllt mit herrlichem Obst, lose aufgehäuft oder in Stroh, in Körben und Butten verpackt, darüber, am Schanz'l, einem schattigen Verkaufsplatze, bieten die Öbstlerinnen laut schreiend ihre Ware feil.

Das Gras sprießt reich aus den Fugen des Böschungspflasters, dort schlafen im warmen Sonnenschein die nicht durch den Besitz einer eigenen Wohnung Beengten ihren nächtlichen Rausch aus, dort treiben ehrsame Hundescherer und Wäscher ihr Geschäft, dort lungern auch jene zweifelhaften Burschen umher, denen man nicht gern abends in einsamen Straßen begegnet.

Die herrliche Stephaniebrücke, die Augartenbrücke, die Brigittabrücke liegen hinter uns, hinter uns liegt die lange Häuserreihe des Franz Josefskai, die turm- und zinnengekrönte Franz Josefskaserne, die am Abend, wenn roter Dunst ganz Wien umhüllt, wenn die Sonne hinter dem, nun vor uns auftauchenden, dunkelbewaldeten Kahlengebirge flammend hinabsinkt, wie ein märchenhafter Riesenpalast, wie eine Fata Morgana über dem Nebel schwebt. Nun beginnen die Holzplätze, von dahinter liegenden Zinshäusern mit allen möglichen Stilversuchen überragt; mächtige Baumstämme, die in endlosen Flößen verbunden, die Donau herunter kamen, werden von Pferden die Böschung hinaufgezogen, knochige Pinzgauer schleppen auf dem Treppeldamm eine ganze Ladung leerer Plätten stromauf, andere, ganze Berge von Scheitholz tragende, breite Plätten sausen stromab, an unserm Schiffe vorüber; im Wasser, auf den Flößen, an den Böschungen spielen halbnackte Slowakenkinder, die Slowakinnen aus der Brigittenau waschen im Kanal und breiten auf dem Rasen das grobe, zerrissene Leinenzeug zum Trocknen aus, oben weiden zwei lahme Gäule, ein Angler schaut zornig unserm Dampfer nach, der einen hohen Wogenschwall gegen das Ufer wirft.

Nach und nach verhallt das Atmen der Millionenstadt, jenes die Luft erfüllende Sausen, das bald wie das ferne Brausen des Meeres, bald wie das leise Rollen eines verklingenden Wetters tönt; nur noch der Stephansturm verrät uns die Nähe von Wien, wir halten an der Landungsbrücke Nußdorf, vor uns, jenseit des den Kanal von der Donau trennenden Steindammes, „der Sporn," sehen wir den gewaltigen Strom seine Wasser vorüberwälzen, am linken Ufer des Kanals liegt ein schwarzer Eisenkoloß „das Sperrschiff," ein schwimmendes mit einem Eisenrechen versehenes Schleusenthor, das bei Hochwasser und Eisrinnen quer über den Kanal gelegt wird.

In fünf Minuten haben wir die Station der Zahnradbahn auf dem Kahlenberge erreicht; die Fahrt hinauf ist herrlich, in mäßiger Steigung geht es zunächst durch Obst- und Weingärten, höher und höher hebt uns der Zug, schon liegen Nußdorf, die Donau tief unter uns, schon übersehen wir einen großen Teil der sich breit und behaglich dehnenden Riesenstadt, da nimmt uns der Wald auf, der grüne, schattige Buchenwald, rechts blickt aus dem dunkeln Laubmeere die stattliche Bautengruppe des Kahlenberges auf uns herab, etwas weiter rechts am Leopoldiberge der hochummauerte einstige Schloßhof, mit dem Kirchlein in der Mitte, nun halten wir in der ganz von dichtem Walde umfaßten Endstation und besteigen sofort die daneben liegende, die Wipfel der Waldbäume weit überragende Stephaniewarte.

Wahrhaft großartig ist das Bild, das sich im weiten Kreise um uns ausbreitet, Natur und Menschenhand haben gewetteifert, hier Hohes zu leisten; links fällt uns zunächst wieder der Leopoldiberg mit seiner Mauerkrone auf, die Donau, die jetzt seinen

Fuß umspült, soll einst ihr Bett drüben am Bisamberge — daher bis am Berge — gehabt haben. Im Osten und Südosten sehen wir die kleinen Karpathen mit den scharf zur Donau abfallenden Felsen von Theben, dann das Leithagebirge und fern im Süden die Konturen des Schneeberges, von dem sich die Voralpen zum Wiener Walde herabsenken, der seine Waldhügel in unabsehbaren grünen Wogen um das weite Wiener Becken ausbreitet, zu unserm Standpunkte heranflutend und hinab zu dem turmreichen Klosterneuburg im Norden. Doch der Süden fesselt uns wieder und wieder, dort liegt Wien, mit seinen Vorstädten und Vororten, einen großen Teil der Ebene zwischen Donau und Wienerwald bedeckend, bis in die Thäler des letztern hinein ziehen sich Straßen, Villen und Häuschen, der Rauch der Schlote jenseit der Donau in Florisdorf, diesseit in Simmering und Schwechat, am Wienerberg, in Liesing und Brunn zeigt uns, daß dort die Großindustrie ihr Gebiet eingenommen hat (Abb. 1).

Aus dem Häusermeer hebt sich die alte Stadt Wien hervor, von den sich fächerartig um sie gruppierenden Vorstädten umgeben, aus der Mitte der Stadt ragt, weithin erkennbar, der Stephansturm empor, „der alte Steffel," das graue Wahrzeichen des alten Wien, während das neue Wien uns in der vom Baumgrün des Praters umgebenen Rotunde, in dem dach-, firft- und turmreichen Massiv des neuen Rathauses, in den glänzenden Kuppeln der Museen begrüßt.

Ein interessantes Bild bietet uns, vom Kahlenberge aus gesehen, der Lauf der Donau, die einst durch ihre Überschwemmungen Schrecken und Elend in Wien und dessen Umgebung verbreitete; daher wurde nach sechzigjähriger Beratung durch Gesetz vom 8. Februar 1869 die Regulierung der Donau bei Wien vom Kahlenbergerdörfl bis Fischamend, in einer Länge von etwa 26 Kilometer beschlossen. Das neue, 285 Meter breite Donaubett, zieht sich in einem sanften, sich möglichst an Wien anschmiegenden Bogen zwischen mächtigen Dämmen hin, am linken Ufer wird dieses Flußbett von einem 475 Meter breiten, durch Innundationsdämme eingefaßten, für die Abführung des Hochwassers bestimmten Landstreifen begleitet; 12300000 Kubikmeter Erdaushebung war nötig, um das neue Bett zu öffnen, und 35 Kilometer Geleise mußten gelegt werden, um das ausgehobene Material auf die Ausschotterungsstellen zu schaffen; die Kosten dieses Riesenunternehmens wurden durch eine Anleihe von 30000000 Gulden gedeckt.

Vier Brücken übersetzen das neue Bett, am linken Ufer sehen wir die Wasser des alten Donauarmes, am rechten Ufer ziehen sich zwischen Prater und Sporn die Lagerhäuser hin (Abb. 2). Der Schiffsverkehr auf der Donau ist unbedeutend, verglichen mit dem auf dem Rhein, der Elbe oder der Spree, aber schön sind seine mit endlosen Auen, wie die an der Donau sich hinziehenden Wälder heißen, bedeckten Ufer.

Wenn wir nun vom alten Wien sprechen, wollen wir nicht in die graue, vorhistorische Zeit zurückgreifen, obgleich die beim Ausheben des neuen Donaubettes gefundenen Überreste von Pfahlbauten, die auf dem Grunde von Wien ausgegrabenen Lanzen- und Pfeilspitzen und Werkzeuge aus Feuerstein, dann das Aufdecken von Leichenstätten, in denen Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronze, jedoch keine Spur von Eisen gefunden wurde, darauf hinweisen, daß sich hier schon in jenen entfernten Zeiten, in denen man die Bearbeitung der Metalle nicht kannte, eine Niederlassung, vielleicht der Winden, eines keltischen Stammes befand, und mag der Ort ursprünglich Vindevon (Vindomina = Windenwohnung) geheißen haben, woraus dann beim Vordringen der Römer gegen die Donau Vindobona entstanden sein kann.

Eine Rolle spielt das Municipium Vindobona, bis dahin nur das Standlager einer Legion (4—5000 Mann) zum Schutze von Carnuntum, das beim heutigen Orte Petronell lag, dem militärischen Zentrum und Hauptquartier der römischen Aufstellung, erst zur Zeit Marc Aurels, der jahrelang in Vindobona wohnte, um die Markomannen und Quaden zurückzudrängen und zu unterwerfen.

Am 17. März 180 starb Marc Aurel bei oder in Vindobona, wahrscheinlich im Prätorium, das sich zwischen der via praetoria (jetzt „Judengasse") und der via principalis (jetzt „Hoher Markt"), etwa an der Stelle des heutigen Palais Sina erhob.

Die aufgefundenen Reste der Kastellmauern, die aufgefundenen Steine mit Legionszeichen, Grabsteine, Meilensteine und Votivtafeln mit Inschriften machen es



Abb. 2. Blick auf die alte und die regulierte Donau bei Wien.

möglich festzustellen, wo das römische Lager und wo das Municipium sich befanden, ja sogar wo damals die Straßen zur Donau liefen.

Im Zerfall des römischen Reiches und in der Zeit der Völkerwanderung scheint auch diese Pflanzstätte römischer Kultur zu einem ganz unbedeutenden Orte herabgesunken zu sein, denn durch länger als ein halbes Jahrtausend hören wir nichts von Wien, bis sagenhaft berichtet wird, daß Bischof Virgil von Salzburg um 766 oder 783 durch Franz von Eisleben die Ruprechtskirche erbauen ließ. Dieselbe stand auf einem Hügel im ältesten Teile der Stadt, am Fuße des Hügels floß die Donau vorüber, dort luden die Salzschiffer ihre Fracht aus. Von den Opfern, welche diese Schiffer nach glücklich vollführter Donaufahrt der heil. Maria darbrachten, soll dann später auch die ganz in der Nähe liegende Kirche „Maria am Gestad“ erbaut worden sein; diese demnach ältesten Kirchen von Wien bestehen noch heute, wenn auch nicht mehr in ihrer ersten Form, zwischen beiden zieht sich heute noch unten am Donaukanal der Salzgries hin.

Mit dem Wachstum der Stadt scheint es nur sehr langsam gegangen zu sein, erst als durch den kaiserlichen Freiheitsbrief vom 17. September 1156 die Ostmark ein selbständiges, von Bayern getrenntes Herzogtum und Wien der Mittelpunkt desselben wurde, als der Hof und die geistlichen Orden ihren Wohnsitz in Wien nahmen, entstanden neben der Burg zunächst stattliche Kirchenbauten.

Den Zeitpunkt für die bauliche Ausdehnung des alten Wien möchten wir auf das Jahr 1221 verlegen, in welchem Jahre etwa Herzog Leopold den bisherigen Wohnsitz der Babenberger, der am heutigen „Am Hof“ lag, verließ und eine neue, an der äußersten Linie der Stadt, in die Ringmauer sich einfügende Burg, einen mächtigen Wehrbau bezog. Wien nahm nun bald, schon zur Regierungszeit König Ottokars, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, den Raum ein, den die Stadt durch das ganze Mittelalter innehatte.

Von der alten Burg ist heute nur noch die Burgkapelle, ein zierlicher Bau in der Form der späteren Gotik, vorhanden, wie überhaupt die kirchlichen Bauten die einzigen aus dem mittelalterlichen Wien auf uns überkommenen Bauwerke sind, deren zum Teil außerordentliche Schönheit begreiflich ist, wenn wir uns erinnern, daß Wien damals der Sitz einer der vier deutschen Hauptbauhütten war.

So wurde Wien der Zentralpunkt für die Entwickelung des Bauwesens im Gebiete der östlichen Donau; die geistlichen Orden und Stiftungen Wiens scheinen damals förmlich gewetteifert zu haben, das Baugewerk zu beschäftigen und zu heben. Wir finden in dem Wien des XII. und XIII. Jahrhunderts schon eine Reihe kirchlicher Bauten, die noch heute unsere volle Bewunderung verdienen: die Kirche zu St. Ruprecht, Unserer Frau am Gestad, zu St. Peter, zu St. Stephan und St. Michael, dann die Stifte der schottischen Benediktiner, der Dominikaner, der Frauen bei der Himmelpfort, bei St. Jakob 2c.

Wir haben nun im Geiste die alte Geschichte Wiens an uns vorübergehen lassen, und es ist Zeit, daß wir von unserm Aussichtspunkt hinabsteigen, denn die Sonne ist bereits im Untergehen, die Stadt liegt im Abenddunkel, ein Meer von Lichtern flimmert zu unseren Füßen, wie mattes Silber glänzt das Wasser der Donau, rosiger Duft umhüllt die Felsen des Bisamberges, aus der Buschenschenke und von den Laubhängen des Wiener Waldes ertönen frohe Lieder und aus dem elektrisch beleuchteten Kahlenberghotel klingt Musik zu uns herüber. Mit einem Zuge der Zahnradbahn und der an diese anschließenden Dampftramway gelangen wir in einer Stunde zurück nach Wien, an den Schottenring.

Am frühen Morgen des andern Tages besuchen wir den Stadtpark, diese schönste der zahlreichen Gartenanlagen Wiens, welche die „Innere Stadt“ wie ein grüner Kranz umschlingen; vor dem Kursalon nehmen wir unser Frühstück, der Blick über das duftige, in herrlichen Farben prangende Blumenparkett, über die taufrischen, saftig grünen Wiesen, über den von allerhand plätscherndem Wassergeflügel belebten Teich, hinein in die dunkeln, schattigen Laubgänge, in die dichten Gruppen seltenster Bäume und Sträucher mutet uns an wie ein heiterer, lachender Morgengruß. Der 145 Hektare umfassende Stadtpark wurde im Jahre 1863 nach den Plänen des 1857 aus Leipzig nach Wien berufenen Stadtgärtners Dr. Rudolf



Abb. 3. Der Arkadenhof des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie.

Siebeck und nach Skizzen des Malers Josef Selleny angelegt. Hervorragende Zierden des Parkes bilden der Brunnen mit der Statue der Donaunymphe (Donauweibchen genannt) von Hans Gasser, das Schubertmonument von Kundmann und der prächtige Kursalon mit einem fast überreich ausgestatteten Festsaale. Dann und wann freilich versuchen die wenig angenehmen Ausdünstungen des den Park gegen Osten begrenzenden Wienflusses nicht erfolglos, den Duft der Blumen und Wiesen zu verdrängen. Seit vielen, vielen Jahren beraten die Väter der Stadt Wien, wie dieses unsaubere Gerinne unschädlich zu machen sei; ein Beschluß hierüber wird ihnen aber ebenso schwer, wie die Lösung der Stadtbahnfrage.

Beim Durchwandern des Stadtparkes fällt dem Fremden auf, wie wenig Menschen er begegnet; Wien ist im Sommer wie ausgestorben, da nicht nur die oberen Zehntausend, sondern selbst der im Winter sehr bescheiden lebende Beamte oder Gewerbsmann während der heißen Monate einen Sommeraufenthalt bei Wien beziehen.

Im Norden des Gartens, am Stubenring erhebt sich das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Dem heitern Naturell, der frohsinnigen, leichten Lebensanschauung der Bewohner Wiens, ihrer Freude am äußern Glanz und Schein, verbunden mit ihrem, selbst in die breitesten Schichten hinabreichenden guten Geschmack, hat es diese Stadt wohl zu danken, daß die Kunstindustrie hier von alters her eine große Rolle spielte, und so wurde auch schon im Jahre 1864 das österreichische Museum für Kunst und Industrie gegründet, das erste auf dem Festlande Europas. Das Museum wurde zunächst im kaiserlichen Ballhaus untergebracht, bis dasselbe im Jahre 1871 in das durch Ferstel erbaute eigene Haus am Stubenring übertragen werden konnte. Das Museum ist ein im italienischen Renaissancestil, mit Vermeidung von Bildhauerornamentik, dagegen mit Anwendung von Sgrafittomalerei und Majolikamedaillons ausgeführter Ziegelrohbau. Der vornehmste Raum des Gebäudes ist der in unserm Bilde dargestellte Arkadenhof mit dem Vestibule und der Haupttreppe (Abb. 3); für die Eckpfeiler ist Wöllersdorfer Stein, für die Säulen Monolit aus Manthauser Granit verwendet, alles andere ist aus Untersberger Marmor hergestellt; im Vestibule ist der Stukkoluster, im Treppenhaus auch weißer Stuckmarmor angewendet. Der Bau nimmt 3350 qm Flächenraum ein, die Baukosten belaufen sich auf 650 000 Gulden, die Kosten der innern Ausstattung betragen 120 000 Gulden. Verbunden mit dem Museum sehen wir das gleichfalls im Ziegelrohbau gehaltene Gebäude der Kunstgewerbeschule. Gegenüber diesen beiden Gebäuden dehnt sich gegen die Stadt hin ein Exerzierplatz aus, begrenzt von der Dominikanerbastei und der gewaltigen, bastionierten Franz Josefskaserne. Auf der Bodenerhebung jenseits dieser, von der Dominikanerkirche beherrschten Bastei, liegt am Kanal hin, der älteste Teil der Stadt Wien. Enge unregelmäßige Gassen, vielwinkelige düstere Plätze, eingeschlossen von hohen grauen Häusern, die nur wenig Licht auf das Straßenpflaster fallen lassen, durchziehen diesen Stadtteil. Da finden wir Sackgassen und Durchhäuser, über die Straßen ziehende Querbogen, enge finstere Höfe, an deren schmutzigen Wänden die Töne der Leierkasten weinend in die Höhe schweben, Modergeruch und Mangel an Licht und Luft.

Wir gehen die Wollzeile hinauf, dann rechts durch die meist unsaubere Schwibbogengasse und stehen nun auf dem alten Universitätsplatz; uns gegenüber erhebt sich die im XVII. Jahrhundert erbaute, mit zopfigen Ornamenten und Säulengliederungen überladene, im Innern reich ausgestattete Jesuitenkirche, die dem Platz früher den Namen Jesuitenplatz gab; das freistehende Gebäude links beherbergte bis 1848 die Universität (Abb. 4). In diesem Gebäude befand sich während der Erhebung das Hauptquartier der akademischen Legion. Zur Strafe hierfür machte Fürst Windischgrätz das Universitätsgebäude nach der Einnahme Wiens zu einer Kaserne. Im Jahre 1857, gerade hundert Jahre nach seiner Erbauung, wurde dieser Bau der Akademie der Wissenschaften angewiesen. Die Universität war inzwischen bis zur Eröffnung des Prachtbaues am Franzensring heimatlos, die Hörsäle lagen zerstreut, die Studenten mußten von Straße zu Straße, von Bezirk zu Bezirk wandern, um ihre Kollegien zu hören.

Die Wiener Hochschule wurde von Rudolf IV im Jahre 1365 zur Universität erhoben, ist also, da Heidelberg 1386 und



Abb. 4. Der Universitätsplatz in Wien um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. (Nach Canaletto.)

Prag 1348 gegründet wurde, die zweitälteste Universität Deutschlands. Im XVI. Jahrhundert war dieselbe fast ganz protestantisch geworden, und erst Ferdinand II erreichte die Ausrottung der neuen Lehre aus seiner Hochschule dadurch, daß er dieselbe 1622 unter den Einfluß der Jesuiten stellte. Gerh. van Swieten, diesem großen Mediziner, gebührt das Verdienst, die Kaiserin Maria Theresia veranlaßt zu haben, die Universität in freierer Weise umzugestalten.

Wandern wir nun weiter durch die Bäckerstraße beim „Lugeck" vorüber, durchqueren wir dann die Roteturmstraße, so gelangen wir auf den Hohen Markt; dort befinden wir uns auf dem Boden des römischen Vindobona. Hoher Markt 8, wo sich das Sinasche Palais erhebt, stand das Prätorium, eine Votivtafel, wie es deren an vielen Bauwerken Wiens gibt, sagt uns das; diesem gegenüber lag das Forum. Vom Hohen Markt durch die Judengasse gehend, erreichen wir in drei Minuten das alte Ruprechtskirchlein, einige hundert Schritte westlich liegt die uns durch ihre zierliche Steinmetzarbeit entzückende Kirche Maria am Gestad; in den Gäßchen und Häusern zwischen diesen ältesten Bauwerken des heutigen Wien erinnert manches an das Ghetto.

Wir wenden uns nun zu dem südlich vom Hohen Markt, ganz naheliegenden Stephansplatze, der mit dem Graben heute das Herz des feinen Verkehrslebens und auch die geographische Mitte der Stadt Wien bildet. Neben alten baufälligen Häusern, die grau und mürrisch in die Vergangenheit weisen, erheben sich moderne Prachtbauten, Bürgerpaläste, die froh und zuversichtlich in die Zukunft zu blicken scheinen.

Die Fremden, die dort stehen bleiben, um den Dom zu bewundern, werden von dem auf- und niederwogenden Menschenstrom hin- und hergestoßen; Staunen und Andacht ergreifen uns und nicht satt können wir uns sehen an dem sich im architektonischen Rhythmus vor uns aufbauenden Kunstwerke; und ob ich auch hundertmal dort vorüber eile, eine Minute habe ich stets für diesen alten, ehrwürdigen und herrlichen Stephansdom.



Abb. 5. Der Stephansdom in Wien.

Nur dürftige Nachrichten bestehen über seine bauliche Entwickelung. Von der ersten Kirche zu St. Stephan, die im Jahre 1147 geweiht worden sein soll, sind nur die wenigen Teile romanischen Stils, das sogenannte Riesenthor mit der daran grenzenden Fassade bis zur Gesimslinie über den Rundfenstern, und die unteren Teile der die Fassade flankierenden Heidentürme vorhanden. Herzog Albrecht erweiterte die Kirche um 1339 durch den Bau des Hauptchores, Herzog Rudolf IV. der Stifter, (1358—1365) ließ den vollständigen Umbau nach den Plänen des Meisters Wenzla aus Klosterneuburg durchführen, der südliche Turm wurde erst im Jahre 1433 durch Meister Hans von Prachadicz vollendet, der nördliche Turm ist bis heute unvollendet.

Der Stephansdom (Abb. 5) ist eine dreischiffige, von 18 Pfeilern getragene Hallenkirche, deren Seitenschiffe niedriger sind als das Hauptschiff, und die an Stelle der Kreuzarme zwei Türme hat. Das rundbogige Hauptportal an der Westfassade, dem ältesten Teil der Kirche, ist reich mit romanischen Ornamenten bedeckt, auch die achteckigen Heidentürme erscheinen fremdartig in diesem Hauptwerke gotischen Kirchenbaues. Das Innere ist ernst, fast düster, auf 18 mächtig emporstrebenden Pfeilern ruht das Gewölbe des freien Mittelschiffes, die Pfeiler sind mit Vorsprüngen, mit Säulen und Steinfiguren reich geschmückt. Den gewöhnlichen Ein- und Ausgang bilden, da das Hauptthor nur bei festlichen Gelegenheiten geöffnet wird, die Thore in den beiden Haupttürmen. Der Dom wird sehr stark als Durchhaus benutzt, das ewige Getrappel der Hin- und Hergehenden stört aber nicht die Andacht der zu jeder Zeit an den Pfeilern und vor dem Altare Knieenden; die zitternde Greisin, junge, elegant gekleidete Mädchen, die arme, vom Elend früh gebeugte Bürgersfrau mit dem knochigen Stückchen Fleisch und der Handvoll Erdäpfel im zerrissenen Einkaufskorbe, sie alle finden Zeit, ihre Sorgen und ihr Leid hier im Vorübergehen dem lieben Gott zu klagen, verlotterte Burschen, die da demütig herumstehen, wissen solche Frömmigkeit zu würdigen, und das Geschäft der Taschendiebe soll sich dabei nicht schlecht befinden.

Die Kirche ist 108 m lang, das Mittelschiff 10,6, jedes Seitenschiff 8,8 m breit, das Schiff hat 27,2 m und der vollendete Turm 137,8 m Höhe. Obgleich sich von der Spitze des Turmes eine umfassende Aussicht über Wien und seine Umgebung aufthut, wird dieselbe nur selten und wohl nur von Fremden bestiegen; noch seltener werden die weitverzweigten, sich unter dem Dom in drei übereinander liegenden Gewölben hinziehenden Katakomben besucht, die Toten da unten können nicht sagen „non otio nati sumus,“ sie haben Ruhe.

Wir treten hinaus in den hellen Sonnenschein, an der Ecke des Grabens wenden wir um, um den Dom noch einmal zu sehen. Wie ihn das Licht umflutet! Von der Kreuzrose fließt es hernieder um die verschränkten Giebel, um die hundert Filialstellungen, über die Gesimse, durch die feinen Steinmetzarbeiten, es glänzt auf dem überhohen, von farbigen, glasierten Steinen bedeckten Dache, durchdringt glitzernd die zarte Arbeit der Rosetten, blinkt in den farbigen Gläsern der endlos hohen Fenster in den Seitengiebeln und flutet um die altersgrauen Wände und Pfeiler hinunter auf den Platz mit seinem buntbewegten Leben.

Wir ziehen nun weiter über den Graben und Kohlmarkt zur Burg. Glänzend ist das Bild des Grabens, hier finden wir die feinsten Geschäfte, die prächtigsten Auslagen*), hier versammelt sich in den Cafés und Kiosken die vornehmste Gesellschaft, hier halten die feschesten Fiaker, hier vereint sich der größte Teil des gesamten Stellwagen-**) verkehrs von Wien, hier bieten allerhand Hausierer, Türken, Griechen, Bosniaken, Slowaken und Italiener ihre Ware feil, süße, gezuckerte Früchte und Streichhölzer, Obst und Mausefallen, Vögel und Kochlöffel, Mundharmonikas und Notizbücher, Hosenträger und die mediceische Venus in Gyps oder schön bronziert. Da trägt ein Händler zwei reizende, buntbebänderte Pinscher auf dem Arm, indes ein Leonberger an der Schnur hinter ihm herschreitet, hier drängen sich auf den Trottoirs Stutzer und Militärs, Damen vom Diener gefolgt, Stritchis, Wäschermädel und Kohlenträger, die ihren Geschäften nachgehen. Mitten auf dem Graben befindet sich die 1679 beim Erlöschen der Pest in Wien von Fischer von Erlach ausgeführte 21 Meter hohe Drei-

*) Schaufenster.
**) Omnibus.



Abb. 6. Das alte Burgtheater am Michaelerplatz.

faltigkeitssäule; sie mag künstlerisch sehr hoch stehen, aber die Darstellung von Wolkenmassen in Stein läuft doch unserm Gefühle zu sehr entgegen.

Am westlichen Ende des Grabens sehen wir rechts in die zum Hohen Markt führenden Tuchlauben. Einst hatten die Tuchscherer dort ihre Niederlagen, wahrscheinlich in gegen die Straße offenen Arkadenhallen (Lauben), links sehen wir über den Kohlmarkt, eine ziemlich schmale Straße, zur Burg; der Kohlmarkt, einst forum carbonum — also Kohlenmarkt, bildet mit seinen dicht gedrängten Kunst-, Luxus- und Modegeschäften gewissermaßen eine Fortsetzung des Grabens.

Am Ende des Kohlmarktes angelangt, befinden wir uns auf dem stark belebten Michaelerplatz, um welchen alles noch alt, ja, wie die Michaeliskirche sehr alt, ist; vor uns liegt nun die alte kaiserliche Hofburg, eine Stadt für sich, mit Plätzen und Statuen, mit Straßen und Gärten, mit Kirchen, Bastionen, Museen, Reitschulen, Stallungen und dem Burgtheater. Sie besteht aus einer Anzahl von Gebäuden der verschiedensten Stilarten, die durch ein Labyrinth von Gängen, in denen sich nur die ältesten Burgbewohner zurecht finden, miteinander in Verbindung stehen; wenn auch Einzelnes in diesem Konglomerat architektonisch schön ist, kann das doch von dem Gesamten nicht gesagt werden; das Bedürfnis nach einem neuen, der Macht des Hauses Habsburg würdigen Schlosse, blickt förmlich aus allen Winkeln des alten Bauwerkes heraus.

Das niedrige Gebäude in der Mitte unseres Bildchens (Abb. 6) ist das alte Burgtheater, links von demselben erblicken wir die stattliche Winterreitschule, deren mit Kriegstrophäen reich gezierte Gesimse von hohen Säulen getragen werden. Die Winterreitschule wurde im Jahre 1726 nach den Entwürfen Fischer von Erlachs, des großen deutschen Meisters im Rokokostile, erbaut, dieselbe steht durch einen die Stallburggasse im weiten Bogen übersetzenden Flügelbau mit der Stallburg in Verbindung.

Das Burgtheater wurde durch Maria Theresia auf dem Platze des Ballhauses, so nannte man damals die Säle für das Ball-

spiel, errichtet und hieß zuerst das Schauspielhaus in der Burg. Erst Kaiser Josef II wandelte das Burgtheater im Jahre 1776 in ein Hof- und Nationaltheater um, dasselbe ist seitdem eine der ersten, d. h. der hervorragendsten deutschen Bühnen geblieben, obgleich das Gebäude, eng, winkelig und in jeder Richtung ungenügend, in manchen seiner Teile an die Bretterbuden fahrender Gesellschaften erinnert; nun, das neue Burgtheater ist ja fast fertig. Die Bedeutung des Burgtheaters für die darstellende Kunst wird am anschaulichsten, wenn wir auch nur die bekanntesten Namen aus jener langen Reihe von Künstlern hier anführen, die auf dieser Bühne gewirkt haben, — wir sagen haben, weil wir von den noch thätigen, so sehr sie es verdienen, nicht sprechen wollen. Da ist Schröder und Brockmann, Anschütz und La Roche, Sophie Schröder und Devrient, Amalie Haizinger, Ludwig Löwe und Fichtner, Julie Rettig und Josef Wagner, da sind als Direktoren: Schreyvogel, Münch v. Bellinghausen (Friedrich Halm), Laube, Dingelstedt und Wilbrand, die Träger dieser Namen haben das Burgtheater durch ein Jahrhundert auf der Höhe der Vollendung erhalten.

Wien wird häufig eine Theaterstadt genannt, aus der Geschichte des Theaterlebens hier, müssen wir schließen, daß dieser Name der Kaiserstadt bis vor etwa zwei Dezennien auch wirklich zukam, heute aber kann selbst der wärmste Lokalpatriotismus dies nicht mehr behaupten, denn von allen Metropolen besitzt keine weniger Bühnen und ein kleineres Theaterpublikum als Wien. Dieses kleine Publikum ist allerdings ungemein verwöhnt, es scheint da der Einfluß des Burgtheaters bis in die breitesten Schichten hinab veredelnd gewirkt zu haben.

Wir verlassen nun den Michaelerplatz und gelangen durch die Thorhallen der Reichskanzlei, dieses schönsten, gleichfalls von Fischer v. Erlach erbauten Teiles der Burg, auf den inneren Burgplatz, in dessen Mitte sich das Denkmal Kaiser Franz I erhebt. Durch die sich gerade vor uns öffnenden langen und weiten Thorhallen weiter ziehend, würden wir auf den äußeren Burgplatz, den die Denkmäler des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl zieren, kommen, wir gehen jedoch durch die Thorhalle links in den Schweizerhof, der so recht das Bild eines alten vornehmen Burghofes bietet, dann weiter durch düstere Thorhallen, über einen schmalen, sich lang hinziehenden Hof, an dessen Ende wir die uralte Hofkapelle, von der schon früher gesprochen wurde, erblicken, dann, nochmals durch eine Thorhalle schreitend, gelangen wir auf den lichten Josefsplatz, mit dem Denkmale des erhabenen Kaisers Josef II, des „großen Wollenden“ wie Herder ihn nennt. Gegenüber dem Thore, das wir eben verlassen haben, führt die Treppe hinauf zur Hofbibliothek, die einen 240 Fuß langen und 54 Fuß breiten mit einer rings herumlaufenden Galerie gezierten, in Marmor, Gold und Malereien prangenden Saal besitzt.

Wir wandern nun weiter durch die Augustinergasse, von der wir links in die enge Dorotheergasse hineinblicken, in welcher sich die beiden protestantischen Kirchen, augsburger und helvetischer Konfession, befinden. Dort stand einst ein Kloster der Clarissinnen, das nach seiner Aufhebung von Kaiser Josef II den Protestanten Wiens für kirchliche Zwecke übergeben und von diesen für ihren Gottesdienst umgebaut wurde.

Rechts liegt die in die Hofburg eingebaute Hofpfarrkirche „bei den Augustinern,“ deren Grundstein 1330 gelegt wurde, hier wirkten Abraham a Santa Clara und Zacharias Werner; in dieser Kirche befindet sich das berühmte Grabdenkmal der Erzherzogin Marie Christine, ein herrliches, die Glückseligkeit, die Tugend und die Wohlthätigkeit darstellendes, von Canova gearbeitetes Relief in weißem Marmor.

Wir erreichen nun den am Ende der Augustinergasse gelegenen Albrechtsplatz. Auf hoher durch einen monumentalen Brunnen, dessen Figuren aus Carara-Marmor die Flüsse Österreichs darstellen, geschmückten Rampe erhebt sich das Palais des Erzherzogs Albrecht; links, noch in der Augustinergasse, liegt ein prächtiges Zinshaus, der Ziererhof genannt, wir werden weiter unten eingehender von demselben sprechen.

Zunächst fällt uns dort der Prachtbau der Hofoper auf, deren Hauptfassade gegen den Opernring gerichtet ist. Mit der Ausführung dieses Kunsttempels wurde jene glänzende Bauperiode Wiens eingeleitet, der diese Stadt eine lange Reihe bewunderungswerter, architektonischer Meisterwerke zu danken hat. Nachdem durch den Kaiser die Regulierung, Erweiterung und Verschönerung

Abb. 7. Das Opernhaus.

der Residenzstadt Wien, unter besonderer Rücksichtnahme auf eine harmonische Verbindung der „inneren Stadt“ mit den Vorstädten, genehmigt war, wurde im Jahre 1858 die Stadterweiterungskommission eingesetzt. Der durch das Aufgeben der alten Stadtgräben, Glacisgründe, Fortifikationen und Umwallungen aus den Baugründen gewonnene Erlös, sowie der Erlös aus den durch Neubauten auf Stadterweiterungsgründen ersetzten alten öffentlichen Gebäude, fielen dem Stadterweiterungsfonds zu. Die sehr reichen Mittel dieses Fonds, verbunden mit dem Schönheitssinn und der Prachtliebe der Bewohner und nicht zum wenigsten der Kunstsinn und das Wohlwollen des Monarchen, machten es möglich, aus dem alten grauen Wien eine neue herrliche Stadt, eine Stadt, die nicht mehr nur hinsichtlich ihrer bevorzugten Lage, sondern auch im Hinblick auf ihre Bauwerke eine der schönsten unseres Erdballes genannt werden darf, in kurzer Zeit phönixartig erstehen zu lassen.

Das ganze öffentliche Leben Wiens war nun von dem Gedanken beherrscht, daß die Stadt sich rasch und glänzend entwickele, die Architekten wurden zu allumworbenen Königen der Gesellschaft, bedeutendere Namen hatte die Baukunst in einer kleinen Spanne Zeit und an einem Punkte wohl nie aufzuweisen als in Wien während seines baulichen Aufschwunges; da wirkten und wirken teilweise noch: Gottfried Semper, Vandernüll, Siccardsburg, v. Förster, Ferstel, v. Hausen, v. Hasenauer, Dombaumeister Schmidt, v. Wielemanns u. a.

Da wo einst die Erd- und Rasenböschungen an die alte Zeit erinnerten, erheben sich jetzt prunkvolle Zinshäuser, da wo einst die Stadtgräben den menschlichen Nachtvögeln zur Zuflucht dienten, dehnen sich jetzt breite Straßenzüge, wo dicke Staubwolken die Übungen angehender Vaterlandsverteidiger mitleidig verhüllten, breiten sich jetzt Parkanlagen aus, plätschern springende Wasser, ragen öffentliche Gebäude empor, die uns an die Schönheit des Kapitols und an das alte Antwerpen zugleich erinnern. Wer Wien seit 25 Jahren nicht gesehen hat, wird heute, um die Ringstraße geführt, glauben in einer ihm weltfremden Stadt zu sein, bis ihn dann doch einige von der alten Ringstraße übrig gebliebene Reste vergewissern werden, daß er wirklich in Wien sei; aber auch diese werden bald fallen, und fallen wird in der inneren Stadt Haus um Haus, Straße um Straße aus alter Zeit, bis alles mit dem prächtigen Gürtel harmonisch sich eint.

Heute bietet die innere Stadt ein eigentümliches Bild, es ist als wenn die Häusermasse in Gärung begriffen wäre, bald werden die Straßen so eng, daß Wagen und Menschen sich stauen, bald weiten sie sich förmlich zu Plätzen aus, dort sehen wir Warenpaläste aus Marmor und Eisen, dort altersschwache Häuschen, dem Einsturze entgegen zitternd. Doch wir stehen noch vor dem kaiserlichen Opernhause am Opernring (Abb. 7), dasselbe wurde in den Jahren 1861—1868 nach den Plänen der Architekten Prof. E. Vandernüll und Prof. Siccard von Siccardsburg im Stile der modernen französischen Renaissance erbaut. Der Gesamtbau ist nicht gerade wirkungsvoll, doch sind die Einzelformen voll Anmut und Reiz und besonders die innere Architektur ist von großer Schönheit.

Das Operngebäude bildet ein dreischiffiges Langhaus, mit hoch überragendem Mittelbau, an dessen Hauptfassade sich im ersten Stock eine offene Loggia befindet, die in den Arkaden fünf von Hähnel modellierte Standbilder enthält, und die in ihrem Innern mit Gemälden von Moritz Schwind, der auch das Foyer mit Darstellungen aus der Zauberflöte und aus anderen Opern geziert hat, geschmückt ist. Die Gemälde für die Decke des Zuschauerraumes und der Vorhang für die tragische Oper sind nach Entwürfen von Rahl, der Vorhang für die komische Oper und das Ballet von Laufberger hergestellt.

Das Gebäude erscheint nach außen als massiver Steinbau, indessen sind die Mauern aus Ziegeln aufgeführt und mit Stein verkleidet. Die Bühne, 29,1 m lang und 24,6 tief, ist eine der besteingerichteten des Kontinents, die Hinterbühne hat 13 m Breite und 19,9 m Tiefe, die Breite des Zuschauerraumes bis zu den Logenbrüstungen beträgt 19,59 m, die Länge 26,86 m.

Die größte Länge des Gesamtbaues beträgt 120,9 m, die größte Breite 97,2 m. Die Oper hat elektrische Beleuchtung und besitzt für Zuführung der Luft eine Dampfmaschine von 12 Pferdekräften, diese setzt einen, nach Art der Jouvalschen Turbinen konstruierten Schraubenventilator, der bis 120 000 cbm Luft per Stunde zuführen

kann, in Bewegung; für die Dampfheizung sind 18 000 m Röhren verwendet.

Der Zuschauerraum ist für 3000 Personen berechnet, faßt jedoch in seiner jetzigen Einrichtung nur eine etwas niedrigere Zahl; um zu vergleichen bemerken wir, daß das Fenice-Theater in Venedig 2700, die Scala in Mailand 4000, die Berliner Oper 1800 Personen faßt.

Gegenüber der Oper, an der anderen Seite des Opernringes, fällt uns der von Hansen erbaute Heinrichshof, ein Zinshaus von sehr großem Umfange auf, einer der ersten in jener endlosen Reihe von Zinspalästen, die in enger Verbindung mit Gärten, öffentlichen Bauten und Plätzen die herrliche Ringstraße bilden. Ecktürme, Mittelrisalite, eine reiche Fassade in verputztem Ziegelbau mit Terracottaschmuck und Anwendung von Farben und Gold, bieten ein geradezu blendendes Bild, und es ist nur natürlich, daß der Heinrichshof bei späteren Bauten oft als Vorbild diente.

Gleich bei Beginn der Wiener Bauperiode gelangte die Kunst auch im Wohnhausbau zur Herrschaft, die meist aus dem vorigen Jahrhundert stammenden unschönen Bürgerhäuser, mit schmucklosen, grauen Fassaden, mit dunkeln engen Hausfluren, mit finsteren Treppenräumen, mußten nun jenen Neubauten weichen, die bald im Stile der italienischen oder französischen, bald in dem der deutschen Früh- oder Spätrenaissance oder der nordischen Renaissance, im Barockstil oder in einem namenlosen aus allen gemischten Stile erbaut, oft die prächtigsten Fassaden aufweisen, da sind die Wände mit Marmor oder Granit, da sind sie mit Porzellan oder Majolika bekleidet, da sehen wir figürliche Malerei, da Sgrafitto-Dekoration, da reiche Anwendung von Farben und Gold; wie ärmlich erscheinen gegen die meisten dieser Paläste die reichsten Patrizierhäuser des Mittelalters.

Ein solcher moderner bürgerlicher Prachtbau ist der auf unserm Bilde (Abb. 8) wiedergegebene früher erwähnte Ziererhof in der Augustinergasse; das vom Architekten König im reinsten Barockstil erbaute Haus ging kürzlich um den Kaufpreis von 1000000 Gulden an den Markgrafen Pallavicini über. Der Bau erinnert nicht nur durch das Kuppelzeltdach, sondern auch durch die im Charakter des Steinbaues gehaltene Fassade mit ihrem Säulen- und Figurenreichtum, durch die zeltförmigen Fensterbedachungen, die immer wiederkehrende Muschelform im Holz- und Eisenwerk, durch die zierlichen Schnörkel, an die Palastbauten Fischer v. Erlachs.

Damals waren freilich nur die reichsten Familien des Hochadels im stande, sich in Wien Winteraufenthalte zu errichten, eine Anzahl dieser alten Adelshäuser sind jetzt noch in der inneren Stadt vorhanden; wir nennen zunächst das Palais Lobkowitz, in welchem sich heute die französische Botschaft befindet, besonders schön ist das Portal mit dem Diadembogen; dann das Palais Kinsky auf der Freiung, ein Prachtbau des geistreichen Architekten Lucas von Hildebrand, dessen beliebtem Motiv des Atlanten, als Träger des Thorbogens, wir jetzt in der Ringstraße häufig begegnen; wir nennen weiter das Palais Auersperg in der Josefstadt und als herrlichstes von allen das gräflich Brennersche Palais in der Singerstraße, die Fassade desselben ist imposant und monumental, die Thorumrahmung mit dem Balkon, mit dem Reichtum ihres großartigen plastischen Schmuckes, bildet ein Juwel der Baukunst, das auch in dem heutigen Wien, in dem die Paläste nur so aus der Erde wachsen, kaum seinesgleichen hat. Vom Opernring gehen wir durch die verlängerte Kärntnerstraße, auf der mit Statuen reich geschmückten Elisabethbrücke über die Wien und gelangen, links durch die Gartenanlagen vor der technischen Hochschule weiter wandernd, zur Karlskirche (Abb. 9), an welcher Wien ein Kunstwerk ersten Ranges besitzt.

Diese Kirche, ein Kuppelbau im Renaissancestil, wurde in den Jahren 1716 bis 1729 auf Anordnung Karl VI durch Fischer v. Erlach erbaut, das Bild der auf einer Bodenerhebung vor uns aufsteigenden Karlskirche überrascht durch seine eigenartige Erscheinung; über dem Säulenportikus, der sich wie ein griechischer Tempel darstellt, erhebt sich, umgeben von kleinen Kuppeln und Türmchen, die gewaltige 72 m hohe Hauptkuppel, rechts und links ragen zwei freistehende, 33 m hohe Säulen auf, die in aufwärts gewundenen Darstellungen die Leidensgeschichte des heil. Karl von Borromäus verbildlichen und die mit Kuppelaufsätzen abschließen, zu denen man auf Wendeltreppen in den Säulen gelangen kann. Das Innere der Kirche entzückt durch seine schönen Lichtwirkungen, die

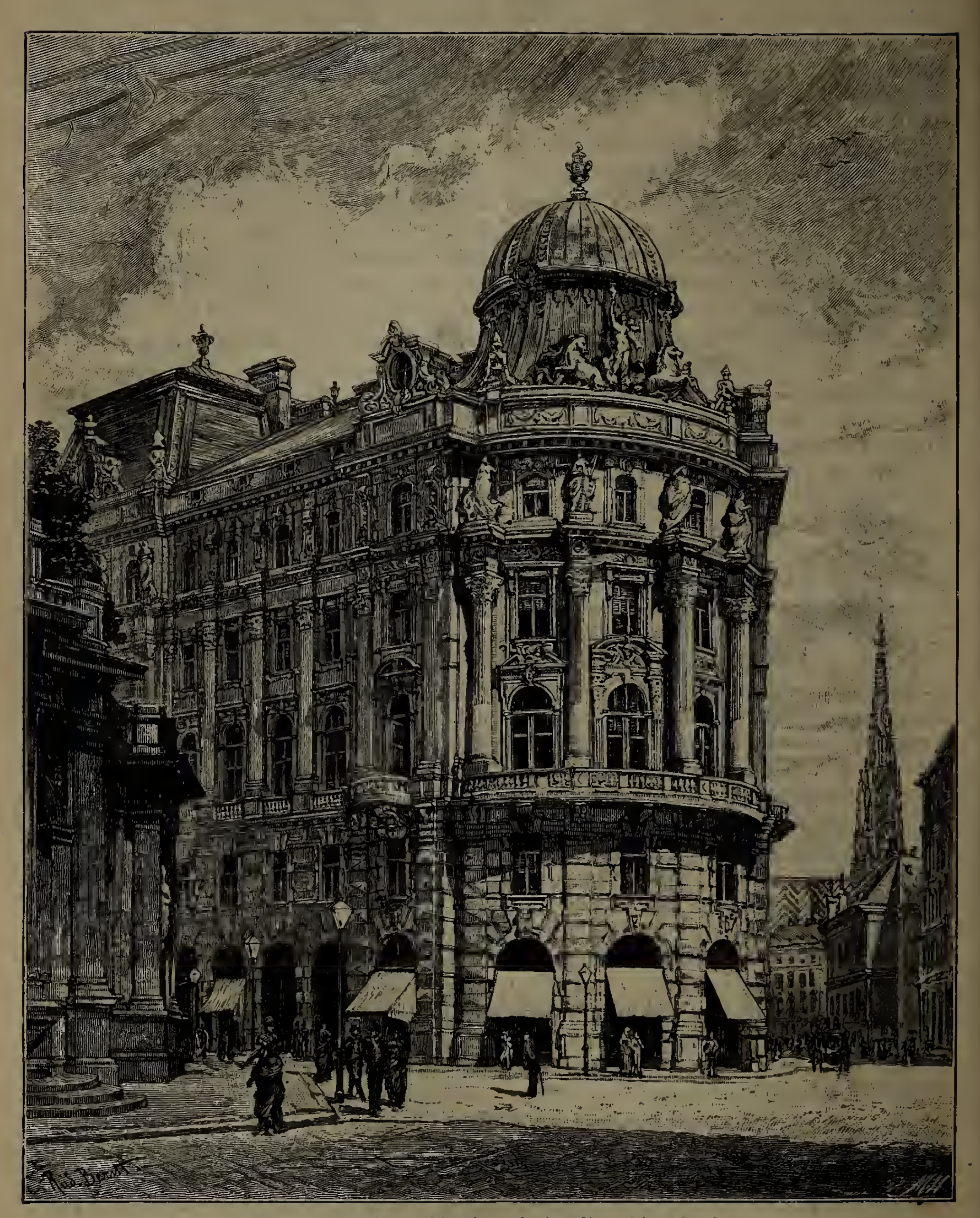


Abb. 8. Ein Wiener Zinshaus in der Augustinerstraße.



Abgestürzt. Gemalt von Mathias Schmid.

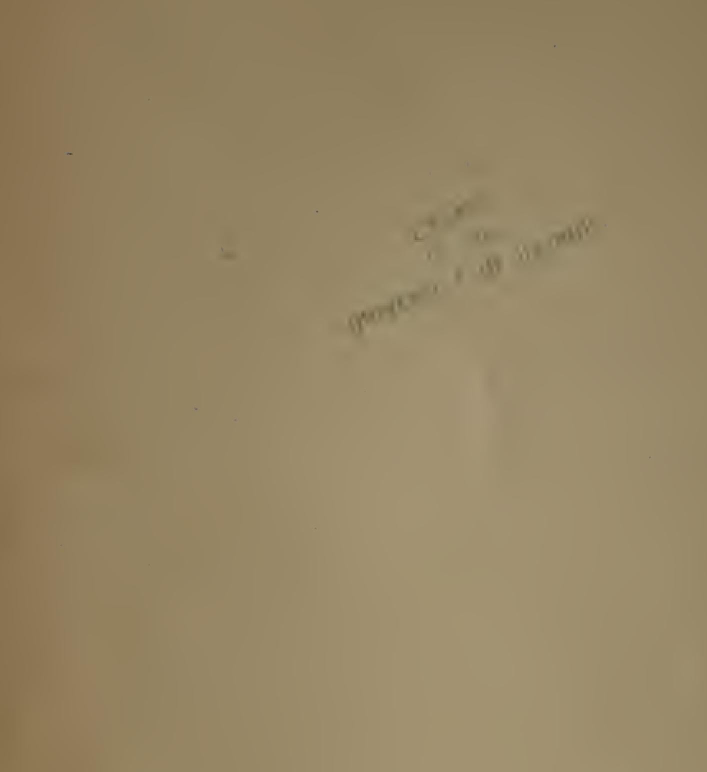


Abb. 9. Die Karlskirche.



Abb. 10. Der Hochstrahlbrunnen vor dem Schwarzenbergpalais.

durch das reiche Baumaterial und durch die geistreiche Gliederung erzielt werden. Das Schiff öffnet sich vom Eingange in einem quadratischen Raume mit über die Breite des Kirchenschiffes hinausragenden, länglichen Vorlagen, die mit Arkaden, über denen sich niedrige Glockentürme erheben, abschließen. Durch den quadratischen, von einer Kuppel überspannten und von dem Musikchor überhöhten Vorraum, gelangt man in den großen, von Kapellen umgebenen, von einem mächtigen Kuppelbau überdachten, elliptischen Mittelraum des Kirchenschiffes; die zwei größten dieser Kapellen laufen rechtwinklig aus, wodurch die Kreuzform des Schiffes hergestellt wird; die Schilderung der Nebenräume, des Presbyteriums, des Priesterchors, der wiederum mit Kuppeln abschließenden Oratorien und der Sakristeien würde zu weit führen, jedenfalls ist das Gesamtbild des Inneren nicht weniger schön und eigenartig als die äußere Erscheinung.

Gehen wir nun in den Parkanlagen am Wienfluß weiter hinab, so gelangen wir zu den Gartenanlagen vor dem Schwarzenbergpalais, das, erhöht auf einer Rampe liegend, sich breit und niedrig präsentiert (Abb. 11); in den Büschen rauscht der gewaltige Hochstrahlbrunnen (Abb. 10); derselbe besteht aus einem weiten in Beton ausgeführten Bassin, aus dessen Mitte der 22 cm dicke und fast 33 m hohe Hauptstrahl, der aber nur bei festlichen Gelegenheiten bis zu dieser Höhe getrieben wird, emporsteigt; vier

etwa 5 cm dicke und 16 bis 19 m hoch aufsteigende Strahlen, so wie weitere dreihundert 4,5 cm dicke und 7 m hoch aus der Peripherie des Bassins nach innen springende Wasserstrahlen gruppieren sich um den Hauptstrahl; der Wasserverbrauch des Brunnens beträgt per Stunde etwa 750 cbm. Leider ist die Leistung der Wiener Hochquellenwasserleitung, durch welche auch dieser Brunnen gespeist wird, weit hinter der Berechnung zurückgeblieben, so daß der Wasserverbrauch in den Wohnungen wiederholt durch Drosselung eingeschränkt werden mußte, in solchen Zeiten hat der Hochstrahlbrunnen Ferien, sie dauern meist sehr lange.

Das Trinkwasser, welches die in den Alpen am Fuße des Schneeberges 300—400 m über dem Nullpunkt der Donau liegenden Quellen des Kaiserbrunnen und die Stixensteinquelle der Stadt Wien in einer etwa 95 km langen Leitung zuführen, ist wohl besser als es irgend eine andere Großstadt besitzt; das Wasser dieser Quellen hat im Alpengebiet eine Temperatur von 4,5° und 6,8° R., die Härte ist 7,3° und 12,3°. Die Leitung besteht aus einem gewölbt gemauerten, mit Portland-Cement verputzten, im Lichten 0,87 bis 1,6 m breiten und 1,4 bis 1,9 m hohen Kanal; die Länge der Wasserleitungsröhren in der Stadt, von den Reservoirs gerechnet, beträgt mit der älteren Ferdinands-Wasserleitung 360 km, also mehr als 46 deutsche Meilen.

Die Kosten der ganzen Anlage belaufen sich auf 24 Millionen Gulden, welcher große Betrag leichter verschmerzt werden kann, wenn man in Betracht zieht, daß die Abnahme der Sterblichkeit in Wien um etwa 4000 Menschen im Jahre zunächst dem besseren Trinkwasser zu danken ist.

Bevor wir vom Hochstrahlbrunnen scheiden, werfen wir noch einen Blick auf das Palais Schwarzenberg, es ist das ein aus einem Mitteltrakt und zwei Flügeln bestehender Bau im Rokokostil. Das Palais wurde im Jahre 1706 von Fischer v. Erlach für den Fürsten Mannsfeld Fondi erbaut; da der Fürst während des Baues starb, verkauften die Erben das unvollendete Gebäude um 50000 Gulden an den Fürsten Adam Schwarzenberg. An den Palast schließt sich der große und herrliche Park, und an diesen lehnen sich wieder verschiedene Gärten und Parkanlagen, so der Belvederegarten, mit dem von Hildebrand im Jahre 1693 für den Prinzen Eugen von Savoyen, der darin wohnte, erbauten Lustschloß Belvedere, mit der berühmten Gemäldegalerie, hier liegt auch der Botanische Garten. Alle diese Gärten zusammen genommen, bedecken eine Fläche, auf der eine größere Landstadt bequem Platz hätte.

Wir wenden uns, nun über die Tegethofbrücke und den Schwarzenbergplatz gehend, wieder der Ringstraße zu. Gegen die Stadt hin sehen wir nichts als herrliche neue Prachtbauten, das akademische Gymnasium, das Künstlerhaus, das Gebäude der Musikfreunde von Hansen, das Palais des Erzherzogs Ludwig am Schwarzenbergplatz; mitten auf dem Schwarzenbergplatz steht das von Hähnel modellierte, in der k. k. Erzgießerei in Wien gegossene Denkmal des Fürsten Schwarzenberg, des Siegers bei Leipzig.



Abb. 11. Das Schwarzenbergpalais in Wien.

Wir gehen die Ringstraße hinauf gegen die Oper zu. Es ist Abend geworden, der Himmel flammt rot über den Kuppeln der Museen, rosige Dämmerung umhüllt die reiche Architektur der Oper; die Säulenhallen des Reichsratspalastes, die Flügelrosse des ersteren und die Quadrigen des letzteren erscheinen wie dunkle Silhouetten am hellen Himmel, nun senkt sich die Dunkelheit herab, die Straßenlaternen beginnen ihr mühseliges Geschäft, die Beleuchtung Wiens ist eine jammervolle. Im dichten Menschenstrom, der an den Abenden des Frühjahrs und Spätherbstes von der Oper bis zum Parkring flutet, fallen uns die vielen herrlichen, anmutigen und schönen Frauen auf; wohl verdient ist der Ruf der Wiener Frauen, besonders häufig sehen wir mittelgroße zierliche Figuren mit vollen, üppig entwickelten Formen, oft erblicken wir Mädchen von 13, 14 Jahren, deren kurzes Kleid die fremde Reisende in Verlegenheit setzt, Knospen, deren Fülle den Kelch zu sprengen droht; dazu die reizenden geschmackvollen Toiletten: mit den einfachsten Mitteln, aus den billigsten Stoffen wissen das Bürgermädchen, die arme Handarbeiterin einen Anzug herzustellen, der von einer Künstlerin erfunden zu sein scheint; ich habe oft darüber nachgedacht, weshalb die Wiener Mode heute noch nicht die ganze Frauenwelt beherrscht, wie sie es doch unfraglich verdient. Höher noch steht jedoch das innere Wesen der echten Wienerin, sie ist nicht immer im stande durch viel Wissen zu glänzen, aber sie nimmt rasch gefangen durch die liebenswürdige Unbefangenheit, durch die einfache gutmütige Natürlichkeit, durch den angeborenen Humor, mit dem sie über die alltäglichsten Dinge angenehm zu plaudern, mit dem sie sich über kleine Unannehmlichkeiten hinweg zu lachen versteht. Dazu besitzt die Wienerin eine gewisse Festigkeit und Entschlossenheit in ihrem Charakter, die dem Wiener sehr oft abgeht; dieser Mangel an Energie, das Fehlen „des Mutes seiner Überzeugung“ bei den Männern, trägt die Hauptschuld an den vielen Mängeln im Straßen- und Verkehrsleben Wiens, die, so übertrieben es klingt, im stande sind, dem Fremden den Besuch dieser herrlichen Stadt zu verleiden, da ist das Trinkgelderunwesen, die Bettelei auf offener Straße, die bis ins Unglaubliche gehende Überfüllung der Tramwaywagen, die schlechte häufig unreelle Bedienung in den Geschäften, die Schwierigkeit ein Theaterbillet für das Burgtheater oder die Oper ohne Agioteur zu erhalten, wenn irgend ein beliebtes Stück gegeben wird u. s. w. u. s. w. Darüber allein ließe sich ein dickes Buch schreiben.

Von der Tramway haben wir eben gesprochen, man erhält in diesen Wagen nur selten einen Sitzplatz, da die Gesellschaft trotz Gemeinderatsbeschlüssen und Statthaltereierlässen nicht die genügende Anzahl Wagen beschafft, die Benutzung eines Stellwagens ist aber, wenn wir nicht zufällig einen Wagen der General-Omnibusgesellschaft erhaschen, die bequemer eingerichtet sind, fast unmöglich, denn diese Wagen befinden sich meist in einem Zustande, der einer Großstadt geradezu unwürdig ist, elende abgetriebene Gäule, die Wagen unsauber und schlecht gehalten, Kondukteur und Kutscher in schmierigen, wenn nicht gar zerrissenen Uniformen, man glaubt sich nach Lemberg oder Jassy versetzt; es bleiben uns also nur noch die Komfortabel (Einspänner) übrig, die kaum besser sind, als die vielgelästerten Droschken zweiter Klasse Berlins, und die allerdings vorzüglichen Fiaker (Zweispänner), die ihren Weltruf sowohl in betreff des raschen Fahrens, als auch in betreff der hohen Fahrpreise vollauf verdienen; meist gute, hübsch aufgeschirrte Pferde, schöne und bequeme Wagen, alles bis in die kleinste Kleinigkeit sauber und nett, blitzend und blinkend, so ist das „fesche Zeugel“ der Stolz der Wiener, der Fiakerkutscher aber bemüht sich auch, es in seinem Äußeren, in seinem echten „weanerischen Schargon“ und in seinem Wesen den Kavalieren gleich zu thun, mit denen er vielfach auf sehr gutem Fuße steht, diese und die Börsianer sind seine besten Kunden; die Vorübergehenden fragt er wohl, wenn sie ihm genügend nobel oder fremd aussehen: „fahr'n wir Euer Gnaden“, und wenn wir ihm ein recht hohes Trinkgeld geben, nennt er uns vielleicht auch noch am Ende der Fahrt „Euer Gnaden“, sollten wir ihm aber nur die Fahrtaxe geben, dann hätten wir die beste Gelegenheit zu bemerken, wie unangenehm der eben noch höchst gemütliche Rosselenker werden kann. Nichts ist dem Wiener Komfortabel- und Fiakerkutscher lästiger als wenn er nach der Fahrtaxe gefragt wird, sie ist für ihn kaum vorhanden, er läßt in seiner Forderung die weitgehendste Freiheit walten, weshalb auch Streitigkeiten bei der Zahlung

sehr häufig sind. Das schnelle und gute Fahren wird den Fiakern durch die ausgezeichnete Pflasterung der Straßen Wiens sehr erleichtert, in den vornehmen Stadtteilen besteht dieselbe seit neuerer Zeit aus bituminösem Kalk, der größte Teil der Stadt ist aber noch mit Granitwürfeln gepflastert.

Inzwischen ist es acht Uhr geworden, wir suchen eine Restauration auf, wo wir sofort von einer Schar Kellner umringt und innerhalb zwei Minuten zehnmal gefragt werden, was wir zu speisen und zu trinken wünschen; das fein ausgestattete Lokal ist halb gefüllt, die Gäste sitzen zerstreut umher, die Unterhaltung ist matt und ohne Leben, von Gemütlichkeit keine Spur; daß ein Fremder aufgefordert werden sollte, sich an einen Stammtisch zu setzen, wie dies im alten Wien oft vorgekommen sein soll, kann heute besten Falls nur in einer Vorstadt geschehen, die traditionelle Wiener Gemütlichkeit scheint mit den alten Häusern und Straßen zu verschwinden. Bald nach zehn Uhr gehen wir in eines der vielen eleganten, häufig prunkvoll eingerichteten Kaffeehäuser; die Straßen und Plätze sind fast menschenleer, Wien hat kein Nachtleben, um zehn Uhr werden die Häuser gesperrt, alles eilt vor der Sperrstunde nach Hause zu kommen, nicht so sehr wegen des Sperrsechsers (10 Kreuzer), der für das Öffnen an den Hausmeister (Portier) zu zahlen ist, sondern um nicht bei Wind und Wetter vor dem Thor viertelstundenlang auf das Einlassen warten zu müssen. Gemeinderat und Polizeidirektion haben beschlossen, die Sperrstunde auf elf Uhr zu verlegen, um das Nachtleben zu heben, den Beginn der Theatervorstellungen auf acht Uhr hinausschieben zu können, es hat ihnen nichts geholfen, die Herren Hausmeister wollten nicht, und die Wiener sind eben zu — gutmütig, um auf ihrem Recht zu bestehen. Wenn aber auch der alte Zauber der Wiener Gemütlichkeit und des lustigen Wiener Volkslebens verschwunden ist, wird Wien doch dem Ausländer bald lieb und wert durch die Mannigfaltigkeit seines Straßenlebens, durch die Freiheit und Ungebundenheit in seinen geselligen Verhältnissen, durch das Angenehme seiner gesellschaftlichen Formen, die trotz aller Feinheit dem Zopfe und Vorurteilen doch nur geringe Rechte einräumen.

Am anderen Tage unternehmen wir einen Rundgang über die Ringstraße, die das Gebiet umschließt, welches einst von der alten Stadt Wien eingenommen wurde und das heute von der sogenannten „Inneren Stadt“ oder kurzweg „Stadt“ genannt, die wir früher schon kennen gelernt haben, bedeckt wird.

Nehmen wir das Hotel Imperial, wohl das schönste Hotel Wiens, zum Ausgangspunkt, so kommen wir, uns nach rechts wendend, zunächst über den Schwarzenbergplatz, über den Kolowratring, den Parkring mit dem Gebäude der Gartenbaugesellschaft zu dem uns schon bekannten Museum für Kunst und Industrie und gelangen über den Stubenring weiter ziehend, an den Franz Josefskai, stellen wir uns diesen als die Sehne eines die Stadt im Dreiviertelkreise umfassenden Bogens vor, dann haben wir die ungefähre Form der Ringstraße; der Kai schließt im Osten mit der den Donaukanal überspannenden Aspernbrücke und im Westen mit der Augartenbrücke ab, am Ostende erhebt sich die Franz Josefskaserne, am Westende ragt die Rudolfskaserne empor. Der längere Teil des Kais wird gegen den Donaukanal von Gartenanlagen begleitet, vier Brücken führen vom Kai über den Kanal in die Leopoldsstadt. Die schönste derselben ist die Stephaniebrücke. Wir haben den Donaukanal gleich anfangs, bei unserer Fahrt auf den Kahlenberg bereits kennen gelernt, und fügen hier nur noch bei, daß die Stephaniebrücke, ein 60 Meter weiter, sich leicht über den Donaukanal schmiegender Bogen, für den Techniker deshalb bemerkenswert ist, weil die Idee des Ingenieurs Oswald List: „bei mangelnder Pfeilerhöhe die Bogenwirkung dadurch zu erzielen, daß mittels in die Widerlager eingreifender, künstlich belasteter Trägerarme, die bogenförmige Mittelöffnung ausbalanciert werde,“ in diesem Bauwerk durch den Ingenieur Guido Zampis zur Durchführung gelangt ist; der Architekt Hieser verstand es, dieser Idee in der reichen dekorativen Ausstattung auch äußerlich Ausdruck zu geben.

Fast im rechten Winkel schließt sich der Schottenring dem Kai an, hier treffen wir schon einige jener prächtigen Zinshäuser, die der neuesten Bauperiode angehören.

Links fällt uns die Börse auf, ein von Hansen im griechischen Stil errichteter Tempel des Merkur; die schönsten prachtfarbigen italienischen Marmorarten haben hier Verwendung gefunden. Die Haupttreppe ist



Abb. 12. Die Votivkirche auf dem Schottenring.

ganz in gelbem, rotem und weißem Marmor ausgeführt, über dieselbe kommen wir zu dem orientalischen Museum, das oben in den Nebenräumen untergebracht ist; mit wenigen Schritten gelangen wir aus den stillen teppichbelegten persischen Zimmern auf die Galerie des Börsensaales, dessen Länge 59 m, dessen Höhe 22,8 m und dessen Breite mit Seitenschiffen 40 m beträgt. Der Bau wäre schön, würde er nicht aussehen wie in die Erde versunken, ein Bild des heutigen Börsengeschäftes in Wien; die Kosten des Baues betragen etwa 4 000 000 Gulden.

Mit der Börse beginnt eine Reihe öffentlicher und privater Prachtbauten wie sie in gleicher Anzahl und in gleicher Schönheit und auf so engem Raume zusammengedrängt, keine Stadt der Welt aufzuweisen hat. Einen Weg von kaum zwanzig Minuten auf der Ringstraße zurücklegend, sehen wir die Börse, die Telegraphen-, die Polizeidirektion, das Stiftungshaus, die Votivkirche, die Universität, das Ephrussische Haus, die Arkadenhäuser, das Rathaus, das neue Burgtheater, das Reichsratspalais, den Justizpalast, das Palais Epstein, die Museen, den Neubau der Burg, die Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz und die Oper.

Die Börse haben wir bereits besprochen; jenseit derselben gegen die Stadt hin, in der Wipplingerstraße erblicken wir die Freitreppe und die breite Front des Telegraphendirektionsgebäudes; weiterhin am Schottenring liegt rechts das Gebäude der Polizeidirektion, hundert Schritte weiter an derselben Seite das wunderbar schöne Stiftungshaus.

Bald nach dem Brande des Ringtheaters am 8. Dezember 1881, der dadurch zum entsetzlichen Ereignis wurde, daß nahezu fünfhundert Menschen hierbei den Tod fanden, beschloß Kaiser Franz Josef auf dem Platze dieses Theaters ein Gebäude aufführen zu lassen, welches bestimmt sei, für ewige Zeiten an dieses Unglück zu erinnern und dessen Mieterträgnis wohlthätigen Zwecken zu dienen habe.

Dieses Haus sollte also ein Miethaus sein, es sollte eine äußerlich zur Erscheinung kommende Kapelle enthalten, endlich sollte sich dieses Haus den übrigen Ringstraßenbauten, mit denen es in Reih und Glied zu errichten war, harmonisch anschließen. Die Aufgabe, die sich hier dem Architekten, dem für die Lösung derselben ein verhältnismäßig nur kleiner Raum zur Verfügung stand, bot, war eine äußerst schwierige; dieselbe ist seitens des Dombaumeisters Schmidt in geradezu vollkommener Weise gelöst worden. Zu dem Stiftungshause in Wien, das im Stile der Neogotik erbaut, den kirchlichen Charakter mit dem Wesen des bürgerlichen Wohnhauses in schöner Einheit verbindet und eine Fassade zeigt, die sich, wenn man so sagen darf, um die Kapelle herum gruppiert, sollten die Architekten der ganzen Welt wallfahrten gehen. Die Baukosten belaufen sich bei 1296 qm verbauter Fläche auf 800 000 Gulden.

Am Ende des Schottenrings angelangt, erblicken wir rechts die Votivkirche, die, ein vollendetes Meisterwerk des gotischen Kirchenbaustiles, auf einem großen Platze frei gelegen, durch die Fassade mit dem reichen, hohen Portal, mit der Fensterrose, den schlanken, durchbrochenen Turmhelmen, durch das voll entwickelte Strebesystem, durch den lichten Pfeilerwald mit den kühn geschwungenen Bogen, durch die überall eingehaltene Zierlichkeit der Steinmetzarbeit, uns wie ein Bild aus der Blütezeit des mittelalterlichen Steinbaues anmutet.

Die Votivkirche oder Heilandskirche (Abb. 12), in der Zeit von 1856—1878 von dem Freiherrn von Ferstel erbaut, ist ein reiner Quaderbau aus hartem Sandstein; das Dach ist mit Schiefer in zwei Farben, das Seitenschiff mit Blei eingedeckt, die Dimensionen des Baues sind nicht große, daher die Kosten auch nur etwa vier Millionen Gulden betragen.

An der Südwestseite des Platzes vor der Votivkirche erhebt sich das neue Universitätsgebäude (Abb. 13), dessen Front gegen den Franzensring gerichtet ist. Dasselbe, gleichfalls nach Plänen von Ferstel im Stile der italienischen Frührenaissance erbaut, nimmt die immense Baufläche von 15 559 qm ein. Der große Hallenhof und die weiten Treppenräume dieses Baues gemahnen an die Schöpfungen eines Michelangelo, eines Palladio.

Die Sonderzwecke, denen die einzelnen Teile zu dienen haben und die nach dem vielgliederigen Organismus einer Universitas scientiarum sehr verschiedenartige sind, sprechen sich schon im Gruppierungssystem dieses Baues so deutlich aus, daß die architektonische Einheit dadurch nicht gerade



Abb. 13. Die neue Universität.

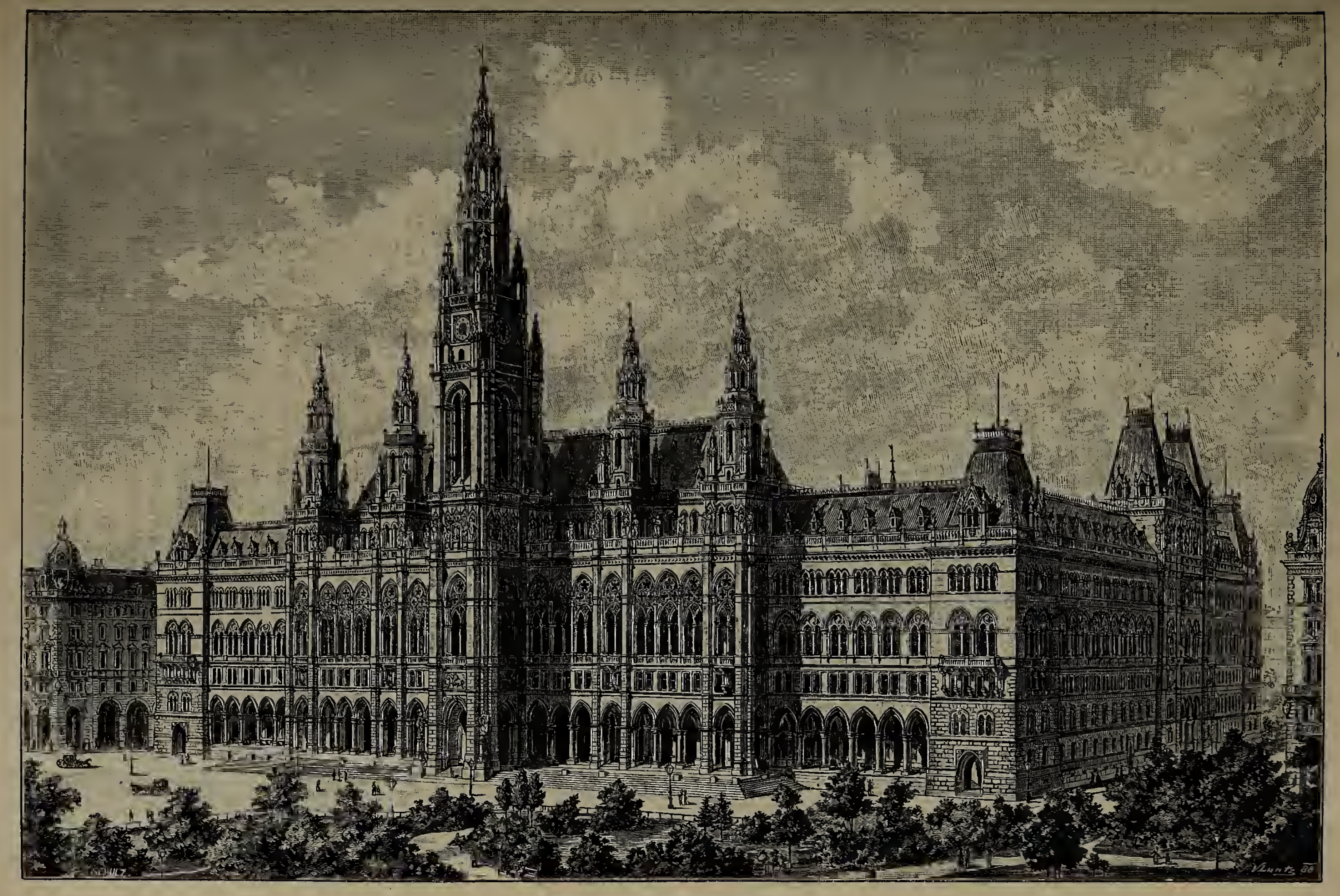


Abb. 14. Das neue Rathaus.

gewinnt. Die langen Seitenflügel, die eigentlichen Lehrgebäude, erscheinen als selbständige, um ein Stockwerk höhere Häuser, die in niedrigen Eckbauten mit reizvollen Pavillons in das Ganze übergehen. Die durch vorstehende Flügel und Rückschiebungen eigenartig bewegte Frontpartie erscheint durch das nach vorn überragende hohe Saalgebäude der Aula noch mehr gruppiert. Dieser Festsaalbau, dessen langgestrecktes Kuppeldach das ganze Mittelstück des Gesamtbaues durchsetzt, bildet mit seiner Schmalseite den Mittelrisalit, dem sich über dem Portale eine Loggietta vorlegt.

Nach rückwärts schließt der Bibliotheksflügel den Arkadenhof ab; der große Lesesaal hat Oberlicht, die fensterlosen Wandflächen desselben sind nach der Straße mit Sgrafitto geziert. Die Bibliothek ist nach dem Vorbilde der von Genévier in Paris eingerichtet, die Räume fassen 32 100 Bände, 400 Sitzplätze für Studierende, 120 für Professoren und Gäste.

Die Kosten des Baues betragen acht Millionen Gulden.

Gehen wir nun auf dem Franzensring 300 Schritte weiter, dann überblicken wir, vor dem neuen Burgtheater etwas erhöht stehend, den Rathausplatz, auf welchen jeder Wiener mit Recht stolz ist. Vor uns liegt der Prachtbau des Rathauses (Abb. 14), flankiert von einer Reihe von Privatpalästen, den sogenannten Arkadenhäusern, von denen wohl manches ohne innere Einrichtung mehr als eine halbe Million Gulden kostet, rechts wird der Platz von der Universität, links vom Reichsratspalais begrenzt, hinter uns liegt das neue Burgtheater. Der ganze Platz wird von dem in den Holzpflanzen niedrig gehaltenen Rathauspark mit Blumen- und Rasenparketts und zwei Springbrunnen eingenommen. Über den Platz hinaus sehen wir links die Kuppeln der Museen, und wenn wir bis zum Rathaus vorgehen, rechts die Votivkirche und links den Justizpalast.

Fast erdrückend wirken die Steinmassen des sich vor uns auftürmenden Rathauses, der Laie glaubt einen gotischen Prachtbau vor sich zu haben und ist überrascht, von dem Architekten zu hören, daß dies Neogotik, ein vom Erbauer des Rathauses, dem Dombaumeister Schmidt geschaffener, neuer Baustil ist.

In der Hauptfassade tritt der schmuckreiche Mittelbau mit dem Hauptturm und den vier Nebentürmen hervor, eine offene Loggia durchzieht die ganze Breite des Hauptgeschosses, imponierend durch ihr freies, kühnes Maßwerk.

Wenn wir noch den Hallenhof mit dem schönen Erker im halben Sechseck, die Rundbalkone und die zierlichen Spitzbogenfenster des Sitzungssaales, die sich zwischen vorstehenden Pfeilerbündeln unter kräftigen Bogenrippen vertiefen, die darunter liegenden, von Säulchen und Doppelkonsolen getragenen Galerien erwähnen, so haben wir wenigstens einige der vielen bewunderungswürdigen Einzelheiten dieses Baues genannt.

Um die Größenverhältnisse dieses Werkes vorzuführen, lassen wir einige Daten, die der Wochenschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins entnommen wurden, folgen: Die Grundsteinlegung fand am 14. Juni 1873, die Schlußsteinlegung am 12. September 1883 statt. Das Gebäude hat ohne die Risalite und den großen Turm eine Länge von 152,25 m, eine Breite von 123,27 m und bedeckt 19 592 qm Grundfläche, wovon 14 067 qm verbaut sind und 5525 qm auf die sieben Höfe entfallen. Die Höhe des großen Turmes beträgt mit dem Standartenträger 97,9 m, die der vier Seitentürme 61 m, die Höhe des Gebäudes bis zur Gesimsoberkante 27,3 m, bis zum First 36,3 m. Die Länge des großen Festsaales beträgt 70,7 m bei einer Breite von 19,0 mit den Arkaden und einer Höhe von 17,1 m. Der Rauminhalt sämtlicher zu beheizender Lokalitäten beträgt ca. 250 000 cbm; die Heizung erfolgt durch 459 Dampfwasseröfen, welche von 10 Tenbrinkkesseln mit zusammen 820 qm Heizfläche und 2 Röhrenkesseln mit zusammen 327 qm den Dampf erhalten. Die Ventilation wird durch Maschinen von $50^1/_2$ Pferdekräften besorgt, welche stündlich 198 000 cbm frische Luft zuzuführen im stande sind. Die Gesamtlänge der Heiz- und Ventilationsrohre beträgt 61,3 km, wovon 30 km auf die Spiralkörper entfallen; die Länge der Telegraphenleitungen des Rathauses beträgt 47 km, jene der Telephonleitungen 26 km.

Die Beleuchtung erfolgt durch Gas und elektrisches Licht. Der Gemeinderatssitzungssaal erhält sein Licht durch 366 Glühlampen. Die für den Bau verwendeten Steine wurden

Abb. 15. Das neue Burgtheater.

in der Nähe Wiens gelegenen Brüchen entnommen; die Säulenschäfte in den Arkaden und Hauptfassaden sind aus Oszloper Stein, jene im großen Hof aus Deutsch-Altenburger Stein; die Säulen des Vestibules sind Monolite aus grauem Karststein, die der beiden Feststiegen aus Girolamostein von den brionischen Inseln. Die Kapitäle sind aus Castigliere-, die Stufen und Parkette aus geschliffenem Karststein.

Die Gesamtkosten des Rathauses samt der inneren Einrichtung sind auf 14300000 Gulden präliminiert, wovon bisher 12800000 Gulden verausgabt wurden und zwar für Steinmetzarbeiten 4,15 Millionen, Baumeisterarbeit 3,29, Bildhauerarbeit 0,54, Heizung und Ventilation 0,90, Traversen und Schliefen 0,27, eiserne Dachkonstruktion 0,21, Zimmermeisterarbeit 0,07, Bautischlerarbeit 0,50, Schlosserarbeit 0,29, Glaserarbeit 0,14 und Spänglerarbeit 0,10 Mill. Gulden.

Gegenüber dem Rathause erhebt sich das neue Burgtheater; die festlich heitere Pracht dieses Baues jubelt uns aus der Architektur der Hauptfront, aus ihrer reichen, plastischen Ornamentik förmlich entgegen.

Das neue Burgtheater (Abb. 15) wurde nach Plänen von Semper und Hasenauer im Stil reiner italienischer Renaissance durch letztern erbaut. Das Theatersystem Sempers, das im zweiten Dresdener Theaterbau (1871 bis 1878) besonders scharf durchgeführt erscheint, das quadratische, hohe gegiebelte Bühnenhaus, davor das mit einem weiten Bogensegment sich abrundende, niedrigere Zuschauerhaus, das letztere von einem abermals niedrigerem, zweigeschossigen Arkadenbau eingefaßt, rechts und links Vorlagen für die Einfahrten und Treppenflügel, alles das finden wir, wenn auch weniger scharf ausgesprochen und in reicherer Formengebung als in Dresden, im neuen Wiener Burgtheater wieder.

Wir wenden uns jetzt zu dem, von Theophil von Hansen entworfenen und ausgeführten Reichsratspalast (Abb. 16). Der Altmeister der Baukunst hat es verstanden, den für das moderne Parlament notwendigen Räumen das Kleid eines griechischen Tempelbaues anzulegen, und es ist ihm dies so sehr gelungen, daß die Ansicht, dieser Bau sei eine der vollkommensten Leistungen der modernen Architektur, gerade in Fachkreisen sehr häufig angetroffen wird.

Die hellenisch-korintische Formengebung der tempelartigen Fassade, aus der ein giebelgekrönter weiter Portikus hervortritt, der Wohllaut des Säulensystems, die plastisch verzierten Attiken mit den Quadrigen führen uns, wenn die Sonne voll und heiß hineinscheint, zurück in die glücklichen Zeiten des perikleischen Hellas.

Durch den von zwölf Säulen, 10 m hohen getragenen Portikus gelangen wir in die prächtige, von 8 jonischen Säulen aus Trientiner Marmor gestützte Vorhalle, deren Wände mit weißem, lila, gelblich und dunkelgrün geaderten Cararamarmor belegt sind; die 10 hier angebrachten Nischen tragen, in Farben und Gold blendend ausgeführte, griechische Giebel. Treppen aus Marmor führen von dieser Halle hinab in das Parterrevestibul, geradeaus gelangen wir in den großen Peristil, der durch 24 Monolite von 8 m Höhe aus rotem Adnetermarmor mit vergoldeten Kapitälen getragen wird. Der Fußboden ist aus spiegelglattem Karstmarmor mit Mosaikeinlagen, die Beleuchtung ist durch Oberlicht hergestellt.

Von diesem Centrum des Palastes gelangen wir geradeaus in den kleinen Saal der Budgetkommission, rechts in den Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses, der einen Durchmesser von 34 m und 354 Sitze hat, zur Linken in den Saal des Herrenhauses mit einem Durchmesser von 28 m und 216 Sitzen. Diese beiden Säle haben die Form antiker Theater mit aufsteigenden, halbkreisförmigen Sitzreihen und mit Galerien. Die Decken der größeren Räume sind aus Holz, das zwischen eisernen Trägern eingelassen ist, die Verzierungen sind von Stucco, in Gold und in Farben ausgeführt.

Die Wandmalereien in den Buffets, Lesezimmern ꝛc. sind in pompejanischer Manier auf Kalkgrund mit Marmorsand in bunten Farben, welche mit Seife gemischt aufgetragen wurden, hergestellt. Es sind zum Teil Marmorimitationen, zum Teil sind es, was hier zum erstenmale durchgeführt erscheint, ornamentale und figurale Darstellungen. Diese Wandmalereien wurden mit heißem Bügeleisen geplättet, bis der Glanz der Fläche zum Vorschein kam; sie sind vollkommen unzerstörbar.*)

*) Aus den „Monatsblättern des wissenschaftlichen Klubs“ in Wien.



Abb. 16. Das Reichsratsgebäude.



Abb. 17. Das Erzherzog Karl-Denkmal von Fernkorn.

Die Kosten des Baues, mit Inbegriff der Malerei und plastischen Ausschmückung, betragen etwa 9 Millionen Gulden; die überbaute Fläche umfaßt rund 13 100 qm.

Gegenüber dem Reichsratspalais, an der andern Seite der Ringstraße, dehnt sich der Volksgarten aus, in welchem sich ein kleiner Tempelbau, der Theseustempel, mit Canovas berühmter Marmorgruppe: Theseus den Centauren besiegend, befindet.

Gehen wir auf der Ringstraße weiter fort, so sehen wir rechts in der Ferne das von Fischer von Erlach erbaute Palais Auersperg, näher, jenseit des unregelmäßigen Reichsratsplatzes liegt der Justizpalast von Baurat Wielemans von Monteforte im Stile der deutschen Renaissance, vollkommen einheitlich bis in die kleinsten Kleinigkeiten der inneren Ausstattung gehalten, das Vestibul ist geradezu sehenswert; Wielemans hat Deutschland, Frankreich und Oberitalien durchzogen, um Studien für diesen Bau zu machen.

Wir gelangen nun bei dem einstigen Palais Epstein in den Burgring, an den rechts die Schmalseiten der beiden neuen, äußerlich ganz gleichen Museen anstoßen. Die Pläne zu den beiden Museen und zur neuen Burg, in denen diese ganze Anlage als ein Einheitliches gedacht ist, wurden von Hasenauer entworfen, darauf von ihm in Gemeinschaft mit Semper, dem der Aufenthalt in Wien gestattet worden war, in den Jahren 1871—1876 nochmals um- und durchgearbeitet und dann von Hasenauer, Gottfried Semper war bereits am 15. Mai 1879 in Rom gestorben, ausgeführt.

Die neue kaiserliche Hofburg wird aus zwei, sich rechtwinklig in der Längenachse der neuen Museen gegen den Burgring vorstreckenden Flügeln und aus einem, diese Flügel verbindenden, von einer Kuppel beherrschten Querbau bestehen, der sich vor dem jetzigen alten Mittelbau der Burg erheben wird. Die beiden Flügel, der linke ragt bereits stockhoch in den Baugerüsten empor, werden in der Front gegen den Burgplatz kreisförmige Ausbogungen erhalten, welche die an ihren jetzigen Stellen auf dem großen Burgplatz verbleibenden Monumente des Prinzen Eugen und das in gleichen Dimensionen, gleichfalls nach Fernkorns Modell in der Wiener kaiserl. königl. Erzgießerei hergestellte Denkmal des Erzherzog Karl (Abb. 17), des Siegers bei Aspern, umfassen werden.

Die Museen (Abb. 18) sind im reinen italienischen Renaissancestil erbaut, mit architektonisch reichem, figuralem Schmuck; Eckrisalite und mächtig ausladende Mittelbaue gliedern die Fassaden der Langseiten. An den dem Platze zugekehrten Fassaden erhöhen sich die Mittelrisalite in einer Attika auf 31,134 m, quadratische Plateaus bildend, auf denen sich achteckige, von den bronzenen Kolossalstatuen des Helios und der Pallas Athene gekrönte Kuppeln erheben; jede dieser Kuppeln ist von vier kleinen pavillonartigen Türmchen umgeben.

Das kunsthistorische Museum enthält 91 Säle und 26 Nebenräume, darunter im Tiefparterre 81 Zimmer, das naturhistorische Museum, das wir auf unserm Bilde sehen, enthält 65 Säle und 67 Nebenräume, im Tiefparterre 82 Räume.

Für Sachverständige wollen wir noch erwähnen, daß nur für die Fassaden 1/2 Million Kubikfuß Bausteine notwendig waren, daß weiter im ganzen 31 045 cbm Bruchsteine, 32 160 000 Stück Ziegeln, 36 427 806 kg hydraulischer Kalk, 287 058 kg Portland-Cement, 197 192 kg Gips und 66 560 cbm Sand verbraucht wurden und daß die Erdabtragung 107 500 cbm betrug. Die an jedem der beiden Museen bedeckte Grundfläche beträgt 10 778 qm.

Die Gesamtkosten beider Museen belaufen sich auf 12 1/2 Millionen Gulden, wovon für die innere Ausstattung 2 700 000 Gulden entfallen, für die Einfriedigung des Platzes und die Anlage des Gartens 340000 Gulden. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Baugrund, das ehemalige Burgglacis, unentgeltlich zur Verfügung stand.

Aus den Gartenanlagen zwischen den beiden Museen erhebt sich das von Professor Zumbusch modellierte, in großen Dimensionen gehaltene Monument der Kaiserin Maria Theresia (Abb. 19). Dieses Denkmal soll nicht nur zur Verherrlichung der ausgezeichneten Kaiserin dienen, es soll uns die Geschichte einer bedeutungsvollen Zeit, in den großen Männern, in den tapferen Heerführern, die sich auch im Denkmal um die Kaiserin scharen, in Erinnerung bringen. Die Gestalt Maria Theresias thront auf einem doppeltabgestuften Unterbau, aus dem die Reitergestalten der Generäle, die Gruppe der Staatsmänner,



Abb. 18. Die neuen Hofmuseen.



Abb. 19. Das Denkmal der Maria Theresia von Kaspar Zumbusch.



Abb. 20. Das Lustschloß Schönbrunn.

die Männer der Verwaltung, der Kunst und Wissenschaft jener Zeit in lebenswahrer Wiedergabe hervortreten.

Das Denkmal erinnert an das Friedrich des Großen Unter den Linden von Rauch.

Stellen wir uns nun den Platz zwischen den Museen und der neuen Burg in seiner Vollendung im Geiste vor, ringsumgeben von architektonischen Prachtwerken, bedeckt mit immergrünen Gartenanlagen, in denen helle Wasser springen, und geziert mit den drei herrlichen Monumenten, so müssen wir zugeben, daß hier ein gefährlicher Rivale für den Rathausplatz im Entstehen begriffen ist.

Ermüdet von der Besichtigung all der Prachtbauten schlagen wir vor, eine Fahrt hinaus ins Freie zu unternehmen; wir benutzen gleich einen der durch die Babenberger Straße am Museum hinführenden Tramwaywagen nach Penzing-Hietzing.

Die Mariahilfer Hauptstraße, die wir der ganzen, schier endlosen Länge nach durchfahren, ist monoton wie fast alle Straßen der Wiener Vorstädte. Die beiden Reihen langweilig gleichartiger Zinshäuser, hier und da unterbrochen von irgend einer unbedeutenden Kirche, bieten nichts die Aufmerksamkeit Erregendes. Die Hauptstraßen der Vorstädte, wie die der Stadt Wien selbst, führen fast sämtlich radial in der Richtung gegen den Stephansdom, dessen Spitze wir auch fast überall erblicken.

Nachdem wir die Mariahilfer Linie mit dem Linienzollamte passiert und die Vororte Fünfhaus und Rudolfsheim durchfahren haben, sehen wir, die Stadt verlassend, das Schloß Schönbrunn (Abb. 20), die kaiserliche Sommerresidenz, mit endloser Front links liegen, jenseits den großartigen Park, überragt von dem Gloriett.

Zwischen zwei Obelisken hinschreitend, gelangen wir in den weiten Hof, der nach drei Seiten von niedrigen Hofgebäuden, nach der vierten Seite durch das Schloß begrenzt wird. Das Äußere des Schlosses läßt uns kalt, es imponiert lediglich durch seine Größe; dasselbe soll mit den Nebenräumen 1441 Gemächer und 139 Küchen umfassen.

Unter der freien, auf 12 Säulen ruhenden Doppeltreppe weitergehend, gelangen wir in den Garten. Derselbe ist im altfranzösisch-holländischen Stil angelegt und etwa 2000 m lang und 1000 m breit. Auf dem Parterre (Abb. 21) vor dem Schlosse, das rechts und links von hohen, glatt geschnittenen Baumwänden, an welchen in den ausgeschnittenen Nischen der Laubwände 32 Statuen aus Tiroler Marmor aufgestellt sind, überragt wird, entwickelt sich besonders des Sonntags reges Leben.

Der gewisse Hauch der Vornehmheit, der diese großartigen Anlagen umweht, zieht die einfachen Bürger besonders an, es sind meist Bewohner der Vororte, denen wir hier begegnen, sie bewundern alles und sind über alles entzückt, denn der Besuch des Schönbrunner Gartens ist ihnen ein Fest, haupt-



Abb. 21. Das Parterre in Schönbrunn. Im Hintergrunde das Gloriett.

sächlich wegen des in diesem Park gelegenen Miniaturtiergartens, Menagerie genannt; zu einem Tiergarten, wie ihn in Deutschland sogar viele Mittelstädte besitzen, konnte es Wien bisher nicht bringen. Große Wasserbassins mit Marmorgruppen, zahlreiche Gartenplätze, der schöne Brunnen mit der Egeria, eine künstliche römische Ruine, ein Obelisk und ein Triumphbogen, endlich die sehr schönen Palmenhäuser bieten reiche Abwechselung.

Über der sanft ansteigenden, weiten Rasenfläche erhebt sich das Gloriett, eine fast 300 m lange römische sala terrena, dem wir nun einen Besuch abstatten.

Um das weite Neptunbassin herumschreitend, gelangen wir zu der figurenreichen, ausgedehnten Neptungruppe, dann auf den in vielen Windungen sich aufwärts ziehenden Wegen zum Gloriett. Trophäen, Löwen und Adler schmücken diesen Bau, von dessen über dem Mittelsaal gelegener Terrasse wir noch einen Blick auf Wien und dessen Umgebung werfen wollen.

Die Stadt gleicht von hier aus einem endlosen Häusermeer, von einem leichten, durch die Abendsonne rötlich gefärbten Dunst umhüllt, aus dem sich die Türme, Giebel und Dachfirste der uns bekannten Prachtbauten emporheben, aber jenseit dieser Dunstmassen sehen wir das dunkelgrüne Kahlengebirge mit seinem großen Hotel, seinem Kirchlein, seinen Villen, dem Schloß „am Himmel" und den vielen Häusern und Häuschen, die in den Weingärten wie weiße Punkte schimmernd, weit hinab bis zu den Vororten reichen, rechts fällt der Leopoldiberg steil zur Donau ab. Einst ging es im Schlosse da oben, als Markgraf Leopold dort Hof hielt, gar lustig zu, das Kallen (laute Bellen) der Jagdhunde durchhallte den weiten Wald, daher Kallen-, später Kahlengebirge.

Vom Leopoldiberg zieht sich zum Westen und zum Süden das weite endlose Baummeer des Wienerwaldes, bis dorthin, wo wir in leichten, lichten Linien die Alpen im Abendrot verschwinden sehen. Von Osten her senden uns die Hügel der Kleinen Karpathen und des Leithagebirges noch einen Gruß, ein helles Blinken, ein Aufzucken aus finsteren Auen verrät uns hin und wieder den Lauf der Donau; nun ist es ganz Abend geworden, die Wasserbassins unter uns glänzen wie dunkler Stahl, aus den Laubgehängen und Gängen des Parkes steigt erfrischender Duft mit dem Abendlied der gefiederten Sänger zu uns empor.

Dinter und die deutsche Schule.

Von F. Jakobi.

Hundert Jahre sind es her, seit Gustav Dinter 1787 sein erstes öffentliches Amt, die evangelische Dorfpfarre zu Kitscher bei Borna in Sachsen erhielt, und damit Gelegenheit bekam, die Schwingen seines pädagogischen Genius zu entfalten. Wie ganz anders sieht heute die deutsche Schule als vor hundert Jahren aus! Einen nicht unwesentlichen Anteil an diesem Aufschwunge, namentlich soweit es sich um das Elementarschulwesen handelt, hat Dinter gehabt.

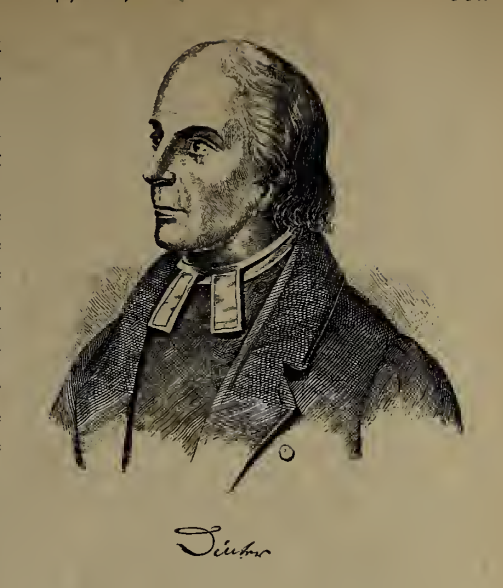
Schon in früher Jugend hatte er sein Talent zum Erzieher offenbart. In der Fürstenschule zu Grimma bestand, wie noch heute, der Brauch, die Zöglinge zu dreien auf einer Stube einzuquartieren, indem der älteste, Obergeselle genannt, über die beiden anderen, Mittel- und Untergeselle, die Aufsicht zu führen hatte. Als Dinter in Grimma Primaner war, baten einmal so viele Schüler der unteren Klassen den Rektor, er möge sie zu Dinter auf die Stube thun, daß dieser unwillig ausrief: „Nun, ich kann euch doch nicht alle zu Dintern stecken."

Wie Dinter das Elementarschulwesen in Sachsen vorfand, darüber mag folgendes Auskunft geben. Einer seiner Schullehrer war, wie dies oft vorkam, Schneider von Beruf. Er bat Dinter, dieser möge doch einige Tage in der Feiertagswoche seine Schule revidieren. Als Dinter ihn nach dem Grunde seiner Bitte fragte, erwiderte er: „Ich habe als Schneider jetzt so gar viel Arbeit zu den Feiertagen. Wenn Sie nun kommen, so ist die Schule versorgt. Ich kann nähen und Ihnen doch zuhören."

Der neue Pfarrer in Kitscher übernahm den Unterricht in Religion und Rechnen selbst, so daß dem Lehrer nur die Wiederholung blieb, außerdem gab er demselben auch in anderen Fächern Musterlektionen. Schon jetzt war es sein Grundsatz, mit den Kindern keine Vielwisserei zu treiben, sondern auf die Entwickelung ihrer Denkkraft hinzuarbeiten. Ferner mochte er an den Schülern keine Schüchternheit leiden, sondern liebte ein freies, fröhliches Antworten, nahm es sogar nicht übel, wenn das Kind in seinem Kraftgefühl ein witziges Wort dazwischen warf. In der Unterklasse schloß er sich an Pestalozzis Anschauungsmethode, doch ohne deren Übertreibungen, wie sie damals vielfach üblich waren, an, in der Oberklasse suchte er durch die sogenannte sokratische Methode, in der seine eigentliche Meisterschaft lag, die Denkkraft der Kinder zu stärken. Das Wesen dieser Methode bestand darin, das Kind durch zweckmäßige Fragen so zu leiten, daß es dasjenige, was man ihm zeigen wollte, selbst fand.

Bald gewannen die Kinder ein solches Interesse an dem Schulbesuche, daß sie kaum zu halten waren, sobald Dinter die Schule betrat. Als er einst katechisierte, that sich die Thür auf und der Vater eines Schulknaben steckte den Kopf hinein und rief: „Junge, das mache mir nicht wieder!“ Befragt, was sein Sohn verbrochen habe, erklärte der erzürnte Vater, er habe denselben aufs Feld geschickt, die Kartoffeln zu hacken. Da habe der Knabe gehört, daß Dinter in die Schule gegangen sei, und habe alles liegen lassen, um ebenfalls an der Stunde teilzunehmen. Dinter lobte natürlich den Eifer des Knaben und tadelte bloß, daß er die Hacke habe liegen lassen.

Aber diese Erfolge befriedigten Dinters leidenschaftliche Lust am Erziehen noch nicht. Er hatte einst als Jüngling mit aller Glut der Seele ein Mädchen, Friederike Peck in Schwarzenberg, geliebt. Seine Braut war ihm aber durch einen plötzlichen Tod entrissen worden, und er hatte bei ihrem Verluste das Gelübde gethan, sich nie zu vermählen. Diesem Schwure blieb er treu, freilich nicht, ohne hernach ihn oft zu bereuen. Da er nun für kein eigenes Hauswesen zu sorgen hatte, nahm er in Kitscher einige Jünglinge in sein Haus, die er auf seine Kosten zu Schullehrern heranbildete.



Dinter

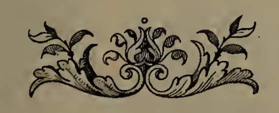
Auch hier war es sein Grundsatz, den angehenden Schullehrern nicht eine Masse toten Wissensstoffes mitzugeben, sondern ihnen nur die Hauptsachen, namentlich aus der Religion, Geographie und Naturkunde mitzuteilen, und vor allem auf Bestimmtheit und Klarheit zu dringen. Die Zöglinge, die er auf diese Weise bildete, erregten bald überall durch ihre Tüchtigkeit großes Aufsehen. In einem öffentlichen Blatte erschien von ungenannter Hand eine Beschreibung des pädagogischen Wirkens des Dorfpfarrers in Kitscher mit der Frage, ob denn der Staat solch uneigennütziges Thun nicht belohnen wolle. Dinter, über diese unerwartete Schaustellung seiner stillen Thätigkeit nicht sonderlich erfreut, erwiderte in demselben Blatte, er verbäte sich die Ehre, daß andere bei dem Publikum für ihn bettelten, was er gethan, würde er auch ferner ohne Unterstützung umsonst thun. Der Einsender jener ungenannten Veröffentlichung schrieb bald an Dinter selbst, es war der Graf von Hohenthal, der ihm damit hatte nützen wollen. Dinters pädagogische Begabung war jetzt weiter bekannt geworden, und er erhielt 1797 durch den Oberhofprediger Reinhardt einen Ruf als Seminardirektor nach Dresden-Friedrichstadt, den er auch nach einigem Zögern annahm.

Wie er das Dresdener Seminar vorfand, dafür nur eine Probe. Ein junger Mann katechisierte über den Spruch: „Ich bin das Licht der Welt,“ und fragte dabei die Kinder, ob Jesus ein Wachs- oder Talg-

licht gewesen sei. „Ich übergebe Ihnen ein totes Kind," sagte Reinhardt bei Dinters Einführung, „versuchen Sie, ob Sie es zum Leben bringen können." Der siebenunddreißigjährige Mann ging mit voller Arbeitskraft und Siegeslust an die Reform des Seminars heran. Zweiunddreißig Lehrstunden, dazu die Aufsicht über die mit dem Seminar verbundene Übungsschule und eine den Armen dienende Spinnanstalt waren dem Direktor vorgeschrieben, für einen gewöhnlichen Sterblichen eine mehr als hinreichende Arbeitslast. Dinter bürdete sich freiwillig noch sechs Stunden dazu auf, in denen er mit den Zöglingen auf seiner Stube Übungen im Katechisieren vornahm. Zudem bereitete er sich auf jede wissenschaftliche Stunde, die er zu geben hatte, schriftlich vor, indem er sich für jedes Fach ein eigenes Heft anlegte, das er dann später fortwährend, sobald er beim Studieren etwas fand, mit Nachträgen versah. Seine pädagogischen Anschauungen gelangten jetzt zur wissenschaftlichen Begründung und Reife. Pestalozzi, so hielt er fest, muß König der Unter-, Sokrates König der Oberklasse sein. In der Mittelstufe hat das Kind von einem zum anderen überzugehen. Mit den Seminaristen trieb er vornehmlich Glaubens- und Sittenlehre, biblische Geschichte, Bibelkunde und Bibellesen, Pädagogik, Methodik, Arithmetik, Sprachlehre, Naturkunde, Geographie und Geschichte. Der Kursus war dreijährig, doch kamen in demselben alle Gegenstände, bis auf die drei letzten, zweimal vor. Mehr noch als durch seine Lehrweise wirkte Dinter durch seinen väterlichen Verkehr auf die angehenden Volksbildner. Bei aller Strenge war ihm das Tyrannisieren zuwider, Strafen oder gar Schläge schienen ihm eines Seminaristen unwürdig. Wenn er abends arbeitete, saßen etwa acht Seminaristen um sein Licht herum, oder er stand mit ihnen, in freundschaftlichem Gespräche begriffen, am Ofen. Auch für ihren Geldbeutel war er eifrig bedacht, indem er ihnen häufig in vornehmen Dresdener Familien Privatstunden verschaffte. Wo es eine Knauserei in der Besoldung seiner Zöglinge zu rügen galt, nahm er kein Blatt vor den Mund. Der ehemalige spanische Gesandte Werther ließ durch einen seiner Beamten Dinter für eine seiner Patronatsstellen um einen Seminaristen bitten und fügte hinzu, daß die Stelle zu den schlechten gehöre. Dinter, der es nur mit dem Beamten zu thun zu haben meinte, fragte in seiner Antwort, ob er ein Subjekt mit oder ohne Magen senden sollte. Bald darauf suchte ihn der Graf in dieser Angelegenheit persönlich auf. Dinter führte ihm einen Kandidaten vor. „Ist dies ein Subjekt mit oder ohne Magen?" fragte der Graf. Dinter, nicht leicht um eine Antwort verlegen, erwiderte: „Einen Magen hat das Subjekt, Ew. Exzellenz, aber einen genügsamen." Kein Wunder, daß die Seminaristen einen solchen Direktor liebgewannen. Doch die Anstrengungen dieses Amtes wurden mit der Zeit selbst solch einer Arbeitskraft zu groß. Eine fürchterliche Gelbsucht befiel den zu stark in Anspruch genommenen Mann, und als er genas, fühlte er sich so geschwächt, daß er sein Amt in Dresden aufgeben mußte und wieder eine Dorfpfarre in Görnitz bei Borna annahm, wo er 1807 bis 1816 blieb. Als er seinen Gönner Reinhardt fragte, ob er diese Stelle erhalten habe, sagte ihm dieser: „Nur mit Mühe, man schämte sich fast, Ihnen nichts Besseres zu geben."

Natürlich konnte er auch in Görnitz nicht leben, ohne zu erziehen. Er eröffnete hier eine Art höherer Bürgerschule oder Progymnasium, in dem er Kinder für höhere Schulen vorbereitete. Auch nahm er wieder, wie zu Kitscher, angehende Lehrer zur Ausbildung in sein Haus auf. Aber das Geschick war diesem Genius hold, indem es ihm zum Schlusse seines Lebens ein Feld der Thätigkeit anwies, auf welchem er seine Strahlen noch besonders hell leuchten lassen konnte. 1816 erhielt Dinter einen Ruf als Konsistorial- und Schulrat nach Königsberg i. Pr., dem er ohne langes Besinnen trotz der weiten Entfernung folgte. Gerade der dort noch so wenig angebaute Acker zog ihn an, ihm war ähnlich wie dem Apostel Paulus zu Mute, als diesem im Traume ein makedonischer Mann erschien und ihm zurief: „Komm herüber und hilf uns." Am 16. Dezember 1816 schwur er dem neuen Vaterlande Treue, wobei er die berühmten Worte sprach: „Ich will jedes preußische Bauernkind für ein Wesen ansehen, das mich bei Gott verklagen kann, wenn ich ihm nicht die beste Menschen- und Christenbildung schaffe, die ich ihm zu verschaffen vermag." Der Minister von Altenstein, der Staatsrat Nicolovius, die

Oberpräsidenten von Auerswald und von Schön begünstigten den eifrigen Schulrat, trotzdem dieser sich nicht scheute, auch nach oben hin, wenn es not that, derb die Wahrheit zu sagen. Wie es in Preußen mit dem Schulwesen aussah, dafür eine kleine Probe. In einer Schule, die Dinter revidierte, konnte kein einziges Kind erträglich schreiben oder rechnen. Nach vollendeter Revision behielt Dinter den Lehrer zurück und forderte ihn auf, einen Brief zu schreiben, in dem er die Behörde bitten sollte, ihn mit einem Adjunkten zu verschonen. Der Lehrer machte in vier Zeilen sechzehn Fehler gegen die Rechtschreibung, unter denen der lächerlichste war: „Ich bitte Sie flegelich" (statt: flehentlich). Bei solchen Lehrern war Dinter natürlich als „Substitutensetzer" verhaßt. Aber alle tüchtigen schwärmten für ihn, und noch heute gehen manchem greisen Schulmeister die Augen über, wenn er auf ihn zu reden kommt. Er pflegte seine preußischen Seminaristen „du" zu nennen, solange er mit ihnen zufrieden war. Vertauschte er das „du" mit „Sie," so galt dies als eine bedeutende Strafe. Einst revidierte Dinter einen zu gutmütigen Lehrer und fand es bei ihm nicht, wie er gewünscht hatte. Er gab dem Lehrer die Anrede „Sie." Derselbe weinte und schwieg. Nach einiger Zeit suchte er den Schulrat in Königsberg auf. Dinter fragte: „Was wollen Sie?" Der Lehrer erwiderte: „Ich will Sie bitten, meine Schule zu revidieren." Darauf Dinter: „Daß ich mich noch einmal ärgere?" „Nein, ich will mir nur wieder das ‚du' verdienen." Er verdiente sich in der That das „du" und obenein eine bessere Stelle. Den vier Seminarien, die es damals im Königsberger Regierungsbezirke gab, zu Königsberg selbst im Waisenhause, zu Dexen, Braunsberg und Mühlhausen, wandte Dinter seine besondere Aufmerksamkeit zu, namentlich war es ihm eine Freude, in Dexen zu weilen. Später wurde für die polnischen Teile der Provinz ein neues Seminar zu Angerburg errichtet. Nächst Dexen besuchte Dinter am liebsten die Schulanstalten zu Memel. Fast den vierten Teil des Jahres brachte er auf Revisionsreisen zu. Seit 1817 hatte er sich zu alledem noch als Dozent für Theologie an der Universität Königsberg habilitiert und wurde später außerordentlicher Professor. Für seine Kollegien nahm er nie Geld. Daneben war es ihm noch möglich, in einer Menge von Schriften, von denen die „Schullehrerbibel" die bekannteste ist, seine Ansichten und Erfahrungen litterarisch niederzulegen. Wenn man ihn fragte, was für ein Leben er führe, so antwortete er: „Ich lebe wie ein Höllenhund. Ich habe drei Köpfe. Sonntags bin ich Schriftsteller, in den Wochentagen früh Schulrat, nachmittags Professor." Wie früher, so unterhielt er auch in Königsberg ganz oder halb umsonst eine Reihe von Jünglingen. Er nannte das seine Junggesellensteuer. Wohl erfuhr er gegen Ende seines Lebens, als der Zeitgeist in kirchlichen Dingen sich geändert hatte, manche Angriffe. Doch dies kümmerte den alten fröhlichen Mann wenig. Er wünschte jedem, daß er so glücklich sei wie er selbst, und sprach zwei Jahre vor seinem Tode die herrlichen Worte: „Ein Gott, der mir's hier so wohl gehen ließ, macht alle guten Geister in seinem Himmel glücklich, mich auch. Und wenn er mich droben wieder zum Schulmeister macht und mir ein Heer Geisterchen für seinen Himmel zu bilden anvertraut, so erfüllt er den heißesten meiner Wünsche, macht mich so selig, daß ich selbst Gabriel und Raphael um ihre Herrlichkeit nicht beneide." Am 29. Mai 1831 entschlief er sanft und zufrieden im Alter von 71 Jahren, nachdem er noch ein paar Tage vorher Schulen revidiert hatte.



Die Ärzte des deutschen Kronprinzen.



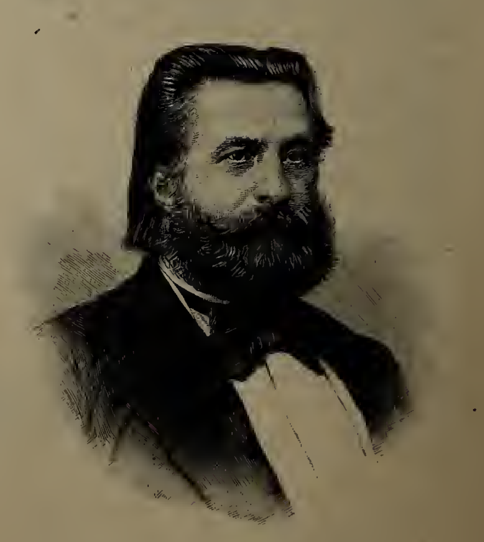
Professor von Gerhardt-Berlin.

Bei der herzlichen Teilnahme, mit welcher die ganze Nation das schwere Leid, das Gottes unerforschlicher Wille über den Kronprinzen verfügt hat, verfolgt, wird es unsere Leser interessieren, die Porträts derjenigen Ärzte kennen zu lernen, deren Kunst angerufen wurde, um der Krankheit zu wehren. Dr. Morell Mackenzie haben wir unsern Lesern bereits vorgeführt (Jahrg. 1886/87, II. Bd., Heft 5, S. 587), heute handelt es sich also um seine deutschen Kollegen.

Über den bisherigen Krankheitsverlauf läßt sich ungefähr folgendes als zuverlässig mitteilen:

Nachdem unser Kronprinz zu Anfang dieses Jahres lange Zeit an hartnäckiger Heiserkeit gelitten hatte, fand Professor Gerhardt, der die Behandlung damals leitete, als Ursache derselben mit Hilfe des Kehlkopfspiegels im April eine dem linken Stimmbande aufsitzende Geschwulst, die er durch energische Ätzungen zu zerstören suchte. Dieses gelang nicht. Die Geschwulst wucherte immer wieder von neuem hervor, so daß die Besorgnis wachgerufen wurde, es möchte sich um eine bösartige Neubildung handeln. Der Chirurg Professor von Bergmann und später auch Professor Tobold, der Kehlkopfspezialist, schlossen sich dieser Ansicht Gerhardts an und erklärten die Geschwulst für bösartig, d. h. für krebsiger Natur. Damit waren die weiteren Maßnahmen gegeben, eine Heilung konnte nur von einer vollständigen Entfernung des Krebses erwartet werden, und die Ärzte schlugen vor, den Kehlkopf in der oft geübten und bewährten Weise von vorn zu spalten, um alle erkrankten Teile gründlich herausnehmen zu können. Mit großer Wahrscheinlichkeit konnte man ein glückliches Gelingen dieser Operation voraussagen, man konnte erwarten, daß sich nach derselben eine leidlich klangvolle und kräftige Stimme herstellen würde, und man konnte hoffen, daß die Heilung wirklich eine vollständige sein würde. Hoffen! — mehr nicht. Kein Mensch konnte gewährleisten dafür, daß der Krebs nicht doch über kurz oder lang in der Operationswunde oder -Narbe wieder zum Vorschein gekommen wäre, wenn auch dieses „Recidivieren" gerade bei Kehlkopfkrebsen bei frühzeitigem Dazuthun erfahrungsgemäß verhältnismäßig selten eintritt.

So lagen die Verhältnisse, als Dr. Morell Mackenzie, der englische Kehlkopfspezialist, hinzugezogen wurde, um auch seinerseits ein Gutachten über die Erkrankung des deutschen Kronprinzen abzugeben. Mackenzie erklärte die Neubildung für gutartiger Natur und glaubte, eine Entfernung derselben und damit Heilung des ganzen Leidens ohne Verletzung des Kehlkopfes vom Munde her in Aussicht stellen zu können. Seine optimi-



Professor von Bergmann-Berlin.

stische Auffassung erhielt dadurch eine gewisse Stütze, daß Professor Virchow ein herausgeholtes kleines Stück der Geschwulst nach der mikroskopischen Untersuchung für gutartiger Natur erkannte. Jetzt lag die Entscheidung betreffs alles weiteren in der Hand des hohen Patienten, und sie konnte kaum anders ausfallen als sie in der That ausgefallen ist. Auf der einen Seite die schwere, immerhin lebensgefährliche Operation ohne vollständig gesicherten Erfolg, auf der anderen Seite das sichere Versprechen voller Wiederherstellung durch eine gefahrlose, verhältnismäßig wenig eingreifende Behandlungsmethode. Der Kronprinz entschied sich für letztere und vertraute sich ganz und ausschließlich Dr. Mackenzie zur weiteren Behandlung an.



Professor Schrötter-Wien.

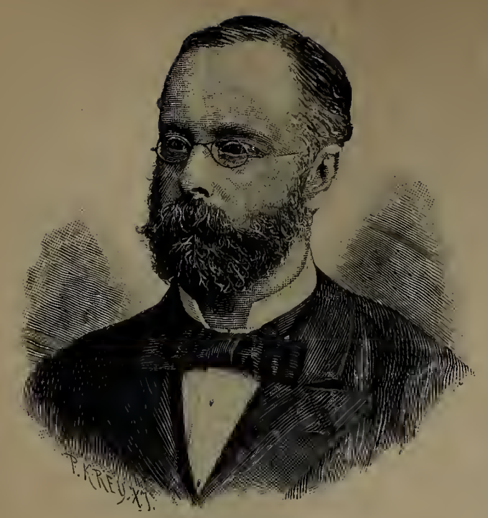
Zunächst schien alles fast über Erwarten gut zu gehen. Mackenzie entfernte die Geschwulst, und aus England, wohin der Kranke gegangen war, um seinem Arzte näher zu sein, gelangten die günstigsten Berichte über Besserung der Heiserkeit und der sonstigen Beschwerden zu uns. Von England ging der Kronprinz im Herbste nach Toblach, und schon von hier, namentlich aber von dem danach als Aufenthaltsort gewählten Baveno kamen, allerdings auf Umwegen und in nicht ganz zuverlässiger Form, einzelne Mitteilungen, die wohl dazu angethan waren, Besorgnis hervorzurufen. Man sprach von häufiger auftretenden frischen Schwellungen der Kehlkopfschleimhaut, die einen nicht unbedenklichen Charakter angenommen haben sollten, die Heiserkeit war wieder stärker geworden, aber das alles ließ sich als vorübergehend und belanglos erklären und kaum jemand in Deutschland ahnte, was uns schon so nahe bevorstand.



Professor Tobold-Berlin.

Mittlerweile war der hohe Patient nach San Remo übergesiedelt, und von hier aus kam plötzlich und unerwartet die erschütternde Kunde: unserm Kronprinzen geht es schlecht, Dr. Mackenzie hat mehrere deutsche Ärzte zugezogen, weil er sich von der Unhaltbarkeit seiner günstigen Auffassung überzeugt hat. Jetzt folgten die traurigen Nachrichten schnell aufeinander. Am 9. November untersuchten Professor Schrötter aus Wien und Dr. Krause aus Berlin den Kronprinzen, konnten aber wegen einer starken Schwellung der oberen Partieen zunächst nichts Sicheres entscheiden. Am nächsten Tage hatte die Schwellung abgenommen, und die genannten Herren, mit ihnen Dr. Moritz Schmidt aus Frankfurt a. M., sahen jetzt eine Krebswucherung, die, unter dem linken Stimmbande am stärksten entwickelt, augenscheinlich bereits den größten Teil des Kehlkopfes eingenommen hatte.

„Damit war das Leiden wieder zu einem schweren gestempelt und die Nichtigkeit jeder konservativen Behandlung dargethan. Wiederum mußten die Ärzte sagen, das einzige, was helfen kann, ist eine Operation. Aber jetzt konnte man nicht mehr von einer nur teilweisen Entfernung des Kehlkopfes sprechen, man konnte nicht mehr erwarten, daß sich



Dr. Schmidt-Frankfurt a. M.

nach der Operation die Stimme wiederherstellen würde, und die Hoffnung auf eine dauernde Genesung mußte eine außerordentlich schwache, zaghafte sein.

Was jetzt zunächst in absehbarer Zeit nötig sein wird, ist, der Atmungsluft einen anderen Weg zu schaffen, falls die Geschwulst den Innenraum des Kehlkopfes zu sehr beengt. Dies geschieht durch die Eröffnung der Luftröhre vorn am Halse, für welche Operation die nötigen Vorbereitungen bereits getroffen sind. Über den weiteren Verlauf läßt sich etwas Sicheres nicht voraussagen.

Das ist in kurzen Zügen der bisherige Verlauf des unglücklichen Leidens. Die so nahe liegende und so vielfach erörterte Frage, ob irgend jemand Schuld hat an dem Stande der Dinge, können und wollen wir hier nicht berühren. Wir haben alle von ganzem Herzen gewünscht, die Ansichten Mackenzies möchten die richtigen sein; jetzt, da dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist, muß das Gefühl der Teilnahme alle anderen zurückdrängen.

Es wird für die Leser nicht ohne Interesse sein, über die deutschen Ärzte, die im Verlaufe des Leidens zugezogen wurden und deren Bildnisse unser Heft heute bringt, einige lebensgeschichtliche Angaben zu erhalten.

Professor Dr. Karl Gerhardt, am 5. Mai 1833 zu Speier geboren, wurde im November 1861 Professor und Leiter der inneren Klinik in Jena. 1872 trat er in die gleiche Stellung in Würzburg, und von dort siedelte er später nach Berlin über, wo er als Nachfolger von Leyden, der in die Stelle des gestorbenen Frerichs gerückt war, Leiter der med. Klinik wurde. Gerhardt hat sich schriftstellerisch vorzugsweise mit der Ausbildung der klinischen Untersuchungsmethoden (Auskultation und Perkussion), mit den Krankheiten der Kinder und mit Kehlkopfleiden beschäftigt.

Professor Dr. Ernst von Bergmann, am 16. Dezember 1836 in Livland geboren, studierte in Dorpat, Wien und Berlin und trat 1860 als Assistent in die Dorpater chirurgische Klinik ein. Die Kriege 1866 und 1870 machte er als Leiter russischer Hilfshospitäler mit, 1877 war er konsultierender Chirurg der kaiserlich russischen Donauarmee. 1878 kam von Bergmann als Direktor der chirurgischen Klinik und ordentlicher Professor nach Würzburg und 1882 siedelte er von dort als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors von Langenbeck nach Berlin über. Herr von Bergmann hat eine große Reihe von Arbeiten veröffentlicht, die, meist rein chirurgischer Natur, zur Klärung wichtiger Fragen beigetragen haben.

Professor Dr. Adalbert Tobold, am 22. November 1827 in Flatow (Westpreußen) geboren, lebte während seiner ganzen Studien- und Lehrzeit in Berlin. 1855 habilitierte er sich daselbst als Spezialist für Kehlkopfkrankheiten. Tobold ist Verfasser eines weitverbreiteten Buches über „Laryngoskopie und Kehlkopfkrankheiten“ und hat sich auch sonst in seinem Spezialfache litterarisch mehrfach hervorgethan.

Professor Dr. Leopold Schrötter, am 5. Februar 1837 in Graz geboren, studierte in Wien und wurde dort 1870 Vorstand der Klinik für Laryngologie und 1881 Primararzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien. Schrötter ist als Kehlkopfarzt namentlich durch seine Behandlung der Kehlkopfverengerung bekannt geworden, in Bezug auf innere Medizin hat er sich vorzugsweise mit den Erkrankungen des Herzens beschäftigt.

Dr. Moritz Schmidt, der jetzt im 49. Lebensjahre steht, studierte in Göttingen, reiste dann längere Zeit in England, Frankreich und Holland und ließ sich 1862 als Spezialarzt für Hals- und Lungenleiden in

Frankfurt a. M. nieder. Schmidt genießt den Ruf eines außerordentlich erfahrenen Praktikers, schriftstellerisch hat er sich vorzugsweise mit der Tuberkulose des Kehlkopfes beschäftigt. Die durch die Zeitungen laufende Mitteilung, daß er den Kronprinzen in Ems untersucht habe, beruht auf einem Irrtum.

Der Blick in die Zukunft.

Von W. Ende.

Der Wunsch, den Schleier der Zukunft zu lüften, ist so alt wie das Menschengeschlecht, kein Wunder daher, daß kluge und gewissenlose Leute zu allen Zeiten mit ihm zu rechnen und ihn auszubeuten wußten und noch wissen. Wie das heute geschieht, davon soll im folgenden die Rede sein.

Unter den jetzt geübten Arten der Wahrsagekunst ist die Chiromantie wohl die älteste. In unserer Zeit wurde sie bis vor kurzem hauptsächlich von Zigeunerinnen professionsmäßig betrieben. Die Chiromantie geht aber bei ihren prophetischen Sprüchen folgendermaßen zu Werke. Zunächst faßt sie die fünf Hauptlinien der Hand ins Auge, vornehmlich die Lebenslinie, welche am äußersten fleischigen Teile der Hand, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, beginnt und um das Dickfleisch des Daumens herumläuft; sie soll, wenn undurchschnitten und rein ausgeprägt, auf innere Lebenskraft, Gesundheit und Sittlichkeit, und deshalb auch auf ein langes Leben hindeuten; fehlt sie aber, oder ist sie unscheinbar, so besitzt der Fragende zweifellos ein schlechtes Herz, einen schwachen Geist und Unbeständigkeit. Sein früher Tod ist gewiß.

Dann wird die Natur- oder Hauptlinie beachtet, die gewöhnlich unter dem Zeigefinger ihren Anfang nimmt und sich unmittelbar, oder durch einen Ast, in einem spitzen Winkel mit der Lebenslinie vereinigt; bei gehöriger Länge läßt sie auf einen guten Zustand des Magens, der Leber und der edlen Organe überhaupt schließen. Die Tischlinie beginnt unter dem kleinen Finger und verläuft quer über die Hand, um etwas aufwärts gebogen in dem Zwischenraume unter dem Zeige- und Mittelfinger zu enden. Bei tiefer, ungestörter Zeichnung stehen dem glücklichen Besitzer dieser Hand stetes Emporsteigen, Reichtum und Ansehen vor der Welt in Aussicht. Wehe, wehe aber, wenn diese Linie sich bis in das erste Gelenk des Zeigefingers hineinzieht, da ist Mühseligkeit, Armut und jede Beschwernis das Los.

Die Leber- oder Magenlinie, von unbestimmtem Anfang, welche in der Naturlinie endigt, soll mit der Verdauung im Zusammenhang stehen und wohl beschaffen sein, wenn sie das Dreieck gehörig schließt und undurchschnitten ist. Zuletzt nennen wir die Rasceta, die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenke, welche eventuell glücklichen Erfolg in allen Unternehmungen verheißt.

Außer diesen fünf Hauptlinien zählt die Wahrsagerin noch sieben Nebenlinien, die alle, je nachdem, ihre mehr oder minder eingreifende Bedeutung haben. Sie wird in der jugendlichen Hand vornehmlich nach dem Venusgürtel forschen. Dieser verhängnisvolle Gürtel, welcher zwischen dem Zeige- und Mittelfinger beginnt, sich zwischen der Tischlinie und dem Mittel- und dem Ringfinger in einem Halbkreise bis zu dem Zwischenraume des letzteren und des kleinen Fingers hinzieht, kommt nämlich bisweilen doppelt und mehrfach, bisweilen aber auch stückweise und sehr kurz vor. Begreiflicherweise bleibt der Deutung hier der weiteste Spielraum. Die prophetische Alte zischelt dem errötenden Mädchen denn auch Dinge ins Ohr, von denen diese nichts hören mag, sie hält es lieber mit den solideren Heiratslinien, die Beständigkeit, Eintracht und Glück in der Ehe verheißen. Es sind dies jene kurzen, feinen Linien, die sich an der Schmalseite der Hand, unter dem kleinen Finger befinden. Für den jungen Krieger ist allerdings die mit der Lebenslinie parallel laufende Marslinie von größerer Wichtigkeit, denn diese verspricht, wenn sie lang, deutlich und unzerrissen ist und das Dreieck wohl

abschließt, Ruhm, Ehre und Ehrenstellen, besonders aber Auszeichnungen vor dem Feinde.

Außer den Linien der Hand beachtet die Chiromantin auch noch die Berge der Finger. Sie mißt mit dem Zirkel die durch die verschiedenen Linien gebildeten Räume und weiß nach den einzelnen Dimensionen die Lebenszeit, oder die Dauer eines Zustandes oder eines Ereignisses ganz genau auf Tag und Stunde zu berechnen. Auch die Nägel werden der Prüfung unterzogen; weiße Punkte in denselben verheißen Glück und Gesundheit, wo sich aber bleiche, gelbe, rote oder schwarze Punkte zeigen, da drohet Unglück und Gefahr.

Nun finden sich bisweilen noch in den Bergen kleine von Linien gebildete Figuren, unter ihnen z. B. die Buchstaben A und H; diese Buchstaben heißt man heilige Buchstaben, denn den, dessen Hand sie zeichnen, hat das Schicksal zu einem auserlesenen Glück erkoren.

In letzter Zeit ist es dem Liebhaber wesentlich erschwert, die Runen seiner Hand enträtseln zu lassen, denn die wandernde Kassandra singt und sagt nicht mehr; der deutsche Boden begann unter ihren Füßen zu wanken. Wenn in früheren Zeiten die Zigeunermutter den Knechten und Mägden auf dem Bauernhofe brav geweissagt hatte, wanderte wohl ein fettes Huhn, ein Stück Butter oder gar ein schwerer Schinken in ihren Sack, weil der Bauer ganz genau wußte, daß im Weigerungsfalle die Sippe der Alten in der nächsten Nacht zurückkehren werde, um ihren Angelhaken nach Federvieh, Wäsche und sonstigen brauchbaren Gegenständen auszuwerfen. Als aber die Zigeuner nicht nur des Hühner- und Gänsediebstahls bezichtigt wurden, sondern auch die alte Anklage auf Kinderraub frische Nahrung fand, verstand der deutsche Michel keinen Spaß mehr, man ließ die gelbe Bande, wo sie sich immer blicken ließ, kurzwegs zurück über die Grenze springen, und mit der ganzen Kaste kam auch ihre Kunst in Verruf.

Diese Wandlung der Dinge erregte die volle Befriedigung eines jeden vernünftig Denkenden, doch sollte seine Freude von kurzer Dauer sein. Es war, als seien über Nacht die Nachfolgerinnen der Azucena wie die Pilze aus der Erde geschossen, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Zukunft nicht wie jene aus der Hand, sondern aus der Karte lasen.

Im Anfange der siebziger Jahre trieben die Kartenlegerinnen in Berlin ihr Wesen so öffentlich und dreist, daß die Kriminalpolizei sich veranlaßt sah, denselben ihre liebevolle Aufsicht recht nachdrücklich angedeihen zu lassen, welch unhöfliches Vorgehen die ganze Männerwelt noch heute zu büßen hat. Die moderne Pythia, welche in jeder auftauchenden männlichen Gestalt einen Polizeibeamten wittert, weigert sich hartnäckig, vor den Herren der Schöpfung auch nur einen Zipfel der dunklen Zukunft zu lüften.

Unter den Kartenschlägerinnen gibt es nun eine ebenso große Zahl von Abstufungen, wie unter ihren Klientinnen, ein Proletariat und eine Aristokratie. Die ersteren, welche ihr Gewerbe unter einem Handel mit Knöpfen und Zwirn zu verbergen suchen, benutzen, um sich in die Häuser zu schleichen, gern die späten Abendstunden, wenn Mine und Auguste nach des Tages Last und Mühen zärtlicheren Gefühlen zugänglich sind. Die schlaue Wahrsagerin liebt es, kühne und süße Hoffnungen in den thörichten Mädchen zu schüren, denn die Erfahrung hat sie gelehrt, daß das Glück großmütiger macht als die Enttäuschung, welche es sich gewöhnlich mit den ausbedungenen fünfundzwanzig Pfennigen begnügen läßt.

Die Kartenlegerin, welche für ihre Orakelsprüche eine bis zwei Mark verlangt, leistet im wesentlichen ganz dasselbe wie ihre umherziehende Kollegin, doch empfängt sie in ihrem Hause, wo sie durch allerhand Brimborium einen gewissen Eindruck auf die Besucherin zu machen weiß. Bewundernswert ist die Zungenfertigkeit dieser Damen und ihre stets gefaßte Dreistigkeit, die sie selbst dann nicht verläßt, wenn sie einer offenbaren Unwahrheit überführt worden sind. Z. B. die Wahrsagerin spricht: „Ein junger Mann wirbt um Sie, aber Ihre Mutter begünstigt diese Verbindung nicht, sie will mit ihrer Tochter höher hinaus.“

Das Mädchen lacht: „Ich habe keine Mutter.“

Wahrsagerin: „Werden Sie die zukünftige Frau Ihres Vaters denn nicht Mutter nennen?“

Ein andermal prophezeit sie also: „Ein Herr, der in Ihrem Hause ein- und ausging, wird Sie verlassen, aber Sie haben Glück,

denn schon sehe ich einen älteren Herrn über den Weg kommen, der Sie trösten will."

Diesmal ist die Fragende aber kein junges Mädchen, sondern eine Frau, die über die Krankheit ihres Kindes beruhigt sein möchte. Ohne Besinnen erwidert die Prophetin: „Der Herr, der Ihr Haus verläßt, ist der Arzt, den Sie nicht mehr nötig haben, der alte Herr, der eilig über den Weg kommt, muß Ihr Vater oder Onkel sein, der Sie trösten will."

Wenn die weise Frau also auch wohl in der Lage ist, allzeit aus dem sprudelnden Quell ihrer Phantasie die schönsten Versprechungen für die Zukunft zu schöpfen, so ist sie doch einigermaßen dadurch gebunden, daß die Karten an sich und je nach ihrer Lage eine bestimmte Bedeutung haben, welche von jeder Wahrsagerin gekannt und auch innerlich geachtet wird. Die Kenntnis der hierbei maßgebenden Regeln mag vielleicht im stande sein, die junge Welt mehr von der Thorheit ihres Aberglaubens zu überzeugen als alles Witzeln und Predigen, deshalb sollen dieselben hier in Kürze mitgeteilt werden, auf die Gefahr hin, daß ein oder das andere Dämchen versuchen könnte, sich selber die Karten zu legen. Wir rechnen dabei folgendermaßen: Wer einmal das Orakel befragt, befragt es auch zum dritten- und viertenmal; lautet nun aber der Schicksalsspruch heute ganz anders als gestern, und wollen sich gar die rosigen Aussichten von vorgestern trotz beharrlichen Kartenschlagens nicht wieder zeigen, so muß doch der stärkste Glaube wankend werden.

Also: Man benutzt französische Karten, niemals deutsche, denn es müssen dieselben Karten sein, aus denen die berühmte Lenormand dem Leutnant Napoleon Bonaparte seine Erhebung auf den französischen Kaiserthron, seine Gefangennahme und seinen Sturz vorhersagte. Die Karten werden gemischt, und die Person, welcher prophezeit werden soll, hebt sie ab; dann werden dieselben in vier Reihen zu je acht Blättern untereinander gelegt. Und nun aufgepaßt! Coeurkönig ist „Er" und Coeurdame „Sie". Werden diese beiden Hauptfiguren durch andere Damen voneinander getrennt, so mag „Sie" nur jeden Gedanken an „Ihn" aus dem Herzen reißen, denn „Sie" war nicht die erste, der „Er" die Treue schwur, und wird auch nicht die letzte sein. Höchst bedenklich steht die Sache auch noch, wenn sich zwar keine anderen weiblichen Figuren zwischen „Ihn" und die Coeurdame drängen, „Er" aber von „Ihr" abgewendet liegt. Sieht der König die Dame an, so meint „Er" es ernst, und sein Heiratsantrag erfolgt um so rascher, je näher die Karten beisammen liegen. Liegt die Coeurdame inmitten vieler Bilderkarten, so bedeutet das, daß „Sie" in einer großen Gesellschaft oder auf einem Balle ihr Glück machen wird. Dann hat man zu beachten, welche Farben den Coeurkönig und die Coeurdame umgeben. Die rote Farbe bringt Glück, Pik Unglück, während Treff allerhand Verdrießlichkeiten schafft.

Coeurzehn bedeutet Hochzeit, Coeuracht ist die Kinderkarte und verspricht einen erfreulichen Nachwuchs. Zeigt beim Coeuras die Spitze des Herzens nach oben, so hat die Fragende ein Geschenk zu erwarten, zeigt die Spitze aber nach unten, so wird „Sie" glückliche Hausbesitzerin werden. Karodame und Karokönig sind ein junges Paar aus unserer Verwandtschaft. Karoacht stellt die Verlobung einer uns nahestehenden Person in Aussicht. Karozehn verspricht der Betreffenden, die hoffentlich einen Onkel in Amerika oder in sonst einem fernen Weltteile besitzt, viel Geld, das über einen weiten Weg kommt. Pikas mit der Spitze nach unten bedeutet Trauer und Tod in der Familie, mit der Spitze nach oben einen großen Schrecken. Piksieben sagt, daß unser Lieblingswunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Pikdame und Pikkönig stellen störende Persönlichkeiten verschiedener Art vor, z. B. eine böse Schwiegermutter, eine falsche Freundin, einen hartherzigen Erbonkel &c. Liegt Pik in der Nähe von Coeur, so bedeutet das, daß wir jemand, der unserm Herzen nahesteht, durch den Tod verlieren. Treffneun ist die Reisekarte. Liegt sie in der Nähe der Coeurdame, so wird die Anfragende selber eine Reise unternehmen, liegt sie aber z. B. in der Nähe der Pikdame, so droht ihr der Besuch einer alten Dame, die störend wirken will. Treffas bedeutet einen Ring, Treffacht bedeutet Thränen.

Hat sich die Sibylle bei Auslegung der Karten endlich erschöpft, so mischt sie dieselben nochmals energisch und sagt: „Bitte, heben Sie ab und machen Sie drei Häufchen aus den Karten. So ist es gut! Diese drei Häufchen bedeuten: Was mich deckt! Was

mich schreckt! und, was mir zugedacht! Nun, bitte, ziehen Sie aus jedem der drei Häufchen drei Karten." Nachdem dieses geschehen, beginnt der Redefluß aufs neue, und die trivialsten Sachen werden in einer Weise vorgetragen, als handle es sich um die Sprüche des Konfucius. Wir hören Weissagungen folgender Art:

„Wenn Sie im Sommer einen Landaufenthalt nehmen und ein Haus beziehen, vor dem grüne Bäume stehen und in dessen Nähe Vögel nisten, so wird Ihnen ein großes Glück zu teil! Hüten Sie sich vor einem Manne, der bucklig ist und eine schiefe Nase hat! Sie werden mit der Polizei zu schaffen bekommen! Halten Sie sich am 22. Januar abends zwischen fünf und sechs Uhr zu Hause, sonst werden Sie es zu bereuen haben."

Ich befand mich vor einigen Monaten in einer größeren Damengesellschaft, wo sich die Unterhaltung ausschließlich um oben behandeltes Thema bewegte. Als ich nicht unterließ, meiner Ansicht ziemlich kräftige Worte zu leihen, stimmten mir die meisten der Anwesenden lachend bei, nur eine derselben, und zwar ein sonst ziemlich vernünftiges Mädchen, meinte, so leichter Hand lasse sich die Sache doch nicht abthun. Die gewöhnliche Kartenschlägerin freilich sei auch für sie eine persona miserabilis, aber sie habe sich überzeugt, daß es wirkliche Hellseherinnen gebe, deren Blick die Zukunft durchdringe. Sie selber sei keineswegs leichtgläubig, vielmehr höchst kritischer Natur, habe die Seherin wiederholt auf die Probe gestellt, sei verschiedentlich tief verschleiert zu ihr gegangen, so daß von einem Wiedererkennen nicht die Rede sein könne, und doch habe die Prophezeiung derselben, ihre, der jungen Dame Zukunft betreffend, stets wörtlich gleich gelautet.

Ich erbat mir die Adresse besagter Zauberin und führte meine Absicht, sie baldigst aufzusuchen, auch wirklich aus. Schon beim Anblicke ihrer Wohnung wurde es mir klar, daß es sich hier um eine hervorragende Größe in ihrem Fache handeln müsse, die Sibylle bewohnte nämlich die Bel-Etage eines sehr eleganten Hauses an einer Hauptstraße. Ich klingelte. Ein hübsches Dienstmädchen gewährte mir Einlaß und führte mich in das Wartezimmer.

Hier wurde ich von einer modisch gekleideten Dame empfangen, die sich nach meinen Wünschen erkundigte und darauf wiederholt versicherte, ich treffe es gut, da der Andrang zu so früher Morgenstunde selten groß sei. Nachdem sie in ein dickes Buch irgend welche Eintragungen gemacht hatte, ersuchte sie mich um Zahlung des üblichen Honorars. Dasselbe betrug fünf Mark. Noch war ich beschäftigt, die Ölgemälde und umherstehenden Kunstschätze zu bewundern, als ein schleppendes Geräusch näher kam, die schwere Portiere wurde zurückgeschlagen und es erschien eine wahrhaft imponierende Frauengestalt. Sie trug ein schwarzes, lang wallendes Samtkleid, dessen Saum glänzende Sterne schmückten. Das glatt zurückgestrichene starke Haar wurde im Nacken durch eine Schlange gehalten, um dann losgelöst bis zu den Knieen herabzufallen, darüber hin war ein Kreppschleier geworfen, der die Stirn bis zur Hälfte bedeckte und in einer vollen Schleife unter dem Kinn endigte.

Nachdem die Zauberin mich eine Weile angestarrt hatte, als wolle sie Herz und Nieren durchforschen, winkte sie mir, ihr zu folgen. Sie schritt vor mir her über einen schmalen Korridor und ließ mich dann in ein halbdunkles Kabinett treten, dessen Wände mit allerhand mystischen und kabbalistischen Zeichen bedeckt waren. Schweigend nahm sie ihren Platz mir gegenüber ein, hinter einem mit rotem Tuche behangenen Tische, auf dem eine Orgel oder ein Orchestrion stand, dabei fixierten mich die unheimlichen schwarzen Augen unabläßig. Endlich fragte eine Grabesstimme, in welchem Monate ich geboren sei. „Im Mai," antwortete ich wahrheitsgemäß. Darauf drehte die Zauberin das bewußte Instrument auf, und ein derartiges Klingeln und Pfeifen ertönte, daß ich den monoton hergeleierten Orakelspruch, trotz aller Anstrengung, nicht zu verstehen vermochte. Glücklicherweise erhielt ich ihn beim Abschiede gedruckt. Wer aber beschreibt mein Staunen, als ich, neugierig einen Blick hinein werfend, einen jener gewöhnlichen Planeten erkannte, die man auf jeder Dorfkirmes für zehn Pfennige erhält. Ja, mein verehrtestes Fräulein, nun ist mir die stets wörtlich gleichlautende Prophezeiung wohl erklärlich, denn für denselben Monat gibt es stets auch denselben Planeten.

Im übrigen habe ich persönlich allen Grund, mit der Hellseherin zufrieden zu sein,

denn sie zeigte mir für meine fünf Mark auch noch das Bild meines Zukünftigen, und das war ein schöner junger Offizier, flott und schneidig. Mehr kann man mit vierundvierzig Jahren nicht verlangen.

Wenn die Sache nicht so ernst wäre, könnte sie unwiderstehlich komisch wirken. Aber wer Zeuge gewesen ist, wie Gottes Wort achselzuckend und zweifelnd aufgenommen wird von solchen, die auf das Gequatsch eines verkommenen Weibes schwören, wer angesichts der darbenden Armut es ansehen muß, wie dem Moloch Aberglauben Thaler um Thaler geopfert werden, dem erstickt das Lachen in der Kehle, und sein Herz wird erfüllt von Mitleid und tiefer Trauer.

Zum neuen Jahr.

Von Frida Schanz.

(Zu dem umstehenden Bilde.)

Der Zukunft Thore stehn dir offen!
Zagst du und fragst noch, ob dich's freut?
Ein neues Jahr, — ein neues Hoffen, —
Ein neues lockendes Geläut!

Ein neuer Glanz, ein morgenheller! — —
Wie schnell verweht, was ist und war!
Mich dünkt, wir leben schnell und schneller
Im Flug dahin von Jahr zu Jahr.

Wie gingt ihr, sel'ger Tage Sprossen,
Ihr Alten, heiter durch den Raum,
Die voll gelebt und voll genossen,
Voll ausgeträumt den kurzen Traum!

Euch lenkte Kronos noch die Pfade
In himmlischer Gelassenheit! —
Nun saust er auf dem Flügelrade
Im Sturm dahin, der Gott der Zeit.

Ihm folgt, so schön wie vor Äonen
Der Monde Schar, voll Drang und Hast. —
Wer, die wir wandeln hier und wohnen,
Wer lebt, der sie noch voll erfaßt?

Da kommt der Lenz im Sturmestosen,
Mit Goldgeleucht und Duft und Schein,
Da bringt der Sommermond uns Rosen,
Da prangt der Herbst im Kranz von Wein; —

Doch keiner strahlt uns voll und heiter,
Nach keinem lächeln wir zurück.
Wir müssen weiter, weiter, weiter
Im tollen Jagen nach dem Glück.

Der Ernst der Zeit stählt uns die Schwingen,
Den heitern Jubel bricht die Not;
Wir müssen schwer und ruhlos ringen
Im Kampf ums ungewisse Brot.

Wohl dem, dem nicht im wilden Zuge
Sein Heil und Heiligtum zerrinnt,
Der sich im schwindelndraschen Fluge
Noch rastend auf sich selbst besinnt!

Wohl dem, dem aus der Jahre Wellen
Des Lebens Duft entgegenweht,
Der ob der Zeit, der sturmesschnellen,
Mit wachenden Gedanken steht!

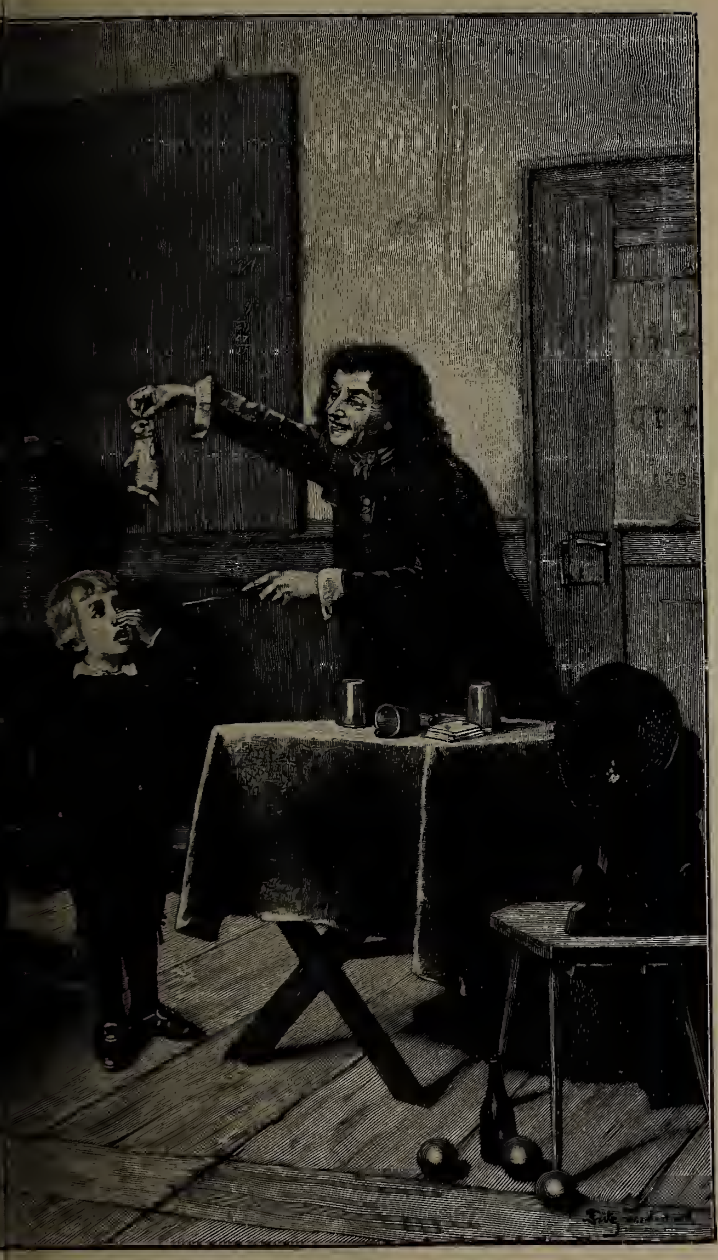




Vater Kronos mit seinem Gefolge, den zwölf Monaten.



Aus der Nase gezaubert. Gemalt



. Sonderland.

Eulen und Krebse.

Roman von August Niemann.

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Petersen war durch sein Erlebnis mit Frau Opitz nachdenklich geworden. Er fühlte sich nicht recht heimisch mehr im Hause des Herrn Baumgärtel. Es war ihm zu Mute wie dem Wanderer in Brasilien, der inmitten blumiger Pfade auf eine Schlange zu stoßen fürchtet. Frau Opitz that freilich so, als sei nichts geschehen. Sie sorgte für ihn wie früher, und kaum verriet ein leichter melancholischer Zug in der Art, wie sie das Abendbrot auf den Tisch stellte oder die Wäsche aufschrieb, daß ihr Herz blutete. Aber Petersen traute dem Frieden nicht mehr. Er überlegte, ob er nicht besser thäte, ein anderes Logis zu suchen.

Da trat eines Nachmittags zu seiner Überraschung der Herr Geh. Regierungsrat Rudloff, der älteste Schwiegersohn des Geh. Kommerzienrats Schottmüller, in sein Kontor. Petersen hatte ihn einige Male in Neustadt gesehen, aber noch niemals gesprochen. Das Wesen des Herrn Geheimen Rats hatte auch nichts besonders Anziehendes für ihn. Es lag etwas Steifes und Hochmütiges darin. Er sah ein bißchen so aus, als müsse er die Würde des Ministerialbüreaus gewöhnlichen Sterblichen gegenüber behaupten. Gleichwohl fühlte Petersen beim Anblicke des trockenen Gesichts mit dem Backenbartrahmen und der goldenen Brille seinen Puls lebhafter klopfen. Trug doch der Herr, wenn auch nur in homöopathischer Verdünnung, die Anziehungskraft Annas mit sich herum. Zuerst wußte Petersen nicht, was der Besucher wollte. Der Herr Geheime Rat war zugeknöpft und inquisitorisch. Er fragte nach dem Stande des Geschäfts in einer Weise, als ob er beeidigter Inspektor der Buchhandlung wäre. Nach und nach jedoch sah Petersen, der sich ebenfalls sehr zugeknöpft zeigte, was die Sache bedeutete. Der Schwiegersohn gedachte bei Petersen genauer als bei seinem Schwiegervater selbst zu erfahren, wie es mit dem Geschäfte stände. Der Zuschuß, den seine Frau erhielt, war erheblich geringer geworden. Und dazu hatte er noch etwas anderes im Sinne. Er fragte Petersen nach den Preisen der Wohnungen in Leipzig, trug ihm auf, sich nach Logis zu erkundigen und ihm darüber nach Berlin zu schreiben, und ließ unter dem Siegel der Verschwiegenheit verlauten, daß er vielleicht an das Reichsgericht versetzt werden würde. Petersen hatte den Eindruck, daß das Berliner Pflaster der Familie Rudloff zu teuer werde und daß dieselbe, um sich nicht ihrem gesellschaftlichen Kreise in Berlin gegenüber eine Blöße zu geben, vorziehe, nach Leipzig zu ziehen und sich einzuschränken. Auch die Frage des von der Firma zurückgewiesenen gelehrten Werkes ward erörtert. Der Herr Geheime Rat schien zu wissen, daß Petersen die Schuld an der Weigerung trage, zeigte jedoch keine Nachsucht. Er sprach davon wie von etwas Nebensächlichem.

„In der heutigen Zeit,“ sagte er, „wo eine allgemeine Verflachung des Geschmackes herrschend geworden ist, hat ja ein ernstes Werk von wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutung kaum noch Aussicht auf Anerkennung.“

„Ich glaubte, Sie würden das Manuskript vielleicht einer anderen Firma angeboten haben,“ sagte Petersen darauf.

„O nein,“ entgegnete jener. „Es fällt mir nicht ein, mit einer solchen Arbeit hausieren zu gehen. Die Buchhändler loben sich eine leichte gangbare Ware, und ich kann warten, bis sich einmal jemand findet, der das richtige Verständnis für den Wert meines Buches besitzt.“

„Da können Sie lange warten,“ dachte Petersen, aber sagte es nicht.

„Darüber kann ja kein Zweifel herrschen,“ fuhr jener fort, „daß das Buch, wenn es einmal zum Drucke kommen sollte, allgemeines Aufsehen erregen wird. Es ist nichts Gewöhnliches. Aber daß ich suchen sollte und vielleicht mit litterarischem Ehrgeize behaftet meiner amtlichen Stellung zu nahe treten könnte, das fällt mir nicht ein.“

„Natürlich nicht,“ sagte Petersen.

„Wenn Sie das Manuskript einmal lesen wollen,“ sagte Herr Rudloff ferner, indem er eine gleichgültige und überlegene Miene zeigte, „so stehe ich nicht an, es Ihnen für kurze Zeit anzuvertrauen. Es kann Ihnen ja vielleicht als Beispiel dafür dienen, wie

derartige Materien behandelt werden müssen, und Ihnen in dieser Weise für die Beurteilung anderer ähnlicher Sachen von Nutzen sein."

„Sie sind sehr gütig, aber ich bin für den Augenblick zu sehr beschäftigt, um mich eingehend mit so gewichtiger Lektüre befassen zu können," erwiderte Petersen.

Der Herr Geheime Rat machte ein ziemlich ungnädiges Gesicht; da sich ihm jedoch keine Handhabe bot, seinen Ärger wirksam werden zu lassen, begnügte er sich damit, seine Bitte wegen der Wohnungen zu wiederholen, und entfernte sich wieder.

Petersen sagte sich, daß die Ernennung des Herrn zum Reichsgerichtsrat wohl schon Thatsache sein werde, da er sonst wohl nicht ihm gegenüber davon gesprochen haben würde, und ohne daß er es wollte, stiegen allerhand interessante Bilder in seiner Einbildungskraft auf. Wenn die Familie nach Leipzig zog, so kam vielleicht auch Anna wohl einmal zum Besuche von Neustadt. Dann würde er vielleicht Anna sehen. Petersen seufzte. Er vertiefte sich mit Anstrengung in seine Arbeit, um den Phantasiebildern den Zugang zu verwehren.

Aber noch an demselben Tage ward ihm eine zweite Überraschung zu teil, die seine Gedanken ebenfalls nach Neustadt lenkte. Er erhielt mit der Abendpost ein Paket mit einem Briefe des jungen Herrn Friedrich Schottmüller. In dem Pakete lag ein Buch, welches den Titel führte: „Reise durch den Orient, von Julia Gräfin Werba," und in dem Briefe stand, Herr Petersen werde gebeten, sich das vorzügliche neue Werk aus dem Verlage Friedrich Schottmüller recht genau anzusehen und nach allen Kräften für dessen gute Aufnahme beim Publikum zu wirken. Fünfzig Rezensionsexemplare desselben Werkes würden mit Eilgutsendung nachfolgen, und Herr Petersen werde gebeten, dieselben unter den litterarischen und buchhändlerischen Bekanntschaften in Leipzig zu verteilen und günstige Besprechungen des Werkes in den Zeitungen und Zeitschriften, sowie Auslage des Buches in den Schaufenstern der Buchhandlungen zu veranlassen. Die Firma lege hohen Wert darauf, daß das Werk stark poussiert werde. Sie habe in Gräfin Werba eine Schriftstellerin gewonnen, in deren Genie sie das höchste Vertrauen setze.

Petersen wußte nicht, wie ihm geschah. Der Leutnant schien seine Feindschaft ganz vergessen zu haben. Er will, daß ich das Buch stark poussiere, sagte er sich, aber es kommt mir so vor, als ob er die Gräfin stark poussierte. Es dämmerte in seiner Erinnerung das Bild einer schönen, dunkeläugigen jungen Dame auf, die Komtesse Werba hieß und die er einmal in Neustadt zusammen mit dem Leutnant von Busstedt hatte erwähnen hören. Er dachte, diese junge Dame habe das Buch geschrieben. Er blätterte in dem Bande. Derselbe war von einem namhaften Künstler sehr hübsch illustriert und hatte gewiß erhebliche Herstellungskosten verursacht. Er las im Texte und fand, daß derselbe recht interessant geschrieben war. Aber das Ganze sah gar nicht so aus wie Friedrich Schottmüller. Da fehlte das Wuchtige, das Gelehrte, da fehlte das, was bei Friedrich Schottmüller Wissenschaftlichkeit genannt wurde. Es war eine amüsante, flotte, etwas oberflächliche Schilderung, und an einigen Stellen stieß Petersen auf Ansichten und Behauptungen, bei denen er laut gelacht haben würde, wenn ihn nicht ein gelinder Schrecken im Hinblicke auf die Ernsthaftigkeit und Solidität Friedrich Schottmüllers in starren Banden gehalten hätte. Da hieß es unter anderem auf Seite 80: „Der Unterschied zwischen dem Familienleben des Türken und des Deutschen besteht im wesentlichen darin, daß der Türke, wenn er Frieden und Behagen sucht, in seinen Harem geht, der Deutsche aber hinaus." Dann hieß es wieder auf Seite 95: „Ob die morgenländische Frau wirklich in sozialer Beziehung tiefer steht als die deutsche Frau, kann nur derjenige entscheiden, welcher die Frage zu lösen vermag, ob das Klatschen im Kaffeekränzchen sittlich höher steht als das Knuppern von kandierten Rosen." Und auf Seite 136 hieß es: „Wenn die Ehe wirklich das Fundament des Staates und heilig sein soll, so stehen die Morgenländer offenbar höher als die Abendländer. Oder ist es nicht wahr, daß mehrere heilige Werke verdienstlicher sind als ein einziges? Mit der Heiligkeit der Ehe ist es wie mit der Heiligkeit des Sonntags. Wenn es verdienstlich sein soll, den Sonntag zu feiern, so ist derjenige am sichersten, in den Himmel zu kommen, der alle Tage Sonntag macht."

Petersen standen die Haare zu Berge. Das Buch war bei Friedrich Schottmüller

erschienen! Und er selbst sollte es zu den Leuten tragen, die es ganz gewiß zuerst verurteilen würden, zu den soliden Männern, die sonst Schottmüllersche Werke rezensierten! War das nicht der blanke bare Frevelmut? Er nahm sofort die Feder zur Hand und schrieb an den jungen Herrn Schottmüller folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Das Buch ‚Reise durch den Orient,‘ welches Sie mir mit Ihrem geschätzten Schreiben vom 13. d. M. übersandten, sehe ich mit dem lebhaftesten Bedauern in unserm Verlage. Über den Wert oder Unwert desselben an sich will ich mir kein Urteil erlauben. Aber darüber bin ich nicht im Zweifel, daß der etwaige Erfolg desselben ein Schlag für die Firma sein würde. Es paßt durchaus nicht in den Rahmen der gesamten übrigen Publikationen und wird alle Leute stutzig machen, die bis jetzt mit Vertrauen die bei uns erschienenen Bücher in die Hand genommen haben. Je weniger es bekannt wird, desto besser wird es für uns sein. Deshalb halte ich es für ganz verkehrt, unsern Geschäftsfreunden Rezensionsexemplare davon zu überreichen, und bin im Gegenteil der Ansicht, daß wir denjenigen gegenüber, welche das Buch bemerken und uns darauf anreden sollten, uns dahin äußern, daß es nur durch ein Mißverständnis in unsern Verlag gekommen sei.

Hochachtungsvoll
Karl Petersen."

Schon am dritten Tage, nachdem dieser Brief abgegangen war, lief des jungen Herrn Schottmüller Replik ein.

„Geehrter Herr!" hieß es darin, „Ihr gefälliges Schreiben von vorgestern ist mir völlig unverständlich, und ich frage mich vergeblich, welche geschäftliche Bedenken Sie tragen können, das interessante und gediegene Werk der Frau Gräfin Werba in der von mir gewünschten Weise zu vertreiben. Die Firma schätzt sich glücklich, in der Gräfin eine Kraft gewonnen zu haben, welche alle Aussicht hat, bedeutende Erfolge zu erringen. Sie meinen, das Werk paßte nicht in den Rahmen unsers Verlags. Wir haben mit den alten Verlagswerken nicht solches Glück gehabt, daß wir uns scheuen sollten, frisches Blut aufzunehmen. Mein Vater beabsichtigt, in der nächsten Zeit einen Roman derselben Verfasserin drucken zu lassen. Es liegt ihm sehr daran, daß der Name der Gräfin möglichst schnell und möglichst wirksam zur Bekanntschaft des Publikums gebracht wird, und ich wiederhole hiermit das dringende Ersuchen an Sie, sofort in der gewünschten Weise vorzugehen und alle unsere Geschäftsfreunde um Besprechungen und Empfehlungen der ‚Reise durch den Orient‘ anzugehen. Ich lege eine Liste derjenigen Herren bei, welche von hier aus direkt mit Rezensionsexemplaren bedacht werden, die Sie also nicht zu berücksichtigen brauchen.

Achtungsvoll
Friedrich Schottmüller."

„Der Alte wird schwach," sagte sich Petersen, als er diesen Brief gelesen hatte. „Herr Dresler," sprach er dann nach kurzem Besinnen zu seinem Kommis, „ich muß in einer dringenden Geschäftsangelegenheit auf einige Tage nach Neustadt verreisen. Nehmen Sie während der Zeit unsere Geschäfte recht sorgfältig wahr." Dann erledigte er noch einige wichtige Sachen, packte seinen Handkoffer und fuhr mit dem Mittagszuge ab.

Vielerlei Gedanken beschäftigten ihn auf der Fahrt. Er war der Firma mit allem Eifer ergeben, und das Eingreifen des jungen Herrn beunruhigte ihn in hohem Maße. „Fast möchte ich wünschen, er wäre Leutnant geblieben," sagte er sich, „denn wenn er es nur nicht mit den Schulden übertreiben wollte, so thäte er als Offizier dem Geschäfte geringeren Schaden als so." Und dann stand wieder Annas Erscheinung vor ihm. Er fragte sich, ob er sie zu Gesicht bekommen würde und wie sie ihn dann wohl ansehen möchte. Wäre er im stande gewesen, seine eigenen Gefühle klar zu erkennen und die Beweggründe seiner Handlungen zu unterscheiden, so würde er sich klar darüber geworden sein, daß trotz aller Überlegung und Entsagung sein Empfinden für Anna innig mit seiner Hingebung an die Firma verknüpft war, und daß ein letztes kleines heißes Hoffnungsfünkchen in seinem Herzen nicht erlöschen wollte. Jakob diente um Lea sieben Jahre und sieben Jahre um Rahel. Allerdings war Rahel nicht verlobt, aber es war

Petersen durch Briefe seiner Kollegen in Neustadt und durch mündliche Nachricht von Karl Niedermeyer zu Ohren gekommen, daß der Leutnant von Busstedt ein eigentümliches Benehmen an den Tag legte, und daß eine Erkältung seines Verhältnisses zum Hause Schottmüller eingetreten war. Er erriet unschwer den wahren Grund dieser Ereignisse und machte sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Charakter des schönen Offiziers. Petersen traf mitten in der Nacht in Neustadt ein, ließ seinen Koffer ins Hotel bringen und begab sich, da er sich gar nicht ermüdet fühlte, zu Fuß nach dem Schottmüllerschen Geschäftshause. Er hätte gern jemand aus dem Geschäfte gesprochen und vermutete, daß er den Redakteur noch bei der Arbeit treffen würde. Denn die Zeitung erschien am Frühstückstische des Neustädter Publikums und mußte deshalb gleich den frischen Semmeln in der Nacht gebacken werden. Und richtig brannte noch die Lampe in dem Seitenflügel, oben im zweiten Stocke, wo sich die Redaktion befand, und die kleine Thür des Seiteneinganges war unverschlossen. Petersen stieg die von einer Gasflamme erleuchteten Treppen hinan. „Beim Zeus!" rief der Redakteur, als der nächtliche Besuch eintrat — „Hamlets Geist! Ich dachte wahrhaftig, der infame Setzerjunge tappte schon auf der Treppe herum, und mein Artikel ist noch nicht ganz fertig. Was, im Namen aller Großmächte, führt Sie hierher? Setzen Sie sich, brennen Sie sich eine Zigarre an und schenken Sie mir noch fünf Minuten, bis ich fertig bin, sonst schnappt mir der Faden ab, und ich finde, wie der Irländer mit dem Ankertau, das Ende nicht."

Petersen sprach kein Wort, nahm eine Zigarre, setzte sich aufs Sofa und sah dem Redakteur zu. Dieser schrieb eilig auf einem Blatt Papier, ergriff dann eine der neuen Abendzeitungen, von denen ein ganzer Stoß neben ihm lag, schnitt ein Stück heraus, klebte dasselbe auf sein Blatt, schrieb dann wieder, schnitt ein neues Stück aus einer anderen Zeitung, klebte es wieder ein, verlängerte sein Blatt, indem er neues Papier anklebte, und schrieb und schnitt und klebte und schrieb wieder, bis er endlich ein Stück Arbeit von fast einem Meter Länge vor sich hatte. Triumphierend hob er es in die Höhe. „Die reine Seeschlange!" sagte er, „aber gottlob, nun ist doch die soziale Frage gelöst!"

Die beiden Herren besprachen sich über den Gegenstand, der Petersen hergeführt hatte. „Ja, sehen Sie," sagte der Redakteur, „hier ist nun alles flotter und fixer geworden, seitdem sich ein Dragonerleutnant der Leitung annimmt. Also das Buch der schönen Gräfin hat Sie erschreckt? Mir hat es ganz gut gefallen, nicht nur als Redakteur, sondern auch als Menschen. Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann, will ich Ihnen in vier Stunden einen frischen Abzug einer sehr lobenden Besprechung zu lesen geben, die ich so gegen Mitternacht losgelassen habe und die in der Morgennummer stehen wird. Auf allerhöchsten Befehl."

„Haben Sie das Buch auch gelesen?" fragte Petersen.

Der Redakteur blickte ihn zweifelhaft an, gleich als besinne er sich, ob dies nicht eine Gelegenheit sei, sich zu entrüsten. Aber es lag ein Zug von Schalkhaftigkeit und Gutmütigkeit auf Petersens Gesicht, der ihn entwaffnete. Er lachte laut und sagte: „Ich muß bekennen, daß ich es nicht gelesen habe. Wozu soll ich mir die Mühe machen, ein Buch zu lesen, welches doch einmal durch höhere Fügung dazu bestimmt ist, gelobt zu werden? Außerdem habe ich ein Vorurteil gegen schreibende Damen im allgemeinen und gegen schreibende Aristokratinnen im besonderen."

Die beiden Herren brachen auf und setzten ihre Unterhaltung unterwegs fort. Die Nacht war schön und still, der abnehmende Mond hing mit schmaler Sichel am Himmel, und schon flog ein leichtes Rot im Osten vom Horizont empor. Petersen erfuhr manches, was ihn interessierte, am stärksten aber berührte ihn die Mitteilung, daß der Leutnant von Busstedt vor einigen Tagen in Neustadt gewesen sei, um sich von seiner Braut zu verabschieden, da er zu einem Husarenregimente, das in Posen stand, versetzt worden war. „Die Geschichte kommt mir etwas verdächtig vor," sagte der Redakteur. „Meine Frau meint, das könnte wohl der Anfang vom Ende sein."

Petersen brachte seinen Begleiter nach Hause und sagte, er wolle in sein Hotel gehen, um noch einige Stunden zu schlafen. Aber er ging noch nicht dorthin, sondern wandelte bewegten Herzens durch die stillen Gassen hinaus ins Freie. Es zog ihn zu dem Garten-

hause hin, wo die Familie Schottmüller wieder ihr Sommerquartier aufgeschlagen hatte. Der Junimorgen zog mit jeder Minute heller herauf, ein sanftes Grau verdrängte das tiefe Blau der Nacht, und die Strahlen der Morgenröte zuckten bis zum Zenith empor. Petersen ging an der langen Mauer hin, die den Garten einfaßte, und lehnte an dem Gitter der Thür, die ihm einen Einblick in den Garten und nach Annas Fenster hin gestattete. Eine milde Luft fächelte seine von der Reise erhitzten Wangen, und süße Träume umgaukelten ihn. Eine Lerche stieg, nicht weit von ihm, vom Felde auf und wiegte sich im Glanze des erwachenden Tages. Seine Jugenderinnerungen, seine Hoffnung, seine Sehnsucht nach Glück, alles was Weichheit in ihm war, schlug gleichsam Wogen in seiner Brust, und es klang in seinem Ohre, wie ein Lied, dessen Worte zu erhaben waren, um verstanden zu werden. Erst die Bewegung der erwachenden Menschheit, das Erscheinen eines Wagens, der vom Lande her in der Ferne auftauchte, mahnte ihn an Umkehr. Im Sonnenschein, doch bevor noch die Thüren und Fensterläden in den Straßen sich öffneten, schritt er zu seinem Hotel, wo er den verschlafenen Hausknecht weckte, und erfrischte sich auf seinem Zimmer durch eine kalte Waschung. Es war zu spät, um noch zu schlafen, auch bedurfte seine kräftige Natur der Ruhe kaum, und eine nicht unangenehme Erregung, eine unternehmende thatenlustige Stimmung ließ ihn den Schlaf nicht vermissen. Nachdem er gefrühstückt und dann die Zeit abgewartet hatte, zu welcher er den Chef im Geschäftshause zu finden hoffen durfte, ging er in das altbekannte Haus und Kontor.

Sein Erscheinen erregte eine gewisse Bewegung im vorderen Zimmer. Der alte Buchhalter kam auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand, er begrüßte sich freundlich mit den übrigen Kollegen und trat dann in das Kontor des Chefs ein. Sowohl der Geh. Kommerzienrat als auch der Sohn waren gegenwärtig. Petersen sah die Überraschung deutlich auf beider Antlitz geschrieben, sah, wie sie auf das lebhafteste von seinem Eintreten berührt wurden und wie der Leutnant sogar erbleichte — und er fühlte in diesem Augenblicke, daß er eine Macht geworden sei.

Er fing damit an, daß er sagte, es habe ihm gut geschienen, persönlich Rechenschaft über seine Thätigkeit in Leipzig abzulegen, und daß er alsdann ein eingehendes Gespräch über den Stand des Geschäfts mit dem alten Herrn führte. Der Geh. Kommerzienrat zeigte sich mit allem, was geschehen war, sehr zufrieden. Wenn auch noch kein günstiger Erfolg in der Abrechnung zur Ostermesse ziffernmäßig zu Tage getreten war, so hatte doch das Geschäft einen steten Gang bekommen, und jedermann in demselben hatte das Gefühl, daß es nunmehr von einem Manne geleitet oder doch beeinflußt werde, der nach vernünftigen Grundsätzen verfuhr und genau wußte, was er wollte. Der Chef selber sprach es Petersen gegenüber aus, daß er das Vertrauen hege, in kürzerer oder längerer Zeit die Früchte reifen zu sehen, welche das Ergebnis der bisherigen Mühewaltung sein mußten. Es waren große und solide buchhändlerische Unternehmungen, welche Petersen in Gang gebracht hatte, und wenn auch ein schneller Erfolg nach der Natur derselben ausgeschlossen war, so war dafür ein um so sicherer, größerer und länger dauernder zu erwarten.

Aber nachdem diese allgemeinen und wichtigsten Angelegenheiten besprochen worden waren, lenkte Petersen auf den eigentlichen Anlaß seiner Reise, auf die Geschäftsverbindung mit der Gräfin Werba über.

„Ich hatte schon brieflich meine Ansicht ausgesprochen,“ sagte er, „da ich aber augenscheinlich nicht recht verstanden worden war, möchte ich persönlich meine Anschauung vertreten. Es ist freilich wahr, daß bei der Ausdehnung und Größe unsers Verlages ein einzelnes Buch nicht von erheblichem Nachteil werden kann, selbst wenn es durchaus ungeeignet für den Verlag ist. Schaden kann es aber immerhin. Und ich möchte an den Satz erinnern: Principiis obsta.“

Jetzt fuhr der junge Herr Schottmüller auf. „Die Firma ist Ihnen Dank schuldig, Herr Petersen,“ sagte er. „Aber ich für meine Person möchte Sie bitten, Ihre Thätigkeit gütigst auf Ihren Wirkungskreis beschränken zu wollen. Wir werden uns immer die Freiheit wahren, nach unserm Gutdünken zu verlegen, was wir wollen.“

„Davon ist ja auch nicht die Rede,“ entgegnete Petersen ruhig. „Es handelt sich doch um eine geschäftliche Angelegenheit, deren Ratsamkeit wir überlegen. Ich denke,

eines jeden Geschäfts erster Grundsatz muß sein, sich selber treu zu bleiben. Habe ich einen Romanverlag, einen Verlag, der in die Tagesfragen eingreift, einen Verlag von agitatorischer Thätigkeit — gut, so nehme ich Romane, Broschüren politischen Inhalts, Tendenzschriften und dergleichen auf. Habe ich aber einen Verlag, wie den der Firma Friedrich Schottmüller, so befasse ich mich nicht mit oberflächlichen und dazu tendenziös gefärbten und frivol geschriebenen Reisebeschreibungen. Und Sie werden sehen, meine Herren, daß diese Anschauung sich in der Aufnahme des Buches bei unsern Geschäftsfreunden widerspiegeln wird. Man erwartet von Friedrich Schottmüller gediegene, ernste, wissenschaftliche Sachen."

„Bitte, sei ruhig, Friedrich," sagte der Geh. Kommerzienrat zu seinem Sohne, der in großer Aufregung antworten wollte. „Was Herr Petersen sagt, hat Hand und Fuß. Ich selbst, Herr Petersen, bin auch nicht recht zufrieden mit dieser ‚Reise durch den Orient.' Ich hatte mir die Sache zu Anfang anders gedacht, als sie nun schließlich geworden ist. Dazu sind die Herstellungskosten weit höher gekommen, als wir sie anfänglich ins Auge gefaßt hatten. — Nein, Friedrich, du magst sagen, was du willst, wissenschaftlich ist die ‚Reise durch den Orient' nicht."

„Lieber Vater," sagte Friedrich mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, „in welchem Lichte stehe ich nun da? Ist es etwa deine Absicht, mich vor Herrn Petersen zu blamieren?"

„Mein lieber Junge," sagte der Alte, „Geschäft ist Geschäft. Zeige mir, daß wir wenigstens mit den Büchern der Gräfin Werba etwas verdienen, dann will ich meinetwegen alles andere gelten lassen. Aber vorläufig weiß ich noch nicht, wie wir auf unsere Kosten kommen sollen."

„Das Buch der Gräfin wird glänzend gehen," rief Friedrich. „Es ist voll Geist, es wiegt zehn geographische Werke von eingetrockneten Philistern auf. Und der Roman wird die größte Sensation machen. Sollen wir ewig in dem alten Schlendrian bleiben und uns von unternehmenden Firmen an die Wand drücken lassen?"

„Na, na," sagte der Alte, „übertreibe nur nicht. Es wird, es wird — das hat schon mancher Verleger gesagt und ist bankrott darüber geworden. Ich lobe mir: Es ist, es ist. Das Romanmanuskript habe ich noch gar nicht gelesen, und . . ."

„Aber es ist der Gräfin doch zugesagt worden, daß der Roman gedruckt werden soll."

„Ja, du hast es ihr zugesagt, aber ich möchte doch am Ende . . ."

„Mein Wort muß eingelöst werden!" rief Friedrich.

„Ach, das ist alles so wenig geschäftsmäßig," sagte der Geh. Kommerzienrat ärgerlich. „Du kannst dich immer noch nicht daran gewöhnen, daß du nicht mehr Leutnant bist. Die Kalkulation, mein lieber Junge, die Kalkulation gibt den Ausschlag. Herr Petersen kann das Manuskript einmal lesen, Herr Petersen hat ein gesundes Urteil, auch noch jüngere Augen. Mir wird das Lesen der Manuskripte zu schwer. Wissen Sie was, Herr Petersen, Sie essen heute mittag bei uns draußen. Und beim Kaffee setzen Sie sich ganz gemütlich in die Ecke und sehen sich das Manuskript einmal an. Es liegt draußen, ich wollte es lesen, bin aber noch nicht dazu gekommen."

Petersen war ungemein erfreut über diese Hilfe von seiten des Chefs. Er hatte sich seine Aufgabe viel schwerer vorgestellt und sah mit der größten Befriedigung, daß der Geh. Kommerzienrat ihn gewissermaßen als erwünschten Beistand gegenüber dem Andrängen seines ungestümen und unvorsichtigen Sohnes begrüßte. Aber mehr noch als dies nahm ihn für den Augenblick die Einladung zu Tisch gefangen. Diese bereitete ihm ein solches Vergnügen und setzte ihn so sehr in Aufregung, daß er ganz rot wurde.

Eisig jedoch wurde jetzt des Sohnes Benehmen. „Es thut mir sehr leid," sagte er mit erzwungener Höflichkeit und blaß vor Ärger, „daß ich heute verhindert bin, mit Herrn Petersen zu speisen und an der ferneren Beratung über das Manuskript der Gräfin teilzunehmen. Doch erkläre ich hiermit auf das bestimmteste, daß ich an dem Geschäfte überhaupt nicht mehr teilnehmen kann, wenn der Roman der Frau Gräfin nicht gedruckt wird." Und damit nahm er seinen Hut, machte eine Verbeugung und ging hinaus.

„Herr Geh. Kommerzienrat," sagte Petersen peinlich berührt, „wenn meine Anwesenheit der Grund ist, daß Ihr Herr Sohn fort-

geht, so ziehe ich es meinerseits vor, den Platz zu räumen."

„Ach, Unsinn, Unsinn!" rief der alte Herr voll Ärger. „Bleiben Sie, Petersen, seien Sie nicht auch empfindlich. Der Henker hole die Empfindlichkeiten! Es paßt nicht ins Geschäft. Mein Sohn wollte so wie so heute nicht mit uns essen. Er hat eine Landpartie vor. Er sprach schon gestern davon."

Es war ein wunderbarer Tag für Petersen, ein Tag, wie er ihn so voll süßer Erschütterungen und himmelan strebender Gedanken noch nie in seinem Leben verbracht zu haben glaubte. Als er zu Mittag die Schwelle des Gartenhauses überschritt und in das Gemach geführt wurde, wo die Frau Geh. Kommerzienrätin und Anna ihn erwarteten, schlug ihm das Herz. Er achtete wenig auf die förmliche und gezierte Art, mit der die Frau vom Hause ihn empfing. Die Frau Geh. Kommerzienrat nahm ein Benehmen an, wie eine Fürstin vielleicht gegen einen in das Schloß eingedrungenen Volkstribunen hätte annehmen können. Sie legte in ihren Gruß und ihre Worte die beleidigte Würde der Majestät. Petersen hätte darüber lachen können, wenn er Zeit gefunden und die Ruhe gehabt hätte, darauf zu achten. Aber er konnte nicht darauf achten. Er sah nur Anna. Sie war ernster, sanfter, weiblicher geworden seit der Zeit, wo er sie zuletzt gesehen hatte und von ihrem ungeduldigen Trotze, ihrem unüberlegten Zorne und ihrer ihn verletzenden Bitte betroffen worden war. Sie kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte ihm in ausdrucksvoller Weise, daß sie wisse, wie eifrig und fleißig er für ihres Vaters Haus arbeite, und daß sie ihm dankbar dafür sei. Er war entzückt von ihrer Freundlichkeit, aber er war auch in Verwirrung. Ihre lebendige Gegenwart wirkte noch weit stärker auf ihn, als er sich dies in der Entfernung ausgemalt hatte. Und er sah am Ringfinger ihrer linken Hand den goldenen Reif schimmern, der sie an einen anderen band, dessen Erinnerung für ihn der lebhafteste Schmerz war.

Die Unterhaltung bei Tisch richtete sich zunächst wesentlich auf die Verhältnisse Leipzigs, auf das Wachstum und die großen Vorzüge dieser Stadt vor anderen Städten. Auch die buchhändlerischen Verhältnisse dieses Mittelpunktes des deutschen Buchhandels wurden berührt, und der Geh. Kommerzienrat warf die Frage auf, ob nicht Berlin unter den veränderten politischen und buchhändlerischen Verhältnissen binnen kurzem Leipzig von seinem beherrschenden Platze verdrängen würde.

Es waren nur der Chef und seine Frau, Anna und der Gast an der Tafel. Petersen saß Anna gerade gegenüber, und die Gründlichkeit seiner Betrachtungen über den Buchhandel wurde eben nicht erhöht durch ihre nahe Gegenwart.

Dann fing der Geh. Kommerzienrat davon an, daß sein ältester Schwiegersohn nach Leipzig versetzt werden würde, und Petersen erwähnte, da er sah, daß diese Versetzung innerhalb der Familie kein Geheimnis war, den Besuch des Geh. Regierungsrats. Anna sprach davon, daß sie ihre Schwester zu besuchen und ihr bei der neuen Einrichtung zu helfen denke.

Das Mittagessen verlief nach Petersens Meinung ungeheuer schnell, obwohl es in Wirklichkeit beinahe eine Stunde gedauert hatte. Der Geh. Kommerzienrat führte einen guten Tisch und liebte die Pausen und den Wein zwischen den verschiedenen Gängen. Als die Tafel aufgehoben ward, zog er sich zurück. Er pflegte nach Tische zu Bett zu gehen und eine gute Stunde zu schlafen; das bekam ihm vortrefflich, wie er sagte, obwohl der Hausarzt mehrfach seine Bedenken darüber geäußert hatte. Auch seine Gattin, welche sich bei Tische vornehm, wortkarg und herablassend gezeigt hatte, zog sich in ihr Boudoir zurück. Anna dagegen erklärte mit liebenswürdigem Lächeln, daß sie dem Gaste den Garten zeigen werde. Beide gingen ziemlich einsilbig durch den Gartensaal und schritten dann über die Terrasse hin, denselben Weg, den Petersen ehedem bei seinem Abschiede gegangen war. Ihm war seltsam beklommen zu Mute.

In der Mitte des Weges zwischen dem Hause und dem Pavillon blieb Anna stehen.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Petersen," fragte sie, „was wir damals miteinander sprachen, als Sie fortgingen? Es war genau an dieser Stelle."

Er antwortete nur mit einem Blicke und mit einem leichten Kopfnicken.

„Ich war recht unartig gegen Sie," fuhr sie fort, „und oft habe ich nachher denken müssen, wie gut Sie waren, daß Sie trotz=

dem mir nicht zürnten, sondern meine Bitte erfüllten."

„Meine Hilfe ist zu schwach gewesen, um Ihnen zu nützen," erwiderte er. „Sie wissen, daß Ihr Herr Vater meiner Vorstellung kein Gehör geschenkt hat."

„Es war thöricht von mir, ein solches Verlangen zu stellen," sagte sie ernsthaft. „Ich hätte damals meines Vaters Sorge nicht noch vermehren dürfen. Später habe ich das eingesehen. Aber Ihnen bin ich trotzdem dankbar, daß Sie sich nicht durch mein und meines Bruders Benehmen beleidigt fühlten. Es war edelmütig von Ihnen, Herr Petersen."

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er damit sagen wolle, es sei nicht der Rede wert; das Herz war ihm zu voll, als daß er eine vernünftige, gesetzte Antwort hätte geben können.

„Ich komme heute wieder mit einer Bitte," sagte sie, indem sie ernsthaft zu ihm aufsah. „Sie werden denken, ich sei unerschöpflich mit Anliegen."

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, Ihnen dienen zu können, Fräulein Schottmüller —"

Sie gingen zusammen weiter im Schatten eines dichten Gebüsches von blühenden Sträuchern und hoher, das Gesträuch überragender Platanen und Linden.

„Es kommt mir ein wenig sonderbar vor, daß ich es Ihnen sage, aber ich habe das Gefühl, daß Sie, Herr Petersen, gewissermaßen die Mittelsäule oder der Grundstein des Hauses Schottmüller sind. Alle Welt hat zu Ihnen Vertrauen, und mir geht es so wie aller Welt."

„Sie machen mich ganz neugierig und gespannt. Das klingt mir auch viel zu schmeichelhaft, Fräulein," sagte er lächelnd.

„Nein, nein, nichts von Schmeichelei," sagte sie lebhaft. „Ich meine es ernstlich. Und, um es mit einem Worte zu sagen: Denken Sie nicht auch, daß mein Bruder hier nicht an seinem rechten Platze ist, und daß es besser wäre, wenn er von hier weg und nach Leipzig käme? — Ich habe mir das so vorgestellt," fuhr sie fort, als Petersen sie überrascht anblickte, „die kleine Stadt taugt nicht für ihn. Er wird immer wieder an seine frühere Stellung erinnert und von der Beschäftigung mit seiner jetzigen Aufgabe abgezogen. Ich meine, wenn er den Buchhandel in seiner Großartigkeit kennen lernte, wenn er in Leipzig wäre, so würde er seinen Beruf besser schätzen lernen."

„Das ist sehr richtig gedacht," entgegnete Petersen. „Darf ich fragen, ob irgend eine besondere Veranlassung gerade jetzt Sie auf diesen Gedanken bringt?"

„Eigentlich nicht. Ich habe das immer gedacht, wenn ich sah, daß Friedrich sozusagen nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Nur habe ich es nicht ausgesprochen, weil, wie Sie sich wohl denken können, Herr Petersen, die Stimme eines jungen Mädchens in Geschäftssachen gerade keinen sehr vernehmbaren Klang hat. Brächten Sie es in Anregung, so würde es ganz etwas anderes sein. Indessen, um Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen — ich habe allerdings gerade jetzt noch eine besondere Veranlassung. Mein Bruder scheint von Einflüssen beherrscht zu werden, die sicherlich nicht segensreich für ihn sind. Er verkehrt sehr viel bei einer Familie — im Hause des Grafen Werba, der Besitzungen in der Umgegend hat — Sie haben ja den Namen gehört. Mein Vater hat jetzt ein Buch von einer Gräfin Werba verlegt, der ältesten Tochter des Grafen."

„Allerdings," sagte Petersen. „Dies Buch hat schon Anlaß zu Erörterungen zwischen Ihrem Herrn Bruder und mir gegeben."

„Sie dürfen nicht denken, daß ich meinen Bruder anklagen will," fuhr Anna mit bittendem Blicke fort. „Ich weiß nichts Näheres über seine Beziehungen zu der Familie. Nur sagt mir ein sicheres Gefühl, daß irgend eine Gefahr für ihn im Anzuge ist. Ich möchte ihn davor bewahren. Wenn Sie etwas dazu thun können, Herr Petersen, so wenden Sie, bitte, Ihren ganzen Einfluß auf, um meinen Bruder auf einen anderen Weg zu bringen. Er wird dereinst der Chef des Hauses sein, machen Sie ihn auf das Schöne und Große seines Berufes aufmerksam. Machen Sie es möglich, daß er mit Ihnen nach Leipzig geht, um dort größeren Ernst auf seine Lebensaufgabe zu verwenden!"

Anna blickte ihn dringend und ernstlich an. Petersen glaubte eine Thräne in ihren Augen glänzen zu sehen. Er versprach ihr, zu thun was in seinen Kräften stehe, um ihrem Wunsche nachzukommen. Was hätte er

nicht versprochen, wenn dieser Mund und diese Augen ihn darum gebeten hätten?

Sie setzten ihren Spaziergang durch den schönen großen Garten fort. Anna zeigte ihrem wie in seligem Traume neben ihr wandelnden Begleiter die parkähnlichen Anlagen im vorderen Teile der Besitzung, dann die kleinen Häuser, in welchen die verschiedenen Völker der Hühner wohnten, und welche eine sternförmige Anordnung mit Drahtgittern bildeten, hinter denen das glänzende Gefieder seltener und edler Rassen schimmerte, das Taubenhaus und endlich den Küchengarten mit seinen regelmäßigen nützlichen Beeten und unzähligen hochstämmigen Stachelbeer- und Johannisbeerstöcken, Zwergobst und Erdbeerplantagen.

Um die Kaffeestunde kehrten sie zu dem Pavillon zurück, wo der Diener inzwischen die Spiritusmaschine und das Meißener Porzellan zurecht gestellt hatte. Anna bereitete den Kaffee, die Eltern erschienen, und der Geh. Kommerzienrat brachte ein Paket mit: das Manuskript der Gräfin Julia Werba.

Petersen war nicht sehr aufgelegt, hier in dieser interessanten Umgebung Manuskripte zu lesen, doch entzog er sich nicht der Pflicht, sondern suchte sich in den Gegenstand zu vertiefen. Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Er zog sich mit seiner Tasse, seiner Zigarre und den Papieren in einen Winkel des Pavillons zurück und bemühte sich zu lesen. Das Manuskript war nicht sehr leserlich. Gräfin Julia schrieb eine energische Hand und zog die langen Buchstaben so kühn aufwärts und abwärts, daß sie ineinander übergingen und nicht ganz unähnlich dem Zaun von Speeren waren, den in alter Zeit die Ritter in der Feldschlacht bildeten. Aber diese Schwierigkeit war noch die geringste. Weit schlimmer war es, daß Anna vor dem Eingange in einem Feldstuhle saß, und daß er gerade ihr Profil und das Gekräusel ihres Haares sehen konnte.

Trotz alledem fing die Lektüre bald an, Petersen zu fesseln. Langweilig schrieb Gräfin Julia nicht. Es standen Dinge in diesem Manuskripte, wie Petersen sie noch niemals hatte vortragen hören, und alles war so scharf und kühn pointiert, daß es im hohen Grade aufregend war. Petersen las eine Stunde, eine zweite, eine dritte — der Geh. Kommerzienrat und seine Frau waren längst weggegangen, auch Anna war verschwunden, der Diener hatte ihn zu seiner Erquickung mit Bier versorgt, schon sank die Sonne, da war Petersen endlich auf der letzten Seite angekommen. Er band das Manuskript wieder zusammen, nahm das Paket unter den Arm und suchte den Geh. Kommerzienrat auf. Derselbe befand sich in seinem Privatkontor neben dem Gartensaale.

„Der Roman ist, an sich betrachtet, interessant und wird vielleicht Glück machen," sagte Petersen zu dem alten Herrn, der ihn fragend ansah, „für uns aber würde er ein Unglück bedeuten, wenn wir ihn verlegen wollten. Er ist durchaus revolutionär."

13. Kapitel.

Friedrich Schottmüller Sohn war heute in der That auf einer Landpartie. Er hatte nicht nur einen Vorwand gebraucht, um dem langweiligen, unausstehlichen, unverschämten Menschen, dem Petersen, aus dem Wege zu gehen, sondern es bestand wirklich eine Verabredung. Schon seit acht Tagen war die Partie geplant worden. Es handelte sich darum, ein halb verfallenes Schloß am Ufer der Regnitz zu besuchen, von welchem die Familie Rinkitz behauptete, es sei ihr Stammschloß vor dreihundert Jahren gewesen. Alle Stämme und Linien und Zweige der Rinkitz, die ringsum im Lande saßen, hatten verabredet, sich an dem bestimmten Tage dort zu treffen und ein Picknick zu halten. Es waren aber auch noch andere Familien aufgefordert worden, und zu diesen gehörte die gräfliche Familie Werba. Da durfte Friedrich Schottmüller nicht fehlen.

Er war ein häufiger Gast im Werbaschen Hause geworden und sog dort süßes Gift in Menge ein. Die litterarische Verbindung mit Gräfin Julia bildete das Mittel, die schönen Augen der Gräfin Angelika aber bildeten den Zweck dieser Freundschaft. Er hatte sich zu Anfang des Frühlings wieder ein Pferd angeschafft, um hinreichend beflügelt zu sein und jederzeit hinübereilen zu können. Es war ein Pferd, welches Busstedt ihm gegeben und nunmehr definitiv gegen das Vollblut eingetauscht hatte. Dieses letztere hatte sich als unverkäuflich erwiesen und Busstedt hatte es mit nach Posen genommen; der Braune, den Friedrich dafür erhalten hatte, war an Wert freilich nicht halb dem Fuchse gleich, aber er besaß den Vorzug, daß Friedrich ihn reiten konnte,

und Friedrich schwieg still, um nicht ausgelacht zu werden. So war er denn jede Woche einmal oder auch wohl zweimal drüben, pflegte am Nachmittage hinauszureiten und spät abends wiederzukommen. Das Haus des Grafen Werba hatte ihn zu Anfang in mancher Hinsicht seltsam berührt. Es herrschte dort eine Art der Wirtschaft, die dem an geordnete bürgerliche Verhältnisse von Hause aus gewöhnten jungen Manne sonderbar vorkam. Die beiden Töchter liebten persönliche Freiheit ebensosehr wie der alte Graf sie liebte, und es gab nur einen sehr gelinden Zwang des Familienbandes. Der Graf kam zuweilen den ganzen Tag nicht zum Vorschein. Wenn seine einsiedlerische Laune ihn beherrschte, blieb er in seinem Zimmer und ließ sich das Essen dorthin bringen. Zuweilen fiel es ihm auch ein, zu verreisen, und dann verschwand er auf mehrere Tage, ohne sich über den Zeitpunkt der Abreise oder Rückkehr mit seinen Töchtern zu verständigen. In ähnlicher Weise unabhängig hielten sich die Töchter, und die Domestiken hatten sich dabei der Regelmäßigkeit in ihren Dienstverrichtungen ebenfalls entwöhnt. Eine bestimmte Essenszeit wurde nicht eingehalten und die Besetzung der Tafel war immer sehr verschiedenartig. Friedrich hatte es schon so getroffen, daß er zu einem prächtig servierten Mittagsmahle um sechs Uhr abends gekommen war, und ein andermal fand er wieder die Gräfinnen allein und an einem ungedeckten Tische speisend, während nichts geboten wurde als ein Erbsenbrei mit Pökelfleisch und eine Flasche Champagner. Auch in der Toilette der Damen gewahrte Friedrich eine große Unabhängigkeit von bürgerlichen Vorurteilen. Beide hatten die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einen modernen kostbaren Anzug zu kaufen und denselben so lange ausschließlich zu tragen, bis er in Stücke ging. Er wurde schwach gereinigt und niemals ausgebessert. Dieser Gegensatz zu Neustadts Sitte, wo die Damen den ganzen Schrank gefüllt hatten und die alten, sorgfältig in Stand gehaltenen Kleider so lange trugen, bis auch die neuen unmodern geworden waren, frappierte Friedrich sehr. Nicht anders stand es mit den Zimmern und Möbeln. Gräfin Angelika so gut wie Gräfin Julia waren viel zu genial, um auf Staub und derartige Kleinigkeiten zu achten. Kostbares, aber zerbrochenes Geschirr, Risse in den Überzügen der Stühle und Sofas und Kerzen auf dem Tische, weil zufällig die Lampen nicht brennen wollten, waren nichts Seltenes. Nur die Pferde im Stalle waren immer von guter Rasse, regelmäßig gefüttert und spiegelblank geputzt. Denn dafür hatten die Töchter wie der Vater ein gutes Verständnis. Beide Damen waren kühne Reiterinnen.

Und es währte nicht lange, so erschien Friedrich diese Art des Lebens als durchaus vornehm und richtig, so daß er das Neustädter Leben ein spießbürgerliches schalt. Und wenn Komtesse Angelika es einmal zu langweilig gefunden hatte, sich überhaupt anzukleiden, und noch am Abend in ihrem aus einem türkischen Shawl gefertigten Schlafrocke umherging, und Gräfin Julia einen Turban trug, den sie aus Beirut mitgebracht hatte, so fand er das durchaus chic.

Zu einem Antrage jedoch war er trotz aller Intimität mit dieser Familie immer noch nicht gekommen. Er begriff das selbst nicht, und oft tadelte er sich selbst wegen seiner Unentschlossenheit und Mutlosigkeit, wenn er, ganz verliebt und begeistert, einsam nach Hause zurückritt. Aber es war immer wieder dasselbe Spiel. Er nahm sich vor, das nächste Mal mit Komtesse Angelika zu reden, und wenn er dann wieder bei ihr war, hielt ihn irgend ein unerklärliches Etwas zurück. Komtesse Angelika bot ihm keine günstige Gelegenheit zu einer Erklärung. Sie war freundlich, liebenswürdig, offenherzig, aber — der entscheidende Schritt war nicht zu machen, der rechte Mut wollte sich nicht einstellen. Einmal hatte er sich an Gräfin Julia gewandt, ihr erklärt, er liebe Angelika, und sie gebeten, die Vermittlerin zu werden. Aber Gräfin Julia hatte ihm so geantwortet, daß er sich vornahm, ihr nie wieder mit einem solchen Anliegen zu kommen. Sie hatte ihm gesagt, die Ehe sei ihrer Überzeugung nach ein Fluch, der auf der abendländischen Kultur laste, und wenn sie nicht Bedenken trüge, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, so würde sie alles thun, um ihre Schwester vom Heiraten überhaupt abzuhalten.

Friedrich hatte sich mit den Gräfinnen verabredet, er wollte sie abholen, und sie wollten dann zusammen im Break nach der alten Stammburg der Rinkitz fahren. Der Graf wollte nicht mit. Da es ein Picknick

sein sollte, hatte Friedrich ein halbes Dutzend Flaschen Wein mit dem Botenfuhrmanne vorausgeschickt. Diese sollten mit den Vorräten zusammen, welche die Damen mitnehmen wollten, im Break untergebracht werden. Friedrich ritt in langgestrecktem Trabe den Feldweg dahin und ward von lebhaften Gedanken bewegt. Heute, so nahm er sich vor, wollte er eine Entscheidung herbeiführen, heute wollte er Komtesse Angelika um ihre Hand bitten. Die Ankunft Petersens und der Ärger, den er über die „Reise nach dem Orient" gehabt hatte, gaben ihm einen Anstoß, indem sie ihn aufregten und ärgerlich machten. Heute war er in der rechten Laune, um va banque zu spielen. Ein klein bißchen Berechnung lief jedoch auch mit unter. Friedrich sah ahnungsvoll voraus, daß Petersens Anwesenheit die Herausgabe des Romans der Gräfin vereiteln würde. Er aber hatte Gräfin Julia zugesagt, daß der Roman erscheinen solle. Wenn derselbe nun doch zurückgewiesen wurde, so mußte Gräfin Julia es ihm übelnehmen und gering von ihm denken. Dann zerschlug sich wahrscheinlich die ganze Freundschaft. Also war es auch von der Klugheit geboten, sich die Hand Angelikas auf alle Fälle im voraus zu sichern.

Friedrich langte um Mittag auf der Besitzung des Grafen Werba an, und nachdem er mit den Damen allein im Speisesaale des altertümlichen Herrenhauses gefrühstückt hatte, fuhr der Wagen vor. Unter den Sitzen desselben wurden Pakete mit Schinken, Pasteten und Braten, auf dem Bocke ein Korb mit Wein befestigt, und dann fuhr die kleine Gesellschaft munter fort. Friedrich saß Angelika gegenüber, die in einem hellen Sommerkleide und mit breitem Strohhute höchst reizend aussah, und überlegte, welcher Zeitpunkt wohl der günstigste sein werde, um diesem berauschend schönen Wesen seine Liebe zu gestehen.

Die Fahrt war schön an dem prächtigen Junitage. Die Welt strahlte im Sonnenglanze. Bald ward das Ufer der Regnitz erreicht, die ihre spielenden Wellen in gewundenem Laufe durch das anmutige Gefilde dahin trieb, die Landstraße lief längs dem Flusse hin, und nach einer Stunde stieg schon der Berg in der Ferne empor, dessen Gipfel von dem grauen, nun in der Sonne hell schimmernden Gemäuer der Burg Rinkitz gekrönt ward. Unten am Fuße des Berges hielt der Wagen vor dem Gasthause des Dorfes, das hier, in Grün eingebettet, unmittelbar am Wasser lag, und man bemerkte mehrere andere Wagen, die ebenfalls zum Stelldichein gekommen, deren Insassen aber schon weiter waren. Der Werbasche Kutscher sollte bei dem Wagen und den Pferden bleiben, Friedrich engagierte ein tüchtiges Bauernmädchen, das die Lebensmittel und den Wein tragen sollte, und dann stieg die Gesellschaft den ziemlich steilen Berg hinan.

Die Burg lag schön, sie bot einen weiten Umblick, und Friedrich konnte sich vorstellen, wie bequem es der Ahnherr der Rinkitze vorzeiten gehabt haben mußte, von hier oben aus die Schiffe auf der Regnitz und die Frachtwagen auf der Landstraße zu behelligen und zum Tribut zu nötigen. Der Berg war oben abgeplattet, dicke hohe Taxushecken, steif in französischem Geschmacke beschnitten, umgaben die langen Fronten des Gebäudes und bildeten schattige Gänge in dem verwilderten Garten. Friedrich fühlte sich romantisch angemutet, und auch seine Begleiterinnen waren überrascht, die alte, ihnen bis jetzt unbekannt gebliebene Burg so malerisch und eigenartig zu finden. Als sie auf das zum Teil in Trümmern liegende Thor zuschritten, kam ihnen Baron Rinkitz entgegen, der sie schon von weitem gesehen hatte. Er war der Urheber der Vereinigung und der Festmarschall. Er begrüßte sie feierlich auf der Schwelle seines Ahnensitzes und führte sie eine breite steinerne Treppe hinauf in einen großen Saal, dessen kahle Wände und gähnende Fensterhöhlen durch eine Fülle von Laubwerk, Tannenzweigen und Kränzen verkleidet und mit dem Reize des Lebendigen geschmückt waren. In einer Ecke, vor einer der tiefen, weiten Nischen, die wie kleine Zimmer in den gewaltig dicken Mauern steckten, war eine Musikkapelle aufgestellt, welche die Eintretenden mit einem Tusche begrüßte. Baron Rinkitz hatte sechs Musikanten, die auf den Dörfern zum Tanze zu spielen pflegten, aufgetrieben, um dem Feste größeren Glanz zu verleihen.

Es waren schon an zwanzig Personen vereinigt, zum größten Teile Rinkitze, und nach und nach wuchs die Gesellschaft auf sechzig Personen an. Immer mehr Rinkitze tauchten auf, zum Teil Leute, welche sowohl Friedrich wie den Gräfinnen noch fremd

waren. Die Rinkitze bildeten ein großes Geschlecht, das jedoch vielfach verbauert war. Die Teilung der Güter und der beständige Umgang mit dem Acker und dem Vieh hatte diese Leute hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung nicht gehoben und veredelt. Einige alte vertrocknete Gestalten von braunem runzligen Gesichte, in schwarzen Röcken von uralter Mode, mit Johanniterkreuzen auf der Brust, fielen Friedrich besonders auf, und rotbäckige Landmädchen waren in der Gesellschaft, denen ihr Adel nur schwer anzusehen war. Aber es war eine interessante, lebhafte, originale Versammlung, und Friedrich fühlte sich seltsam aufgeregt und angeregt. Trat er in eine der tiefen Nischen, so sah er zwischen Laubgewinden hindurch in die reizende Landschaft und auf den blinkenden Fluß tief zu seinen Füßen, und wandte er sich der Gesellschaft zu, so sah er Komtesse Angelika wie einen Stern und wie eine Königin unter der Menge. Baron Rinkitz, der Festmarschall, hatte lange Tafeln herstellen und sie mit weißem Linnen decken lassen, er hatte sein Silbergeschirr und Porzellan heraufgeschafft; auf groben Bauernstühlen und Bänken saß die Gesellschaft, und das vielfältig zusammengestellte Mahl gab vielen Anlaß zu Scherz. Es gab eine Verschwendung von Eiern und Schinken, doch auch eine ziemliche Menge feinerer Gerichte: kalte Braten, Geflügel, selbst Hummermayonnaise und Wildpasteten in Blechbüchsen da. Wein und Bier und Likör gab es in Hülle und Fülle. Dazu machte die Bauernmusik einen sehr belustigenden Spektakel.

Friedrich hatte seinen Platz neben Angelika gewählt und war ziemlich einsilbig. Denn er dachte immer an die beste Gelegenheit, seinen Antrag vorzubringen. Vielleicht ging es jetzt, wo die Musikanten so laut spielten — aber nein, man konnte ja kaum sein eigen Wort verstehen. Angelika hatte dazu wieder ihr altes rätselhaftes Gesicht, diesen in die Ferne gerichteten Blick. Sie schien nur körperlich anwesend zu sein. Mitunter war Friedrich von einem Blitze der Eifersucht durchzuckt worden, wenn er diesen Blick bemerkte. Unwillkürlich dachte er dann an Busstedt. Er hatte keine greifbaren Gründe zum Argwohn, es war nur Instinkt, aber an Busstedt mußte er denken, wenn ihn Eifersucht beschlich. Nun war Busstedt ja aber fern. Er hatte Abschied genommen, ohne daß irgend eine bemerkbare Erschütterung stattgefunden hatte. Dennoch war der Zeitpunkt der Erklärung noch nicht gekommen. Das fühlte Friedrich trotz des fröhlichen Taumels und der Ungebundenheit dieses zwanglosen Picknicks. Einmal geriet er sogar in große Verlegenheit. Ein alter Johanniterritter, natürlich ein Rinkitz, der ihm gegenüber saß und bedeutende Quantitäten der stärksten unter den vorhandenen Getränken vertilgte, faßte eine Zuneigung zu ihm, erhob sein Glas und brachte die Gesundheit der Liebesleute aus, die ihm gegenüber säßen. Der allgemeine Tumult verschlang den Toast, niemand achtete sonderlich auf den alten Herrn, und nur fünf bis sechs Damen und Herren der nächsten Nachbarschaft stießen mit an, auch blieb Komtesse Angelika scheinbar ganz ungerührt. Aber Friedrich wurde doch durch diesen Zwischenfall das Konzept verrückt.

Nach langer Sitzung ließ Baron Rinkitz die Tafeln abräumen und hinaustragen, die Stühle und Bänke aber an die Wände rücken. Einer seiner Diener und einige Bauernmädchen kamen mit Besen, Tüchern und Seifenpulver und machten sich daran, den zähen, astreichen hundertjährigen Eichenfußboden zu säubern und zu glätten. Es sollte getanzt werden. Und in der That wurde getanzt. Sobald die Staubwolken, welche der Besen aufgerührt hatte, zu den Fensterhöhlen hinausgeflogen waren und eifrige Glättungsversuche einen gewissen Erfolg errungen zu haben schienen, begann lustig der Tanz. Hier konnte sich die Geschicklichkeit der Tänzer und Tänzerinnen zeigen, nicht auf Parkett leicht gleitend zog der Wirbel, sondern mit vorsichtigem Fuße, mehr hüpfend als schleifend mußten Polka, Galopp und Walzer ausgeführt werden. Um so lustiger schien die Gesellschaft aber zu sein. Selbst die alten Johanniterritter verließen die mit Flaschen besetzten Tische und mischten sich unter das junge Volk.

Es war inmitten eines langsam gespielten Walzers, dessen melancholische Melodie Friedrich oft bei den Kunstreitern vernommen hatte, und er tanzte mit Komtesse Angelika, als diese ihn, der in seinen tiefen und beglückenden Gedanken immer schweigsamer wurde, mit ihren großen dunklen Augen forschend und überlegend ansah und ihm sagte: „Mir ist recht warm. Lassen Sie uns eine Promenade im Garten machen.“

Überrascht und in einer Art von Bangigkeit bot ihr Friedrich den Arm, und sie gingen die Steintreppe hinab dem Hofe und Garten zu. Augenscheinlich war der Saal, den sie verlassen hatten, das einzige Gemach der alten Burg, welches noch so gut erhalten war, daß es benutzt werden konnte, denn überall sonst zeigten sich Räume ohne Thüren und mit zerklüftetem Fußboden. Der langsame Walzer schallte hinter ihnen her und weckte den dumpfen Widerhall des verfallenen Gebäudes. Sie durchschritten den Hof, wo erfrischende Luft sie umfing, und traten in den kühlen Schatten der Taxushecken. Schon stand die Sonne niedrig und vergoldete die Erde mit rötlichem Scheine. Friedrich dachte, nunmehr oder nie werde die Stunde der Entscheidung kommen, aber Befangenheit fesselte noch immer seine Zunge. Arm in Arm ging er mit seiner Dame durch einen der schnurgeraden Wege mit ihren schwarzgrünen Wänden, als sie plötzlich stehen blieb, ihre Hand losmachte und ihm ins Auge blickte.

„Glauben Sie nicht," sagte sie ganz unvermittelt, doch mit freundlichem und beinahe traurigem Tone, „glauben Sie nicht, daß Sie Ihre Zeit besser anwenden könnten, indem Sie Ihre Liebe auf ein Herz richteten, das fähig wäre, sie zu erwidern?"

Er war so betroffen von dieser unerwarteten und trostlosen Anrede, daß ihm der Atem stockte. Doch empörte sich sein Stolz sogleich gegen den Angriff. Bevor er noch recht wahrnehmen konnte, daß der ganze Bau seiner Pläne und Hoffnungen durch diese wenigen Worte zertrümmert zu seinen Füßen lag, bäumte er sich gegen die Niederlage auf, die ihm bereitet wurde, und seinen Mund umzuckte ein spöttisches Lächeln.

„Ich bin uneigennützig in der Liebe," sagte er. „Ich leihe sie nicht auf Wucher aus, sondern mache sie zum Geschenk."

„Da besitzen Sie eine seltene Tugend, die nur einem edlen Manne eigen sein kann," entgegnete sie wieder mit demselben traurigen Tone. „Mein Freund, ich habe mir zuweilen gewünscht, Sie lieben zu können, da ich die treue Beharrlichkeit sah, mit der Sie mir folgen. Aber ach! Es gibt ein unüberwindliches Hindernis, welches ich Ihnen nicht nennen darf. So raube ich Ihnen die Blüte Ihres Lebens und zerstöre Ihre Zukunft, wenn ich noch länger Ihre Aufmerksamkeiten durch mein Schweigen ermutige. Nein, seien Sie nicht beleidigt, zürnen Sie mir nicht. Ich las in Ihrem Wesen, was Sie längst haben sagen wollen; ich lese, was jetzt in Ihnen vorgeht."

Friedrich war sehr bleich, ein stechender Schmerz durchdrang sein Herz, seine Brust krampfte sich zusammen, und der Kopf schwindelte ihm. „O hätte ich Sie doch niemals gesehen!" murmelte er, indem er die Hände an die Schläfen preßte. „Und doch, wenn ich mein Dasein noch einmal beginnen sollte, wünschte ich mir nichts, als Sie zu erblicken. Ihre Grausamkeit, Komtesse, ist mir süßer als die Liebe aller anderen Wesen, und obwohl Sie mich so viel leiden lassen, ist mir doch alles, was ich an Freude genossen habe, von Ihnen gekommen. Sie sind ein Lichtstrahl im Dunkel meines Lebens gewesen, Ihnen verdanke ich es, die Liebe kennen gelernt zu haben, freilich eine unglückliche Liebe."

„Mein armer Freund!" sagte Komtesse Angelika mitleidig.

„Mir scheint, es liegt ein melancholischer Zauber darin, zu lieben ohne Gegenliebe zu finden," fuhr er fort. „Es ist fast ein Genuß, an diejenige zu denken, die unser nicht denkt. Darum kann ich nicht wünschen, Sie nicht gekannt zu haben, Komtesse, obwohl Sie mir das Herz zerreißen. Fast dünkt es mich, es sei ein Glück, überhaupt lieben zu können, und wenn ich Sie betrachte, diese entzückende Schönheit, diese sprechenden Augen, so ist es mir ein tödlich süßes Glück, Sie lieben zu können, auch in der Einsamkeit meiner Seele. Gehen doch so viele dahin und beschließen ihr Leben, ohne die Liebe überhaupt kennen gelernt zu haben. Und oft sind die beklagenswertesten nicht diejenigen, welche lieben."

„Es ist wahr," sagte Komtesse Angelika und senkte ihren Blick zu Boden. „Die, welche lieben, leiden zwar und fühlen das Brennen ihrer Wunde, aber zum mindesten leben sie. Sie haben etwas, woran sie sich halten können, sie haben eine Sonne, um welche sie sich bewegen, einen Pol, zu dem sie hinstreben. Sie haben etwas zu wünschen, sie können sich sagen: wenn dies oder das einträfe, so wäre ich glücklich. Sie winden sich im furchtbarsten Todeskampfe, aber indem sie sterben, können sie sagen: ich sterbe für ihn, ich sterbe um ihn. Aber die wahren

und einzigen Unglücklichen sind diejenigen, welche nicht mehr lieben können, deren Ideal in Staub und Schmutz gesunken ist, welche nun alles wollen und doch zugleich nichts, welche dem Engel, der ihnen Gewährung ihres Wunsches bringen wollte, verlegen und stumm gegenüberstehen würden.“

„Wenn der Engel zu mir käme, Komtesse, so wüßte ich wohl, was ich von ihm erbitten würde.“

„Und deshalb sind Sie glücklicher als ich, mein Freund. Ich wüßte es nicht. In mir bewegen sich unbestimmte Wünsche und eine unbestimmte Sehnsucht. Ich möchte glücklich sein, aber ich sehe nicht den Weg zum Glücke. Meine Wünsche sind wie eine Schar von Vögeln, die hin und her flattern, während der Himmel über ihnen von einer schweren schwarzen Wolke bedeckt ist. Sähe ich nur den günstigen Stern über mir, zu dem ich aufblicken könnte, sähe ich nur ein Licht, dem ich folgen könnte in der Finsternis, ich würde darauf zu eilen, selbst wenn ich in einen Abgrund stürzen müßte. Aber ich sehe weder den Stern, noch einen Leuchtturm, noch selbst ein flackerndes Irrlicht. Zu leben, wie ich lebe, heißt wie ein Pferd in der Mühle gehen. Es macht Tausende von Meilen und kommt nie ans Ziel. Doch was singe ich Ihnen mein Klagelied vor? Lassen Sie uns zurückkehren in den Saal, man wird unsere Abwesenheit bemerken. Sie wissen nun, was ich Ihnen sagen mußte. Lassen Sie uns Freunde sein!“

„Soyons amis, Cinna!“ murmelte Friedrich mechanisch. „Ja, Komtesse, ich weiß nun, was Sie mir sagen wollten. Kommen Sie!“

Sie gingen nebeneinander, doch ohne daß er ihr den Arm reichte, wieder dem Gebäude zu.

„Dieser infame Walzer ist noch immer im Gange,“ sagte Friedrich, dessen Nerven aufs höchste gereizt waren, der sich aber bemühte, gelassen und ruhig zu erscheinen. „Hören Sie die Melodie? Erinnern Sie sich noch, daß wir zusammen im Zirkus saßen, als Mademoiselle Graziosa nach diesem Takte ihre unvergleichen Voltigen machte? Wie unser Gehör doch kapriziös ist! Mir tönt immer noch im Ohre, was wir damals leise zu der Melodie summten, einen niederträchtigen Gassenhauer: Et kann wohl sin, et macht Verjnüjen, doch jlücklich, Aujust, macht et nich.“

Komtesse Angelika antwortete nicht. Sie schritten wieder die Treppe hinauf, und gerade als sie in den Saal traten, hörte der Walzer auf und die Paare zerstreuten sich. Den Johanniter, welcher ihnen bei Tische gegenüber gesessen hatte, führte ein boshaftes Geschick gerade an die Thür. Er sah die Komtesse mit Friedrich eintreten und sein nun in Purpur flammendes Gesicht strahlte von gutmütiger Freude. Er umfaßte die Komtesse, wollte auch Friedrich umarmen, griff nach ihm und rief laut mit weintrunkener Stimme: „Meinen Segen, ihr Kinder, ich gebe euch meinen Segen, ihr glücklichen Turteltauben!“

Zornig stieß Friedrich ihn zurück, und nun verwandelte sich des alten Herrn gute Laune in Mißvergnügen. „Wer ist denn der junge Herr? Was fällt ihm ein?“ rief er. „Kann er keinen Spaß vertragen von einem Manne, der sein Vater sein könnte?“

Er schalt noch weiter, und Friedrich, der gerade in der rechten Stimmung zum Streite war, trat ihm drohend entgegen. Aber zum Glücke war schon Baron Rinkitz da. Er suchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, und es gelang ihm mit Hilfe einiger Verwandten, den Alten wegzubringen und in die Ecke zu führen, wo der Wein stand. Doch brummte derselbe noch weiter und rief wiederholt, indem er sich an seine Umgebung wandte: „Wer ist denn der junge Herr? Ich kenne ihn gar nicht. Wenn er keinen Spaß versteht, so soll er hier wegbleiben.“

Der Abend war allmählich so weit vorgerückt, daß an Aufbruch gedacht werden mußte. Die verschiedenen Familien hatten die eine noch zwei, die andere noch drei Stunden zu fahren, bevor sie nach Hause kamen, und die geringste Entfernung betrug doch immer noch eine gute Stunde. Ganz in der Ferne zeigte sich, wenn man hinausblickte, ein schwaches Wetterleuchten, und es war möglich, daß mit der Nacht noch ein Gewitter heraufzog. So ward denn der Heimweg angetreten und mit nicht geringem Lärme zog die ganze Gesellschaft in der Abenddämmerung den Berg hinab, dessen Steilheit einigen der Herren, welche den Getränken besonders stark zugesprochen hatten, nicht geringe Schwierigkeiten bereitete

und ihnen manchen Fluch entlockte. Unten ward in die Wagen gestiegen, allseitiger Abschied genommen, und dann rollte die Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen hin davon.

Friedrich hatte wieder seinen alten Platz im Break bei den Gräfinnen eingenommen. Er war so aufgeregt und sein entstelltes Gesicht sprach so deutlich, daß Komtesse Angelika ihm beim Einsteigen, während er ihr behilflich war, herzlich und gleichsam zur Beruhigung die Hand gedrückt hatte. Aber das hatte ihn nur noch mehr verstimmt. „Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid," flüsterte er ihr zu, „aber ich habe die Männer, die des Mitleides bedürfen, immer für jämmerlich gehalten."

Komtesse Angelika zuckte nur die Achseln und unterhielt sich auf der Fahrt hauptsächlich mit ihrer Schwester. Gräfin Julia merkte sehr wohl, was zwischen den beiden vorgegangen war, aber sie schien dadurch sehr wenig berührt zu werden. Nach den Erfahrungen, die das Leben ihr bereits gebracht hatte, durfte sie freilich solche Liebesaffairen, wie sie hier vermutlich vorlagen, als die reine Kinderspielerei betrachten.

Es war elf Uhr abends und völlig finster, als der Wagen vor dem Portale des gräflichen Hauses vorfuhr. Das Wetterleuchten war stärker geworden, bereits vernahm man den leisen Donner auf den näher ziehenden, obwohl immer noch entfernten Wolken, und es hatte sich ein Wind erhoben, der lau und angenehm, vom Geruche des Feldes erfüllt, einherzog und die Wipfel der Bäume rauschen machte. Die Damen luden Friedrich ein, mit ihnen einzutreten. Sie sagten ihm, er werde vielleicht gerade in das Gewitter hineinreiten, denn es kam', soweit man dies zu beurteilen vermochte, aus der Gegend, wo Neustadt lag. Er könne ein Zimmer und ein Bett bekommen, sagten sie ihm, und dann könne er am folgenden Morgen heimreiten. Friedrich sah das Gewitter, aber es war ihm sehr gleichgültig. Ja, ihm war so wild und so unglücklich zu Mute, daß ihm ein himmlisches Donnerwetter als erwünschte Begleitung zu dem Sturme in seiner Brust erschien. So ließ er sich denn nicht halten, sondern verlangte nach seinem Pferde. Während ein Stallknecht ging, um den Braunen zu satteln, stand er mit den Damen in der Vorhalle, und sie setzten zusammen das Gespräch über allerhand unbedeutende Gegenstände fort, das sie schon während der Fahrt geflissentlich geführt hatten, um nicht wunde Punkte zu berühren. Gewitterschwüle lag nicht nur in der Welt da draußen. Friedrich bat die Damen, sich seinetwegen keine Mühe zu machen, sie dagegen baten ihn, in das Zimmer zu kommen, und wiederholten ihr Anerbieten eines Nachtquartiers. So vergingen noch lange Minuten unter unerquicklichem Beisammensein. Endlich erschien das Pferd vor der Treppe und Friedrich empfahl sich. Noch auf der obersten Stufe drehte er sich wieder um. Es war ihm zu Mute, als müßte er noch einen letzten Blick in diese Vorhalle werfen, die er so oft freudig erregten Sinnes betreten hatte. Die Schwestern standen Arm in Arm noch da, Angelika lehnte sich an die kräftigere Gestalt Julias an. Das rötliche Licht einer eigentümlich geformten uralten russischen Kirchenlampe, die von der Decke herabhing, erleuchtete die dunklen Schönheiten, die Friedrich noch niemals so romantisch, ja beinahe unheimlich, so lockend und zugleich gefahrdrohend erschienen waren. Sie waren einander so sehr ähnlich, und Friedrich sagte sich, daß Angelika, die jetzt noch schlank und biegsam neben der Schwester erschien, dereinst auch wie Julia üppig und kühn und hart sein werde. Wer würde dann der Mann sein, der ihr zum Opfer fallen würde? So jagten die Gedanken leidenschaftlich durch Friedrichs Hirn und regten seine Pulse auf, als sei er im Fieber. Und schleichend, wie eine Viper kriecht, mischte sich noch ein anderes Gefühl in den Sturm der übrigen Gedanken, leckte mit gespaltener Zunge und zeigte die Giftzähne. Das war das Gefühl, er sei der einzige Bürgerliche auf dem Familienfeste der Rinkitz und in der ganzen Gesellschaft gewesen, und schon als Bürgerlicher sei er für die Gräfin zu gering und nur gut genug, um von Gräfin Julia als Werkzeug für ihre litterarischen Pläne benutzt zu werden.

Er grüßte noch einmal, und ein bitteres Lächeln lag dabei auf seinem Gesichte. Dann setzte er den Fuß in den Steigbügel, schwang sich in den Sattel, ließ einen Thaler in die Hand des Reitknechts fallen und ritt dem Thore zu. Blendend erhellte ein Blitz das schwarze Firmament, und im Zeitraume von wenigen Sekunden rollte ein lang hallender Donner nach.

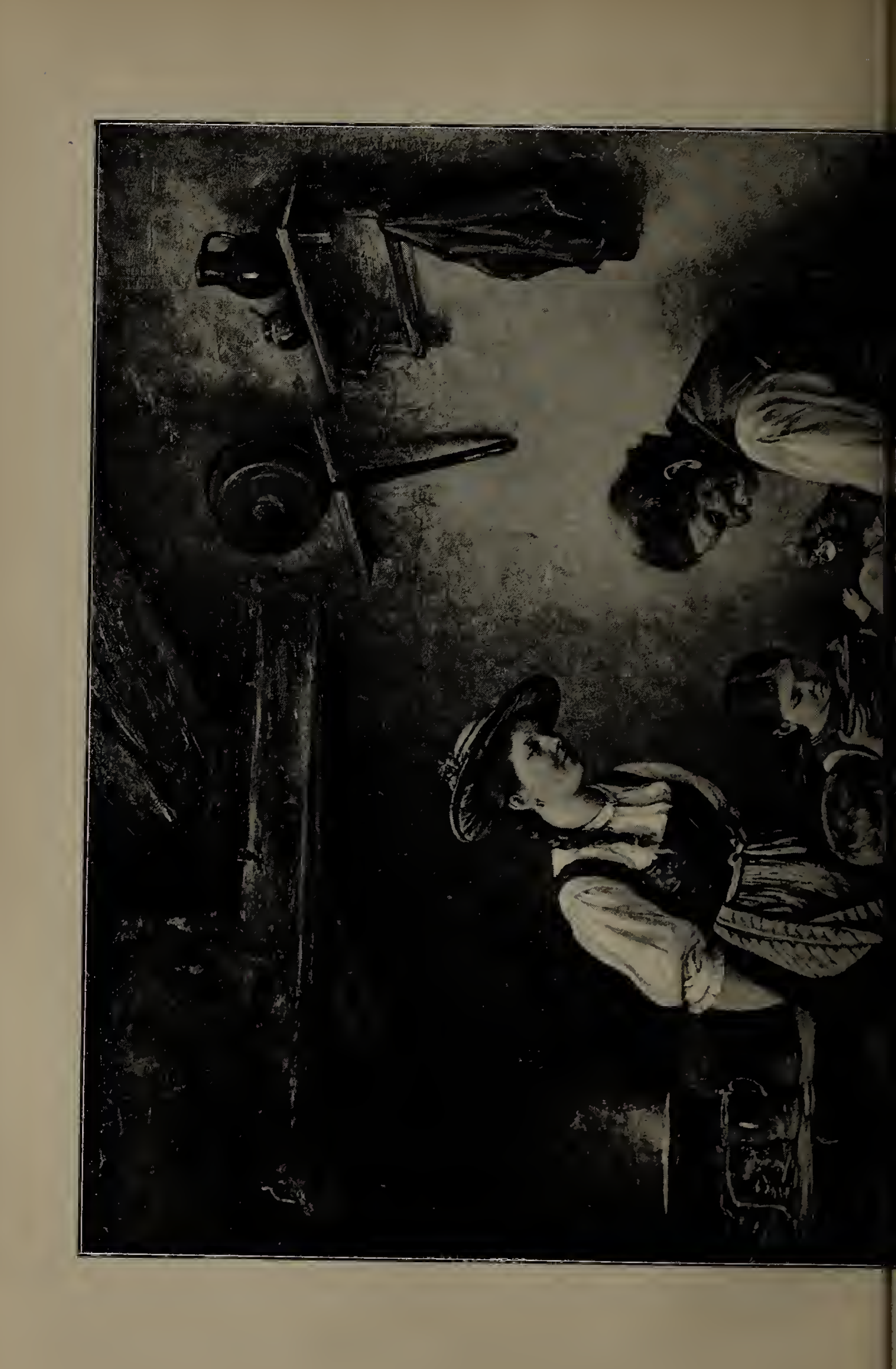
Friedrich ritt zum Hofthore hinaus, trieb den Braunen zum Galopp an und ließ ihm dann die Zügel. Es war finstere Nacht, Friedrich hatte keine Ahnung von der Richtung des Weges und er vertraute sich dem Pferde an, das den Weg so oft gemacht hatte. Der Braune schnob und eilte dahin, die jetzt immer heller werdenden Blitze zeigten dem Reiter von Zeit zu Zeit, daß das Tier sich nicht irrte, sondern den Feldweg dahin galoppierte, der an den hohen Pappeln zur Rechten und dann an einem einsam gelegenen Brunnen zur Linken vorbeiführte. Das Sausen des Windes, die zuckenden Flammen und der grollende Donner thaten Friedrich wohl, die rasche Bewegung des Pferdes stimmte mit dem Fluge seiner Gedanken überein, und er ermunterte das Tier zu immer stärkerem Laufe. Es war gut, so wie toll und rasend in die Finsternis hineinzujagen! Welche Wohlthat, so in einen Schlund hinabzustürzen, der mit unermeßlicher Schwärze und Tiefe sich aufthun möchte, um in der Unendlichkeit des Vergessens ein armes unglückseliges Hirn und Herz aufzunehmen!

Immer näher kam das Gewitter, und obwohl in der Dunkelheit der Nacht nicht die Wolken zu sehen waren, so spürte Friedrich jetzt doch den Druck der vor der Wolkenmasse einhergetriebenen kalten Luft und die ersten Tropfen. Die Mähne des Braunen flatterte rückwärts, er schüttelte den Kopf und verlangsamte seinen Lauf. Noch eine halbe Minute, und eiskalt sauste zwischen den Regentropfen Hagel herab.

Friedrich war in leichter Kleidung. Er hatte, da der Tag warm gewesen war, nur seinen grauen Sommeranzug angelegt und weder Paletot noch Plaid. Er war erhitzt vom eiligen Ritte, noch mehr von seiner inneren Aufregung, und als er nun in dem Hagelschauer gegen den kalten Wind anritt, überfiel ihn ein Frösteln. Um so mehr trieb er sein Pferd an. Die Bewegung sollte ihn erwärmen, und dazu war es ihm, je toller es herging, desto lieber. Bevor er noch die Stadt erreichte, war das Gewitter über ihn hinweggezogen und es regnete in dichten Streifen nach. In verhältnismäßig kurzer Zeit hatte er den Weg zurückgelegt, wie er an seiner Uhr sah, als er endlich zu Hause angelangt war und der Stallknecht, der auf ihn gewartet hatte, ihm das Pferd abnahm. Aber er war durchnäßt bis auf die Haut, und dem Pferde quoll der weiße Schaum unter der Satteldecke hervor, so daß der Stallknecht mit stummer Mißbilligung diesen Zustand seines Pflegebefohlenen betrachtete. Friedrich begab sich in sein Schlafzimmer, warf sich aber unruhig und schlaflos bis zum Morgen im Bette herum und stand mit heißem Kopfe wieder auf.

14. Kapitel.

Friedrich fühlte sich so unruhig und fand sein Gesicht im Spiegel so auffallend, daß er es vermeiden wollte, mit den Eltern am Kaffeetische zusammen zu treffen. Sicherlich hätte ihn die Mutter ausgefragt, und er war nicht in der Stimmung, ruhige und verständige Antworten zu geben. Obwohl es regnete und das kühl gewordene Wetter gar nicht zu Spaziergängen einlud, ging er mit dem Gummimantel angethan in den Garten und hielt sich während der Frühstückszeit bei den Hühnern und Tauben auf. Der Regen und der frische Wind waren ihm angenehm. Doch war er in so schwarzer Laune und war sein Gemüt so sehr zerrissen, daß er das Stillleben des Hühnerhofes, die Zärtlichkeit der Taubenpaare und selbst das friedliche Gedeihen der erquickt im Regen stehenden Gewächse nicht ohne Ärger ansehen konnte. Es lag in diesem Frieden ein Vorwurf für ihn, eine Vorstellung dessen, was hätte sein können, aber nicht war, und gleichsam ein Hohn auf seinen eigenen Unfrieden. Er wollte niemand im Hause sehen, ging vom Garten aus in die Stadt, trank eine Tasse Kaffee im Gasthause und steckte sich eine Zigarre an. Als er jedoch die ersten Ringel des blauen Dampfes in die Luft blies und die erste Spur von Behaglichkeit sich ihm zeigen wollte, trat zu seiner unangenehmen Überraschung gerade derjenige Mensch in die Thür, den Friedrich am wenigsten gern sah. Friedrich war just in dem Gasthause eingekehrt, wo Petersen Quartier genommen hatte, und nun trat Petersen in das Zimmer und bestellte sich ebenfalls Kaffee. Als der Oberkellner hinausgegangen war, um den Auftrag zu besorgen, fanden sich die beiden Herren unter vier Augen zusammen. Petersen grüßte zuerst, sehr höflich, und Friedrich erwiderte den Gruß mit einem Räuspern, welches Petersen sich so übersetzen konnte wie er mochte. Petersen achtete, wie





Große Fütterung. Gemalt von A. Müller-Lingke.

es schien, gar nicht auf die ungnädige Art, wie sein Gruß erwidert worden war, er blickte nach dem Regulator, der zwischen den Bildern des Kaisers und des Kronprinzen hing und auf ein Viertel nach acht zeigte, stellte seine Taschenuhr und setzte sich dann Friedrich gegenüber.

„Ich wollte aufs Kontor kommen, Herr Schottmüller," sagte er, „um mit Ihnen noch einiges zu besprechen. Aber wenn es Ihnen recht ist, so reden wir gleich hier."

„Sie meinen, man müsse einen unsicheren Kantonisten festhalten, wo man ihn findet," erwiderte Friedrich.

„Ich würde mir nicht erlauben, so wenig verbindliche Meinungen über Sie zu haben. Ich denke nur, daß es erwünschter für uns beide sein würde, delikate Angelegenheiten ohne die Gegenwart dritter Personen und selbst Ihres Herrn Vaters abzumachen."

„Delikate Angelegenheiten? Wie sollten wir beide denn dazu kommen, delikate Angelegenheiten miteinander verhandeln zu müssen?"

Das Gespräch stockte, denn der Oberkellner trat mit dem Kaffee herein, stellte das plattierte Präsentierbret künstlerischen Schwunges vor Petersen auf den Tisch und lehnte sich dann an das Fenster, scheinbar um die Straße zu beobachten, in Wirklichkeit aber, um nichts von dem zu verlieren, was die Gäste sprechen würden. Neustadt war nicht so groß, daß es dem tausendzüngigen Gerücht nicht hätte gelingen müssen, den Oberkellner von einer Dissonanz zwischen diesen beiden Herren in Kenntnis zu setzen. Petersen trank jedoch seinen Kaffee ohne ein Wort zu sagen, und schickte dann den lästigen Zuhörer hinaus.

„Herr Schottmüller," sagte er hierauf, „ich habe gestern, als ich die Ehre hatte, in Ihrem elterlichen Hause zu sein, das Manuskript der Frau Gräfin Werba gelesen. Ich finde den Roman sehr spannend, aber ich bin der Überzeugung, daß er nicht in den Schottmüllerschen Verlag paßt, und Ihr Herr Vater ..."

„Mein Herr Vater ist natürlich ganz Ihrer Ansicht," warf Friedrich mit höhnischem Lachen ein, „und stimmt mit Ihnen darin überein, daß mein Name blamiert und mein Wort gebrochen werden müssen. „Aber ich sage Ihnen," fuhr er heftig fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „daraus wird nichts. Ich habe der Gräfin versprochen, daß der Roman gedruckt werden sollte, und er soll gedruckt werden."

„Erlauben Sie gütigst, daß ich ausspreche," sagte Petersen. „Also Ihr Herr Vater gibt mir vollständig recht, wenn ich sage, daß ein großes und angesehenes Haus wie das Schottmüllersche nicht seinen Traditionen untreu werden und mit einem Buche herauskommen darf, welches zu allen übrigen Verlagsartikeln nicht paßt. Da Sie jedoch der Frau Gräfin das Versprechen gegeben haben, daß ihr Roman verlegt werden solle, so möchte ich mir einen Vermittelungsvorschlag erlauben. Übergeben Sie mir das Manuskript, und ich will in Leipzig einen Verleger für dasselbe besorgen. So ist beiden Teilen geholfen. Die Firma entgeht einer öffentlichen Blamage und die Frau Gräfin erreicht ihren Zweck."

Friedrich bezwang nur mit Mühe seine Lust, einen großen Skandal herbeizuführen. Es zuckte ihm in den Fingern, Petersen die Zigarre ins Gesicht zu werfen. Er war so reizbar, daß Petersens Entgegenkommen und die Erkenntnis, daß Petersen recht habe, ihn nur noch mehr aufbrachten, anstatt ihn zu besänftigen. Er war gewissermaßen nur halb gegenwärtig, denn zur anderen Hälfte war er immer noch in der Vorhalle des Werbaschen Hauses und sah die Schwestern verschlungen nebeneinander. Er sagte sich, daß Angelika übel von ihm denken werde, wenn der Roman ihrer Schwester nun von der Firma zurückgewiesen wurde. Er sah im Geiste das verächtliche Lächeln Julias, wie sie sich diese Zurückweisung erklären würde. Solange er noch Hoffnung gehabt habe, würde sie sagen, sei er geschäftlich gefällig gewesen, nun aber zeige sich, daß er doch kein Edelmann sei. Nun komme das gemeine Blut zum Vorschein. Nun er einen Korb erhalten habe, wolle er seine Macht zeigen und sich rächen. Darüber war er jedoch ganz klar, daß die Firma keinesfalls den Roman nehmen würde. In Petersens Ruhe lag für den aufgeregten jungen Mann eine geradezu vernichtende Gewalt. Er sah sich zähneknirschend einem unüberwindlichen Hindernisse gegenüber und konzentrierte all seine Unruhe, all seinen Ärger, all sein Leid in einem einzigen Gefühle des Hasses gegen diesen Mann, den er sich zu einem Sündenbock machte, um sich nur nicht selbst tadeln zu müssen. Gleich=

wohl hielt ihn die gute Erziehung von einem Benehmen zurück, wie es seiner schlechten Laune angemessen gewesen sein würde.

„Das ist eine sonderbare Geschichte mit dem Verlegen,“ sagte er, unmutig auf seiner Zigarre kauend. „Was es da für Rücksichten gibt! Der eine will es immer noch klüger machen als der andere, und dabei weiß kein Mensch, wie ein Buch beschaffen sein muß, um Erfolg zu haben. Denn wenn einer das Rezept dazu besäße, würden es ihm die übrigen Buchhändler wohl schon abgelauscht haben. Aber sie fallen alle bei Gelegenheit hinein, selbst die Klügsten. Kein Buchhändler hat auch nur eine Ahnung davon, welche Bücher gehen werden und welche nicht. Traditionen! Lächerlich! Die Traditionen machen niemand fett. Wir wollen doch nicht einer einfachen, elenden, nackten, jämmerlichen Thatsache solch ein Mäntelchen umhängen. Die Thatsache ist ganz einfach, daß wir verdienen wollen. Es dreht sich bei uns gerade so ums Geld, wie bei der Hökerfrau. Was soll es also mit den Traditionen und mit der Wissenschaft und all dem Schwindel? Wenn wir gewiß wüßten, daß wir mit dem Roman eine Million verdienen könnten, so würden wir doch alle Traditionen und alle Wissenschaft und das ganze Blech über Bord schmeißen! Also ist das nichts wie Heuchelei, weil das Geschäft unsicher ist und uns die Kourage fehlt.“

Petersen sah die Reizbarkeit seines Gegenüber und schloß aus dessen roten und geschwollenen Augen auf eine beim Zechen hingebrachte Nacht. Er beschloß, möglichst beruhigend zu sprechen.

„In gewisser Weise ist das richtig,“ sagte er. „Wenn wir den Buchhandel lediglich als Geschäft betrachten, müssen wir freilich sagen, daß es gleichgültig ist, mit welcher Art von Büchern das Geschäft gemacht wird, so wie es ja für den Kaufmann überhaupt, insofern er Geld verdienen will, gleichgültig ist, ob er mit Seide, Baumwolle, Wein, Eisen, Gold oder Guano handelt. Indessen hat doch wohl jede geschäftliche Thätigkeit zugleich auch noch eine höhere Bedeutung, eine auf Herz und Gemüt bezügliche Seite, einen in Münze nicht darstellbaren Wert. Und wenn wir diese höhere Bedeutung ins Auge fassen, dürfen wir doch wohl dreist behaupten, daß der Buchhandel etwas ganz anderes ist und viel mehr inneren Wert hat, als jedes andere kaufmännische Geschäft. Wenn ich mich schon als Kaufmann, der etwa mit Kolonialwaren handelt, gewissermaßen in meine Artikel verlieben und die Kaffeesäcke, das Gewürz, den Reis aus fernen Ländern mir poetisch verklären kann, wie viel mehr kann ich da als Buchhändler meine Sachen lieb haben auch ohne schon an den Profit zu denken.“

„Wahrhaftig?“ fragte Friedrich mit nachlässiger Betonung, gleich als sei es ihm sehr uninteressant, was Petersen da herschwatze.

„Der Buchhändler nimmt eine sehr bedeutende Stellung im Kulturleben des ganzen Volkes ein,“ sprach Petersen eifriger. Denn wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam, ward es ihm, der mit ganzer Seele in seinem Berufe lebte, schwer, gelassen zu bleiben. „Ich weiß wohl, daß ich Ihnen damit nichts Neues sage, Herr Schottmüller, aber wenn Sie Ihr eigenes Haus mit dem Geschäfte der Hökerfrau in Parallele setzen, so reizt das einen Buchhändler zum Widerspruche. Ich muß daran denken, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Treue Ihr Großvater und Ihr Vater so lange Jahre hindurch darauf bedacht gewesen sind, nur wertvolle, gediegene, wissenschaftliche Sachen unter das Volk zu bringen, und welchen unermeßlich großen Beitrag sie damit zur Erziehung und Bildung des Volkes gegeben haben. Das läßt sich in Geldsummen nicht ausdrücken, das ist der geistige höhere Wert des Geschäfts, und ich nenne es eine geheiligte Tradition. Ihr seliger Großvater gehörte zu den seltenen Männern, die äußerlichen Vorteil verschmähen, wo es sich um eine edle Aufgabe handelt. Er gehörte zu den Buchhändlern, die ihren Beruf im höchsten Sinne auffassen. Und deshalb darf ich wohl von einer Tradition reden, mit der nicht gebrochen werden darf.“

„Sie reden wie ein Buch, Herr Petersen,“ sagte Friedrich.

„Ich habe die Absicht, meine Meinung zu vertreten,“ erwiderte jener, durch die höhnische Miene Friedrichs nun auch gereizt. „Und ich will Ihnen offen gestehen, daß es mir um Sie und um die Firma leid thut, daß Sie so geringschätzig von Ihrer Stellung und Aufgabe sprechen. Eine so große Anzahl von Angestellten warten auf Ihre Fürsorge, haben lange für die Firma gearbeitet und glauben in einer ehrenvollen Weise

beschäftigt zu sein. Ich kenne niemand im ganzen Hause, der nicht höher von seinem Berufe dächte, als Sie, der künftige Chef, es thun. Und diese Leute haben recht. Es ist etwas Schönes und Großes um den Beruf des Buchhändlers. Unter allen anderen Ständen zeichnet sich der des Buchhändlers aus, in seine Hand ist gleichsam die Verwaltung der geistigen Schätze der Nation gelegt, er muß ein vielseitig gebildeter Mann sein, um seinem Berufe gerecht zu werden, und in Wirklichkeit finden Sie in keinem anderen Stande auch nur annähernd so viele Männer von Kenntnissen und Bildung wie hier, ja viele zeichnen sich durch ganz besonders feinen Geist und umfassenden Blick auf allen Gebieten der Wissenschaft aus."

„Zu diesen letzteren gehören offenbar Sie selbst, Herr Petersen," sagte Friedrich.

Petersen preßte die Lippen zusammen, harte Worte schwebten ihm schon auf der Zunge, aber er dachte an die Schwester dieses Bruders, und indem Annas freundliches Gesicht gleichsam aus dem Hintergrunde durch Friedrichs böse Miene hindurchleuchtete, besänftigte sich sein Grimm. „Wollen Sie sich denn nun gar nicht versöhnen lassen?" fragte er ernsten und traurigen Tones. „Sehen Sie, ich bin doch im Interesse der Sache von Leipzig herübergekommen und ich arbeite doch für Sie mit. Sie haben sich noch nicht recht in den Geist des Geschäfts hineinzuleben vermocht, und das begreife ich recht wohl. Der Umschwung vom Offizier zum Geschäftsmanne ist ja sehr groß. Aber wenn Sie guten Willen, Ihnen nützlich zu sein, bei mir finden, so, dächte ich, könnten Sie mir auch wohl guten Willen entgegenbringen. Sie sehen hier in Neustadt den Buchhandel nicht gerade von seiner großartigsten Seite und dazu ist der Geschäftsgang der Firma augenblicklich auch ein ruhiger, es ist eben so vieles noch im Werden. Das schreckt Sie ab. Sie sind in keinem günstigen Augenblicke eingetreten. Wie wäre es, wenn Sie nach Leipzig kämen? Ich werde Ihnen sehr gern die Leitung der Kommandite abtreten und unter Ihnen arbeiten. Ich glaube, es würde Ihnen in Leipzig gefallen. Sie sähen dort den Buchhandel in seinem Glanze und außerdem würde Ihnen ja auch die große Stadt schon so viel Angenehmes bieten."

Petersen hatte in einem herzlichen Tone gesprochen, und wenn Friedrich bei ruhiger Besinnung gewesen wäre, so würde er auch in Petersens Augen dessen Wahrhaftigkeit und redliches Wohlwollen gelesen haben. Aber Friedrich war eben in einer jener unglücklichen Stunden, wo sich dem Menschen auch der Honig in Galle verkehrt. Er dachte, dieser scheinbar so freundliche und dienstfertige Mann sei ein abgefeimter Intrigant, der sich ein Vergnügen daraus mache, ihn unter liebenswürdiger Maske zu tyrannisieren. Als sicheres Anzeichen dafür galt ihm, daß Petersen noch immer nicht beleidigt war. Wenn mir das geboten worden wäre, was ich diesem Menschen schon geboten habe, sagte er sich, so würde ich wahrhaftig schon die rauhe Seite nach außen gekehrt haben.

„Sie sind wirklich sehr gütig," antwortete er höhnisch. „Also Sie wollen mir die Leitung der Kommandite abtreten! Ja, aber sind Sie denn eigentlich schon Besitzer und Chef der Firma Friedrich Schottmüller, oder wollen Sie das erst werden? Sie wollen mir also auch die Annehmlichkeiten einer großen Stadt zuwenden! Wirklich, sehr gütig. Aber denken Sie nicht, daß ich Ihrer Erlaubnis dazu eigentlich nicht bedarf? Bleiben Sie doch, bitte, innerhalb Ihres Kreises, Herr Petersen. Er gibt Ihnen genug zu thun, und ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich noch gar nicht die großen Erfolge habe entdecken können, die Sie darin erringen wollten. Ich empfehle mich Ihnen."

Er warf seinen Regenmantel wieder um, stülpte den Hut auf und schritt davon, während Petersen bleich und stumm zurückblieb. Er begab sich geradeswegs in das Geschäft und trat in das Kontor seines Vaters.

„Mit dem Menschen, dem Petersen, muß es einmal ein Ende nehmen, so oder so," sagte er. „Wenn wir das noch so weiter gehen lassen, nimmt er uns die Direktion ganz einfach aus der Hand und macht uns zu seinen Kommis."

Überrascht und unwillig blickte der alte Herr ihn an. „Was fällt dir ein?" fragte er. „In welcher Wut bist du? Was ist dir denn passiert?"

„Weiter nichts, als daß Herr Petersen geruht haben, mir zu erklären, der Roman der Gräfin sollte nicht gedruckt werden und ich selbst sollte nach Leipzig gehen, um mich dort ernstlicher meinem Berufe zu widmen."

Der Geh. Kommerzienrat sah seinen Sohn prüfend an. Der alte Herr hatte sich

seit dem Jubiläum verändert. Es war, als ob die frühere Tüchtigkeit, durch welche er vor Jahren das Geschäft groß gemacht, in etwas wieder zurückgekehrt sei. Die Sorgen um das Geschäft hatten ihn aus seiner Behaglichkeit aufgestachelt, und der tägliche Ärger über das Benehmen seiner Frau vergällten ihm den Genuß guter Mahlzeiten. Er hatte an Fleisch verloren, es war, als hätte er seit dem Jubiläum in Karlsbad Kur gebraucht. Dafür hatte er an Energie und Arbeitslust gewonnen.

„Mein lieber Sohn," sagte er trocken, „Petersen ist unser bester Arbeiter und eine ganz unschätzbare Kraft. Ich rate dir im Interesse der Firma und in deinem eigenen Interesse, auf gutem Fuße mit ihm zu bleiben."

„Du gibst ihm also recht?" fragte Friedrich mit flammenden Augen.

„Gewiß gebe ich ihm recht, wenigstens in den beiden Punkten, die du erwähnt hast. Der Roman wird nicht gedruckt, das ist das eine, und daß du besser thätest, in Leipzig zu arbeiten, als hier Landpartieen zu machen, das ist das andere, worin Petersen recht hat."

„So ist das dein letztes Wort?"

„In dieser Angelegenheit ganz gewiß."

„So mag der Teufel Buchhändler sein, ich nicht!" rief Friedrich ganz außer sich. „Ich gebe die Geschichte auf, ich will nicht länger Kommis sein und mich von anderen Kommis schuhriegeln lassen. Lieber will ich ja nach Amerika gehen oder mich in Holland für den Krieg in Ostindien anwerben lassen!"

„Aber Friedrich! Aber Friedrich! Bist du denn ganz von Sinnen?" rief der Vater bestürzt.

Doch schon war Friedrich, noch eiliger als er hereingekommen war, wieder aus dem Kontor hinausgestürmt. Mit großen Schritten, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ging er durch die Straßen und achtete nicht auf die Grüße der ihm Begegnenden. Es hämmerte in seinen Adern und stürmte in seinem Hirn, er wußte kaum noch, was er that. Nur etwas Zerstörendes, etwas Schadenbringendes, etwas Unheilvolles mußte er unternehmen, damit seine Wut abgeleitet wurde. Er wollte seinen Koffer packen und davongehen. Wohin, das wußte er noch nicht. So kam er nach dem Gartenhause und schritt durch den Flur nach seinem Zimmer, als ihm seine Schwester Anna begegnete.

Sie blieb betroffen stehen, als er so mit kurzem Gruße an ihr vorüber lief, und dann eilte sie ihm nach und trat unmittelbar hinter ihm in sein Zimmer.

„Friedrich!" sagte sie zärtlich, „Was ist mit dir?"

Er warf Hut und Mantel ab und sah sie mit verstörten Augen an, ohne zu antworten.

„Bist du krank?" fragte sie ängstlich. „Du hast so rote Augen und eine unnatürliche Farbe. Was hast du nur, lieber Bruder?"

Er lachte und setzte sich in einen Lehnstuhl.

„Mir fehlt nichts, Schwesterchen," sagte er. „Nur will ich verreisen. Mir paßt es nicht mehr, daß alle Leute auf mir herumtreten. Ich bin doch kein Teppich."

„Aber Friedrich, wie du nur redest!"

„Ganz richtig. Alles tritt auf mir herum. Ich bin gerade gut genug für anderer Leute Fußtritte."

Anna ging auf ihn zu und beugte sich, trotz seines schwachen Widerstrebens über ihn. Sie schlang ihm ihren Arm um den Hals und drückte seinen Kopf an sich. Sie that das so sanft und so liebevoll, daß er es sich wohl mußte gefallen lassen, und dann hielt sie ihn schweigend umfangen, bis er warme Tropfen auf seinen Scheitel fallen spürte und sich erschrocken aufrichtete.

„Du weinst, Anna?"

„Ach, es hat nichts zu bedeuten," sagte sie. „Gräme dich nicht um mich, lieber Bruder. Du thust mir so herzlich leid. Ich möchte dir so gern helfen, und weil ich es nicht kann, deshalb weine ich."

In Friedrichs erstarrter Brust schmolz etwas. Es war, als tauten der Schwester Thränen das Eis seines Herzens auf.

„Ach, Anna! liebe Schwester!" rief er mit gerungenen Händen. „Du bist so gut, und ich bin so unglücklich! O, ich fühle mich zu sehr niedergebeugt! Ich bin ein so jämmerlicher Mensch, nichts kann ich vollbringen, in nichts halte ich stand, alles, was ich angreife, ist verkehrt! Erst haben sie mir meine Stellung genommen, worin ich doch glücklich war, und ich habe meine Uniform, meine Waffen und Pferde, meinen Rang in der Gesellschaft aufgeben müssen. Nun habe ich auf dem Kontor auch nur Verdruß. Ich bin immer der Nachgiebige, der schwache Mensch. Andere setzen ihren Willen durch, ich habe nur Schaden und Ärger von allem,

Ärger am meisten über mich selbst! Ach, liebste Anna, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man sich sagen muß, daß man zu nichts taugt, niemals im Leben etwas erreichen wird, und daß keine Hoffnung, keine Freude mehr auf Erden für uns blüht."

Er verbarg sein Gesicht in den Händen, und Anna sah, daß seine Brust sich krampfhaft hob und senkte, und daß er sein Antlitz versteckte, um nicht sehen zu lassen, daß er weinte.

Sie schwieg eine Weile und saß ihm ruhig gegenüber, betrachtete ihn mitleidigen Blickes und wartete, bis der erste Ausbruch seines verzweiflungsvollen Schmerzes vorübergegangen war. Mit ihren verständigen Augen las sie in seiner Seele und erkannte recht wohl, daß es kein geschäftlicher Ärger sein konnte, der ihn so peinigte. Verdruß auf dem Kontor hatte nicht die Macht, ihren Bruder so sehr seiner Fassung zu berauben. Sie dachte an seine gestrige Landpartie und an die Gräfinnen Werba. Nur ein Schmerz, der von dort kam, konnte Friedrich so tief berühren.

„O lieber Bruder," sagte sie mit ihrer milden Stimme, „verliere doch nicht in deiner Jugend die Hoffnung! Du bist doch noch im blühenden Alter, du steigst doch den Berg des Lebens erst hinan und bist noch weit entfernt von dem Gipfel, wo der Schnee liegt. Steige noch mutig weiter und du wirst bald eine Aussicht gewinnen, wo zu deinen Füßen eine liebliche Landschaft sich ausbreitet, die du nur jetzt nicht siehst. Wer wollte so früh schon am Leben verzweifeln?"

„Nein, nein," sagte er, indem er eine Hand abwehrend ausstreckte, „ich werde nichts Erfreuliches mehr sehen. Die Welt liegt ganz schwarz vor mir. Wie wollte ich im späteren Alter das Glück erreichen können, wenn ich es schon in meinen jungen Jahren nicht habe fesseln können. Man sagt, der schnellste Reiter sei der Tod, aber das ist nicht richtig. Viel schneller ist das Glück, und wer es in der Jugend nicht hat einholen können, der wird es im langsamen Alter gewiß nicht erreichen."

„O nein, Friedrich, du hast unrecht," sagte sie. „Es eröffnen sich in unserm Leben oft Ausblicke, an welche wir gar nicht gedacht haben. Der Mensch kommt mir in seinem Lebenslaufe wie ein Pilger vor, der die Wendeltreppe eines Turmes hinansteigt. Erinnerst du dich noch, wie es uns erging, als wir damals mit den Eltern die Rheinreise machten und in so manchen Domen emporkletterten? Die Treppe windet sich wie eine Schlange, bei der jede Schuppe eine Stufe bildet. Bald nach den ersten Drehungen hört das Licht von der Thür her auf und man ist im Dunkeln. Der Schatten der Häuser, über die wir noch nicht hinausgestiegen sind, läßt das Sonnenlicht nicht durch die Luftlöcher hereinfallen, und wir haben mehr das Gefühl, in einen Kerker zu steigen als in den prächtigen Turm, der von unten mit seinem feinen steinernen Spitzenschmuck so leicht und luftig aussah. Eine feuchte kalte Luft schlägt uns entgegen, und wir müssen uns überwinden, weiter zu klettern. Noch einigemal dreht sich die Treppe, und wir sehen durch schmale Kreuzfensterchen goldenen Sonnenschein hereinlugen, sehen auch die Schornsteine und Giebel der Häuser, noch ein bißchen höher, und wir sehen die Stadt zu unsern Füßen, ein Gewirr von Dächern und Spitzen und Ecken und lange Einschnitte, welche Straßen sind, und das alles so luftig von der Sonne erleuchtet. Nun noch höher und wir treten auf die Plattform hinaus und sind wie geblendet von der Schönheit um uns her. Die ganze Stadt übersehen wir, und in den Straßen dort unten lebt es von Menschlein, und jenseits der Stadt fließt der glänzende Rhein, und die grünen Gefilde, die blauen Berge dort hinten lachen uns an. Und oben wölbt sich der strahlende Himmel, und die Turmvögel wiegen sich um uns her zwischen Hunderten von Spitzen und Zacken und Blumen aus Stein. Wenn nun deine Füße müde geworden wären, wenn du mutlos geworden wärst in der Finsternis dort unten, wenn du umgekehrt wärest, — welch eine schöne Belohnung deiner Mühe würdest du verloren haben!"

Friedrich schüttelte den Kopf. „Das paßt nicht auf mich," sagte er. „Ich bin noch an kein helles Kreuzfensterchen gekommen."

„Und wenn der Turm wirklich nur einen einzigen Ausblick hätte, vielleicht in der Mitte, vielleicht auch erst ganz oben, und wenn du lange Zeit im Dunkeln bleiben müßtest, wäre es da nicht männlich und klug, mit eiserner Beharrlichkeit am Werke zu bleiben und dich lieber mit den Nägeln anzukrallen und emporzusteigen, als aus Kleinmut liegen zu bleiben oder umzukehren?"

„O, liebe Anna, möge der Himmel geben, daß ich bald an das helle Fenster komme! Ich klettere nun schon so lange und winde mich immer im Finstern. Und ich fürchte, daß das Fenster am Ende vergessen, oder aber zugemauert ist, und daß ich oben im Turme an eine feste Wölbung stoße und das Sonnenlicht auch nach unzähligen mühsamen Stufen niemals zu sehen bekomme.“

„Sage das nicht, Friedrich, und denke es nicht einmal! Welcher Baumeister würde eine Treppe bauen, die nirgends hin führte? Wie wolltest du aber den großen Baumeister der Welt für einfältiger und unbedachter halten als einen gewöhnlichen Architekten? Gott irrt sich nicht und er vergißt nichts. Wir dürfen nicht glauben, daß er uns, um uns zu narren, in einen Turm ohne Ausgang und Fenster eingesperrt hätte. Sollte er seine göttliche Weisheit dazu gebrauchen, um unserer Schwäche und Kurzsichtigkeit zu spotten? Mut, lieber Bruder! Und wenn du erschöpft bist, so ruhe ein wenig und schöpfe von neuem Atem, dann aber steige weiter, vielleicht nur noch wenige Stufen und du gelangst dahin, wo du glücklich wirst.“

„Niemals, niemals, Anna, werde ich dahin kommen, und wenn ich wirklich auf die Spitze gelange, so wird es nur so sein, um mich von oben hinunter zu stürzen.“

„Du bist krank, Friedrich, wirklich, du bist krank,“ sagte Anna mit thränenden Augen. — „Wie heiß deine Stirn ist und wie unruhig dein Puls schlägt!“

„In der That,“ entgegnete er, „mir ist nicht wohl.“

Er legte sich auf das Sofa, und während die Schwester ihn mit einer Decke umhüllte, fing ein Frost an seine Glieder zu schütteln. Anna ging, ihm Limonade zu bereiten und teilte der Mutter mit, daß Friedrich krank zu werden drohe. Voll Schrecken sandte diese zum Arzt, und im Laufe des Tages steigerte sich Friedrichs fieberhafter Zustand bis zu zeitweiliger Besinnungslosigkeit. Der Arzt meinte, daß eine Lungenentzündung oder vielleicht auch der Typhus im Anzuge sei. Aus der Aussage des Stallknechts ergab sich, daß Friedrich während des Gewitters draußen gewesen sei, und es war leicht, daraus den Schluß zu ziehen, daß er sich heftig erkältet habe.

Am Abend war Petersen im Gartenhause. Es wurde von Friedrichs auffallendem Benehmen während des Morgens gesprochen, und gern schob Petersen alle Schuld auf den krankhaften Zustand des jungen Mannes. Es wurde verabredet, daß Petersen am anderen Tage nach Leipzig zurückkehren und hinsichtlich der „Reise nach dem Orient“ nach Gutdünken verfahren solle. Die Eltern waren in großer Sorge um den Sohn.

„Bleiben Sie uns nur treu!“ sagte Anna mit herzlichem Händedruck zu Petersen, als dieser sich nach kurzem Aufenthalt verabschiedete. Und dann ging sie auf ihr Zimmer und nahm Papier und Feder zur Hand. Ein lange erwogener Entschluß war in ihr zur Reise gediehen. Eine innere Stimme trieb sie. Sie schrieb den Abschiedsbrief an den Leutnant von Busstedt. Dann zog sie den goldenen Ring vom Finger, schloß ihn in den Brief ein, siegelte und stand mit einem freudigen Gefühl der Erleichterung von ihrem Schreibtisch auf.

15. Kapitel.

Als Petersen wieder in Leipzig angelangt war und die Führung seiner Geschäfte wieder übernommen hatte, dachte er darauf, seine vor kurzem gefaßte Absicht auszuführen, nämlich seine Wohnung zu kündigen. Er studierte das Tageblatt und ging eines Nachmittags aus, um einige Wohnungen anzusehen, die für ihn passen würden. Zugleich nahm er dabei einige Häuser in Augenschein, die vielleicht für den künftigen Reichsgerichtsrat geeignet sein könnten. Da begegnete ihm auf dem Rückwege eine kleine Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm zu denken gab. Es waren vier Personen: Herr Fitte und Lise Opitz, Herr Karl Niedermeyer und Frau Opitz. Herr Fitte blieb stehen und redete Petersen an. Sie wollten zu Bonorand im Rosenthal gehen, sagte er, ob Herr Petersen nicht mitkommen wolle.

Eine Strecke Weges wolle er mitgehen, sagte Petersen und schloß sich der Gesellschaft an.

Es war ihm ein Gedanke gekommen. Vielleicht würde Karl Niedermeyer geneigt sein, den Roman der Gräfin Werba zu verlegen. Der Geh. Kommerzienrat war unschlüssig gewesen, was mit dem Manuskript anzufangen sei. Er mochte es der Gräfin nicht ohne weiteres zurücksenden, da doch Friedrich Versprechungen gemacht hatte, und Petersens Vorschlag, den Roman in einem

anderen Verlage unterzubringen, war ihm zweckmäßig erschienen. Mit Friedrich war wegen dessen Krankheit nicht zu reden, vielleicht ließ sich die Sache ohne dessen Wissen, wenn die Gräfin nur ihre Zustimmung gab, zur allgemeinen Zufriedenheit erledigen.

Petersen erzählte seinem Kollegen von der Angelegenheit. „Ich weiß ja," sagte er, „daß im allgemeinen ein Buchhändler kein Vertrauen zu einem Buche haben kann, das ein anderer Buchhändler ihm empfiehlt. Das liegt in der Natur der Konkurrenz. Aber hier ist es eine Ausnahme. Es ist sehr möglich, daß der Roman Erfolg hat, nur paßt er nicht für Friedrich Schottmüller. Übrigens sind Sie ja selber Mannes genug, um sich ein Urteil zu bilden, und wenn Sie das Manuskript sehen wollen, so schreibe ich der Gräfin und bitte sie um Erlaubnis, es Ihnen zu zeigen. Es wird der Gräfin sehr gleichgültig sein, wo das Buch erscheint, ja es kann ihr nur lieb sein, wenn ein rühriger strebsamer Verleger es vertreibt, der einen so vielversprechenden Anfang genommen hat, wie Sie, Niedermeyer."

„Aha, ein zuckersüßes Kompliment!" sagte Niedermeyer. „Muß uns das nicht bedenklich machen, Fitte? Was meinen Sie?"

„Wir wollen lesen," antwortete Fitte. „Ein Buch von einer Gräfin hat immer schon einigen Rückhalt. Die Leute denken, eine Gräfin müßte doch vornehmer schreiben als eine gewöhnliche Schriftstellerin."

Indem sie sich über diesen Gegenstand unterhielten, gingen sie zusammen weiter, und Petersen machte die Beobachtung, daß er vielleicht nicht nötig haben werde, seine Wohnung zu wechseln. Frau Opitz war sehr kühl gegen ihn, und andererseits war Karl Niedermeyer sehr aufmerksam, sehr freundlich gegen die Witwe. Er hielt seine flachen schwarzen Augen beständig auf sie geheftet und schien sie bei allem, was er sagte, gleichsam um ihren Beifall anzugehen. Lise ging ruhig und ernsthaft wie immer nebenher, ihr inneres Auge wahrscheinlich auf die Übung des vierten Fingers gerichtet. Am Eingange zu Bonorands Garten kehrte Petersen um, und Fitte machte ihm beim Abschiede ein bezeichnendes Gesicht, indem er das eine Auge zudrückte und mit dem anderen nach dem Paare Niedermeyer-Opitz hin winkte.

„Es ist etwas im Werke," sagte Fitte anderen Tages mit schlauer Miene zu Petersen, den er auf seinem Zimmer besuchte. „Die Witwe will heiraten. Es wird ihr zu einsam in der Welt! Eine sehr gute Partie! Warum haben Sie sich die entgehen lassen?"

„Ich möchte dieselbe Frage an Sie richten, Herr Fitte. Warum haben Sie nicht die Witwe heimgeführt, wenn Sie sie für eine sehr gute Partie halten?"

„Ich?" fragte Fitte laut lachend. „Nein, ich denke noch nicht ans Heiraten."

„Noch nicht? Sie sind doch aus der ersten Blüte heraus, gerade in den besten Jahren."

Herr Fitte warf verstohlen einen Blick in den Spiegel und liebkoste seine Haselocke. „Ich heirate erst, wenn ich Hofrat bin," sagte er dann. „In fünf Jahren bin ich doppelt so viel wert als jetzt."

„Wahrhaftig?" fragte Petersen lachend. „Und Sie riskieren es, so offen von der Zukunft zu sprechen und fürchten nicht den Neid der Götter?"

„Die Zeiten haben sich geändert. Früher war das Geheimthun in der Politik Mode, jetzt ist es die Offenheit. Mir gefällt das, es entspricht meiner Natur. Ich bin ein offener Mensch. Diese Partie zwischen Niedermeyer und Opitz ist mein Werk. Die Leutchen sind wie für einander geschaffen, aber sie hätten sich ohne mein Zuthun nie gefunden. Und ich will Ihnen auch sagen, was ich dabei für einen Zweck habe. Wenn das Kapital Opitz sich mit dem Kapital Niedermeyer verbindet, so ist diese Firma stark genug, um eine illustrierte Wochenschrift herauszugeben. Diese Wochenschrift werde ich redigieren, und dieselbe wird das Postament meiner zukünftigen Größe werden."

Herr Fitte lehnte sich rückwärts auf seinem Stuhle und sah in den Spiegel, um den Ausdruck der Überlegenheit und der Klugheit zu bewundern, den er jetzt seinem Gesichte gab. „Diese Gräfin, welche den Roman geschrieben hat," fragte er, „ist sie alt oder jung, schön oder häßlich?"

„Ich habe nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen," erwiderte Petersen, durch das überaus eitle Wesen Fittes belustigt. „Doch hat man mir gesagt, sie sei eine imponierende Persönlichkeit. Sie muß wohl etwas sehr Geniales, auch etwas Unbändiges haben. Denn abgesehen von dem Roman, den sie geschrieben hat und der mir sehr excentrisch erschien, hat die Gräfin auch einen Roman

erlebt. Sie ist von ihrem Manne geschieden und hat auf eigene Hand den Orient durchstreift."

„Manche Leute," sagte Fitte nach einer Pause des Nachdenkens, „erwerben sich den Adel dadurch, daß sie ihrem Namen den Ort ihrer Geburt anhängen, und das ist für den Schriftsteller der natürlichste Weg. Ein Mann heißt — sagen wir Müller und führt den Taufnamen Adolf. Herr Adolf Müller ist in Tröchtelborn geboren. Adolf Müller ist kein guter Name für einen Schriftsteller. Er klingt nicht, es gibt auch gar zu viele Adolf Müller. Er nennt sich also zur Unterscheidung Adolf Müller von Tröchtelborn und läßt sich Visitenkarten mit dieser Bezeichnung stechen. Nach einiger Zeit, wenn die Welt sich an den Namen gewöhnt hat, ändert er die Visitenkarten ein wenig und läßt stehen: Adolf M. von Tröchtelborn. Nachdem die Welt auch dieser Karte eine Zeit lang keinen Widerstand entgegengesetzt hat, so daß er erwarten kann, daß der Name sich eingebürgert hat, läßt er das M. fallen und ist der Herr Adolf von Tröchtelborn."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Fitte?" fragte Petersen. „In welcher Beziehung steht dies zu der Gräfin von Werba."

„Ich meine," sagte Fitte, „daß es den von mir bezeichneten Weg der Selbstadelung gibt, daß er mir aber der Verbesserung fähig erscheint. Wie ich Ihnen schon sagte, beabsichtige ich den Adel zu erwerben, sobald ich Professor und Geheimer Hofrat sein werde. Wenn ich die Gräfin heiratete, so könnte ich mich Adalbert Fitte von Werba nennen. So machen es viele Leute. Eine Menge von Bürgerlichen, welche adlige Frauen oder Mütter haben, heben sich durch Hinzufügung des weiblichen Namens. Indessen denke ich noch an einen dritten Weg. Wie heißt die Besitzung des Grafen von Werba? Wissen Sie das vielleicht? Sie sagten doch, daß die Familie auf einem Gute in der Nähe von Neustadt lebe."

„Sie scheinen mir wirklich erfindungsreich zu sein, Herr Fitte," sagte Petersen. „Das Gut heißt Wenzerode."

„Wenzerode — Wenzerode," sagte Fitte. „Adalbert von Werba-Wenzerode. Adalbert von Wenzerode. Adalbert von Fitte-Werba. Adalbert Fitte von Wenzerode. Ich brauchte schließlich die Gräfin gar nicht zu heiraten. Wenn sie schreibt, so hat sie vermutlich kein Geld. Vermutlich ist Wenzerode stark verschuldet. Man könnte vermutlich Wenzerode billig erwerben. Adalbert Fitte von Wenzerode, das klingt schließlich am besten. Sie lachen, Herr Petersen, aber man macht doch so seine Luftschlösser und Pläne. Sie als verständiger Geschäftsmann thun das natürlich nicht, und wenn Sie es thun, so sprechen sie wenigstens nicht offen darüber. Aber wo die Phantasie lebendig ist, Herr Petersen, und wo der Charakter ein offener ist, da ist es nun einmal anders. Und wer weiß — wir sprechen uns noch einmal wieder, und dann werden Sie sagen: Adalbert von Fitte-Wenzerode war doch nicht so hirnverbrannt, wie er mir vorkam."

„Aber das eine begreife ich immer noch nicht, Herr Fitte, nämlich daß Sie überhaupt auf das Adelsprädikat so viel Wert legen. Scheint Ihnen denn das auch notwendig für Ihre Laufbahn zu sein? Ich begreife den Professor und den Geheimen Hofrat, aber der Adel?"

„Er bildet die Spitze," sagte Fitte.

„Die Spitze von was?"

„Die Spitze der Pyramide, der Pyramide sozialer Ordnung."

„Und das sagt ein Schriftsteller!" rief Petersen. „Haben Sie mir nicht selbst noch vor kurzem vorgetragen, daß ganz allein das demokratische Element der rechte Fruchtboden für litterarische Erfolge sei?"

„Ist es auch, Herr Petersen. Aber hier heißt es unterscheiden. Laßt uns Demokraten sein, so lange wir streben, aber Aristokraten, wenn wir es zu etwas gebracht haben. Denn wie wollten wir uns dann noch von der gemeinen Masse hervorthun?"

„Aber ob der Adelstitel just das entscheidende Merkmal ist? Hört man nicht gerade von der litterarischen Welt den Ruf, daß der Adel des Geistes der einzig wahre Adel sei, und wird nicht heutzutage mit Recht der Adel als Stand ein überwundener Standpunkt genannt, ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, welches bald völlig vertrocknet abfallen wird?"

„Ja, sehen Sie, Herr Petersen, Sie drücken das so schön und richtig aus, daß ich wirklich bedauere, Sie nicht als Kollegen begrüßen zu dürfen. In der That wird so über den Adel gesprochen und geschrieben, und kein Schriftsteller, der die Sache anders ansehen wollte, dürfte wohl auf größeren

Erfolg für seine Schriften rechnen. Aber es geht in der Welt eigentümlich zu, und für jemanden, der die Augen offen hat, gibt es täglich Gelegenheit, sich zu wundern? Ist Ihnen wohl einmal aufgefallen, daß alle Menschen am meisten von dem sprechen, was sie nicht besitzen?"

„Es ist mir wohl schon bemerklich geworden, das die Menschen am meisten vom Gelde sprechen," sagte Petersen, „und allerdings kann man wohl sagen, daß nur wenige Menschen genug Geld besitzen."

„Freilich, da haben Sie ein Beispiel. Aber auch in anderen Stücken geht es so. Wenn jemand viel von der Tugend spricht, so können Sie sich darauf verlassen, daß er nicht sehr tugendhaft ist."

„Und wenn jemand von seiner Offenheit und Aufrichtigkeit spricht, Herr Fitte, so darf man also annehmen, daß er ein versteckter Mensch ist."

„Na, wohl nicht so ganz. Es gibt auch Ausnahmen, wie bei jeder Regel," sagte Herr Fitte lachend. „Daß ich aufrichtig bin, darauf können Sie bauen, obwohl ich es selbst sage. Aber um auf den Adel zurückzukommen: Daß alle Welt heutzutage behauptet, der Adel habe keine Bedeutung mehr, ist ein sicherer Beweis für das Gegenteil. Der Adel ist der einzige Stand, der wirklich Bedeutung hat. Adalbert von Fitte-Werba ist etwas, stellt von Geburt an etwas vor und kann als solcher bis zu seinem Lebensende in jeden Salon treten und seinen Platz ausfüllen. Adalbert Fitte ist von Natur gar nichts. Er muß erst etwas werden um eine Persönlichkeit darzustellen, er ist ohne Titel in der Gesellschaft das, was in der Natur ein Mensch ohne Kleidung ist. Das ist der Unterschied zwischen Adel und Bürgertum, und deshalb will ich den Adel erwerben, sobald ich die Titel erlangt haben werde — vielleicht auch vorher schon. Ich thue es nicht allein meinetwegen, sondern hauptsächlich meiner Kinder wegen."

Nach Verabredung mit Fitte und Karl Niedermeyer schrieb Petersen an die Gräfin Julia Werba und bat sie um Erlaubnis, das Manuskript ihres Romans einem ihm befreundeten Verleger zur Einsicht geben zu dürfen. Umgehend erfolgte die Antwort, daß er das Manuskript zeigen könne, wem er wolle, vorausgesetzt, daß es nur nicht verloren gehe, da die Verfasserin sonst die Firma Friedrich Schottmüller wegen Schadenersatz belangen werde. Hierauf übergab Petersen den Roman Herrn Fitte, und dieser machte sich an die Lektüre desselben.

Inzwischen ward das Fest des Vereins, bei welchem Herr Lizak eine so hervorragende Rolle einzunehmen gedachte, gefeiert, ohne daß die Lizakschen Projekte zur Ausführung kamen. Der Vorstand hatte unter dem Eindrucke des schönen Sommerwetters beschlossen, dem Feste einen ländlichen, idyllischen Charakter zu geben, und Festspiel wie Kostümball waren auf den nächsten Winter verschoben worden. Herrn Lizaks große Pläne hatten nun zwar einen Aufschub erlitten, waren jedoch umsoweniger aufgegeben worden, als der Gedanke an das Festspiel unter den Kollegen immer festeren Boden gewann. Das Verdienst daran gebührte nächst Herrn Lizak der einnehmenden, gewinnenden Persönlichkeit des Fräulein Amalie de Baez. Die Schauspielerin hatte eine Einladung zu dem ländlichen Feste erhalten und war eine so reizende idyllische Erscheinung auf demselben, daß die Herzen der Buchhandlungsgehilfen des Hauses Scheffer, welche das nächste Anrecht auf sie hatten, von ihr bezwungen worden waren. Mit gewichtiger Gebärde, als intimer Freund der Dame stellte Herr Lizak seine Kollegen ihr vor. Zwar hielt Herr Scharf sich etwas zurück und äußerte sich gegen den Kollegen Pannewitz dahin, daß die Verbindung mit Theaterprinzessinnen schon manchem soliden Geschäftsmann zum Verderben gereicht habe.

„Es hat schon mancher Protz hier in Leipzig, der sich einbildete, sein Geldbeutel sei unergründlich, böse Erfahrungen gemacht," sagte er. „Da denken sie, sie könnten es bezahlen, nehmen eine Sängerin oder Tänzerin anstatt einer soliden Bürgerstochter und sehen zu spät ein, was sie gethan haben. Da werden Equipagen und Diamanten gekauft, um die Prinzessin zufrieden zu stellen, und schließlich ist sie, wenn sie einmal von der Bühne weg ist, auch nichts anderes und besseres als jedes ehrbare Frauenzimmer. Nur daß sie sich in einer soliden Häuslichkeit langweilt. So ruiniert sie denn den Mann."

„Pah, Sie sind ein Philister," erwiderte Herr Pannewitz. „Sie bedenken nicht die Poesie und den höheren Schwung. Nein, wenn ich erst einmal mein eigenes Geschäft haben werde, so will ich auch ein schneidiges

Frauenzimmer heiraten. Für das Geld will ich schon sorgen. Ich verlange abends, wenn ich aus dem Geschäft komme, einen Salon, wo Gelehrte und Künstler verkehren, wo Quartette aufgeführt werden und meine Frau den Mittelpunkt eines geistreichen Zirkels bildet."

Den tiefsten Eindruck machte Fräulein de Baez jedoch auf jemand', der gar nicht über sie sprach. Herr Bäumcher errötete und erbleichte abwechselnd als er ihr vorgestellt wurde, und dann hielt er sich beharrlich zu ihrer Rechten, während Herr Fitte ihr den Arm gegeben hatte und sie im Garten des Festlokals umherführte. Es war eine große Gesellschaft, und manche Gattinnen, viele Töchter von Prinzipalen beehrten den Verein der Buchhandlungsgehilfen mit ihrer Gegenwart, während die Prinzipale selbst freilich an den Vereinsfesten nicht teilnahmen. Auch Frau Scheffer mit zwei Töchtern war anwesend, und es hätte sich wohl gebührt, daß alle Angehörigen des Hauses diesen Damen gehuldigt hätten. Aber Petersen, der aus Anhänglichkeit an das Scheffersche Haus und weil ihm die Damen wirklich lieb waren, den größten Teil des Abends an ihrer Seite verbrachte, sah mit einiger Verwunderung, daß der sonst so höfliche Herr Bäumcher heute von einem fremden Geiste beherrscht wurde und nur einmal auf ganz kurze Zeit seine Aufwartung machte. Herr Bäumcher verharrte in der Anziehungssphäre des Sternes de Baez.

Es hatte sich eine kleine separierte Tafel in einer Ecke des Saales gebildet, an welcher Herr Fitte präsidierte. Herr Lizak, Herr Pannewitz, Herr Bäumcher und, als Mittelpunkt des kleinen Kreises, Fräulein Amalie de Baez saßen hier zusammen und waren sehr lebhaft. Herr Bäumcher hatte die üblichen Getränke: Bier, Rotwein und Rheinwein, in den Hintergrund gedrängt, indem er durch heimliche Winke an den Oberkellner einige Flaschen Heidsieck, Grand Vin, herbeigezaubert hatte. Seine Miene war demütig, und er bat mit den Augen seine Kollegen um Entschuldigung wegen der Freiheit, welche er sich nahm. Er schien um alles in der Welt vermeiden zu wollen, daß Bemerkungen über seine großartige Auffassung der Verhältnisse fielen, und er ward von seiner Unruhe erst dann befreit, als alle Tischgenossen mit gefüllten Gläsern auf das Wohl des Fräulein de Baez anstießen, ohne seiner Wenigkeit zu gedenken. Er saß dem Fräulein zur Rechten und blickte sie, nachdem er mit ihr angestoßen und getrunken hatte, voll Begeisterung an.

„O, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit strahlendem Blick, „welch ein beneidenswertes Los haben Sie doch! Wer sein Leben der Darstellung der edelsten Werke des menschlichen Genius geweiht hat und die göttliche Gabe besitzt, den Gedanken des Dichters ergreifenden Ausdruck zu verleihen, der muß wohl selig sein."

Die Schauspielerin blickte ihn mit einiger Verwunderung an, und nachdem sie den Inhalt seiner Worte begriffen hatte, ließ sie ein kleines helles Lustspiel-Lachen von ihren Lippen ertönen. „Gewiß, gewiß," sagte sie, „wenn die Rollen dankbar sind, so geht's schon. Aber es werden doch auch sehr viele Ansprüche gemacht, namentlich hinsichtlich der Garderobe, und die Gage ist alleweil lumpig."

„Aber ich weiß doch, wenigstens von Ihnen weiß ich es gewiß, mein gnädiges Fräulein," sprach Herr Bäumcher, „daß die Idealität des gottbegnadeten Künstlers gleichsam mit Adlersschwingen über all diese Erbärmlichkeiten der Materie hinwegträgt und gleichsam die Schlacken, welche ja aller irdischen Existenz ankleben, durchglüht und läutert."

Die Schauspielerin sah ihn wieder mit dem Blicke des Nichtverstehens und der Verwunderung an. „Freilich, freilich," sagte sie dann. Sie beendete ihr Wiener Schnitzel und wandte sich flüsternd an ihren Nachbarn zur Linken, den Herrn Fitte. „Sagen Sie doch, wer ist der Herr an meiner anderen Seite?" fragte sie. „Ich hab' vorhin den Namen nicht verstanden."

„Herr Bäumcher," flüsterte Fitte zurück. „Buchhandlungsgehilfe, Sohn eines Chemnitzer Millionärs."

„Ah!" sagte sie und betrachtete Herrn Bäumcher mit erhöhtem Interesse. Das Wort Millionär hatte einen Klang von eigentümlichem Reiz für ihr Ohr. Es thaten sich unwillkürlich Fernblicke in stilvoll dekorierte Gemächer, Brunnenpromenaden und Kleidermagazine vor ihr auf. Fräulein de Baez hatte seit zwei oder drei Jahren bemerkt, daß gewisse jüngere Kräfte, die teils hinter ihr, teils Seite an Seite mit ihr sich am Wettrennen um die Gunst des Publikums beteiligten, allmählich vorzukommen anfingen.

Sie füllte ihre Stellung noch recht wacker aus, sie hatte ihre guten Rollen, und sie wußte diese Rollen festzuhalten, aber sie sah, daß sie den Zenith ihrer Laufbahn erreicht hatte. Sie war nicht mehr im Aufschwunge, sie stand still, und sie fühlte, daß der Stillstand der Anfang vom Rückschritt sei. Beängstigend stieg zu Zeiten der Gedanke an das Fach der Mütter vor ihr auf. Es stand noch fern, hoffentlich sehr fern, aber kommen mußte es doch einmal. So hatte denn ihr Gemüt angefangen, neben dem aufregenden Reiz des lauten Beifalls eines vielköpfigen Publikums auch dem stillen Behagen der Häuslichkeit im engen Familienkreise Raum zu gönnen, und immer häufiger fragte sie sich im stillen, ob sich nicht für sie eine Gelegenheit finden würde, ähnlich so mancher Kollegin auf angenehme und gesetzte Art dem Bühnenleben Valet zu geben.

„Wissen Sie, was ich wünschte?“ fragte Herr Bäumcher die Schauspielerin, indem er ihr im höchsten Grade beglückt in die Augen sah.

„Nun, was wünschen Sie denn?“ fragte sie dagegen mit munterem Soubrettenton.

Herr Bäumcher hatte in der Begeisterung so viele Gläser Champagner getrunken, daß seine gewöhnliche Schüchternheit beinahe ganz verschwunden war. „Ich möchte Sie in der Rolle der Jungfrau von Orleans sehen,“ sagte er. „In dieser Rolle müssen Sie himmlisch sein. Wie müssen da alle Ihre herrlichen Eigenschaften zur Geltung kommen, diese schlanke, prachtvolle Gestalt, der Ton der köstlichen Stimme, diese dramatische Kraft! Und ich wünschte dann, ich ganz allein dürfte Sie sehen, es wäre eine Separatvorstellung, so daß ich, durch keine profane Gegenwart gestört, mich dem Genuß dieser höchsten Kunstleistung hingeben könnte.“

Die Schauspielerin lachte. Sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte, so begnügte sie sich mit einem verbindlichen Nicken und wandte sich, als Herr Bäumcher jetzt mit seinen Kollegen Pannewitz und Lizak über die besten Rollen des Fräulein de Baez in Streit geriet, vertraulich an Fitte. „Er ist noch recht grün,“ sagte sie mit einem bezeichnenden Augenwinken auf Herrn Bäumcher.

„Aber hoffnungsgrün,“ erwiderte Fitte.

„Wie alt, denken Sie, daß er ist? Wissen Sie das, Fitte? Sie führen ja Register über alle Menschen.“

„Wohl nicht über alle Menschen, bewundernswerter Histrione, sondern nur über Künstler und sonstige Größen. Wie alt Herr Bäumcher ist, kann ich Ihnen aber trotzdem annähernd sagen. Er ist seit zwei Jahren Gehilfe bei Heinrich Scheffer, wird mit einundzwanzig Jahren eingetroffen sei, möchte also wohl dreiundzwanzig Jahre alt sein.“

„Was wird nun solch ein Gehilfe?“ fragte sie.

„Das kommt auf die Umstände an. Hat er keine Mittel, so kann er zwanzig Jahre lang oder noch länger Kommis bleiben. Hat er Mittel, so gründet er mit der Zeit, nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren, ein eigenes Geschäft. Sitzt das Geld so dick wie bei Herrn Bäumcher, so kann der Gehilfe von heute in drei Monaten oder in drei Wochen Prinzipal und Inhaber einer blühenden Handlung sein. Es tritt hier also auch der nicht mehr ungewöhnliche Fall ein, daß das Geld den Ausschlag gibt.“

Auf Herrn Lizaks Antrieb hatte sich inzwischen die Unterhaltung von den Rollen des Fräulein de Baez auf die Dichtwerke und auf die Dichter selbst gewandt. Lange konnten gewöhnliche Stoffe den hochstrebenden Geist eines Lizak nicht fesseln. Und indem die drei Herren nun die Größe eines Shakespeare mit der einiger modernen Dichter verglichen, hatten sie ein Auge immer auf Fräulein de Baez gerichtet, in der Hoffnung und dem Glauben, daß sie keinen Unterhaltungsstoff hätten finden können, der für die Schauspielerin interessanter sein würde. Mit Begeisterung citierte Herr Lizak die Rede Hamlets über die Schauspielkunst, und flammende Blicke richtete Herr Bäumcher während dessen auf die Dame, indem er erwartete, daß, wie aus dem Stahle der Funken beim Anschlag des Feuersteins, so aus der Künstlerseele ein blendender Geistesblitz durch die Berührung des Shakespeareschen Genius hervorgelockt werden würde.

Aber die Schauspielerin erfüllte diese Erwartung nicht ganz. Sie winkte lachend mit der Hand Herrn Lizak zu, er möge schweigen, und sagte, daß sie solches Zeug zum Überdruß in den Proben mit anhören müsse. Ihr Regisseur führe stets derartige Reden im Munde, aber es sei alles Unsinn, denn ein jeder müsse selber fühlen, wie er zu spielen habe, und nur das Herz spreche zum Herzen. Sie gab alsdann zu verstehen, daß auch sie Shakespeare für einen bedeu=

tenden Dichter halte, namentlich wenn man die Zeit bedenke, in welcher er gelebt habe und wo die Menschheit doch noch so roh und ungebildet gewesen sei. Wahrhaft gute und dankbare Rollen seien jedoch nur in den Stücken von Sardou zu finden. Fernande, Dora, Fedora und Theodora seien Rollen, in denen eine Künstlerin zeigen könne, ob sie Talent besäße und sich anzuziehen verstände. Es sei Schade, daß nicht unter den Deutschen auch ein Schriftsteller zu finden sei, der mit den Franzosen konkurrieren könne. Denn sie sei Patriotin, aber L'Arronge, Lindau, Moser und Rosen seien doch gar zu fad.

Herr Lizak war entsetzt über solche Reden, und sein klassisches Empfinden bäumte sich auf. Er citierte Juvenal, doch nur in seinem Innern, und wehklagte bei sich über den Verfall der Sitten des deutschen Volkes. Er wollte dem Kollegen Pannewitz begreiflich machen, wie er über die Kunst denke, und machte halblaute Äußerungen diesem gegenüber, welche als eine indirekte Widerlegung der von der Schauspielerin gemachten Bemerkungen gelten konnten, aber Herr Pannewitz hörte nicht auf ihn. Fräulein de Baez hatte ihn mit ihren Ansichten angesteckt und er murmelte beifällige Worte, wie chic! pyramidal! kolossal richtig! Herr Pannewitz nahm gern hohen Flug, aber es ging ihm wie den Luftballons, die immer noch nicht zuverlässig hinsichtlich ihrer Lenkbarkeit sind. So nahm auch Herr Pannewitz leicht eine ungewollte Richtung.

Herr Bäumcher aber war ganz gefesselt und wie verzaubert. Als er bemerkte, daß seine idealen Anschauungen von der Schauspielerin nicht geteilt wurden, fing er in seinem schüchternen und biegsamen Gemüte an, dem eigenen Urteil zu mißtrauen, und es währte nicht lange, so hielt er sich für einen bis jetzt in echter Erkenntnis zurückgebliebenen Provinzialen, der nun erst anfange, das Leben zu begreifen. Dazu trank er viel Champagner, bestellte mehrere Male neue Flaschen und erschien sich schließlich als ein Mann, der zwar noch kein Roué sei, der aber wohl die glückliche Anlage habe, ein solcher zu werden.

Als die Gesellschaft von der Tafel aufstand, um das in später Abendstunde im Hintergrunde des Gartens abgebrannte Feuerwerk zu betrachten und Fräulein de Baez am Arme des Herrn Pannewitz vorausschritt, drängte sich Herr Bäumcher an Fitte dicht hinan und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich muß dieses Weib besitzen."

Herr Fitte blieb in Überraschung stehen. Das rote Licht einer der den Garten schmückenden unzähligen chinesischen Laternen fiel auf Herrn Bäumchers erhitztes Gesicht, und Fitte sah des jungen Mannes Augen von stolzer und wilder Entschlossenheit blitzen.

„Wie meinen Sie das, Herr Bäumcher, und von welchem Weibe sprechen Sie?" fragte er.

„Sie muß mein werden, diese himmlische, entzückende de Baez!"

„Sie gehen einen scharfen Schritt, Herr Bäumcher, schon mehr Blitzzug," sagte Fitte. „Also so ernstlich hat es Sie getroffen?"

„Scherzen Sie nicht, Herr Fitte, es ist mein Ernst. Sie muß mein werden und sollte es mein Leben kosten. Ich wende mich an Sie, Herr Fitte, Sie kennen die Dame, Sie sind bekannt mit dem Bühnenleben und den Intriguen der Koulissen. Helfen Sie mir!"

„Alle Wetter, Herr Bäumcher, was muten Sie mir zu?" entgegnete Fitte. „Was kümmern mich Ihre Liebesgeschichten? Da suchen Sie selber Ihren Weg."

„Aber Ihren Rat, Herr Fitte!" sagte Herr Bäumcher, nach Fittes Hand haschend, „Ihren Rat! Ich bin so unerfahren in den Mitteln und Wegen, mich einer Schauspielerin zu nähern. Sicherlich, es fehlt mir nicht an Energie, aber einer Freundeshand bedarf ich, die mich auf dem sichersten und kürzesten Wege leitet. Sie sind so bekannt mit der Künstlerwelt."

Herr Fitte betrachtete nachdenklich den jungen Mann, der so eifrig sprach. Wie hatte doch dieses zarte, bescheidene Wesen sich verändert! „Stille Wasser sind tief," sagte Herr Fitte. „Solchen Ungestüm, solche Liebeswut hätte ich Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut, Herr Bäumcher. Sie erinnern mich an Romeo. Wahrhaftig, wenn ich es einrichten könnte, stellte ich Ihnen einen Balkon dort drüben an das Restaurationsgebäude und Ihre Julia im Kaschmir-Schlafrock darauf."

„O, Sie scherzen, Sie begreifen nicht, wie mir ums Herz ist," sagte Herr Bäumcher unwillig und wandte sich ab.

„Halt, warten Sie doch einen Augenblick,“ sagte Herr Fitte und hielt ihn am Rocke fest. „Wer wird denn gleich übelnehmen? Sie verstehen doch Spaß. Ich wußte wirklich nicht, was Sie eigentlich beabsichtigten. Sagen Sie ernstlich, hat die Schauspielerin es Ihnen angethan?“

„Ja,“ sagte Herr Bäumcher in ruhiger Größe.

„Nun, in der That, Herr Bäumcher, ich müßte ein schlechter Freund sein, wenn ich Ihnen da einen guten Rat verweigern wollte. Hören Sie! Oft regt sich ein Herz in Liebe beim Mondenscheine, Feuerwerk und Sekt, kühlt sich aber am anderen Tage beim Sonnenscheine wieder ab. Als erste Probe für Fräulein de Baez und auch für Sie selbst möchte es sich empfehlen, daß Sie morgen am Tage einen hübschen Schmuck, etwa ein Armband oder einen Ring mit Brillanten kauften, denselben auf sinnige Art in einem Boukett versteckten — nicht so tief, verstehen Sie, daß man ihn nicht wiederfinden könnte — und dies Boukett dem Fräulein de Baez mit Ihrer Visitenkarte übersendeten. Sie spielt morgen abend im Doktor Klaus. Da gehen Sie ins Parkett, vornehin, und wenn sie dann mit dem Strauß erscheint, können Sie daraus entnehmen, daß sie die Blumen angenommen hat.“

„Sehr richtig,“ sagte Herr Bäumcher, „aber ist das nicht zu kühn? Wird Fräulein de Baez nicht, wenn sie eine Kostbarkeit sieht, an das Geld erinnert, welches der Schmuck gekostet hat, und wird sie nicht verächtlich von mir denken?“

„Hm!“ machte Herr Fitte und besah sich den jungen Mann noch einmal sehr nachdenklich. „Entschuldigen Sie, Herr Bäumcher, daß ich darnach frage: Ihr Herr Vater wohnt doch in Chemnitz. Was hat er für ein Geschäft?“

„Er hat eine Fabrik von Spinn- und Webstoffen,“ erwiderte Herr Bäumcher verwundert.

„Er hat Sie zum Buchhändler bestimmt, Herr Bäumcher,“ fuhr Fitte fort. „Nicht wahr, er denkt doch, Ihnen eine Buchhandlung zu kaufen? Er ist ein sehr vermögender Herr, Ihr Herr Vater?“

„O, Sie denken doch nicht, daß es Geiz ist, der mich zurückhält?“ fragte der junge Mann, blaß vor Ärger.

„Nicht im Traume, mein verehrtester Herr. Ich fragte nur deshalb so, weil ich mir sagte, daß Sie vielleicht ernsthafte Absichten — doch gleichgültig, wie dem auch sein möge, Herr Bäumcher, und mag Ihre Gesinnung mehr nach links oder nach rechts neigen, versuchen Sie es zunächst mit den Brillanten im Strauß. Es ist eine ganz eigentümliche Beredsamkeit, die aus den hellen Steinen spricht, und sie haben noch niemals etwas verdorben.“

Herr Bäumcher drückte ihm die Hand. „Ich werde es thun,“ sagte er, und dann suchten die beiden Herren wieder die Schauspielerin auf, welche ihnen im Gedränge abhanden gekommen war.

Auch Petersen hatte den Saal verlassen und promenierte mit seinen Damen im Garten. Außer der Frau und den beiden Fräulein Scheffer war noch eine junge Dame von der Gesellschaft, welche in mehrfacher Hinsicht Petersens Interesse erregte. Sie war die Tochter eines berühmten und großen Verlegers, eines jener Männer, welche die Zierde und der Stolz ihres Standes sind, den „königlichen Kaufleuten“ gleich, deren Ruhm aus alter Zeit noch zu uns herüberscheint. Sie war mit den Fräulein Scheffer befreundet und auf deren Einladung gekommen, um sich das Fest anzusehen. Mit Petersen hatte sie sogleich dadurch einen für ihn sehr angenehmen Anknüpfungspunkt gefunden, daß sie Anna Schottmüller kannte und liebevoll von ihr sprach. Sie war vor mehreren Jahren mit Anna zusammen in einem Pensionat am Rhein gewesen, und die jungen Mädchen hatten unter dem gemeinsamen Studium vieler gelehrter Fächer und bei französischer und englischer Konversation Freundschaft geschlossen. Fräulein Frida Persius wußte viel liebes und gutes über Anna Schottmüller zu sagen, und so faßte Petersen eine große Zuneigung zu ihr. Sie war eine Erscheinung, die zwar von den meisten Männern kaum beachtet wurde, die aber den wenigen, welche Verständnis für ihr Wesen hatten, einen um so tieferen Eindruck zu machen pflegte. Sie war von stillem Wesen, was sie aber sagte, hatte immer seine gute Bedeutung. Sie war keine auffallende Schönheit, aber ihre klaren grauen Augen verkündeten demjenigen, der darin zu lesen verstand, eine geistige Macht, welche wohl mehr zu fesseln im stande war als körperliche Schönheit allein befähigt ist.

16. Kapitel.

Herr Fitte saß am Nachmittage des auf das Vereinsfest folgenden Tages friedlich in seinem Arbeitszimmer und beschäftigte sich mit Betrachtung und Ordnung seiner Sammlungen, als zu seiner Überraschung die Zofe des Fräulein Amalie de Baez hereintrat und ihm einen Gruß von ihrer Herrin, zugleich mit der Aufforderung, sich augenblicklich bei ihr einzufinden, überbrachte.

„So eilig und so gebieterisch, meine Süße?“ fragte Fitte. „Was ist denn geschehen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor,“ erwiderte die Zofe. „Aber das Fräulein sind in großer Aufregung und sagen, der Herr Doktor möchte so schnell wie möglich kommen.“

Herr Fitte nahm seine beiden Haarbürsten zur Hand, trat vor den Spiegel und verlieh seinem Haupte, obwohl dasselbe bereits wohlfrisiert war, noch eine letzte Politur. Er gab dem Haar den Schwung nach rückwärts, holte es dann, mit unfehlbarer Sicherheit den Scheitel im Nacken teilend, wieder vor, so daß es sich über den Ohren staute, und drehte die Hasellocke kunstvoll auf dem Oberteil der Stirn. Dann benetzte er den Aufschlag seines Rockes mit dem Atkinsonschen Parfüm „Frisch gemähtes Heu,“ steckte eine Nelke ins Knopfloch und ging dahin. Er ward von der Zofe, die inzwischen wieder zu Hause eingetroffen war, sogleich vorgelassen, und fand Fräulein de Baez beim Eintreten mitten im Zimmer stehen, beide Hände in die Seiten gestemmt und gleichsam als verkörperten Ausdruck der Verwunderung.

„Nun sagen Sie, Fitte, Mensch!“ rief sie ihm entgegen, „was soll mir das bedeuten?“

„Haben Sie nur die Gnade, meine Gnädige, sich deutlicher zu explizieren,“ erwiderte er.

Die Schauspielerin schritt zu ihrer Toilette, nahm ein Etui zur Hand, drückte es auf und hielt es Fitte dicht vor das Gesicht. „Hier,“ sagte sie, „und dabei ist die Visitenkarte von Herrn Rudolf Bäumcher und auch noch ein Boukett gekommen.“

Fitte sah in das Etui hinein, es funkelte und blitzte darin. Ein Armband mit weißen und roten Steinen lag auf dem fleischfarbenen Samt.

„Ei,“ sagte er, „das ist wunderhübsch.“

„Wunderhübsch?“ fragte sie. „Das Ding kam heute vormittag, als ich aus der Probe kam. Ich ging sogleich damit zum Goldschmied, und der sagte mir, es sei fünfhundert Mark wert. Das Ding ist prachtvoll.“

„Nein, dieser Bäumcher!“ rief Fitte aus.

„Wissen Sie, Fitte, ich weiß nicht, wie der Mensch dazu kommt,“ sagte die Schauspielerin. „Auf alle Fälle scheint er mir ein fein gebildeter junger Mann zu sein.“

„O, ein sehr fein gebildeter junger Mann,“ sagte Fitte.

„Aber wie kommt er nur dazu, mir das zu schenken?“ fragte sie. „Was denkt sich denn der Mensch dabei? Sie kennen ihn doch, Fitte, Sie haben ihn mir vorgestellt.“

Fitte begriff. Er hatte nicht erwartet, daß es so kommen würde. Er hatte gedacht, Bäumcher läge mit schmerzendem Kopfe im Bette und hätte für Fräulein de Baez nur Gedanken der Reue. Wie schwer es doch war, andere Menschen ganz richtig zu beurteilen! Solche Energie hatte er Bäumcher doch nicht zugetraut.

„Fräulein de Baez,“ sagte er, „diese Angelegenheit ist ernsthaft in hohem Grade. Ich sehe deutlich, daß Sie einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf das Herz meines Freundes Bäumcher gemacht haben. Indessen, wenn die Übersendung dieses Armbandes in Ihren Augen etwas Verletzendes hat, so mache ich mich anheischig, dasselbe in möglichst rücksichtsvoller und schonender Form zurückzugeben.“

„Seien Sie nicht so albern, Fitte,“ sagte die Dame. „Der junge Mensch hat sich sehr taktvoll und artig benommen. Ich möchte mich aber bei Ihnen, da er doch Ihr Freund ist, näher nach ihm erkundigen, denn Sie begreifen, daß eine Dame nicht von jedem beliebigen Unbekannten wertvolle Geschenke annehmen kann.“

Herr Fitte folgte der Aufforderung der Schauspielerin und setzte sich zu ihr ins Sofa, um eine Tasse Chokolade mit ihr zu trinken. Um sechs Uhr müsse sie in der Garderobe sein, sagte sie, aber es sei noch Zeit, einige Worte zu plaudern. Herr Fitte verstand immer besser. Fräulein de Baez hätte gern gewußt, ob Herr Bäumcher ernste Absichten habe. Sie wolle diesen Abend mit den Blumen und dem Armband auf der Bühne erscheinen, sagte sie, und sie habe

nichts dagegen, wenn Herr Bäumcher sie in Gesellschaft eines soliden Bekannten, wie Herr Fitte sei, besuchen wolle. Sie erkundigte sich nach den Verhältnissen der Fabrikanten in Chemnitz und nach den Zuständen im Leipziger Buchhandel, und als Herr Fitte sie nach einer halben Stunde verließ, nahm er den Eindruck mit sich fort, daß Fräulein de Baez eine sehr vernünftige wohl überlegende Dame sei. Zugleich aber bauten sich in seinem Hirn allerhand Luftschlösser auf, die ihn so heiter stimmten, daß er leise singend und lachend in sein Heim zu den Autographen zurückkehrte. In dieser Laune blieb er auch im Verlaufe des ganzen Abends. Er sah von seinem Freiplatze im Parkett aus Herrn Bäumcher rot vor Erregung auf der ersten Bank sitzen und sah Fräulein de Baez mit Edelsteinen und Blumen erscheinen und einen glänzenden Blick am Souffleurkasten vorbei auf Herrn Bäumcher werfen.

Es war nicht lange nach diesen Ereignissen und nach Petersens Rückkehr von Neustadt, daß sich das Benehmen der Frau Opitz gegen ihren früher so sehr geschätzten Mieter zusehends schroffer gestaltete und von eisiger Kälte wurde. Sie that immer noch ihre Pflicht und erschien, um nach dem Rechten zu sehen, in Petersens Zimmer nach wie vor. Aber es schien so, als ob sie dies hauptsächlich deshalb thue, um eine Gelegenheit zu haben, ihrer Verachtung gegen den Bewohner Ausdruck zu geben. Petersen würde nicht den leisesten Grund gehabt haben, sich über irgend eine Unordnung oder Unsauberkeit zu beschweren. Im Gegenteil, alles war wo möglich noch blanker und schmucker als vorher. Die Frau, welche die Aufwartung hatte und die groben Arbeiten besorgte, stand unter einem sehr scharfen Druck von seiten der Frau Opitz. Kaum vermochte sie deren Ansprüchen an Glanz der Fensterscheiben und der Fußböden in Petersens Räumen zu genügen. So waren auch Geschirr und Kleider in musterhaftem Zustande, und der Kaffee, der Thee und was sonst aus der Frau Opitz eigenen Händen für Petersens Bedarf hervorging, war alles von erster Güte. Nur die Spenderin selbst war nicht gütig, sie schritt einer Parze gleich, der ja Unerbittlichkeit nachgesagt wird, ihres Weges und gab in jeder Bewegung zu erkennen, daß sie ihre Pflicht thue, und daß eine edle Seele stolz sei nicht nur auf ihre Pflichterfüllung, sondern auch auf die Undankbarkeit, welche sie ernte.

Petersen ließ sich das einige Wochen lang gefallen, obwohl es ihm ungemütlich war, aber eines schönen Tages, als sein freundlicher Gruß nur mit einem Kopfnicken beantwortet wurde, wie es etwa dem Komtur im Don Juan eigen ist, sagte er zu Frau Opitz, welche den Nachmittagskaffee auf den Tisch gestellt hatte: „Meine verehrte Frau, Sie geben mir sehr deutlich zu verstehen, daß meine Anwesenheit Ihnen mißfällt, und da ist es wohl besser, wenn ich mich nach einem anderen Quartier umsehe."

„Wie so?" fragte Frau Opitz, indem sie sich an der Thür scharf umdrehte und Petersen herausfordernd ansah.

„Wir wollen darüber nicht streiten," entgegnete er. „So etwas fühlt sich. Man pflegt zu sagen, daß es der Klang ist, der die Musik macht, und Fräulein Lise würde das zugestehen."

„Und ich etwa nicht, Herr Petersen? Mir trauen Sie das Verständnis nicht zu?"

„Lassen Sie uns nicht weiter darüber reden, Frau Opitz. Es nützt zu nichts. Ich denke, daß Sie recht gut wissen werden, was ich meine, und, wie gesagt, ich will nicht lästig fallen. Ich habe gern freundliche Gesichter um mich her, und es macht mir nicht viel Beschwer, ein anderes Quartier zu nehmen, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann."

Frau Opitz nahm eine tragische Miene an, seufzte, blickte zur Zimmerdecke empor, sah Petersen voll Zorn an und zog endlich, indem Weichheit bei ihr die Oberhand gewann, ihr Taschentuch hervor.

„Also dahin ist es gekommen!" rief sie unter Schluchzen. „O, Herr Petersen, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!"

Petersen sah sehr bestürzt dem ihm ganz unerklärlichen Benehmen der Witwe zu. Der Wechsel ihrer Stimmung war ihm ein Rätsel, und er fragte sich, was er denn nur gesagt haben könne, um so eigentümliche Erscheinungen hervorzurufen. Er redete Frau Opitz mehrere Male an, fragte sie, ob er sie beleidigt habe, und sprach ihr seiner Meinung nach beruhigend zu, aber Frau Opitz fuhr fort, in Ausrufungen und Klagen sich zu ergehen, die ihm ohne Zusammenhang zu sein schienen. Erst nach und nach, als Petersen schwieg, nahmen die Reden der Witwe

eine verständlichere Wendung und ihr Benehmen eine mehr greifbare Form an. Doch wurde Petersen dadurch nicht besser zu Mute, denn er merkte, daß Frau Opitz nunmehr eine vielleicht schon seit lange herbeigewünschte Gelegenheit benutzte, um einen erneuten Sturm auf sein Herz zu unternehmen.

„Sie sind ja selbst schuld daran, Herr Petersen, daß ich so garstig gegen Sie geworden bin,“ sagte sie. „Denn kein fühlendes Wesen kann es ertragen, so behandelt zu werden, wie ich behandelt worden bin. Oder erinnern Sie sich nicht mehr, was wir jenen Abend miteinander besprachen und wo Sie so ganz anders waren? Es entspricht nicht dem Zartgefühl, welches jede Frau besitzt, daß ich darauf zurückkomme, und deshalb will ich Sie nicht daran erinnern, aber ich hatte geglaubt, daß Sie sich überlegen würden, was damals geschehen ist, und daß ...“

„Aber meine beste Frau Opitz,“ sagte Petersen ganz verwirrt, indem er sie unterbrach, „mir war doch so, als ob Herr Niedermeyer sich für Sie interessierte, und wie mir Herr Fitte gesagt hat, besteht die Absicht einer Verbindung zwischen Ihnen und meinem sehr geschätzten Kollegen.“

„Fitte? Fitte?“ rief sie verächtlich. „Was Fitte sagt, darauf werden Sie doch wohl nicht hören? Solch ein Windhund? Solch ein Schwätzer, der sich schminkt und malt und prahlt und auf und ab läuft, um die Leute aneinander und auseinander zu schwatzen?“

„Das mag nun sein, wie es will,“ sagte Petersen, der allmählich ärgerlich geworden war, „ich bitte mir aus, daß ich jetzt mit allen diesen Geschichten in Ruhe gelassen werde.“

Das ernste und scharfe Wort verfehlte nicht seine Wirkung. Frau Opitz trocknete ihre letzten Thränen, nahm wieder ihre sonstige gefaßte Miene an, betrachtete Petersen eine kurze Weile mit traurigem Blick und sagte: „Es ist gut, Herr Petersen, Sie sollen in Ruhe gelassen werden. Man kann niemanden zu etwas zwingen, was er nicht liebt, und keiner kann ja auch mit Bestimmtheit sagen, was das Glück wirklich ist. Aber ich hätte wohl gewünscht, daß ein guter und solider Mann, wie Sie es sind, Herr Petersen, auch gefunden hätte, was er verdient, und daß er ein sicheres und gedeihliches Leben führen könnte. Es ist gut, ich bin still, nur der liebe Gott kennt die Zukunft. Gehen Sie denn Ihren Weg für sich, Herr Petersen, ich meinerseits wünsche Ihnen alles Gute.“

Nur etwa acht Tage hierauf war es, daß der alte Hauswirt mit sehr verschmitzter Miene zu Petersen kam und ihm eine prächtige große Karte vom feinsten Karton überreichte, worauf Frau Margarethe Opitz, geborene Baumgärtel, und Karl Niedermeyer sich als Verlobte empfahlen.

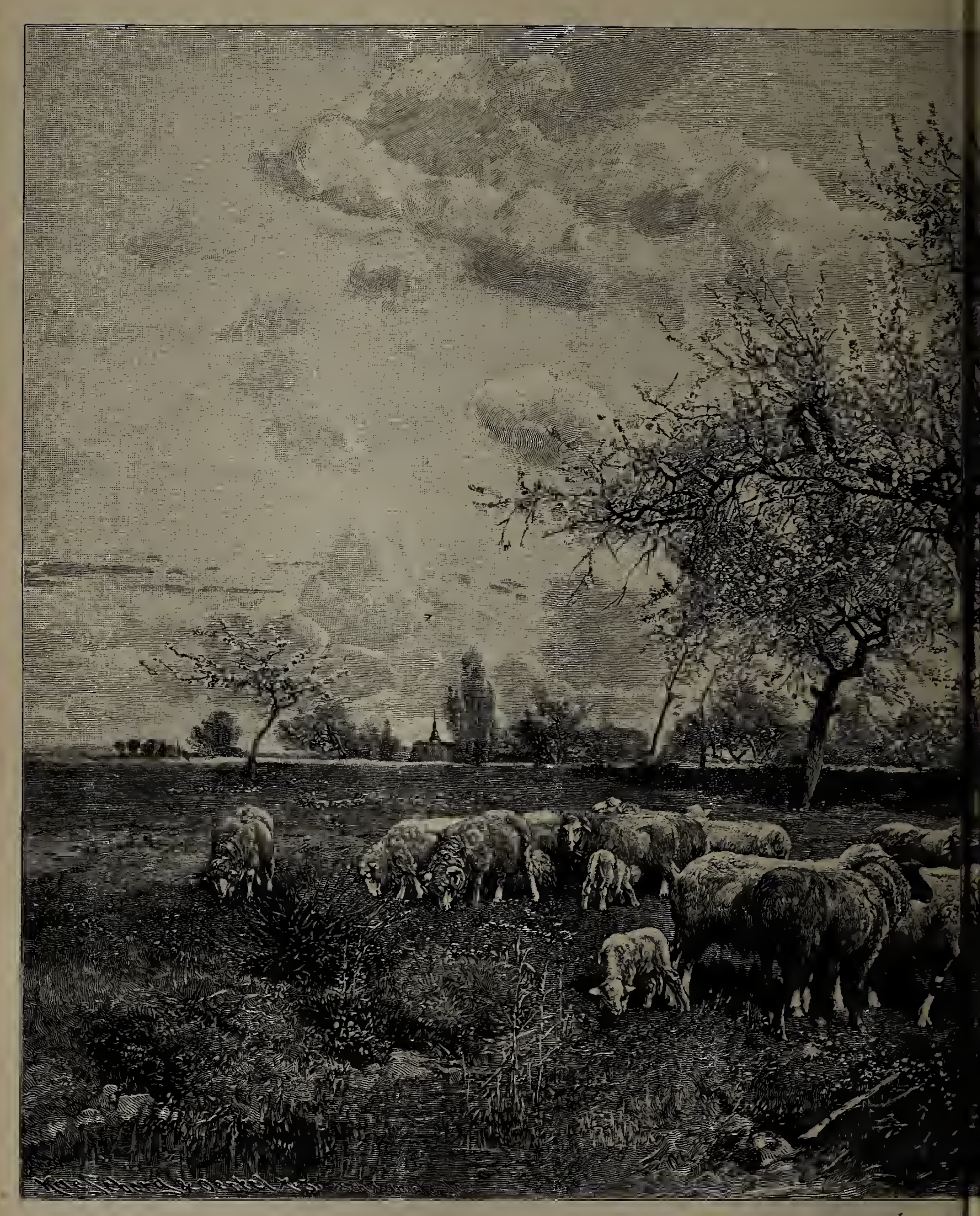
„Ich gratuliere, Herr Baumgärtel,“ sagte Petersen, nachdem er dies gelesen hatte. „Das heißt, für Sie persönlich ist es doch wohl ein großer Verlust, wenn Ihre Frau Tochter heiratet. Sie verlieren eine vortreffliche Hausfrau und Wirtschafterin.“

„Herr Petersen,“ sagte der Alte, „Sie haben auf der einen Seite recht, aber auf der anderen Seite stellt das vorgeschrittene Entwicklungsstadium der Menschheit bestimmte Anforderungen, die mir für meine Person so heilig sind, wie sonst nur irgend ein religiöser Irrwahn für die Köhlergläubigen ist. Altruismus, mein lieber Herr Petersen, nennt sich das Dogma der wissenschaftlich Gebildeten, und dasselbe erfordert ein völliges Aufopfern der persönlichen Interessen zum besten des Ganzen. Außerdem werde ich für mein Geld jederzeit eine tüchtige Wirtschafterin bekommen, welche ich zwar nicht mit väterlichen Gefühlen betrachten, darum aber um so eher anfahren und kuranzen kann, wenn meine oder ihre Laune das wünschenswert erscheinen läßt. Ich leide jetzt bei gewissen Witterungsumschlägen an einem Zwicken und Bohren in meiner linken großen Zehe, wobei mir eine Person, an der ich es auslassen kann, äußerst wohlthätig und erleichternd ist.“

„Dann ist es allerdings etwas anderes, und ich kann ohne Bedenken gratulieren,“ sagte Petersen. „Soll denn die Hochzeit schon bald stattfinden?“

„Sobald es die vom Staat vorgeschriebenen Formalitäten gestatten,“ sagte der alte Herr. „Ich spreche nicht ohne Absicht vom Staat allein, denn so abgeschmackt werden die beiden Leutchen doch hoffentlich nicht sein, daß sie auch noch das Schürzenband der Mutter Kirche festhalten.“

„Das ist mir noch zweifelhaft, Herr Baumgärtel. Ich habe Ihre Frau Tochter mehrfach zum Gottesdienst gehen sehen und



Schafherde im Frühling. Gemalt



O. Strützel.

Herr Niedermeyer hielt sich meines Wissens früher regelmäßig zur Kirche."

„So?" sagte der Alte. „Nun, diejenigen, welche sich der Freiheit, die ihnen geboten wird, nicht zu bedienen wissen, für diese ist die Freiheit ja auch nicht gegeben worden. Das Volk ist noch nicht reif, mein lieber Herr Petersen. Ich sagte es gleich, als den Leuten die Taufe erlassen wurde, paßt auf, sie taufen doch! Und richtig, die meisten sind dabei geblieben und dürfen sich nun auch nicht beklagen, wenn es ihnen schließlich wieder befohlen wird. Die mechanische Weltordnung, mein lieber Herr Petersen! Überall zeigt sich hier wieder dies großartige Prinzip intellektueller Notwendigkeit in der gesetzmäßigen Vererbung vom Urschleim bis zum Kulturmenschen. Es dringt überall durch. Denn hat das Gehirn einmal teils in der Kindheit, teils schon durch unbegreifliche Spontaneität und durch einen gewissen Atavismus vom Großvater oder Urgroßvater her bestimmte Eindrücke erhalten, so bleibt es so, und Sie mögen nachher den ganzen Darwin und Helmholtz und Haeckel und alle diese Geistesriesen hineintrichtern — es nützt nichts, die Falten bleiben liegen, wie sie liegen und der Kerl ist verpfuscht."

„Wie wird es denn aber mit meiner Wohnung, Herr Baumgärtel?" fragte Petersen. „Denken Sie eine andere Einteilung vorzunehmen? Wird vielleicht das junge Ehepaar bei Ihnen einziehen? Oder bleibt es in dieser Hinsicht beim alten?"

„Vorläufig bleibt es beim alten, und ich hoffe, Sie sind zufrieden, Herr Petersen. Was mein Schwiegersohn künftig zu thun beabsichtigt, kann ich noch nicht sagen. Er wird sein Geschäft erweitern können, Herr Petersen, er hat sich seine Braut nicht dumm ausgewählt, Herr Petersen!"

Der Alte machte ein überaus pfiffiges Gesicht, als ob er mit Vergnügen in Karl Niedermeyer eine Spur jener Klugheit entdecke, durch die er selbst groß geworden sei.

Petersen ging seinem Kollegen Niedermeyer zu gratulieren, nachdem dieser auch selbst noch ihm seine Verlobung angezeigt hatte, und fand ihn bei sehr guter Laune. Niedermeyer wollte zum 1. Oktober, nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise, den ersten Stock des Baumgärtelschen Hauptgebäudes, mit der Front nach der Königstraße, beziehen und hoffte seinem Geschäfte einen großen Aufschwung zu geben. Es schien, als ob sein Vater sich endlich entschlossen habe, eine größere Summe herzugeben. So schloß Petersen wenigstens aus Karls Äußerungen, und was das Vermögen betraf, welches Frau Opitz ihm zubringen würde, so wußte Petersen ja aus der Witwe eigenem Munde darum Bescheid. Während die beiden Männer sich noch hierüber besprachen, trat tänzelnden Schrittes Herr Fitte herein, lächelte, drückte ein Auge zu, blinzelte Karl Niedermeyer an und sagte, das Verloben schiene ansteckend zu sein.

„Haben Sie sich etwa verlobt?" fragte Petersen.

Fitte schüttelte den Kopf. „Sie kennen meine Ansichten," sagte er. „Mein Leben ist anderen Aufgaben geweiht. Nein, aber unser gemeinsamer Freund Bäumcher hat sich verlobt."

„Wirklich!" rief Niedermeyer, der an dieser Nachricht lebhaft Anteil zu nehmen schien. „Also doch!"

„Mit Fräulein Amalie de Baez," sagte Fitte.

„Ah!" sagte Petersen, „ein so junger Mensch! Ich entsinne mich, ihn auf dem Vereinsfest sehr eifrig um die Dame beschäftigt gesehen zu haben."

In der That hatte Herr Bäumcher dem Drange seines Herzens und der klugen Leitung seiner Leidenschaft von seiten der Schauspielerin nicht zu widerstehen vermocht, obwohl eine gewisse Bangigkeit vor der Größe der That und dem Gesichte, das seine Eltern machen würden, ihn zurückhalten wollte. Er hatte sich wirklich verlobt und war dann von Glück und Furcht berauscht zu Herrn Fitte gekommen, um diesem die fernere Lenkung der Angelegenheit anzuvertrauen.

„Herr Fitte," sagte er feierlich, während seine Miene wieder an jene Erregung erinnerte, die sich bei ihm an jenem von Liebe und Champagner erfüllten Vereinsabend gezeigt hatte, „Herr Fitte, der Würfel ist gefallen. Sie will mein sein. Nun raten Sie mir. Sie waren der Zeuge meines ersten Empfindens, auf Ihren Rat näherte ich mich der Angebeteten. Was soll ich nun thun?"

Herr Fitte schüttelte eifrig des jungen Mannes Hand. „Tausend Glückwünsche!" sagte er. „Tausend Glückwünsche! Was Sie nun thun sollen? Heiraten sollen Sie und der Glücklichste aller Sterblichen werden."

„Ja, allerdings, das hoffe ich. Indessen, noch liegt mir ein schwerer Stein auf der Seele. Meine Eltern wissen noch nichts davon. Was werden sie sagen?“

„Wie, mein verehrter Herr? Was Ihre Eltern sagen werden? Wünschen Ihre verehrten Eltern nicht das Glück ihres Sohnes?“

„O gewiß, es wäre undankbar von mir, wenn ich das bezweifeln wollte. Aber, Herr Fitte, Sie kennen die Vorurteile der Welt. Mein Vater ist von so sehr — wie soll ich sagen — altväterischer Gesinnung, so überaus für das Solide eingenommen. Und meine Mutter ist das auch. Ich glaube, sie werden es beide ungern sehen, daß ich nicht eine Dame aus ihrem Kreise gewählt habe, und daß es nun gerade eine Schauspielerin ist — ach, Herr Fitte, Sie glauben nicht, wie wenig echte Begeisterung für die Kunst in den patrizischen Kreisen von Chemnitz existiert.“

„Wem sagen Sie das, Herr Bäumcher, wem sagen Sie das? Es ist das in Chemnitz nicht anders als überall, davon wissen wir Dichter und Künstler ein Lied zu singen. Indessen wird sich doch mit Ihrem Herrn Vater reden lassen. Er ist ein reicher Mann, sagten Sie nicht so, Herr Bäumcher? Er wird doch für seinen Sohn etwas übrig haben. Wenn reiche Leute nicht ihren Neigungen folgen dürften, wer dürfte es dann.“

„Er ist ein reicher Mann, allerdings. Er ist mehrfacher Millionär. Auch wäre es eine Verleumdung seiner Güte, wenn ich sagen wollte, daß er mir nicht das größte Glück gönnte. Nur hat er sich sicherlich etwas ganz anderes gedacht, als daß ich gerade eine Schauspielerin heiraten wollte. Doch der Himmel ist mein Zeuge, ich kann nicht anders.“

„Haben Sie noch viele Geschwister, Herr Bäumcher?“

„Zwei Schwestern, welche beide verheiratet sind.“

„Mit wohlhabenden Männern, sollte ich denken.“

„Mit sehr reichen Männern, Herr Fitte, beide sind Fabrikbesitzer in Chemnitz.“

„Mein verehrter Herr Bäumcher, sind Ihre Eltern mager oder sind sie wohlbeleibt? Entschuldigen Sie diese Frage, welche Ihnen vielleicht indiskret erscheinen mag, aber Sie erinnern sich vielleicht, daß schon der große Julius Cäsar ein günstiges Vorurteil für die Sanftmut und Geduld beleibter Leute hegte.“

„Allerdings,“ sagte Bäumcher lächelnd. „In dieser Hinsicht liegt die Sache günstig. Meine Mutter ist wohlbeleibt, mein Vater aber ist wohl schon sehr korpulent zu nennen.“

„Nun, also Mut, Herr Bäumcher,“ sagte Fitte.

„Ja,“ erwiderte der junge Mann, „ich werde meine ganze Energie aufbieten. Ich werde meinen Eltern sagen, daß diese oder keine mein Weib werden soll, und daß ich in den Tod gehen werde, wenn sie nicht ihre Einwilligung geben.“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Bäumcher, erlauben Sie mir eine kleine, auf die Erfahrung gegründete Einwendung. Ich glaube, daß es nicht klug ist, von dem eigenen Gemütszustande auf den des andern zu schließen, und ich denke mir, daß Exaltation mehr schadet als nützt. Sanftmut, Herr Bäumcher, Sanftmut und Ruhe! Sieht Ihr Herr Vater Sie in solcher Aufregung, so mißtraut er Ihrer Besonnenheit hinsichtlich der ganzen Angelegenheit. Ruhe und Sanftmut, Herr Bäumcher, sind die besten und stärksten Mittel des Erfolgs. Mit Sanftmut läßt sich alles machen, die Sanftmut ist das Öl in der Maschine des menschlichen Verkehrs. Soviel Vorzüge es auf der einen Seite haben könnte, wenn Sie nach Chemnitz reisten, um sich Ihren Eltern zu Füßen zu werfen, so fürchte ich doch, die Exaltation möchte Sie hinreißen, und Sie möchten sich zu einer Unvorsichtigkeit verleiten lassen. Besser ist es, Sie schreiben. Sie schreiben ruhig und sanftmütig, legen alles offen dar, und sagen am Schluß, daß Sie Ihre verehrten Eltern bäten, das entscheidende Wort zu sprechen, da Sie unter keiner Bedingung gegen ihren Willen handeln würden. Dann sagen sich Ihre verehrten Eltern doch natürlich, daß ein Sohn, der so besonnen und vernünftig schreibt, auch bei seiner Verlobung nicht unbesonnen und unvernünftig gewesen sein wird. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht Ihr Herr Vater schon am Tage darauf hier erschiene, um Ihre Auserwählte zu sehen, und wenn er kommt, so haben Sie nur die Güte, mich zu benachrichtigen, damit ich Ihnen meine schwache Hilfe leihen kann.“

„Es ist doch merkwürdig, was diese schüchternen Charaktere für Streiche ausführen können,“ sagte sich Herr Fitte, als Herr Bäumcher ihn verlassen hatte. Und dann besuchte er Fräulein de Baez, um ihr

zu gratulieren. Er fand sie in einiger Unruhe und sehr erfreut, ihn zu sehen. Sie behandelte ihn mit vielmehr Achtung als früher.

„Was sagen Sie nun Fitte?“ fragte sie ihn. „Habe ich nicht eine Dummheit gemacht? Wenn der Alte nicht will, so bin ich blamiert.“

„Meine Gnädigste,“ sagte er, „ich bedauere die Kunst und ihre Tempel am Augustusplatz und an der Promenade. Die holdeste ihrer Priesterinnen wird den Schleier nehmen und durch Myrten eingehen in das profane Dasein einer wohlsituierten Verlegersgattin. Sie wird ...“

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch, Fitte,“ sagte sie lachend, indem sie ihn unterbrach. „Reden Sie ernsthaft. Was soll aus der Geschichte werden? Noch dazu ist der gute junge Mensch fünf Jahre jünger als ich.“

„Fünf Jahre?“ fragte Fitte ganz betroffen. Doch besann er sich sogleich und lächelte. Er wußte besser, welcher Unterschied an Lebensalter zwischen Braut und Bräutigam bestand. Die Schauspielerin war dreiunddreißig Jahre alt.

„Lassen Sie es fünf Jahre sein, mein Fräulein,“ sagte er. „Was will das bedeuten, wo der Genius der Kunst unsterbliche Jugend verliehen hat?“

Es gelang ihm, die Besorgnisse der Schauspielerin zu zerstreuen, und das ward ihm um so leichter, als die Dame in der That keine ernsten Besorgnisse hegte und vollständig davon überzeugt war, daß sie viel zu gewinnen aber gar nichts zu verlieren habe. Sie versicherte Herrn Fitte ihrer ewigen Dankbarkeit, wenn es ihm gelingen sollte, auch die Besorgnisse des alten Herrn Bäumcher zu zerstreuen und dessen Bedenken zu beseitigen.

Und wirklich entwickelte sich die ganze Angelegenheit, dank der Liebe des Elternpaares Bäumcher zu seinem Sohne, dank aber auch der geschickten Intervention Fittes, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Eltern kamen beide sogleich angereist, nachdem sie ihres Sohnes Brief erhalten hatten, und waren zu Anfang sehr geneigt, die Verlobung rückgängig zu machen und ihren Sohn mit sich weg nach Chemnitz zu nehmen. Aber der junge Bäumcher zeigte sich so unglücklich, die Schauspielerin benahm sich so sehr dem Geiste ihrer Rolle gemäß, und Fitte sprach so überzeugend, daß die Brandung sich legte und die Sonne wieder freundlich auf die Wellen herabstrahlte. Herr Fitte gab es zu, daß der junge Bäumcher noch sehr jung sei, aber er wußte einen vortrefflichen Geschäftsmann und geschickten Verleger, der dem jungen Mann zur Seite stehen wollte und konnte. Wenn dann der alte Herr Bäumcher ein Kapital hergeben wollte, so ließ sich eine Firma Niedermeyer und Bäumcher gründen, und der junge Mann würde dann das richtige Maß von Selbständigkeit und Anlehnung finden. Der alte Bäumcher zog Erkundigungen ein, und da er über die Firma Niedermeyer nur Gutes vernahm, so ging er auf die Sache ein. Durch Fittes Vermittlung kam ein Vertrag zu stande, demgemäß Karl Niedermeyer aus eigenem Vermögen 150000 Mark und aus dem Vermögen seiner zukünftigen Frau ebenfalls 150000 Mark in das Geschäft einzahlen sollte, während Herr Bäumcher seinerseits für seinen Sohn dieselbe Summe, 300000 Mark, einlegte. Der Gewinn sollte nach Maßgabe der Einzahlung geteilt werden. Nach Unterzeichnung dieses Vertrages wurden Schritte gethan, um die Verlagsfirma Niedermeyer und Bäumcher ins Handelsregister einzutragen.

Bäumcher gab seinen Kollegen ein solennes Abschiedsmahl bei seinem Austritt aus dem Schefferschen Geschäft. Er machte die Sache nobel, wie das in seiner Art lag, es war ein Souper bei Dähne, das Kouvert zu sechs Mark und dazu feine Weine in Verschwendung. Nur die Kollegen vom Kontor waren geladen worden, und die Stimmung war ganz ungeniert und wurde ungemein angeregt. Selbst Herr Scharf verlor ein gut Teil seines Pessimismus und gab zu, daß es Verhältnisse gebe, unter denen es ein Vergnügen sei, Buchhändler zu sein. Groß war Herr Pannewitz. Er beschrieb, wie er seine Villa am Starnberger See einrichten werde, wenn er erst sein Schäfchen im trocknen haben werde. Herr Bäumcher nenne eine Schauspielerin sein, er für seine Person gedenke, eine Sängerin zu gewinnen. Nichts könne er sich reizender vorstellen, als bei Mondenschein im Bote auf dem See zu fahren und die Sängerin ihre Arien und Lieder dazu singen zu lassen. Ganz ungewöhnlich viel trank an diesem denkwürdigen

Abend jener alte ruhige Herr, den Lizak mit dem Beinamen „der Bodenlose“ geschmückt hatte. Ein so leichtes Getränk wie Champagner floß ihm mühelos in ungezählten Gläsern die Kehle hinab. Lizak selber bewahrte eine sarkastische Miene im Jubel des Abends und selbst seine Rede zur Beglückwünschung des Kollegen Bäumcher, die er unter allgemeinem rauschenden Beifall hielt, war nicht ganz frei von Sarkasmus. Denn er bewahrte noch die Unterhaltung mit Fräulein de Baez beim Vereinsfeste in gutem Gedächtnis, und sein kritischer Sinn bezweifelte die Echtheit der Poesie, welche nicht nur Bäumcher selbst, sondern auch die übrigen Kollegen in der Verbindung mit der Schauspielerin erblickten. War es Instinkt, was den eisernen Heinrich antrieb, zu vorgerückter Stunde im Lokal zu erscheinen, oder hatte ihn irgend ein vorsichtiger Denker bestellt — genug, seine Anwesenheit erwies sich als sehr nützlich. Er war plötzlich in unauffälliger Weise zugegen, gleich als habe er von Anfang an im Hintergrunde gestanden, trank freundlich dankend dreimal ein Wasserglas voll Portwein aus und trug dann Herrn Bäumcher davon und zu Bett. Sein großes Glück und der Eifer des Gastgebers hatten den jungen Mann überwältigt, so daß er zuletzt zwar noch lächeln und strahlen, aber nicht mehr zusammenhängend reden und auch nicht mehr allein stehen und gehen konnte.

Herr Fitte unterdessen dachte an ernstere Dinge als Festschmäuse, er sann über seine beginnende Größe nach, der er nun das Fundament zu legen im stande war.

„Wie soll sie heißen, unsere Wochenschrift?“ sprach er zu Karl Niedermeyer.

„Ja, wie soll sie heißen?“ fragte dieser gutgelaunt dagegen. „Machen Sie einen Vorschlag, Fitte.“

„Sehen Sie, es ist etwas Wichtiges um den Titel,“ sagte Fitte, den Zeigefinger wichtig an die Nase legend.

„Gewiß, etwas sehr Wichtiges. Titel zu geben, dazu sind nicht viele Leute fähig. Es ist Sache des Genies.“

„Wenn ich bedenke, wie viele Wochenschriften, Monatsschriften, Tagesschriften es schon gibt und wie viele Titel schon verbraucht worden sind, da sage ich mir, es ist sehr schwer, etwas Neues, Originelles zu finden. Oft gibt ein glückliches Ungefähr, ein Zufall den richtigen Anstoß, wo tagelanges Kopfzerbrechen und Besprechen zu nichts geführt hat. Ich entsinne mich noch der Entstehung des famosen Titels „Kladderadatsch.“ Dohm und Hoffmann sitzen in verdrießlicher Laune beisammen. Sie wollen ein neues Witzblatt herausgeben und mühen sich seit Wochen vergeblich, einen packenden Titel für dasselbe zu erfinden. Hoffmanns Magd tritt herein, bringt den Kaffee und stellt ihn auf ein Tischchen zwischen die beiden Herren. Hoffmann achtet nicht darauf, ruft: es ist zum Verzweifeln, daß man den Titel nicht finden kann! springt auf und stößt ungeschickter Weise den Tisch um, so daß das Kaffeegeschirr klirrend zu Boden fällt. Kladderadatsch! sagt Dohm. Kladderadatsch! ruft Hoffmann, hurra, ein guter Titel!“

„Ja,“ sagte Niedermeyer, „wenn wir auch irgend etwas hinwerfen sollen — es müßte nur etwas Sanfteres sein, denn wir wollen ja kein Witzblatt machen. Übrigens kann Ihre Geschichte nicht richtig sein, denn der Kladderadatsch existierte schon, ehe Hoffmann ihn in seinen Verlag bekam. Er ist das eigenste Werk von Kalisch. Er war ein kleines Schmutzblatt, das Kalisch dem Hoffmann oftmals vergeblich angeboten hatte, bevor sich dieser entschloß, es zu übernehmen. Nachher ist er freilich Millionär durch das Blatt geworden. Hoffmann war ein Pfiffikus. Er war, ehe er Buchhändler wurde, Arzt für Stotternde gewesen, ein ungemein pfiffiger Bursche. Kalisch wohnte in einem Häuschen seines Schwiegervaters, des Gärtners Maaßen, dort, wo jetzt die Rauchstraße, Drakestraße und andere Straßen sind, in denen es keine Wohnung unter tausend Thaler Miete gibt. Aber damals war dort ein wüster Teil des Tiergartens, und Kalisch wohnte ähnlich wie im Urwalde zwischen Sumpf und Gestrüpp. Eines Tages kam Hoffmann und holte den alten Maaßen ab, führte ihn zum Notar und kaufte ihm das Häuschen und den Garten ab. Er hatte nämlich erfahren, daß die Friedrich Wilhelmstraße traciert werden sollte. Das erfuhr auch Kalisch zugleich mit dem Verkauf des Grundstücks, und es war sein Tod. Die Galle ging ihm ins Blut, und nach drei Tagen lebte er nicht mehr.“

„Das habe ich nicht gewußt,“ sagte Fitte. „Um übrigens wieder auf unsern Hammel zu kommen: Betrachte ich die Titel, welche schon existieren, so scheinen sie mir klassen=

weise etwas Gemeinsames, etwas Ähnliches zu haben. Zwar nicht dem Wortlaut, aber doch der Bedeutung nach. Da haben wir: Familienblatt, Fürs Haus, Daheim, Gartenlaube und so weiter, und diese Bezeichnungen schmiegen sich so gleichsam dem Schoße des Familienlebens ein, legen sich der Häuslichkeit ans Herz, appellieren an die Behaglichkeit des Herdes, sitzen zu Füßen der Penaten."

„Natürlich," sagte Niedermeyer. „Eine Familie besteht durchschnittlich aus fünf Personen. Der Verleger wäre thöricht, wenn er sich an die Väter, an die Mütter, oder gar an die Junggesellen wenden wollte. Sein Leserkreis ist doch fünfmal so groß, wenn er die ganze Familie gewinnt, als wenn er den Einzelnen zum Abonnenten bekommt."

„Gewiß, obwohl der Sache auch noch etwas anderes zu Grunde liegt. Dann sind da aber noch andere Titel. Es gibt eine ganze Klasse von Bezeichnungen, die wiederum ihr Gemeinsames haben. Es sind die umfassenden Titel: Vom Fels zum Meer, Über Land und Meer, Nord und Süd und dergleichen. Diese lassen vor des Lesers Blicken eine gewaltige Perspektive erstehen oder vielmehr ein Panorama, das den weiten Erdenrund und die Ozeane umfaßt, und sie fesseln seine Phantasie und sein Bildungsbedürfnis zu gleicher Zeit, indem sie ihm Darstellungen und Belehrung aus unermeßlichen Gebieten versprechen. Das ist auch schön."

„Freilich," sagte Niedermeyer, „obwohl für den befangenen Blick des Verlegers aus diesen Titeln mehr die Sehnsucht nach einem umfassenden Abonnentenkreise spricht. So etwas ist instinktiv. Ich denke mir immer, daß der Wunsch hier der unbewußte Vater des Titels gewesen ist. Man wünscht sich Abonnenten vom Fels zum Meer, nicht zu sagen wie Sand am Meer, und verrät sich."

„Gleichwohl klingt es gut, und das Publikum merkt ja nichts," sagte Fitte. „Dann haben wir noch die gewissermaßen neutralen Titel: Romanzeitung, Romanbibliothek, Illustrierte Zeitung, Illustrierte Welt und so weiter. Auf diesem Gebiete ist für uns meines Erachtens nichts Originelles zu holen. Wir könnten ja auch etwas Indifferentes, etwas Neutrales bieten, zum Beispiel: „Die Warte", oder „Der Ausguck", oder „Bilderbuch für Erwachsene", oder „Illustrierte Bücherei" — aber das gefällt mir alles nicht."

„Mir auch nicht," sagte Niedermeyer.

„Unsere Wochenschrift muß Charakter haben," fuhr Fitte fort, „und sie muß im Titel gleich sagen, was für einen Charakter sie hat. Und da bin ich der Ansicht, daß sie möglichst warm gehalten sein muß, und daß auch der Titel möglichst warm sein soll."

„Wie so warm?" fragte Niedermeyer.

„Sie muß sich an das Gemüt wenden," sagte Fitte. „Das Gemüt gibt schließlich im Buchhandel den Ausschlag. Wollen Sie das Publikum analysieren, so finden Sie, das Totalempfinden zu hundert gerechnet, sechzig bis fünfundsiebenzig Prozent Gemüt. Den großen Erfolg haben immer nur die gemütvollen Schriften und Bücher."

„Da könnten wir das Ding ja vielleicht ‚Das Gemüt' nennen," bemerkte Niedermeyer spöttisch.

„Der Titel wäre wohl zu sehr auf den Mann dressiert, wenn ich mich so ausdrücken darf," sagte Fitte. „Eher ginge noch so etwas wie ‚Das Herdfeuer.'

„Warm ist der Titel," sagte Niedermeyer. „Im Winter klingt er angenehm, aber das Blatt soll doch auch im Sommer gelesen werden."

„Ja, was ich sagen wollte," fuhr Fitte fort, „jene Titel, welche ich zuerst erwähnte, diejenigen, welche sich an die Familie wenden, sind auf die Erkenntnis der Macht des Gemüts gegründet. Es sind indirekte Titel. Sie setzen voraus, daß das Daheim, der häusliche Herd eben der Sitz des Gemütes ist."

„Nennen wir es ‚Der häusliche Herd' oder ‚Am häuslichen Herde'" sagte Niedermeyer.

„Das wäre nicht übel," sagte Fitte, „nur erinnert es zu sehr an ‚Das Heimchen am Herde.' Ungemein gemütvoll und gemütlich ist ‚Die Gartenlaube.' Schade, daß der Titel schon weg ist. Könnten wir nur sagen ‚Am Kamin!' Aber leider gibt es bei uns keine Kamine, und ‚Am Ofen' oder ‚Hinterm Ofen' ist gar zu prosaisch. Innerhalb der ersten Klasse der Titel müssen wir uns aber auf alle Fälle halten."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür und Petersen trat herein. Er wollte sich erkundigen, wie es mit dem Roman der Gräfin Werba stehe. Von Neustadt aus hatte er gute Nachrichten über das Befinden Friedrichs erhalten. Der junge Mann war auf der Besserung. Anna selbst hatte ihm

geschrieben. Es war, wie der Arzt gesagt hatte, ein nervös-rheumatisches Fieber, woran er litt, doch war die Gefahr nun beseitigt. Friedrich ging wieder im Hause umher, war jedoch nach wochenlangem Bettliegen recht angegriffen. Von Geschäften war mit ihm noch nicht die Rede gewesen, und er hatte auch mit keiner Silbe des Romans oder auch der Gräfin Werba Erwähnung gethan. Aber Anna fürchtete, daß dieser Gegenstand doch bei irgend einer Gelegenheit den Anlaß zu erneuter Aufregung geben könnte, und sie hätte gern gewußt, was aus dem Manuskript geworden sei.

„Ich stehe noch mit der Gräfin in Verhandlung," sagte Niedermeyer. „Großes Vertrauen habe ich gerade nicht zu dem Romane, denn Herr Fitte sagt mir, er sei etwas überspannt. Doch bin ich auch nicht abgeneigt, das Manuskript zu erwerben. Nur darf die Dame nicht zu viel verlangen. Ich habe ihr fünfhundert Mark für die erste Auflage geboten, darauf hat sie mir geschrieben, sie wollte mir den Roman lieber umsonst geben und erst von den späteren Auflagen Honorar haben. Das sind nun solche Redensarten. Ich habe ihr geantwortet, daß ich mir keine Manuskripte schenken ließe, und habe sie dann gefragt, was für ein Honorar sie denn ins Auge gefaßt hätte. Darauf hat sie mir geschrieben, sie wüßte mit den buchhändlerischen Gebräuchen durchaus nicht Bescheid und überließe alles meinem Gefühl für Recht und Anstand."

„Und darauf haben Sie noch nicht geantwortet?" fragte Petersen.

„Nein."

„Sie sollten doch nicht so viele Umstände mit einer solchen Kleinigkeit machen! Ein Mann in Ihrer Stellung, Niedermeyer!" sagte Petersen. „Was meinen Sie, Herr Fitte? Wird der Roman gehen?"

Fitte zuckte die Achseln. „Es ist nicht genug Gemüt darin," sagte er. „Sonst ganz interessant, schneidig, pikant, aber es fehlt an Gemüt."

„Fitte ist jetzt ganz des Kuckucks mit seinem Gemüt," sagte Niedermeyer. „Er behauptet, im Buchhandel könnte man nur mit dem Gemüt große Geschäfte machen."

„Das ist auch so," entgegnete Fitte. „Der Buchhandel wendet sich doch an das Publikum, er lebt doch vom Publikum, indem er dessen litterarischem Bedürfnis entgegenkommt. Folglich muß er auf die Eigentümlichkeiten dieses Bedürfnisses Rücksicht nehmen. Bücher auf den Markt zu bringen, die nicht gelesen werden, ist kein Geschäft, ist immer nur ein Mißgriff, eine aus der Unkenntnis des Publikums hervorgehende falsche Spekulation. Die Bücher müssen der Geistesrichtung des Publikums entsprechend sein, müssen aus einem Denken hervorgegangen sein, das mit dem Denken des Publikums Ähnlichkeit hat. Ich behaupte aber, daß es zwar manche witzige, geistesscharfe, verständige, strebsame, auch neuerungssüchtige und revolutionäre Elemente im Publikum gibt, daß aber die gemütlichen, gemütsvollen Elemente bei weitem überwiegen. Deshalb muß ein Buch, welches viel Gemütvolles enthält, entschieden mehr Leser finden, mehr Beifall, Zustimmung, mit einem Worte buchhändlerischen Erfolg erringen, als ein Buch, das geistreich, witzig, originell, aber dabei kalt ist. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und sage: das Geistreiche schadet. Die besten Bücher sind die, welche zugleich gemütvoll und einfältig sind, denn das sind just die allgemeinsten Eigenschaften des Publikums selbst."

„Das heißt denn doch den wahren Sachverhalt durch eine falsch geschliffene Brille betrachten, so daß ein verzerrtes Bild entsteht," sagte Petersen, dem die ausschließlich auf das Nützliche und den Gewinn gerichtete Denkart Fittes schon oft unangenehm aufgefallen war. „Sie verkennen wohl die große Macht des Guten. Es ist etwas Echtes um das Bewußtsein des Volkes. Mein Stand und Beruf als Buchhändler würde mir wahrhaftig verleidet werden, wenn ich glauben sollte, daß das Einfältige in der Litteratur herrschte, und daß mit Kniffen und Spekulationen auf die niedrigeren Eigenschaften des Publikums dauernder Erfolg zu erreichen wäre."

Herr Fitte ward vor Ärger so blaß, daß nur noch die Schminke auf seinen Wangen ihm Farbe gab.

„Wie verstehen Sie denn das, verehrtester Herr?" fragte er. „Was meinen Sie denn mit der Echtheit des Volksbewußtseins und der Macht des Guten. Sie reden ähnlich wie die Sybille in alter Zeit."

„Ich meine damit, daß so, wie überhaupt das Gute herrschend in der Welt ist,

so auch in der Litteratur nur das Wahre, Große und Schöne wirklich von Erfolg begleitet ist, und daß das Publikum ein gutes Verständnis für den Wert der Bücher besitzt; freilich finden oft seichte, nichtswürdige Schriften eine große Verbreitung und werden sogar viel bewundert, aber das ist immer nur ein vorübergehender Erfolg, der denjenigen nicht irre führt, welcher auf das Ganze sieht. Das geben Sie auch selbst zu, wenn Sie vom Erfolge des Gemütvollen sprechen, aber Sie sehen dabei nur den falschen Schein, wenn Sie nicht erkennen, daß die Zustimmung, welche das Gemütvolle findet, nur ein Teil und einzelner Ausdruck der Macht ist, welche das Gute überhaupt auf die Menschen ausübt.“

Herr Fitte lächelte gezwungen und zuckte die Achseln. Es fehlte ihm sonst nicht an Beredsamkeit, aber seine Eitelkeit brachte es mit sich, daß ihm leicht das Wort versagte, wenn er dem Widerstand einer ernstlichen Überzeugung begegnete, so daß er nicht hoffen durfte, den Sieg zu erringen. „Natürlich, Friedrich Schottmüller rechnet nicht zur Menge,“ sagte er schließlich. „Friedrich Schottmüller will die Welt bessern und bekehren.“

„Das Büchermachen ist überhaupt ein Geheimnis,“ warf Niedermeyer ein. „Wer das Rezept besitzt, kann es doch nicht mitteilen, oder will es vielleicht nicht. Wenn irgend ein Verleger existierte, der das Geheimnis des Erfolges wirklich besäße, so würden die andern das schon merken. Aber gelegentlich fällt ein jeder hinein, und das Nachmachen bringt für alle Teile nur Unheil, ist unsicher für den, der nachmacht, und schädigt das Geschäft im ganzen.“

„Doch wie ist es mit dem Roman?“ fragte Petersen. „Ich komme nun, um mich zu erkundigen. Wollen Sie ihn nicht, so sagen Sie es, bitte. Er ist uns nun einmal zuerst angeboten worden, und ich fühle eine gewisse moralische Verpflichtung gegenüber der Gräfin, von der wir doch schon die Orientreise verlegt haben.“

Niedermeyer überlegte noch und besprach sich mit Fitte, der das Manuskript gelesen hatte. Dieser meinte, das Buch sei nicht ohne Aussicht. Für die herauszugebende Wochenschrift passe der Roman durchaus nicht, aber in der Buchausgabe könne er möglicherweise Erfolg haben. Endlich erklärte Niedermeyer sich bereit, das Manuskript zu erwerben und der Gräfin für die erste Auflage von tausend Exemplaren tausend Mark zu bezahlen. Er wollte sich Petersen gegenüber als anständig erweisen.

(Schluß folgt.)

Das „Gut an sich.“

Eine Neujahrsgeschichte von Theodor Hermann Pantenius.

Während ich in Riga lebte, hatte ich das Glück, in einem Kreise sehr bedeutender Menschen verkehren zu dürfen. Diese durch die Bande der Verwandtschaft und langjähriger Freundschaft eng verbundenen Männer und Frauen hatten, was ihnen etwa einst an konventionellem Wesen anhaftete, längst abgestreift, ein jedes gab sich wie es war und sprach wie es dachte. Da nun alle edel empfanden und klug waren, so entwickelte sich in dieser Gesellschaft fast immer eine Konversation, an welche die beiden anderen Überlebenden jetzt gewiß ebenso oft und gewiß stets mit derselben schmerzlichen Sehnsucht zurückdenken wie ich. Das einfachste, alltäglichste Vorkommnis gab Anlaß zu einer Bemerkung, die eine weite Perspektive eröffnete. Nun stimmte man zu und führte weiter aus oder man widersprach, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir bei den interessantesten und wichtigsten Fragen.

In diesem Kreise nun verlebte ich die letzten Stunden des Jahres 1873. Wir waren diesmal nicht, wie meist, ganz unter uns, denn unser aus Sachsen stammender Wirt hatte sein Haus heute einem an ihn empfohlenen Landsmanne, einem erst im Herbst nach Riga übergesiedelten Professor am Polytechnikum, geöffnet und ihn gebeten, den Sylvesterabend mit uns zu verleben. Dieser Professor war ein älterer Junggeselle von schweigsamem, zurückhaltendem Wesen,

doch gefiel er uns gut, und wir plauderten bald, als ob er uns allen seit lange bekannt gewesen wäre. Nun erzählte der Rechtsanwalt, daß vor ein paar Stunden der Doktor so und so, einer der angesehensten Ärzte der Stadt, plötzlich einem Schlagfluß erlegen sei, und eine der Damen rief unwillkürlich: „Wie traurig!" „Ob das nun wirklich ‚traurig' ist," meinte ich, „ist denn doch fraglich. Der Doktor war längst Witwer, seine Kinder sind erwachsen und bedürfen weder mehr der Erziehung, noch anderweitiger Hilfeleistungen. Ist es da mit Recht als ‚traurig' zu bezeichnen, daß ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte? Oder ist er vielmehr zu beneiden?"

„Sie müssen, wie ich glaube," nahm jetzt der Staatsrat das Wort, „die Frage dahin stellen, ob das Leben schon an sich ein Gut sei, oder ob es erst unter gewissen Voraussetzungen — z. B. wenn es ein glückliches oder wenn es zum Gedeihen oder zum Glück anderer unentbehrlich ist — ein Gut werde. Wenn wir uns für die erstere Alternative entscheiden, so werden wir in der That auch einen Todesfall wie den, von welchem wir eben reden, bedauern dürfen und bedauern müssen."

Wir acceptierten die Fragestellung und es entspann sich eine lebhafte Debatte für und wider. Von beiden Seiten wurden mancherlei Argumente vorgebracht. Das Leben, behaupteten die einen, sei zweifellos an sich ein Gut, denn nur das Leben gebe uns die Möglichkeit, den sittlichen Aufgaben gerecht zu werden, welche Gott dem einzelnen gestellt habe. Da wir nun in keinem Lebensabschnitt und in keinem Verhältnis ohne solche Aufgaben wären, so folge schon daraus, daß wir nicht wünschen dürften, unser Leben verkürzt zu sehen. Es sei ferner zweifellos die Aufgabe jedes einzelnen, schon hier zu einer möglichst hohen Stufe sittlicher Entwickelung aufzusteigen, niemand aber werde in Abrede stellen, daß uns das nur möglich sei, wenn die in einem längeren Leben geführten Kämpfe unsere sittliche Kraft gestärkt und die während derselben gewonnenen Erfahrungen unsere Einsicht vermehrt hätten. Eben deshalb sei auch der Trieb zum Leben der stärkste in der Seele eines gesund empfindenden Menschen, und je länger der Mensch lebe, um so stärker entwickele sich dieser Trieb, so daß bekanntlich sehr alte Leute ganz besonders am Leben hingen.

Dagegen wurde zunächst eingewandt, daß hier nicht von einem Selbstmord, sondern von einem natürlichen Tode die Rede sei, von einem Falle also, in dem Gott selbst allen sittlichen Aufgaben ein Ende gemacht habe. Es sei sodann doch mindestens fraglich, ob denn wirklich unsere sittliche Entwickelung mit dem Tode endgültig abgeschlossen sei, und die Möglichkeit erscheine in keiner Weise ausgeschlossen, daß wir in jenem Leben vor Aufgaben gestellt würden, von denen wir Menschen uns zwar keine Vorstellung machen könnten, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutend wären als die irdischen. Die Lust zum Leben endlich sei zweifellos bei den meisten Menschen einer der stärksten Triebe, aber doch keineswegs bei allen. Das würde nicht nur durch die Selbstmorde, sondern auch durch jene Lebensmüdigkeit und jenen Widerwillen gegen das Leben bewiesen, welche nur zu oft die Begleiterin des Talentes oder sonst höchster Begabung sei. Was sei denn die Askese, die uns doch bei allen Religionen begabter Völker in dieser oder jener Form begegne, anders als die bewußte Verneinung des Lebens bei lebendigem Leibe? Würde denn jemand von uns, so fragte man, falls es ihm freigestellt würde, sein Leben noch einmal zu beginnen, von dieser Erlaubnis Gebrauch machen?

Dieser letzte Punkt fand zumal lebhaften Widerspruch, und wir gewahrten, daß die Lust am Leben oder die Verneinung desselben nicht nur die große Menschheit, sondern auch unsern kleinen Kreis in zwei Parteien teilte.

Der Professor hatte sich an der Debatte nicht beteiligt, sondern sich darauf beschränkt, ihr aufmerksam zu folgen. Als sich nun unser Wirt mit der Frage an ihn wandte, wie er denn über diese Dinge denke, erwiderte er, indem er mit einer schnellen Kopfbewegung die Haarlocke, die ihm auf die Stirn herabgefallen war, zurückwarf: „Ich bin der Überzeugung, daß das Leben nicht nur an sich ein Gut, sondern das höchste Gut, das ‚Gut an sich' ist, und ich glaube, Ihnen das beweisen zu können."

„Und wodurch?"

„Dadurch, daß ich Ihnen ein Erlebnis aus meinem Leben erzähle."

„Vortrefflich. Erzählen Sie!"

Unser aller Augen hafteten jetzt auf dem klugen, scharf geschnittenen Gesichte des Professors. Dieser lehnte sich in seinen Sessel zurück und erzählte, während seine schmale, weiße Rechte in seinem schwarzen, bereits von Silberfäden durchzogenen Vollbarte spielte, wie folgt: „Ich bin einer armen Witwe Sohn und ich habe eine schwere Jugend hinter mir. Mein Vater, der im sächsischen Erzgebirge Förster war, wurde, als ich erst acht Jahre alt war, von einem Wilddiebe erschossen, und meine Mutter blieb mit sechs Kindern und einer Pension zurück, die viel zu gering war, um ihr auch nur die bescheidenste Existenz zu ermöglichen. Wir siedelten nun nach Dresden über, und meine Mutter vermietete möblierte Zimmer an Fremde, sie erlag aber nach einigen Jahren den damit verbundenen Anstrengungen, und wir Kinder wurden verteilt. Da ich eine leidliche Stimme hatte, wurde ich in das Alumnat des Thomasgymnasiums zu Leipzig aufgenommen, und da ich ferner auf der Schule zu den besten Schülern gehörte, so verschaffte man mir nachher ein Stipendium, welches es mir ermöglichte, Mathematik zu studieren.

Nicht wenige meiner Mitalumnen fühlten sich in dieser Stellung höchst behaglich, viele andere rieb wenigstens unser Joch nicht wund, mir aber wurde die Abhängigkeit kaum erträglich, und ich trug mich schon damals mit Selbstmordgedanken. Diese tauchten auch später auf der Universität immer wieder in mir auf und fanden einen nur zu günstigen Boden. Ich hatte meinen Kinderglauben verloren, ohne daß anderweitige, feste religiöse Anschauungen an seine Stelle getreten wären. Ich fühlte mich ferner sehr einsam und verlassen, denn mit meinen Geschwistern, die alle bedeutend älter waren als ich, hatte ich kaum irgend welche Fühlung gewonnen, und mein verschlossenes Wesen bewirkte, daß ich auch meine Kommilitonen mehr abstieß als anzog. Endlich: ich war sehr arm, da mein Stipendium nur gerade hinreichte, um mir die Fristung meines Daseins zu ermöglichen. Sie werden es begreiflich finden, daß ich mir unter diesen Umständen oft die Frage vorlegte, ob es sich denn für mich der Mühe lohne, ein Leben weiter zu leben, das mir als eine schwere Last erschien. Ich war niemand unentbehrlich, ja ich durfte nicht annehmen, daß irgend jemand mich auch nur vermissen würde. Ich sah auch kein Ziel vor mir, welches mir wert zu sein schien, mit einem einsamen Leben voller Entbehrungen erkauft zu werden. Ich war nicht anmaßend genug, um anzunehmen, daß meiner Wissenschaft durch mein frühes Ende ein Verlust zugefügt würde, und wenn ich mich fragte, ob es sich lohne, ein sehr unglücklicher Student zu bleiben, um schließlich ein nicht weniger unglücklicher Gymnasiallehrer zu werden, so mußte ich die Frage verneinen. Daß aber das Leben an sich kein Gut sei, war mir ganz zweifellos. Warum also ihm nicht ein Ende machen? Die kurze Todesqual stand in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, die mich voraussichtlich erwarteten, wenn ich am Leben blieb. Jener Sprung ins völlig Ungewisse mußte ja überdies doch einmal gethan werden, einerlei, ob ich von eigner Hand jetzt oder eines natürlichen Todes später starb. Ich machte mich allmählich in Gedanken mit dem voraussichtlichen Hergange vertraut. Ein Schutzmann fand auf einem Patrouillengange durchs Rosenthal meine Leiche im Wasser. Man brachte eine Bahre herbei und schaffte sie in die Anatomie. Meine alte Wirtin stellte dort nach vielem Sichzieren meine Identität fest und fand in dem Vorgange eine Quelle unzähliger Berichte für die Kaffeestündchen im Kreise der Hausgenossen. Meine Geschwister tauschten unterdessen gegenseitige Kondolenzbriefe aus, und die Studenten der Medizin gingen schmunzelnd an den frischen Kadaver. Nach vier Wochen war es, als ob ich nie gelebt hätte.

Ganz besonders hing ich naturgemäß diesen Gedanken im Winter nach. Kennt jemand von den Damen oder den Herren einen Leipziger Winter? Kennen Sie ihn vielleicht, Herr Doktor? Nicht? Freilich, Sie haben ja nicht auf der Landesuniversität studiert. Nun, es ist eine entsetzliche Zeit. Trübes Gewölk verhüllt wochenlang den Himmel, und Regen und Schnee, die im Niederfallen schwarze Rußflocken mit sich nehmen und die kein Frost bindet, bedecken Straßen und Plätze mit einem schmutzigen, widerwärtigen Naß. Überall atmet man eine schwere, dumpfe, nach Kohlen riechende Luft, und selbst wer die Stadt verläßt, kann nicht freudig aufatmen, denn in den Niederungen, welche sie, von träge fließenden Ge-

wässern durchströmt, von allen Seiten umgeben, ist die Luft nicht im geringsten freier. An solchen Tagen mag es selbst dem Glücklichen schwer sein, sich schwermütige Gedanken fern zu halten, auf den Unglücklichen aber senkt sich die Traurigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt herab und erdrückt ihn. Es ist kein Zufall, daß sich in Leipzig verhältnismäßig mehr Menschen das Leben nehmen als irgendwo sonst in der Welt.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich nur zu wenigen Kommilitonen flüchtige, zu keinem von ihnen intime Beziehungen hatte. Trotzdem litt ich ganz besonders während der Ferien, vielleicht freilich nur, weil dann selbst die Zerstreuung wegfiel, welche der Besuch der Kollegien bot.

So war die zweite Weihnachtszeit, die ich auf der Universität verbrachte, herangekommen und vorübergegangen. Ich hatte den Weihnachtsabend allein auf meinem Zimmer verbracht, ohne Baum, ohne jede Festfreude. Ich beschloß, diesen Abend nicht noch einmal zu erleben und mit dem Jahre auch mein Leben abzuschließen.

Bis in die Stadt Leipzig hinein erstreckt sich ein großer waldartiger Park, das bekannte Rosenthal. Dieses Rosenthal wird von zwei Flüssen, der Pleiße und der Weißen Elster, die ihrer Vereinigung zustreben, umflossen, und am Ufer der letzteren hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht, an dem ich sterben wollte. Die Elster wird ziemlich am Ende des Rosenthales durch ein Wehr gehemmt und der Fluß schien mir unmittelbar vor demselben sehr tief zu sein. Ich wollte mich nun, indem ich mich über das Wasser beugte, erschießen und hoffte so unter allen Umständen ein schnelles Ende zu finden.

Am letzten Tage des Jahres kaufte ich mir am Morgen einen Revolver und ordnete mein bißchen Habe. Beides nahm vielleicht eine Stunde in Anspruch. Was aber nun mit der Zeit bis Mitternacht anfangen, denn es schien mir sinnlos, den letzten Tag meines Lebens mit Arbeiten zu verbringen? Ich beschloß schließlich, während meiner letzten Stunden zu leben wie ein Wohlhabender. Es war ja auch wirklich einerlei, ob meine fünf Geschwister sich später in die dreißig Thaler, die ich besaß, teilen konnten oder nicht. Ich begab mich also in ein feines Restaurant und ließ mir dort Austern, Kaviar und eine Flasche vom teuersten Bordeaux geben. Die beiden erstgenannten Delikatessen schmeckten mir aber so schlecht, daß ich sie stehen lassen mußte, und auch der Wein mundete mir nicht im geringsten. Also selbst diese Genüsse waren für mich keine! Ich verließ mißmutig den Keller und promenierte eine Weile auf der Grimmaischen Straße, aber die Menschen, die mir begegneten, erschienen mir so durchaus unsympathisch, daß ich es nicht lange unter ihnen aushielt und auf mein Stübchen flüchtete. O wie unerträglich war doch das Leben!

Ich brütete vor mich hin, bis die Straßenlaternen ein trübes Licht bis zu mir hinaufsandten. Ich sah nach der Uhr. Es war erst sechs! Es war unmöglich, daß ich den ganzen Abend hier verbrachte. Ich eilte hinaus und ging ins Theater. Ich nahm auch jetzt wieder den ersten Platz. Mein Anzug, vielleicht auch mein Aussehen bewirkten, daß die eleganten Damen und Herren neben mir mich mit verwunderten und, wie es mir schien, verächtlichen Blicken betrachteten. Wie sollten sie nicht! Ich hatte ja nichts, was in dieser Welt geschätzt wird! Ich gehörte nicht in sie. Auch das Stück konnte mich nicht fesseln. Es war einer jener Schwänke, die nur dem Glücklichen ein paar fröhliche Stunden bereiten können. Mich beleidigte das ausgelassene Spiel, das hier mit den Menschen getrieben wurde, das Lachen der Zuschauer kränkte mich, ihr dummes Beifallklatschen widerte mich an, aber ich hielt bis zum Schlusse aus. Dann gingen alle diese lachlustigen Menschen auseinander und ich war wieder allein auf den Straßen, in denen ich nun umherirrte, bis es endlich zehn schlug. Nun eilte ich nach Hause, holte meine Waffe und wanderte langsam dem Rosenthale zu.

Es war ein verhältnismäßig warmer, windstiller Abend. Es regnete, aber nicht stark, und mitunter fielen auch einige große Schneeflocken. Eine Weile leuchteten mir noch Laternen, dann aber umfing mich von allen Seiten der dunkle, schweigende Wald.

Obgleich mit einem geladenen Revolver unterwegs, um mir das Leben zu nehmen, empfand ich doch ein lebhaftes Furchtgefühl. Ich war mir des Widerspruches, der in diesen beiden Thatsachen liegt, voll bewußt, aber ich wurde trotzdem ein Gefühl des Grauens nicht los und diese Empfindung galt nicht dem sicheren Tode, dem ich ent-

gegenging, sondern den unbekannten Gefahren, die mich in der finstern Einsamkeit ringsum möglicherweise umgaben.

Der Boden war durch den Regen so erweicht, daß ich kaum meine eigenen Tritte hörte. Plötzlich rauschte es nicht fern von mir im Gebüsch und brach dann schnell durch die Zweige. Mir blieb das Herz stehen vor Furcht und ich fühlte, wie sich mir das Haar sträubte. Sobald ich freilich meiner aufgeregten Nerven Herr geworden war, wußte ich, worum es sich handelte. Ich hatte ein Rudel Rehe erschreckt, das zur Tränke zog.

Ich setzte meinen Weg fort und erreichte das Wehr. Ich hatte gehofft, daß das Wasser hier wie gewöhnlich so stark rauschen würde, daß der Knall des Schusses darüber kaum vernehmbar sein konnte, aber der Wasserstand war ein so hoher, daß die schwarze Flut fast geräuschlos über das Hindernis hinwegschoß.

Ich setzte mich auf eine Bank und wartete. In der Geburtsstunde des Jahres wird mit allen Glocken geläutet und überdies ist es in Leipzig Sitte, daß die Leute in der Neujahrsnacht, wenn es zwölf Uhr schlägt, aus den Wirtshäusern ins Freie treten und das junge Jahr mit lautem Prost-Neujahr-Rufen begrüßen. Darauf rechnete ich, Glocken und Rufe mußten bis zu mir in die Einsamkeit dringen, wenn nicht aus Leipzig, so doch von einem naheliegenden Dorfe her.

Endlich ein dumpfer Klang und noch einer und wieder einer — die Neujahrsglocken. Und jetzt ein anderer Ton, der zusammengesetzt ist und doch in ein einheitliches Brausen zusammenklingt — die Rufe der Leute. Es war an der Zeit. Ich ergriff meinen Revolver und erhob mich. Aber ich blieb bewegungslos stehen, denn es war mir, als ob ich auf dem Wege, den ich selbst gekommen war, einen leisen Tritt hörte. Zweifellos — es kam jemand. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an, aber ich konnte nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen. Diese Gestalt trat jetzt von dem Wege in das Buschwerk, welches das Ufer des Flusses umsäumte.

‚Es muß sein,' klang es zu mir herüber, zitternd, verzweifelt.

Ich ließ den Revolver fallen, war mit einem Satze im Gestrüpp und umfing die Gestalt mit beiden Armen. ‚Was wollen Sie thun?' rief ich und ich empfand es in diesem Augenblicke als das höchste Glück, daß ich trotz der Finsternis nicht fehlgegriffen hatte, nicht zu spät gekommen war.

Es währte eine Weile, bis der Mann in meinen Armen die Sprache wiederfand. Mein plötzliches Erscheinen hatte ihn allzusehr erschreckt. ‚Ach, mein lieber Herr Schutzmann,' bat er endlich in kläglichem Tone, ‚lassen Sie doch einen alten Mann aus dem Leben gehen, der, schwach und krank, zu gar nichts mehr gut ist.'

‚Schämen Sie sich, so zu reden,' rief ich. ‚Wer darf sagen, er sei zu nichts nütze. Und nun kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank und erzählen Sie mir, wer Sie sind und was Sie zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben hat.'

Wir setzten uns, und der Alte erzählte, während die Neujahrsglocken und das Toben der Übermütigen durch den entlaubten, dunklen Wald zu mir herüber klangen. Was er erzählte? Die Geschichte eines armen Mannes!

In mir aber ging unterdessen eine Wandlung vor sich, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Jenes Gefühl, das mich, den Selbstmörder mit dem Revolver in der Hand, antrieb, auf den Selbstmörder am Ufer des Flusses loszustürzen und ihn zurückzureißen, war so aus meinem innersten Herzen gekommen, mit solcher Allgewalt und so zweifellos aus dem Besten in mir, daß mir mein eignes Vorhaben nicht nur wie die größte Thorheit, sondern wie ein ungeheures Verbrechen erschien. Ich suchte den Revolver auf und schleuderte ihn ins Wasser. Ich wußte jetzt, daß das Leben nicht nur ein Gut ist wie andere Güter auch, ein relatives Gut, sondern ‚das Gut,' das ‚Gut an sich!'"

Der Professor schwieg. Er war, während er erzählte, sehr bleich geworden und er fuhr sich mehrmals mit dem Tuche über die Stirn — das einst Erlebte stand offenbar noch auf das lebhafteste in seiner Erinnerung.

Wir blickten eine Weile schweigend vor uns hin. Dann nahm der Rechtsanwalt das Wort. „Der Satz bedarf doch einer Einschränkung," sagte er. „Das Leben ist das höchste ‚irdische Gut!'"

„So meinte ich es," erwiderte der Professor.

Unser Wirt blickte auf die Uhr. „Es ist zehn Minuten vor zwölf,“ sagte er. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Herr Professor. Wenn wir jetzt, ehe wir in perlendem Weine das neue Jahr willkommen heißen, nach unserer Sitte die Herzen zu Gott erheben, um ihm zu danken für alles, was wir im alten erleben durften, werden wir nicht vergessen, ihm auch dafür zu danken — daß wir überhaupt leben.“

Bitte.

Von Harriot Wolff.

Oft klagt der Mensch, es fehl' ihm Glück
Zu seinem Thun und Lassen,
Doch nicht an diesem mangelt's — nein,
Meist an Verständnis fehlt's allein,
Das Glück schnell zu erfassen.

Drum bitt' ich nicht, es möge mir
Fortuna Gaben streuen,
Nicht fleh' ich, daß mir Gut und Gold
Und dieser Erde Ehrensold
Das schwache Herz erfreuen;

Nur von den Gaben dieser Welt
Möcht' eine mein ich nennen:
Rechtzeitig, wird mir Glück zuteil,
Das mir gereicht zu meinem Heil,
Als Glück es zu erkennen.

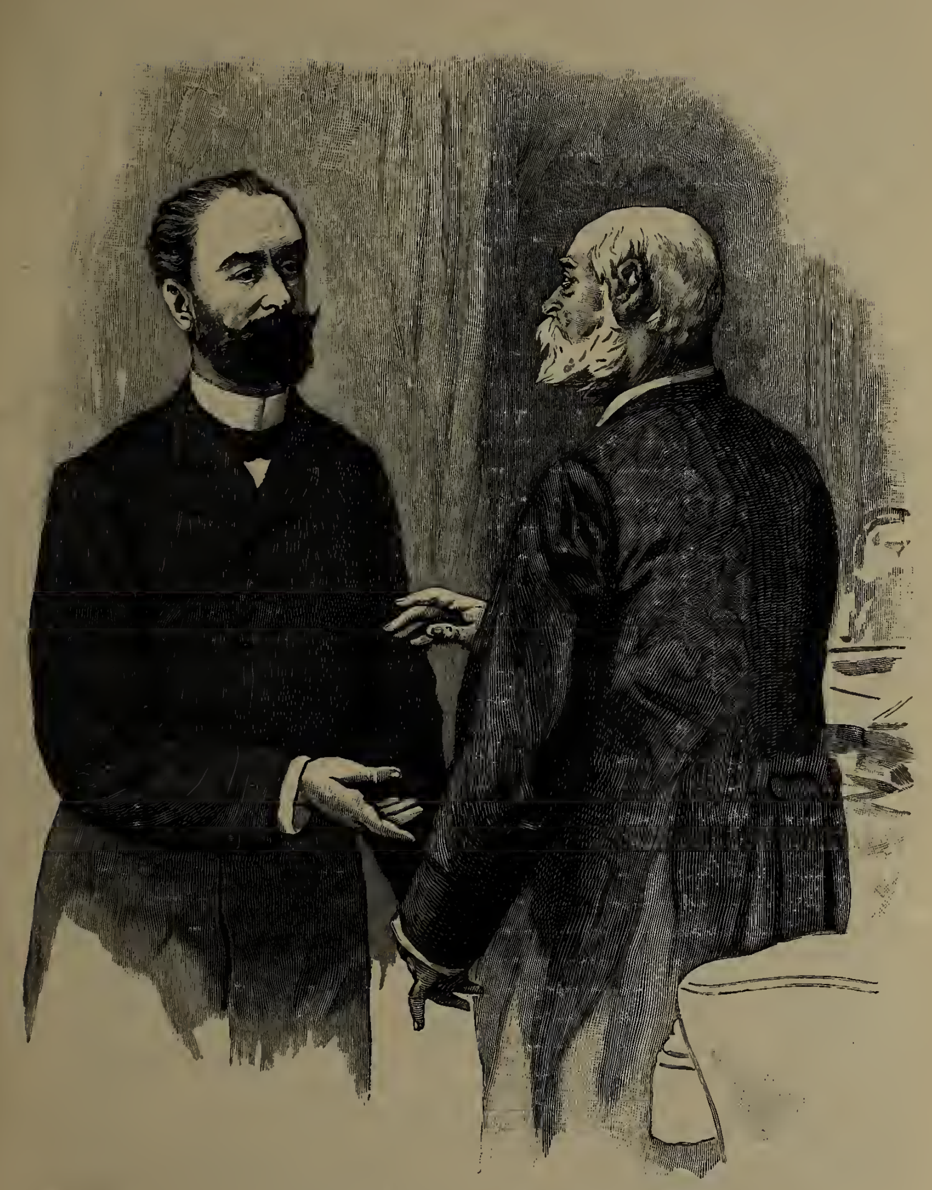
Der neue Präsident der französischen Republik.

Die mit soviel Spannung erwartete Wahl des neuen Präsidenten der französischen Republik ist vorüber und sie hat, wie solche Wahlen so oft, ein höchst überraschendes Resultat ergeben. Weder Ferry noch Freycinet sind gewählt — um von Boulanger gar nicht zu reden — sondern Sadi Carnot, ein Mann, an den vor der Wahl kein Mensch dachte. Man hat in den Vereinigten Staaten sehr oft ähnliches erlebt, die Parteien einigen sich eben über ihre Führer hinweg zur Wahl einer Persönlichkeit, die keiner antipathisch ist, weil sie keiner recht angehört.

Der neue Präsident hat, wie es scheint, die Erhebung zu seiner Würde zum Teil seiner Abstammung zu verdanken. Sein Großvater war ein berühmtes Mitglied des Konventes, auch sein noch lebender Vater ist Senator der Republik, die ganze Familie besteht aus waschechten Republikanern. Er selbst ist 1837 in Limoges geboren und Ingenieur von Beruf. Seine politische Laufbahn begann er im Jahre 1871 als Präfekt des Departements Seine-Inferieure. In die Nationalversammlung von Bordeaux schickte ihn das Departement Cote d'Or und er schloß sich in ihr der republikanischen Linken an. Im Ministerium Dufaure (1878) war er Unterstaatssekretär für öffentliche Arbeiten, unter Brisson (1885) Arbeitsminister, unter Freycinet (1886) Finanzminister. In allen diesen Stellungen zeigte er sich, ohne irgend besonders hervorzutreten, als ein tüchtiger Arbeiter und überzeugungstreuer Republikaner.

Carnots Gewohnheiten sollen sehr bescheiden sein. So bewohnte er bis zu seiner Wahl eine dritte Etage in der rue des Bassins, obgleich er in der Charente das Schloß Sevignac besitzt. Die Bewohner jener Straße mögen nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sie am Wahltage seinen nur einspännigen Wagen im Geleit von drei Schwadronen der republikanischen Garde vor der Thür halten sahen.

Carnot soll eine höchst liebenswürdige



Sadi Carnot, der neue Präsident der französischen Republik, macht dem abgetretenen Präsidenten Grevy seine Aufwartung.

Frau und drei Kinder haben, zwei Söhne und eine Tochter. Der ältere Sohn steht als Unterleutnant im 27. Linienregiment in Dijon. In Paris stellt man mit Befriedigung fest, daß die Tochter noch ein Kind ist, ein Schwiegersohn des Präsidenten daher demnächst nicht in Aussicht steht.

Unser Bild stellt den Augenblick dar, in welchem Carnot seinem Vorgänger auf dem Präsidentenstuhle seine Aufwartung macht. Der alte Herr Grevy wird wohl ohne Bedauern eine Stellung geräumt haben, in der ihm, seiner eignen Aussage nach, mit dem üblichen republikanischen Undank gelohnt worden ist. Dieser dürfte übrigens, nun da er ging und nachdem erst der leidige Schwiegersohn der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sein wird, der Erkenntnis weichen, daß Frankreich dem alten Herrn eine Reihe von Friedensjahren verdankte.

In dieser Richtung scheint indessen — Gott sei Dank — der Nachfolger in seinen Fußstapfen wandeln zu wollen. Möge ihm das gelingen!

Eine Dienerin des praktischen Christentums.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Es klingt wunderlich genug, wenn man von einem „praktischen" Christentum redet, denn wenn etwas in der Welt „praktisch" ist, d. h. unmittelbar zur That drängt, so ist es unsere Religion, und doch ist das Wort mit gutem Grunde aufgekommen und hat sich bis auf den heutigen Tag behauptet. Gab es doch in der That im Leben der christlichen Kirche Zeiten, in denen das Christentum „unpraktisch" geworden oder, um mit der heiligen Schrift zu reden, das Salz dumm geworden war. Daß wir aber so glücklich sind, in einer Zeit zu leben, in welcher die Religion wieder eine Macht geworden ist, das bezeugt die große, immer noch wachsende Zahl von Anstalten für die Bethätigung christlicher Liebe, von denen in unserm diesjährigen Daheim-Kalender*) unter der Überschrift: „Adreßbuch der Bestrebungen des praktischen Christentums in Deutschland" berichtet wird. Wer kann dieses „Adreßbuch" ohne die innigste Freude durchblättern! Die Adressen der Rettungshäuser, der Gefängnisvereine, der Herbergen zur Heimat &c. füllen viele Seiten.

Von denen aber, die im Dienste des praktischen Christentums wirken, ist keine andere Gestalt so volkstümlich geworden, wie die Diakonissin. Wo diese Frauen und Mädchen in ihrem schlichten Ehrenkleide erscheinen, da fühlt auch der Rohe Ehrfurcht, denn er weiß es, die Diakonissin arbeitet nicht ums Brot, sie steht im Dienste des Heilands und findet ihren Lohn in der Nachfolge Christi.

Und die Zahl der Diakonissinnen wird — Gott sei Dank dafür — größer und größer. Allein die 33 Vereine, welche dem Kaiserswerther Verbande angehören, verfügen über 4845 Schwestern, und zu ihnen gesellen sich noch die Schwestern von 7 anderen Diakonissenanstalten, sodaß mehr als 5000 Schwestern der evangelischen Christenheit Deutschlands ihren Oberen zur Verfügung stehen, allezeit bereit, dort einzutreten, wo die Not, das Elend, die Gefahr am größten ist, und auch allezeit dorthin gesandt, rechte Dienerinnen des praktischen Christentums. In unserm Falle handelt es sich um eine Diakonissin, die im Dienste einer Gemeinde die Armenpflege übt. Man erkennt ja mehr und mehr, daß das von niemand in so befriedigender Weise geschehen kann, wie von diesen Frauen. Der Vorsteher eines großen Dorfes schrieb uns noch dieser Tage gelegentlich: „Wir haben in unserm großen Orte nur eine einzige solche Helferin, welche aber ein unschätzbarer Segen für die Armen ist. Da gebe ich denn mit Freuden, wenn die Büchse kommt, ich weiß, das Geld ist vorzüglich angelegt."

*) Daheim-Kalender für das Deutsche Reich auf das Schaltjahr 1888. 21 Bogen mit vielen Illustrationen. geb. 1 M. 50 Pf. Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.



Eine Gemeinde-Diakonissin am Krankenbett.

Friedrich der Große und Roßbach.

Von Hanns von Spielberg.

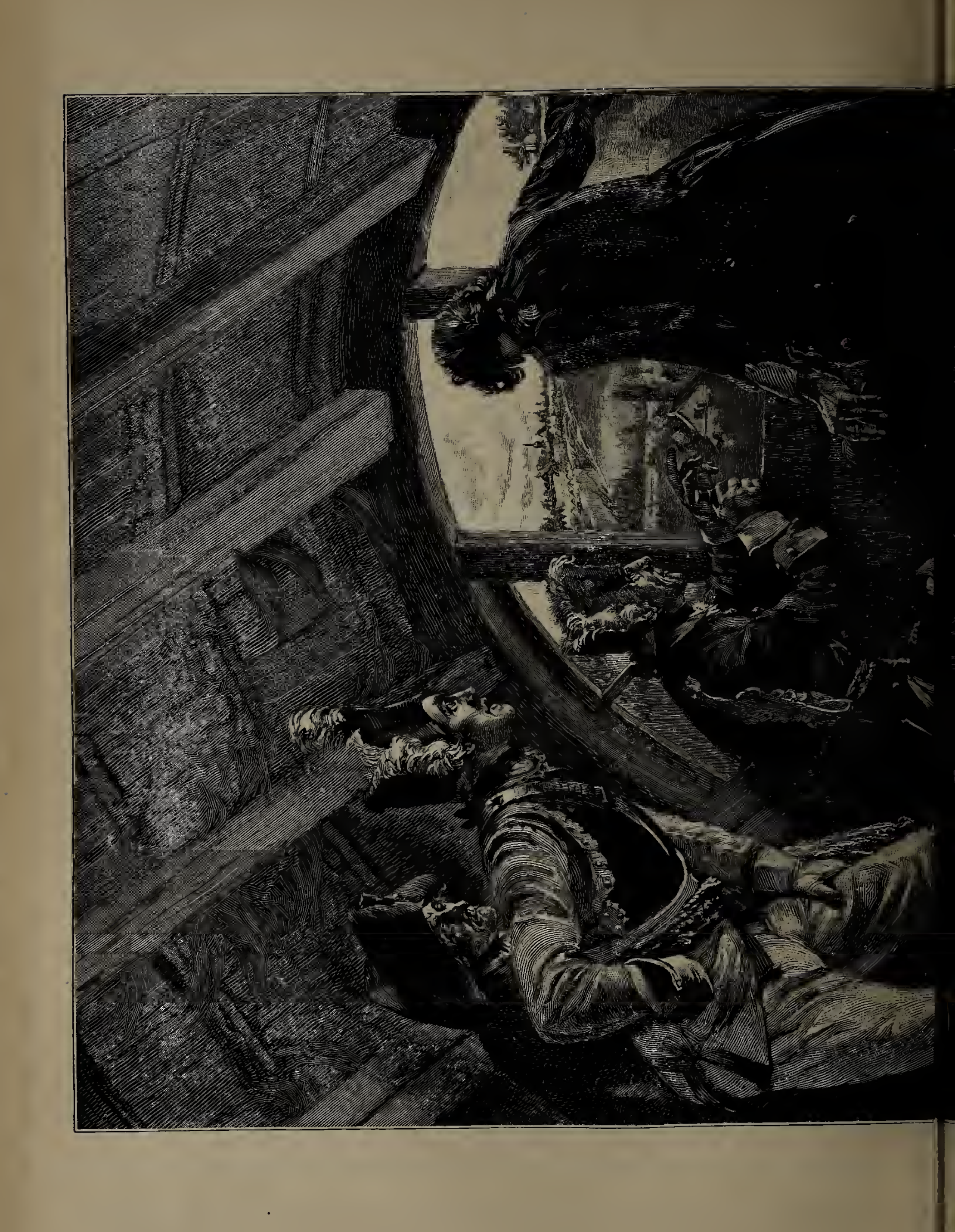
Glänzend hatte Friedrich II den Feldzug des Jahres 1757 eröffnet, indem er im Maimonat unter den Mauern Prags das Heer des Prinzen Karl von Lothringen zerschmetterte — im Juni schon lernte der König die Launen der Kriegsgöttin kennen: Der Tag von Kollin kostete ihm nicht nur 8000 Mann seiner besten Truppen, er zwang ihn auch zur Aufgabe der Belagerung der böhmischen Hauptstadt, zum Rückzug aus Böhmen überhaupt. Und nun folgte Schlag auf Schlag, Unheil auf Unheil. Der Rückzug hatte große Verluste gebracht, Ende Juli räumte der Herzog von Cumberland nach der unentschiedenen Schlacht bei Hastenbeck fast ganz Hannover, einen Monat später erlitt Feldmarschall Lehwaldt bei Groß-Jägerndorf eine empfindliche Niederlage durch die Russen, am 7. September verlor Friedrich in dem General von Winterfeldt, der bei Moys, unweit Görlitz, durch die Brust geschossen wurde, einen Unterführer, welcher ihm so nahe gestanden hatte, wie kein Zweiter. In Pommern waren die Schweden eingerückt und blockierten Stettin, gegen Mitte Oktober brandschatzte sogar ein kecker österreichischer Parteigänger, Feldmarschallleutnant Hadiek, Berlin. „Unglück über Unglück!" schrieb damals der König seiner Schwester. „Es scheint, das Schicksal will all seine Wut, all seinen Zorn über dem armen Staat entladen, den ich regiere... Das Leben ist nicht wert, daß man sich an ihm festklammert, wenn man voraussieht, daß es nichts sein wird als eine Kette von Leiden. Der Schmerz ist ein Jahrhundert — der Tod nur ein Augenblick. Wenn ich bloß meiner Neigung gefolgt wäre, ich hätte der Welt Lebewohl gesagt. Aber ich fühlte, daß das Schwäche gewesen wäre — daß mir meine Pflicht anbietet, das Unheil wieder gut zu machen!"

Der Wendepunkt des Schicksals lag nicht fern — der 5. November schon brachte den Siegestag von Roßbach.

Friedrich lagerte bis zum 23. Oktober bei Torgau und war schon zum Aufbruch nach Schlesien entschlossen, als Meldungen über den Vormarsch der Armee des Prinzen von Hildburghausen, unter dessen Befehl die berühmte Reichsarmee und das französische Korps des Prinzen Soubise vereinigt waren, auf Leipzig eintrafen. Sofort änderte der König seine Dispositionen, überschritt, offensiv werdend, schon am 3. November die Saale und stand am Abend desselben Tages bei Braunsdorf an der Straße von Merseburg nach Weißenfels, während das gegnerische Heer südöstlich Mücheln kaum eine Meile entfernt lagerte.

Es schmälert die Bedeutung der herrlichen Waffenthat nicht, wenn man zugesteht, daß die Armee der Verbündeten sich in einer offen herausgesagt miserabeln Verfassung befand. Um die vielbesungene weiland deutsche Reichsarmee hat ja gerade der Tag von Roßbach einen überreichen Blütenkranz der unvergleichlichsten Komik geschlungen — er hat sie, man darf wohl sagen, für immer unmöglich gemacht. Aber auch aus der Zeit vor der Schlacht sind uns köstliche Berichte über sie aufbewahrt. Was war von Truppen zu erwarten, bei denen innerhalb einer Kompanie eine Stadt den Hauptmann, eine zweite den einen Leutnant, eine Äbtissin den anderen, ein Abt den Fähnrich stellte, bei denen in wenigen Wochen ganze Kompanien sich einfach absentierten. „Übrigens mag ich von den hiesigen Umständen kein Wort verlieren," hatte schon im Juli ein unparteiischer Augenzeuge, der darmstädtische Regierungsrat Mollinger, geschrieben, „sondern semel pro semper nur soviel sagen, daß es ein Spektakul ist, welches verdiente um Geld gewiesen zu werden." Indessen auch der französische Teil der Armee war mindestens nicht völlig schlagfähig. Es fehlte an Zelten und an Trains, teilweise sogar an Munition — zudem hungerte das Heer seit Tagen. Die beiden Feldherren — nur nominell führte der Prinz von Hildburghausen den Oberbefehl — waren unglücklich gewählt. Von jenem sagt Friedrich selbst, „daß er ihn vor einen Narren traktierte," und der Prinz von Soubise, ein glatter Höfling, war lediglich ein General von der Pompadour Gnaden. Zeitgenossen nannten ihn tapfer und unermüdet, aber unwissend und für sich eingenommen.

Die Alliierten hatten jedoch eins für sich:





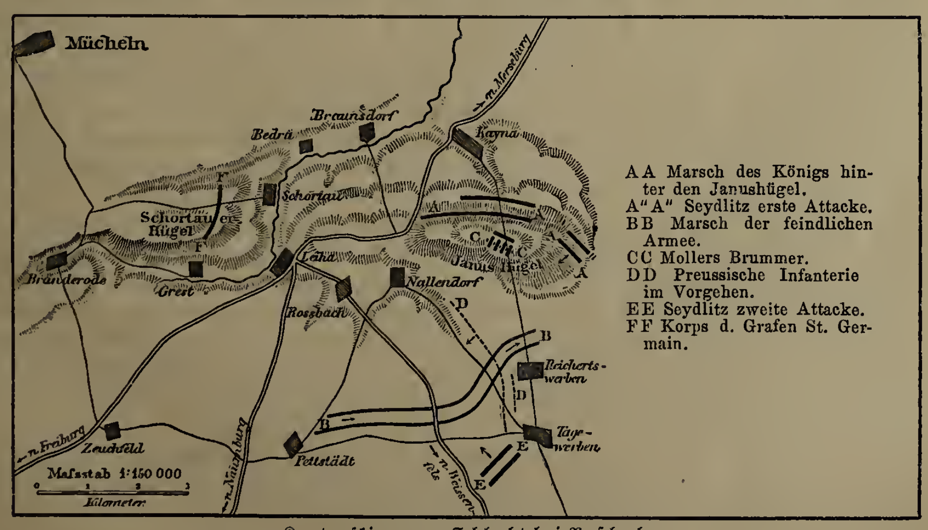
Friedrich der Große, am Dachfenster des Herrenhauses von Roßbach den Aufbruch der Franzosen beobachtend.
Gezeichnet von R. Warthmüller.

die ungeheure Überlegenheit der Zahl! Während das preußische Heer nur 21600 Streiter, davon etwa ein Viertel Reiter, mit 72 Geschützen zählte, verfügten sie trotz mancher unnützer Detachierungen am Tage der Schlacht immer noch über 44000 Mann mit 109 Geschützen. Es war ein Verhältnis von Eins zu Zwei.

Der 4. November verlief ohne Kampf. Die verbündete Armee war in eine sehr günstige Stellung bei Branderode gerückt, der König rekognoszierte dieselbe nur und bezog dann, da er die Chancen für den Angriff nicht glücklich fand, dicht „vor der Nase des Feindes“ ein Lager zwischen Roßbach und Bedra. Am 4. nachmittags entschlossen sich die beiden Prinzen zu einem Rechtsabmarsch über Pettstädt und Tagewerben — das preußische Heer sollte umgangen, abgeschnitten und erdrückt werden. Anstatt jedoch schon in den Morgenstunden aufzubrechen, verzögerte sich der Aufbruch bis gegen Mittag — da die französischen Truppen vorher fouragieren mußten. Nur ein etwa 8000 Mann starkes Korps unter dem Grafen St. Germain blieb, als die Armee sich endlich in Bewegung setzte, zur Beobachtung des preußischen Lagers auf dem dasselbe völlig überragenden Schortauer Hügel stehen.

Der König hatte von einem Dachfenster des Herrenhauses zu Roßbach aus schon am Morgen die Stellung des Feindes beobachtet und später aus den Bewegungen im Lager desselben gefolgert, daß der Prinz von Hildburghausen sich zum Rückzug über die Unstrut anschicke. Er hielt die Abteilung des Grafen St. Germain lediglich für eine Arrieregarde und plante bereits, über dieselbe herzufallen, sobald das Hauptheer einen größeren Abstand erreicht hatte. Vorläufig ließ er seine Truppen ruhig in ihren Zelten und stieg selbst gegen zwölf Uhr herab, um zur Tafel zu gehen. Sein Adjutant, Kapitän von Gaudy, blieb allein auf dem Beobachtungsposten.

Kurz nach zwei Uhr sah derselbe plötzlich feindliche Infanterie auf den Höhen von Pettstädt erscheinen und mit ihren Teten auf Reichertswerben zu abbiegen. Er erkannte sofort die Bedeutung dieser Bewegung, durch welche das kleine preußische Heer zwischen zwei Gegner — das Korps des Grafen St. Germain einerseits, die feindliche Hauptarmee andererseits — gebracht werden sollte. In Eile erstattete er dem König seine Meldung, aber Friedrich wollte zunächst nicht daran glauben, daß sich ihm endlich die sehnlichst ersehnte Gelegenheit zu einem Hauptschlag bieten sollte. Er stieg nochmals persönlich auf den Schloßboden, und Gaudy selbst erzählt in seinem Tagebuch, daß sein königlicher Herr ihn recht ungnädig angelassen hätte — denn gerade in den ersten Augenblicken, als Friedrich sein Fernglas auf Pettstädt richtete, war dort nur Kavallerie zu erblicken. Erst nach einiger Zeit zeigten sich neue Infanterieteten, und nun faßte der König allerdings sofort den Entschluß, dem



Kartenskizze zur Schlacht bei Roßbach.

Gegner zuvorzukommen und mit ganzer Macht über die langen Marschkolonnen desselben herzufallen.

Blicken wir auf den Eindruck, den die Ausführung dieses Entschlusses zunächst auf den Feind machte.

„In weniger als zwei Minuten,“ schreibt der oben schon einmal erwähnte Augenzeuge aus den Reihen der Reichsarmee, „lagen alle Zelte, als wenn sie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen wären, auf der Erde, und die ganze Armee war im vollen Marsche. Diese plötzliche Veränderung machte uns glauben, er fürchtete sich vor uns und wollte nach Merseburg retirieren, weswegen unter uns ein Siegesjauchzen anfing zu erschallen.“ Den Prinz Soubise, der schon wieder die Lust verloren hatte, den Kampf zu wagen, riß die allgemeine Stimmung aufs neue fort — den fliehenden Feind mochte er sich denn doch nicht entgehen lassen. Die Armee blieb im Marsche.

Aber das schnelle Abbrechen des Lagers, die rasche Formation des preußischen Heeres war nichts weniger gewesen als eine „décoration d'opéra“, wie einer der Franzosen sie nannte. Der König hatte bei Schortau nur ein kleines Detachement zur Beobachtung St. Germains zurückgelassen, die ganze Armee, 33 Eskadrons unter Seydlitz an der Tete, dagegen links abmarschierend hinter den langgedehnten Janushügel gezogen. Nur die Führer durften außer einigen Husareneskadrons auf dem Rücken des Bergzuges entlang reiten, die Marschkolonnen selbst waren hinter seinem Hange der Einsicht des Feindes gänzlich entrückt. Von seiten der Alliierten wurde freilich fast jede Vorsichtsmaßregel versäumt, ein höherer französischer Offizier, der vorgeritten war, kam mit der Meldung zurück, „daß keine Katze mehr zu sehen sei.“

Da stürmten plötzlich wie eine Windsbraut in langer Linie — Seydlitz hatte die Eskadrons zu zwei Gliedern rangiert — die preußischen Reiter südöstlich des Janushügels hervor und warfen in einem Ansturm die ganze sich ihnen entgegenstellende feindliche Kavallerie zurück, während zugleich das schwere Geschütz der Armee, die „Brummer“ des Obersten Moller, vom Janushügel selbst aus ein mörderisches Feuer eröffnete. Was das erste Reitertreffen verschonte, fiel dem zweiten in die Hände, in regelloser Flucht jagten die Eskadrons des Herzogs von Broglio bis zur Unstrut zurück.

Schon aber sammelte Seydlitz östlich Tagewerben, im Rücken der feindlichen Infanterie, seine Reitermassen aufs neue — schon avancierten die zur Front eingeschwenkten preußischen Bataillone, und selbst die schwere Artillerie rückte vor: das französische Fußvolk kam nur zum Teil zum Aufmarsch, der Raum und die Zeit zur Entwickelung fehlte, ganze Truppenkörper der Reichsarmee ergriffen die Flucht, andere blieben rat- und hilflos, ohne irgendwie einzugreifen, stehen, wo sie standen. Als dann das Pelotonfeuer der vordersten Bataillone Friedrichs begann, als fast gleichzeitig Seydlitz zum zweitenmal einhieb, gab es kein Halten mehr — die feindliche Armee flutete rückwärts, der Tag war, zumal Graf St. Germain völlig unthätig blieb, entschieden. Es galt nur noch die Ernte des Sieges zu gewinnen, die noch weit größer ausgefallen wäre, wenn nicht die hereinbrechende Nacht der Verfolgung nur zu bald ein Ende gemacht hätte.

Kaum anderthalb Stunden dauerte die ganze Schlacht, Seydlitz hatte sie fast allein entschieden. Sein war auch der Hauptruhm: der dankbare König ernannte ihn zum Generalleutnant und Regimentschef und verlieh dem 36jährigen General den Schwarzen Adlerorden. Von der preußischen Infanterie waren nur 7 Bataillone ins Feuer gekommen und hatten höchstens 15 Patronen pro Mann verschossen. Die Verluste waren kaum nennenswert: die Armee verlor an Toten 3 Offiziere, 162 Mann — an Verwundeten 20 Offiziere und 356 Mann, während das feindliche Heer einen Verlust von 2700 Mann an Toten und Verwundeten hatte und 5000 Gefangene, 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten in den Händen des Siegers ließ.

Der hohe Ehrentag der preußischen Reiterei hatte dem Großen König einen Sieg erbracht, wie er fast einzig in der Kriegsgeschichte dasteht. „Mit Ruhe kann ich jetzt zur Grube fahren, denn der Ruf, die Ehre meiner Nation ist gerettet,“ schrieb Friedrich noch am Abende des 5. November seiner Schwester Wilhelmine.

Militärisch folgenreich war Roßbach hauptsächlich dadurch, daß der König im Westen frei wurde und sich nach dem bedrohten Schlesien wenden konnte, wo gerade einen

Monat später die glorreiche Schlacht von Leuthen den Feldzug für dieses Jahr endgültig entschied. Moralisch aber wirkte schon der Sieg am Janushügel wie ein reinigendes Gewitter nicht nur in Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus. In Frankreich lähmte der Schreck über das Unglaubliche zwar die Gemüter des Hofes von Versailles, aber das Volk von Paris jubelte. „Man liebt hier den König von Preußen bis zur Narrheit, weil man immer diejenigen liebt, die ihr Geschäft verstehen!“ schrieb der leitende Minister, der Abbé Bernis, selbst, und in den Salons, auf allen Straßen flatterte ein lustiges Flugblatt umher: „Soubise klagt: Laternen her — ich such umsonst mein ganzes Heer. Es war doch gestern noch allhier — wer hat es nur gestohlen mir? Was seh ich? Ah, dort ist es ja — o welch Entzücken, es ist da. Doch gleich darauf sieht er mit Schrecken: Der Preußen Heer that er entdecken.“ In England endlich konnte auf dem Erfolg von Roßbach fußend William Pitt seine erfolgreiche Politik zu Gunsten Friedrichs einleiten: aus der hannöverschen Observationsarmee, die soeben noch des Königs von England eigener Sohn, der Herzog von Cumberland, durch die absurde Konvention vom Kloster Zeven zur Unthätigkeit verdammt hatte, wurde wenigstens vorübergehend unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig ein wirkliches Operationsheer. Es ist nicht anders, als ich schon sagte: Der Tag von Roßbach wurde zu einem Wendepunkt des Schicksals. Die kurzen Minuten, in denen Friedrich der Einzige am Dachfenster des Herrenhauses in der Mittagsstunde des 5. November den Plan zur Schlacht entwarf, sie machten den Unfall von Kollin, sie machten alles Unglück wett, das seitdem die preußischen Waffen getroffen hatte. Das Wichtigste aber war: im ganzen Reich empfand man, daß mit der Vernichtung der Reichsarmee die ganze, mit pfundschweren Aktenstücken in Szene gesetzte Reichsexekution gegen Friedrich II ein genau so lächerliches Ende genommen, wie ihr der wackere preußische Gesandte am Reichstag zu Regensburg, Herr Erich Christoph von Plotho, prophezeit hatte, als er am 14. Oktober den Notar Aprill, „so ihm die Vorladung für den Kurfürsten von Brandenburg insinuieren wollte,“ die Treppe hinunterwerfen ließ. Ja noch mehr! Im ganzen Reich empfand man den Schlag, der das stolze französische Heer am 5. November 1757 getroffen hatte, als eine echt nationale That, Friedrich mit seinen Tapferen erschien dem ganzen Volke als ein Rächer der Schmach von Jahrhunderten: Der preußische Heldenkönig war plötzlich zu einem deutschen Helden geworden.

Savonarola.

Von Leopold Witte.

Wir sind es in Deutschland seit geraumer Zeit gewohnt, den im Jahre 1498 um seiner kühnen Angriffe gegen den Papst willen zu Florenz verbrannten Dominikanermönch Girolamo Savonarola unter die „Reformatoren vor der Reformation“ zu rechnen. Hat doch Luther selbst die Auslegung des „Miserere,“ jene berühmten Betrachtungen über den 51. Psalm, welche Savonarola kurz vor seinem Tode mit von der Folter zerrissenen Gliedern im Kerker schrieb, auch für das deutsche Volk im Jahre 1523 herausgegeben, nachdem das Schriftchen in Italien während einer kurzen Frist dreizehn Auflagen erlebt hatte! Der deutsche Reformator versah seine Übersetzung mit einer Vorrede, in der er ausdrücklich bezeugte: „Obwohl an den Füßen dieses heiligen Mannes noch etwas von dem Kot menschlicher Theologie (d. h. der Scholastik) haftet, so hat er dennoch es ausgesprochen und behauptet, wie aller Ruhm der Werke so gar nichts ist vor Gott, und wie nötig der alleinige und gründliche Glaube im Gericht und Tode sei, ohne alle Werke, darauf man sich verlassen könne. Er erlitt den Tod, weil er Rom, den Abgrund alles Verderbens, reinigen wollte. Aber siehe, er lebet, und sein Gedächtnis ist im Segen. Christus kanonisiert ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten darüber zerbersten.“

Dennoch ist man nicht immer dieser Ansicht gewesen, wie denn das Urteil über den wunderbaren Mann durch alle Jahrhunderte



Standbild des Savonarola zu Ferrara.

gend in sein Kloster zurück und zog in seiner Malerwerkstatt um das Haupt seines verklärten Freundes einen goldenen Streifen. Haben sich doch selbst die Jesuiten bereit erklärt, in ihrem großen Heiligenwerke, den Acta Sanctorum, für den Monat Mai Savonarola eine Stelle einzuräumen, wenn die Oberen des Dominikanerordens die Genehmigung des Papstes auswirken würden — eine Genehmigung, die freilich nie erteilt worden ist. Der deutsche Biograph Savonarolas, der den großen Florentiner vor einem halben Jahrhundert fast aus allgemeiner Vergessenheit wieder hervorgeholt hat, Professor Rudelbach, wollte ihn ganz zu einem Vorläufer Luthers machen und hat ihm wenigstens die Popularität in den weitesten evangelischen Kreisen Deutschlands und Englands erstritten, eine Popularität, welcher der katholische Dichter Lenau durch sein schönes Epos „Savonarola“ zwei Jahre später, 1837, das Siegel der Poesie aufdrückte. Der gelehrteste Kenner der Savonarolalitteratur in Italien aber, Pasquale Villari, der eine überaus farbenprächtige zweibändige „Geschichte Savonarolas und seiner Zeit“ geschrieben hat, reklamiert seinen Helden als einen Bannerträger der Renaissance, als den ersten,

hindurch auf das seltsamste geschwankt hat und auch in der Gegenwart die Meinungen noch auseinandergehen. Hat doch ein Papst, Benedict XIV, ohne Scheu erklärt, Savonarola verdiene es, heilig gesprochen zu werden! Haben doch zwei in der römischen Kirche hochverehrte und selbst später kanonisierte Katholiken, der heilige Philippo Neri und die heilige Catarina dei Ricci, den Florentiner Märtyrer als Heiligen angebetet! Und der große Lehrer Raffaels, ein Klostergenosse Savonarolas, Fra Bartolommeo, ein begeisterter Anhänger Girolamos, der nach des Meisters Feuertode vier Jahre laug aus Schmerz seinen Pinsel ruhen ließ, er ging am 23. Mai 1498 vom Richtplatze schwei-

„welcher im XV. Jahrhundert fühlte, daß ein neues Leben die Menschheit durchdringe und erwecke, so daß er in Wahrheit der Prophet der neuen Zivilisation genannt werden könne.“

Wer hat nun recht? In welches Licht stellt sich für die besonnene Forschung in der That der vielumstrittene Dominikanermönch Savonarola?

Lassen wir seine Geschichte in kurzen Zügen an uns vorübergehen.

In Ferrara, der glänzenden, üppigen, trotz aller blutigen Familienfehden allezeit fröhlichen Residenz der Este, wurde Girolamo (Hieronymus) am 21. September 1452 als das dritte von sieben Kindern dem wohl-

habenden und behäbigen Elternpaare Savonarola geboren. Der ärztliche Beruf des Großvaters Michele winkte auch dem Enkel; doch nach dem frühen Tode Micheles widmete sich der junge Grübler unter der Leitung seines Vaters ausschließlich dem Studium der Philosophie, wobei ihn die Schriften des Scholastikers Thomas von Aquino fast bis zur ekstatischen Berauschtheit fortreißen konnten. Den jugendlichen Spielen der Altersgenossen entzog er sich gänzlich, wie er denn auch nach einem einmaligen Besuche des in allem Glanze der Künste strahlenden herzoglichen Schlosses in Begleitung seiner Eltern auf das bestimmteste erklärte, nie wieder einen Schritt in dasselbe thun zu wollen. Doch zogen ihn die Musik und Zeichenkunst, wie die Herrlichkeiten der Natur mächtig an; mit Vorliebe dichtete er selbst und las in den poetischen Werken der Alten. Am meisten aber fesselte ihn jetzt schon die Heilige Schrift, mit deren Geboten das sittenlose Leben seiner Zeit so wenig übereinstimmte, und die in ihrem prophetischen Worte so ernste Strafen für die Sünden in Aussicht stellte. Stundenlang konnte der Knabe, der Jüngling, auf den Stufen der Altäre oder im Schatten der Wälder hingestreckt liegen und unter Thränen sich Kraft erflehen gegen die Laster der Hohen und Niederen, die ihn täglich umgaben. — Der Hang zur Einsamkeit und Weltflucht, der sich in dem gewissenswachen jungen Forscher ausgebildet hatte, wurde zu einem unüberwindlichen Zwange, als er auf das überwallende Geständnis seiner feurigen ersten Liebe zu einer jungen Florentinerin, die mit ihrem



Standbild des Savonarola im Palazzo vecchio zu Florenz.

verbannten Vater im Nachbarhause Wohnung genommen hatte, eine kalte und hochmütige Abweisung erhielt: eine Strozzi könne sich doch nicht zu einer Verbindung mit einem Savonarola erniedrigen! Da wandte sich das mit der Welt zerfallene Gemüt ausschließlich den göttlichen Dingen zu, und als auf einer Reise nach Faenza die Predigt eines Mönchs sich ihm tief ins Herz grub, stand es für seinen Entschluß fest, im Kloster die Ruhe und den Frieden zu suchen. Am 24. April 1475 entwich Girolamo heimlich dem Elternhause und trat als Novize in das Kloster des heiligen Dominikus zu Bologna ein. Noch am Tage seiner Aufnahme, am 25. April, schrieb er an die Eltern einen charakteristischen Entschuldigungsbrief. „Was mich bewogen hat, ins Kloster zu gehen, sind das ungeheure Elend der Welt und die Schlechtigkeit der Menschen; die Unzucht, der Betrug, der Hochmut, die Abgötterei, das Fluchen und die Gotteslästerungen aller Art haben es so weit in der Welt kommen lassen, daß man keinen rechtschaffenen Menschen mehr findet . . . Ich konnte die Bosheit der verblendeten Völker Italiens nicht ertragen, wo ich alle Tugend erloschen und das Laster triumphieren sah . . . Haltet ihr es da nicht für eine große Gnade, einen Sohn zu haben, der ein Streiter Christi ist? Wenn ihr meine Seele mehr liebt als den Körper, müßt ihr dann nicht jubeln und jauchzen über diesen Triumph?“ ꝛc. Man wird gestehen, daß diese Sprache für einen dreiundzwanzigjährigen Jüngling nicht eben bescheiden und demütig klingt. Indessen in die Tiefen der Selbsterkenntnis und Buße ist Savonarola in der Folgezeit genugsam geführt worden, wenn er auch Zeit seines Lebens an der Überzeugung festgehalten hat, daß er von Gott zu ganz besonders großen und hohen Aufgaben berufen sei.

Im Kloster zu Bologna hätte sich der Tugendeifrige am liebsten ausschließlich den niedrigsten Diensten hingegeben. Aber seine Oberen erkannten bald den Feuergeist, der in ihm loderte, und verwiesen ihn auf wissenschaftliche Studien. Bald übertrug man ihm den Unterricht der Novizen, und sieben Jahre lang hielt er Vorträge über scholastische Philosophie, bis er von dem Lehrstuhle auf die Kanzel berufen wurde und die Bibel wieder in den Mittelpunkt seiner Beschäftigungen treten konnte. Seine ersten Predigten machten indes keinen tieferen Eindruck, und als ein in weiteren Kreisen noch völlig unbekannter Mann zog er 1482 in das Dominikanerkloster San Marco zu Florenz ein, wo er nach wenigen Jahren die italische Welt in die lebhafteste Bewegung versetzen sollte.

Florenz war damals noch eine Republik. Allein das Handels- und Bankierhaus der Mediceer hatte sich allmählich durch Reichtum und gewandte Benutzung der Verhältnisse eine derartig hervorragende Stellung zu verschaffen gewußt, daß schon im zweiten Gliede der Träger der Mediceermacht Lorenzo der Prächtige einfach il Principe, der Fürst, genannt wurde. Lorenzo war eine grausame, gewaltthätige, im Grunde rohe Tyrannennatur; allein unterstützt durch eine glänzende Begabung, hatte er sich alle Bildungselemente der Zeit angeeignet und sammelte an seinem prachtliebenden Hofe, was nur immer Italien und Griechenland an Vertretern der Kunst und Wissenschaft in jenen Tagen der beginnenden Renaissance aufzuweisen hatte. Diese Bildungselemente der Zeit aber waren völlig unchristlich geworden; auf dem Boden der Wissenschaft galt nur noch die platonische oder die aristotelische Philosophie; das Studium der Klassiker verdrängte die Bibel und die Kirchenväter; in Florenz wurde eine eigne Akademie errichtet, in welcher Griechen und Italiener um die Wette, Lorenzo an der Spitze, platonische Dialoge lasen und führten; ihr Vorsteher Marsilius Ficinus, ein Kanoniker von San Lorenzo, unterhielt sogar vor der Büste Platos, wie vor einem Heiligenbilde, eine brennende Lampe. Es war die Zeit, wo ein Kardinal Bembo an seinen Kollegen Sadolet schreiben konnte: „Lies nicht die Briefe Sankt Pauli, damit jener barbarische Stil nicht deinen Geschmack verderbe; laß diese Kindereien, die eines ernsten Mannes unwürdig sind, beiseite!“

Florenz selbst war auf dieses moderne Heidentum unter Festhaltung der äußeren katholischen Formen begeistert eingegangen. Die ganze Stadt glich einer großen Schule; alle Welt war von der Leidenschaft ergriffen, alte Manuskripte und antike Statuen zu sammeln; die nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 nach Italien geflüchteten Griechen wurden in Florenz mit Enthusiasmus aufgenommen, ihre Hochhaltung durch Lorenzo mit Stolz

gepriesen. Dazu verstand der kluge Mediceer, durch eine nie abreißende Kette von Lustbarkeiten und öffentlichen Festlichkeiten das Volk zu beschäftigen; zu den üppigen Karnevalsfestzügen dichtete er selbst in der Volkssprache die ausgelassensten und gemeinsten Lieder. Es war ein Taumel von gröberen oder feineren Sünden, in dem die ganze Stadt befangen war. Und in dieses Babel mit der feinen Bildung in den Formen und dem ewigen Zweifel im Herzen, mit dem christlichen Firnis im Leben und dem unablässigen Spott auf den Lippen, in dieses üppige, heuchlerische, von einem diabolisch klugen Tyrannen unter freiheitlichem Scheine geknechtete Florenz trat der düstere Mönch Savonarola.

Was er sah, erfüllte ihn mit namenlosem Entsetzen. Im Jahre der Geburt Luthers, 1483, trat er zum erstenmal, in der Kirche San Lorenzo, auf eine florentinische Kanzel. Er geißelte schonungslos die Sünden der Stadt. Aber der unfeine Mann mit dem ferraresischen Dialekt, den heftigen Bewegungen auf der Kanzel, der rauhen Stimme und den derben Ausdrücken, der kein einziges Citat aus Plato oder Aristoteles, aus Cicero oder Virgil brachte, mochte den verwöhnten Zuhörern nicht behagen; nie mehr als fünfundzwanzig Menschen sammelten sich um ihn in San Lorenzo, während in Santo Spirito bei den Predigten des Mönchs Mariano die Kirche die Menge des Volkes nicht fassen konnte, die sich „an der klangvollen Stimme, der gewählten Sprache, den erhabenen Sentenzen“ (so rühmt selbst ein Poliziano!) ergötzen wollte. Savonarolas Predigt verstummte; der Mönch zog sich immer mehr in sich selbst zurück; er grübelte und sann über das Verderben der Welt; und da öffnete sich ihm, wie er meinte, ein innerer Sinn. Es schien ihm plötzlich, als thue sich der Himmel vor ihm auf, die künftigen Leiden der Kirche offenbarten sich vor seinen Augen, und er hörte eine Stimme, welche ihm befahl, dieselben dem Volke zu verkündigen. Von diesem Augenblicke an hielt sich Savonarola von seiner göttlichen Mission aufs zweifelloseste versichert; und als die Visionen sich wiederholten, als die Bilder der Alttestamentlichen Propheten und der Apokalypse sich vor seinem Geiste zu wirklichen Gestalten verdichteten und in die nächste Zukunft der Kirche und des Staates Florenz drohend heranrückten, da brannte es ihm in den Gebeinen, das gewaltige Wort Gottes, das er für seine Zeit zu haben meinte, über die Menschen auszuschütten. In der Fastenzeit des Jahres 1484 verließ er Florenz und predigte in anderen Städten. Zu Brescia schlug sein Wort zum erstenmal wie ein Blitz ein. Es war in den Fasten 1486. Savonarola sprach über die Offenbarung St. Johannis. Seine Rede war feurig und gebieterisch, seine Stimme schallte wie ein Donner. Er klagte ganz Italien an und drohte mit dem Zorne Gottes. In höchst anschaulicher Weise schilderte er die vierundzwanzig Ältesten im Himmel (Offb. 4, 4); plötzlich steht einer von ihnen auf und befiehlt dem Prediger, der Stadt Brescia ihre künftigen Leiden zu verkünden, Eroberung durch wütende Feinde, Ströme Blutes in den Gassen und Straßen, Mord, Brand, Raub an allen Orten. Voller Entsetzen vernahmen es die Brescianer; und als 1512 die Stadt der grausamen Plünderung durch die Soldaten Gastons de Foix preisgegeben wurde, bei welcher 6000 Menschen ums Leben kamen, da gedachte man der Ältesten aus der Apokalypse und des dräuenden Predigers aus Ferrara.

Diese Predigt entschied über den Kanzelruf Savonarolas. Er durchzog mit steigendem Erfolge noch andere Städte Italiens. Am 1. August 1490 trat er zum erstenmal wieder in Florenz auf, und zwar in der eignen Klosterkirche von S. Marco. Von früh an drängte sich die Menge; endlich bestieg Savonarola die Kanzel. Er fuhr in der Erklärung der Apokalypse fort; wie mit übermenschlicher Stimme verkündete er den atemlos Lauschenden seine berühmten drei Sätze: Die Kirche wird erst gezüchtigt, alsdann aber erneuert werden, und binnen kurzem trifft das alles ein. Der Erfolg dieser Predigt war vollständig, Savonarola wurde der Gegenstand des Gesprächs in allen Kreisen von Florenz; auch die Gelehrten verließen ihren Plato und stritten über die Vorzüge des neuen gewaltigen Predigers, der nunmehr acht Jahre lang mit geringen Unterbrechungen das Volk von Florenz mit seinem unvergleichlichen Worte beherrschen sollte.

Schon im Jahre 1491 erwies sich die Klosterkirche von San Marco als zu klein, die Scharen der Andächtigen zu fassen; Savonarola zog mit seiner Gemeinde in den Dom über, und unter Brunellescos Wunder-



Bildnis Savonarolas. Gemalt von Fra Bartolommeo. Original im Kloster von S. Marco zu Florenz.

bau, der mächtigen Kuppel, die einen hingebenden Anhänger des Dominikanermönchs, Michelangelo, später zu dem Bau „der schöneren Schwester,“ der römischen Peterskuppel, begeistern sollte, erschallte fortan in jeder Advents- und Fastenzeit und außerdem mindestens einmal in jedem Monate Savonarolas erschütternde Prophetenstimme. Schonungslos strafte er die Laster der Hohen und Niederen, mit unerbittlichem Ernste wies er auf das neue Heidentum hin, das in der Christenheit sich ausgebreitet hatte, und forderte Buße und Umkehr, vor allem auch von der Kloster- und Weltgeistlichkeit, deren sittenloser Wandel den greulichsten Sünden der Laien Vorschub leistete. Daß durch das Treiben der Mediceer Staat und Stadt in einen Pfuhl des Verderbens geraten sei, verhehlte er sich und in kühnem Freimute auch seinen Zuhörern nicht. Er verschmähte es, wie andere Prediger, vor Lorenzo das Haupt zu neigen, wenn der gefürchtete Mann in der Kirche erschien. Als er im Juli 1491 zum Prior von San Marco erwählt wurde, durchbrach er auch den alten Brauch, dem „Principe“ in seinem Palaste Huldigung und Gehorsam zu bezeigen. Grollend klagte Lorenzo: „Da seht ihr's, ein Fremdling kommt in ‚mein Haus‘ und hält es nicht einmal für der Ehre wert, mich zu besuchen.“ Dennoch sprach der vielumschmeichelte Tyrann es aus: „Er ist der einzige echte Mönch, den ich kenne.“ Savonarola aber erwiderte die Huldigung des Fürsten mit der Weissagung, daß binnen kurzem Lorenzo, der König von Frankreich und der Papst Innocenz VIII zu den Toten zählen würden. Und in der That, wie zahllose andere Prophezeiungen des seltsamen Mannes, so traf auch diese buchstäblich ein. Am 8. April 1492 war Lorenzo eine Leiche.*) Die erschütternde Szene, welche Lenau in seinem Gedichte schildert: Savonarola am Sterbebette des von Gewissensqualen geängsteten Fürsten, ist historische Wahrheit. Die schwere Schuld seines Lebens ließ Lorenzo nicht sterben; ihn verlangte nach der Absolution der Kirche. Alle anderen Geistlichen hatte er als Feiglinge und Schmeichler kennen gelernt; der Dominikanermönch allein, so hoffte er, würde ihm die volle Wahrheit bringen. Der Sterbende ließ ihn rufen. Staunend folgte Savonarola der Ladung. Ein zerknirschtes Gemüt that sich vor ihm auf. In tiefem Mitleide beugte der Beichtvater sich zu ihm nieder. Drei Bedingungen stellte er dem nach Gnade Begehrenden: „Glaube an die Barmherzigkeit Gottes!“ „Ich glaube.“ „Gib wieder, was du geraubt hast!“ Lorenzo, überrascht und erzürnt, neigte endlich den Kopf zum Zeichen der Zustimmung. „Zuletzt — erstatte Florenz die Freiheit wieder!“ Da wandte ihm

*) Am 25. April starb der Papst, am 30. August 1493 Ludwig XI von Frankreich.

der Todbleiche ergrimmt den Rücken, und schweigend verließ Savonarola das Sterbezimmer, in welchem nach wenigen Stunden Lorenzo ohne Absolution, von Gewissensbissen gefoltert, den Geist aufgab.

Lorenzos Tod brachte der Stadt eine gewaltige Umwälzung und hob Savonarola auf die Spitze seiner Macht. In dem verführerischen Beispiele der Mediceer hatte der Mönch längst die Quelle aller sittlichen Versumpftheit des Staatswesens und der Bürgerschaft gesehen. Nun wandte er seine ganze Beredsamkeit dazu an, um die Stellung der übermächtigen Familie zu untergraben. Der Sohn Lorenzos, der unwürdige und geistlose Piero, spielte ihm wie von selbst den Sieg in die Hände. Immer feuriger wurden Savonarolas Predigten, immer rückhaltloser die Drohungen eines bevorstehenden Strafgerichts über Italien im allgemeinen und Florenz im besondern. Seinen Text bildete im Herbste 1494 die Geschichte der Sintflut. Atemlos harrte am 21. September schon stundenlang eine unabsehbare Menschenmenge im Dome; meilenweit, aus ganz Italien strömten ihm die Zuhörer zu; aus Deutschland, Frankreich, England kamen ihm unaufhörlich begeisterte Zustimmungsbriefe zu seinem in zahllosen Exemplaren über die Welt verbreiteten gedruckten Worte. An jenem Tage bestieg er mit besonderer Feierlichkeit die Kanzel. Nachdem er seine Blicke über die vielen Tausende gleiten lassen und ihre außerordentliche Beklemmung wahrgenommen hatte, begann er mit furchtbarer Betonung: „Ecce ego adducam aquas super terram, siehe ich will Wasser kommen lassen auf Erden zu verderben alles Fleisch," und nun rollten seine Worte wie Fluten des Gerichts über die schaudernde Menge und verkündeten den Kriegszug, der von Westen her über Italien hereinbrechen und das Land zur Wüste machen würde. Und in wenigen Wochen stand Karl VIII von Frankreich mit einem furchtbaren Heere vor den Thoren der Stadt, und es begannen jene Jahrzehnte blutiger Kriege, welche Italien auf Jahrhunderte lahmlegten und es zur Beute der Fremden machten. — Wie ein Sturmwind



Porträtbüste des Savonarola von Bastianini im Kloster von S. Marco zu Florenz.

fegten die drohende Gefahr und das feige, würdelose Benehmen Pieros, der die Festungen des Staates ohne Schwertstreich an Karl ausgeliefert hatte, den elenden Mediceer und mit ihm sein ganzes Haus aus Florenz hinweg. In furchtloser Kühnheit trat Savonarola dem Franzosenkönige in seinem eignen Lager entgegen. Wie ein alttestamentlicher Prophet stand er vor Karl und forderte von ihm Heilung der Wunden Italiens durch eine Reform der Kirche, die aus tausend Wunden blutete; falls er dieser göttlichen Mission untreu werde oder Florenz anders als mit friedlichen Absichten betrete, werde Gott ihn zu finden wissen und mit grausamen Strafgerichten heimsuchen. Und überwältigt durch dies ernste Zeugnis, zog Karl als Freund der Stadt in Florenz ein; keinem Bürger wurde ein Haar gekrümmt. Und als Karl für die Ungeduld der Bürger zu lange verweilte, war es wieder Savonarola, der ihn zum Abzuge bestimmte.

Danach aber vollzog sich unter der besonnenen und bewundernswürdig weisen Leitung des Dominikanerpriors in dem seit Jahrhunderten zu blutigem Aufruhr geneigten Florenz eine Staatsumwälzung, die ihresgleichen in der Geschichte nicht gehabt hat. Florenz ward wieder zur Republik und gab sich ohne Blutvergießen und Empörung eine Verfassung, die nach dem Urteile eines Machiavelli und Guicciardini, welche beide dem Mönche nicht wohlwollten, dem unruhigen Gemeinwesen wie auf den Leib zugeschnitten war und sich bis zur erneuten Unterdrückung durch die Medici gehalten hat. Was Savonarola im Dome predigte und über die einzelnen zu schaffenden Staatseinrichtungen und Gesetze ausführte, das wurde, oft mit wörtlicher Aufnahme seiner Begründungen, in das öffentliche Recht aufgenommen. Savonarola ward der allmächtige geistige Organisator der Republik. Darüber aber vergaß er nicht, die innere Umwandlung der Herzen und die Heiligung des Wandels als die unumgängliche Grundlage alles Staats- und Familienwohls mit eindringlichen Worten immer wieder und wieder zu fordern. Mit hinreißender Gewalt lenkte er die Herzen seiner Zuhörer. Die tollen Karnevalsumzüge hörten auf; an ihre Stelle traten Prozessionen Tausender von florentinischen Kindern, die mit von Savonarola selbst gedichteten frommen Liedern die Straßen durchzogen und für Zwecke der christlichen Barmherzigkeit Gaben einsammelten. Das wüste Treiben in den Häusern des Vergnügens und der Lust verstummte; die Frauen legten ihren reichen Schmuck ab; die jungen Männer griffen nach der Bibel; die Handwerker sah man in den Feierstunden mit Schriften Savonarolas in der Hand in ihren Werkstätten sitzen; die Kirchen füllten sich, milde Gaben flossen in Strömen — das ganze Aussehen der Stadt war wie umgewandelt.

Und dennoch, die Bevölkerung des lebenslustigen, wetterwendischen Florenz konnte so schnell nicht ein neues Herz und eine wirklich von innen heraus christliche Gesinnung eingesenkt erhalten. Mit wenigen Ausnahmen tieferer Naturen war es nur die äußere Form des Lebens, welche eine Umwandlung erfuhr. Machten sich andere Einflüsse geltend, so war die Stimmung bald wieder die alte. Und an diesen Einflüssen fehlte es nicht.

Nur mit schlecht verhehltem Grimm sahen die Freunde eines heiteren Lebensgenusses auf diese unbequemen Neuerungen in der Stadt. Die Anhänger des Mönches nannten sie Betbrüder und weinerliche Gesellen, mastica paternostri (Vaterunserwiederkäuer) und piagnoni; sie selbst hießen beim Volke die arrabbiati, die Wütenden, und zu ihnen gesellten sich die heimlichen Freunde der Medici, welche als die Grauen oder bigi bezeichnet wurden. Ihnen allen aber arbeitete ein Mann in die Hände, der über die unbeschränkte Gewalt des Papsttums gebot und für den es kein göttliches und kein menschliches Gesetz gab: der heillose Spanier auf dem Stuhle Petri, Alexander VI. Von Piero, den er wieder auf den Fürstensitz heben wollte, bestochen und durch die kühnen Zeugnisse des Mönchs über das Verderben der Kirche und ihrer obersten Würdenträger in maßlose Wut versetzt, kündete er Savonarola einen Krieg auf Leben und Tod an, dessen Ausgang in jenen Zeiten nicht zweifelhaft bleiben konnte.

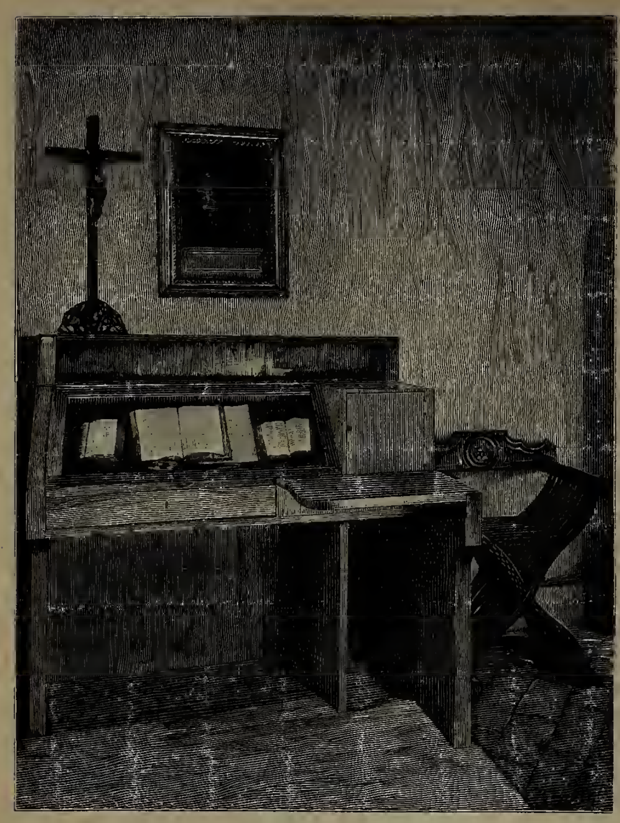
Es war allgemein bekannt, daß Alessandro Borgia nur dem reichlich gespendeten Golde seine Papstwahl verdankte. Das schamlose Verbrechen bestieg mit ihm den höchsten Stuhl der Christenheit; offener Mord, heimliches Gift, schnöde Güterkonfiskation gehörten zur päpstlichen Tagesordnung; ein reicher Mann fürchtete die Einladung an die päpst-

liche Tafel wie ein sicheres Todesurteil. Es war nicht übertrieben, wenn Savonarola in der Erklärung des 80. Psalm ausrief: „Warum hast du den Zaun meines Weinberges zerbrochen, daß ihn zerreißet alles, das vorübergeht? Es haben ihn zerwühlet die wilden Säue, und die wilden Tiere haben ihn verderbet. Das Gehege, welches diese Unwürdigen abhielt, ist zerrissen, sie erlangen nun die kirchlichen Ämter und treten die Früchte des Geistes zu Boden. Der Papst ist das eingedrungene Schwein, ein unreines, übermütiges, grausames Schwein, der schwelgerische Geistliche, der grausame Priester, der, nicht ein Mensch, sondern ein Tier, zu Gottes Altar tritt, die ganze Nacht in seinem Schmutze, im Kote sich wälzt, und morgens die Sakramente zu berühren wagt, der das Wort der Wahrheit nicht hören mag und sich am Blute freut." Solche Worte, die einen nur zu lauten Widerhall in der Christenheit fanden, schürten die grimme Wut Alexanders zu tödlichem Hasse. Zwar konnte er noch nicht offen vorgehen; die Behörden des Staates und die Bürgerschaft von Florenz standen noch zu einmütig für Savonarola ein. Alexander versuchte es daher erst mit List und Bestechung; er ließ dem kühnen Mönche einen Kardinalshut anbieten, falls er von seinen Angriffen abstehen wollte. Allein da war der Papst an den Unrechten gekommen; voller Entrüstung wies Savonarola das niedrige Anerbieten zurück: „Ich begehre," so bekannte er in einer Predigt, „nicht Bischofshüte, weder große noch kleine Mitren; ich begehre nur nach dem, welchen Du Deinen Heiligen verliehen hast: den Tod, einen roten Hut, einen Hut von Blut."

Damit war sein Schicksal besiegelt. Die Märtyrerkrone, die er in vielen Aussprüchen sich selbst geweissagt hat, sollte ihm bald werden.

Es mußte für Savonarola verhängnisvoll werden, daß er sein kirchlich-sittliches Reformwerk mit den politischen Bestrebungen seiner Gesinnungsgenossen so eng verknüpft hatte. Allerdings wird man sagen müssen: er konnte in jener Zeit kaum anders. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein: Savonarola war in den Tagen der Florentinischen Umwälzung nahezu der einzige Mann, der den Kopf oben, die Augen klar und das Herz auf dem rechten Flecke behielt; griff er nicht ein, so ging alles darunter und darüber. Aber damit verlor doch sein Wirken zu einem guten Teil den religiösen Charakter, den eine wirkliche Kirchenreformation nicht entbehren kann. Dazu kommt, daß Savonarola in der Lehre kaum irgend eine erhebliche Abweichung von dem hergebrachten dogmatischem Systeme verkündigte. Nur die stetige Berufung auf die Schrift, die er fast ganz auswendig wußte, und die Forderung eines Gottesdienstes im Geiste und in der Wahrheit gegenüber dem entarteten Zeremonieendienste der Kirche verlieh ihm etwas von reformatorischer Art. Die Sitten, nicht die Lehre der Kirche wollte er bessern; und erst in den letzten Kämpfen der dem Tode entgegengehenden Seele tauchte etwas von der Erkenntnis auf, daß die Lehre der Kirche vom Verdienste der eignen Werke hinfällig sei: „Es mögen alle Gerechten kommen," so schrieb er in jener Erklärung des 51. Psalm im Kerker, „die auf Erden und im Himmel sind, wir wollen sie fragen vor dir, ob sie selig wurden durch eigne Tugend. Mit Einem Herzen und mit Einem Munde geben sie Antwort allzumal: nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit! Nicht ihr Arm hat sie gerettet, deine Rechte that's und dein Arm und deiner Augen Licht, das ihnen wohlgefiel. Nicht durch ihr Verdienst, nicht durch ihr Werk sind sie gerettet, auf daß sich nicht jemand rühme!"

Sobald es den Anhängern der Medici und den Arrabbiati gelang, in die Magistrate des Staates Feinde Savonarolas gewählt zu bekommen, sank das Werk des begeisterten Mönchs dahin. Der Papst hatte ihm jede öffentliche Predigt verboten; anfangs trat noch die Behörde für ihn ein und nötigte ihn, auf der Kanzel zu erscheinen. Als aber Alexander mit Bann und Interdikt für Florenz drohte und gleichzeitig eine mediceerfreundliche Signoria an die Spitze des Staates trat, ging es mit Savonarolas Popularität erschreckend schnell zu Ende. Eine von ihm nicht gewollte, aber durch seine Feinde veranstaltete Feuerprobe zwischen seinem begeistertsten Schüler Fra Domenico und einem Franziskanermönch kam durch die absichtlich herbeigeführten Weiterungen der Behörde nicht zu stande; das stundenlang auf das Schauspiel wartende Volk schob die Schuld des Mißlingens auf den von seinem Gott verlassenen „Propheten." Nur bewaff-

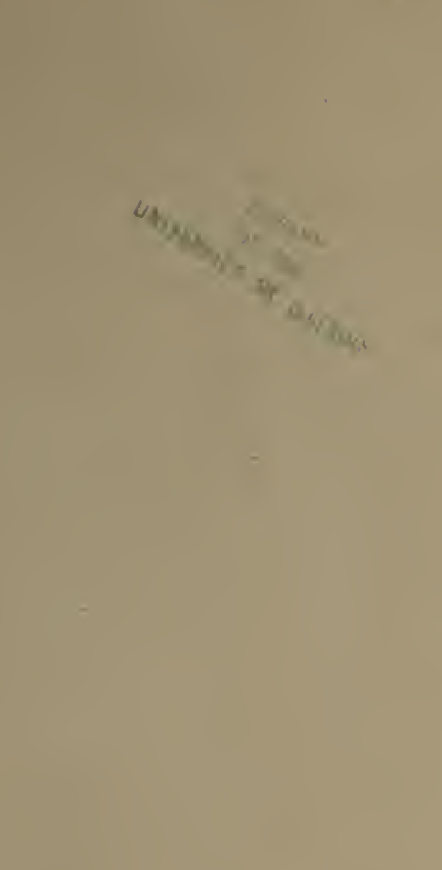


Savonarolas Zelle im Kloster von S. Marco zu Florenz.

echten — so erlangte man das Todesurteil gegen einen Mann, den Florenz jahrelang auf den Händen getragen hatte und dem es unermeßliche Wohlthaten des Friedens und des Segens im Irdischen und Himmlischen verdankte. Nur in bezug auf seinen angeblichen Prophetencharakter hat Savonarola unter den Qualen der Tortur schwankende Aussagen gemacht; im übrigen hielt er an der Wahrheit seines Zeugnisses und an der Göttlichkeit seiner Mission unerschütterlich fest. — Am 23. Mai 1498, dem Tage vor Himmelfahrt, führte Florenz in Gegenwart zweier päpstlichen Legaten, welche die letzten Verhöre geleitet hatten, das Bluturteil gegen einen seiner besten und treuesten Bürger aus. Savonarola wurde mit seinen zwei Genossen an einen kreuzartigen Galgen gehängt und dann ihre Körper mit Feuer verbrannt. Nur wenigen gelang es, von der Asche des „Heiligen" Reste zu sammeln, die wie Schätze in

neter Schutz seiner Freunde rettete den ins Kloster Zurückkehrenden vor der Wut des Pöbels. In der Nacht darauf, es war der 8. April 1498, ein Palmsonntag, erfolgte von seiten der Arrabbiati ein Sturm auf das Kloster; die Obrigkeit legte sich ins Mittel, aber nicht um die Angegriffenen zu beschützen, sondern um die Volksstimmung für ihre Zwecke auszubeuten. Savonarola wurde mit Fra Domenico und einem anderen Mönche gefesselt in den Kerker abgeführt, und nun begann der ruchloseste Prozeß, der wohl je in Florenz verhandelt worden ist. Unter immer wiederholter Anwendung der Folter gegen den gebrechlichen Mönch; mit drei- und vierfacher Fälschung der Protokolle durch einen erkauften Notar Ceccone, dem es trotzdem nicht gelingen wollte, die Unschuld Savonarolas zu verdunkeln, und der darum statt der bedungenen 400 nur 30 Dukaten erhielt; unter Vorlegung des letzten dieser gefälschten Protokolle zur Unterschrift durch den Angeklagten statt des vorgelesenen

den Familien gehütet wurden. — Alljährlich in der Nacht zum 23. Mai fand sich die Stelle mit Blumen bestreut, wo die drei Mönche den Märtyrertod erlitten hatten. Raffael verewigte Savonarolas Bild in den päpstlichen Prunkgemächern; in der Disputa überrascht uns hinter dem Profilkopfe des größten, von seiner Stadt gleichfalls gerichteten Florentiners Dante das ernste Mönchsgesicht des Dominikanerpriors von S. Marco. Michelangelo erquickte sich bis ins höchste Greisenalter hinein an Savonarolas Predigten. Die Zelle des Mönches wurde, erst heimlich, in späteren Zeiten aber für alle Welt ein Wallfahrtsziel, wo man dem Zeugen für die Freiheit und Wahrheit huldigte. Ferrara, die Vaterstadt des „Heiligen," hat einen Platz in der Stadt nach ihm benannt; daselbst steht das von Galletti ausgeführte Standbild Savonarolas, das wir hier auf Seite 724 wiedergeben, mit der Inschrift: A Girolamo Savonarola in tempi corrotti dei vizi e dei tiranni flagellatore („G. S., der in Zeiten





Savonarolas Hinrichtung auf dem Platze der Signoria zu Florenz.



[...]älde eines Unbekannten im Kloster von S. Marco zu Florenz.

der Verderbnis die Laster und die Tyrannen geißelte"). Florenz hat seinem Märtyrer noch kein öffentliches Denkmal errichtet. Die zweite unserer Savonaroladarstellungen, die von Professor Pazzi 1876 gemeißelte Statue, befindet sich auf keinem Platze, an keiner Hauptstraße von Florenz, sondern in einem verdeckten und wenig besuchten Raume: dem Saale der Fünfhundert oder Sala del Consiglio im Palazzo Vecchio, in welchem allerdings der Mönch dem von ihm geschaffenen „Großen Rat," Consiglio maggiore, wiederholt in der von dem Künstler wiedergegebenen Stellung gegenübergestanden haben mag.

Dafür aber hat die Arnostadt in ihren Mauern Savonarola noch ein anderes Heiligtum gewidmet, dem unsere übrigen bildlichen Darstellungen entnommen sind. Bei der Aufhebung der Klöster im Königreich Italien wurde auch das Sankt Markuskloster in Florenz seiner früheren Bestimmung entzogen; aber man verwandelte es in ein „Museum," Museo Fiorentino di S. Marco, dessen Räume hauptsächlich die Erinnerung an seine drei größten Bewohner lebendig erhalten sollen: Fiesole, Fra Bartolommeo und Savonarola. Die wunderbaren Fresken des Fra Angelico da Fiesole, der nichts malen wollte, was er nicht anbeten könnte, schmücken in Zellen, Sälen und Korridoren zahlreiche Wände. Die letzte der zweiundvierzig Zellen gehört dem Andenken des Ferraresen. In dem Vorgemach steht die Terracottabüste des gen Himmel Blickenden, mit der mächtig gebogenen Nase, dem kräftig aufgeworfenen und doch so fest geschlossenen Munde, den Falten in Kinn und Wange, wie sie Giovanni Bastiani († 1868), als arbeitete er nach einer Totenmaske, in merkwürdiger Ähnlichkeit mit Dante, meisterhaft modellierte. Über der Eingangsthür zur Zelle selbst steht die Inschrift: Has cellulas vener. Hieronymus Savonarola, vir Apostolicus, habitabat (diese Zellen, [es sind ihrer zwei nebeneinander] bewohnte Hieronymus Savonarola, ein apostolischer Mann). In dem Raume links befindet sich des Märtyrers Skapulier und Rosenkranz, mehrere Schriften von seiner Hand und das Bild im Goldrahmen von Bartolommeo mit der Inschrift: Hieronymi Ferrarensis a Deo missi prophetae effigies (Bild des Gottgesandten Propheten Hieronymus aus Ferrara). In der anstoßenden kleinen Kapelle endlich sieht man ein altes Ölgemälde, welches die Hinrichtung Savonarolas auf der Piazza della Signoria darstellt.

Der Platz muß damals bedeutend größer gewesen sein, als in der Gegenwart. Daß in Wirklichkeit der Platz von einer ganz anders ansehnlichen Volksmasse gefüllt gewesen sein wird, versteht sich von selbst. Auf der Plattform vor dem Palazzo Vecchio waren nach den alten Berichten drei Tribunale errichtet: für den Bischof, für die päpstlichen Kommissare und für den Gonfaloniere mit seinen Otto (Acht). Von dort erstreckte sich, wie unser Bild es zeigt, eine mannshohe hölzerne Bühne, die weit in den Platz hineinragte. Am Ende derselben erhob sich ein starker Pfahl mit einem Querbalken, so daß die Figur eines Kreuzes entstand, obwohl man, um diese Form zu vermeiden, den Querbalken mehrmals gekürzt hatte. Von den beiden Armen des Kreuzes hingen drei Schlingen und drei Ketten herab, so daß die Mönche erst erhängt werden konnten, ehe die Flammen die Leichname verzehrten. Unten am Pfahl war ein großer Haufe brennbarer Stoffe aufgeschichtet, von dem die Soldaten der Signoria nur mit Mühe das Volk fern zu halten vermochten. welches gewaltsam hin- und herwogte und sich fortwährend vermehrte. Wenn unser Bild außer den drei hängenden Leichen noch drei andere Gestalten auf dem Gange der Leiter zuschreiten läßt, so ist dies wohl nach der naiven Weise zu erklären, in welcher die mittelalterliche Kunst zeitlich aufeinander folgende Momente räumlich vereinte; es sind also dieselben drei Personen in zwei einander ablösenden Aktionen, welche wir vor uns sehen.

In der That sind alle drei Mönche festen Schrittes im bloßen Büßerhemde ihrem gewaltsamen Tode entgegengegangen. Von Savonarola, der zuletzt gerichtet wurde, wissen wir, daß, als ein Mann sich ihm näherte, um ihm ein Trostwort zu sagen, er freundlich erwiderte: „In der letzten Stunde kann nur Gott den Menschen trösten." Ein Priester, mit Namen Nerotto, fragte ihn, ob er willig den Märtyrertod erleide; Savonarola antwortete: „Der Herr hat so viel für mich gelitten." Das waren seine letzten Worte. Der Henker war noch nicht von der Leiter herabgestiegen, als die Flammen schon in die Höhe schlugen. In diesem Augenblicke

erhob sich plötzlich ein Wind, der die Flammen von den drei Leichnamen auf einige Sekunden entfernte, so daß viele bestürzt zurückwichen und aus den Reihen der Zuschauer der Ruf erscholl: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ Bald aber ließ der Wind nach, die Flammen hüllten die Körper ein, das Volk strömte von neuem hinzu. Jetzt verbrannte der Strick, mit dem die Arme Savonarolas gebunden waren, und als sich unter der Wirkung des Feuers seine Hände bewegten, schien es dem Auge der Gläubigen, als ob er die Rechte erhöbe und das Volk, das ihn verbrannte, segnete. Binnen kurzem hatte das Feuer sein Werk vollbracht.

„Doch kann,“

so schließen wir mit dem begeisterten Bekenntnisse Lenaus,

„der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamos, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt!

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten
Und sich dem Märtyrtod geweiht.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht.
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.“

Das deutsche Geschwader vor San Remo.



Begrüßung des deutschen Kronprinzen durch die deutschen Schiffe Adalbert, Moltke und Gneisenau am 1. Dezember 1887 an der Küste von San Remo.

Das deutsche Geschwader, das im Mittelländischen Meere kreuzt, hat es sich natürlich nicht nehmen lassen, den deutschen Kronprinzen in San Remo in seiner Weise zu begrüßen. Leider hatte der „Stein“ infolge des Unfalls, der ihn in Neapel betroffen, in dem Hafen jener Stadt zurückbleiben müssen, die drei übrigen Schiffe aber, „Adalbert,“ „Moltke“ und „Gneisenau,“ erschienen am 1. Dezember 1887 vor der Villa Zirio in

San Remo, wo zur Zeit auch Prinz Heinrich, der künftige Admiral der deutschen Flotte, bei seinen Eltern verweilte. Von dieser ergreifenden Szene, die unser Bild darstellt, entwirft ein Augenzeuge in der Magdeburger Zeitung die folgende, höchst anschauliche Schilderung: „Noch gestern abend (am 30. November) in später Stunde hatte sich in ganz San Remo die Nachricht verbreitet, daß heute mittag das deutsche Mittelmeer-Geschwader die hiesige Küste passieren und den deutschen Kronprinzen durch Salutschüsse begrüßen werde, und diese Nachricht hatte natürlich in der ganzen deutschen Kolonie eine freudige Aufregung hervorgerufen. Und so war es denn heute schon zu früher Stunde auf dem Molo', der wahrhaft cyklopischen Steinmauer, die sich, gerade in der Mitte San Remos, schnurgerade in das Meer hinein erstreckt und von dessen Spitze einer der schönsten Ausblicke auf die Stadt sich eröffnet, lebendig geworden: alle Angehörigen des Reiches, Herren und Damen, hatten sich hier eingefunden und ließen die Blicke bald ins Meer hinaus, bald nach der Villa Zirio hinüberstreifen. Eine ganze Flotille kleiner Boote, mit deutschen Gästen besetzt, war schon früh in die See hinausgefahren und ließ sich nun auf den Wellen wiegen und schaukeln. Es war ein buntbewegtes, anmutiges Bild, das hier auf dem Molo sich darbot, und die Zeit des Wartens brauchte niemand lang zu werden. Alle empfanden ein stolzes Frohgefühl in dem Gedanken, wie heutigen Tages die junge deutsche Marine, waffengewaltig und Respekt heischend, allenthalben die Macht und das Ansehen des Deutschen Reiches verkündigt und wie nichts so geeignet ist, in der Fremde die Freude am Vaterlande neu zu beleben, wie der Anblick der deutschen Kriegsflagge, die fröhlich im Sonnenschein vom Bug unserer Schiffe herniederweht. Da endlich, bald nach 10 Uhr, ging eine frohe Bewegung durch die Menge: um die Spitze des Capo Verde tauchte das erste Schiff auf, noch winzig klein, aber doch schon deutlich erkennbar, und bald bog das ganze Geschwader, aus den drei Schiffen „Adalbert", „Moltke" and „Gneisenau" bestehend, in die San Remoneser Bucht ein. Langsam dampften die drei schwimmenden Riesen in gleichmäßigen Abständen hintereinander, schwenkten dann rechts ein und kamen der Küste näher und näher. Die paar Dutzend Boote, die ihnen entgegengefahren waren, tanzten um sie herum, und schon sah man, wie die Insassen die Hüte schwenkten und die heimischen Kriegsschiffe jubelnd begrüßten.

Und nun wurde es auch auf den Schiffen selbst lebendig; langsam und majestätisch stiegen die Flaggen empor, einen Augenblick boten die Raaen ein scheinbar regelloses Chaos, ein Gekribbel und Gekrabbel entstand — aber im Nu lag alles wieder in ernster Ruhe. Die Matrosen waren in die Raaen hinaufgeklettert und hatten dort Parade-Aufstellung genommen; der Wind wehte übers Meer abgerissene Akkorde des „Heil dir im Siegerkranz" zu uns herüber — dann ward's wieder für einen Augenblick still und lautlos. Und nun — es war wenige Minuten vor zwölf — lagen die Schiffe genau auf der Höhe der Villa Zirio, auf deren Gipfel im selben Augenblicke die deutsche Kriegsflagge emporstieg, während auf dem Maste des gegenüberliegenden Hotels Méditerranée die schwarz-weiß-rote Trikolore emporrauschte. Zugleich erkrachte vom „Adalbert" der erste dumpfe Kanonenschlag, ein donnerndes Echo in den Bergen erweckend; ein zweiter, dritter folgte, und immer lauter hallte das Echo nach; bis endlich nach dem einundzwanzigsten Schusse der weiße Rauch sich verzog und die Korvette in schnellerem Tempo an dem erlauchten Kaisersohne vorüberfuhr. Der „Moltke" rückte alsbald an die Stelle des „Adalbert" und aufs neue krachte Schuß auf Schuß über die blaue Flut, aufs neue gaben die Berge das Echo wieder. Dazwischen klang immer deutlicher das „Heil dir im Siegerkranz" und das „Ich bin ein Preuße" aus dem Goldeschen Preußenmarsch, wir hörten das Hurra der in den Raaen paradierenden Matrosen und antworteten durch hellen Zuruf, durch Hüteschwenken und Wehen der Tücher. Das dritte Schiff löste das zweite ab und dann ging's in majestätischem Zuge westwärts.

Es war ein Anblick, der allen unvergeßlich bleiben wird und der die Brust höher schwellen ließ. Ein frischer Wind machte die Flaggen an den Masten lustig flattern und rauschen, und immer noch klang das Preußenlied zu uns herüber, das hier an der Küste der Riviera wie ein Gruß aus der Heimat uns ins Herz tönte. Der Kronprinz, der nach einer guten Nacht bereits am



Villa Zirio, Wohnung des deutschen Kronprinzen in San Remo.

frühen Morgen in Begleitung des Freiherrn von Roggenbach einen längeren Spaziergang gemacht hatte, sah, neben dem Prinzen Heinrich stehend, von einem Fenster seines Hauses aus dem stolzen Schauspiele zu. Entblößten Hauptes stand er an dem geöffneten Fenster, diese echt königliche Parade abnehmend, während Prinz Heinrich, der jüngste Korvetten-Kapitän unserer Marine, ihm mit technischen Erläuterungen zur Hand ging. Und kaum hatte das Geschwader San Remo im Rücken, als er auch schon aufs neue einen Spaziergang antrat, auf dem ihn Dr. Krause begleitete, während die Frau Kronprinzessin mit Herrn von Roggenbach rüstig voranschritt."

Aus und über Japan.

Wer auf drei bis vier Jahrzehnte zurückblicken kann, der wird sich noch lebhaft erinnern, welch ein geheimnisvoller Schleier selbst damals noch „das Land der aufgehenden Sonne" umgab. Man wußte, daß das aus vier großen und unzähligen kleinen Inseln bestehende Land von einem höchst intelligenten Volke bewohnt wurde und daß dieses unter Verhältnissen lebte, welche in vielen Dingen an die des europäischen Mittelalters erinnerten. Einen Fürsten aus uraltem Königshause, dem aber von seiner Würde nur das Recht der Repräsentation geblieben war, der Mikado, umgab ein kriegerischer, vielfach gegliederter Adel. An dessen Spitze stand ein erblicher Majordomus, der Saigun oder Schugun, der thatsächlich das Regiment führte. Beide ein Widerspiel unserer fränkischen Merovinger und Karolinger. Unter den großen Kronvasallen, den Daimios, gab es einen zahlreichen, durch das Gesetz der Mannes-



Abb. 1. Japanischer Bauer und seine Frau ackern ein unter Wasser stehendes Reisfeld.

treue an sie gebundenen Adel, die Samurai. Ein höchst ausgebildetes Ehrgefühl hielt diese obere Schicht zusammen. Unter ihr lebte dann das eigentliche Volk leichtlebig und gut geartet.

Einst, vor langer Zeit, als im XVI. Jahrhundert die ersten Europäer nach Japan kamen, hatte man die Fremdlinge freudig willkommen geheißen. Es hatte sich ein entschiedener Zug zur abendländischen Kultur bemerklich gemacht, und auch das Christentum hatte überraschend schnell Aufnahme gefunden. Im Jahre 1587 wollten die Jesuiten, die hier hauptsächlich als Missionäre wirkten, schon 200000 Japanesen getauft haben, darunter mehrere Daimios. Aber eben damals trat auch der Rückschlag ein. Das Nationalbewußtsein erwachte, die Daimios, die sich von den Abendländern bedroht glaubten, scharten sich um den Schugun, und dieser nahm den Kampf mit den Fremden auf. Die einheimischen Christen wurden niedergemetzelt, die Fremden verbannt, das Land hermetisch abgeschlossen. Nur den Holländern, die erklärten, keine Christen zu sein, wurde unter allerlei für sie erniedrigenden Bedingungen gestattet, auf der kleinen Insel Desima bei Nagasaki unter strengster Überwachung Handel zu treiben.

Was man von Japan wußte, verdankte man nun auf lange hinaus den Holländern. Es war, wie wir oben sahen, wenig genug. Von dem Privatleben der Japanesen verlautete nicht viel mehr, als daß sie in weißer Farbe trauerten; daß ihnen das Küssen unbekannt, unser Schamgefühl fremd war.

Die erste Bresche in die Mauer, mit welcher Japan sich umgeben hatte, legten die Vereinigten Staaten im Jahre 1854, indem ihr Kommodore Perry einen Handelsvertrag erzwang, welcher mehrere Häfen den Amerikanern öffnete. Im folgenden Jahre mußte dieser auch Rußland gegenüber anerkannt werden und Verträge mit den übrigen seefahrenden Mächten folgten. Bald entwickelte sich in den Handelshäfen, zumal in Jokohama, ein lebhaftes Geschäftsleben. Wurden doch dort in den ersten Jahren oft in kurzer Zeit große Vermögen erworben.

Bald brach auch die seit dem XVI. Jahrhundert bestehende innere Ordnung zusammen. Der hohe Adel stürzte zunächst den Schugun und setzte den Mikado wieder in seine Rechte ein. Bei diesem aber trat nun, wie bei der Mehrzahl der Nation, wieder jener geheimnisvolle Zug zur abendländischen Kultur hervor, dem wir schon einmal begegnet sind, und wandte sich gegen das Vasallentum. Mit Hilfe der europäischen Mächte wurden die großen Kronvasallen zu Paaren getrieben und die Macht des Adels gebrochen. Voll Staunen sahen wir in wenigen Jahrzehnten ein Land, das uns eben noch kaum dem Namen nach bekannt war, selbstbewußt in den Kreis der Kulturvölker treten.

Im Jahre 1861 kam die preußische Expedition nach Japan fast wie Cook zu den Sandwichinseln; im Jahre 1873 empfing der deutsche Kaiser feierlich die erste japanische Gesandtschaft, die je europäischen Boden betrat; heute gibt es in jeder Residenz eine japanische Gesandtschaft, an jeder deutschen Hochschule studieren so und so viele Japanesen, ungezählte Deutsche stehen in Japan im Staatsdienst oder gehen dort so ungefährdet ihren Geschäften nach wie daheim.

Seit den Jahren, in denen Peter der Große seinen Russen Bart und Kaftan beschnitt und ihre Söhne wider alles Herkommen in die Fremde, ihre Töchter in seine „Assembleen“ zwang, hat die Welt nichts ähnliches erlebt.

Kein Wunder, daß wir mit lebhaftem Interesse jedem folgen, der uns von dem seltsamen, reizvollen Lande zu erzählen weiß.

Eines der interessantesten und amüsantesten Bücher, die je über ein fremdes Land geschrieben wurden, ist nun soeben als ein von Japan handelndes Prachtwerk erschienen und ihm sind die Bilder, die wir unseren Lesern vorführen, entnommen.

Das reizend ausgestattete Buch heißt: „Papierschmetterlinge aus Japan,“ sein Verfasser C. Netto, die Illustrationen hat Paul Bender nach Skizzen des Verfassers angefertigt.

Netto, der seit zwölf Jahren in Tokio lebt, charakterisiert in dem Vorwort sein Werk selbst so: „Skizzen mit Feder und Stift, keine strenggegliederte Einteilung, kein ausgeklügeltes Programm, zwanglose Blätter, Papierschmetterlinge, wie sie der japanische Zauberer flink aus Papier faltet und mit dem Fächer sich und dem Publikum um den Kopf schwirren läßt, leichte Ware!“

Der Verfasser ist hier allzu bescheiden.

Das Buch ist sehr viel mehr als leichte Ware. Allerdings, es ist kein Staatshandbuch, auch kein Kompendium über Japan, wer sich systematisch über das Land und seine Geschichte unterrichten will, wird gut thun, vor eine andere Schmiede zu gehen, wem aber daran liegt, ein Gesamtbild von dem heutigen japanischen Leben zu erhalten, der kann nichts besseres thun, als zu unseren Papierschmetterlingen zu greifen. In diesen scheinbar so leicht hingeworfenen Skizzen liegt doch viel Arbeit und Studium, nur wer sein Thema ganz beherrscht, kann so leicht von ihm erzählen. Wie anmutig aber hier erzählt wird, davon sich zu überzeugen wird der Leser im folgenden reichlich Gelegenheit haben. Sie wird ihm willkommen sein! — Das Volk ist in Japan von Natur leichtlebig und das hat seinen guten Grund. Das Land ist fruchtbar und seine Bewohner haben nur wenig Bedürfnisse. Wie die Wohnung schon in Osteuropa leicht aus dem in Hülle und Fülle vorhandenem Holz hergerichtet wird, ihre Beschaffung daher wenig Sorge macht, so auch in Japan. Hier besteht das Haus bekanntlich aus Papier und einschiebbare Papierwände teilen es nach Belieben in eine Anzahl Räume. Diese Papierhäuser kann man, wie einst im alten Moskau die Holzhäuser, fix und fertig auf dem Markte kaufen, so daß sie nur aufgerichtet zu werden brauchen. Freilich kommt der Japaner ebenso oft wie der alte Moskowiter in die Lage, die Wohnstätte neu erwerben zu müssen, denn das Feuer findet bei Feuersbrünsten in Papier ein ebenso dankbares Material wie in Holz, aber die daraus entstehenden Kosten lassen sich mit den durch den Bau eines europäischen Steinhauses verursachten, immerhin nicht vergleichen.

Abb. 2. Japanische Landschaft mit einer Hängebrücke aus Schlingpfanzen über den Fluß Fujikawa.

Auch die Nahrung stellt nur geringe Ansprüche an den Geldbeutel, denn die Hauptspeise, den Reis, spendet das Land



Abb. 3. Eine Jnrikisha (japanischer Wagen), in dem der Kuli, welcher sie zieht, Mittagsruhe hält.

reichlich. Wie der Acker für ihn bestellt wird, zeigt unsere Abbildung 1. „Jm Frühling rückt die Familie aus, um den Boden des noch unter Wasser stehenden Reisfeldes mit dem Düngematerial, wozu auch von den Bergen geholte Zweige gehören, zu versehen. Der Hausherr drückt den hölzernen Pflug in die braune Brühe. Die Mama führt den vor den Pflug gespannten Gaul an einer Bambusstange in Arabesken im Felde herum. Nach mehrstündigem Umherwaten in dem mehr als knietiefen Moorboden ist durch die acht Füße und den Pflug eine gründliche Mischung des Bodens erzielt und man rückt zu dem benachbarten kleinen Felde, um die Promenade von neuem zu beginnen. Nur von Zeit zu Zeit erklettert die Mama den Rain, um Hunger und Thränen des in einem nestähnlichen Korbe untergebrachten Sprößlings zu stillen.

Fehlt es im Sommer, wenn die Reispflanzen, büschelweise in Reihen gesteckt, im Felde stehen, an Wasser, so heißt es durch künstliche Bewässerung die gefährdete Ernte retten. Der Wassertreter geht mit seinem hölzernen Wasserrad auf dem Rücken von

Bauer zu Bauer und bietet seine Dienste an; wo es gilt, das Wasser nur wenige Fuß, vielleicht aus einem Graben, auf das Feld zu heben, da ist er am Platz: in wenigen Minuten baut er seine Maschine ein, stellt einen Papierschirm gegen die Hitze auf und legt dann unverdrossen auf dem beweglichen Boden Meilen und Meilen zurück, ohne von der Stelle zu kommen."

Der große Wasserreichtum des Landes, der dem Reisbau so zu statten kommt, erschwert das Reisen ungemein. „Die hölzernen Brücken über die Ströme werden häufig hinweggeschwemmt oder, ein Fall, der sich auch bisweilen ereignet, sie bleiben stehen, aber der Fluß verläßt sie und gräbt sich wo anders ein neues Bett." In einer Szenerie, wie auf unserm Landschaftsbilde (Abb. 2) mit der Hängebrücke, hat man das freilich nicht zu befürchten, aber im allgemeinen schließt sich an den steilen Oberlauf der aus dem Gebirge kommenden Flüsse unvermittelt ein flacher, kurzer Unterlauf an, und in diesem Falle verändert das Gewässer oft sein Bett. Infolge dessen sind selbst die Hauptstraßen des Landes oft durch Ströme und Flüsse unterbrochen. Eine Fähre verbindet dann meist die Ufer, vielleicht auch eine Genossenschaft von Kulis (Arbeitern), die die Passagiere auf einer Plattform durchs Wasser tragen. Ist das Wasser tief und reißend, so wird der Reisende gebeten, sich der Länge nach auf ein breites Brett zu legen, um die Gefahr des Umkippens zu vermeiden und in dieser Lage schwebt er auf den Schultern der nackten Träger wenige Zoll über dem Wasser; für kleinere Übergänge genügt zur Not ein kräftiger Kuli. Fehlt auch dieser, so bleibt nichts übrig, als die sieben Sachen zu einem Bündel zu vereinigen und, dieses auf dem Kopf, die Passage eigenfüßig zu bewerkstelligen."

Das Hauptfuhrwerk ist im Innern noch immer der bekannte zweirädrige von einem oder zwei Kulis gezogene japanische Wagen (Abb. 3) die „Jnrikisha." Ihre Schmalspurigkeit gestattet die Benutzung enger Pfade, ihre Leichtigkeit erlaubt, sie über unpassierbare Stellen hinwegzutragen, der billige Beschaffungspreis von vielleicht 10—15 Dollars ermöglicht es dem Unbemittelten, sie als Kapitalsanlage zu benutzen. Aber freilich ein Vergnügen ist es für den lang- und steifbeinigen Europäer eben so wenig, vielleicht Hunderte von Meilen in ihr zurückzulegen als in einem Kinderwagen zu fahren. Die Federn stoßen, das Polster ist hart. Der Sitz ist niedrig, und die Kulis dünsten aus. Über philanthropische Bedenken, die es ihm vielleicht als ein Vergehen gegen die Menschenwürde erscheinen lassen, seinesgleichen als Zugkräfte für die eigene Person zu benutzen, kommt er leicht hinweg, wenn er sieht, welchen Gefallen er ihnen thut und mit welcher Leichtigkeit sie laufen; ja wenn man auch nicht gerade den Beruf mit ihnen tauschen möchte, so beneidet man sie doch um ihre Leistungsfähigkeit.

Das Kago — die an einer auf den Schultern von zwei Kulis ruhenden Stange befestigte Hängematte — ist ein zweites Beförderungsmittel. Es ist ein Marterinstrument, in welches den sonst gesunden Fremdling nur ein verstauchter Fuß oder gänzliche Ermattung zwingen kann, es sei denn, daß ihn die Natur japanisch, mit zierlichem Kör-

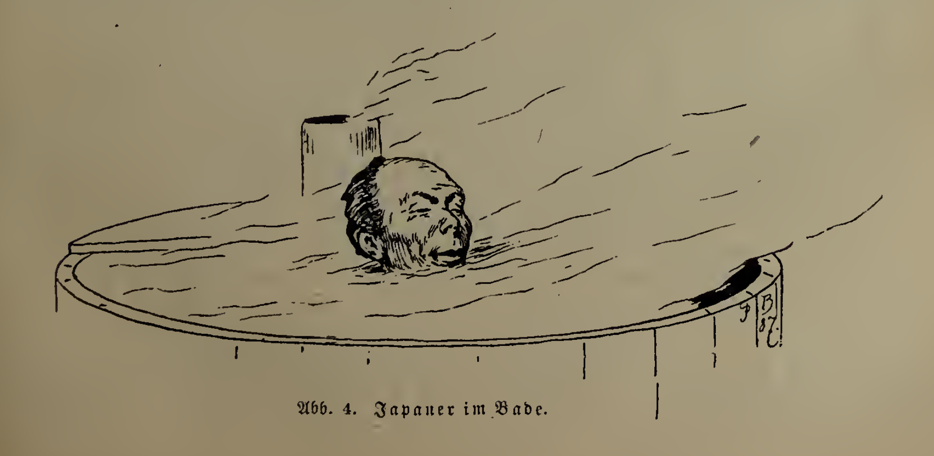


Abb. 4. Japaner im Bade.

per, kurzen Beinen, gelenkigen, sehr gelenkigen Knieen und himmlischer Geduld ausgestattet hat. Ein langer Mann weiß nicht, wo er seinen Kopf, seine Gliedmaßen unterbringen soll und macht den Eindruck eines Haufens Makkaroni in einer zu kleinen Schüssel.

Ist der Reisende im Wirtshaus eingetroffen, so verlangt er zunächst nach einem Bade (Abb. 4). Dabei ist Vorsicht geboten. „Wird dir gemeldet, daß das Bad fertig ist, so erkundigst du dich auf das gewissenhafteste, ob es bereits jemand benutzt habe und erhältst eine verneinende Antwort. Dir ist jedoch der zufriedene Gesichtsausdruck einiger Gäste, die du von deinem Zimmer aus beobachten kannst, verdächtig. Du weißt, daß der Japaner nach einer körperlichen Anstrengung sein Bad haben muß, um zufrieden zu sein, inquirierst weiter und findest heraus, daß nur acht Personen vor dir in der Wanne gewesen seien. Du könntest dich aber selbst überzeugen, heißt es, daß das Wasser noch kristallrein sei. Du glaubst dies zwar, bittest aber doch um einen Kübel anderen Wassers."

Diese Forderung erscheint dem Japaner sehr unbillig, denn er ist es gewohnt, daß eine ganze Anzahl Personen dasselbe Wasser benutzen. So steigt z. B. morgens die ganze Familie nacheinander in die Wassertonne, denn um eine solche, nicht um eine Wanne handelt es sich. „Für das Bad ist in jedem besseren Hause eine besondere Abteilung vorhanden, während ärmere Leute sich eines öffentlichen Bades, deren es in Städten fast in jeder Straße eins gibt, bedienen. Bei der löblichen Gewohnheit auch des niederen Japaners, sich oft und zwar heiß zu baden, muß die Einrichtung des Bades so getroffen sein, daß man mit geringen Kosten sich ausbrühen kann. In dem Boden einer hölzernen Badewanne ist eine vertikale, unten durch einen Rost geschlossene kupferne Röhre eingelassen. Einige in die Röhre geworfene, glühende Holzkohlen genügen, in ein bis zwei Stunden das Wasser so heiß zu machen, daß der Badende die Farbe eines gesottenen Krebses annimmt. Der Japaner badet im Wasser von ungefähr 45° C., einer Temperatur, die dem Europäer beim ersten Gebrauchsversuche die Zeiten der Christenverfolgungen vergegenwärtigt. Der Meinung, daß oftmaliges heißes Baden verweichlicht, widersprechen die hiesigen Beobachtungen. „Erkältungen infolge eines Bades kommen trotz der leichten Kleidung der Leute kaum vor."

Da der Japaner ein so großer Freund des Bades ist, so verschafft er ein solches auch seinem Pferde (Abb. 5). „Die Beschaffung eines heißen Vollbades für ein Tier von solcher Größe würde allerdings seine praktischen Schwierigkeiten haben, eine hohe, solide Bütte muß deshalb ausreichen. Zuerst steigt der Badegast mit den Vorderfüßen in das ungefähr 40° C. heiße Wasser und läßt sich geduldig dieselben mittelst eines großen Haders abwaschen, dann wird die Bütte nach hinten geschoben, und er klettert geschickt mit den Hinterfüßen hinein. Schließlich vertritt ein Strohwisch die Stelle eines Badelakens. Das sichtliche Wohlbehagen, mit dem es wie ein Kindlein in der Wanne plätschert, spricht für das Zweckmäßige dieses Verfahrens."

Zum Bade gehört überall in der Welt der Barbier. „Dieser macht in Japan trotz des einfachen Instrumentes, einer kleinen Messerklinge, seine Sache recht gut. In einer Hinsicht jedoch, falls du nicht dein Leben riskieren willst, lasse dir folgende Geschichte, die einem deutschen Reisenden passierte, zur Warnung dienen und setze dich zu jener Prozedur auf den Fußboden, auch wenn Stühle vorhanden sein sollten. Erwähnter ließ sich in einem Hotel, das sich mit dem Besitz einiger Stühle brüstete, einen Barbier kommen. Nachdem er sich niedergelassen, wird ihm ein großes Tuch umgebunden, er hört, wie hinter ihm noch ein Stuhl hingestellt wird, wie er annimmt, um als Tisch zu dienen. Im nächsten Moment erkennt er aber mit Entsetzen die Situation; der Barbier hat den wackligen Feldstuhl, der jeden Moment zusammenklappen oder umfallen kann, erstiegen und beugt sich, auf seinem Postament stehend, tief zu ihm herunter, um ihm das Messer an die Kehle zu setzen (Abb. 6). Da er der Sprache nicht mächtig ist und sich in seinem Tuche nicht rühren kann, so bleibt ihm nichts übrig, als ruhig auszuharren, bei jedem Knarren des Stuhles seines letzten Momentes gewärtig." Die Sache lief übrigens glücklich ab.

Der Japaner hat überhaupt eine erstaunliche Fingerfertigkeit. Wer hat nicht von japanischen Jongleuren gehört. Einer der merkwürdigsten ist der „Sandmann"



Abb. 5. Japanisches Pferd im heißen Bade.



Abb. 6. Japanischer Barbier.

(Abb. 7). Bei irgend einem belebten Platz macht er Halt, nimmt sein Handwerkszeug, in einigen hölzernen Kästen bestehend, die mit verschiedenfarbigem Sande gefüllt sind, vom Rücken, breitet sich eine Strohmatte auf dem Boden als Sitzgelegenheit aus und fegt den Staub vor sich weg, um einen glatten Grund für seine Gemälde — denn er gedenkt zu malen — herzustellen. Schon hat sich ein Kreis von Zuschauern um ihn gesammelt, er taucht mit der Hand in den Kasten weißen Sandes und bestreut ohne weitere Vorbereitungen wie abgezirkelt und mit dem Lineal begrenzt ein Rechteck auf dem Boden, indem er den Sand aus der Hand rieseln läßt. Auf dieser weißen Fläche beginnt er nun zu schreiben, nicht mit dem Pinsel oder sonst einem der üblichen Schreibutensilien, sondern wieder mit Sand. In gleichmäßigem Strahle rollt das schwarze Korn aus der geschlossenen Hand und gestaltet sich im Nu zu eleganten chinesischen Zeichen. Sie bilden eine Ankündigung der Bilder berühmter Helden oder weiblicher Schönheiten, die er nicht auf die Leinwand, sondern in den Staub zu werfen gedenkt. Eine holde Jungfrau mit feingeschlitzten Augen, großer Nase, weißer Haut und schön gemustertem bunten Kleid, ein grimmiger Krieger, eine friedliche Landschaft, alles entrieselt in unglaublich kurzer Zeit seiner Hand. Dabei verschlägt es ihm durchaus nichts, gelegentlich einmal, wie bei dem Muster eines Kleides, drei getrennte, genau parallele Strahlen verschiedener Farben gleichzeitig aus den drei Falten, welche die geballte Hand an der Seite des kleinen Fingers zeigt, rinnen zu lassen. Nicht genug damit, er malt auch auf Wasser. Mit leichtem Kohlenstaube wirft er eine flotte Skizze, ein chinesisches Zeichen auf den Spiegel des in einem flachen Becken befindlichen Wassers. Seine Malerei ist wie die Musik nur auf die Gegenwart, den Moment des Entstehens berechnet und leicht, wie dem Spielmann die Töne, entrieseln seinen Fingern die Farben.

Die Straße bietet überhaupt des Interessanten viel. So begegnen wir auf ihr einem langen Zug von Männern, die im Gänsemarsch hintereinander herschreiten, alle uniformiert mit Strohhut, geschürztem Gewand, engen Hosen und Gamaschen, in der einen Hand ein kleines Köfferchen, in der anderen einen weißen Sonnenschirm, mit schwarzen, chinesischen Schriftzeichen bemalt. In wohl einstudiertem Gesange preist der ganze Chor die Wunderkraft eines Elixirs, dem keine Krankheit auf die Dauer stand halten kann (Abb. 8).

Eine jüngst angewandte Methode, um eine neue Zeitung beim Publikum einzuführen, bestand in folgendem: Vor einem Gasthof, in welchem eine große Anzahl von Gästen, darunter die Kollegen von der Presse, der einheimischen wie der fremden, zum Festessen vereinigt waren, wurde nachmittags ein sogenanntes Tagfeuerwerk abgebrannt. Die abgeschossenen Raketen spendeten statt Fröschen und Leuchtkugeln baumwollene und seidene Handtücher, die den Namen der Zeitung waschecht eingefärbt enthielten; wer das Glück hatte, ein seidenes zu erwischen, bekam außerdem ein Exemplar der Zeitung einen Monat lang gratis.

Das Tagfeuerwerk ist eine Erfindung, die recht „einleuchtend“ die Vorliebe des Japaners für das Paradoxe kennzeichnet. Allgemein hält man die Dunkelheit für unentbehrlich für ein pyrotechnisches Vergnügen, er beweist, daß es auch am Tage genießbar

ist. Natürlich muß es anders serviert werden, wenn es zum Frühstück als wenn es zum Souper genossen werden soll. Die Raketen enthalten, wie riesige Knallbonbons, aus dünnem Papier gefertigte, zusammengefaltete hohle Figuren. Nach der Explosion entfalten sich dieselben allmählich in dem Grade, wie die Luft die hohlen Formen füllt und rundet und schweben zu Boden, emsig erwartet und mit lautem Zuruf begrüßt von der harrenden Menge.

Angefertigt werden diese und andere Herrlichkeiten in offenen Läden, die man von der Straße aus vollständig übersieht. Das gilt von allen Handwerksläden, die im Sommer und im Winter nach der Straße zu vollständig offen sind. Der Schuster, der Schmied, der Papierlaternenfabrikant, der Mann, unter dessen kunstfertiger Hand die zierlichen Fächer entstehen (Abb. 9), sie alle üben ihre Kunst vor den Augen der Vorübergehenden.

Das Leben des Japaners verläuft ja überhaupt in einer Weise vor der Öffentlichkeit, wie wir uns das kaum vorstellen können.

„Das Wohnhaus besteht oft nur aus Holz, Papier und Stroh. Ein System von Säulen trägt ein ziemlich flaches Dach, das mit Ziegeln oder Holzschindelchen, auf dem Lande mit Stroh, in den Bergen mit Baumrinde und Steinen gedeckt ist, und eine Veranda, die nach außen hin nachts durch hölzerne Schiebethüren abgeschlossen wird, überschattet. Der Fußboden besteht aus schönen, mehrere Zoll dicken lichtgelben Strohmatten; den Abschluß zwischen Zimmer und Veranda bilden Schiebefenster oder Schiebethüren — wie man sie nennen will — mit Papier überspannte Holzgitter, die sich oben und unten in Falzen bewegen und leicht zur Seite geschoben oder ganz ausgehoben werden können. Die Fenster sowohl wie die Matten haben im ganzen Lande dieselben Dimensionen — sechs Fuß lang und drei Fuß breit; sie werden als Mobiliar betrachtet und vom Mieter meist mit ins Haus gebracht. Die Größe eines Hauses wird nicht durch die Anzahl der Zimmer bestimmt, da man diese beliebig verändern kann, auch nicht nach der Anzahl der Fenster, da die ganze Frontseite ein Zimmer bildet, sondern nach der Anzahl der Matten. Die Wände zwischen den Zimmern werden durch in Falzen laufende Schiebethüren aus Pappe, die oft mit wertvollen Gemälden bedeckt sind, gebildet. Im Sommer, wo Fenster und Wände ausgehoben werden, bleibt schließlich nur eine Säulenhalle übrig, und das Treiben der Bewohner des Hauses liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor den Passanten.

Hier bereitet die Großmama das Mahl für die Familie, dort spinnt die kaum zur Jungfrau gereifte Tochter, der Hitze wegen bis auf die Hüfte entblößt, den Seidenfaden,



Abb. 7. Japanischer Sandmann (Maler in Sand), der aus buntem Sand, den er durch die Hand rinnen läßt, Gemälde herstellt.



Abb. 8. Japanische Reklame (Ausrufung eines Heilmittels).



Abb. 9. Japanischer Fächerfabrikant.

oder vollendet, vor dem Metallspiegel knieend, ihre Toilette. In einem anderen Hause sind vielleicht morgens die Läden eben geöffnet worden; eine junge Schöne kann sich noch nicht entschließen, ihr Lager zu verlassen und stärkt sich vorläufig durch das übliche Morgenpfeifchen (Abb. 10). Hier hält eine ganze Familie unter dem aufgespannten Moskitonetz Mittagsruhe, während da eine Gruppe fröhlicher Zecher um die Flasche geschart ist oder den Vortrag einer Sängerin, die Leistungen einer Tänzerin bewundert.

Die Beschäftigungen, Mahlzeiten, Unterhaltungen der Insassen, alles liegt den Blicken des Vorübergehenden offen. Weshalb soll man auch den Augen der Fremden oder gar der Freunde sich entziehen? Soll man sich genieren, in der Sommerhitze mit abgestreifter Kleidung gesehen zu werden? Giebt man doch im öffentlichen Bade den Anblick des ganzen Körpers preis. Darf man den Vorübergehenden nicht an seinen Lustbarkeiten, an Gesang, Musik, einem Tanze, wenn auch nur flüchtigen Anteil nehmen lassen? Nein, wer Lust hat zu sehen, was das japanische Bürgerhaus bietet, der schaue!"

Das Familienleben des Japaners kann sich im allgemeinen in jeder Beziehung sehen lassen. Namentlich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern pflegen überaus innige zu sein.

„Wenn Kinder schon im allgemeinen ein beneidenswertes Los haben, so führen die japanischen im besonderen ein, wenn auch einfaches, so doch glückliches Dasein. Zunächst steht ihnen die mütterliche Milchquelle viel länger zur Verfügung als bei den meisten anderen Völkern; man hat oft Gelegenheit, zu beobachten, wie ein vierjähriges Kind sein Spiel unterbricht, um dem jüngsten Sprößlinge der Mama Konkurrenz zu machen. Ferner hat auch bei armen Familien jedes Kind seine besondere Wärterin. Die Prügelstrafe existiert weder in der Schule noch im Hause, in ersterer geht es überhaupt gemütlicher zu als anderwärts, die Erwachsenen beteiligen sich oft an den Spielen der Kinder und behandeln sie als ihresgleichen.

Will die Mutter das Haus verlassen, so nimmt sie entweder das Kind mit dem tragenden Geiste mit, oder vertritt selbst die Stelle des letzteren. Die praktische Art des Tragens auf dem Rücken oder im Rücken gestattet eine bereits frühzeitige Verwendung als Tragkräfte, und oft sind die Berittenen



Abb. 10. Japanisches Mädchen am Morgen.

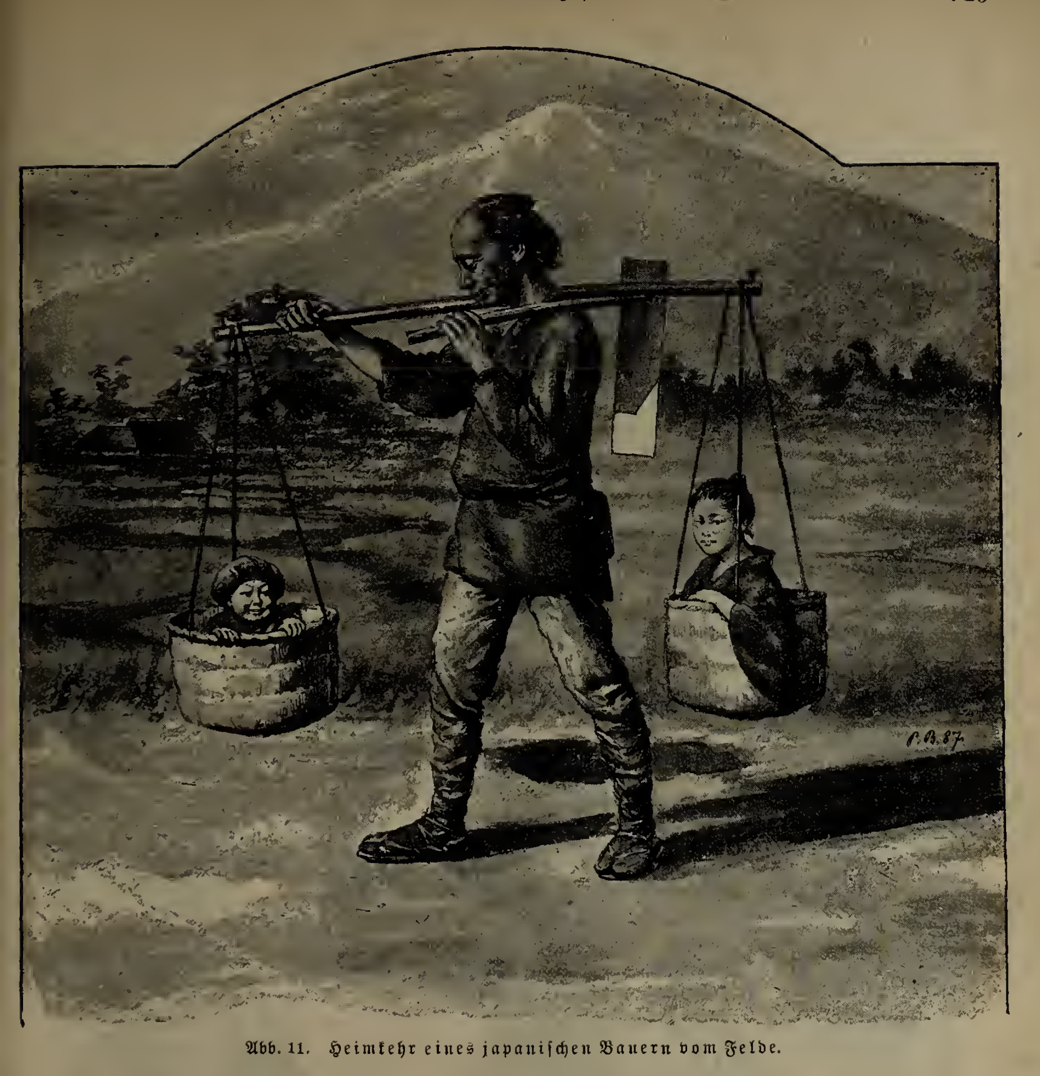


Abb. 11. Heimkehr eines japanischen Bauern vom Felde.

nur um weniges größer als die Bereiter. Wie letztere auf dem Rücken der Mutter in die Gesellschaft der Erwachsenen eingeführt wurden, so nehmen sie jetzt inaktiven Anteil an den Spielen der Kinder, an Blindekuh, Verstecken, Fangen, Kreisel, Feder- und Fangball. In letzterem bringen es die kleinen Wärterinnen oft zu jongleurartiger Fertigkeit und wirbeln geschickt drei kleine mit Bohnen gefüllte Säckchen, die als Bälle dienen, zu gleicher Zeit in der Luft herum, sich und dem Publikum auf dem Rücken zur Lust. Ist der kleine Zuschauer des Spieles müde, so läßt er den Kopf hinten über baumeln und schlummert sanft, unbekümmert um die heftigen Bewegungen des Trägers, der in seinem Spiel nicht die mindeste Rücksicht nimmt, ja sich selbst durch seine „Rückfracht“ im Auskämpfen einer Rauferei nicht mehr stören läßt, als der Soldat in der Schlacht durch seinen Tornister.

Den Hausherrn hindert seine Würde nicht, mit den Knaben zusammen den Drachen steigen und den Kreisel schnurren zu lassen, oder Federball zu spielen, oder mit dem Nesthäkchen an lauen Sommerabenden auf der Veranda zu schäkern. Wenn die Bauersfrau aufs Feld geht, um ihren Gatten bei der Arbeit zu unterstützen, so folgt die kleine Schar vielleicht in der Hoffnung, daß der Vater sie auf dem Heimwege in den beiden Wagschalen seiner Tragstange nach Hause bringen wird (Abb. 11). Wo immer die Eltern sind, dürfen die Kinder nicht fehlen.

Abb. 12. Lesende japanische Mädchen.

Das heranwachsende Mädchen verwendet viel Sorgfalt auf die Toilette. Ist auch der Schnitt der Kleider für alt und jung ziemlich der gleiche, so bestehen doch in Muster und Farbe wichtige Unterschiede. Je jünger die Trägerin, um so lebhafter die Farbe und auch um so größer die Muster; kommt sie in ein gesetztes Alter, so werden mit dem Charakter die Farben ruhiger. Die Streifen rücken mit den Jahren mehr und mehr aneinander, so daß man nach ihnen das Alter der Trägerinnen schätzen kann, fast wie das der Bäume nach den Jahresringen. Die Jungfrau verwendet die größte Sorgfalt auf die Herstellung einer eleganten Coiffure. Allein ist sie jedoch nicht imstande, dieselbe herzustellen, sondern muß sich den Händen einer Friseuse überlassen, die sie, wie uns der Barbier, nebenbei au courant des Stadtklatsches erhält und sich auch als Liebesvermittler verwenden läßt, was man vom Barbier nicht behaupten kann. Die Haarkünstlerin kommt alle zwei bis drei Tage ins Haus und vollendet innerhalb einer Stunde den künstlichen Aufbau mit Hilfe eines hohlen Modells aus Papiermaché, das als Grundlage auf dem Wirbel in die Haare eingebunden wird. Viel Kamelienöl gehört dazu, um alles gehörig zusammenzupappen, und viele Haare sind für die Konstruktion erforderlich, so daß oft der eigene kräftige Wuchs nicht ausreicht und falsche Strähne zu Hilfe genommen werden müssen. Wo der Kamelienmörtel nicht fest genug als Bindematerial erscheint, werden aus Papier gedrehte, zierliche Fäden zu Hilfe genommen. Nachdem schließlich das schwarzglänzende Kunstwerk den letzten Schmuck in Gestalt eines eingeflochtenen Stückchens bunter Crepeseide, eines Goldfadens und der Haarnadeln erhalten hat — natürliche Blumen trägt niemand im Haar und künstliche nur Kinder — ist die jugendliche Schöne für einige Tage salonfähig coiffiert, da der Schlaf auf der Matte den Haarbau nur wenig beeinträchtigt. Selbst lebhafte Bewegungen, wie sie z. B. während des Federballspieles, das sehr beliebt ist, vorkommen, zerstört diese Gebilde nicht (Abb. 12 u. 13).

Auch abgesehen von der Frisur nimmt die Toilette der Japanerin ziemlich viel Zeit in Anspruch. Zunächst schabt die Schöne nach dem heißen Bade das Gesicht mit ihrem Rasiermesserchen von A bis Z ab, um den leichten Flaum zu entfernen. Nächstdem werden die Augenbrauen durch Rasieren der dünngesäten Haare an den Grenzen so verschmälert, daß sie zwei scharf gezeichnete dünne Linien bilden, oder, falls man bereits Kinder hat, ganz abrasiert. Dann wird die Haut des Gesichtes, des Halses, der Brust mit dem weißen Fruchtmehl einer Pflanze eingerieben, um sie möglichst weiß erscheinen zu lassen und zwar je jünger um so dicker. Kinder sehen infolge dessen fast aus, als ob sie in eine Kalkgrube gefallen wären. Sonderbarer Weise läßt man an dem oberen Rande der Stirn und am Nacken einige Stellen frei, die durch den Kontrast den Eindruck machen, als ob sie braun geschminkt wären.

Die jungen Mädchen tragen noch einen Hauch von Rot auf die Wangen und eine solide dicke Lage auf die Lippen auf, die in ihrer Intensität ins Metallisch-grünliche schimmert. Frauen färben dafür ihre Zähne mit einer tintenartigen Abkochung aus eisenoxyd- und gerbsäurehaltigen Pflanzen schön blauschwarz.

Der Zeitaufwand, der die Fertigstellung des Kopfes bei der Toilette beansprucht, wird durch die Geschwindigkeit, mit welcher das Anlegen der Kleider bewerkstelligt wird, wieder eingebracht. Ein offenes Jäckchen aus dünner Baumwolle oder Seide, ein bis an die Knie reichender Schurz gleichen Stoffes, der anderthalbmal um die Taille geschlungen wird, als erste Hülle, ein leichtes Busentuch, dann das „Kimono", ein vorn offenes Gewand, das durch eine Schnur um den Leib zusammengehalten wird, der breite, seidene „Obi" mit der hinten geschürzten großen Schleife, darüber noch ein schmaler Gürtel, der das Herabrutschen des schweren Obi verhindert, ein seidenes Schürzchen, ein Paar weißbaumwollene Däumlingsschuhe oder Socken, die bis an die Knöchel reichen, und die Toilette ist fertig."

Unter diesen Umständen bietet eine japanische Dame allerdings einen ganz anderen Anblick als eine europäische. Aber auch sonst bietet der Besuch in einem japanischen Hause mancherlei Ungewohntes.

„Wird dein Besuch angenommen, so tritt die Frage an dich heran, ob du deinen Einzug mit den Stiefeln in der Hand oder an den Füßen halten willst. Du würdest natürlich das letztere vorziehen, auch ab-



Abb. 13. Federball spielende japanische Mädchen.

gesehen von der Mühe des Aus- und Anziehens, kommst du dir im Besuchsanzug und in Strümpfen etwas komisch vor; dann bist du auch, wenn es Winter ist, ziemlich sicher, daß du dich auf den kalten Strohmatten, in dem ungeheizten Zimmer erkälten wirst; schließlich hast du vielleicht vergessen, dich zu Hause zu überzeugen, ob deine Strümpfe in demselben tadellosen Zustande sind wie deine Glacés.

Ist das ganze Haus japanisch eingerichtet, d. h. zeigt es gar keine Einrichtung und nur tadellos reine Matten, so wäre es ein nie wieder gut zu machender Fehler, das Schuhwerk anzubehalten, ob du Diener oder Herr bist, es muß herunter. Höher gestellte Japaner in der Residenz oder in den Hafenstädten, die viel mit Fremden verkehren, haben gewöhnlich einige europäisch eingerichtete Zimmer, wo nicht ein ganzes Haus; dann bleibt dir die Strafe erlassen, ja der Hausherr, vielleicht auch die Dame des Hauses empfängt dich sogar in europäischer Tracht (Abb. 14); obwohl der Japaner zu Hause fast stets die bequeme japanische Kleidung trägt, so erscheint er doch in unglaublich kurzer Zeit in ausländischem Gewande und Stiefletten.

Nachdem man im ersteren Fall noch einen wehmütigen Blick auf seine auf dem Vorsaal zurückgelassenen wärmenden Schuhe geworfen, folgt man dem Diener durch einige Zimmer mit kalten Matten und Korridors mit noch kälteren Dielen in die „gute Stube“, die immer möglichst weit weg vom Eingang liegt und möglichst nahe einem Orte, der bei uns in die abgelegensten Regionen des Hauses verlegt wird. Nach einer flüchtigen Verbeugung läßt man sich auf dem Boden nieder — als Japaner würde man schon an der Thür auf die Knie fallen — und nun kommt erst die eigentliche Begrüßung. Um die ganze



Abb. 14. Europäischer Besuch in einem japanischen Hause.



Abb. 15. Unterricht einer japanischen Tänzerin.

japanische Ceremonie durchzumachen, dafür ist das Rückgrat, moralisch und physisch, zu ungelenk, man hilft sich also mit einem Kompromiß, bestehend in einer mehr oder weniger tiefen Verbeugung des Oberkörpers, der auf den untergeschlagenen Beinen einen etwas wackeligen Stützpunkt findet. Glücklicherweise ist der höfliche Wirt nicht imstande, deinen, nach hiesigen Begriffen sehr nachlässigen, Gruß genau zu kontrollieren, da er inzwischen mit der Stirn den Boden berührt, mit einer Ausdauer, die dich in Verlegenheit setzt. Natürlich hat er dir den Ehrenplatz eingeräumt, der möglicherweise noch durch ein Bärenfell besonders gekennzeichnet ist.

Es wird nicht erwartet, daß du gleich mit Reden beginnst, einige Seufzer genügen auch hier für den Anfang, dann zündest du dir gemächlich eine Cigarrette am Kohlenbecken an und unterbrichst die Rauchwolken gelegentlich durch eine kurze Bemerkung, bis langsam die Rede in Fluß kommt. Inzwischen erinnern dich die Schmerzen in deinen Kniegelenken, daß du kein geborener „edler Türke“ bist. Das Bedürfnis, der Sitzgelegenheit eine Verstärkung zukommen zu lassen, macht sich dringend geltend, du nimmst also den Arm als Stütze zu Hilfe, nicht ohne wegen deiner Unhöflichkeit um Entschuldigung zu bitten, denn es ist nicht viel besser, als ob du in Europa die Beine auf den Tisch legen wolltest. Hast du Glück, so ist vielleicht ein massives Schachbrett vorhanden, daß du statt eines Luftkissens benutzen kannst.

Der Hausherr ruft durch Händeklatschen einen dienstbaren Geist herbei und fragt, wo der Thee bleibt; sollte er die Liebenswürdigkeit so weit treiben, dir Kaffee anzubieten, so nimm alle Energie zusammen, dies zu verhindern; der berühmte Blümchenkaffee ist Extrakt dagegen, da die Diener zufrieden sind, wenn der Aufguß des ihnen fremden Getränkes die gelbliche Farbe des Thees zeigt. Die Theegerätschaften erscheinen, ein Kännchen mit warmem Wasser, ein Porzellan-Theekännchen, einige Täßchen und die Theebüchse. Der Hausherr oder, wenn die Dame des Hauses erscheint, diese, gießt den Thee

selbst auf, sieht, daß das Wasser nicht zu heiß ist, straft deine Begriffe von Theebereitung auch dadurch Lügen, daß er den ersten Aufguß wegschüttet, da der zweite für das Beste gilt. Die Dienerin präsentiert dir den Thee, indem sie auf den Knieen heranrutscht, vielleicht auch den Ärmel in den Mund nimmt, damit ihr Atem dich nicht berühre; war es doch bei Hofe sogar Sitte, beim Aufwarten ein Blatt Papier in den Mund zu nehmen. Dann verschwindet sie, natürlich immer auf den Knieen und zwar rückwärts rutschend, um dir nicht den Rücken zuzukehren."

Bei größeren Festlichkeiten dürfen die Tänzerinnen (Abb. 15) nicht fehlen. Diese, die zugleich Sängerinnen sind, heißen Geïsha und werden für ihren Beruf von Jugend auf systematisch vorgebildet. „Die Lehrerin, eine Geïsha-Veteranin, sitzt ihrer kindlichen Schülerin gegenüber auf dem Boden und bringt ihr die nötigen Griffe bei — jedenfalls mit unendlich mehr Milde und Geduld als der Unteroffizier seinem Rekruten — singt mit ihr die Lieder, bis sie im Gedächtnis haften und mit der nötigen Pressung aus der Kehle kommen, lehrt sie die mannichfachen Tänze und unterrichtet sie in Anstand und Benehmen. Durch gelegentliche, gemeinschaftliche Prüfungen mit eingeladenem Publikum werden die jungen Zöglinge an öffentliches Auftreten gewöhnt und sie beginnen dann ihre Laufbahn zunächst als Tänzerinnen, ehe sie mit der Samisen (einem musikalischen Instrument) in die Reihe der Vollgeïshas eintreten.

Der Tanz wird von einer oder mehreren Tänzerinnen ausgeführt und besteht in pantomimischen — gemessenen — rhythmischen Bewegungen nach den Klängen der Musik. Jeder Tanz hat eine bestimmte Handlung auszudrücken, die freilich oft genug für den Fremden, der den Text des begleitenden Gesanges nicht versteht, schwer herauszufinden ist. Der Ausdruck des Gesichtes ist ebenso von Bedeutung wie die Bewegung des Kopfes, des Oberkörpers, der Ärmel, des Fächers, der Hände, ja sogar der Füße. Die letzteren haben beim Tanzen mehr zu thun als nur den Körper zu tragen, wenn es auch gerade die Füße sind, welche den Fremden den Geschmack am japanischen Tanze mehr oder weniger verderben. So sehr nämlich die Bewegungen des Oberkörpers der Tänzerinnen mit unseren Begriffen von Anmut übereinstimmen, so wenig thun es die der Füße, da in der Ästhetik der Stellung der letzteren die japanischen und unsere Ideen direkt auseinander gehen. Während wir als unerläßlich das Auswärtssetzen der Füße betrachten, findet der Japaner dies nicht nur unschön, sondern bei Frauen geradezu unanständig. Teils aus diesem Grunde, teils weil bei der Konstruktion der japanischen Fußbekleidung eine Einwärtsstellung der Füße das Festhalten der Sandalen erleichtert, gehen die Frauen alle über die große Zehe, und auch sonst, sobald sie sich ausnahmsweise auf eine Sitzgelegenheit, die höher ist als der Fußboden, niederlassen, stellen sie die Füße ganz einwärts. Denke man sich diese Fußstellung auf alle Pas beim Tanzen übertragen, so wird man die Behauptung, daß die Füße beim japanischen Tanz uns den Spaß verderben, gerechtfertigt finden (Abb. 16).



Abb. 16. Japanische Tänzerin.

Abb. 17. Eine Missionsschule in Japan.

Der der Tänzerin nie fehlende Fächer dient dazu, um allerlei bei der Pantomime nötigen Requisitenstücke zu ersetzen. Für das Kokettieren werden hauptsächlich die Ärmel benutzt. Dieselben hängen in der Form eines langen Vierecks an den oft sehr kostbaren Gewändern der Tänzerinnen bis auf die Knie herab, und die verschiedenen, mit ihnen ausgeführten Manöver haben ihre tiefe Bedeutung, so daß die Auswahl der Verständigungsmittel, deren sich Liebende anderwärts bedienen, also: die Blumen-, Fächer-, Augen-, Taschentuch-, Messer- und Gabelsprache noch durch die Ärmelsprache zu vervollständigen wäre. So wird ein schelmisches Hervorlugen über den vorgehaltenen Ärmel einer Aufforderung zur Näherung entsprechen, ein Verstecken des Gesichtes hinter dem Ärmel verschämtes Erröten bedeuten, während ein Schwingen des Ärmels, so daß er sich um den Arm wickelt, verbunden mit kurz Kehrt unserm „ein Schnippchen schlagen" gleichkommt, und ein lebhaftes Bewegen beider Ärmel einen Protest, das Verkriechen des Kopfes hinter beiden Ärmeln ein Verstecken, das In-den-Mund-nehmen der oberen Kante des Ärmels tiefe Ehrfurcht bedeutet."

Die vorgeführten Tänze sind fast immer durchaus anständiger Natur und könnten, was Schicklichkeit der Kleidung anbetrifft, unserm Ballet als Muster dienen. Der Tanz wird entweder nur von Musik — Samisen und verschiedenen Arten von Trommeln — oder auch von Musik und Gesang begleitet. Die Zuschauer geben ihr Interesse gewöhnlich durch Zusammenschlagen der Hände im Takte der Musik, auch wohl durch Beteiligung am Gesange zu erkennen. Ein „Blumengeld" genanntes Honorar belohnt diese Leistungen.

Wir haben uns von unserm liebenswürdigen Führer durch das moderne Japan so viel von den Frauen jenes Landes erzählen lassen, daß wir unwillkürlich ein volles Interesse für sie gewonnen haben. Da wählen wir denn gern zum Schluß ein Bild, das uns junge japanische Mädchen vorführt, die als Christinnen erzogen werden (Abb. 17). Seine Worte können wir dem anmutigen Bilde leider nicht als Text beigeben, denn er gehört zu unserm lebhaftesten Bedauern zu denjenigen unserer Landsleute, die zwar als Christen aufgewachsen sind, denen aber das Wesen unserer Religion ebenso fremd blieb, wie nur irgend einem aus dem seltsamen und interessanten Volke, von dem er uns so anmutig und fesselnd zu erzählen wußte.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an!" Das Wort, das aus dem Wilhelm Tell stammt, hat in den Bergen seine besondere Berechtigung. Ein Fehltritt — und abgestürzt liegt tot am Fuße der Bergwand, was eben noch ein Bild blühenden jungen Lebens war. Auf unserm Bilde haben die beiden Edelweiß gesucht, das die erstarrte Rechte der Toten noch festhält. An dieser weißen Pflanze haftet nur zu viel Menschenblut. Wächst sie doch meist hart am verderbenbringenden Abhang und reizt gerade dadurch die furchtlosen Alpenbewohner, sie aufzusuchen und herabzubringen ins Thal.

Matthias Schmid mag so manchen „Abgestürzten" gesehen haben, denn er ist ein geborener Tiroler und hat lange in seiner Heimat gelebt. Im Jahre 1835 zu See im Paznauner Thal geboren, wurde er mit fünfzehn Jahren Bildstockmaler und erst 1856 öffneten sich ihm die Thore der Münchener Akademie. Seitdem hat er seine Landsleute und ihre Freuden und Leiden in Scherz und Ernst oft auf die Leinwand gebracht.

„Aus der Nase gezaubert" zeigt voll die Liebenswürdigkeit aller Bilder von F. Sonderland. Ein fahrender Zauberkünstler entzückt nicht nur die Zöglinge einer Dorfschule, sondern versetzt auch den Herrn Lehrer durch seine Geschicklichkeit in starres Erstaunen. Gibt es auch keine Hexerei mehr, so ist die Geschwindigkeit, mit der hier operiert wird, ihr doch jedenfalls sehr nahe verwandt.

Auf dem Bilde von A. Müller-Lingke „Große Fütterung" sind wir wieder in den Bergen. Großpapa gibt hier in höchst eigener Person dem Enkel im Steckkissen ein Breichen, zum nicht geringen Ergötzen der älteren Geschwister.

Das Bild „Schafherde im Frühling" von O. Strützel, ist überaus anmutig. Wie lieblich ist die Landschaft, in der die kleinen Hirten ihr Frühstück mit dem Hündchen und den Schäfchen teilen.

„Gerade ein Dutzend" Wellensittiche von Marie Laux führt uns eine Anzahl jener rei-

zenden kleinen Papageien vor, welchen wir heute nicht viel seltener in den Wohnstuben begegnen als dem Kanarienvogel. Dabei wurde das erste Pärchen dieser Art erst im Jahre 1840 von dem berühmten Erforscher der australischen Vogelwelt Gould nach Europa gebracht. Erst sehr allmählich kam dann die Einführung dieser Vögel in Fluß und erst im Anfang der sechziger Jahre begann sie in großem Maßstabe. Seitdem werden freilich alljährlich viele Tausende dieser Vögelchen nach Europa gebracht, wo überdies ihre Zucht in vielen Anstalten in großem Maßstabe betrieben wird. Zumal in Belgien haben viele Vogelfreunde es verstanden, ihre Liebhaberei zugleich gewinnbringend zu gestalten, indem sie Wellensittiche zu Hunderten züchten.

Die Wellensittiche nisten in Südaustralien, wo sie im Frühling in großen Scharen erscheinen und in hohlen Bäumen ihre Nester anlegen. Ist das Brutgeschäft erledigt, so wandern sie nordwärts den heißeren Gegenden zu und sammeln sich im Innern des Landes in Landstrichen, in denen ihr Lieblingssamen geriet, zu ungeheuren Schwärmen. Bringt doch die Beschaffenheit jenes Landes es mit sich, daß alljährlich nur in gewissen Distrikten Regen fällt und infolge dessen die Pflanzenwelt sich entfalten kann, was zur Folge hat, daß hier alles zusammenströmt, was auf letztere angewiesen ist. Dadurch wird es den Vogelfängern möglich, Tausende dieser Vögel unter einem Netz zu fangen. In rohen Käfigen werden sie dann in die Hafenstädte geschafft, um von dort aus auf Schiffen, die für diese Passagiere besondere Vorrichtungen haben, nach London geschafft zu werden. Es gewährt einen allerliebsten Anblick, wenn viele Hunderte dieser Tierchen in der Vogelstube eines Händlers die Sitzstangen füllen.

Unser Vogel ist einer der kleinsten Papageien, denn er hat nur die Größe eines Sperlings, obgleich ihn der lange Schwanz viel größer als diesen erscheinen läßt. Die Grundfarbe ist Grün, zu dem sich Blau und Gelb gesellen. Der obere Teil ist grüngelb und durch schwarzgraue und gelbe Wellenlinien gebändert, der untere einfarbig grasgrün. Die Wangen zeigen je vier blaue Flecken, während Gesicht und Kehle schwefelgelb sind. Die ungemein lebhaften Vögel gewähren im Käfig ein überaus anmutiges Bild. Da sie Höhlenbrüter sind, gibt man ihnen einen Kasten in der Art des allbekannten Starkastens in den Käfig und paßt das Pärchen nach Alter und Temperament einigermaßen zu einander, so entfaltet sich bald ein liebliches Familienleben vor den Augen des Beschauers. Manche Pärchen nisten jahrelang fast ununterbrochen hintereinander, während andere freilich die Geduld ihres Pflegers arg auf die Probe stellen, oder sich wohl gar überhaupt nicht zum Nisten entschließen. In diesem Falle muß man eins der Tiere vertauschen. Das Brüten währt fast drei Wochen und die Jungen werden etwa in einem Monat flügge. Da diese Vögel in Gesellschaft nisten, kann man viele Pärchen in einem Raume halten, doch muß man sich immerhin davor hüten, diesen zu überfüllen.

Wer diese Vögel züchtet, muß übrigens sehr darauf halten, daß er seinem Stamm von Zeit zu Zeit frisches Blut zuführt. Züchtet man unter Verwandten, so weist schon die vierte Generation zahlreiche Schwächlinge auf und die fünfte besteht fast nur aus Blinden oder sonstigen Krüppeln. Ein Hinweis auf die Forderungen der Natur, der auch von uns Menschen wohl beachtet werden sollte.

Es ist interessant, daß auch die Wellensittiche die Neigung zeigen, in der Gefangenschaft gelb zu werden. Es sind nicht nur schon eine ganze Anzahl gelber Exemplare vorgekommen, sondern es soll in Belgien sogar schon eine Anstalt geben, in der nur diese gelbe Spielart fortgezüchtet wird.

Weiblicher Geduld ist es bereits mehrfach gelungen, auch Wellensittiche zum Sprechen zu bringen. Es waren das natürlich junge Vögel, die allein gehalten wurden und die Pflegerin war unermüdlich.

Die Preise schwanken zwischen 10 und 20 M. für das nistfähige Pärchen.

Die Ernährung dieser Vögel verursacht nur äußerst geringe Kosten, da sie mit weißer Hirse und Kanariensamen vorlieb nehmen. Sie fressen freilich auch sehr gern Ameisenpuppen, doch sind diese wie gesagt entbehrlich. Salat ꝛc. darf man diesen wie den meisten aus der Fremde eingeführten Vögeln durchaus nicht geben. An diesen schädlichen Leckerbissen gehen alljährlich nur zu viele dieser Tierchen jämmerlich zu Grunde, denn sie erzeugen fast immer einen todbringenden Durchfall.

Eine gemütliche Belagerung.

In der Zeit, da es noch keine Kanonen gab, war für eine wohlbefestigte und mit Lebensmitteln genügend versehene Stadt eine Belagerung noch nicht das Schlimmste, was ihr widerfahren konnte. Besonders gemütlich ging es aber zu bei einer Belagerung, welche die Stadt Magdeburg im Jahre 1314 auszuhalten hatte. Der damalige Erzbischof Burkhard lag schon lange mit der Stadt im Streite. Er hatte Zollstätten errichtet, die den Handel der Stadt beeinträchtigten und die daher von den Bürgern wieder zerstört worden waren, er hatte durch seinen jüngsten Bruder den Magdeburgern mitten im Frieden ihr Vieh von der Weide rauben lassen, er hatte einen Bürger der Stadt widerrechtlich gefangen genommen und nur gegen ein Lösegeld von 200 Mark Silber wieder frei gegeben. Die Geduld der Bürger war zu Ende, und als der Erzbischof 1313 nach längerer Abwesenheit wieder in die Stadt zurückkehrte, wurde er von den Bürgern gefangen genommen. Nach dreiwöchentlicher Haft erhielt er zwar durch Vermittelung des Markgrafen Waldemar von Brandenburg die Freiheit wieder, aber er mußte schwören, die Bürger wegen seiner Gefangennahme nicht zu belangen und die mit der Stadt geschlossenen Verträge genau zu halten. Kaum hatte jedoch der Erzbischof die Freiheit wieder erlangt, als er zu den Waffen griff und in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Herzog Albert von Braunschweig,



„Gerade ein Dutzend!“ Wellensittiche. Gemalt von Marie Laux.

dem Grafen von Mansfeld und dem Herrn von Querfurt, die Stadt belagerte. Die Bürger, welche ihre Stadt wohl verwahrt und durch die Elbschiffahrt mit Lebensmitteln reichlich versehen wußten, sahen dem Ausgange der Sache ohne große Beklemmung entgegen. Sie vermuteten sehr richtig, daß wohl den Fürsten zuerst die Lebensmittel ausgehen würden; und als einst die Fürsten zu Ottersleben in ziemlich gedrückter Stimmung beisammen saßen und Rat hielten, ob es nicht besser sei, die Belagerung aufzuheben, da trug es nicht gerade zur Verbesserung ihrer Stimmung bei, als Gesandte aus der Stadt vor ihnen erschienen und sie höhnend ersuchten, mit ihrem Abzuge sich nicht zu übereilen. Wenn es den Fürsten und ihren Heeren, so fügten die Gesandten hinzu, an Lebensmitteln gebreche, sei man in der Stadt gern erbötig, solche zum Marktpreise zu liefern, zumal die Geschäfte jetzt in der Stadt ohnedies nicht besonders blühten. Die Fürsten, weit entfernt sich durch solchen Hohn verletzt zu fühlen, nahmen das Anerbieten der Stadt an und bezogen nun von den Bürgern für ihre in der letzten Zeit sehr mäßig ausgestattete Tafel Wein, Fische und allerlei Delikatessen. Als dies vier Wochen so fortgegangen war, wurde den Fürsten die Belagerung immer langweiliger, zumal ihnen das Geld knapper wurde als den Magdeburgern die Ware. Da kam dem Markgrafen von Meißen, der die Stadt noch nicht kannte, der Wunsch, sich die Stadt einmal besehen zu dürfen. Die Magdeburger gestatteten das gern, und der Markgraf wurde mit der kleinen Anzahl seiner Begleiter, die man ihm mitzubringen gestattet hatte, von den Bürgern wohl empfangen. Selbst den Ehrentrunk reichte man ihm, der doch zur Zeit der Stadt Feind war. Nach den Schilderungen des Erzbischofs hatte der Markgraf geglaubt, in einen halbwüsten Ort zu kommen, und nun fand er bei seinem Umschauen die Stadt in so gutem Verteidigungszustande, das Leben in ihr so regelmäßig, daß es ihm bald unmöglich erschien, die Stadt durch Waffengewalt oder durch Hunger zu bezwingen. Als er wieder ins Lager kam, ließ er die Seinigen satteln und zog mit ihnen ab, indem er meinte, sie würden den Meißner Wein an der Quelle doch noch billiger trinken können. Seinem Beispiele folgten die übrigen Fürsten und Herren, und endlich mußte auch der Erzbischof die Belagerung aufgeben.

Auch das Nachspiel, welches die Belagerung noch hatte, zeigt die damaligen Kriegsverhältnisse in einem eigentümlichen Lichte. Der Stadt hatten die Verteidigungsanstalten und alles, was die Belagerung sonst im Gefolge gehabt hatte, doch gegen 2000 Mark Silber an Unkosten verursacht. Um ihrem Schaden wieder beizukommen, unternahmen die Bürger Streifzüge in die Umgebung und trieben von den Unterthanen des Erzbischofs Kontributionen ein. Als der Erzbischof davon vernahm, untersagte er den Bauern die Ablieferung ihrer an die Stadt zu entrichtenden Kornzinse. Die Bauern wollten aber weder dem Befehle des Erzbischofs ungehorsam sein, noch es mit den Magdeburgern verderben, und so glaubten sie am besten zu thun, wenn sie einen Mittelweg einschlügen. Sie brachten all das aus den einzelnen Ortschaften zu liefernde Getreide nach Ottersleben, wo es auf einer großen Tenne aufgeschüttet wurde, und dann forderten sie die Magdeburger auf, es sich von da selbst abzuholen. Die Magdeburger erschienen mit siebzig Wagen und unter dem Geleite so zahlreicher Bewaffneten, daß der Erzbischof, der nur dreihundert Söldner bei sich hatte, es nicht wagte, sie anzugreifen. Glücklich brachten die Magdeburger ihr Getreide in Sicherheit und glichen so auch die letzten nachteiligen Folgen aus, welche die Belagerung für sie gehabt hatte. A. R.

Geographische Eigennamen.

Eine wahre Riesenarbeit, weit über 120000 Namen enthaltend, ist das Register zu dem großen Handatlas von Andree. Zum vergnüglichen Lesen ist ein solches Namenverzeichnis natürlich nicht geeignet, aber der Kundige weiß doch aus dieser endlosen Fülle von Landes-, Orts-, Berg-, Fluß-, Meer- und Völkernamen manches herauszulesen, was vom kulturhistorischen Standpunkte aus belangreich ist und auch deutlich zeigt, welchen Wert ein solches Nachschlagewerk für das tägliche Bedürfnis hat. Solches möge an einigen Beispielen gezeigt werden.

Der arabische Ausdruck für Quelle, Aïn, findet sich nicht weniger als 116 Mal in den verschiedenen Zusammensetzungen, dafür Zeugnis ablegend, wie wichtig die Quelle für Ortsbenennungen in den Wüsten Arabiens und Afrikas ist. Ebenso sind die Namen von 81 Ortschaften mit Bir (Brunnen) zusammengesetzt. Mit dem Namen *Alpen* sind wir gewohnt, hohe und mächtige Gebirgsgruppen zu benennen, daher finden sich 42 verschiedene Gebirgsgruppen im Register mit diesem Namen, während zwölf Ortschaften unter dem einfachen „*Berg*“ wiederkehren. Nicht weniger als siebzehn Berge mit der Bezeichnung *Hagios* (Heiliger) *Ilias* sind auf der griechischen Karte zu finden, und an das Salzvorkommen gemahnt jedesmal der Name *Hall* oder *Halle*. Er ist achtmal in Schwaben, Österreich, Tirol, Schweden, den Vereinigten Staaten, Westfalen, Hannover zu finden.

Mit der Ortsbenennung nach Eigennamen wird geradezu ein Unfug getrieben; der Name wird um so weniger charakteristisch, je öfter er wiederkehrt, und die Engländer haben Viktoria und Albert so oft auf die Karte eingeschrieben, daß man dabei an das schöne Lied: Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard erinnert wird. Kaum besser machten es die Spanier und Portugiesen in der Zeit der großen Entdeckungen, wo sie die neuentdeckten Häfen, Inseln rc. stets nach dem Kalenderheiligen benannten, an dem die Auffindung sich ereignete. So kommt St. Georg 108 Mal vor, dazu 10 Mal als Giorgio. *Johann* ist 31 Mal, Jean 30 Mal, John 37 Mal, Juan 38 Mal im Verzeichnis; *Maria* ist gar 148 Mal vertreten, dazu 30 Mal in der englischen Form Mary; der heilige Martin tritt 76 Mal auf und *Michel* (mit Miguel rc.) 66 Mal; Ludwig und Peter und Joseph sind ähnlich oft vorhanden und *Viktoria* — natürlich nach

der Königin — 40 Mal. Von berühmten Männern, deren Namen auf der Karte verewigt sind, finden wir Jefferson 14 Mal in den Vereinigten Staaten, Washington 17 Mal, Marchison 11 Mal, Humboldt 15 Mal und Wilhelm — teilweise auf unsern Kaiser bezüglich — 23 Mal. Wenn der „berühmte" Smith 24 Mal auf der Karte des Andreeschen Atlas steht, so überlassen wir es dem Leser, zu wählen, welche Größe er darunter sich vorstellen will. Man suche einmal unter Nassau nach und man wird nicht bloß unser ehemaliges Herzogtum finden, sondern diesen Namen auch auf Nowaja-Semlja, den Bahamainseln, in Südamerika, den Südseeinseln, bei Sumatra und in Australien.

Das Metermaß.

Die Ausbreitung des Metersystems schreitet regelmäßig fort; im Jahre 1887 hat sich die Argentinische Republik angeschlossen und selbst in England werden Stimmen laut, die für Aufhebung des dortigen sehr unpraktischen Maß- und Gewichtssystems und Einführung des Meters sich aussprechen. Der Geograph Ravenstein hat auf der britischen Naturforscherversammlung sich kürzlich kräftig des Meters angenommen und dabei einige allgemein interessierende Zahlen zur Bekräftigung seiner Ansicht vorgeführt. Der englische Fuß gilt heute noch außer in Großbritannien und seinen Kolonieen in den Vereinigten Staaten, im russischen Reiche, in den südafrikanischen Bauernrepubliken und auf den Sandwichinseln, bei zusammen 471 Millionen Menschen. Diesen gegenüber benutzen das metrische System die meisten europäischen Länder (Dänemark fehlt noch außer Rußland und England) mit ihren Kolonieen, Ägypten und die meisten südamerikanischen Staaten mit zusammen 347 Millionen Einwohnern. Außer diesen gibt es noch ein Gebiet mit 6 Millionen Menschen, in dem der alte spanische Fuß gilt; es ist dieses Zentralamerika, Bolivia, Paraguay und die Dominikanische Republik. Dieses letztere Gebiet, überall vom Metergebiet umgeben, muß naturgemäß auch letzterem verfallen. Das Übergewicht, welches der englische Fuß noch hat, wird namentlich durch die dichte Bevölkerung Indiens herbeigeführt; in Indien aber ist 1871 bereits neben dem englischen Fuß der Meter zur Geltung gelangt, so daß dort thatsächlich zwei Maßsysteme nebeneinander gelten. Die siegreiche Laufbahn, welche der Meter, seit er im Beginne des Jahrhunderts in Frankreich zur Geltung gelangt war, durchlaufen hat, erkennt man aus folgender Tabelle, welche das Einführungsjahr aufweist:

1803 Lombardei.
1819 Niederlande und Belgien.
1836 Griechenland.
1850 Sardinien.
1856 Ecuador.
1857 Venezuela und Columbia.
1859 Spanien.
1860 Portugal und Peru.
1862 Brasilien und Uruguay.
1865 Chile.
1868 Deutsches Reich.
1875 Serbien und Norwegen.
1876 Österreich-Ungarn, Rumänien und Ägypten.
1879 Schweden.
1882 Türkei.
1884 Mexiko.
1887 Argentinische Republik.

Für England ist es übrigens bezeichnend, daß die dortigen Gelehrten auch bereits beginnen sich des Metersystems zu bedienen.

Nach Noten.

Der Deutsche kann bekanntlich nicht nur nach Noten singen, spielen und tanzen, sondern auch zuhauen, essen, laufen, schimpfen 2c. Die Volksvorstellung mag jetzt bei Ausdrücken wie: „er schimpfte nach Noten," „er riß aus nach Noten" u. a. allerdings an die musikalischen Noten anknüpfen und beim „Schimpfen nach Noten" etwa an ein Schimpfen denken, das so sicher und geläufig von statten geht, das so wenig stockt wie das Lied eines Sängers, der die Noten vor sich hat. Aber da die Redensart besonders in Kreisen heimisch ist, die mit Musiknoten wenig oder nichts zu thun haben, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ihren Ursprung von einem derartigen Vergleich genommen habe. Vielmehr lebt in diesen Redensarten eine altdeutsche Ausdrucksweise fort, die aus der neuhochdeutschen Schriftsprache verschwunden ist. Zur Steigerung eines Ausdruckes benutzte man im Altdeutschen die adverbialen Ausdrücke mit nôti" oder „bî nôti" in der Bedeutung unsers „sehr, heftig, gewaltig." Ebenso benutzte man im Mittelhochdeutschen das Adverbium „genôte" = eifrig, angelegentlich. Am bezeichnendsten könnte man diese Ausdrücke übersetzen durch: in einem Grade, wie ihn die Not gebot. Im Nibelungenliede wird erzählt, wie Dankwart mit seinen Knechten von Blödel, dem Bruder Etzels, und seinen Hunnen überfallen wird. Nachdem alle Knechte Dankwarts erschlagen sind, heißt es im Liede weiter: „Diu swert genôte vielen ûf sîn emes lîp," d. i. die Schwerter der Hunnen fielen gewaltig auf Dankwarts Leib, in einer Weise, wie es die Not der tapferen Verteidigung Dankwarts gegenüber gebot. In scherzhafter Übertragung aber könnte der Satz lauten: Die Hunnen schlugen mit ihren Schwertern nach Noten auf den einzig übriggebliebenen Dankwart los. Wo im Nibelungenliede berichtet wird, daß Hagen, um die Weissagung der Wasserfrauen zu nichte zu machen, einen Kaplan ins Wasser geworfen, daß der Kaplan aber schwimmend das Ufer glücklich erreicht habe, da heißt es: „der pfaffe swam genôte" d. h. er schwamm eifrig, so wie es die Not, in der er sich befand, erheischte. „Nach Noten davonlaufen" würde also eigentlich heißen: so schnell laufen, als es die Not erfordert, der man entlaufen will. Wie wir jetzt von einem Fleißigen sagen würden: er lernte nach Noten, so erzählt Gottfried von Straßburg von Isolden: „diu lernte ie genôte die buoch unde seitenspil."

Kautschuk und Guttapercha.

Von Hanns v. Spielberg.

Auf den meisten Schreibtischen wird der Gummi in doppelter Form für unentbehrlich gehalten: links steht in zierlichem Fläschchen die übliche Lösung, rechts ist der unvermeidliche Helfer gegen überflüssige Tintenflecke und Bleistiftstriche handlich zur Seite gestellt. Beide Gummiarten haben freilich nicht viel mehr gemein als den Namen: beide sind allerdings Harze oder richtiger Milchsäfte, aber sie entstammen gänzlich verschiedenen Pflanzen, der treffliche Klebegummi den Akazienarten Arabiens, des Senegalgebietes und Australiens, der Radiergummi verschiedenen südamerikanischen, ostindischen und afrikanischen Gewächsen, unter denen die Kautschukpflanze, Siphonia elastica nennt sie der gewissenhafte Botaniker, und eine Feigenart, Ficus elastica, obenan steht.

Der Bleistiftgummi vergegenwärtigt uns die älteste Verwendungsart des Gummis oder richtiger des Kautschuks. Zwar übermäßig alt ist auch er nicht, unsere Urgroßväter waren in ihrer Jugend noch lediglich auf das leidige Radiermesser oder eine gefällige Brotkrume angewiesen, wenn sie einem Bleistiftstriche zu Leibe gehen wollten. Erst im Jahre 1751 brachte der französische Forscher Condamine aus Brasilien kleine Proben des Kautschukharzes nach Europa, noch ein Jahrzehnt, nachdem er über den merkwürdigen Stoff eine Denkschrift an die Akademie eingereicht hatte, galt derselbe lediglich als eine kostbare Kuriosität, und wiederum erst ein Dezennium später bürgerte er sich sehr, sehr allmählich zur besonderen Freude von Lehrern und Schülern auf den Schreibtischen ein. Fast schien seine Verwendungsfähigkeit aber damit abgeschlossen, und es machte ein gewaltiges Aufsehen, als Stadler und Reithofer in Wien gegen das Jahr 1820 ein Verfahren entdeckten, Kautschuk in Fäden gezogen zu elastischen Geweben zu verspinnen, und als der Engländer Mackintosh fast gleichzeitig Stoffe durch Kautschuklösungen wasserdicht zu machen versuchte — nebenbei bemerkt, waren die damals von ihm fabrizierten Überzieher fürchterliche Ungeheuer, die im Winter hart wie ein Brett und im Sommer unbeschreiblich klebrig wurden. Man verfertigte allerdings auch bereits Gummischuhe, aber sie waren auch danach: sie erschienen als formlose, schwere, höchst unsympathisch duftende Botten, welche die Stiefel nicht schonten, sondern verdarben, beim An- und Ausziehen entsetzliche Mühe machten und ihren Besitzern die unerfreuliche Beigabe eines permanenten Schnupfens gewährten. Ehre ihrem Andenken!

Der Kautschuk gelangte erst zu Ansehen, als man ihn verfälschen lernte. Es handelt sich bei dieser Prozedur freilich um keine Verfälschung im gewöhnlichen Sinne, sondern um eine Verbesserung durch den Zusatz eines fremden Stoffes — des Schwefels. Im Jahre 1832 kam Dr. Lüdersdorf in Berlin zuerst auf die geniale Idee, dem Kautschuk durch Vermischung mit Schwefel einen Teil seiner Elastizität zu nehmen und ihm dafür eine fast völlige Unveränderlichkeit allen Temperaturgraden gegenüber zu verleihen. Technisch ausgebeutet wurde der geistreiche Gedanke jedoch leider zunächst nicht von dem Erfinder, sondern von praktischen Engländern und Amerikanern: Hancock in Stoke-Newington und Goodyear in New-Hawen wurden die großen Gummifürsten der alten und neuen Welt, und Goodyear war es besonders, der durch stete Arbeit den Kautschuk allmählich in den Allerweltsstoff verwandelte, als welcher er heute geradezu unentbehrlich geworden ist.

Auf unserm Schreibtische befinden sich außer den erwähnten Gebrauchsgegenständen aus Gummi wahrscheinlich noch verschiedene andere aus dem gleichen Material, sicher fehlt wenigstens einer jener leichten und geschmeidigen schwarzen Federhalter nicht, die immer größere Beliebtheit erlangen: ein Federhalter aus Gummi. Vielleicht sind auch der Tintenbehälter und der Tintenwischer, der Namenstempel und das Lineal, ein Teil der Briefmappe und der Leuchter, der Läufer auf dem Fußboden und die Tapeten des Zimmers aus Kautschuk hergestellt, und wenn wir in der Wohnung weitere Umschau halten, werden wir voraussichtlich Schirmgriffe und Bilderrahmen, Knöpfe und Schmucksachen, Spazierstöcke, Kämme, Zündholzschachteln und Puppenköpfe aus dem chamäleonartigen Stoffe finden, von den unvermeidlichen Gummischuhen und verschiedenen weiteren Toilettegegenständen gar nicht zu reden. Diese schier endlose Verwandlungsfähigkeit und Verwendbarkeit verdankt der Kautschuk einer weiteren Erfindung Goodyears: es gelang dem unermüdlichen Manne nämlich im Jahre 1852, den vulkanisierten Kautschuk durch Behandlung mit hochgespannten Wasserdämpfen in hermetisch verschlossenen Kesseln mit Guttapercha und Schellack, Kreide, Thon und erdigen Farbstoffen zu vermischen und dadurch zu einer harten, aber immer noch elastischen Masse umzuformen. Dieser Hartgummi oder Ebonit ist, da der Zusatz bis auf 80 Prozent gesteigert werden kann, nicht nur billiger als der reine vulkanisierte Kautschuk, sondern er erlangt auch einen hohen Grad von Politurfähigkeit und besitzt vor dem Horn, zu dessen Ersatz er hauptsächlich verwendet wird, den Vorzug, daß er beim Reinigen mit warmem Wasser nicht rauh wird und dauernd eine gewisse Elastizität behält. Ganz besondere Vorteile hat unsere moderne, so hoch entwickelte Zahntechnik aus der Erfindung des Ebonits gezogen.

Ich erwähnte soeben, daß dem Kautschuk bei der Fabrikation des Hartgummis Guttapercha zugesetzt wird, und dies führt mich zu diesem nahe verwandten, nur weniger elastischen Stoffe über. Die Guttapercha ist bekanntlich der eingetrocknete Milchsaft der Isonandra Gutta, einer auf den Sundainseln wild wachsenden Pflanze, die erst seit 1844 in Europa ihrer Bedeutung nach gewürdigt wird, aber sich seit jenem Jahre überraschend schnell den Weltmarkt erobert hat. Es war besonders die unvergleichliche Isolationsfähigkeit der Guttapercha gegenüber dem elektrischen Funken, welche sie von vornherein als überaus wertvoll erkennen ließ, und es ist nicht zuviel gesagt, daß die unterseeischen und unterirdischen Kabelleitungen allein durch sie möglich wurden.

Unser großer Landsmann Werner Siemens war der erste, welcher die Verwendung der Guttapercha zum Zwecke der Umkleidung von Leitungsdrähten in Vorschlag brachte.

Der Kautschuk und die Guttapercha, denen sich in neuerer Zeit die Balata, ein aus Guyana stammendes kautschukähnliches Harz, angeschlossen hat, beschäftigen heute einen der wichtigsten Industriezweige: der jährliche Produktionswert der Gummifabriken Nordamerikas wird z. B. allein auf 110 Millionen Mark geschätzt. Auch in Deutschland hat diese Industrie in den letzten Jahrzehnten festen Boden gefaßt; die größte Fabrik Norddeutschlands, Aubert Gerard und Komp., fertigt u. a. täglich dreitausend Paar Gummischuhe. Zahlen sind zwar unerquicklich, aber auch unentbehrlich, so wage ich es denn noch hinzuzufügeu, daß die gesamte Gummiindustrie der Erde jährlich etwa 25 Millionen Kilogramm Rohstoff im Werte von über 155 Millionen Mark verarbeitet.

Es ist wahrscheinlich, daß die heutigen Produktionsstätten des Kautschuks und der Guttapercha, Ostindien und Südamerika, durch die kolossale Steigerung des Bedarfs sich früher oder später erschöpfen werden — es ist das um so mehr vorauszusehen, als bisher ein unverantwortlicher Raubbau mit den gummiführenden Pflanzen getrieben wurde. Man fällte die Bäume einfach, anstatt ihnen nur ihren Überschuß an Saft abzuzapfen, und es ist in der That nachgewiesen, daß in vier Jahren auf den Inseln des Indischen Archipels nicht weniger als 200 000 Guttaperchabäume vernichtet wurden. Heute fängt man allerdings in Niederländisch-Indien und in einzelnen amerikanischen Gebieten an, mit den kostbaren Bäumen schonender umzugehen, ja man hat z. B. auf Ceylon bereits großartige Kautschukplantagen angelegt. Die Hauptproduktion dürfte in Zukunft jedoch auf ganz neuen, bisher fast noch gar nicht berührten Gebieten stattfinden: es erscheint sicher, daß Zentralafrika überaus reich an Kautschukpflanzen der verschiedensten Art ist und nach seiner Erschließung ganz gewaltige Massen auf den Markt bringen kann. Wir dürfen also beruhigt sein, die nächsten Generationen werden ihre Überschuhe nicht teurer zu bezahlen haben als wir, und auch für das Zeichenheft des kleinen Moritz wird immer noch ein Stückchen Gummi abfallen. Und es ist gut, daß die Natur so reichlich vorgesorgt hat, denn die Lücke, welche entstehen würde, wenn Kautschuk und Guttapercha einmal aus der Liste der von unserer Industrie verarbeiteten Rohmaterialien gestrichen würde, wäre gewaltig: wir sind nur nicht gewöhnt, alle Gegenstände, welche wir täglich benutzen, auf ihren Ursprung hin anzusehen — thäten wir es einmal, wir würden erstaunen, wie noch unsere Großeltern ohne Gummi fertig zu werden vermochten.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Der feste Punkt im Weltall. Jahrtausende hindurch hat die Menschheit die Erde als den festen Punkt im Weltall betrachtet, aber die fortschreitende Sternkunde hat gelehrt, daß diese Erde nicht nur alltäglich einmal sich um ihre Achse dreht und alljährlich einmal mit der zwölfhundertfachen Geschwindigkeit eines Eisenbahnblitzzuges ihre hundertundvierundzwanzig Millionen Meilen messende Bahn um die Sonne durcheilt, sondern daß die im Äther schwimmende Erdkugel gleichzeitig auch noch vielen andern Bewegungen unterworfen ist, so daß dieser etwa vierhundertfünfzigtausend Trillionen Kilogramm wiegende Erdkörper als ein federleicht hin- und herschwankender und umhergerollter Spielball mannigfacher Kräfte erscheint, wobei diese Kugel mit der noch einundeinviertel Millionen mal schwereren Sonne und mit der ganzen etwa gleich hunderttausend Erden schweren Planetenschar blitzschnell den Himmelsraum durchfliegt, indem das ganze Sonnensystem dem Sternbilde des Herkules zusteuert.

Von den Bewegungen der Erde, außer den schon angeführten, wollen wir nur noch erwähnen die Schwankungen der an und für sich gegen die Ebene ihrer Sonnenbahn schräg stehenden Erdachse und ferner die gleichzeitige, wie in einem Trichter herum ausgeführte Schwenkung dieser Achse, infolge deren dieselbe im Verlaufe von etwa sechsundzwanzigtausend Jahren mit ihrer gedachten Verlängerung am Himmelsgewölbe einen Kreis beschreibt, so daß diese Achse nicht immer nach dem jetzigen Polarstern hin gerichtet bleibt. Es folgt hieraus, daß in zwölftausend Jahren der Stern Wega in dem Sternbild Lyra den nördlichen Polarstern der Erde darstellen wird, welche Rolle diesem Sterne schon vor vierzehntausend Jahren zufiel. Außerdem ist aber auch noch der Sonnenweg der Erde durchaus keine fest bestimmte Bahn, denn diese Bahn rundet sich im Verlaufe der Jahrhunderte bald mehr zum Kreise ab, bald zieht sie elliptisch sich mehr in die Länge, gleich einem elastischen Reifen, und dabei dreht diese Bahn im Verlaufe von etwa einundzwanzigtausend Jahren sich auch noch in ihrer Ebene im Kreise herum, so daß die große Achse der Ellipse, welche den Punkt der größten Sonnenferne der Erde mit dem Punkte der größten Sonnennähe verbindet; ihre Lage im Verhältnis zur Meridianeinteilung des Himmelsglobus fortwährend verändert. Ferner wird die Erde durch die Anziehungskraft des Mondes und der Planeten, insbesondere aber durch den Einfluß des Jupiter einerseits und des Mars nebst Saturn andrerseits etwas mehr von der Sonne entfernt oder derselben etwas näher gerückt und, je nach der Stellung dieser Gestirne, in ihrem Laufe beschleunigt oder verzögert, und die ganze Masse der Planeten bringt zusammen die Wirkung hervor, daß der Schwerkraftsmittelpunkt, um welchen die Erde ihren Jahreslauf vollzieht, keineswegs im Sonnenmittelpunkte, sondern weit davon weg und mitunter sogar ganz außerhalb der Sonne im leeren Raume liegt. Alsdann verhalten Erde und Sonne sich zu einander wie ein Doppelgestirn, das sich um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt schwingt.

So ist im Himmelsraume alles in Bewegung. Alles scheint dem Gesetze der Schwere zu gehorchen. Aber, wo ist der Punkt, von welchem die

Kraft ausgeht? Wo ist der feste Punkt im Weltall?

Bescheiden muß die Wissenschaft bekennen, daß sie hier keine Erklärung zu geben vermag. Ihr scheint es, als wirke alles in allem, doch ist in der Unendlichkeit von Raum, von Zeit und Kraft ein für sie unerforschliches Geheimnis verborgen. Wo soll der schwindelnde Menschengeist sich hinwenden! Ist es nicht für ihn ein Trost, daß er sich aus der veränderlichen und vergänglichen Welt bis zur Idee des Unendlichen emporzuschwingen vermag, wenn es auch seiner Vorstellung sich entzieht? Die Wissenschaft endet hier. An ihrer Grenze aber steht ein tröstender Führer, der Glaube.

Sternschnuppen als Brandstifter. Bekanntlich kommen nicht gar selten Feuersbrünste vor, deren Ursache völlig unergründbar ist. Mit Rücksicht hierauf hat kürzlich der bekannte Prager Meteorolog und Astrophysiker Professor Zenger der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorgelegt, worin der Nachweis des zeitlichen Zusammenhanges solcher Brände mit den periodischen Sternschnuppenschwärmen versucht wird, und zwar geschieht dies auf Grund der von dem genannten Forscher erkannten Thatsache, daß solche geheimnisvoll bleibenden Brandausbrüche besonders häufig in der Zeit, wo Sternschnuppenfälle auftraten, sich einstellten. Meist kommen derartige Brände in Gehölzen, Strohhütten, Getreideschobern, Scheunen, kurz an weniger unter Aufsicht stehenden Orten vor, wo leichtentzündbare Stoffe vorhanden sind; jedoch lassen sich solche Feuersbrünste auch in Dörfern und Städten nachweisen. Professor Zenger hat auf einer Karte die Punkte, an denen solche unerklärbar gebliebene und in der Zeit eines Sternschnuppenfalles aufgetretene Feuersbrünste stattfanden, durch eine Linie verbunden und dadurch eine ellipsenartige Kurve erhalten, welche dem Zerstreuungskegel des niedergegangenen Meteorstromes zu entsprechen scheint. Bewahrheitet sich diese Mutmaßung, so dürfte der Thatsache, daß Sternschnuppen als Brandstifter auftreten können, eine gewisse Bedeutung in kriminalistischer Hinsicht zuzuerkennen sein, insofern man in solchen Fällen, wo eine Person nur in einem unsicheren Verdachte der Brandstiftung steht, die Möglichkeit der kosmischen Ursache mit in Rücksicht zu ziehen hätte, um eine Aufklärung über den Ausbruch eines sonst nicht erklärbaren Brandes zu erhalten. Zur Unterstützung seiner Mutmaßung legte Professor Zenger der Pariser Akademie eine von ihm zusammengestellte ausführliche Übersicht von Aufzeichnungen aus der Zeit vom 1. bis 18. August 1887 vor, in welcher Periode außergewöhnlich viel Brände mit niedergehenden Sternschnuppenschwärmen zusammenfielen.

Gesundheitsrat.

V. M. in H. 1. Ist der Unterleibskranke, dessentwegen Sie anfragen, eine Frau, so raten wir Ihnen, sich in Berlin an Professor Olshausen, den Nachfolger Geheimrat Schröders, zu wenden.

2. Ein gutartiger chronischer Nasenkatarrh bildet keinen Grund gegen das Stillen.

Abonnentin in H. Wer weiß ein Mittel, die häßlichen Haare von den Armen zu entfernen? Wir nicht! Die Entfernung von Haaren an Stellen, an denen sie nicht sein sollten, ist eine so mühselige Prozedur, daß bei ihrer Vornahme an den eine stattliche Fläche bildenden Armen der Erfolg in keinem Verhältnis zu den gebrachten großen Opfern (an Zeit und Geld) stehen würde. Wir wollen verraten, daß es bei jungen Damen nicht unbeliebt ist, die Haare vor einem Balle mittels einer Spiritusflamme abzusengen, ohne dieses natürlich immer nur vorübergehend helfende und doch nicht ganz ungefährliche Mittel irgend empfehlen zu wollen.

Bescheidenheit. 1. Was ist bei progressiver Paralyse zu thun? Sie schreiben selbst, daß Sie die Hoffnungslosigkeit dieser Krankheit kennen, mithin werden Sie auch von uns nicht die Angabe eines Heilmittels erwarten. Vertrauen Sie den Kranken der Behandlung eines in Nerven- und Geisteskrankheiten erfahrenen Arztes an und folgen Sie dem Arzte sofort, falls er die Unterbringung des Patienten in eine Anstalt für notwendig erachtet.

2. Würde bei schwacher Verdauung und Neigung zu Darmkatarrhen, wo Milch Durchfall erregt, Kefir vertragen werden?" Vielleicht! Der Versuch wäre schon zu machen, wenn sich auch das Resultat desselben nicht mit Sicherheit voraussagen läßt. Jedenfalls würden wir aber zunächst versuchen, die Milch durch Zusätze besser bekömmlich zu machen. Man muß auch dabei etwas herumprobieren. Setzen Sie der Tasse Milch zunächst einen Theelöffel guten Kognak oder, falls das nicht helfen sollte, einen Eßlöffel Kalkwasser zu. Bei Neigung zu Darmkatarrhen ist gerade der Kognakzusatz oft sehr nützlich. Auffallend ist es, wie gut derartige Kranke oft die überhaupt sehr zu empfehlende Buttermilch vertragen. Wir möchten noch daran erinnern, daß Milch langsam in kleinen Schlucken getrunken werden muß und daß es gut ist, zwischendurch etwas Weißbrot zu essen.

O. M. 107. Ihr Zustand ist nur nach einer Untersuchung zu beurteilen, wenden Sie sich an einen Arzt.

Aus der Redaktion.

R. in S. Kaufen Sie sich den Sächsischen Landtags-Almanach für 1887. Derselbe gibt biographische Notizen über alle Abgeordneten, das sächsische Wahlgesetz, die Geschäftsordnung des sächsischen Landtages und die Geschäftsordnung der Abgeordnetenkammer. Sie kaufen das Buch für 2 Mark in jeder Buchhandlung.

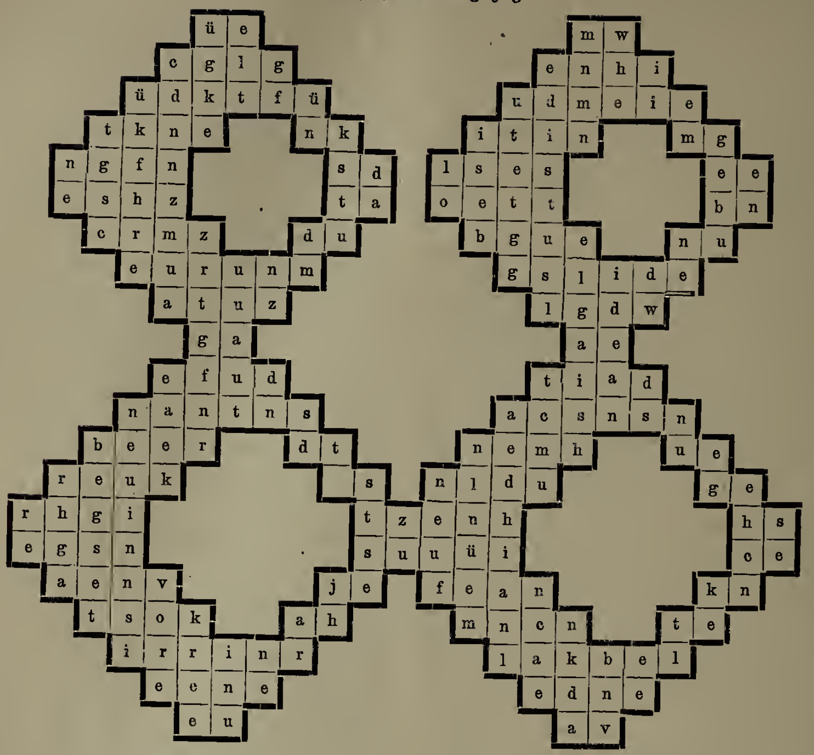
Ein Leser in A. An der Hand welches Buches kann man ohne fremde Hilfe etwas kaufmännische Buchführung erlernen?

Wir empfehlen Ihnen: A. Schiebe, Lehre von der Buchhaltung (Leipzig, Gebhardt, geb. M. 9), und Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute (Leipzig, Gloeckner, 31. Aufl., geb. M. 8,50).

In unserer Spielecke.

(Abdruck verboten.)

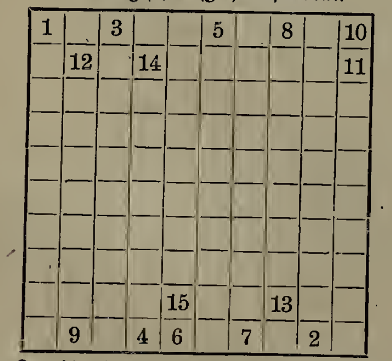
1. Neujahrs-Königszug.



2. Rätsel.

Köstlich schmauste auf mir nach langer Entbehrung Odysseus;
Umgestellt lieg' ich am Rhein, wenn ihr ein Haupt mir noch gebt.

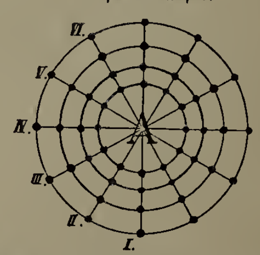
3. Magisches Zahlenquadrat.



1		3			5		8		10
	12		14						11
				15			13		
	9		4	6		7		2	

In die 85 leeren Felder des Quadrats sind die Zahlen von 16—100 so einzutragen, daß die Summe der zehn Zahlen in jeder wagerechten, in jeder senkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen 505 beträgt.

4. Punkträtsel.



Die Punkte dieser Figur sind so durch Buchstaben, nämlich 5 a, 1 c, 2 d, 5 e, 4 g, 1 h, 2 i, 3 l, 4 m, 8 n, 1 o, 3 r, 3 s, 2 t, 2 u, 1 w und 1 y, zu ersetzen, daß auf den Durchmessern der Kreise sechs bekannte neunlautige Wörter mit dem Mittellaute „A" entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Fluß in Asien nennen.

Die Wörter bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge:

I. Eine Stadt in Alt-Kastilien.
II. Eine durch einen Sieg Alexanders des Großen bekannte Stadt in Assyrien.
III. Eine Stadt in Württemberg.
IV. Eine Stadt an der Wolga.
V. Eine höhere Schule.
VI. Eine französische Provinz.

5. Bilderrätsel.



6. Rätsel.

Gar mancher, der sonst läuft und rennt,
Steht matt und mutlos an dem Markte,
Weil er mich nicht die Seine nennt,
Mit der betraut er gleich erstarkte.

Gar mancher, der nicht selber steht
Fest auf des eignen Leibes Füßen,
Mit Speisen leicht durchs Leben geht,
Die ich ihm zu ließ fließen.

Gar mancher, der darinnen sitzt
Mit eines reichen Geistes Gaben,
Bei heißer, saurer Arbeit schwitzt —
Nur um das Gute — zu begraben! Pf. S.

7. Arithmetische Aufgabe.

Ein Musiker wollte bei einem Instrumentenmacher einen Flügel kaufen und sein altes Pianino mit in den Kauf geben. Als über die Preise beider Instrumente Einigung erzielt war, stellte sich heraus, daß, wenn jedes Instrument 120 Mark höher veranschlagt worden wäre, das alte $^1/_5$ vom Preise des neuen gegolten hätte; wäre hingegen jedes Instrument 60 Mark niedriger veranschlagt worden, so hätte das neue neunmal so viel gekostet als das alte. Wie hoch wurde jedes Instrument gerechnet und wieviel erhielt der Instrumentenmacher in barem Gelde?

8. Rätsel.

Jeder, dem beim Lottospiel
Öfter in den Schoß es fiel,
Kann behaglich leben;
Nahrungssorgen sind zu End',
Denn was umgestellt es nennt,
Ist ihm reich gegeben.

9. Arithmetische Aufgabe.

Vermehrt man den Zähler und den Nenner eines gewissen Bruches um je 8, so ist der Wert des neuen Bruches um $^5/_{48}$ größer als der des zuerst gedachten.
Welche beiden Brüche sind gemeint?

10. Zweisilbige Scharade.

Die Erste kann Zerstreuung
Und Leidenschaft auch sein;
Die Zweite sucht Verzeihung,
Will ernstlich sie bereu'n.
Gequält vom Ganzen, als der ersten Frucht,
Hat mancher diese — ach, zu spät — verflucht.

11. Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7
2	8	9	2	10	5	2
3	2	6	11	12	13	3
4	1	14	10	9	2	13
5	1	14	4	14	3	5
6	2	1	7	2	6	6
7	2	3	13	5	6	7

1. Ein deutscher Dichter der Gegenwart, 2. eine schwergeprüfte Frau der Gegenwart, 3. eine kleine deutsche Residenz, 4. ein Feldmarschall, 5. ein Fluß in Indien, 6. ein musikalischer Begriff, 7. ein deutscher Dichter.
Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben von oben nach unten dieselben Namen wie die erste und letzte Zeile.

12. Zweisilbige Scharade.

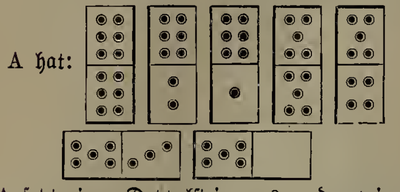
Die Erste ohne Schwanz,
An einen Mann gereiht,
Dem goldnen Lorbeerkranz
Der Tonkunst Göttin weiht,
Stellt einen Namen her
Voll hehrer Waffenthaten;
Wenn ihr nur vorwärts schaut,
Ihr müßt ihn leicht erraten.
R. F.

13. Bilderrätsel.



14. Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je sieben Steine auf.



A setzt einen Doppelstein aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er zuerst seine Steine los wird. B behält einen Stein übrig. C und D haben keinen einzigen Stein gesetzt.

Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des B betrug 50, auf den sieben Steinen des C 23 weniger als die auf den sieben Steinen des D.

Welchen Stein hat B zuerst gesetzt? Welche fünf Steine hat B dann gesetzt? Welchen Stein behält B übrig? Wie groß war die Summe der Augen auf den sieben Steinen des C, wie groß die auf den sieben Steinen des D?

15. Diamanträtsel.



Ersetzt man die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten. Die sieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Eine Göttin der Römer,
2. eine Inselgruppe,
3. eine Insel in dieser Gruppe,
4. einen weiblichen Vornamen,
5. einen Herrschertitel,
6. einen König des Altertums,
7. eine preußische Stadt.

16. Rätsel.

Nimm 1 2 3 4 wohl in acht —
Leicht schadet's, wenn du's nicht bedacht.
2 3 4 1 strömt rasch dahin,
Von Berg zu Thale steht sein Sinn;
Noch rascher läuft 2 1 3 4,
Doch ist es weder Fluß noch Tier!

Pf. F.

17. Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	A	A	E
L	L	N	N	N
O	O	O	O	R
R	S	S	S	S
T	T	T	T	U

Bei anderer Verteilung ergeben sich:

1. Ein Land in Hochasien,
2. ein bei den Römern übliches Kleidungsstück,
3. ein männlicher Name,
4. eine Schlinge,
5. eine männliche Person aus einem bekannten Goetheschen Drama.

Anders geordnet lauten die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleich.

18. Buchstabenrätsel.

Deutschland bespül' ich als Fluß, es verschlingt mich die nordische Meerflut;
Tauscht ihr den vordersten Laut, bin ich beliebt als Getränk.

19. Viersilbige Scharade.

Wenn des Aufruhrs wilde Flammen
Züngeln wider Gott und Herrn,
Klingt mein erstes Paar zusammen:
Der Empörung Kern und Stern!

Doch auch als Kommando schallen
Hör' ich's, wenn herüberpfeift
Feindesgruß und Männer fallen —
Todessaat gar plötzlich reift —

Und der Führer klug besonnen
Hinter Gräben, Busch und Stein,
Meine letzten, schnell gewonnen,
Schmettert in den Feind hinein.

Hurra! Er muß schnell entweichen,
Räumt im Lauf das Todesfeld,
Das er sich mit Blut und Leichen
Durch das Ganze hat bestellt. Pf. F.

20. Viersilbige Scharade.

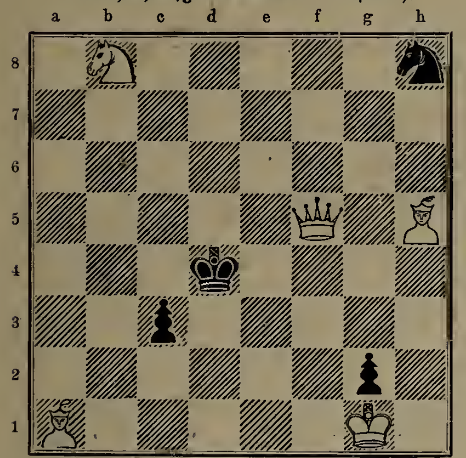
Die erste Silbe: nur ein Ruf, ein Laut,
Im Lexikon der Dichter oft verwendet,
Die letzten drei, ein Name, uns vertraut
Als Beispiel heißer Lieb', die tragisch endet.
Ein Baum das Ganze, duft- und blütenreich,
Zu uns verpflanzt aus südlicheren Zonen;
Flicht in die Locken seinen ros'gen Zweig,
Doch meid' die Gifte, die darinnen wohnen.

E. W.

21. Bilderrätsel.



22. Schachaufgabe von W. E. Perry.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

23. Quadrat-Zahlenrätsel.

1	15	14	16	13	16	6
13	18	6	18	7	7	8
3	6	16	11	2	8	17
8	2	1	4	8	2	12
2	1	16	9	8	16	5
1	12	8	16	17	2	7
3	6	18	17	8	7	4

Werden diese Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wagerechten Reihen:

1. Ein Raubtier, 2. eine Truppenformation, 3. eine römische Kaiserfamilie, 4. eine Periode der Erdgeschichte, 5. eine französische Königin, 6. ein Beleuchtungsmittel, 7. eine große Stadt in Europa.

Ob alle Namen richtig gefunden sind, ersieht man aus den Wörtern, welche an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen erscheinen.

24. Rätsel.

Ernst in gemessenem Schritt die Hora zu singen ich gehe;
Feierlich tönt mein Sang durch den geweiheten Raum.
Manch Lied habe ich auch zu fröhlicher Stunde gesungen,
Und war gerade mein Stab, war doch gemessen mein Gang.
Dort verbindet ein Ring mich der mir vertrauten Herde,
Hier verbindet die Kunst euch in Verehrung mit mir.

Pf. F.

25. Arithmetische Aufgabe.

Als in einer Gesellschaft, welche aus Männern, Frauen und Kindern bestand, zu einem wohlthätigen Zwecke eine Sammlung veranstaltet wurde, gab jeder der anwesenden Männer 5 Mark, jede der Frauen 3 Mark, jedes der Kinder 50 Pfennige. Im ganzen kamen 50 Mark zusammen. Wieviel Männer, wieviel Frauen und wieviel Kinder waren in der Gesellschaft, wenn dieselbe aus 25 Personen besteht?

26. Rätsel.

Wirksam sind sie und gefährlich
Nur in den Diagonalen,
Aber manchem Ohr beschwerlich
In der Töne wilden Skalen.

Sonst erblickte man im Trotte
Sie vor stattlicher Karosse;
Heute würden sie zum Spotte
Und zur längst begrabnen Posse.

Darum legen sie sich stille,
Dir demütig hin zu Füßen,
Ist es anders so dein Wille,
Daß sie liegend dich begrüßen.

Pf. F.

27. Dreisilbige Scharade.

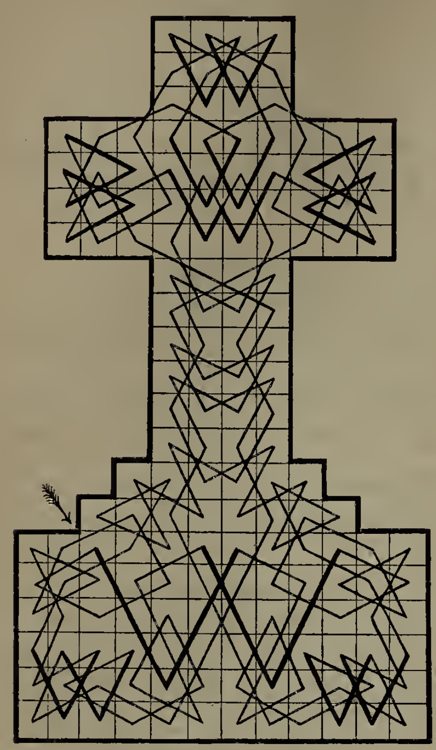
Man meint wohl, daß mein Drittes nur entehrt,
Doch hat's euch Rang und Würden oft gemehrt;
Und durch mein Ganzes wurde mancher Held
Erst in die Schar der ersten Zwei gestellt.

E. W.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Heft.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in 1887/88, Heft 4.

1. Schlüssel zum Weihnachts-Rössel-sprung.



Auflösung des Weihnachts-Rössel-sprungs.

Versöhnung. Gedicht von Paul Baehr.

O sieh den Tannenbaum im Lichtmeer prangen,
Das Fest der Liebe rufet wach die Herzen;
Wie leuchten hell bei bunten Weihnachtskerzen
Die rosenroten frohen Kinderwangen!

Das Alter nur erträumt, was längst vergangen,
Es denkt der eignen Jugend Lust und Schmerzen,
Und groß und klein hält liebend sich umfangen,

Hält liebend sich umfangen — — Fest der Liebe,
O strahl' in jedes Herz des Himmels Frieden,
O führ' zusammen, die im Zorn geschieden!

O, daß die Nächstenliebe heut euch triebe,
Durch eine gute That das Fest zu krönen:
Vergebt, o reicht die Hand, laßt euch versöhnen!

2. Rätsel. Pfand.

3. Arithmetische Aufgabe.
Der Stein ist $3^1/_2$ cm dick.

4. Rätsel. Grubenbrand — Brandenburg.

5. Sechssilbige Scharade.
Kanarienvogel.

6. Füllrätsel.



S	a	c	h	a	l	i	n
A	c	h	i	l	l	e	s
S	c	h	l	e	g	e	l
	G	e	w	e	i	n	
	G	e	w	e	h	r	
N	e	r	b	u	d	d	a
S	o	k	r	a	t	e	s
N	i	m	w	e	g	e	n

7. Rätsel. Latein — Italien.

8. Dechiffrieraufgabe.
(In der Aufgabe steht a für i, b für k, c für l u. s. f.)

Sieh nicht so lang' nach allen Seiten
Dich um, ob andre dich begleiten.
Kennst du dein Ziel und gehst mit stetem Schritt
Entgegen ihm, bald nimmst du viele mit.

J. Trojan.

9. Rätsel. Gehirn, Hering, Ehering, Herrin.

10. Akrostichon.
Johann von Lothringen.
Jod, Ode, Heros, Aden, Neger, Nebel, — Vase, Oder, Nonne, — Lachs, Ort, Tiber, Hegel, Reis, Zwein, Name, Gabel, Eder, Neid.

11. Rätsel. Sekte — Sekt.

12. Dechiffrieraufgabe.
Schlüssel: Die Zahl 32.
Auflösung.

Weisheit ohne Demut wäre
Köstlichen Gewinns beraubt:
Sieh, wie demutsvoll ihr Haupt
Neigt die körnerschwere Ähre.

Lohmeyer.

13. Zweisilbige Scharade. Fragment.

14. Schachaufgabe.

1. L e 6 — d 5 — 1. K d 4 — d 5:
2. S d 3 — b 4 † — 2. K d 5 — d 6 oder
3. D c 8 — c 6 oder — c 3 ‡

A.

1. . . . — 1. K d 4 — d 3:
2. T f 4 — e 4: — 2. Beliebig
3. D ‡

B.

1. . . . — 1. K d 4 — e 3
2. T f 4 — e 4 † — 2. Beliebig.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Ein Sorgenk



Gemalt von H. von Habermann.



Neue Monatshefte des Daheim.

Jahrgang 1887/88. Heft 6, Februar 1888.

Peter Vischer, der Nürnberger Rotgießer, und seine Söhne.

Von H. Knackfuß.

Peter Vischer war der älteste Sohn eines Rotschmieds Herman Vischer, der im Jahre 1453 zu Nürnberg Bürger- und Meisterrecht erworben hatte. Da es im allgemeinen gebräuchlich war, daß ein Gesell sich möglichst bald nach seiner Verehelichung um das Meisterrecht bewarb, so dürfen wir annehmen, daß Peter Vischer bald nach 1453 das Licht der Welt erblickt habe. — Von Meister Herman Vischer ist eine durch volle Namensinschrift beglaubigte Arbeit erhalten, das 1457 gegossene Taufbecken in der Stadtkirche zu Wittenberg, ein reich und künstlich gebildetes, echt spätgotisches Werk. Auch Peter Vischer, der das Geschäft seines Vaters nach dessen im Jahre 1487 erfolgtem Tode fortsetzte, arbeitete jahrzehntelang ganz im Geiste der Gotik; nur daß sich bei ihm, ebenso wie bei seinen Nürnberger Zeitgenossen, die beginnende Umwandlung der Kunst in der freieren und natürlicheren Auffassung der menschlichen Gestalt äußerte. Das größte und prächtigste unter seinen älteren Werken, das Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, das er 1497 vollendete und das in der Kapelle unter den Türmen des Magdeburger Doms aufgestellt wurde, zeigt auf dem hohen, mit den Standbildern der Apostel und mit Wappen geschmückten Sarkophag unter einem reichen gotischen Baldachin die Figur des Kirchenfürsten in jener mittelalterlichen Anordnung, die weder dem Stehen noch dem Liegen entspricht. Peter Vischers Figuren aus dieser Zeit haben große Ähnlichkeit mit denen von Adam Kraft. Wir erfahren auch durch Neudörfers Mitteilungen, daß Vischer und Kraft Altersgenossen und Freunde waren; beide kamen noch im reiferen Alter an allen Feiertagen in Gesellschaft eines dritten Jugendfreundes, des geschickten Kupfer-



Abb. 1. Peter Vischers Selbstbildnis in Erzguß am Sebaldusgrab in Nürnberg.

schmiedes Sebastian Lindenast, zusammen, um sich im Zeichnen zu üben „nit anders als wären sie Lehrjungen.“

Zu größerer Freiheit gelangten dann Vischers Werke durch den Einfluß Dürers. Nach einer in zwei Exemplaren (in den Uffizien zu Florenz und im Berliner Kupferstichkabinett) noch vorhandenen Zeichnung des großen Meisters führte Peter Vischer die Deckelplatten von zwei Grabmälern aus. Das eine ist das Grabmal des Grafen Eitel Friedrich II von Hohenzollern (gest. 1512) und seiner Gemahlin Magdalena von Brandenburg (gest. 1496), in der Stiftskirche zu Hechingen; das andre dasjenige des Grafen Herman von Henneberg (gest. 1535) und seiner Gemahlin Elisabeth von Brandenburg (gest. 1507) in der Stadtkirche zu Römhild in Thüringen (Abb. 2). Bei dem letzteren Denkmal, das unzweifelhaft, wie es damals



Abb. 2. Grabmal des Grafen Hermann von Henneberg und seiner Gemahlin Elisabeth von Brandenburg.
Erzguß von Peter Vischer in der Stadtkirche zu Römhild in Thüringen.

überhaupt sehr gebräuchlich war, bei Lebzeiten des Grafen in dessen eigenem Auftrage ausgeführt wurde, gleicht der Sarkophag demjenigen des Magdeburger Erzbischofs. Der Sarkophag des Zollernschen Grabmals ist nicht mehr vorhanden: er wurde im vorigen Jahrhundert zerstört, um Metall für den Guß neuer Altarleuchter zu gewinnen. Die Deckel zeigen bei beiden Werken, in geringer Abweichung untereinander und von der Dürerschen Zeichnung, die Bildnisse der Ehepaare in Relief. Die Ehegatten stehen in freier natürlicher Haltung da, einander zugewendet; der Mann in voller Rüstung, die Frau in schlichter häuslicher Tracht. Unter ihren Füßen erblickt man, nach mittelalterlicher Weise, Hund und Löwe, die bekannten Sinnbilder der überwundenen Untugenden der Welt. Aber im übrigen gehören die Figuren ganz der Neuzeit an: mit derselben Freiheit und Natürlichkeit, die Dürer in ihre Haltung legte, sind ihre Formen ausgeführt, namentlich auch die Kleidung der Frauen, die keine Spur mehr von spätgotischer Überfülle des Faltenwurfs zeigt.

Peter Vischer gelangte schnell zu großem Ruhm. Aus allen Teilen des Reiches, sowie aus Polen, Böhmen und Ungarn gingen Bestellungen auf Grabmäler bei ihm ein. Wenn ein Fürst oder sonst ein hoher Herr nach Nürnberg kam, so versäumte er es nicht leicht, die Gießhütte zu besuchen und sich von dem Meister, der „gegen jedermänniglich freundlichen Gesprächs“ war, die in Arbeit befindlichen Werke zeigen zu lassen.

Fünf Söhne zog Peter Vischer zu seinen Gehilfen heran. Davon wanderte der älteste, Herman mit Namen, „um der Kunst willen auf seine eigenen Kosten nach Rom, und brachte viel künstliche Dinge, die er aufgerissen (gezeichnet) und gemacht hat, mit, welches seinem alten Vater wohlgefiel und seinen Brüdern zu großer Übung kam.“ So gelangte die jenseits der Alpen geübte Kunstweise durch unmittelbare Übertragung, durch Studium der Antike und ihrer Wiederbelebung an Ort und Stelle, in die Vischersche Gießhütte.

Nirgends tritt einem der Unterschied zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunst in fast gleichaltrigen Werken schlagender vor Augen, als wenn man das große weltbekannte Hauptwerk der Vischer, das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürn=

berg (Abb. 3), mit den ebenda befindlichen Schöpfungen von Adam Kraft und Veit Stoß vergleicht. Älter als irgend ein anderes Werk der deutschen Renaissance von ähnlicher Größe und Bedeutung, wird das Sebaldusgrab mit Recht als ein Merkstein in der Geschichte der deutschen Kunst betrachtet. Zwar ist auch hier der Aufbau im Grundgedanken noch gotisch. Aber überall spinnen sich die frischen und blühenden Neubildungen an diesem Gerüst empor. Und der reiche Figurenschmuck atmet in der kleinsten Einzelheit den Geist der neuen Zeit. Die Apostel, welche an den Pfeilern des hohen Baldachinbaues stehen, gehören zu den edelsten Schöpfungen der deutschen Kunst. Noch voller und freier aber äußert sich die echte Renaissance in den mannigfaltigen Figuren, die ohne tiefere Beziehung lediglich als Zierwerk verwendet sind; in diesen lebendig bewegten Männer- und Frauengestalten, die an den Sockeln sitzen, in den leuchtertragenden Sirenen, in den entzückenden Kinderfigürchen, die überall ihr munteres Spiel treiben, da macht sich die Freude über die gewissermaßen erst entdeckte Schönheit des Menschenleibes jubelnd Luft. In gerechtem Selbstbewußtsein hat Peter Vischer an dem im Jahre 1519 vollendeten Werk auch sein eignes Bildnis angebracht, in Schurzfell und Hauskäppchen, „wie er täglich in seiner Gießhütten umgangen und gearbeitet“ (Abb. 1).

Das Sebaldusgrab ist ein hohes Gehäuse, welches in seinem Innern — allseitig sichtbar — den silbernen Sarg des Namensheiligen der Kirche birgt. Der Beschluß, diesen Reliquienschrein, ein im Jahre 1397 verfertigtes Meisterwerk, in einem eignen kunstvollen Zierbau anstatt auf dem Altare aufzustellen, war von der Kirchenverwaltung von St. Sebald schon in den achtziger Jahren des XV. Jahrhunderts gefaßt worden. Damals aber kam es nicht zur Ausführung dieses Gedankens. Erst im Jahre 1506 wurde derselbe wieder aufgenommen, und zwar beschloß man jetzt, da die Beiträge reichlich eingingen, das Gehäuse nicht von Stein und nicht von Holz, sondern von Kupfer, damit es desto dauerhafter werde, anfertigen zu lassen. So wurde das Werk im folgenden Jahre dem Meister Peter Vischer in Auftrag gegeben, und dieser begann sofort die Arbeit. „Ein Anfang gießt mich Peter Vischer 1508“ meldet eine der Inschriften am Fuße des Werkes. — Der Sarg steht auf einem viereckigen Untersatz, der an den Langseiten mit Reliefbildern aus der Legende des heiligen Sebald, am Kopfende mit dem kleinen Standbild des Heiligen und am Fußende mit demjenigen des Meisters, geschmückt ist. Den Überbau bilden acht gotische Pfeiler, die durch Spitzbogen und Sterngewölbe miteinander verbunden sind. Aber dieses gotische Gerüst trägt nicht, wie man es erwarten sollte, und wie es auch ein früherer Entwurf vom Jahre 1488 angab, eine Bekrönung von luftigen gotischen Spitztürmchen, sondern drei verhältnismäßig niedrige Kuppeln, die zwar mit Strebepfeilern und Strebebogen konstruiert, mit Krabben und Fialen geschmückt, sonst aber sichtlich romanischen Vorbildern nachgebildet sind; denn als der Geschmack am „Antikischen“ zuerst in Deutschland aufkam, schöpfte man nicht selten auch aus der romanischen Baukunst, die ja, wenn auch nicht klassisch, so doch altertümlich war. Auf der mittelsten Kuppel steht die Figur des segnenden Christuskindes. Die Pfeiler des Aufbaues, von denen die vier an den Ecken stehenden Doppelpfeiler sind, wachsen nicht in schlanke Fialen aus, sondern tragen kurze Säulenbündel, auf denen zwölf Prophetenfiguren stehen. Die Spitzbogen zwischen den Pfeilern sind anstatt mit Krabben mit Delphinen von jener schönen ornamentalen Gestalt besetzt, welche die Kunst des Altertums geschaffen hatte. Die vor den Pfeilern stehenden Säulchen, welche die Apostelfiguren tragen, gehen aus echt renaissancemäßigen kandelaberartigen Bildungen hervor; und zwischen den Pfeilern stehen voll ausgebildete Kandelaber, über denen ganz dünne Säulchen emporsteigen, deren Kapitäle sich vor die Spitzen der Spitzbogen legen. Auf diesen Kapitälen, an den Füßen dieser Säulchen, an den kleinen Baldachinen über den Köpfen der Apostel entfaltet sich das reizvoll figürliche Schmuckwerk spielender Engelknaben. Unten, an den dicht zusammenstehenden Füßen der Kandelaber, gesellen sich größere Figuren, bei denen sich nur hier und da eine sinnbildliche Bedeutung herauslesen läßt, zu den Kindern; auf diese Weise ist die gemeinsame Fußplatte des ganzen Aufbaues, die von Schnecken und Delphinen getragen wird, ringsum mit dem prächtigsten Figurenschmuck besetzt, dessen Betrachtung im einzelnen eine

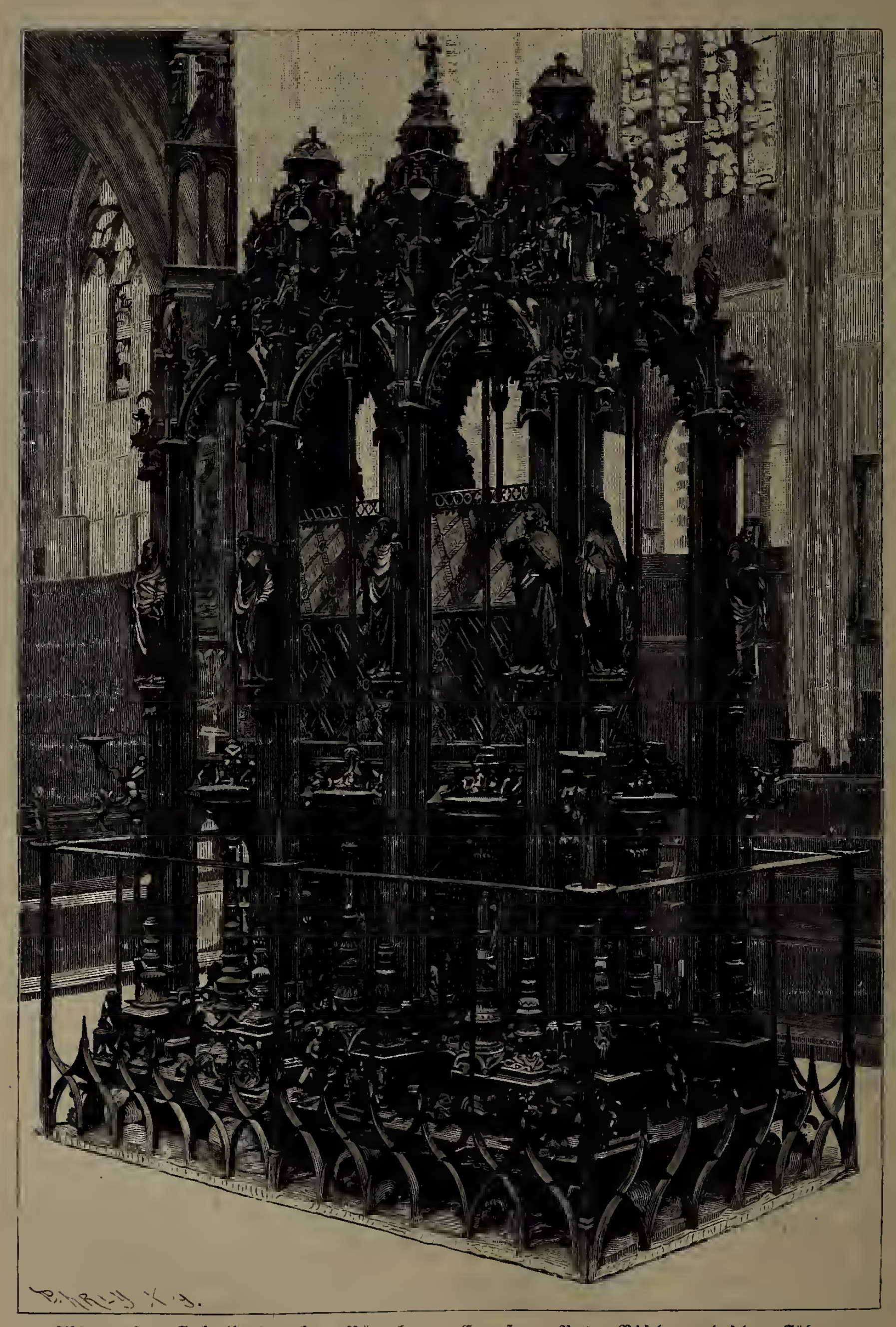


Abb. 3. Das Sebaldusgrab zu Nürnberg. Erzguß von Peter Vischer und seinen Söhnen.



Abb. 4. Peter Vischers bogenschießender Apoll in Erzguß.

unerschöpfliche Fülle von Schönheitsgenuß gewährt.

Die Vollendungsinschrift am Sebaldusgrab erwähnt ausdrücklich die Mitwirkung der Söhne des Meisters. Von diesen starb der älteste in der Blüte seiner Jugend noch vor der Fertigstellung des Werkes, zu dessen schöner Gestaltung die von ihm aus Italien mitgebrachten Studien das Wesentlichste beigetragen hatten. Er wurde im Winter von 1516 auf 1517 nachts von einem Schlitten überfahren und kam um.

Von des Meisters zweitem Sohne, der wie er selbst den Namen Peter führte, wird berichtet, daß er „seine Lust hatte an Historien und Poeten zu lesen, daraus er dann viel schöner Poeterei aufriß und mit Farben absetzt." Eine solche kolorierte Federzeichnung von Peter Vischer dem Jüngeren bewahrt die Goethesammlung zu Weimar: eine sinnbildliche Darstellung der Reformation in meist unbekleideten Gestalten, vom Jahre 1524. Es scheint, daß Peter der Jüngere derjenige war, der durch das Studium und die formvollendete Wiedergabe des menschlichen Körpers die Renaissance in der Vischerschen Werkstatt auch nach dieser Seite hin zur vollen Reife brachte. So

gelten die unten am Sebaldusgrabe angebrachten Figuren als sein Werk, während die Apostel als die besondere Schöpfung Hermanns bezeichnet zu werden pflegen. Auch in mehreren kleineren Erzeugnissen der Vischerschen Gießhütte, mit nackten Figuren mythologischen und sinnbildlichen Inhalts — so in einem Reliefstäfelchen mit Orpheus und Eurydice im Berliner Museum — erkennt man mit Bestimmtheit selbständige Arbeiten des jüngeren Peter. Doch nahm auch der Vater an solchen Studien teil. Er verfertigte für den Brunnen „in der Herren Schießgraben", als passenden Schmuck für den Platz, wo die Nürnberger Schützengesellschaft ihre Übungen abhielt, einen bogenschießenden Apollo (Abb. 4) in etwa Drittel-Lebensgröße. Die Darstellung eines heidnischen Gottes hatte in dieser Zeit der klassischen Studien, wo ja auch die Maler für Kupferstiche und für Gemälde gern aus dem Kreise der antiken Götterlehre Stoffe schöpften, nichts Befremdliches. Vischer legte seinem Apollo einen Kupferstich des Venetianers Jakob Walch zu Grunde, aber dieser Umstand kann sein künstlerisches Verdienst bei der lebensvollen Gestaltung dieser schlanken und jugendlich herben, aber dabei straffen und kräftigen, außerordentlich ansprechenden Jünglingsgestalt nicht schmälern. Es ist bezeichnend für die Freude, die dem Meister das Nachbilden des Menschenleibes gewährte, daß er selbst den Köcherriemen wegließ, um nicht durch dieses, wenn auch noch so schmale Band den ebenmäßigen Fluß der Formen zu unterbrechen.

Während der zwölf Jahre, welche die Fertigstellung des Sebaldusgrabes in Anspruch nahm, widmeten Peter Vischer und seine Söhne begreiflicherweise nicht ihre ganze Zeit und Arbeitskraft diesem einen Werke. Selbst größere Arbeiten wurden zwischendurch ausgeführt; so im Jahre 1513 im Auftrage des Kaisers Maximilian zwei überlebensgroße Standbilder von Königen für das Grabmal, welches dieser sich in der Hofkirche zu Innsbruck errichten ließ.

Als das Sebaldusgrab vollendet und wohlgelungen war, hatte Meister Vischer den Gipfel des Ruhms erstiegen. Daß er in seiner Vaterstadt auch als Bürger in Ansehen stand, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1520 in den großen Rat gewählt wurde. Von auswärts aber gelangten Aufträge über Aufträge an den gefeierten Künstler. Manches Werk der Vischerschen Gießhütte ist in späteren Zeiten eingeschmolzen worden oder in anderer Weise zu Grunde gegangen. Anderseits ist gewiß manches vorhandene treffliche Gußwerk in dieser Hütte entstanden, ohne daß sich dieser Ursprung nachweisen ließe, aus Mangel an Bezeichnungen oder urkundlichen Nachrichten. Aber das erhaltene Beglaubigte reicht hin, um uns mit der allerhöchsten Bewunderung für die Leistungen der Vischerschen Werkstatt im dritten und vierten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts zu erfüllen.

Zu ihren schönsten Schöpfungen gehört die Gedächtnistafel der im Jahre 1521 gestorbenen Frau Margarete Tucher, einer gebornen Im-Hof, im Dom zu Regensburg (Abb. 5). Dasselbe zeigt die Begegnung Christi mit den Schwestern des Lazarus; im Hintergrunde erblickt man einen perspektivisch angegebenen Rundbau, welcher das Grabmal des Lazarus vorstellen soll. Die Umrahmung des Reliefs bildet ein von korinthischen Pilastern getragener Rundbogen; diese architektonische Einfassung ist im edelsten Geschmack verziert und zeigt in den Ecken die Wappen der Tucher und der Im-Hof. — Eine Wiederholung dieses wahrhaft klassischen Reliefs, die im Jahre 1543 im Auftrage des Pfalzgrafen Otto Heinrich gegossen wurde, befindet sich jetzt im bayerischen Nationalmuseum zu München.

Der Nürnberger Reichstag von 1522 bis 1524 brachte dem Meister mehrere fürstliche Bestellungen. Kardinal Albrecht von Brandenburg beauftragte ihn mit der Anfertigung seines Grabmals für die Stiftskirche seiner Lieblingsresidenz Aschaffenburg. Dieses Denkmal, welches im Jahre 1525 vollendet wurde, befindet sich an der Chorwand der genannten Kirche, links vom Altar. Es zeigt das prächtig ausgeführte lebensgroße Bild des Kurfürsten noch in jener altertümlichen Anordnung, daß die Hände Kreuz und Bischofsstab tragen, das Haupt aber auf einem Kissen ruht; ein reicher mit Wappen besetzter Renaissancerahmen umgibt das Bild. Seltsamerweise liegt die Inschrifttafel, welche Namen und Titel, sowie die später ausgefüllten Angaben über Alter, Dauer der Regierung und Todesjahr (1545) des Erzbischofs enthält, auf dem Leibe der

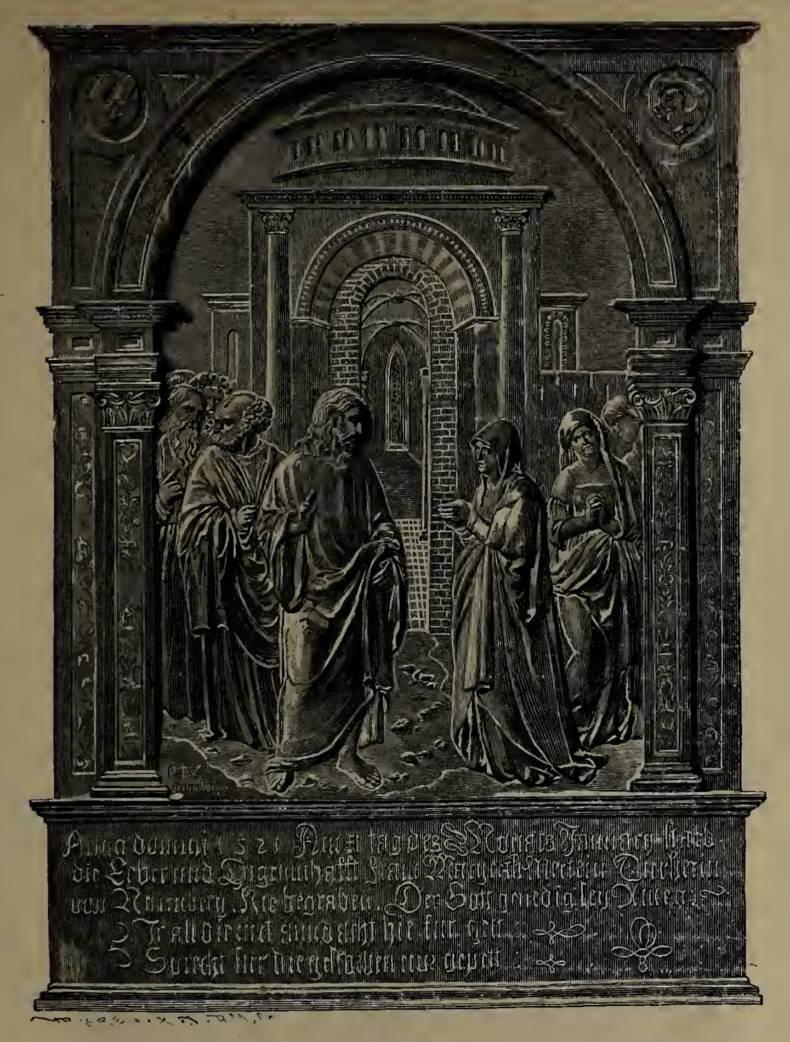


Abb. 5. Peter Vischers Grabmal der Margarete Tucher im Dom zu Regensburg.

Figur. — Andere Bestellungen, welche derselbe große Kunstfreund bei Peter Vischer machte, sind teils untergegangen, teils wurden sie erst nach dem Tode des Meisters ausgeführt. — Der Bruder des Kardinals, Kurfürst Joachim I von Brandenburg, bestellte bei ihm ein Doppelgrabmal für sich und seinen Vater Johann Cicero. Auch dieses Werk, welches Vischer im Jahre 1524 in Arbeit nahm, wurde erst nach seinem Tode fertig. Dagegen kam das Grabmal des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, der im Jahre 1525 starb, noch ganz unter den Augen des alten Meisters zur Ausführung. Dieses ausgezeichnete Werk (Abb. 6), das in der Schloßkirche zu Wittenberg rechts vom Altare steht, zeigt die treffliche Bildnisgestalt des Fürsten in hohem Relief in einer schönen und schmuckreichen Renaissancenische. In ruhiger Würde steht Friedrich in Kurhut und Mantel da, das Reichsschwert, das Zeichen des Erzmarschallamtes, mit beiden Händen tragend; hinter ihm breitet sich ein Teppich mit graviertem Damastmuster aus. Die einfache Großartigkeit der Figur wird aufs wirkungsvollste gehoben durch das reizvolle Spiel des Zierwerkes, das die Architektur belebt, und zu dem seitwärts noch die sechzehn Ahnenschilde des Kurfürsten kommen. Über dem Bogen



Abb. 6. Grabmal Friedrichs des Weisen in der Schloßkirche zu Wittenberg. Erzguß von Peter Vischer. („Opus Petri Fischer Norimbergensis anno 1527.")

der Nische ist das kursächsische Wappen angebracht, und ganz oben halten zwei Engelknaben eine lorbeerumkränzte Tafel mit dem Wahlspruche Friedrichs: „Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit."

Aus der Geschichte dieses Grabmals erfahren wir, daß die eigentlich thätige Kraft in Peter Vischers Gießhütte nicht mehr dieser selbst, sondern sein gleichnamiger Sohn war. Als das Wittenberger Denkmal im Jahre 1527 vollendet war, wies der hochbetagte Meister dieses Werk den Altmeistern der Zunft vor, mit dem Ersuchen, dasselbe als das Meisterstück seines Sohnes Peter ansehen zu wollen. Daraufhin wurde denn auch — nicht ohne einiges Bedenken —

dem jüngeren Peter Vischer das Meisterrecht verliehen. Aber der Wunsch des Vaters, daß dieser hochbegabte junge Mann nach seinem Tode sein Geschäft fortsetzen sollte, ging nicht in Erfüllung. Peter Vischer der Jüngere starb schon im Jahre 1528, und bald nachher, am 7. Januar 1529, folgte ihm der Vater nach. Beide ruhen in dem mit mehreren einfachen Erztafeln geschmückten Familiengrabe auf dem Rochuskirchhofe zu Nürnberg.

Die Gießhütte ging in die Hände des dritten Sohnes über, des Hans Vischer. Von den beiden übr'gen Söhnen begab sich der jüngste, Paul, nach Mainz, wo er schon 1531 starb. Über die Thätigkeit und den Verbleib des andern, Jakob mit Namen, erfahren wir gar nichts mehr. — Hans Vischer hatte zunächst noch eine Anzahl von in Arbeit befindlichen Werken fertig zu stellen. Im Jahre 1530 vollendete er das Doppelgrabmal der brandenburgischen Kurfürsten. Dasselbe ursprünglich in der Kirche des Cistercienserklosters zu Lehnin aufgestellt, wurde später, nach der Aufhebung dieses Klosters und der Verlegung der kurfürstlichen Familiengruft in die ehemalige Dominikanerkirche zu Berlin, dorthin übertragen, und befindet sich jetzt in dem unter Friedrich dem Großen neu erbauten Berliner Dom. Es besteht aus zwei übereinander befindlichen Bildnisplatten, von denen die eine flach auf dem Boden liegt, die andere von einer Anzahl von Stützen, welche den Durchblick auf die untere Platte frei lassen, getragen wird. Auf der unteren Tafel erblicken wir das vorzüglich schöne Bild des Bestellers, Joachims I, in ganz flachem Relief, auf der oberen dasjenige von dessen Vater in fast vollrunder Arbeit. Beide Fürsten sind stehend dargestellt in kurfürstlicher Pracht, das Schwert in der Linken, das Reichsscepter — Zeichen der Erzkämmererwürde — in der Rechten. Wir finden also bei diesem ganz nach mittelalterlichem Gebrauche angeordneten Denkmal auch noch jenen mittelalterlichen Widerspruch, daß stehend gedachte Figuren in wagerechter Lage angebracht sind; demgemäß liegt auch unter dem Haupt der erhaben gearbeiteten Figur ein Kissen. — In demselben Jahre 1530 vollendete Hans Vischer für den Kardinal Albrecht eine Relieftafel, die als Gegenstück zu dessen Grabmal in die Chorwand der Stiftskirche zu Aschaffenburg eingelassen wurde. Die Tafel zeigt ein in Erfindung und Ausführung gleich prachtvolles Muttergottesbild in einem reich geschmückten Rahmen; die Wappen, mit denen dieser Rahmen ebenso wie sein Gegenüber belegt ist, zeigen die fünf Wundmale und andere Andeutungen des Leidens Christi. — Sechs Jahre später wurde in derselben Kirche ein eigentümliches Denkmal aufgestellt, das zwar keine Bezeichnung seines Urhebers trägt, aber unzweifelhaft gleichfalls aus der Vischerschen Werkstatt stammt. Es ist ein nach den Regeln der antiken Baukunst ausgeführter baldachinartiger Aufbau, dazu bestimmt, einen gläsernen Sarg zu tragen, der angeblich den Leichnam der heiligen Margareta, „aus der Zahl der elftausend Jungfrauen“, birgt. Am prächtigsten ist bei diesem in seiner Einfachheit klassisch schönen Aufbau die Unterseite der Decke geschmückt; deren ebene viereckige Fläche ist durchweg mit herrlich gezeichneten Gravierungen bedeckt, welche die fünf Wunden Christi, vier Engel mit den Leidenswerkzeugen, und dazwischen wundervolles, aus Blättern, Bändern und anderen Dingen gebildetes Zierwerk zeigen. — Im Jahre 1532 erhielt der von Peter Vischer angefertigte Apollo (Abb. 4) einen mit Delphinen und Masken geschmückten Untersatz, durch den die Figur erst der Bestimmung als Brunnenzierde gerecht gemacht wurde. Die Liebesgötter, welche auf den Delphinen reiten, stechen freilich sehr zu ihrem Nachteil gegen die sorgfältig durchgearbeitete Gestalt des Bogenschützen ab. Jetzt befindet sich der ganze Brunnenaufsatz im Germanischen Museum zu Nürnberg. Ebenda wird auch das holzgeschnitzte Modell zu einem Standbild des heiligen Wenzel aufbewahrt, welches im Jahre 1532 zu Nürnberg — zweifellos in der Vischerschen Werkstatt — in Erz gegossen wurde. Die Erzfigur bildet einen Bestandteil eines von der Brauerzunft zu Prag in die dortige Wenzelskapelle gestifteten Weihgeschenks: der Schutzpatron Böhmens steht in ritterlicher Rüstung unter einem auf drei Säulen ruhenden kuppelartigen Baldachin, der auf seinem Scheitel einen Leuchter trägt und auch seitwärts mit Leuchterarmen zur Aufnahme großer Kerzen besetzt ist.

Die Modelle zu den Erzgüssen wurden

entweder in Wachs modelliert oder in Holz geschnitzt. Im letzteren Falle wurde wohl in der Regel ein Bildschnitzer von Beruf mit dieser Arbeit beauftragt. Dessen Persönlichkeit verschwindet dann immer hinter derjenigen des Gießers, auch wenn der Bildschnitzer, wie es gewiß nicht selten vorkam, der eigentlich schaffende Künstler war. Eine sehr bemerkenswerte Ausnahme macht in dieser Beziehung die im Jahre 1550 gegossene Grabtafel der Landgräfin Christine von Hessen (gest. 1549) mit dem Bildnis dieser Fürstin, im Chor der Martinskirche zu Kassel: hier gibt eine ausführliche Inschrift neben dem Namen des ausführenden Handwerkers, des Rotgießers Hans Schnidewint zu Kassel, denjenigen des erfindenden Künstlers, des Bildschnitzers Philipp Soldan zu Frankenberg.

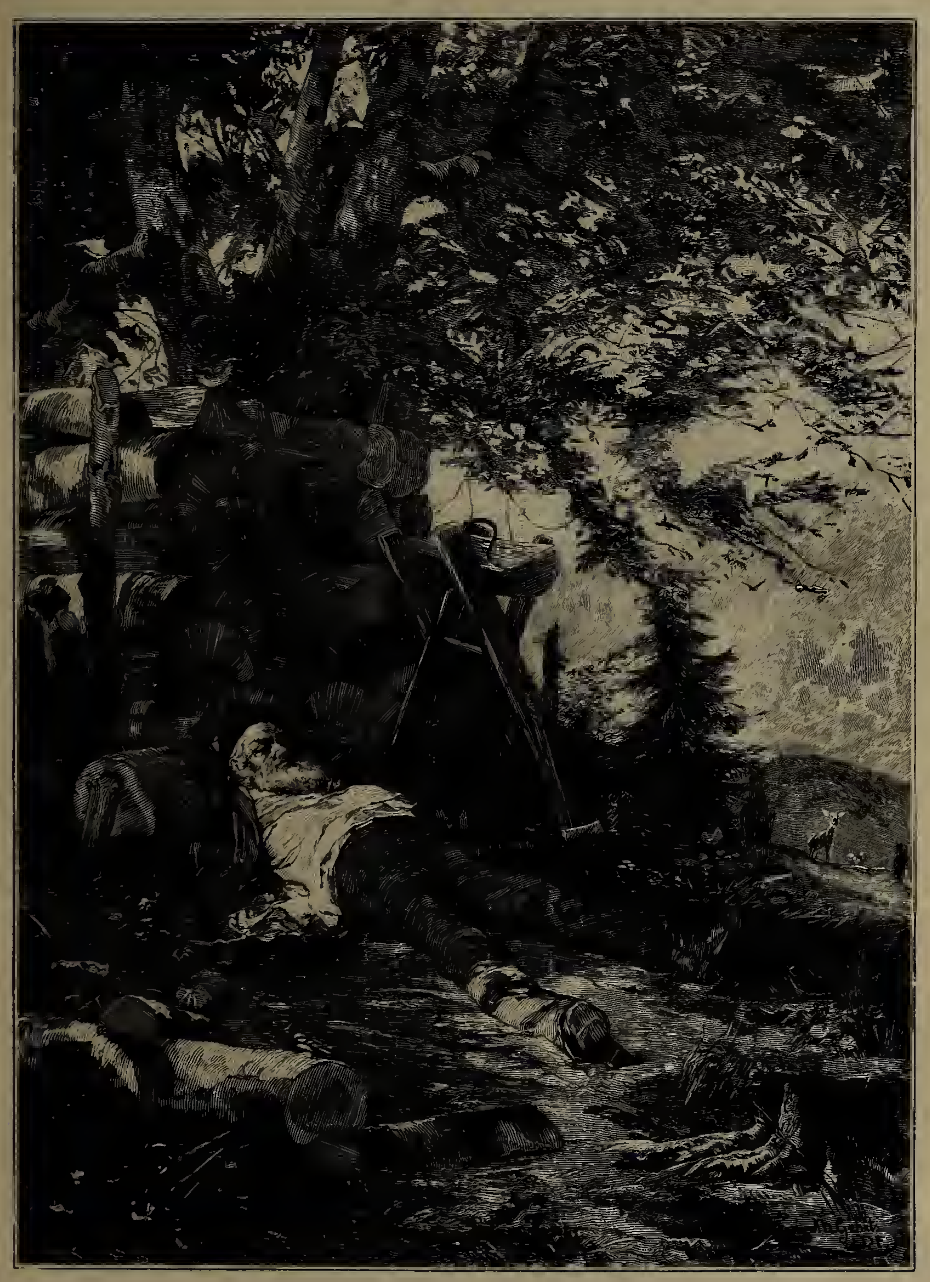
Als Gegenstück zu dem Grabmal Friedrichs des Weisen in der Schloßkirche zu Wittenberg vollendete Hans Vischer im Jahre 1534 dasjenige Johanns des Beständigen (gest. 1532). Dabei goß er die Umrahmung mit geringen Abänderungen nach den von dem älteren Werke her vorhandenen Formen. Auch die Figur des Kurfürsten ist derjenigen seines Vorgängers ganz ähnlich, nur etwas bewegter, ein wenig nach der Seite gewendet.

Eine Reihe von Jahren beschäftigte sich Hans Vischer mit der Fertigstellung eines sehr großen Werkes, das seinem Vater vielleicht schon während der Arbeiten am Sebaldusgrab in Auftrag gegeben worden war. Die Gebrüder Fugger in Augsburg hatten ein hohes, architektonisch gegliedertes und reich geschmücktes Prachtgitter bestellt, das zum Abschluß der von ihnen erbauten Begräbniskapelle an der St. Annakirche zu Augsburg dienen sollte. Das Gitter wurde aber nicht abgeliefert, da nach dem Tode der Besteller — der letzte derselben, Jakob Fugger der Reiche, starb 1525 — zwischen deren Erben und Peter Vischer Uneinigkeiten entstanden. Im Jahre 1530 boten die Erben Peter Vischers das umfangreiche Werk dem Rat von Nürnberg zum Kauf an, der es denn auch erwarb. Es wurde beschlossen, dasselbe im großen Rathaussaale aufstellen zu lassen. Aber erst 1536 erging an Hans Vischer die Aufforderung, die hierzu notwendigen Ausbesserungen und Ergänzungen vorzunehmen. Bei dieser Arbeit half demselben ein anderer Nürnberger Rotgießermeister, Pankraz Labenwolf. Im Jahre 1540 wurde das Gitter im Rathaussaale aufgestellt; es muß ein wunderbares Prachtwerk der edelsten deutschen Renaissance gewesen sein. Leider wurde es im Jahre 1806, als Nürnberg seine Selbständigkeit verloren hatte, verkauft und abgebrochen und ist spurlos verschwunden.

Es scheint, daß Hans Vischer nur so lange Treffliches zu leisten vermochte, wie die von seinem Vater oder seinen älteren Brüdern hinterlassenen Vorbilder vorhielten. Die in den vierziger Jahren von ihm ausgeführten Werke stehen auf einer künstlerisch viel geringeren Höhe. Den alten Ruhm der Werkstatt vermochte er nicht aufrecht zu erhalten. Er geriet in Not, mußte sein Haus verkaufen und bat 1549 den Rat um die Erlaubnis, sein Glück auswärts versuchen zu dürfen. Sein weiteres Schicksal verschwindet in Armut und Dunkelheit.



Abb. 7. Hund aus Bronze von Peter Vischer. Grünes Gewölbe in Dresden.



Normalarbeitstag. Gemalt von Franz Gehrts.

Der Zigeunerin Rache.

Von Hans von Egger.

Auf einem der Wege, die zum Rennplatze von Houghton Park führen, rollte ein stolzer Viererzug, und mit olympischer Gelassenheit saß ein Gentleman auf dem Bocke und führte die Zügel; zwei Diener saßen hintenauf. Es war ein schöner frischer Morgen im Herbste, leichte Nebel wurden vom Winde über die Heide und an den Säumen der Buchengehölze dahingetrieben. Die vier Pferde trabten lustig über den Boden hin, spielten mit den Gebissen und ließen ihr Geschirr erklirren. Der Hufschlag der Tiere und das Rollen der Räder waren eine liebliche Musik für den jungen Lord Waterforce, der auf dem Bocke saß, denn er war ein eingefleischter Sportsman.

Von allen Seiten strömten Wagen und Reiter zusammen, und auch vieles Volk kam zu Fuße herbei, um die Rennen zu sehen. Die Wege waren gefüllt von Menschen. Jetzt näherte sich auf einem Seitenwege, der sich weiterhin mit der Hauptstraße vereinigte, eine Dame zu Pferde, der ein Reitknecht folgte, und der Lord mäßigte, als er sie erblickte, den Gang seiner Tiere. Mit graziösem Wiegen, in kurzem Galopp, näherte sich die Amazone. Der Schleier ihres Reithutes wallte nach rückwärts. Sie war eine prächtige Erscheinung, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, blühend von Gesundheit, strahlend von Schönheit. Große Rehaugen blickten aus einem Antlitz von reinstem Teint, bräunliche Löckchen flatterten um die Schläfen.

Lord Waterforce zog die Zügel an. Die vier Füchse standen. Er grüßte die Dame, welche jetzt den Wagen erreicht hatte. „O, ich bin sehr glücklich, Sie zu sehen, Arabella!“ rief er.

„Guten Morgen, George!“ entgegnete sie mit süßer Stimme. „Haben Sie einen Platz für mich? Ich muß mit Ihnen reden.“

Lord Waterforce schwang sich vom Bocke herab, während seine Diener die Pferde hielten, half der Dame vom Pferde und auf den Bock hinauf und nahm dann selbst seinen Platz wieder ein. „Ich bin sehr begierig, zu hören, was Sie mit mir reden wollen,“ sagte er, während er die Tiere wieder angehen ließ. „O, Arabella, ich liebe Sie so sehr.“

„Das haben Sie mir schon oft gesagt, George,“ entgegnete sie, „aber ich möchte wohl einmal einen Beweis dafür sehen.“

„Einen Beweis?“ fragte er, seine großen hellblauen Augen mit dem Ausdruck der Bewunderung auf sie richtend. „Was wollen Sie für einen Beweis? Sie wissen, daß ich bereit bin, jeden Augenblick mein Leben für Sie hinzugeben.“

„Das ist nicht das, was ich verlange, George. Was habe ich von Ihnen, wenn Sie tot sind?“

„Aber was könnten Sie für einen Beweis verlangen, Arabella?“ fragte er, und ließ dem linken Vorderpferd einen nachdenklichen Hieb auf die Kruppe fallen.

„Ach, Sie wissen es recht gut. Längst könnte unsere Verlobung veröffentlicht sein, wenn Sie nur wollten.“

„Ich? Ich will von ganzem Herzen. Mein leidenschaftlichster Wunsch ist diese Verlobung. Aber Ihr Vater will nicht, Arabella.“

„Sie wissen sehr gut, George, warum er nicht will, und eben deshalb muß ich mit Ihnen reden. Soll ich es Ihnen noch sagen, was er gegen Sie einzuwenden hat? Und kann man es ihm verdenken, wenn er um das Wohl seiner Tochter besorgt ist? Sie haben heute wieder zwei Pferde angemeldet, George, Sie gehen sehr scharf ins Zeug, und mein Vater hat ernstliche Befürchtungen. Er denkt, Sie werden sich ruinieren.“

„Er denkt wohl, ich hätte mich schon ruiniert,“ antwortete Lord Waterforce.

„Wenn er es dächte, so wäre es kein Wunder. Genug Leute haben es ihm gesagt und haben ihn gewarnt. Der Beweis für Ihre Liebe, den ich fordere, mein guter George, ist der, daß Sie das Spielen auf den Rennen lassen, daß Sie mir zeigen, daß ich Ihnen mehr gelte als der Sport.“

„Geliebte Arabella,“ sagte der Lord, indem er den Griff der langen Peitsche an das Herz drückte, „Sie sind mir teurer als mein Leben, und Sie sollen die Meinige werden, was da auch kommen möge. Bleibt Ihr Vater unerbittlich, so werde ich Sie entführen. Was aber den Sport betrifft, so wollen wir darüber noch einmal nach dem

Rennen sprechen. Ich denke einen großen Schlag zu thun, und vielleicht wird Ihr Vater selber nachher anders sprechen."

Arabella zuckte die Achseln, und ihr Gesicht nahm einen bekümmerten Ausdruck an. „Auf welches Pferd setzen Sie denn so große Hoffnungen?" fragte sie. „Der Lightfoot hat sich doch noch niemals bewährt, und der Neverwillstop hat starke Konkurrenten. Ach, George, ich begreife ja wohl, wie es in Ihrem Innern aussieht. Es ist sehr schwer für Sie. Aber wie soll das werden? Sie sprechen von Entführen. Das ist ja nichts als Unsinn, um Ihre wahre Meinung zu verstecken. So lieb ich Sie auch habe — von einem ruinierten Manne lasse ich mich nicht entführen."

„Wir wollen sehen," sagte der Lord mit störrischem Wesen.

Arabella betrachtete ihn von der Seite und obwohl sie ihm zürnen wollte, konnte sie es nicht. Sie wußte, daß er sie wahrhaft liebte, und sie kannte ihn genau genug, um zu wissen, daß er mit dem Sport zugleich sein innerstes Wesen hätte opfern müssen. Sie liebte selbst den Sport und gab George gegen ihren Willen recht. Sie seufzte, daß das Schicksal so grausam gegen sie verfuhr. Sie stand zwischen ihrem Vater und dem Erwählten ihres Herzens wie eine Blume, die zwischen zwei harten Steinen zerrieben wird.

„Warum bringen Sie den Lightfoot noch einmal auf den Platz?" fragte sie. „Er war dreimal eines von den letzten Pferden."

„Er hat sich beim Trainer recht hübsch gemacht," antwortete George und sah sie dabei mit einem schlauen Blicke an, der ihr zu denken gab.

„Aber Neverwillstop ist natürlich besser," fuhr Lord Waterforce fort. „Ich habe tausend Guineen auf ihn gesetzt."

„Ich möchte auch etwas setzen," sagte Arabella. „Welches Pferd raten Sie mir?"

Ich rate Ihnen nichts, Arabella," antwortete er bedächtig. „Aber wenn Sie fünfzig Guineen anwenden wollen, so werde ich dafür sorgen, daß sie gut gesetzt werden."

„Auf welches Pferd?" fragte sie eifrig.

„Ein Freund von mir, der gut Bescheid in den Ställen weiß, wird dafür sorgen. Aber das Pferd kann ich nicht nennen, und mein Freund wird es auch nicht nennen. Sie müssen mir blindlings Vertrauen schenken, Arabella."

Wieder erschien das schlaue Lächeln auf des Lords Gesicht, und Arabella, halb und halb überzeugt, daß sie klug handle, zog ihre Geldtasche hervor und händigte dem Lord die genannte Summe ein.

„Und nun halten Sie an, ich will wieder zu Pferde," sagte die junge Dame. Ihr Reitknecht hatte den Schimmel nachgeführt, sie schwang sich in den Sattel, und mit grüßendem Winken trennte sich das Liebespaar. Der Lord ließ seine Füchse dem Rennplatze zutraben, der bereits anfing, sich zu füllen.

Der Wind fegte jetzt um die Mittagsstunde den Himmel rein, die Wolken und der graue Nebel eilten in zerrissenen Gebilden wie ungeheure Schleierfetzen nach Osten hin, die azurblaue Wölbung leuchtete herab und ließ den großen grünen Teppich des weiten Platzes in vollem Glanze erscheinen. Eine unzählbare Menge von Equipagen, Reitern und Fußgängern drängte sich auf dem Platz zusammen. Hier erhoben sich die Tribünen, die Masten mit den Tafeln, der Erdpfahl, dort zeigten sich die Stallungen, der Sattelplatz, und weithin schweifte der Blick über ein grünendes Land, das den belebten, bunten Platz der Wettrennen mit seinen samtenen Wiesen und dunkeln Wäldern einrahmte.

Lord Waterforce hielt in der Nähe des Sattelplatzes an der für die Wagen bezeichneten Stelle und fand sich alsbald von einem Haufen Sportsmänner umringt, mit denen er Ansichten und Meinungen über den Verlauf des Tages austauschte. Seine starke Figur, die breiten Schultern, das kühn geschnittene Gesicht mit der gebogenen Nase und seine ganze Haltung ließen ihn als eine bemerkenswerte Erscheinung, als den Typus eines Pferdefreundes und Pferdekenners hervortreten. Er schritt den Ställen zu, besichtigte seine Pferde, besprach sich mit den Jockeys und wechselte dann einige Worte mit einem Herrn, der sein besonderer Freund zu sein schien.

„Er steht jetzt zu vierzig," sagte der Lord mit einem Blick geheimen Einverständnisses. „Sehen Sie zu, lieber Stockleton, daß Sie etwas zusammen bringen. Kaufen Sie auf, was zu kaufen ist."

Stockleton nickte. „Es ist gut, Waterforce, ich werde es besorgen."

Die Freunde trennten sich, und der Lord

wandte sich den Buchmachern zu, die eifrig beschäftigt waren, Wettende anzuziehen. In dichter Reihe standen sie auf einer bestimmten Stelle in dem Raume vor den Tribünen und hatten sich, um die Menge übersehen zu können, auf Stühle und Bänke gestellt. Die Sätze, zu denen sie die Pferde anboten, waren auf Tafeln geschrieben, die sie an den Bäumen befestigten, unter deren Schatten sie standen. Mit schnellen Blicken durchforschten sie die Volksmasse und verstanden schon einen ihnen von weitem zugeworfenen Wink, ein Zwinkern mit den Augen. Sie schrieben ein, sobald sie verstanden hatten, und der Unkundige sah dem Handel mit Verwunderung zu und begriff nicht, was und wie sie es trieben. Hin und her flogen Worte und Zahlen durch die Luft, ein Tumult, ein Geschrei, ein Hasten und Rennen, als wäre alles Volk hier verrückt, erfüllte den Platz.

„Neverwillstop drei!" wurde geschrieen. „Arethusa zwei! Ginger zehn! Dämon sieben! Puck fünfzehn! Rosa Alba acht! Idea zwölf! Miß Harriet zwanzig! Ballantine fünf! Lightfoot vierzig!"

Die Buchmacher schienen eine sehr geringe Meinung von Lightfoot zu haben, daß sie Wetten auf ihn nur unter der Bedingung von vierzig zu eins annehmen wollten. Lord Waterforce hatte ein kurzes Gespräch mit einem von ihnen, dem die Augen im Eifer des Geschäfts aus dem roten Gesicht wie die eines Frosches hervorquollen.

Währenddessen füllte sich der gewaltige Rasenplatz immer mehr. Beständig fuhren Wagen herein. Sie kamen in endloser Reihe, einer nach dem anderen. Große Omnibusse, die mit zwanzig bis fünfzig Passagieren besetzt waren, mischten sich mit Dog-Carts, Viktorias, Breaks, Landauern und Four in Hands von tadellos elegantem Bau. Mailcoaches, bei denen die Herren hoch oben in der Luft schwebten, während die Domestiken im Wagen selbst saßen, spinnenartig gebaute leichte Wagen, deren ungeheure Räder einen kreisenden Stahlschimmer sehen ließen, Tandems, so fein gebaut, als ob sie aus dem Atelier des Uhrmachers kämen, nahmen in buntem Gemisch ihre Plätze links von den Tribünen ein. Reiter drängten sich durch die Wagenburgen und durch das Gewühl der Menschen. Fußgänger erfüllten überall jeden Platz, der einige Aussicht auf die Rennbahn gestattete, und ein Wogen und Schwanken wie in Getreidefeldern, die der Wind bewegt, ging durch die unzähligen Köpfe und Hüte hin. Ein Murmeln und Summen, ein Brausen und Donnern ging durch diese Menschenflut und diese Wagenreihen, wie wenn die Meeresbrandung sich von ferne hören ließe, dazwischen tönten laute Schreie, Zurufe, Schelten oder Lachen. Von oben herab goß die Sonne ihren goldenen Schein und verlieh den Pferden und Wagen, den prächtigen Geschirren der Equipagen, den Sonnenschirmen, Hüten und Federn der Damen, den unzähligen Gesichtern, den Fahnen, Mastbäumen und Tribünen Leben und Farbe. Überall wurde geschwatzt, gegessen, getrunken, man winkte sich zu, scherzte, schrie und zankte, es war wie ein ungeheures Fest, ein riesiger Jahrmarkt.

Lord Waterforce begab sich, mit kräftigen Schultern und Ellbogen durch das Gewühl hinrudernd, nach dem Platze, wo Lord Russeltons Wagen hielt, und sah schon von weitem die reizende Gestalt Arabellas. Die wunderhübsche junge Dame stand mit ihrer Kousine Miß Clymene Pickles auf dem Rücksitze, und beide hatten Operngläser in den Händen, um den Platz besser übersehen zu können. Sie waren eifrig im Gespräch über die Chancen der Pferde, die um den großen Preis rennen würden, und dieselben Worte, die überall in der Volksmenge hin und wider flogen, erschallten auch hier von den Rosenlippen der Schönen. Das allgemeine Interesse vereinigte sich hauptsächlich auf zwei Pferde, die Arethusa und den Neverwillstop. Miß Clymene Pickles hatte fünf Pfund auf die Arethusa und Lady Arabella dieselbe Summe auf den Neverwillstop gewettet. Lord Russelton, auf einem hochbeinigen Braunen neben dem Wagen haltend, grüßte Lord Waterforce mit eisiger Höflichkeit und setzte sein Gespräch mit dem Lord Nelthorpe an seiner Seite fort. Aber die jungen Damen nickten freundlich, und Miß Pickles erkundigte sich bei dem wegen seiner Rennbahnkenntnisse berühmten Lord.

„Wie kommt es nur, Lord George," fragte sie, „daß Sie mit einem Outsider auf dem Platze erscheinen? Der Lightfoot hat sich ja bis jetzt nur gezeigt, um geschlagen zu werden."

„Ja, wie kommt es nur?" fragte auch Arabella.

Lord Waterforce machte ein pfiffiges Gesicht, antwortete aber nicht.

„Wer weiß," rief Miß Pickles munter, „vielleicht hat Lord Waterforce einen Plan."

„Einen Plan?" fragte er heftig, während ein seltsames Zucken über sein Gesicht lief. „Wie meinen Sie das?"

„O, nichts," entgegnete sie erschreckt. „Ich sprach nur so, weil es mir unerklärlich erscheint, daß Sie ein Pferd wie den Lightfoot auf den Platz bringen, der doch durchaus nicht in gutem Rufe steht."

„Übrigens steigt der Lightfoot seit kurzem in auffälliger Weise," sagte Arabella. „Vor einer Viertelstunde stand er zu vierzig, und soeben habe ich ihn zu fünfundzwanzig nennen hören."

„Ich werde einmal sehen, wie dies zusammenhängt," sagte Lord Waterforce. Er grüßte und entfernte sich. Die jungen Damen sahen ihm nach. Der sonst so ruhige Mann kam ihnen auffallend unruhig vor. Er, der niemals sonst Nerven gezeigt hatte, schien nervös zu sein.

Miß Clymene betrachtete ihre Kousine Arabella mit einem halb mitleidigen Blicke. „Dein Vater will seine Zustimmung noch immer nicht geben," sagte sie.

Arabella seufzte. „Freilich nicht," entgegnete sie. „Aber ich liebe ihn und werde ihm treu bleiben. Schließlich wird mein Vater doch nachgeben."

Lord Waterforce ging, während die Kousinen sich über ihn unterhielten, wieder dem Sattelplatze zu, und er konnte sich selbst davon überzeugen, daß sein Outsider immerwährend stieg. Von Mund zu Mund flogen die Gebote, und bei den Buchmachern erfuhr er schon, daß Lightfoot zu zehn stand. Doch er schien kaum darauf zu achten. Er ging zu einem kleinen Hause, das sich aus wenigen niedrigen Räumen zusammensetzte, und trat in ein Gemach, welches fast ganz von einer gewaltigen Wage angefüllt war. Hier befanden sich mehrere Jockeys, welche Sättel und Zaumzeug in der Hand trugen und von einem älteren Herrn mit ernster Miene gewogen wurden. Lord Waterforce trat auf einen dieser Jockeys zu und sprach leise mit ihm. Unter den mageren, kleinen Gestalten in bunten seidenen Jacken, Lederhosen und Stulpenstiefeln zeichnete sich dieser Mann durch ganz besonders elende Erscheinung aus. Er glich einem Zwerge oder einem Kinde, das man etwa durch Alkohol klein und schwach gehalten hätte. Er mochte zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein, doch hatte er das müde, faltige, farblose Gesicht eines Greises. Sein Körper war dünn, eckig und eingefallen, und die Jacke hing um ihn herum, als wäre sie auf eine Vogelscheuche gehängt worden. Mit diesem Manne unterhielt der Lord sich lange und vertraut, während er seine Blicke unruhig umherschweifen ließ und die anderen Gestalten mißtrauisch beobachtete.

Währenddessen ertönte draußen die Glocke. Das erste Rennen begann. Es wurde still, und als Lord Waterforce hinaustrat ins Freie, sah er die große Volksmenge in erwartungsvoller Spannung. Es war wie ein Fieber in all den Menschen, eine Windstille vor dem Ausbruch des Sturmes. Man hörte das Klatschen der Zeltdächer, die an die Stangen schlugen, den Hufschlag und das Wiehern der Pferde vor den Equipagen, das Rollen von Rädern, einzelne Rufe — das allgemeine Summen und Brausen hatte aufgehört. Lord Waterforce lehnte sich an die Barriere nahe dem Ablaufplatz und sah zu. Noch war seine Zeit nicht gekommen, und teilnahmlos starrte er auf die Bahn.

Ein Rennen ging vorüber, ein zweites folgte, und nun kam das Rennen um den großen Preis, das Rennen, welches George Waterforce interessierte.

Sechs Pferde wurden herangeführt. Miß Harriet, dem Lord Nelthorpe gehörend, unter einem Reiter in weiß und blau, Ballantine, des Theehändlers Thompson berühmte Stute, mit orangefarbenem Jockey, Rosa Alba, des Herzogs von Brighton prächtige Schimmelstute, grün und weiß, Cosinus, des Marquis von Beauclerk brauner Wallach, rot und gelb, und dann die beiden Pferde des Lord Waterforce, der Neverwillstop, den die größten Hoffnungen verfolgten, rosa und himmelblau, und der Lightfoot.

Als nun der Lightfoot hervorkam, da ging es wie ein Staunen durch die Menge. Wie herrlich sah der Lightfoot aus! Man glaubte ihn kaum wiederzuerkennen. Er kam mit weitausgreifendem Schritte daher, ein wunderschönes schwarzes Pferd mit glänzendem Felle, in welchem sich alle Adern der Haut abzeichneten. Er war von höchst ebenmäßigem Bau, kein Lot Fleisch zu viel und keines zu wenig. Die Beine waren schlank

und zierlich, die Hufe klein und von wunderhübscher Form, der lange, edel angesetzte Hals, der arabische Kopf mit den feurigen Augen, der prächtige Schweif, alles erregte Bewunderung. Die klugen Leute, welche bis zum Erscheinen der Pferde mit Wetten gewartet hatten, stürzten sich jetzt auf das Geschäft, ein allgemeiner völliger Umschwung öffentlicher Meinung machte sich geltend: Lightfoot ward die Parole. George Waterforce verfolgte mit brennenden Augen seine schwarze Stute.

Jetzt machten die Jockeys ihren Versuchsgalopp. Ohne Ordnung sprengten sie an den Tribünen vorbei, wandten um und kehrten zurück. Die leichten Sprünge des herrlichen schwarzen Pferdes erregten allgemeine Bewunderung, ein Gewirr von Rufen und Bemerkungen erhob sich, mit fieberhaftem Eifer drängten viele Leute zu den Buchmachern hin, um noch im letzten Augenblicke auf Lightfoot ihr Geld zu setzen.

Doch nun fand der Ablauf statt, die Wetten hörten auf. Die Pferde waren in einer Reihe und plötzlich stürzten sie vorwärts. Aber sie hielten von neuem an, der Starter hatte sein rotes Fähnchen nicht gesenkt, es war ein falscher Ablauf gewesen. Die Pferde versammelten sich von neuem, hier bäumte eines, dort stand ein anderes quer, aber jetzt plötzlich senkte der Starter mit erstaunlicher Geschicklichkeit sein Fähnchen gerade im rechten Moment, so daß wie an einer Schnur gezogen alle Pferde in einer Reihe vorgaloppierten.

Es ward ganz still, jedermanns Atem ward von angstvoller Erwartung gefesselt. Die Köpfe der ungeheuren Versammlung hatten nur noch ein Ziel, die Hälse streckten sich, viele Gesichter waren bleich. Wie ein Sturmwind fegte der Reiterschwarm vor den Tribünen vorbei. Nun nahm Ballantine die Spitze, dicht hinter ihm war der Neverwillstop, Lightfoot und Rosa Alba waren die letzten. Dann kam Neverwillstop neben Ballantine, und diese beiden Tiere flogen Kopf an Kopf nebeneinander über den grünen Rasen. Ihre Reiter, der in rosa und himmelblau und der orangefarbene, ritten fast Bügel an Bügel in derselben Beugung nach vorn zusammengekrümmt, und eine weite Strecke blieben sie vereint. Sie nahmen eine Hecke, dann eine Hecke mit Graben, und immer blieben sie scharf nebeneinander. Hinter ihnen zerstreuten sich allmählich die vier anderen Pferde, der rotgelbe Jockey war der erste, als zweiter kam der weißblaue, als dritter der grünweiße, und zuletzt kam wieder rosa und himmelblau. So war also Lightfoot doch immer noch der letzte und sein treffliches Aussehen konnte ihn wahrscheinlich auch dieses Mal nicht vor einer Niederlage bewahren. Er hatte sich, wie es schien, doch nicht verbessert seit jener Zeit, wo die Leute, welche ihm vertrauten, so viel Geld an ihm verloren hatten.

Es ging vorwärts und nun entzog ein ausgedehntes Gehölz die Pferde dem Blick von den Tribünen aus. Die vornehme Welt in den Equipagen und auf dem Sattelplatze konnte für eine Weile nicht sehen, was dort hinter der dunkeln Wand vorging. Lord Waterforce stand mit unbewegter Miene an die Barriere gelehnt und überwachte den Endpunkt des Gehölzes. Und jetzt erschien dort der erste Reiter, es war der in rosa und himmelblau, der Neverwillstop hatte die Führung. Hinter ihm, um eine ganze Pferdelänge zurück, kam Ballantine. Aber nun brach ein Schrei des Staunens aus Arabellas Munde; der Lightfoot war den drei anderen Pferden vorgekommen und nur noch zwei Längen hinter Ballantine. Es schien, als hätte das schwarze Pferd seinen Atem zu Anfang nur gespart, mit außerordentlicher Leichtigkeit rannte es dahin, und der Abstand zwischen ihm und Ballantine verminderte sich zusehends.

Jetzt kam das bedeutendste Hindernis der Bahn, eine feste Barriere von fünf Fuß Höhe. Es schien, als verlangsame der Neverwillstop seine Schnelligkeit, um sich zum Sprunge zu sammeln, der orangefarbene Reiter kam vor und übernahm die Führung. In voller Karriere kam Ballantine heran, gerade auf das Hindernis los. Aber wunderbar, als hätte er Flügel, kam der Lightfoot heran, und im Augenblicke, wo Ballantine sich erhob, stieg neben ihr der schwarze Gaul empor. In derselben Sekunde sprangen beide Pferde, und wie ein Schrei klang der aufmunternde Ruf der Jockeys. Doch der Erfolg des Sprunges war sehr verschieden. Ballantine mußte durch die große Anstrengung einen Teil ihrer Kraft eingebüßt haben, während der Lightfoot erst jetzt seine Stärke zu entfalten schien. Er schwebte wie ein Vogel im prächtigsten Sprunge über das

schwere Hindernis weg und setzte dann als erstes Pferd seinem Namen gemäß leichtfüßig in gewaltigen Sätzen seinen Weg fort, des Theehändlers berühmte Stute aber stieß mit den Vorderhufen an und stürzte in fürchterlichem Falle jenseits der Barriere zu Boden, um sich nicht wieder zu erheben. In tödlicher Verwicklung wälzten sich das Pferd und der Reiter am Erdboden übereinander hin.

Der erfahrene Jockey, der den Neverwillstop ritt, sah den Fall und traf seine Maßregeln, ähnlichem Unglück zu entgehen. Er nahte in kurzem Galopp, ließ das Tier sich sammeln und ritt dann in kühn entschlossenem Anlauf vor. Ein Peitschenhieb, ein gellender Ruf, und er war hinüber. In langen Sätzen folgte das wackere Tier dem stolz voraneilenden Lightfoot. Schöne ebene Bahn, nur noch von unbedeutenden Hindernissen durchschnitten, lag jetzt vor den Rennern, die drei letzten Pferde waren glücklich über die Barriere gekommen und nun mußte Schnelligkeit allein den Ausschlag geben. Rosa und himmelblau war vorn, dann kam wieder rosa und himmelblau, dann Rosa Alba, die Schimmelstute, mit grün und weiß, als vierter rot und gelb und als fünfter weiß und blau.

In höchster Spannung folgte das Volk mit dem Blicke den einhersausenden Tieren. Nur hier und da ein Stöhnen, ein leiser Fluch, ein ermunternder Ruf, von dem der Rufende kaum wußte, kam von den Lippen hervor. Wenn nicht noch ein ganz unvorhergesehener Zufall dazwischen kam, so mußte Lightfoot siegen. Mit unverminderter Kraft flog das schöne schwarze Tier. Und jetzt kam es den Tribünen nahe, während Neverwillstop seinen zweiten Platz der Schimmelstute hatte überlassen müssen. Rosa Alba war zweites Pferd. Es schnob dicht hinter Lightfoot, nur eine halbe Pferdelänge war der Unterschied, auch der grünweiße Jockey verstand seine Sache und hatte Kraft für den letzten Weg aufgespart.

Nun waren sie an den Tribünen, Rappe und Schimmel fast in gleicher Höhe. Und es sah fast schrecklich aus: Nydewil, der rosa-himmelblaue Jockey, stand hoch in den Bügeln, die Peitsche geschwungen und traf das schöne schwarze Pferd wie eine Maschine mit eisernem Arm. Wie das alte vertrocknete Kind sich verändert hatte! Aus dem mageren Greisengesichte schienen Flammen zu sprühen. Es war, als trüge der Reiter das Pferd unter sich fort und schleppe es mit der Kraft seines Willens. In dem dürftigen eckigen Körper des Jockeys hatte sich die Seele entzündet, und er war wie ein Riese. Unter ihm schäumte der Rappe, die Augen des Pferdes waren mit Blut gefüllt, — jetzt warf der wütende Reiter das Tier an den Pfahl heran, wo der Preisrichter, das Auge am Visier, die Ankunft der Pferde erwartete. Ein ungeheures Rufen und Brausen ertönte aus der Menge — Lightfoot war das erste Pferd und hatte Rosa Alba um eine halbe Länge geschlagen.

George Waterforce war sehr bleich, aber ein triumphierendes Lächeln spielte um seinen Mund. Er hatte die Miene eines Mannes, der sich seiner überlegenen Schlauheit freut, aber doch nicht ganz ruhig in seinem Innern ist. Er hielt sich noch lange auf dem Sattelplatz und bei den Ställen auf, sorgte für seine Pferde und achtete wenig auf die Leute, die ihm glückwünschten und ihn anstarrten. Denn allgemein wurde er angestarrt, und ein Gerede über ihn und seine Pferde lief durch die Reihen der Zuschauer. Er merkte wohl, was der Inhalt dieses Geredes war. Als er später, während des letzten Rennens durch die Menge dahinschritt, nach Lord Russeltons Wagen zu, da verfolgten ihn Blicke und Bemerkungen, die er nicht mißverstehen konnte. Von den Buchmachern, die an ihm verloren hatten, ging das Geflüster aus, und durch die ganze Volksmenge pflanzte es sich fort. Man schätzte den Gewinn des klugen Lord auf nahe an hunderttausend Pfund, aber man raunte sich dabei in die Ohren, daß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Zwar der Lightfoot hatte ehrlich gesiegt; aber Lord Waterforce, so sagte man, hatte sein bestes Pferd in früheren Jahren absichtlich blamiert und diskreditiert, um einen großen Gewinn zu machen. Der Outsider war die Perle seines Stalles, und er hatte ihn früher absichtlich schlagen lassen, um hohe Wetten gegen ihn hervorzurufen. Es hieß auch, er habe die Wetten aufkaufen lassen.

Als Lord Waterforce sich Arabella näherte, waren diese Gerüchte offenbar schon hierher gedrungen, Lord Russelton hatte eine stolzere Miene als je und würdigte den Sieger kaum eines Blickes, Miß Clymene Pickles machte

ein sonderbares Gesicht, und Arabellas Augen hafteten auf George mit schmerzlichem Ausdruck. George Watersoree las den Erfolg seines großen Schlages deutlich in dem Benehmen der Familie, und ingrimmige Wut wühlte in seinem Herzen. Er sah, daß er, der Mann von zweifelhaftem Ruf, der als Spieler und Schuldenmacher bekannt war, durch den großen Fang, der ihn aus finanzieller Bedrängnis retten sollte, seine Stellung in Arabellas Familie völlig untergraben habe. Wohl hatte er nichts gethan, was nach dem Gebrauche und den Gewohnheiten des Turf eine offene Anklage und eine Verurteilung durch den Ehrenrat hätte nach sich ziehen können, aber er war auf der Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem so weit vorgegangen, daß die Leute von strengen Anschauungen sich von ihm abwandten. Lord George Watersoree runzelte die Stirn und biß die Zähne zusammen.

* * *

Das Rennen nahm sein Ende, die Menge verlief sich. Der betäubende Tumult hörte auf, immer mehr verrann das Brausen und machte, leiser und leiser werdend, erquickender Stille Platz. Die Dämmerung zog herauf, es ward dunkler und dunkler, immer tiefer ward das Schweigen, die majestätische Nacht senkte sich leisen, unaufhaltsamen Schwunges auf die Erde hernieder. Von Westen her über den Atlantischen Ozean zog ein Wind heran und trieb düstere Wolkenzüge am Himmel hin, so daß nur dann und wann die freundliche Mondscheibe und funkelnde Sterne herabzublicken vermochten.

Da tauchte auf dem einsamen Rennplatz eine Gestalt auf und näherte sich mit raschen Bewegungen dem Sattelplatze. Es war die Gestalt eines Mannes. Mit leichtem Satze schwang sich der Mann auf die Barriere, gerade an der Stelle, wo George Watersoree den Sieg seines Rappen beobachtet hatte, nahe am Ankunftspfahl. Dort hockte die dunkle Gestalt sich zusammen und spähte in das Dunkel hinein.

Nicht lange darauf bewegte sich eine zweite Schattenfigur, kleiner als die erste, mit leichtem, schwebendem Gang über die Ebene her und kam auf den Platz zu, wo die erste saß.

„Du verlangtest mich zu sprechen, mein Bruder," redete sie mit sanfter Stimme, in welcher ein fremdartiger Accent das zischende, sprudelnde Englisch milderte, den Wartenden an. „Ich bin deinem Wunsche nachgekommen und frage, was hat Pawno Chengro seiner Schwester mitzuteilen?"

„Ich danke meiner schönen Schwester und bitte sie, sich zu mir hierher zu setzen, denn ich habe ein wichtiges Gespräch mit ihr zu führen. Nicht umsonst habe ich die Schönheit der Welt zu einer Zeit zu bemühen gewagt, wo der Uhu schreit und der Baum seinen Schatten im Mondschein wirft."

„Du redest schmeichelhaft, mein Bruder, und du redest höflich," entgegnete mit schwermütigem Tone die weibliche Stimme. „Von dir glaube ich auch, daß du wahr redest."

Indem sie so sprach, schwang sich die zierliche Gestalt hinauf und hockte dem Manne gegenüber. In diesem Augenblicke zerteilten sich die Wolken, das silberne Mondlicht fiel hindurch, und die Erscheinung des Weibes war deutlich zu sehen. War es eine Fürstin oder eine Bettlerin? In anmutiger Haltung und stolz wie auf einem Throne saß das fremdartige Wesen auf der Barriere. In gefälliger Windung schlang sich ein weißes Tuch um ihr Haupt, und über dem rechten Ohre war eine gelbe Rose in das glänzend schwarze Haar gesteckt, welches samt dem Tuchzipfel auf die nackte zarte Schulter herabfiel und ein schmales Gesichtchen von mattbräunlicher Farbe und mit glühenden schwarzen Augen umwallte. Um den Hals war eine Schnur roter Korallen geschlungen. Ein bunter Shawl, gewöhnlichsten Stoffes und zerrissen, aber auf unnachahmliche Art höchst graziös über die linke Schulter geworfen, ein roter Rock, der bis über die Kniee reichte, vollendeten ihren Anzug. Arme und Füße waren nackt, von heller Bronzefarbe und unvergleichlicher Feinheit der Formen. Der Mann gegenüber dieser wilden Blume war ein kräftiger Bursche, braun, nervig, mit pechschwarzem Haar und funkelnden Augen. An seiner Jacke glänzten metallene Knöpfe, seine Füße waren nackt.

„Meridiana," begann er feierlich, „du weißt, ich bin ein wohlhabender Mann. Ich besitze eine Equipage und ein Pferd, besser als irgend einer unter allen Rommany-Gentlemen in dieser Grafschaft. Ein Lord könnte damit fahren. Noch heute hat mir ein Handelsmann, der nach dem Norden zog, acht Guineen dafür geboten, ohne daß mein

Amboß und der Ofen, der Blasebalg und das übrige Geschirr eingerechnet war."

„Ich freue mich deiner günstigen Lage, mein Bruder," erwiderte das Zigeunermädchen, „obwohl ich nicht weiß, warum du sie meiner Armut vorhältst."

„Ich habe den schwarzen Silvester im Faustkampf besiegt," fuhr Pawno Chengro ruhig fort, „und er hat fortziehen müssen samt seiner Sippschaft, so daß ich jetzt der einzige meines Handwerks in der ganzen Grafschaft bin. Ich kann wohl behaupten, die Gorgios wissen, daß nie ein geschickterer Mann ihnen ihre Kessel flicken und ihre Pferde beschlagen könnte. Heute abend ist mir dazu noch ein besonderes Glück widerfahren: ich habe mit reichen Gorgios, den Reitknechten eines Lords, gespielt, und habe ihnen drei Pfund abgenommen."

„Ich glaube es dir," sagte das Mädchen, „du schlägst die Volte mit großer Geschicklichkeit."

Der Zigeuner lachte. „Meridiana," fuhr er fort, „ich besitze einen Shawl, den ich in Manchester einem dummen Kaufmann entwendet habe. Eine Herzogin würde ihn mir beneiden. Dann habe ich ein Halsband, welches mir meine Mutter hinterließ, als sie in ihrem hundertunddritten Jahre starb, und von dem sie mir sagte, ihre Großmutter habe es ihr mit den Worten überliefert, es sei seit unvordenklicher Zeit in unserer Familie und schon in Indien sei es von einer Fürstin getragen worden. Wenn nun die Schönheit der Welt mir vor unserer ganzen Gesellschaft die Hand reichen will, so wird sie morgen abend, mit dem Shawl und dem Halsband geschmückt, auf der lustigsten Hochzeit tanzen, auf der je die Rommanys; um das Feuer gelagert, Schweinebraten aßen und Ale tranken."

„Pawno Chengro," antwortete das Mädchen, nachdem diese Rede mit Grandezza fertig gesprochen worden war, „dein Antrag ist so ehrenvoll für mich, daß ich fürchte, dir als unbesonnene Thörin zu erscheinen, wenn ich antworte: einzeln, wie bisjetzt, will ich mein Leben auch in Zukunft führen. Ich habe deinen Antrag erwartet, Bruder, und ich bin entschlossen, dir meine Gründe mitzuteilen, da ich dein edles Herz kenne."

„Rede, Meridiana," sagte er leise in traurigem Tone.

„Ich war nicht immer das arme Mädchen und ohne Verwandtschaft. Mein Vater war ein reicher Mann aus der angesehenen Familie der Borglams, meine Mutter war Mikailia Culvato, und wir lebten glücklich an der schottischen Grenze, wo mein Vater Pferdehandel trieb und in den Schenken Violine spielte, während meine Mutter den Gorgios wahrsagte. Da hatte eines Tages mein Vater einem fremden Pferde gepfiffen, und da es ihm nachgelaufen war, das Tier für vierzig Pfund an einen Pächter verkauft. Die Gorgios aber kamen dahinter, steckten ihn ins Gefängnis und verurteilten ihn, über das große Wasser weggeführt zu werden nach Botanybai. Meine Mutter erhielt Erlaubnis, ihn im Gefängnis zu besuchen, und sie steckte eine kleine Feile in ein Stück Brot und reichte es meinem Vater. Die Gorgios aber merkten es, untersuchten das Brot und steckten auch meine Mutter ein. Zufällig stellte es sich heraus, daß sie gewahrsagt hatte, und so ward sie zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. So ward denn mein Vater deportiert, meine arme Mutter aber starb, als sie ein halbes Jahr gesessen hatte, vor Kummer. Ich stand allein. Und nun höre, mein Bruder, wie schlecht die Gorgios sind und wie schlecht auch die Kinder der Rommanys sein können, die sich mit jenen vermischen. Als ich mit meinem Bündelchen nach dem Süden wanderte, um eine verwandte Familie aufzusuchen, die in der Grafschaft York umherzuziehen pflegte, traf ich auf der Landstraße ein Ehepaar, welches mir wohlbekannt und auch noch entfernt mit uns verwandt war. Du kennst es ja. Es steht nicht in sonderlicher Achtung, da der Mann ein Halbblut ist und man von der Familie der Frau gar nichts weiß, außer was man an ihrer Farbe sieht. Denn sie ist heller, als man bei reinem Blut findet. Diese Leute schienen sich sehr zu freuen, als sie mich sahen, teilten ihr Mittagsmahl mit mir und baten mich, bei ihnen zu bleiben. Sie machten mir so schöne Versprechungen, wenn ich mit ihnen ziehen wollte, daß ich zuletzt nachgab und meine Augen wieder nach dem Norden wandte, woher ich kam. So wanderten wir denn von Dorf zu Dorf, den Hochlanden zu. Wir lebten gut, wir hatten schönen Verdienst, wir stahlen nie und wurden auch nicht verfolgt. Silvester spielte die Geige, Jane hatte zu singen mit ihrer schönen Stimme, und ich tanzte und

schlug das Tamburin. So waren wir in allen Schenken willkommen, und wenn ich mit dem Teller bei den Gästen umherging, fielen die Pence reichlich, und wohl auch Schillinge fanden sich. Häufig machten mir die Männer Geschenke und forderten dafür Gunstbezeugungen; ich versprach, nahm die Geschenke und lachte die Narren aus, während ich fortlief. So lebte ich zufrieden und glücklich.

Eines Abends, in der Gegend von Inverary, sah ich beim Tanzen im Wirtshause den Blick eines Gorgio fest und feurig auf mich gerichtet. Als ich sammelte, schob mir der Mann einen blitzenden Sovereign auf den Teller. Ich sah verwundert auf; da flüsterte er, ich möge draußen auf ihn warten, er habe mir etwas zu sagen. Ich nickte und ging weiter, während ich das Goldstück verbarg, und zu Jane, die nach dem Manne fragte, sagte ich, er habe Sixpence gegeben. Dann sah ich den Gorgio hinausgehen und folgte ihm nach. Er sagte mir dann, ich wäre ein schönes Mädchen. Ich lachte. Dann wollte er mich küssen, da stieß ich ihn zurück. Nun zog er einen Ring ab, zeigte mir den funkelnden Stein und versprach ihn mir für einen Kuß. Ich hätte den Ring gern gehabt, denn er war sehr schön. Aber ihn küssen? Das hätte ich als echte Rommany für nichts in der Welt gethan. Ich sagte, der Ring sei mir ja doch zu weit, und da steckte er ihn mir, wie ich erwartet hatte, zur Probe an den Finger. Schnell machte ich die Hand zu und lief mit dem Ringe davon. Aber er war behende, und erwischte mich, schlang seinen starken Arm um mich und wollte mich mit Gewalt küssen. Das Blut stieg mir heiß in den Kopf vor Wut, und mit aller Kraft schlug ich den Unverschämten ins Gesicht. Er taumelte zurück, und ich sah Blut aus seiner Nase laufen. Rasch entwischte ich ins Haus, versteckte den Ring und ging wieder in das Gastzimmer, wo meine Begleiter ein Lied vortrugen.

Nun höre, mein Bruder, wie es mir erging! Anstatt weiter zu ziehen, blieben wir den folgenden Tag noch in derselben Schenke, und Silvester sagte mir mit geheimnisvollem Wesen, wenn ich klug wäre, so könnte ich mein Glück machen. Als ich weiter fragte, erzählte er, der Herr vom vorigen Abend sei sein Bekannter. Er lebe vom Bildermalen, heiße Morton Hay und sei ein reicher Mann. Er liebe mich, und wenn ich wollte, so könnte ich von nun an immer in schönen Kleidern und Goldschmuck gehen. Du kannst dir denken, mein Bruder, in welcher Entrüstung ich antwortete. Ich verließ Silvester und packte mein Bündel. Dann aber kam Jane zu mir, schmeichelte mir und sagte, Morton Hay liebe mich ernstlich und wolle mich heiraten. Ich dürfe ihrem Mann nicht böse sein, denn er zeige sich als Esel, so oft er nur den Mund öffne. Der junge Engländer habe die redlichsten Absichten und unter glänzenden Versprechungen um meine Hand angehalten. Und richtig beschwatzte mich das abscheuliche Weib, so daß ich ihm glaubte. Ich willigte ein und nun erschien der Gorgio, und wir verabredeten, es sollte am folgenden Tage Hochzeit sein. Für diesen Tag reiste er nach Inverary, um die Hochzeitsgeschenke zu kaufen. Er kam am Abend zurück, und mein Herz hüpfte vor Freude, als er mir die herrlichen Kleider, Tücher und Schmucksachen in den Schoß legte. Dann saß er neben mir, und Silvester und Jane saßen uns gegenüber, wir tranken den besten Wein, der im Hause zu haben war, und sprachen von unserm zukünftigen Glücke."

Die Augen der schönen Zigeunerin leuchteten in düsterem Feuer, als sie jetzt fortfuhr: „Da fragte ich, wann wir den anderen Tag zur Kirche gingen. Jane aber fiel mir sogleich ins Wort und rief, eine Rommany heirate auf Rommany-Weise. Ob ich denn anders getraut sein wolle als meine Voreltern, die seit tausenden von Jahren nie anders miteinander verbunden worden seien als durch Handschlag und Versprechen der Treue unter freiem Himmel?"

„Meine Schwester," sagte der dunkle Freund, sie unterbrechend, „wußtest du nicht, daß kein Gorgio eine Ehe für gültig hält, die ohne einen ihrer Priester geschlossen wird?"

„Ich war zu jung, mein Bruder, um alle Nichtswürdigkeiten der Gorgios zu kennen," antwortete Meridiana. „Ich wußte noch nicht, daß ihnen weder ein Versprechen noch ein Handschlag heilig ist. So hörte ich denn auf die Vorstellungen meiner Verwandten, reichte dem Gorgio die Hand und war vergnügt und lustig. Aber ach, die glückliche Zeit sollte nur kurz sein! Wir blieben in demselben Wirtshause. Mein Mann hatte so viel Geld, daß wir alle

davon leben konnten, ohne zu arbeiten. Aber nach vierzehn Tagen hatte das alles ein Ende, wie wenn ich einen Traum gehabt hätte. Eines Morgens war mein Gatte verschwunden, ich wartete und wartete, ich suchte überall, aber er war und blieb fort. Nur einen Beutel mit Geld fand ich, den er zurückgelassen hatte. Was sagst du, mein Bruder — er hatte mich verlassen und mir Geld zugeworfen. Das rote Feuer schoß hin und her in meinem Kopfe, und in meinem Herzen saß kalte Wut. Die Wände des Hauses schwankten und wogten um mich her, als ich den Beutel ergriff und damit zu meinen Verwandten ging. Sie erblaßten, als sie mich eintreten sahen, und der feige Silvester griff nach dem Gewehr, welches an der Wand hing. Jane erhob sich von ihrem Sitze, und ihr lügnerisches Gesicht wendete sich vor meinem Blicke ab zum Erdboden. Ich schmetterte ihr den schweren Beutel vor die freche Stirn, daß sie blutend zu Boden sank, dann sprach ich über dem Hause meinen schwersten Fluch und wandte mich, den Staub dieses verräterischen, unglückseligen Bodens von meinen Füßen zu schütteln. Silvester, der elende Schuft, wagte nicht, mich zu verfolgen; er kroch im Zimmer umher, um die verstreuten Geldstücke aufzusammeln. Dann, Pawno Chengro, zog ich von Dorf zu Dorf, mit keinem anderen Wunsch im Herzen als dem der Rache, mit keinem anderen Schmerz als dem Durst nach dem Blute von Morton Hay. So traf ich euern Stamm, mit dem ich nun wandere. Du siehst aber ein, Pawno Chengro, daß das entehrte Rommany-Mädchen zu deiner Gattin nicht paßt. Du kennst nun meine Geschichte, und du wirst mein Herz verstehen."

Der Zigeuner neigte sein Haupt und schwieg. „Meridiana," sagte er endlich, „du hast Recht. Die Blume der Schönheit ist in ihrem Urteil klug. Ich werde dich begleiten als dein Bruder und werde versuchen die Stunde deiner Rache zu beschleunigen."

Nach diesen Worten ließ er sich geschmeidig von der Barriere hinabgleiten, Meridiana folgte seinem Beispiel, und das Paar schritt gemeinsam durch die Nacht. Indem sie gingen, stimmte die Zigeunerin einen wilden, unregelmäßigen Gesang an, in welchen ihr Begleiter von Strophe zu Strophe in tieferem, melancholischem Tone mit dem Refrain einstimmte. So gelangten sie, Wald und Feld im versilbernden Mondlicht durchstreifend, in einen parkähnlichen Abschnitt der vielfach von Wasser durchschnittenen und mit Hügeln bedeckten Gegend. Ein samtartiger Teppich war hier über die Flur gebreitet, die Bäume standen in malerischen Gruppen zusammen und von ferne schimmerte der Spiegel eines Sees. Hierher lenkte das Paar seine Schritte und sah alsbald am Ufer ein rotes Licht aufflammen, während zugleich der Schall eines Tamburins zu vernehmen war. Das Lager der Bande war erreicht, Pawno Chengro ließ sich seitwärts der übrigen Gesellschaft im Schatten einer Eiche auf den Rasen nieder, und Meridiana streckte neben ihm in tiefem Schweigen ihre schlanken Glieder aus. Sie schauten das Getümmel des fröhlichen Völkchens am Feuer, das die Nachlässigkeit oder Gutmütigkeit des Besitzers dieses schönen Parkes benutzte, um sich eine schöne Lagerstätte zu bereiten. Die Männer lagen rauchend im Kreise umher, die Weiber beschäftigten sich mit den Kochtöpfen, ein paar zierliche Mädchen in zerlumpten Gewändern drehten sich im Tanze.

Die Nacht rückte vor, die Mahlzeit war beendigt, die Mädchen lagen in Decken gehüllt auf dem Rasen bei den übrigen Mitgliedern der Bande, das Feuer glimmte nur noch schwach, und der Bursche, welcher es zu unterhalten hatte, nickte schlaftrunken. Meridiana, den Rücken an den Stamm der Eiche gelehnt, hatte das schöne Haupt mit der ihr eigenen wilden Anmut zurückgebeugt, so daß ihr bronzefarbenes Gesicht, dem Monde zugewandt, bleicher und schöner erschien als sonst.

Pawno Chengro, wachend, verfolgte mit zärtlichem und traurigem Blicke jede Bewegung der Schlafenden an seiner Seite. Da plötzlich fuhr der Zigeuner zusammen, ein fernes Geräusch hatte sein Gehör getroffen. Katzenartig bog er sich und spitzte die Ohren. Eine Bewegung war dort hinten zwischen den Bäumen zu bemerken — es glänzte etwas Weißes — menschliche Gestalten schienen sich von dort her zu nähern, und es klang wie ferne Stimmen. Da ertönte ein Schuß. Die Zigeuner fuhren in die Höhe. Ein neuer Schuß und noch einer ertönte. Die Zigeuner griffen zu den Waffen, die

Weiber kreischten, alles bereitete sich zu schleuniger Flucht.

Da kamen eiligen Laufes mehrere Gestalten gerade auf den Lagerplatz zu. Voran ein großer Mann, der an seinem Arme ein weibliches Wesen in weißem Gewande halb führte, halb schleppte. Sie schien sich bald mit gerungenen Händen ihm zu widersetzen, bald seinen Bitten folgend, ihm nachzugeben. Hinter diesem Paare kamen einige Diener, welche Pistolen in den Händen hatten und oft rückwärts blickten, als würden sie verfolgt.

„Munter, ihr Burschen!“ rief der große Mann, der die Dame führte. „Schießt! Zehn Pfund Trinkgeld für jeden!“

„Schießt nicht! Es ist mein Vater!“ rief angstvoll die Dame. „O George, ich beschwöre dich, stehe ab von diesem Wahnsinn! Dies ist ein Verbrechen!“

„Du mußt die Meine werden, Arabella! Aller Welt zum Trotz sollst du mir gehören,“ antwortete der Mann.

Ein Schuß ertönte von neuem. Er kam aus der Entfernung. Einer der Verfolger mußte geschossen haben.

„Ich gehe nicht weiter,“ rief Arabella Russelton. Sie entwand sich mit einer heftigen Bewegung dem starken Arme, der sie umschlungen hielt, und eilte davon, gerade auf die Zigeuner zu. Aber Lord Waterforce war dicht hinter ihr her, und unter dem Eichbaum, an dessen Wurzeln Meridiana geschlafen hatte, ergriff er Arabella von neuem.

In diesem Augenblicke ertönte ein so gellender, jauchzend wilder Schrei, daß alles, obwohl im Kampfe und in der größten Aufregung, für jetzt still und unbeweglich stand. Ein jeder wandte Auge und Ohr nach der Stelle, von der jener Schrei ausgegangen war. Meridiana, mit einem langen Messer bewaffnet, dessen Klinge im Mondschein glänzte, sprang gleich einer Tigerin gegen die Brust des Lords.

„Morton Hay!“ schrie sie. „Verräter, ich habe dich wiedergefunden.“

Eine Sekunde lang blitzte der Stahl unmittelbar vor dem Gesichte des Lords, der erschreckt auf die braunen wilden Züge starrte — dann sank der starke Mann, ins Herz getroffen, dumpf stöhnend zu Boden.

Die Szene veränderte sich. Die Diener eilten herbei und umringten in stummer Bestürzung ihren unbeweglich liegenden Herrn. Auf den Arm eines Mannes gestützt, näherte sich Lord Russelton, den gezogenen Degen in der Faust, aus einer Stirnwunde blutend. Neben Waterforces schwach atmenden Körper hatte sich Arabella jammernd auf die Kniee geworfen. Niemand dachte daran, die Zigeunerin zu ergreifen, welche, Pawno Chengro zur Seite und umgeben von der übrigen Schar, mit flammendem Blicke des sterbenden Mannes letzten Atemzug rachegesättigt erwartete.

Er seufzte noch einmal, zuckte — und war tot.

Da aber wandte sich die Wut der Engländer vereinigt gegen die Zigeuner. „Packt die Hallunken!“ rief der alte Lord, „ergreift die Mörder!“

Aber wer wollte diese behenden Burschen fassen? Kaum hatten sie die drohenden Rufe des Lords vernommen, da glitten sie Eidechsen gleich dahin, da verschwanden sie, als wären sie in den Boden gesunken. Durch das silberne Mondlicht, durch die Schatten des Parks huschte es gleich Nachtgespenstern, Meridianas elfenzarte Figur tanzte über den Rasen hin wie aus Nebel gewoben und vom Sturmwind getrieben. Vergeblich war alle Verfolgung, das schöne, wilde Mädchen war fort gleich der ganzen Bande — sie war zum Ziel gekommen, der Zigeunerin Rache.





Die Fackel in der Hand der Freiheitsstatue im Hafen von New York.

Das Trugbild der Freiheit.

(Abdruck verboten.)

Kühn haben sie am Thor der neuen Welt
Ein Riesenbild, die Freiheit, aufgestellt. —
Hoch ragt sie über Land- und Meeresstrecken;
Die stolze Stirn flammt ihr im Morgenlicht,
Wenn noch der Dämm'rung Schleier, tief und dicht,
Den leisen Schlaf der Riesenstadt bedecken.

Manch müder Blick schaut durch des Abends Flor
Zu ihrem goldumstrahlten Haupt empor,
Das lichte Wolken zauberhaft umweben —
Manch müder Blick, von Kummerthränen naß!
Sie tröstet gut, die stolze Libertas:
„Sei frei! Wirf's von dir, das gequälte Leben!"

Sinkt Nacht und Dunkelheit auf Meer und Land,
Erglüht die Fackel in der Riesenhand
Goldrot, gleich wunderbarem Meteore.



Wandervögel, geblendet und getötet von der Fackel in der Hand der Freiheitsstatue im Hafen von New York. Dreizehnhundertfünfundsiebzig in einer Nacht.

Rings bebt die Luft — ein matter Strahlenkranz.
Das Flutenblau durchfurcht der rote Glanz
Mit breiten Straßen zu der Freiheit Thore.

Dank ihr, daß manchem Schiff den Pfad sie weist!
Doch weh! Ein müder Wanderschwarm umkreist
Zu seinem Fluch die nächt'ge Freiheitssonne. —
Die Vögel sind auf ihrer Herbstesflucht,
Vom rauhen Norden nach umsonnter Bucht,
Nach neuem Lenz und neuer Blütenwonne.

Zielsicher ziehn die Scharen durch die Nacht. —
Da glüht es auf, als ob der Tag erwacht,
Grellflammend über sturmbewegten Wellen.
Am Flügelrauschen, das den Zug belebt,
Hört man's, wie froh er nach der Leuchte strebt,
Um glanzgeblendet, elend zu zerschellen.

Weil still der Tod die frohen Schwingen brach,
Ziehn andre Scharen schnell den ersten nach. —
Mit hellem Zwitschern geht es ins Verderben.
Nur Vögel sind's. — Und doch, es ist der Tod,
Ein Augenblick voll schwerer, wilder Not,
Ein schnelles, grauses, tausendfaches Sterben.

Mit toten Vögeln ist der Grund bedeckt,
Wenn Glockenton den jungen Tag erweckt.
Man liest sie auf, die armen bunten Leichen,
Man lacht der Thoren, die so leicht geglaubt. —
Die schöne Freiheit aber hebt ihr Haupt
Im Sonnenglanze, herrlich ohnegleichen.

Ach, ihrer Hoffnung Fackel, licht und hehr,
Glüht fort und fort. — Hell flammt sie übers Meer,
Und wirft ihr Leuchten auf der Armut Bahnen.
Nach Westen! tönt's in tiefer Sorge Nacht.
Die Freiheit ruft! Der goldne Tag erwacht!
Hoch wehn des freien Landes Sternenfahnen!

Ein Fieber faßt des armen Mannes Blut.
Er läßt sein Lieb, sein Kind, sein karges Gut,
Sein Thal, sein Dorf und seines Handwerks Segen.

Und andre ziehn, das blasse Weib am Arm;
Und mehr und mehr: — Ein Wandervogelschwarm,
Geht's übers Meer, dem falschen Licht entgegen!

Ob auch vorm Abschied leis die Reue naht —
Nein! Fort! — So sahst du sie, mein Freiligrath,
Und konntest deinen treuen Blick nicht wenden!
O herrlich, wenn, vom Morgenlicht umgleißt,
Der Freiheit Standbild sie willkommen heißt,
Wenn ihrer Meerfahrt Hoffensstunden enden!

Doch dann? — O Gott, ist das der Freiheit Licht?
Kein Glück und Stern! Der Hoffnung Stab zerbricht;
Der Weg ist hart, und furchtbar ist das Ringen.
Nicht dichter als daheim wächst hier das Brot,
Doch bittrer ist im fremden Land die Not; —
Wie viele flattern mit gebrochnen Schwingen!

Schwer lähmt das Heimweh noch den Flügelschlag;
Verzagter, müder macht sie jeder Tag,
Und jeder Tag um eine Hoffnung ärmer.
Und dann, zum Schluß — da liegen sie zerschellt,
Geblendet vom Geleucht der Neuen Welt,
Die heimatmüden, wanderfrohen Schwärmer.

Und immer weiter flammt der goldne Trug,
Und neue Schwärme kommen, Flug auf Flug.
Wer fragt, wie mancher in der Nacht zerschelle?
Wie mancher Thor, der allzu leicht geglaubt? —
Die schöne Freiheit hebt das stolze Haupt
Gigantisch an des neuen Landes Schwelle!

Frida Schanz.



Das Neue Palais bei Potsdam, der Sommersitz des deutschen Kronprinzen.

Von Bernhard Rogge.

Mit an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen von Anton Lewy.

Aus Anlaß des hundertjährigen Gedächtnisses des Todes Friedrichs des Großen haben wir seiner Zeit unsere Leser nach Sanssouci geführt und ihnen in Bild und Schrift diesen von dem großen Könige geschaffenen Fürstensitz mit seinen nächsten Umgebungen zu schildern versucht. Absichtlich beschränkten wir uns damals auf denjenigen Teil der königlichen Schöpfung, welcher mit dem eigentlichen Sanssoucischloß in der unmittelbarsten Verbindung steht, indem wir die Erweiterungen, welche dieselbe nach Westen durch das Neue Palais und dessen Umgebungen, nach Süden durch das von König Friedrich Wilhelm IV als Kronprinz erbaute Schlößchen Charlottenhof, nach Südosten durch die Friedenskirche mit dem Marlygarten, nach Norden durch den Prachtbau des Orangeriehauses mit dem Raffaelsaal erfahren hat, einer späteren Darstellung vorbehielten. Die hervorragendste Stelle unter allen diesen im Laufe der Zeit um das schlichte Weinbergschlößchen von Sanssouci her entstandenen Anlagen nimmt das Neue Palais ein, zumal seitdem dasselbe als der regelmäßige Sommeraufenthalt des Kronprinzen und seiner Familie, abgesehen von den Erinnerungen aus den Tagen Friedrichs des Großen, auch für die Gegenwart eine neue Bedeutung gewonnen hat. Überdies ist dasselbe unter allen königlichen Palästen des preußischen Herrscherhauses, mit Ausnahme des Königsschlosses zu Berlin, das größte und prächtigste; schon in seiner äußeren Erscheinung gewissermaßen ein Abbild der durch Friedrich des Großen Siege zu neuer und erweiterter weltgeschichtlicher Bedeutung erhobenen preußischen Monarchie.

Mit dem Gedanken, in der Nähe seines Weinbergschlosses, das nur für die persönlichen Bedürfnisse des Königs berechnet und eingerichtet war, ein größeres und geräumigeres Palais zu erbauen, hat sich Friedrich der Große schon unmittelbar nach der Vollendung Sanssoucis beschäftigt. Fehlte es doch dort an allen Räumen für Festlichkeiten von größerer fürstlicher Entfaltung und an der Gelegenheit zur würdigen Aufnahme fürstlicher Gäste. Schon im Jahre 1755 äußerte der König die Absicht, allen diesen Bedürfnissen durch die Erbauung eines größeren und geräumigeren Schlosses abzuhelfen, und er beauftragte seinen Baumeister Büring mit der Ausarbeitung eines Entwurfes in holländischem Geschmack, für welchen der König auf einer inkognito von Wesel aus nach Holland unternommenen Reise eine besondere Vorliebe gewonnen hatte. Probeweise wurde der holländische Stil bei einer Anzahl von Häusern angewendet, die der König damals am Kanal in Potsdam erbauen ließ. Dieselben sind noch heute zwischen der Hohenweg- und Kaiserstraße vorhanden und stellen sich auf den ersten Blick als Modelle für das Neue Palais dar. Weniger entschieden war der König in betreff der Wahl des für den in Aussicht genommenen Prachtbau geeigneten Platzes. Er schwankte längere Zeit zwischen verschiedenen dafür in Vorschlag gebrachten Örtlichkeiten. Anfangs scheint man die Ufer des Heiligen Sees in Aussicht genommen zu haben, an denen der Nachfolger Friedrichs des Großen das Marmorpalais erbaut hat; auch der sogenannte Kiewitt, in der Gegend, wo jetzt die Eisenbahn über zwei Havelbrücken führt, schien sich durch seine Lage am Wasser besonders zu empfehlen; am längsten scheint sich der König mit dem Wunsche beschäftigt zu haben, das neue Schloß auf der Tornowinsel am Fuße des Brauhausberges erstehen zu lassen. Schließlich wurden alle diese Plätze verworfen, und die westlich von dem neugeschaffenen Park von Sanssouci gelegene Gegend ward zum Bauplatz bestimmt. Der siebenjährige Krieg hatte die Ausführung des Planes vertagt, ohne daß der König denselben jemals aufgegeben hätte. Kaum war er aus dem Feldzuge im Frühjahr 1763 heimgekehrt, als er persönlich in Sanssouci erschien, um unter seinen Augen den Platz für den Neubau abstecken zu lassen. Nach Anordnung des Königs sollte derselbe 900 Schritte von dem damaligen westlichen Ausgange des Parkes von Sanssouci liegen. Nachdem der Baugrund untersucht und für



Abb. 1: Die Hauptfassade.

geeignet befunden worden war, wurden sofort 200000 Thaler zur Ausführung des Baues angewiesen. Vielleicht hat der Umstand, daß der Bau so unmittelbar nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Angriff genommen wurde, zu der Sage Veranlassung gegeben, der König habe durch dieses großartige Unternehmen seinen Feinden den Beweis liefern wollen, daß seine Kassen durch den Krieg noch lange nicht erschöpft wären. Es steht indessen fest, daß der Bau schon vor dem Kriege fest beschlossene Sache war. Anfangs wurde er so rasch gefördert, daß, nachdem am 20. Juni 1763 der Grundstein gelegt worden war, der für den König bestimmte südliche Flügel noch vor Ende des Jahres unter Dach gebracht werden konnte. Später verursachte das Ausbleiben der Baumaterialien, die zum größten Teil aus Pirnaischen Sandsteinbrüchen bezogen wurden, mehrfache Stockungen, so daß der gewaltige Bau erst im Jahre 1769 im Äußeren fertig gestellt war, während die Vollendung des inneren Ausbaues und die Ausschmückung noch mehrere Jahre in Anspruch nahm. Immerhin konnte Friedrich der Große schon im Frühjahr 1768 in seinem neuen Schlosse Tafel halten, und nachdem er am 20. Juni des genannten Jahres zum erstenmal in demselben geschlafen hatte, konnte ihm dasselbe schon den ganzen Sommer hindurch zum Aufenthalte dienen. Seitdem hat er bis an sein Lebensende das Neue Palais viel häufiger und länger als Sanssouci benutzt. Dasselbe gewährte ihm größere Bequemlichkeit und gestattete ihm, seine Gäste fürstlicher zu beherbergen. Erst in den letzten Lebensjahren des großen Königs hat ihn die Krankheit wieder an sein geliebtes Sanssouci gefesselt und dasselbe zur Stätte seines Todes werden lassen. Der König selbst nannte die neue Residenz stets: „Das Neue Schloß“ oder „Mon Palais de Sanssouci,“ zum Unterschiede von „Ma Vigne de Sanssouci.“ Erst später ist die Bezeichnung „Neues Palais“ die allgemein übliche geworden.

Der majestätische Bau erhebt sich in einer gesamten Ausbreitung von 680 Fuß auf einer 12 Fuß breiten ringsumlaufenden Sandsteinterrasse, zu welcher auf beiden Seiten des Mittelbaues sowie im Innern der Höfe breite steinerne Treppen hinauf führen. Die Hauptfassade (Abb. 1) mit ihren hohen korinthischen Pilastern und einem von einer mächtigen Kuppel überragten Mittelrisalite ist nach dem Parke von Sanssouci gerichtet, während nach Westen zwei Seitenflügel den weiten Schloßhof umschließen. Der Mittelbau ebenso wie die Seitenflügel erreichen eine Höhe von 64 Fuß und enthalten je drei Geschosse. An jeden der Seitenflügel schließt sich in gleicher Linie mit der Hauptfassade ein Eckpavillon à la Trianon an (Abb. 3), deren jeder von einer kleinen Kuppel gekrönt wird. Die große kupferbedachte Kuppel über dem Mittelbau hat bis zu ihrer Spitze eine Höhe von 176 Fuß; den Aufsatz derselben bilden drei Grazien, welche mit erhobenen Armen die Königskrone tragen. Der Volksmund behauptet, der König habe in diesen Figuren seine drei Feindinnen, die Kaiserin Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Marquise de Pompadour verewigen wollen, weil sie wider ihren Willen dazu beitragen mußten, den Glanz seiner Krone zu erhöhen. Die gleichfalls mit Kupfer gedeckten Kuppeln der Pavillons tragen auf ihrer Spitze den königlichen Adler. Rund um das Dachgesims des Hauptgebäudes und der Flügel, sowie der beiden Pavillons laufen Balustraden, die mit 162 Figuren von Sandstein in 90 Gruppen geschmückt sind. Ebenso sind auf dem Podeste vor den korinthischen Pilastern 186 Figuren aufgestellt. Beim ersten Anblicke dieser zahlreichen Bildwerke kann es den Anschein gewinnen, als ob dieselben planlos nebeneinander gruppiert wären; dem aufmerksamen Beobachter aber wird es nicht entgehen, daß denselben ein leitender Gedanke zu Grunde liegt. So ist in den Statuen der östlichen, nach dem Parke zu gelegenen Fassade der Perseus-Mythus nach Ovid zur Darstellung gebracht, während an den Pfeilern des Erdgeschosses die alte Heroenwelt versinnbildlicht ist. Wir sehen Herkules den Prometheus befreien, Jason mit Medea das goldene Vlies rauben, Ulysses droht der ihm den Zaubertrank anbietenden Kirke mit dem Schwerte. In einer anderen Gruppe entführen Ulysses und Diomedes das Palladium, Thetis reicht dem Achill Schild und Schwert, und Ariadne übergibt dem Theseus den Knäuel, der ihn durch das Labyrinth geleiten soll. Am Hauptgesims des vorspringenden Mittelrisalits sind geflügelte Ruhmesgenien mit Trompeten angebracht, die einen goldgekrönten Schild tragen, auf welchem der Adler zur Sonne

fliegt, mit dem altpreußischen Wahlspruche: „Nec soli cedit!“ Mit einem ebensolchen Schilde ist der Mitteleingang der Westseite geziert. Vor den Pilastern des vom Könige bewohnten südlichen Seitenpavillons finden wir: Agamemnon, eine Nymphe mit Lorbeer, eine andere mit Rosen im Schoße, eine dritte, die nachsinnend einen Brief in der Hand hält, eine Muse mit der Flöte; Bellona, Pomona, Daphne, Minerva lösen sich in buntem Wechsel ab. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der König selbst den Grundgedanken für diesen bildnerischen Schmuck seines Schlosses angegeben hat; nur ist leider bei der Eile, mit welcher die Figuren zum Teil angefertigt werden mußten, nicht genügende Sorgfalt auf die Ausarbeitung aller verwendet worden, so daß manche derselben abschreckende Mißgestalten geworden sind. Immerhin aber ist diese Ausschmückung des Palais ein getreues, in Stein gehauenes Sinnbild des Fridericianischen Geschmackes und trägt in hohem Maße zur Belebung des mächtigen Baues bei.

Nach der ursprünglichen Absicht des Königs sollten sich, ähnlich wie in Sanssouci, an die Rückflügel des Schlosses nach Westen Kolonnaden anschließen. Dieser Plan wurde später dahin umgeändert, daß man dieselben 300 Fuß vom Schlosse entfernt zurück rückte und an ihren beiden Endflügeln zwei mächtige Nebengebäude aufführte, die unter dem Namen der „Communs“ (Abb. 2) bekannt sind. Dieselben waren ursprünglich zu Wirtschaftsräumen für die königliche Küche, zu Silberkammern, zu Wohnungen für die Bediensteten des königlichen Hofhaltes sowie für das Gefolge fürstlicher Gäste bestimmt, bis sie unter König Friedrich Wilhelm III zum Kasernement für das von diesem gestiftete Lehr-Infanterie-Bataillon eine neue Verwendung fanden. Nur die Küche ist noch heute in dem nach Süden belegenen Flügel der Communs, an welchen auch die königlichen Stallgebäude und Remisen sich anschließen, und die Speisen für die Königliche Tafel mußten jedesmal über den Hof getragen werden.

Auch die Communs sind dem Palais entsprechend mit korinthischen Pilastern und auf den Balustraden mit Sandsteinfiguren geschmückt. Die beiden Nebengebäude der Communs erheben sich auf mächtigen Unterbauten, welche große Säulenhallen tragen, zu denen doppelte steinerne Freitreppen hinauf führen, die mit gemeinsamem Aufgange gleichmäßig beginnen, dann oben getrennt in elliptischen Bogen sich fortsetzen. Über der Mitte der Dächer erheben sich barocke Kuppeln, die auf ihrer Spitze mit vergoldeten, palmenschwingenden Friedensgöttinnen geschmückt wurden. Die beiden Communs sind durch eine halbrunde Kolonnade von 44 gekoppelten korinthischen Säulen verbunden; dem Mitteleingange des Schlosses gegenüber ist dieselbe von einem zur Durchfahrt dienenden, ebenfalls von korinthischen Säulen getragenen Triumphbogen unterbrochen, über dem sich wiederum ein kuppelförmiges Dach wölbt. Auch die Balustrade der Kolonnade ist mit Statuen reich geschmückt.

Die Kolonnaden sind an ihren beiden Eingängen mit je einem kleineren Pavillon mit jonischer Säulenstellung versehen; leider ist ihre Bedachung in wenig geschmackvoller Weise mit Obelisken belastet, die den Gesamteindruck der sonst in so edlem Stile ausgeführten Kolonnaden wesentlich beeinträchtigen. Der zwischen den Communs und dem Palais belegene Platz führt den, vielen unverständlichen Namen der „Mopke.“ Der Kronprinz macht sich ein besonderes Vergnügen daraus, seine Gäste nach der Bedeutung dieses Namens zu fragen, über welchen dann die wenigsten Auskunft zu geben wissen. Die Enden der beiden Hauptflügel des Schlosses sind nach diesem Platze zu durch ein eisernes, ursprünglich reich vergoldetes Gitter verbunden, welches den Schloßhof, Sandhof genannt, von der „Mopke“ abschließt. Den Zugang zu dem ersteren bildet ein Gitterthor mit zwei steinernen Schilderhäusern. Das Gitter ist durch 22 steinerne Hermenpfeiler mit Laternen durchbrochen. Dasselbe setzt sich dann nördlich wie südlich von den Schloßflügeln weiter fort, um die Westseite des Gartens abzuschließen. — Das Innere des Schlosses, das wir nun von dem erwähnten Sandhofe aus, von welchem eine breite steinerne Treppe zu dem mittleren Eingange hinaufführt, betreten, enthält 200 fast durchgehend mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gemächer, von denen wir hier nur die bemerkenswertesten hervorheben können. Drei Glasthüren führen in einen großen Vorsaal, dessen Wände und Fußboden mit grauem schlesischen Marmor bekleidet sind. Die mit Gold reich verzierte Decke ist mit einem Gemälde von Frisch, „Apoll und die Musen,“ geschmückt. In der Mitte des



Abb. 2: Die Communs gegenüber dem Neuen Palais.

Vorsaales steht eine mächtige Porzellanvase, ein Geschenk Kaiser Nikolaus' I an Friedrich Wilhelm III. Aus dem Vorsaale gelangt man in den den ganzen östlichen Mittelbau ausfüllenden großen Muschel- oder Grottensaal, auf dessen eigenartige Ausschmückung mit Muscheln, Metallstufen und edlen Steinen Friedrich der Große ganz besonderen Wert legte. Dennoch war ihm der von dem Hofgärtner Heydert, der auch bereits vor der Bildergalerie zu Sanssouci eine ähnliche Grotte errichtet hatte, vorgelegte Anschlag zu teuer, und er schrieb auf denselben: „ein vir allemal 6000 Thaler." Da Heydert erklärte, für diese Summe nichts Ordentliches liefern zu können, so wurde die Arbeit an zwei Bildhauer vergeben, die sich erboten, den Saal für den genannten Preis nach des Königs Wunsch herzustellen. Leider sind infolgedessen meist nur minder wertvolle Muschelschalen, Drusen und Erzstufen zur Verwendung gekommen. Das beste mußten Gipsarbeiten mit Spießglanz thun. Mit der Einrichtung dieses Muschelsaales brachte Friedrich der Große einen früher schon gehegten Plan in veränderter Gestalt zur Ausführung. Schon im Jahre 1750 hatte er an dem westlichen Ausgange des Parkes von Sanssouci, dem sogenannten Rehgarten, die Anlage einer geheimnisvollen Grotte beabsichtigt, und es waren für dieselbe bereits die Fundamente ausgemauert, auch Erzstufen, Tropfstein, Basalt aus dem Harze beschafft worden. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges ließ aber den bereits begonnenen Bau nicht zur Vollendung kommen. Die Fundamente wurden wieder zugeschüttet, und das bereits beschaffte Gestein wurde nunmehr für den Grottensaal im Neuen Palais verwendet. Neuerdings sind auf Veranlassung des Kronprinzen die schadhaften Stellen des Saales ausgebessert und wertvollere Steine einge-

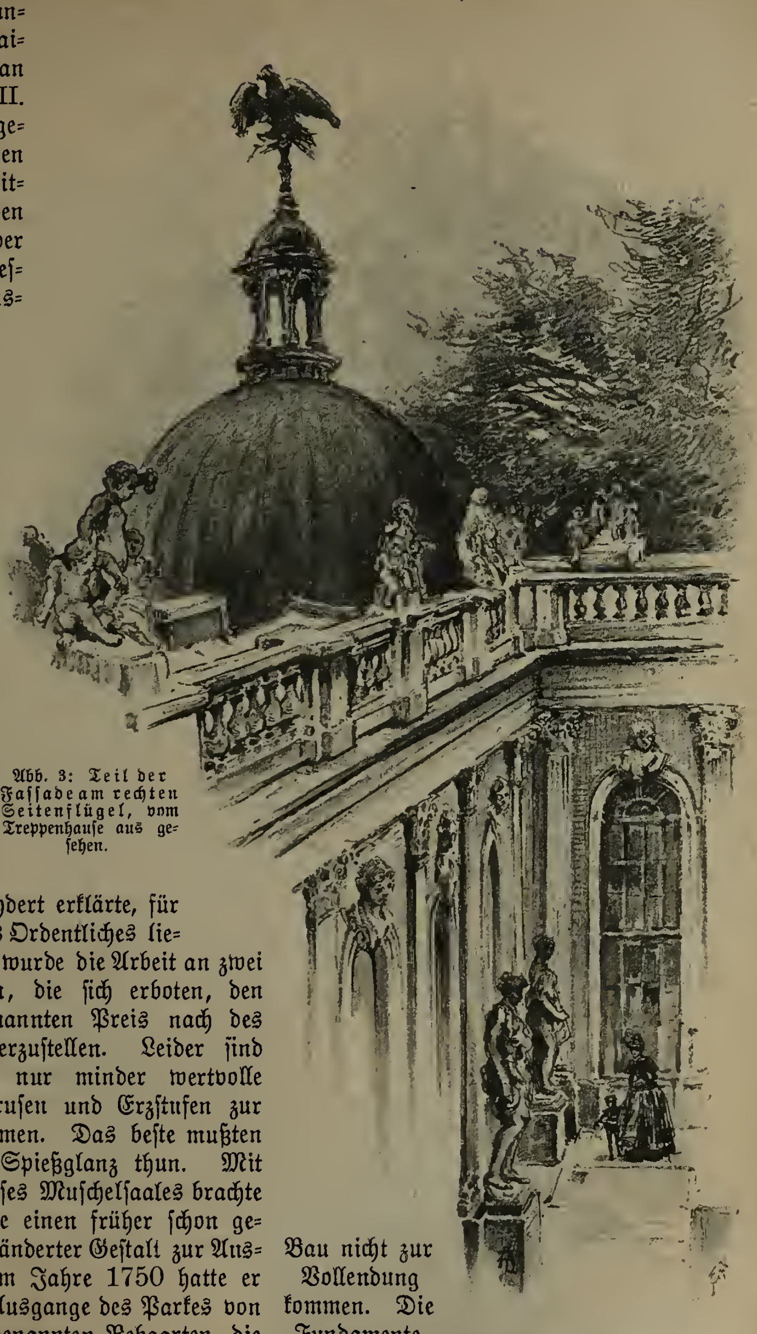


Abb. 3: Teil der Fassade am rechten Seitenflügel, vom Treppenhause aus gesehen.

setzt worden, die der jetzige Oberkastellan Morsch auf Befehl des Kronprinzen in London, Hamburg, Berlin und anderen Orten aufgekauft hat. Auch die schönen Deckengemälde des Saales von Rode, die im Mittelfelde Bacchus als Kind mit Genien spielend und zu beiden Seiten in allegorischen Figuren Luft und Wasser darstellen, sind bei dieser Gelegenheit erneuert worden.

Vom Muschelsaale nach Süden liegt die 110 Fuß lange Marmorgalerie, auch der Jaspissaal genannt. Derselbe ist eine Nachbildung der großen Spiegelgalerie des Versailler Schlosses, in welchem am 18. Januar 1871 die Kaiserproklamation stattgefunden hat. Den sechs nach Osten hinaus gehenden Fenstern gegenüber sind große Spiegelscheiben in die Wand eingelegt. Derselbe wird jetzt von den kronprinzlichen Herrschaften als Speisesaal bei größerer Tafel benutzt. Hier hat sowohl die Taufe des Kronprinzen selbst am 13. November 1831 stattgefunden, als auch die mehrerer seiner Kinder. So wurde hier die jüngste Prinzessin Margarethe in Gegenwart des jetzigen italienischen Königspaares getauft, und ebenso auch der älteste Urenkel des Kaisers, Prinz Wilhelm, am 11. Juli 1882. Die Galerie gewährt einen prächtigen Ausblick auf das vor dem Schlosse gelegene Rundell und in den dahinter liegenden Park von Sanssouci. An der von welliger Vergoldung strotzenden Decke befinden sich allegorische Darstellungen der Tageszeiten, Morgen, Mittag und Nacht, von Rode gemalt.

Nur wenige Zimmer trennen den Marmorsaal von den in dem südlichen Pavillon gelegenen Räumen, welche Friedrich der Große bewohnt hat, und welche zuerst von allen Teilen des Schlosses fertiggestellt wurden. Das erste der vom Könige persönlich benutzten Gemächer war ein dreifenstriges, nach der Gartenterrasse zu gelegenes Konzertzimmer (Abb. 4 u. 9). Noch heute befindet sich in demselben ein Flügel ältester Konstruktion von Silbermann und ein schildkrötenes, mit Perlmutter ausgelegtes Notenpult von Kambly. Der von der Decke herabhängende Kronleuchter von Bergkristall mit einer außerordentlich schönen und großen Kugel wird als ein besonderes Kunstwerk gerühmt. Die goldenen Zieraten an den Wänden deuten auf die Bestimmung dieses Raumes hin.

Durch ein zweifenstriges Audienzzimmer, das mit Tapeten von Silberstoff mit blauen Blumen auf rosenrotem Grunde bekleidet ist, gelangt man in des Königs Schlafzimmer (Abb. 5 u. 6), das ebenfalls im reinsten Rokokostil gehalten und ganz außerordentlich reich verziert ist. Der dort noch befindliche Kaminschirm ist von der Markgräfin Sophie von Bayreuth persönlich in Gold gestickt. Auch hier hängt von der Decke ein prachtvoller Kronleuchter von Bergkristall herab. Die südöstliche Ecke des Pavillons nimmt das Schreibkabinett Friedrichs des Großen ein. Noch jetzt stehen in demselben auf einen Armstuhl gelehnt zwei kleine Gemälde, deren eines Kaiser Joseph II, das andere die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen darstellt; das letztere ist von dieser selbst gemalt und geschenkt. Aus dem Schreibzimmer tritt man in einen kleinen Speisesaal, neben demselben lag ein kleines niedrigeres Gemach, das Friedrich der Große als sein besonderes Arbeitszimmer benutzte; vielleicht war es sein Poetenstübchen, in das er sich zu einsamer Betrachtung zurückzog. In ihm werden mehrere Handschriften des großen Königs gezeigt und auch ein von ihm selbst entworfener Plan von Sanssouci. — Noch ist aus der Zimmerreihe des Königs die dreifenstrige, nach Westen zu gelegene Bibliothek zu erwähnen. Den Fenstern gegenüber stehen die mit Glasthüren versehenen und mit



Abb. 4: Aus dem Konzertzimmer Friedrichs des Großen.



Abb. 5: Schlafsalon Friedrichs des Großen.



Abb. 6: Aus dem Schlafsalon Friedrichs des Großen.

antiken Bildern geschmückten Bücherschränke, die meist französische Werke und französische Übersetzungen der alten Klassiker enthalten. Der reiche Gemäldeschmuck in den Gemächern Friedrichs des Großen rührt zum größten Teil von Meistern aus seiner Zeit her. Namentlich sind Watteau, Vanloo und Pesne unter den noch heute vorhandenen Bildern zahlreich vertreten. Von Gemälden älterer Meister ist besonders eine Anbetung der Hirten von Rubens hervorzuheben. Die Möbel sind durchweg im schönsten Rokokostil gehalten, meist wahre Kunstwerke. Ein Meisterstück unter denselben ist eine von Kambly gefertigte Schildpattkommode mit einer mit Gold und Silber eingelegten Platte von Lapis Lazuli. In dem ehemaligen Speisezimmer Friedrichs des Großen werden noch heute die Sessel gezeigt, auf welchen seine Windspiele umher lagen. Die Kamine und Gesimsbretter der Zimmer sind zum Teil mit sehr wertvollen Porzellanen geschmückt.

Die nach dem Hofe zu südlich vom Vorsale gelegenen Gemächer des Mittelbaues waren zur Wohnung des regierenden Herzogs von Braunschweig bestimmt. Im Erdgeschoß des südlichen Hauptflügels befanden sich die sogenannten Finkensteinschen Kammern und die Wohnung des Marquis d'Argens. In einem zu der letzteren gehörigen Bibliothekzimmer findet man zu seiner Überraschung eine Reihe von Kirchenvätern in schönen Bänden feierlich aufgestellt. Es sind aber nur hohle Einbände, ein scherzhaftes Geschenk des Königs an den Marquis, der sich mit den Kirchenvätern wenig befaßt haben mag.

In der nach dem Sandhofe zu gelegenen südwestlichen Ecke des Schlosses führt eine steinerne Treppe zu dem im oberen Geschosse befindlichen reizenden Theater (Abb. 7 u. 8), dessen Sitze in antiker Weise amphitheatralisch aufsteigen. Sechzehn vergoldete Karyatiden tragen die um den Saal herumlaufende Galerie. Von der mit einer großen goldenen Sonne geschmückten Decke hängen zwei reich vergoldete Kronleuchter herab. Das lange Zeit vernachlässigte Theater ist unter König Friedrich Wilhelm IV vollständig erneuert worden. Den barocken Sims der Bühne tragen an jeder Seite vier vergoldete Palmbäume; über dem Proszenium ist der von einem Adler überspannte Namenszug König Friedrichs angebracht. Der Zuschauerraum faßt einschließlich der Galerie 600 Personen.

Unter dem kunstliebenden Könige Friedrich Wilhelm IV ist die kleine Bühne dieses Theaters wiederholt zu Erstlingsaufführungen solcher Stücke benutzt worden, an deren Zustandekommen er persönlich den lebhaftesten Anteil nahm. So ist die „Antigone“ mit den von Felix Mendelssohn-Bartholdy auf wiederholte Anregung des Königs komponierten Chören am 6. November 1841 hier zum erstenmal in Gegenwart des Königs,

des gesamten Hofes und einer auserlesenen Gesellschaft eingeladener Gäste aufgeführt worden. Ebenso ist hier am 1. November 1845 der „Ödipus auf Kolonos" unter der persönlichen Leitung Mendelssohns zum erstenmal über die Bühne gegangen, und auch die erste Aufführung des von demselben Meister komponierten „Sommernachtstraumes" erfolgte an dieser der Kunst geweihten Stätte. Aber auch abgesehen von diesen geschichtlich denkwürdig gewordenen Vorstellungen wurden in früheren Jahren häufiger als jetzt mit den Festlichkeiten im Neuen Palais Theateraufführungen verbunden, bei welchen die hervorragendsten Mitglieder der Königlichen Bühne aus Berlin mitwirkten. Man wählte dazu besonders gern kleinere, dem Raum entsprechende Lustspiele und Balletts. Regelmäßig geschah dies bei dem alljährlichen Stiftungsfeste des Lehr-Infanteriebataillons, aber auch sonst bei der Anwesenheit hoher fürstlicher Gäste. Eine der letzten dieser Vorstellungen im Schauspielhause des Palais wurde dem Könige Viktor Emanuel von Italien zu Ehren gegeben. Von der Potsdamer Hofgesellschaft wurde die Einladung zu diesen Aufführungen jedesmal mit ganz besonderer Freude begrüßt. Es gab kaum eine erwünschtere Gelegenheit, den Hof in ungezwungenster Weise in unmittelbarer Nähe zu sehen, und wiederholt war hier auf engstem Raume ein ganzes Parkett von Königen und Fürsten vereinigt. — In der

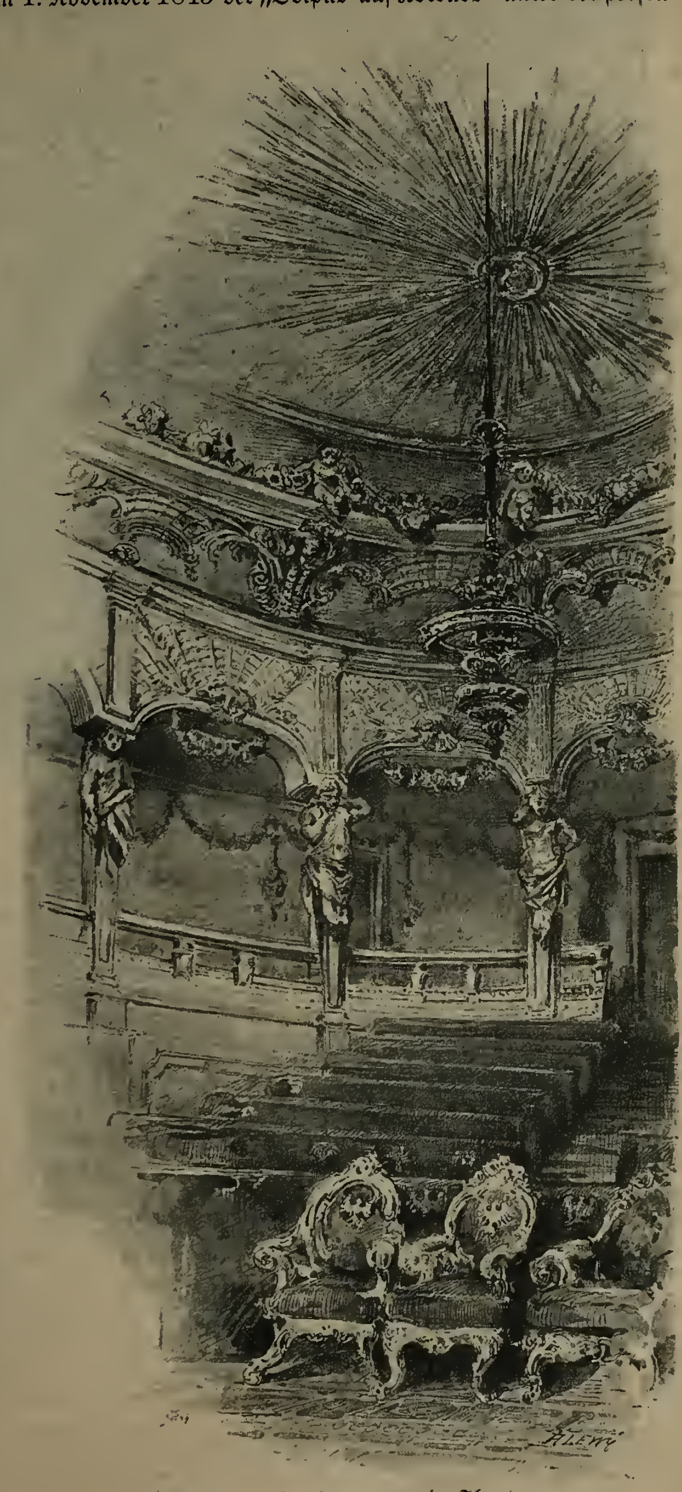


Abb. 7: Der Zuschauerraum im Theater.

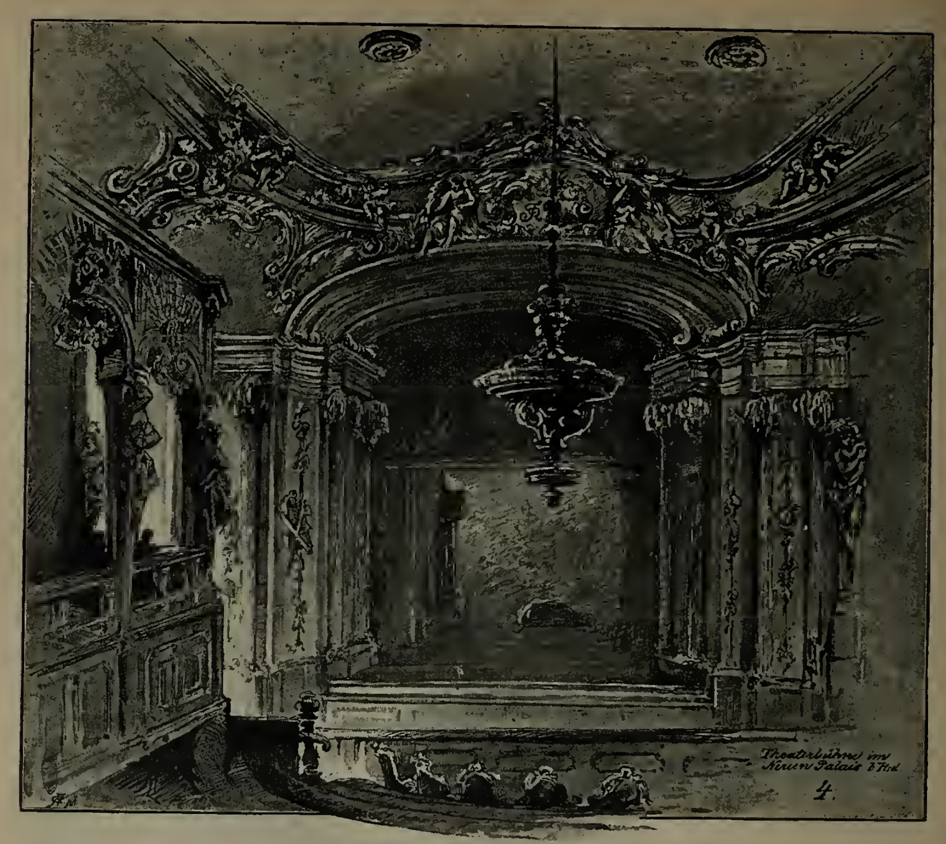


Abb. 8: Theaterbühne im Neuen Palais.

vom Mittelrisalite mit dem Grottensaale nördlich gelegenen Hälfte des Palais schließt sich an den letzteren zunächst eine Reihe von Prachtgemächern an, die zu größeren Festlichkeiten benutzt zu werden pflegen. Wir erwähnen unter denselben nur das an den Grottensaal unmittelbar anstoßende Tamerlan-Zimmer, das seinen Namen von einem großen, eine ganze Wand ausfüllenden Gemälde von Celesti führt, welches den Tatarenfürsten Tamerlan darstellt. Der von ihm in einer großen Schlacht besiegte türkische Sultan Bajazed wird in einem eisernen Käfig vor Tamerlan geführt. In demselben Saale befindet sich ein Paul Veronese, Herodias mit dem Haupte Johannes', sowie ein Bild von Constanzi, Rebekka am Brunnen, eine Dornenkrönung nach Tizian und ein heiliger Sebastian von van Dyck.

Das nächste, mit rotem Damast bekleidete Gemach ist wiederholt bei der Taufe der kronprinzlichen Kinder benutzt worden, soweit dieselbe nicht in der oben erwähnten Jaspisgalerie stattfand. Unvergeßlich werden namentlich allen Teilnehmern die beiden Tauffeste bleiben, die hier im Jahre 1866 und 1870 jedesmal unmittelbar vor der Abreise des hohen Taufvaters zum Feldzuge abgehalten wurden. Im Jahre 1866 war es die Prinzeß Viktoria, im Jahre 1870 die Prinzessin Sophie, die hier die heilige Taufe empfing, und jedesmal gestaltete sich die heilige Handlung zu einer ernsten Abschiedsfeier für den Kronprinzen selbst wie für den größten Teil der geladenen Gäste. Auch dieses Zimmer ist mit wertvollen Gemälden reich geschmückt; wir nennen unter denselben einen heiligen Sebastian in anderer Auffassung, gleichfalls von van Dyck, eine Magdalene von Schidone, Bilder von Guido Reni, Tizian und anderen Meistern.

Ein gleichfalls mit rotem Damast tapeziertes Zimmer, eine reich mit goldener Einfassung boissierte Konzertkammer, der Apollo-

saal genannt, und ein kleineres ovales Kabinett, das sogenannte Tassenkopfzimmer, bilden die weiteren im nördlichen Teile des Mittelbaues gelegenen, mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Gemächer. Im Rücken derselben befinden sich mit Fenstern nach Westen weitere Zimmer für hohe Gäste; dieselben werden jetzt vom Kaiser und der Kaiserin als Absteigequartier benutzt. Im Erdgeschosse des nördlichen Flügels befand sich die Wohnung für den Prinzen Heinrich und dessen Gemahlin. Die Mitte des oberen Stockwerkes nimmt der über dem Grottensaale gelegene große Marmorsaal ein, dessen dreißig Fuß hohe Decke in das dritte Geschoß hinein reicht. Die mit weißem und rotem schlesischen Marmor bekleideten Wände sind von zwanzig korinthischen Pilastern unterbrochen, auf welchen das reich vergoldete Hauptgesims ruht. Das Deckengemälde von Vanloo stellt die Versammlung der Götter dar, in welche Hebe den Ganymed einführt. Acht große kristallene Kronleuchter hängen von der Decke herab. Wie vor dem Grottensaale, so liegt auch vor diesem Prachtraume, der bei größeren Hoffestlichkeiten zum Speisesaale benutzt wird, ein großer Vorsaal mit dem Ausblick nach Westen. Die in demselben aufgehängten Schilder erinnern an das Fest der weißen Rose, von dem später noch die Rede sein wird. Auf der südlichen Seite des Mittelbaues schließt sich an den Marmorsaal eine große Galerie an von denselben Größenverhältnissen wie die darunter gelegene Jaspisgalerie. Die an dieselben sich anreihenden Gemächer waren zu Friedrichs des Großen Zeiten zur Wohnung des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II, bestimmt, während die rückwärts nach Westen zu gelegenen Zimmer von dessen Gemahlin bewohnt wurden. In diesen Räumen pflegen auch kleinere Tanzfestlichkeiten am kronprinzlichen Hofe abgehalten zu werden. Die von dem großen Mittelsaale nach Norden zu gelegenen Räume sowie das gesamte Obergeschoß des nördlichen Schloßflügels gehören jetzt zur Wohnung der kronprinzlichen Familie. Auf ein an den großen Marmorsaal angrenzendes Vorzimmer folgt mit der Aussicht nach dem Garten das Arbeitszimmer des Kronprinzen. Das erwähnte Vorzimmer ist mit einem Bilde des Kölner Doms geschmückt, außerdem befinden sich in demselben verschiedene Gemälde aus der Rubensschen Schule.

Das Arbeits- und Wohnzimmer des Kronprinzen (Abb. 10) ist mit herrlichen Rokokomöbeln, aus der Zeit Friedrichs des Großen stammend, versehen. Von hervorragender Schönheit ist eine Kommode mit reichen Intorsien und Bronzen. Auch der vom Kronprinzen benutzte Schreibtisch ist ein Kunstwerk aus Fridericianischer Zeit. Die an den Wänden befindlichen Gemälde sind meist Ahnenbilder aus der Zeit Friedrich Wilhelms I und Friedrichs des Großen. Die Bilder des erstgenannten Königs und seiner Gemahlin sind von Knobelsdorff gemalt, Friedrich der Große, dessen Bruder, Prinz Heinrich, und seine Schwestern von Pesne. Außerdem zieren verschiedene Menzels sowie Zeichnungen von Chodowiecki die Wände des Gemaches, von dessen reich vergoldeter Decke ein Kristallkronleuchter herabhängt. Zwischen den Fenstern und den Thüren sind in die Wand Schränke eingelegt, in denen der Kronprinz seine Handbibliothek aufbewahrt. Neben dem Arbeitszimmer des Kronprinzen liegt, ebenfalls mit der Aussicht nach dem Park, das der Kronprinzessin. Die Architektur des Zimmers ist mit Jagdemblemen



Abb. 9: Spiegelfüllung im Konzertzimmer Friedrichs des Großen.



Abb. 10: Arbeitszimmer des Kronprinzen (zur Zeit von dessen Abwesenheit).



Abb. 11: Salon der Kronprinzessin.

reich vergoldet. Die in Silber durchwirkte Tapete stammt aus der Zeit Friedrichs des Großen. Die Decke ist mit herrlicher Stuckarbeit versehen und mit Früchten und Blumen, wahrscheinlich von Sartori, bemalt. Gobelinbilder zieren die Wände, und auch die Möbel sind mit Gobelins bezogen. Der an das Arbeitszimmer anstoßende Salon der Frau Kronprinzessin (Abb. 11) ist an Wänden und Decke mit reich versilberten Zieraten versehen.

Auch hier bildet ein besonders hervorragendes Stück der Einrichtung eine herrliche Kommode von Schildpatt, mit Einlagen von Perlmutter und Silber. Der in dem Salon befindliche Kamin mit darüber hängendem Spiegel ist ein Meisterwerk des Rokokostiles. Das Schlafzimmer der Herrschaften liegt nach dem Hofe hinaus und hat auf jeder Seite ein Toilettenzimmer. Das der Frau Kronprinzessin dienende ist mit Ölgemälden englischer Könige und deren Gemahlinnen geschmückt, während in dem des Kronprinzen die ebenfalls in Öl gemalten Bildnisse König Friedrichs I, König Friedrichs II, seines Bruders August Wilhelm, des Prinzen von Preußen und des Prinzen Ferdinand, die letzteren drei von Pesne, hängen. Im nördlichen Flügel des oberen Stockwerkes schließen sich an die Gemächer des kronprinzlichen Paares die Zimmer der Prinzessinnen Sophie und Margarete an, während Prinzessin Viktoria ihre Wohnung in dem dritten Stockwerk hat, dessen Fenster sogenannte Ochsenaugen bilden. Dieselben liegen nach der Gartenseite hinaus. Hier befindet sich auch ein großer Saal, in welchem der Kronprinz sämtliche Geweihe der von ihm erlegten Hirsche, Schaufler, Gemsen, Büffel und sonstige Jagdtrophäen aufbewahrt. Außerdem benutzen die kronprinzlichen Herrschaften die nördlich der Muschelgrotte im Erdgeschosse nach der Gartenseite hinaus gelegenen Räume, wo sich auch ihr tägliches Familienspeisezimmer befindet.

Nach dem Tode des großen Königs stand das Neue Palais viele Jahre hindurch fast völlig verödet und verwaist, vielfach auch verfallen da. König Friedrich Wilhelm II, der im Anfange seiner Regierung noch Sanssouci als Sommeraufenthalt benutzt hatte, verweilte später mit besonderer Vorliebe in dem von ihm erbauten Marmorpalais am Heiligen See, während Friedrich Wilhelm III die stille Abgelegenheit der Pfaueninsel und das einfachere, bescheidenere dort erbaute Schlößchen den weiten Prachträumen des Neuen Palais vorzog, die viel mehr auf die Entfaltung königlichen Glanzes angelegt waren. Nur bei besonders hohem fürstlichen Besuch öffneten sich vorübergehend die sonst so einsam daliegenden Räume. So haben verschiedentlich Kaiser Alexander und der spätere Kaiser Nikolaus als Großfürst, wenn sie während des Sommers als Gäste am preußischen Hofe begrüßt wurden, dort gewohnt. Ein regeres Leben herrschte in der Umgebung des Schlosses alljährlich während der Sommermonate, seitdem Friedrich Wilhelm III dem im Jahre 1820 gestifteten Lehr-Infanteriebataillone die dem Palais gegenüber liegenden Kommuns zum Kasernement überwiesen hatte. Das Stiftungsfest dieses Bataillons wird heute noch alljärlich am Neuen Palais begangen. Dasselbe beginnt mit einem Feldgottesdienst, welcher unter den Bäumen vor dem südlichen Eckpavillon abgehalten wird. Auf den Vorbeimarsch des Bataillons vor dem obersten Kriegsherrn folgt dann die Speisung der Mannschaften an langen Tafeln, die unter den Kolonnaden der Kommuns aufgestellt sind. Den Hauptbestandteil der Mahlzeit bildet Sauerbraten mit Reisbrei und Backpflaumen, wozu jedem Soldaten ein in Berlin unter dem Namen „Schrippe" bekanntes Gebäck geliefert wird. Daher führt das Fest im Volksmunde den Namen des „Schrippenfestes." Der Kaiser und die gesamte königliche Familie wohnen mit einem glänzenden Gefolge der Speisung bei und verschmähen es niemals, sich selbst von dem Offizierkorps des Bataillons mit dem historischen Sauerbraten bewirten zu lassen. Wie König Friedrich Wilhelm III, der Stifter des Bataillons, so haben auch dessen Nachfolger stets den allergrößten Wert darauf gelegt, in dem Lehr-Infanteriebataillon, zu welchem die Truppenteile der ganzen Armee, mit Ausnahme des Gardekorps, Offiziere und Mannschaften stellen, eine Vertretung der ganzen Armee um sich versammelt zu sehen und mit ihm in unmittelbare persönliche Beziehung zu treten. Auch die außerpreußischen Kontingente, mit Ausnahme des bayrischen, sind gegenwärtig in dem Lehr-Infanteriebataillon vertreten. Die von den Mannschaften des Bataillons mit Guirlanden, Fahnen und

Wappenschildern reich geschmückten Fassaden der Kommuns und ihrer Kolonnaden gewähren bei diesem Anlaß immer einen besonders malerischen Anblick. In früheren Jahren waren mit dem Feste am Nachmittage auch allerhand Volksbelustigungen verbunden, welche auf den hinter den Kommuns gelegenen Wiesen abgehalten wurden. Damals war das Schrippenfest ein sehr beliebtes Volksfest, das Tausende von Zuschauern aus Berlin und Potsdam herbeizog, und auch die höchsten Herrschaften selbst pflegten sich in zwangloser Weise unter der zahlreich herbeigeströmten Menge zu bewegen. Neuerdings trägt das Fest am Neuen Palais einen ausschließlich militärischen Charakter, und die Tanzvergnügungen für die Mannschaften sind in die benachbarten Ortschaften verlegt worden.

Bei den Festlichkeiten, die aus Anlaß der Vermählung des jetzigen Kaisers, des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Augusta von Weimar in Berlin und Potsdam stattfanden, war auch das Neue Palais der Schauplatz eines großartigen Festes, das noch heute in der Erinnerung der älteren Generation fortlebt. Zu Ehren der damals anwesenden Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland wurde auf Veranlassung des Kronprinzen hier ein Turnier veranstaltet, in welchem die Romantik des Mittelalters wieder auflebte. Nach der Lieblingsblume der Kaiserin, der weißen Rose, die für sie eine ähnliche Bedeutung hatte, wie die deutsche Kornblume für ihre früh vollendete Mutter, und im Andenken an diese für den Kaiser, wurde das Turnier als das Fest der weißen Rose bezeichnet. Der zwischen dem Palais und den Kommuns gelegene Schloßhof war zum Turnierplatz umgewandelt. Den Mittelpunkt der rings um denselben herlaufenden, festlich geschmückten Tribünen bildeten die für den königlichen Hof bestimmten Plätze, und auf denselben die in Weiß gekleidete Königin des Festes. Die Prinzen des königlichen Hauses, an ihrer Spitze der Kronprinz, nahten sich unter Vorantragung ihrer Banner in der ritterlichen Tracht des Mittelalters, in glänzenden Rüstungen aus dem inneren Schloßhofe herausreitend, unter schmetternden Fanfaren der Kaiserin, und ein voranreitender Herold berichtete, wie diese Ritter durch ein Wunder hierher zusammen geführt worden seien. Jedem sei eine Rose, weiß wie der Urquell des Lichtes, erschienen und habe ihn mit zauberischer Macht hergezogen, ihm keine Ruhe lassend, bis er das Haus erreicht, wo das Geheimnis der Rose zu finden sei. Hier dieses Schloß berge es, und das Auge der Kaiserin sei der geheimnisvolle Zauber, der sie alle herbeigeführt habe. Der Herold fuhr fort:

„Auge voll Liebe, voll Hoheit und Milde,
Du bist der Spiegel, der Zauber dein Blick,
Such' ich die Rose in lebendem Bilde,
Blick' ich auf dich nur, du Holde, zurück."

Hierauf erbot sich die Ritterschar zum Kampfe für die weiße Rose; aber die Kaiserin wehrte jeder ernsten und blutigen Fehde um ihretwillen, und gestattete nur in ritterlichem Spiele ihr Fest zu feiern. Dasselbe bestand in Lanzenstechen und Werfen nach Ringen, die aus weißen Rosen gebildet waren, nach aufgestellten Scheiben und Mohrenköpfen, aus denen, sobald sie getroffen wurden, ebenfalls weiße Rosen hervorsprangen. Nach Beendigung derselben teilte die Kaiserin die Preise aus. Auf das Turnier folgte dann eine Vorstellung lebender Bilder im Innern des Palais. Bei dem sich anschließenden Bankett im Muschelsaale sangen Minnesänger in mittelalterlicher Tracht ritterliche Balladen, und den Schluß bildeten ebenfalls in dem Kostüm des Mittelalters aufgeführte Tänze. Es war ein letzter heiterer Blick, den die Romantik bei diesem Feste in die damals von Wolken schon vielfach umdüsterte Gegenwart hineinwarf.

Zu einem längeren Aufenthalte wurde das Neue Palais zum erstenmal wieder im Sommer 1831 von seiten des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, des jetzigen Kaiserpaares, benutzt, als die in jenem Jahre herrschende Cholera nach den Anschauungen der damaligen Zeit eine Absperrung der königlichen Hofhaltungen von allem Verkehr mit der Außenwelt nötig machte. Der damalige Kronprinz residierte gleichzeitig im Weinbergschlosse von Sanssouci. Der Park war durch eine ringsum aufgestellte Postenkette aufs ängstlichste abgeschlossen, und niemand durfte dieselbe überschreiten, ohne einer vorherigen Durchräucherung unterzogen worden zu sein. Die jugendliche Prinzessin Wilhelm sah in jener Zeit ihrer ersten Entbindung entgegen. Das prinzliche Paar bewohnte die zu Friedrichs des Großen Zeit dem Prinzen Heinrich und dessen Gemahlin vorbehaltenen Räume

im Parterregeschosse des nördlichen Schloßflügels. Dieselben sind auf dem, vom Theater aus aufgenommenen Bilde sichtbar.

Hier war es, wo am 18. Oktober 1831 der jetzige Kronprinz das Licht der Welt erblickte. Das Zimmer, in welchem er geboren wurde, liegt nach dem Sandhofe hinaus in der inneren Ecke, die durch den Vorsprung des Flügels gebildet wird. Auf unserm Bilde (Abb. 12) ist es das dritte Fenster in der Parterrereihe. Das Zimmer ist noch heute ebenso erhalten, wie es zur Zeit der Geburt des Kronprinzen war, was aus einem damals angefertigten Aquarellgemälde ersichtlich ist. Die Geburt des Prinzen wurde am königlichen Hofe und im ganzen Vaterlande mit um so größerer Freude begrüßt, da die Ehe des Kronprinzen kinderlos zu bleiben schien, und daher der dem Prinzen Wilhelm geschenkte Sohn als der künftige Thronerbe anzusehen war. In der am 13. November durch den Bischof Eylert vollzogenen Taufe erhielt derselbe die Namen Friedrich Wilhelm Karl Nikolaus. Zu der heiligen Handlung wurde zum erstenmal das seitdem bei allen Taufen in der königlichen Familie benutzte goldene Taufbecken in Gebrauch genommen, welches König Friedrich Wilhelm III nach Zeichnungen von Schinkel aus reinstem schlesischen Golde hatte herstellen lassen. Der königliche Hofgoldschmied Hossauer überbrachte es persönlich am Tauftage in das Neue Palais. Der Name des jetzigen Kronprinzen war der erste, der auf der rückwärtigen Seite der Taufschüssel eingraviert wurde. Vielleicht ist der Umstand, daß im Neuen Palais seine Wiege gestanden hatte, für den Kronprinzen und die Kronprinzessin mitbestimmend gewesen, bei der Wahl einer Sommerresidenz auf dieses Schloß ihr Augenmerk zu richten, dessen weite luftige Räume mit dem sich unmittelbar daranschließenden großen Parke überdies den Neigungen und Gewohnheiten der Kronprinzessin am meisten entsprachen. Nachdem das prinzliche Paar den ersten Sommer nach seiner Vermählung im Jahre 1858 in den für dasselbe eingerichteten Gemächern auf Babelsberg zugebracht hatte und im darauffolgenden Winter in seinem Berliner Palais ihm der erste Sohn geboren war, wurde im Jahre 1859 der nördliche Flügel des Neuen Palais zur Sommerresidenz für dasselbe hergestellt. Seitdem pflegen die kronprinzlichen Herrschaften von den ersten Tagen des beginnenden Frühlings bis weit in den Spätherbst hinein hier ihre Residenz zu nehmen. Erst in den letzten Jahren ist dieser Aufenthalt durch wiederholte Reisen ins Ausland verkürzt worden. Die freudigsten wie die schmerzlichsten Erinnerungen ihres so reich gesegneten, fast dreißigjährigen ehelichen und häuslichen Lebens knüpfen sich an das Neue Palais und dessen Umgebungen. Hier ist die Mehrzahl ihrer Kinder geboren worden. Außer dem Prinzen Wilhelm ist nur noch der den Eltern so frühe entrissene und so schmerzlich von ihnen betrauerte Prinz Waldemar in Berlin geboren. Die ländliche Abgeschiedenheit und Stille des Neuen Palais erwies sich ebenso für das leibliche Gedeihen wie für die Erziehung und geistige Entwickelung der heranwachsenden Kinder als besonders geeignet, und mehr als dies in Berlin möglich war, konnten die Eltern sich hier persönlich denselben widmen. Soweit es die Repräsentation des Hofes gestattete, war im Neuen Palais die Rücksicht auf die Kinder für die Einteilung des Tages und für die gesamte Hausordnung bestimmend. Wenn nicht Gäste geladen waren, nahmen die Eltern gemeinsam mit den Kindern die Mahlzeiten ein. Der Kronprinz liebte es, in den Morgenstunden in bequemer schottischer Tracht sich in der Umgebung des Schlosses zu ergehen oder, von seinen Söhnen begleitet, den Park von Sanssouci und die Felder des benachbarten, ihm vom Könige geschenkten Gutes Bornstedt zu durchreiten. Am Nachmittage sah man dann oft die gesamte kronprinzliche Familie in den verschlungenen, seitwärts gelegenen Wegen des Parkes spazieren gehen oder in einem ländlichen Wagen, der die ganze Familie umfaßte, Ausflüge in die weitere Umgebung unternehmen. Ein besonders beliebtes Ziel solcher Ausflüge war die Pfaueninsel, auf der wohl auch gelegentlich ländliche Feste veranstaltet wurden.

In der unmittelbaren Nähe des von der kronprinzlichen Familie bewohnten nördlichen Schloßflügels wurde für die heranwachsenden Kinder ein Spielplatz eingerichtet. Derselbe liegt hinter den geschorenen Hecken, die zu Friedrichs des Großen Zeiten ein kleines offenes Theater umschlossen, auf welchem nach dem Geschmacke der damaligen Zeit Schäferstücke aufgeführt wurden. Die Kulissen waren ebenfalls geschorene Buchen-

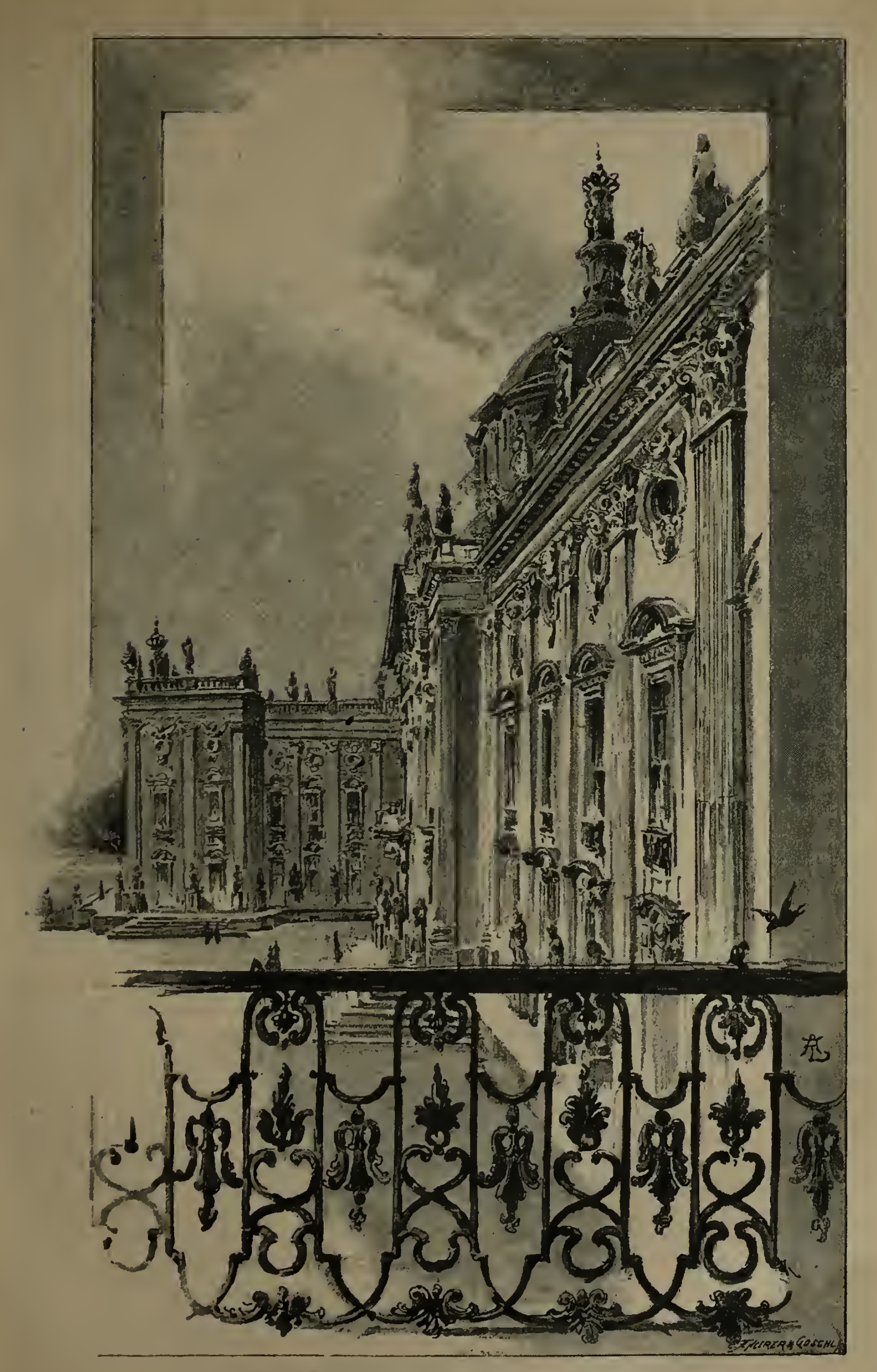


Abb. 12: Fassade vom Theater aus gesehen.

gebüsche. Durch die Wegräumung der letzteren ist ein weiter freier Platz entstanden, auf dem Turngeräte aller Art aufgestellt sind und dessen Mittelpunkt ein vollständig aufgetakeltes Schiff mit Masten, Raaen rc. bildet. Hier hat Prinz Heinrich, der künftige Admiral der deutschen Flotte, die ersten Vorübungen für seinen Beruf gemacht. In der Nähe des Spielplatzes waren den prinzlichen Kindern kleine Gärtchen zur eigenen Bepflanzung und Besorgung überwiesen. An den in den Sommer fallenden Geburtstagen der prinzlichen Kinder herrschte auf diesem Spielplatze ein besonders reges und fröhliches Leben. Namentlich wurde an dem in die beste Jahreszeit fallenden Geburtstage der Prinzessin Margarethe alljährlich ein großes Kinderfest gefeiert, zu welchem die Bornstedter Schuljugend und die Zöglinge der Wadczeck-Anstalt zu Berlin regelmäßig eingeladen wurden. An langen Tafeln wurden die Kinder mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Dann folgten allerhand fröhliche Spiele. Die Knaben kletterten an Stangen, um die oben hängenden Preise zu erlangen, oder vergnügten sich mit Sacklaufen, während die Mädchen Blindekuh, Topfschlagen und ähnliche Spiele trieben. Der Kronprinz und die Kronprinzessin ließen es sich nie nehmen, die Spiele der Kinder persönlich zu leiten und die Preise selbst auszuteilen.

Wie auf der nördlichen Seite des Schlosses durch die Einrichtung des Spielplatzes für die prinzlichen Kinder, so wurden auch in der sonstigen Umgebung des Palais auf Anregung der Kronprinzessin und unter ihrer kunstsinnigen Leitung die gärtnerischen Anlagen wesentlich verschönert. Die beengenden Hecken, die dem auf der nördlichen Seite errichteten Theater entsprechend auch nach Süden zu den Platz vor dem Schlosse begrenzten, wurden entfernt, und mit der Zeit ist eine freie weite Durchsicht nach der Fasanerie geschaffen worden. Vor der östlichen Terrasse des Schlosses hatte Friedrich der Große ein großes halbrundes Rasenparterre angelegt, das von geradlinigen mit Orangenbäumen besetzten Wegen strahlenförmig durchzogen war. Am äußeren Rande des Halbrunds hatte der König eine große Anzahl Statuen aufstellen lassen, die schon unter Friedrich Wilhelm IV mit besseren Bildwerken vertauscht worden sind. Als Kunstwerke ersten Ranges gelten unter denselben ein Heros als Bogenschütze, ein Apollo und Äskulap, sowie ein Antinous und eine Ceres. Die Rasenplätze haben Blumenbeeten Platz gemacht, die durch ihre mannigfaltige Pracht das Auge entzücken. Die Orangenbäume sind auf die Terrasse und zwischen die Statuen versetzt und dadurch ist der Ausblick auf den Prachtbau des Palais von der Hauptallee her gänzlich unbehindert geworden. Bei den glänzenden Gartenfesten, die oft zu Ehren hoher Gäste im Palais veranstaltet werden, ist dieses Blumenparterre, mit Tausenden von kleinen Lampions geschmückt, von zauberhafter Wirkung. Ein besonders großartiges Fest fand bei der Anwesenheit des Zollparlaments statt, dessen sämtliche Mitglieder die kronprinzlichen Herrschaften im Mai 1869 nach dem Neuen Palais entboten hatten. Auch bei Gelegenheit der Drei-Kaiser-Zusammenkunft im Jahre 1872, sowie bei der Anwesenheit des Schahs von Persien erstrahlte das Palais und seine Umgebung in märchenhaftem Glanze.

Seitwärts der großen Mittelallee, die durch den Park von Sanssouci führt, ließ Friedrich der Große zur Rechten den Freundschaftstempel zur Erinnerung an seine Lieblingsschwester Sophie Wilhelmine, die Markgräfin von Baireuth, und zur Linken, in einem kleinen Hain versteckt, den sogenannten Antikentempel errichten. Mit dem Gedanken, der geliebten Schwester in der Nähe von Sanssouci ein Denkmal zu errichten, hatte sich Friedrich der Große schon bald nach dem am 14. Oktober 1758, dem Unglückstage von Hochkirch, erfolgten Tode derselben beschäftigt.

Aber erst der Bau des Neuen Palais bot ihm die willkommene Gelegenheit, diesen Gedanken ausführen zu können. Auf einem Platze, den er von seinem Schreibzimmer aus überblicken konnte, ließ er das geplante Denkmal in Gestalt eines runden, nach vorn offenen Tempels mit korinthischer Säulenstellung ausführen. Die Säulen tragen eine mit Kupfer gedeckte Kuppel. In der Nische der statt mit Säulen mit Pilastern versehenen Rückwand befindet sich die marmorne Statue der Markgräfin in sitzender Stellung. Das Haupt auf ihre Linke stützend, hält sie in der Rechten ein Buch und unter dem Arme ein Hündchen. Ihre Füße sind nach antiker Art mit Sandalen bekleidet. Um das Bauwerk als Tempel der Freundschaft äußerlich

erkennbar zu machen, sind an den Säulen marmorne Medaillons berühmter Freundespaare des Altertums angebracht. Die Unterschriften unter den Medaillons nennen: Herkules und Philoktet, Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Nisus und Euryalus, Äneas und Achates. Ein ausgeschwungener Aufgang von sechs Stufen führt zu dem ganz aus karrarischem Marmor hergestellten Tempel hinauf, dessen Ausführung der König in sinniger Erinnerung an die Schwester ausschließlich Baireuther Künstlern und Baumeistern übertrug. Zu Friedrichs des Großen Zeiten war der Tempel dem Geschmacke der damaligen Zeit entsprechend ringsum von düsteren Hecken eingeschlossen, an deren Stelle Lenné verschlungene Wege treten ließ, die von Gebüsch, Rasen und Blumen eingefaßt waren. In der Nähe des Freundschaftstempels befindet sich jetzt ein Diskuswerfer, den Friedrich Wilhelm IV dort aufstellen ließ.

Mit wie sinniger Liebe Friedrich der Große selbst alle Einzelheiten dieses Bauwerkes bedacht und angeordnet hatte, beweist eine Stelle, die sich in einem seiner Briefe an Voltaire findet, in welcher es heißt: „Mag es Schwachheit oder übertriebene Verehrung sein, genug, ich habe für diese Schwester ausgeführt, worauf Cicero für seine Tullia dachte, und ihr zu Ehren einen Tempel der Freundschaft errichten lassen. Im Hintergrunde steht ihre Statue, und an jeder Säule ist ein Medaillon von einem solchen Helden befindlich, der sich durch Freundschaft berühmt gemacht hat. Der Tempel liegt in einem Boskette meines Gartens, und ich gehe oft dahin, um an den großen Verlust und an das Glück zu denken, das ich ehemals genoß."

In derselben Entfernung vom Schlosse liegt nördlich von der Hauptallee der oben erwähnte Antikentempel. Derselbe ist nach dem Muster der Rotunde zu Rom nach eigenhändigen Skizzen Friedrichs des Großen von Gontard erbaut worden. Die mit grauem schlesischen Marmor bekleidete Rotunde war zur Aufnahme von antiken Bildwerken bestimmt, während ein nach Süden zu gelegener Anbau für eine Sammlung antiker Münzen und Gemmen benutzt wurde. An den Wänden der Rotunde standen auf 51 Konsolen antike Marmorbüsten, während auf dem Fußboden auf Piedestalen von karrarischem Marmor zehn größere Statuen, die aus der Villa des Marins bei Frascati stammten, Platz fanden.

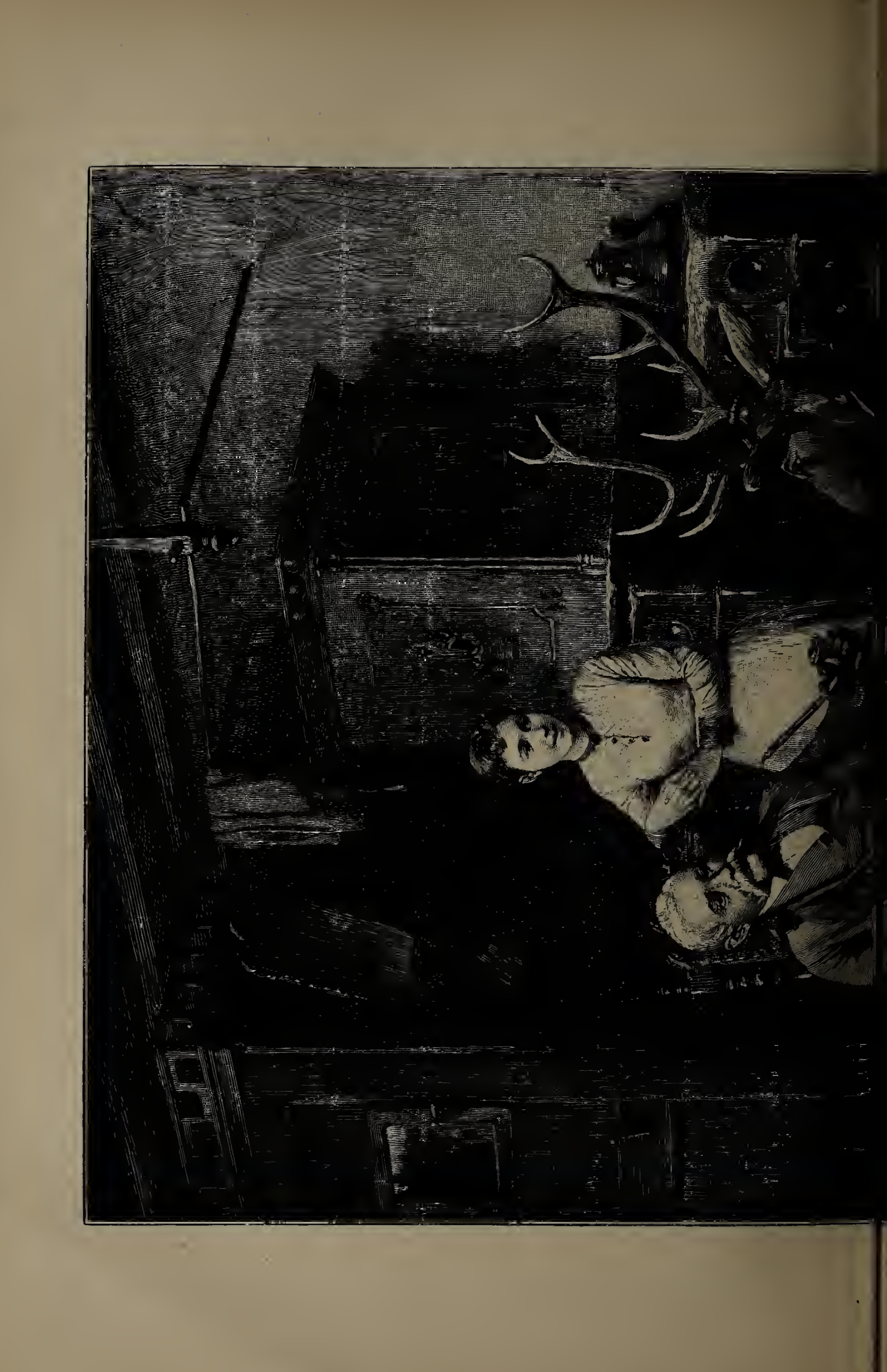
Friedrich der Große scheint den einsamen Gartensaal, den er erbauen ließ, um sich dem edlen Genusse antiker Kunstbetrachtung hinzugeben, selten genug besucht zu haben, denn schon im Jahre 1778 muß ihm berichtet werden, daß infolge der seltenen Öffnung desselben die geschalte Decke von der Feuchtigkeit gelitten habe. Noch mehr geriet der versteckt liegende Tempel nach dem Tode des Königs in Vergessenheit. Unter König Friedrich Wilhelm III wurden die Statuen des Antikentempels, soweit sie sich dafür eigneten, dem Berliner Museum überwiesen, nachdem die reiche, über 14000 Stück umfassende Sammlung von Gemmen, geschnittenen Steinen und Münzen schon früher mit dem Münzkabinett zu Berlin vereinigt worden war. Nur einzelne als minderwertig befundene Büsten blieben vereinsamt an den zum Teil kahl gewordenen Wänden zurück. Der seines Inhaltes nunmehr fast ganz entleerte Tempel wurde daher im Jahre 1830 zur Aufstellung einer liegenden Statue der Königin Luise bestimmt, die Rauch neben dem im Mausoleum zu Charlottenburg befindlichen Marmorbilde in aller Stille entworfen hatte. Der Künstler war mit dem ersten Werke, das seinen Weltruhm begründen sollte, selbst keineswegs vollkommen zufrieden. Da er aber an dem fertigen und aufgestellten Sarkophage nichts ändern durfte, so entwarf er ein neues Modell zu einem zweiten Steinbilde und machte sich heimlich, ohne daß selbst seine Schüler darum wußten, an die Ausarbeitung desselben, die ihn zwölf Jahre lang beschäftigt hat. Der König wies aber den Gedanken, die erste Statue, die ihn vollkommen befriedigte und ihm lieb und wert geworden war, mit einer anderen zu vertauschen, weit ab, so daß Rauch gar nicht wieder auf diesen Wunsch zurückzukommen wagte. Zwar erhielt er den Auftrag, sein zweites Modell ebenfalls in Marmor auszuführen, aber als das geschehen war, wollte sich lange keine rechte Verwendung für das Kunstwerk finden, bis der König durch die Verhandlungen über den Antikentempel an diese Stätte erinnert wurde. Der viereckige Vorbau vor der Rotunde, welcher das Marmorbild der Verewigten aufnehmen sollte, wurde mit demselben Stoffe und in demselben Faltenwurf bekleidet, wie das Schlaf-

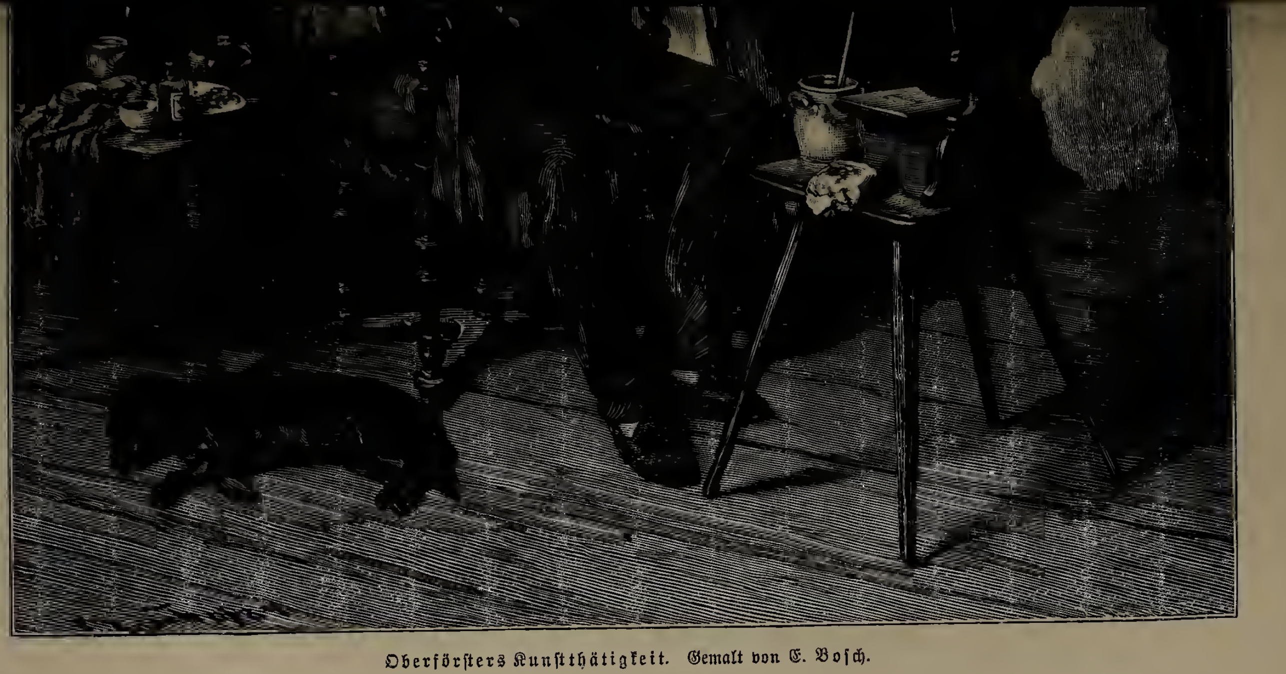


Abb. 13: Eckverzierung einer Zimmerdekoration.

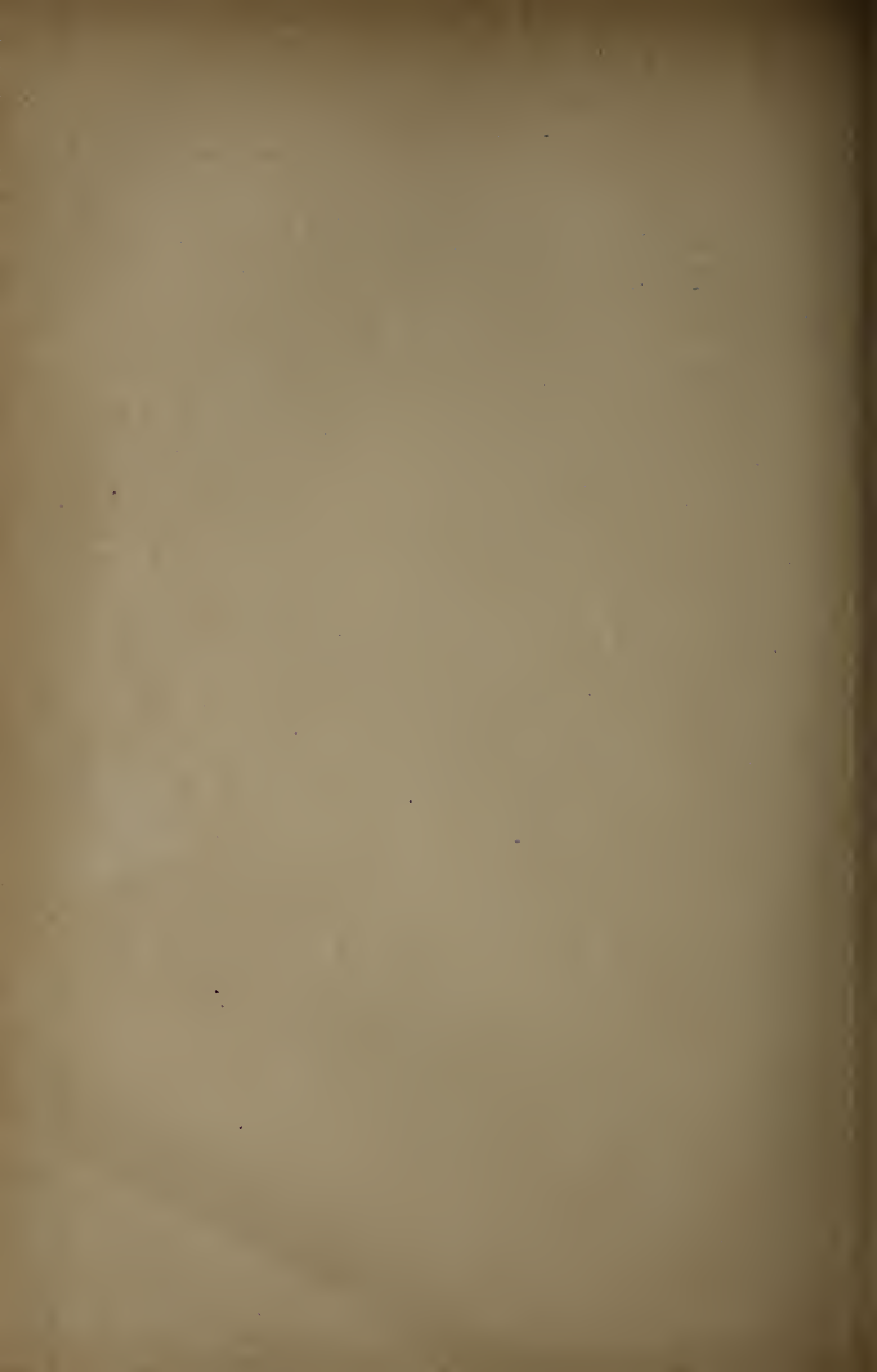
gemach der Königin Luise im Potsdamer Stadtschlosse. Das von oben einfallende rötliche Licht erhöht die Wirkung des Kunstwerkes, das sich auf den ersten Anblick nur wenig von dem zu Charlottenburg unterscheidet. Die Abweichung beschränkt sich äußerlich auf eine mehr zur Seite geneigte Lage des Kopfes, auf eine andere Fügung der Hände und auf eine andere Gestaltung des Gewandes; aber dem Kunstkenner entgeht es nicht, daß die gesamte Auffassung doch eine sehr verschiedene ist; die Königin ist hier weit mehr als in Charlottenburg als eine Schlafende dargestellt, auch ist sie in Lebensgröße abgebildet, während sie in Charlottenburg sechs Zoll über Lebensgröße ist. Der Gesamteindruck ist infolgedessen hier ein mehr natürlicher. Seitdem der Antikentempel dieser neuen Bestimmung übergeben ist, führt derselbe den Namen des Mausoleums. Unweit davon befindet sich im Gebüsch eine Büste des um die Verschönerung von Sanssouci so hochverdienten Gartendirektors Lenné. Nach Norden fanden die zum Neuen Palais gehörenden Anlagen ihren Abschluß durch Weinberge, die der König auf dem dort gelegenen Hügel, der Klausberg genannt, anlegen ließ. Das zu denselben gehörige Winzerhaus wurde in Gestalt eines achteckigen chinesischen Turmes erbaut und trägt wegen der an den vorspringenden Ecken des Daches befindlichen Drachen den Namen des Drachenhauses. Dasselbe ist heute die Wohnung eines Kastellans, ein beliebter Ausflugsort der Potsdamer Bevölkerung und ein Ruhepunkt für die Besucher von Sanssouci. Die Sage geht, der König habe die Kosten der Anlage von dem Gelde bestritten, das ein Ostindienfahrer für ihn durch Handel in China gewonnen, und das habe ihn veranlaßt, das Weinbergshaus im chinesischen Stile erbauen zu lassen.

Auf der Höhe des Klausberges ließ Friedrich der Große ein Belvedere errichten, das einen entzückenden Überblick über die gesamten Anlagen von Sanssouci und das Neue Palais mit seinen Umgebungen gewährt. Es bildet den Schlußstein seiner dortigen Schöpfungen und wurde im Jahre 1772 vollendet. Das Belvedere ist eine Nachahmung eines in einer italienischen Villa noch vorhandenen Gebäudes. Auf einem mächtigen Unterbau erheben sich zwei übereinanderliegende runde Säle, deren unterer von ionischen, der obere von korinthischen Sandsteinsäulen umgeben ist. Die unteren Säulen tragen eine den oberen Saal umgebende Balustrade mit drei ausspringenden Balkonen, die oberen Säulen das kuppelförmige mit Kupfer gedeckte Dach. Eine steinerne Doppeltreppe in Hufeisenform führt von außen zu dem oberen der beiden Säle. Das Belvedere ist weithin ins Land sichtbar und beherrscht die ganze Gegend. In neuerer Zeit liegt es einsam und verödet, während es früher öfters zu größeren Theegesellschaften benutzt wurde, die Friedrich Wilhelm IV um sich versammelte. Auch die kronprinzlichen Herrschaften haben gelegentlich im Belvedere Festlichkeiten veranstaltet. Im Süden bildeten zu Friedrichs des Großen Zeiten die hinter dem Freundschaftstempel gelegenen wilden Gebüsche den Abschluß der Anlagen um das Neue Palais. Später wurden dieselben dann bis zu der im Jahre 1842 von Berlin in die Nähe der Wildparkstation verlegten Fasanerie fortgesetzt und haben neuerdings auf Veranlassung der Frau Kronprinzessin mehrfache Veränderungen und Erweiterungen erfahren. Dieselben stehen jetzt in unmittelbarem Zusammenhange mit den Umgebungen des Schlößchens Charlottenhof, das unter Friedrich Wilhelm III für den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV, erbaut worden ist. Die nach Westen zu hinter dem Neuen Palais gelegenen Wiesengelände werden einerseits vom Wildpark begrenzt, anderseits von dem im Grün des Katharinenholzes versteckten





Oberförsters Kunstthätigkeit. Gemalt von E. Bosch.



Schlößchen Lindstedt, über welchem sich bei Eiche ein von Friedrich Wilhelm IV erbautes Belvedere erhebt. Aus der Ferne winken die freundlichen Dörfer Eiche und Golm mit ihren schmucken Kirchlein, um deren Wiederherstellung und Neuerbauung das kronprinzliche Paar sich große Verdienste erworben hat, und die ebenso wie die von ihm erweiterte Kirche von Bornstedt den weiteren Umgebungen des Neuen Palais neue landschaftliche Reize hinzugefügt haben. Die kronprinzliche Familie pflegt während ihres Sommeraufenthaltes in den Kirchen von Bornstedt oder Eiche regelmäßig dem Gottesdienste beizuwohnen und unterhält auch sonst als Gutsherrschaft die innigsten Beziehungen zu der ländlichen Bevölkerung dieser Ortschaften.

So ist im Neuen Palais und dessen Umgebungen die Vergangenheit und Gegenwart in sinnvoller und anmutigster Weise verknüpft. Unter pietätvoller Bewahrung aller Erinnerungen aus den Tagen Friedrichs des Großen haben die jetzigen hohen Bewohner es meisterhaft verstanden, dasselbe in einen auch den Anforderungen und dem Geschmacke der Neuzeit entsprechenden Fürstensitz umzuwandeln, der unter allen Schlössern des preußischen Königshauses nicht bloß durch seinen großartigen und einheitlichen Stil, sondern auch durch die königliche Pracht seiner Ausstattung die hervorragendste Stelle einnimmt.

Eulen und Krebse.

Roman von August Niemann.

(Schluß.)

17. Kapitel.

Petersen war in dieser Zeit sehr viel in Anspruch genommen. Zum 1. Oktober wollte der nunmehrige Reichsgerichtsrat Rudloff nach Leipzig ziehen, und dieser Umzug brachte allerhand Beschäftigung für Petersen mit sich, da er sich der Wohnungsangelegenheit angenommen hatte. Seine Gedanken wurden dadurch vielfach vom Geschäfte abgelenkt, während ihm doch gerade das Geschäft jetzt auch zu seiner Freude viel zu thun machte. Nach vielen Anstrengungen, die anfänglich nicht sonderlich vom Erfolge begleitet gewesen waren, ging endlich der Schottmüllersche Stern wieder in hellerem Glanze auf. Einige Unternehmungen, welche so recht eigentlich Petersens Werk waren und bei denen die Firma erhebliche Summen gewagt hatte, schlugen ein, und es entwickelte sich ein so reges Leben in den Werken, welche auf den Markt gebracht worden waren, daß Petersen seine helle Freude daran hatte, und daß der alte Herr in Neustadt voller Befriedigung und Zuversicht auf ferneres Gedeihen schrieb. Zwischen diese geschäftlichen Interessen mischte sich nun das persönliche Empfinden und zwar mit nicht geringer Aufregung.

Petersen war seit der Krankheit Friedrichs im Briefwechsel mit Anna. Sie gab ihm Nachricht über die fortschreitende Besserung des Bruders und hielt dabei den Gedanken fest, den sie Petersen gegenüber ausgesprochen hatte, nämlich, daß Friedrich aus den Neustädter Verhältnissen herauskommen und nach Leipzig übersiedeln solle. Dieser Plan ward dadurch begünstigt, daß die Familie Rudloff nach Leipzig zog, denn es wurde Friedrich dadurch sogleich ein Familienkreis geboten, in welchem er Anhaltspunkte für sein Junggesellenleben fand, und welcher ihm Verbindungen mit anderen angesehenen Familien schaffen konnte. Wie Anna schrieb, hatte die schwere Krankheit eine wesentliche Veränderung in Friedrichs Wesen hervorgerufen. Er war ruhiger, nachdenklicher und, wie es schien, auch zufriedener geworden. Anna wußte nicht, welche Ereignisse es gewesen waren, die ihren Bruder so sehr erregt hatten und der Hauptgrund seiner Erkrankung gewesen waren. Aber sie durchschaute die Wahrheit mit weiblichem Scharfblicke, und es entging ihr nicht, daß Friedrich es geflissentlich vermied, auf die Vergangenheit zurückzukommen. Ja, er schien eine wahre Furcht vor der Vergangenheit zu haben und eine Abneigung gegen gerade diejenigen Dinge zu verspüren, die ihn früher am meisten interessiert hatten. Niemals sprach er den Namen Werba aus, und wenn

das Gespräch einmal eine Wendung nahm, welche auf seine früheren Ritte und Partieen hinzuführen drohte, wenn einmal die Frau Geh. Kommerzienrätin in ihrer vornehmen Art den Kopf zurückwarf und auf anständige Bekanntschaften anspielte, wie sie sich für ihren Sohn unter dem Adel der Provinz immer gefunden hätten und immer finden würden, so wurde er unruhig und suchte die Unterhaltung abzulenken. So hatte er auch, wie Anna schrieb, noch nicht ein einziges Mal nach dem Manuskripte der Gräfin gefragt, dagegen mit sichtlicher Erleichterung die Bemerkung aufgenommen, welche sie scheinbar absichtslos einmal hatte fallen lassen, daß der Roman in Leipzig sei und daß Karl Niedermeyer mit der Verfasserin in Unterhandlung stehe.

Nunmehr war unter Annas Leitung alles so weit gediehen, daß Friedrich sich bereit erklärt hatte, zum 1. Oktober nach Leipzig zu ziehen und bei seinen Verwandten Wohnung zu nehmen. Petersen hatte in Übereinstimmung mit dem Reichsgerichtsrat eine Etage gemietet, bei welcher auf Friedrichs Bedürfnisse mit Rücksicht genommen worden war. Er sollte ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer mit besonderem Eingange für sich haben und auf dem Kontor arbeiten, welches Petersen bis jetzt für sich allein gehabt hatte. Petersen erklärte gern seine Bereitwilligkeit, von jenem Zeitpunkte an die Leitung der Kommandite in Friedrichs Hände zu übergeben. Er konnte das mit um so größerer Zuversicht thun, als er wohl wußte, daß Friedrich sehr viel weniger als er in den Geschäften bewandert war, so daß er selbst doch in Wirklichkeit die Lenkung in der Hand behielt. Was Petersen jedoch am meisten von allen diesen Dingen interessierte, war der Umstand, daß auch Annas Besuch in Aussicht stand. Anna wollte mit ihrem Bruder zugleich kommen und wollte, während dieser vorläufig ins Hotel ging, ihrer Schwester bei Einrichtung der Wohnung helfen, wie sie dies schon früher versprochen hatte. Schon Annas Briefe waren für Petersen ganz absonderliche Dinge, es waren Schriftstücke, die mit den von gewöhnlichen Menschenhänden mittels Tinte und Papier hergestellten Aufzeichnungen keine Ähnlichkeit hatten. Sie wurden nicht auf dem Kontor eröffnet, sondern wenn diese wundersamen Zeichen zwischen der gemeinen Menge von Adressen erschienen, so schob Petersen den Brief in die Tasche und ging in einer Erregung, deren er sich als gesetzter Geschäftsmann selber schämte, in sein Privatzimmer. Die Gegenwart der Kommis würde eine Entweihung der Lektüre gewesen sein. Er schnitt diese Briefe mit zärtlicher Sorgfalt auf und betrachtete die Schriftzüge mit der Ehrfurcht, welche der forschende Archäologe auf eine in Hieroglyphen, Keilschrift oder sonst einer den höheren Sphären angehörenden Art abgefaßte Kunde richtet. Dann las er den Brief nicht nur einmal und wendete gleichsam den ganzen Inhalt und auch noch die einzelnen Wörter um, damit er sie von allen Seiten betrachten und den Sinn der Mitteilung ja recht genau und gründlich erfassen könne. Es begegnete ihm sogar, daß er in dem Gedanken, Annas Hand sei über das Papier geglitten und ihr Blick habe darauf verweilt, seine Lippen auf den Brief drückte, worauf er sich dann nicht enthalten konnte, zu erröten und unwillkürlich sich umzublicken, als ob ihn jemand in seiner so wenig buchhändlerischen Thätigkeit hätte beobachten und seiner Schwäche wegen verspotten können. Wahrhaft elektrisch schlagend, so daß der Atem ihm stillstand, berührte ihn ein Brief, der Mitte August eintraf, und worin Anna eine Nachricht einfließen ließ, die sich zwar nur kurz ausnahm und scheinbar absichtslos mit anderen Nachrichten verflochten war, die jedoch für Petersen leuchtend, wie mit den großen Buchstaben der Feuerwerker beim Jubiläum der Firma Friedrich Schottmüller geschrieben, aus dem Briefe hervortrat. Anna schrieb nämlich, daß Friedrich nur noch ungern an seinen früheren Freund Busstedt erinnert werde, und daß sie deshalb hoffe, der Einfluß, welchen dieser Herr auf ihren Bruder ausgeübt habe, sei gänzlich geschwunden.

So war es also richtig, was Petersen von anderer Seite vernommen hatte: die Verlobung Annas mit dem Leutnant war aufgehoben. Unmöglich konnte Anna so schreiben, wenn sie nicht völlig abgebrochen hatte. Und warum schrieb sie ihm dies? Das war ein Punkt, der Petersen vieles Nachdenken, viele Überlegungen angenehmer Art verursachte. Hatte sie dies nur erwähnt, um es deutlich zu machen, daß Friedrich in der That ein anderer geworden sei? Daß er vergessen wolle, was er gewesen war? Daß er den Offizier nicht nur äußerlich,

sondern auch innerlich ausgezogen habe, um nunmehr wirklich mehr an Bücher als an Pferde zu denken? Petersen hatte keine sicheren Anhaltspunkte für eine andere Meinung. Aber die Hoffnung, welche als Fünkchen und als Flämmchen immer lebendig in ihm geblieben war, wollte nun mit Gewalt zur Flamme werden. Sie glühte auf und durchwärmte den ganzen Menschen. Er dachte an Annas Händedruck und das süße Vertrauen, das aus ihren Augen zu ihm gesprochen hatte, als er sie zuletzt gesehen; er dachte auch mit einigem Stolze daran, daß er kein unnützes Glied des Hauses Friedrich Schottmüller sei, sondern daß, wenn irgend jemandem das Verdienst zukam, die unsicheren Verhältnisse des Geschäftes gestützt und dem ehedem so stattlichen Fahrzeuge neue flotte Fahrt verschafft zu haben, dies Verdienst sicherlich ihm gebührte.

So sah er denn Annas Ankunft in höchster Spannung entgegen und zählte die Tage, die noch bis zum 30. September verlaufen mußten. Am 15. September hielten Karl Niedermeyer und Frau Opitz Hochzeit. Sie wollten eine Reise nach Berlin machen. Frau Opitz, welche romantischere Gefühle hegte als ihr Bräutigam, hatte mehr Neigung gezeigt, nach der Schweiz und insbesondere in das Chamounixthal zu gehen, aber Niedermeyer sagte, die Jahreszeit sei schon zu weit vorgerückt, und es kämen dann leicht Unglücksfälle durch Lawinen und Gletscher vor. In Wahrheit vermochte er sich seine Hochzeitsreise nicht als vollkommen befriedigend vorzustellen, wenn er nicht auch die Erquickung einiger Geschäftsvorteile dabei haben konnte. In Berlin wollte er sich mit Geschäftsfreunden besprechen; lediglich zum Vergnügen zu reisen, kam seinem strebsamen Sinne als eine niederdrückende Vergeudung der Zeit und des Geldes vor.

Herr Baumgärtel richtete eine stattliche Hochzeit zu. Er hatte hier eine gute Gelegenheit, seinen Freunden zu zeigen, daß er zwar reich an Bildung, aber auch an Geld nicht arm sei. Über seiner Enkelin Lise künftiges Schicksal machte er sich noch Skrupel. Daß Lise mit der Mutter zog, wollte in mancher Hinsicht nicht recht passend erscheinen, daß sie bei dem Alten blieb, war für diesen auch nicht recht bequem. Er wollte mit seiner Wirtschafterin lieber allein haushalten, und Lise fand doch auch bei ihm nicht das rechte Heim, dessen ein junges Mädchen bedurfte. Aber Lise traf mit ruhiger Bestimmtheit zur Verwunderung aller selbst ihre Verfügungen. Sie erklärte, daß sie sich ganz der Kunst widmen und vorläufig nach Italien reisen wolle, um ihre Kenntnisse in den bildenden Künsten zu erweitern. Sie ließ sich auch durch keine Vorstellungen von diesem Plane abbringen und machte eine Annonce im Tageblatt, derzufolge sie bald eine ihr zusagende ältere Dame fand, in deren Begleitung sie reisen konnte. Da sie die Mittel besaß, welche zur Reise notwendig waren, und auch genug Charakter, um sich trotz ihrer Jugend ihre Selbständigkeit zu bewahren, so ließ man sie endlich ziehen, und sie reiste schon acht Tage vor der Verheiratung ihrer Mutter ab, indem sie in ihrer gelassenen Weise, die niemand verletzte und dem Widerstande die Spitze abbrach, die Erklärung gab, Hochzeiten seien ihr nicht angenehm.

Mit Fitte traf Petersen nur noch selten zusammen. Fitte hatte es übelgenommen, daß Petersen sich mißfällig über seine litterarischen Ansichten geäußert hatte. Außerdem wurde Fitte jetzt vornehm. Die Firma Niedermeyer & Bäumcher hatte ihm in dankbarer Anerkennung dessen, was er für das Zustandekommen des Kompaniegeschäftes gethan hatte, und in der Hoffnung auf seine Leistungen für die Wochenschrift eine Redakteurstelle mit zehntausend Mark festem jährlichen Gehalte eingeräumt. Dazu war noch ausgemacht worden, daß Fitte, falls die Wochenschrift über zwanzigtausend Abonnenten erhielte, für jeden Abonnenten über diese Zahl noch fünfzig Pfennig Tantieme bekommen sollte. Fitte behielt jedoch seine bescheidene Wohnung im Baumgärtelschen Hinterhause bei. Er war der Ansicht, daß das Sparen erst dann seine rechte Bedeutung gewinne, wenn etwas zum Sparen vorhanden sei. Er war jetzt sehr fleißig und hatte sein Umherlaufen bei den Künstlern, Redakteuren und Buchhändlern aufgegeben. Er führte eine sehr ausgedehnte Korrespondenz mit namhaften und beliebten Schriftstellern, sowie mit Malern und Holzschneidern. Er sammelte das notwendige Material für die Wochenschrift und konferierte täglich stundenlang mit Niedermeyer und auch mit Bäumcher, wenn diesem seine Liebe Zeit zu Geschäften übrigließ.

Der Name für die Wochenschrift, deren erste Nummer schon im Oktober erscheinen

sollte, war nun auch gefunden worden. Die Firma hatte Fittes Vorschlag, sie „Die deutsche Familie“ zu nennen, angenommen.

„Man sollte meinen, das Wort ‚deutsch‘ wäre überflüssig,“ hatte Fitte gesagt, „denn da wir doch eine deutsche Wochenschrift herausgeben, so versteht es sich von selbst, daß die Engländer und Franzosen das Hauptkontingent unserer Abonnenten nicht stellen werden. Aber ‚Familie‘ allein würde etwas kahl dastehen, und dann hat das Wort ‚deutsch‘ in unserer Zeit noch einen besonderen Vorzug. Wir sind als Deutsche noch sehr jung, es fehlt uns noch das rechte Selbstgefühl, welches erst durch die Gewohnheit des politischen Erfolges entsteht. Deshalb ist es gar nicht überflüssig, wenn man mit Vorliebe von ‚deutsch‘ auch bei solchen Gelegenheiten redet, wo dieses Adjektiv sich im Grunde von selbst versteht. Deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Jungfrauen, deutsche Junggesellen sollen bei uns abonnieren, in deutscher Treue aushalten und mit deutscher Redlichkeit bezahlen.“

Über die Richtung, welche das Blatt verfolgen sollte, und über den Inhalt desselben gab es manche Debatten zwischen der Firma und dem Redakteur, aber Fittes Ansicht drang immer durch. Niedermeyer hatte einen guten buchhändlerischen Instinkt und verhehlte sich nicht, daß Fitte das Publikum kenne. Bäumcher war zeitweise entrüstet über die ganz allein auf das Geschäftliche gerichtete Denkart seines Kollegen. Seiner Jugend wohnte noch der Enthusiasmus bei, und er hätte gern der Welt eine Fackel auf dem Wege zum Ideal entzündet. Aber er besaß nicht die Energie, seine Meinung gehörig zu vertreten, und fand bei seiner Braut, welche den Verhandlungen der Geschäftsleute bisweilen beiwohnte, durchaus keine Unterstützung. „Laß du nur die beiden machen, mein Liebling,“ sagte sie lächelnd zu ihrem Bräutigam.

„Was die Richtung betrifft,“ sagte Fitte, „so will ich zugestehen, daß es für ein neu entstehendes Blatt Vorteile bietet, wenn es sich einer Partei anschließt, besonders wenn nicht genug Mittel vorhanden sind, um dem Blatte seine Selbständigkeit zu wahren. Ist die Partei groß, so findet man dann gleich eine gehörige Rückendeckung und gleichsam einen riesigen Resonanzboden, der die Musik des Instrumentes in die weitesten Leserkreise trägt. Immerhin hat die Parteistellung auch unter den günstigsten Verhältnissen den Nachteil, daß von vornherein einem gewaltig großen Teile des Publikums, nämlich allen denjenigen, welche zu anderen Parteien gehören, erklärt wird: für euch ist dieses Blatt nicht. Und das scheint mir eine Dummheit zu sein. Ja, wenn man ein politisches Blatt herausgibt, dann ist es schon etwas anderes. Da heißt es Farbe bekennen. Aber selbst bei den politischen Blättern sieht man doch, daß die größten und gelesensten sehr milde, sehr gemäßigt sind, und daß die eigentlichen Weltblätter so sehr gemäßigt sind, daß man schon eine Lupe nehmen muß, um zu erkennen, welche Ansicht sie vertreten. Und nun gar ein illustriertes Wochenblatt! Ja, meine Herrschaften, es gibt allerdings eine Partei, zu welcher man sich halten muß, wenn man Erfolg haben will, und heimlich suchen alle Verleger und Redakteure diese Partei und schmeicheln ihr, so gut sie können. Aber es gehört Genie dazu, um sie zu finden und sie an dem rechten Flecke zu kitzeln. Nicht jedes Jahrzehnt gebiert einen Mann wie den seligen Ernst Keil, den Begründer der Gartenlaube, einen Mann, der von Natur und nach dem Stande seiner eignen Bildung ganz mit der großen, von allen gesuchten Partei übereinstimmte, so daß er selbst als Verleger und Redakteur eben dasselbe schön und wahr fand, was seinen dreimalhunderttausend Abonnenten imponierte. So etwas ist Gabe; erwerben läßt sich das nicht.“

Fitte setzte einen Prospekt für „Die deutsche Familie“ auf. Es hieß darin: „Bei der großen Menge und zum Teil vorzüglich guten Beschaffenheit der illustrierten Blätter unsers Vaterlandes möchte es auf den ersten Blick überflüssig und sehr gewagt erscheinen, mit einem neuen derartigen Unternehmen vor dem deutschen Publikum zu erscheinen, welches seiner Bildung und Gesittung nach wahrlich hohe Ansprüche zu machen berechtigt ist. Von der beliebten ‚Lücke‘, welche gewöhnlich in den Prospekten ihre Rolle spielt, wollen wir deshalb nicht reden, sondern lieber voll und ganz anerkennen und mit patriotischem Stolze hervorheben, daß Litteratur und Kunst in dem allgemeinen Aufschwunge, den die Nation genommen hat, nicht zurückgeblieben sind. Gleichwohl haben wir eine Bemerkung gemacht — und glauben uns in dieser Hinsicht mit vielen warmherzig fühlenden deut=

schen Männern und Frauen in Übereinstimmung zu befinden — nämlich die Bemerkung, daß es sehr wenige Blätter, wenn überhaupt eines, für die deutsche Familie gibt, deren Lektüre am häuslichen Herde volle Befriedigung erregt. Ja, wir wollen es kühnlich bekennen: nicht ein einziges illustriertes Blatt ist uns bekannt, das von dem Familienvater, von der sorgenden Mutter mit dem Gefühle zur Hand genommen würde, daß dieses Blatt nun eine Nahrung für Geist und Herz enthielte, welche im trauten Heim, bei der heranwachsenden Jugend, bei der so sorgfältig behüteten Tochter völliges Genüge hervorriefe und in jener einzig echten Weise unterhielte, indem es belehrte, bildete, indem es nur zu erfreuen schien. Es ist eine schwere, aber schöne Aufgabe, die wir uns gestellt haben, denn wir haben allerdings die Absicht, ein solches echt deutsches Familienblatt zu schaffen, ein Blatt für den deutschen Herd, ein gemütvolles, unterhaltendes, belehrendes, bildendes Blatt, gleichweit entfernt von frivoler Pikanterie wie von steifer Pedanterie und von den nivellierenden anarchistischen und nihilistischen Tendenzen der Umsturzpartei. Wir glauben aber unserm Ziele auf keinem besseren Wege nachgehen zu können, als indem wir unverrückt und stetig festhalten an den unserer Nation von jeher selbst vom Feinde zuerkannten guten und edlen Eigenschaften und Grundsätzen. Das Panier deutscher Sitte, deutscher Treue, deutscher Redlichkeit, deutschen Ernstes, deutscher Gründlichkeit wollen wir als den teuersten Hort der Größe und Einheit, der Selbständigkeit und Freiheit unsers Volkes hüten und bewahren. Das deutsche Gemüt soll, allen Anfechtungen der Zeit zum Trotze, in unserm Blatte seine Heimstätte finden, und so soll dieses, seinem Namen gemäß, ein Abbild des Kreises sein, für den es geschaffen wird: der deutschen Familie. Es werden ja bei neuen Unternehmungen in der Regel viele Versprechungen, viele Verheißungen gemacht, die sich oft nicht erfüllen. Wer jedoch die unten verzeichnete Liste unserer Mitarbeiter durchsehen will, der wird sich überzeugen, daß wir außer unserm guten Willen auch noch eine Reihe von Kräften einsetzen, von denen wir getrost sagen dürfen, daß sie die ersten Dichter, Schriftsteller und Künstler der Nation unter sich zählen. Es ist uns ernst um die Sache."

Der Prospekt rief bei vielen kundigen Verlegern und Redakteuren Lächeln hervor, mancher Buchhändler zuckte die Achseln und einige witzige Kritiker begleiteten ihn in den Blättern mit spöttischen Bemerkungen. Aber im ganzen erweckte das neue Unternehmen doch die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise, und es wurden viele Exemplare der gratis versprochenen Probenummer bestellt.

Fitte kümmerte sich wenig um abfällige Kritiken und das Lächeln der Konkurrenten. „Wir haben es mit dem Publikum zu thun," sagte er, „und das Publikum ist der gnädige Herr. Niest das Publikum, so kommen alle Kritiker gelaufen und rufen Prosit."

Er hatte eine große Menge Material gesammelt. Novellen, Romane, Artikel, Zeichnungen, Probedrucke von Holzschnitten häuften sich im Redaktionsbüreau bei Karl Niedermeyer an, und Fitte saß bis in die tiefe Nacht am Schreibtische. Auch Niedermeyer und Bäumcher beschäftigten sich persönlich mit den Manuskripten und Zeichnungen, und es tauchte nicht selten eine Verschiedenheit der Ansichten auf. Da aber Fitte und Niedermeyer meistens derselben Meinung waren, so ward Bäumcher in der Regel überstimmt.

„Ich habe hier eine sehr schöne Novelle gelesen," sagte Bäumcher eines Abends, indem er mit freudigem Gesichte eintrat. „Wir müssen sie jedenfalls nehmen, sie ist so rein empfunden und so gedankentief."

„Gedankentief?" fragte Fitte. „Hoffentlich nicht zu sehr."

„Ist es denn auch möglich, daß Gedanken zu tief sind?" fragte Bäumcher, ein wenig pikiert.

„Ja, sehen Sie, Herr Bäumcher," antwortete Fitte, „wir müssen wohl Rücksicht nehmen auf das Publikum, auf jene große Partei, deren Wohlwollen entscheidend ist. An sich betrachtet können ja Gedanken nicht zu tief sein, aber für die ‚Deutsche Familie' lobe ich mir doch Gedanken von etwas flacherer Beschaffenheit. Ah, meine Herren, es geht nichts über gewisse seichte, halbwahre, ein bißchen schiefe, verdrückte, abgelagerte Gedanken, denn da sagen gleich von hundert Lesern mindestens fünfundneunzig, es sei ihnen ganz aus der Seele gesprochen. Auch mit den Empfindungen ist es so. Sie sagen, Herr Bäumcher, die Novelle sei rein empfunden. Das ist vortrefflich für die No=

velle an sich, aber ich lobe mir für unser Blatt eine Empfindung, die der großen Partei einleuchtet. Es geht nichts über ein falsches Pathos, sittliche Entrüstung an der unrechten Stelle ist das Geheimnis großer Erfolge, Enthusiasmus für eine Nebensache öffnet den Berg Sesam.“

„Sie werden ja ganz beredt, Fitte!“ rief Niedermeyer lachend.

„Es ist für die gute Sache,“ sprach Fitte, schlug auf den Tisch, erhob sich und drehte die Haselocke. „Hier! Es ist mit dem Texte wie mit den Bildern. Gebt nichts Falsches, aber auch nichts Wahres, gebt nichts Schlechtes, aber auch nichts Gutes, denn die Menge ist mittelmäßig, und dem Mittelmäßigen gehört die Welt. Hier, dies Bild, es sei mein Beispiel! Es ist ein Schusterjunge, ein umgestürzter Milchtopf und ein Pudel. Der Junge greint, der Pudel leckt, die Milch fließt am Boden. Es ist kein tieferer Sinn in dem Bilde, denn warum ist es gerade ein Schusterjunge, dem der Hund die Milch umgeworfen hat? Aber es ist Gemüt in dem Bilde, der Junge ist schmutzig, er hat die Stiefel fallen lassen, und sie liegen schwarz neben der weißen Milch. Dies schmutzige Gesicht mit den Thränen wird hunderttausend Herzen rühren. Es ist eine Perle für die Probenummer. In der ganzen großen Partei ist niemand, dessen Anschauungen und Gefühle durch dieses Bild verletzt würden, niemand, dessen Fassungskraft dadurch überwältigt würde.“

„Sehen Sie, meine Herren,“ fuhr Fitte fort, da ihn das Lachen beider Zuhörer ermutigte, „was ist überhaupt ein illustriertes Blatt? Wie kam der Mensch zuerst auf den Gedanken, ein Buch, eine Schrift zu illustrieren? Darüber müssen wir uns klar werden, wenn wir das Ding am rechten Ende anfassen wollen. Offenbar liegt die Illustration doch in der Erkenntnis begründet und ist aus der Einsicht hervorgegangen, daß jene große Partei, um deren Gunst alle Buchhändler und Redakteure buhlen, zwar reich an Augen, aber an Verstand nur arm ist. Der Unternehmer sucht ein Organ, woran er das Publikum packen könnte, und um nicht ins Leere zu greifen, appelliert er ans Auge. Wie schade, daß er nicht auch ans Ohr appellieren kann! Denn auch Ohren hat unsere Partei und zwar keine kleinen. Denn wenn auch einige kühne Männer angefangen haben, musikalische Kompositionen in den Zeitschriften abzudrucken — es zieht nicht, denn die Musik muß sich ja das Publikum erst selbst machen. Aber das Auge! So haben denn talentvolle Redaktionen auch längst schon sich nicht begnügt, Bilder zu bringen, denen sie einen erklärenden Text beifügten, sondern selbst die Romane, welche sie brachten, mit Bildern verziert, in der richtigen Voraussetzung, daß weder das Publikum durchweg stark genug sei, um sich bei der Erzählung deutliche Vorstellungen zu machen, noch auch die Erzähler stark genug, um die Phantasie der großen Partei genügend anzuregen. Berücksichtigen wir dies in gebührendem Maße, so werden wir besser einsehen, in welcher Art und Weise wir bei unsern Illustrationen wie bei unserm Texte zu verfahren haben. Geben wir Verständliches, Faßbares, immer dabei das Gemütvolle vorausgesetzt, und bedenken wir, daß auch die Maler, insoweit sie ihr Geschäft verstehen, immer lieber ihren Fleiß auf die Ausstattung des Zimmers, auf die Treue der Kostüme, auf den Faltenwurf und den Schimmer der Gewandung verwenden, als auf den Ausdruck der Gesichter und das Dramatische der Handlung. Ein stilvoller Saal im Geschmacke Ludwigs XV mit einigen Figürchen und Windhunden darin ist seiner Wirkung immer viel sicherer bei unserer großen Partei als einige Menschen, die einander gegenüberstehen mit nichts Wesentlichem bekleidet außer dem eignen Charakter, so daß der Beschauer nicht weiß, was er aus ihnen machen soll und wohl gar durch ihre Leidenschaft beleidigt oder doch abgestoßen wird.“

Herrn Bäumcher war bei solchen Reden nicht ganz wohl zu Mute. Nicht daß er Befürchtungen des geschäftlichen Erfolges wegen gehabt hätte. Um das Geschäft machte er sich nicht viel Sorgen. Er fühlte, daß sein Vater hinter ihm stand und daß seine dreihunderttausend Mark nur ein erster Wurf waren, dem im Falle des Mißlingens andere Hunderttausende folgen konnten. Aber er war von idealen Anschauungen erfüllt und hätte gern unter seiner Hand das Schöne und Edle erblühen sehen. Nur wußte er nicht, wie das zu machen sei. Er besaß wohl den guten Willen, aber beherrschte das Gebiet nicht, auf dem er arbeitete. Auch hinsichtlich seiner Braut wollte ihn zuweilen das Gefühl einer gelinden Enttäuschung anwandeln. Fräulein de Baez hatte eine ge-

wisse Ähnlichkeit mit seinem Kollegen und dem gewandten Redakteur. Sie war so sehr praktisch. So hatte er eines Tages eine ältere Dame bei ihr gefunden, deren Anzug und Benehmen ihn auf den ersten Blick schon unangenehm berührt hatten. Seine Braut hatte vor dieser Dame ihren Theaterputz ausgebreitet, eine Reihe von prächtigen Roben, Samtmänteln mit Goldstickerei, schweren Halsketten von unechtem Golde und Straßdiamanten, Diademen von Talmi und buntem Glase, und sie unterhandelte mit der älteren Dame über deren Verkauf. Anfänglich war sie beim Erscheinen ihres Bräutigams verlegen geworden, dann aber hatte das Bewußtsein, daß sie doch nichts Unrechtes thue, sie beruhigt, und sie hatte das Geschäft fortgesetzt. Endlich hatte der Eifer des Handelns sie mit sich fortgerissen, und sie war so leidenschaftlich im Feilschen geworden, daß der gute Bäumcher, was listiges Fordern und Bieten, Schlauheit im Verdecken der Fehler des Angebotenen und gewandtes Zugreifen betraf, keinen moralischen Unterschied zwischen ihr und der älteren Dame mit den lauernden Augen und den dürren gelben Händen mehr zu entdecken vermocht hatte. Er saß ganz stumm und bedrückt da, als Fräulein de Baez sich schließlich nach Beendigung des Geschäftes triumphierend zu ihm wandte und ihn fragte, ob nicht achthundertfünfundsechzig Mark fünfundsiebzig Pfennig ein ganz schönes Geld für den alten Plunder seien.

Diese unechten Schmucksachen tauchten in einer fatalen Weise vor Bäumchers innerem Auge auf, als Fitte so begeistert von der neu zu begründenden Wochenschrift sprach. Nur war ihm alles das, was ihn umgab, nicht so recht klar, wie sein eigenes Herz ihm auch nicht so recht verständlich war. Er fühlte wohl, es sei nicht alles so ganz nach seinem Wunsche, aber es fehlte ihm der Überblick und es fehlte ihm auch die Energie, das Netz zu zerreißen, in welchem er sich gefangen fühlte. Er dachte zuweilen an die Prima des Gymnasiums, die ihm vor wenig Jahren noch langweilig erschienen war und aus der er sich hinaus in das Leben gesehnt hatte, mit dem Gefühle zurück, daß die Welt damals reinlicher ausgesehen habe. Er hatte damals, wenn er in den Alten von der Tugend las, oft gedacht, wie einfältig es doch sei, so viele Worte um ein Ding zu machen, das so einfach und so leicht zu haben sei, wie die Tugend. Nunmehr dachte er, wenn er Fitte reden hörte, in wahrer Verwirrung und Ängstlichkeit an gewisse Sätze von der Schulbank. „Ein solcher Mann erst," hieß es in der Prima, „ist in Wahrheit ein Liebling der Musen und aller Götter, der nicht die Lyra oder sonst Werkzeuge heiteren Spieles zur schönsten Tonart gestimmt hat, sondern das Leben selbst, indem er in seinem Wandel seine Worte gleichlautend mit seinen Handlungen stimmt."

Der Prospekt, der in einer halben Million von Exemplaren hinaus in die Welt gegangen war, mißfiel dem armen Bäumcher. Lizak war ihm auf der Straße beim Austritte aus Witzlebens Hause, wo Bäumcher eine Pelzgarnitur für seine Braut gekauft hatte, begegnet, hatte den Prospekt aus der Tasche gezogen und das eine Auge zugekniffen.

„Sagen Sie, Bäumcher," hatte er gefragt, „worin unterscheidet sich denn eigentlich die deutsche Sitte von der englischen zum Beispiel? Meinen Sie darin, daß die Engländer Toast essen und das Gemüse mit Wasser kochen, wir aber Roggenbrot und mit Butter schmalzen?"

„Aber, bester Lizak! Sie wollen doch nicht leugnen, daß deutsche Sitte etwas Eigenartiges hat, und daß unsere Nation vor allen anderen durch Sittlichkeit ausgezeichnet ist. Wozu nur solche Sticheleien?"

„Es ist um zu lernen, ich will doch später auch einmal Verleger werden, und der Prospekt hat mir imponiert. Er ist so tief. Ich habe meinen Operngucker genommen, aber er ist nicht scharf genug. Ich konnte nicht bis auf den Grund blicken. Es sind noch einige Stellen darin, die mir ebenso dunkel sind wie die mit der Sitte, und ich hoffe, Sie werden mir eine Tiefsee-Laterne anzünden."

„Ach gehen Sie, Lizak, Sie sind der ewige Spötter!" hatte Bäumcher erwidert und war weiter gegangen. Aber es war ihm ein unangenehmes Gefühl zurückgeblieben, und er scheute sich, die früheren Kollegen, den grimmigen Scharf, den hochfliegenden Pannewitz, namentlich aber Lizak mit seiner klassischen Bildung wieder zu treffen. Er hielt sich jetzt mehr zu den Künstlern, welche er durch seine Braut und Herrn Fitte kennen gelernt hatte, aber auch dieser Umgang

verlor an Reiz für ihn, als sein Plan eines litterarischen Kränzchens, worin Schillers Tragödien mit verteilten Rollen gelesen werden sollten, scheiterte.

„Siehst du, Mignon," sagte ihm seine Braut, welcher er die Rollen der tragischen Heldinnen zugedacht hatte, „ich will ganz aufrichtig sein. Für die frühere Zeit mag ja Schiller recht gut gewesen sein, und auch jetzt gefallen seine Stücke ja stellenweise noch, weil das Publikum nun einmal die Verehrung hat. Aber die Welt ist doch fortgeschritten und, unter uns gesagt, glaube ich, daß Paul Lindau zum Beispiel ein viel größerer Dichter ist. Davon jedoch ganz abgesehen, kannst du nicht verlangen, daß Leute, die sich das ganze Jahr hindurch schon durch ihren Beruf mit Proben und Vorstellungen abplacken müssen, auch noch extra zu ihrem Vergnügen Komödie treiben."

Inzwischen war der Tag der ehelichen Verbindung des Herrn Karl Niedermeyer und der Frau Margarete Opitz herangekommen, und ein großes Fest fand statt. Der alte Baumgärtel hatte auch Petersen eingeladen, und obwohl es diesem nicht ganz recht war, an der Feier teilzunehmen, konnte er doch der Höflichkeit halber nicht ablehnen. Die Augen der Frau Opitz weilten, wenn er noch einmal mit ihr zusammentraf, mit so seltsamem Ausdrucke auf ihm, daß er nicht recht wußte, wie er sich benehmen sollte. Sowohl der Bräutigam wie die Braut bestanden dem alten Baumgärtel zum Trotze auf der kirchlichen Trauung, was diesem Anlaß zu vielen Reden über die geistige Finsternis der Welt gab. Petersen vermutete, daß es dem Alten insgeheim sehr lieb war, diese gute Gelegenheit zur Kundgebung seiner eignen Bildung gefunden zu haben, denn derselbe vertiefte sich mit vieler Liebe in seinen Stoff.

Die Hochzeit fand mit großem Pompe statt, auch Bäumcher und seine Braut, welche erst im Oktober heiraten wollten, da Fräulein de Baez noch durch ihr Engagement gebunden war, befanden sich unter den Gästen, und der alte Baumgärtel hielt eine große Tischrede, worin er die Bedeutung der Zuchtwahl auseinandersetzte. Dann reiste das neuvermählte Paar nach Berlin ab. Karl Niedermeyer hatte eine schwere Kiste mit Verlagsartikeln schon als Frachtgut vorausgehen lassen. Er wollte sich den Honigmond dadurch versüßen, daß er in Berlin bei den Kollegen und Redakteuren von Haus zu Haus lief.

18. Kapitel.

Petersen war sehr geschäftig. Die Familie Rudloff war angekommen, vier Kinder und zwei weibliche Dienstboten außer dem Elternpaare zählend und mit einem großen Gepäck, dazu waren auch Anna und Friedrich aus Neustadt eingetroffen, und Petersen bemühte sich nach besten Kräften, beim Einzuge zu helfen. Die Frau Reichsgerichtsrat Rudloff war ganz entzückt von seinem Eifer und seiner Umsicht. „Nein, meine beste Anna," sagte sie zu ihrer Schwester, „was ist das für ein reizender Mensch, dieser Petersen, auf den die ganze Familie, meinen teuren Gatten mit eingeschlossen, immer gescholten hat! Aber der Mensch ist ja ein Juwel! Er denkt ja an alles. Und vorhin hat er noch mein ganzes Porzellan gerettet, als diese unglückselige Trine, die ihren Kopf natürlich in Berlin bei ihrem Kaiser Alexander gelassen hat, den Korb kopfüber stürzen lassen wollte."

„Ja," erwiderte Anna, „er ist ein ausgezeichneter Mann. Sei aber überzeugt, daß diese Gefälligkeiten, die er uns erweist, nur einen sehr schwachen Begriff von seinem Werte geben. Er ist der Retter unsers Hauses."

„Du, meinst du das im Ernst?" fragte Sophie, indem sie sich auf einen Koffer in dem halb möblierten Zimmer setzte und einen Handschuh auszog. „Wie man doch hier gleich schwarz wird! Ich dächte, Berlin hätte weniger Ruß."

„Liebe Sophie, ich bin während der schwersten Zeit immer zu Hause gewesen und habe gesehen, wie es stand. Ich kann dir versichern, daß Petersen allein noch festen Halt bot. Ihr habt freilich in Berlin nicht viel von unsern Sorgen gemerkt."

„Sag' das nicht, Anna. Mein Herz war immer bei euch. Und wir haben es doch auch in pekuniärer Beziehung recht wohl bemerkt. Mein Mann aber ist auf Petersen niemals gut zu sprechen gewesen und behauptet auch heute noch, er wäre ein Hindernis für den Erfolg des Geschäftes, indem er aus übergroßer Ängstlichkeit die Annahme der besten Manuskripte verweigerte."



Nach der Probepredigt. Gemalt von



ordenberg.

„Da hat dein Mann wohl sein eignes Manuskript im Auge gehabt."

Sophie lachte. „Na weißt du," sagte sie, „so gut wie mancher anderen Leute Skripturen wird seine wohl auch sein. Er ist doch ein sehr bedeutender Geist in seinem Fache, wenn er auch sonst . . . aber sag' mir doch, wie steht es denn eigentlich mit dir? Ich fand das schauderhaft von Busstedt und bewundere deine Kraft, daß du ihm aufgesagt hast. Hast du es denn nun ganz verwunden?"

„Liebe Sophie, wir wollen davon lieber nicht reden. Es gehört nun einmal der Vergangenheit an, und alte Geschichten von so peinlicher Natur wieder aufzurühren, thut nicht gut. Wir machen alle unsere Erfahrungen durch und können Gott danken, wenn sie eine Schule bilden, aus der wir geläutert und belehrt hervorgehen."

„Nun, ich wollte nur wissen, ob du stark genug wärst, wieder ohne Aufregung von ihm sprechen zu hören. Ich habe ihn nämlich kürzlich in Berlin gesehen. Er that aber so, als bemerkte er mich nicht. Aber er hat mich recht gut gesehen, ich sah, wie er mit seinen gelben Augen über eine Ecke von seinem roten Schnurrbarte wegschielte. Mir war es natürlich sehr gleichgültig, ob er mich grüßte oder nicht, aber ich erkundigte mich doch nach ihm. Er ging nämlich mit einer Dame am Arm, und ich wollte doch wissen, ob er sich vielleicht wieder verlobt hätte. Denn der gehört so recht zu denen, die ihre Uniform benutzen, um einen Goldfisch zu angeln. Und richtig: er ist wieder verlobt. Er hat eine Gutsbesitzerstochter aus der Nähe von Stettin, ein sehr reiches Mädchen, wie es heißt, und sie waren wegen der Aussteuer in Berlin. Der Vater wohnte im ‚Kaiserhof' und heißt Potts. Er ist Witwer, und sie ist das einzige Kind. Kein sehr aristokratischer Name, aber viel Geld. Sie war sehr elegant, wohl ein bißchen zu elegant, wie mir schien; so was die Franzosen nennen élégance tapageuse. Dicke goldene Kette über dem Samtjackett."

„Sollen die Kristallschalen gleich in das Büffett geräumt werden?" fragte Anna.

„Ach, mach' es, wie du willst, wenn sie nur nicht so stehen, daß die Männer hineintreten."

Petersen wandelte in diesen Tagen wie im Traume umher. Er sah Anna täglich, und sie war immer freundlich und gütig gegen ihn. Auch mit Friedrich war er auf gutem Fuße. Friedrich hatte sich sehr verändert. Die Krankheit, welche er durchgemacht hatte, war auf sein geistiges wie sein körperliches Wesen von Einfluß gewesen. Er war ruhiger als vordem. Er schien sich überlegt zu haben, wie er zu sich selber stände, und zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Es war nur noch wenig vom Leutnant an ihm zu entdecken. Nur die gute Haltung und das ritterliche Benehmen erinnerten noch an den ehemaligen Dragoneroffizier, während seine Interessen sich jetzt lediglich seinem neuen Berufe zugewandt hatten. Und wirklich bemerkte Petersen, was auch Anna in ihren Briefen erwähnt hatte, daß Friedrich eine förmliche Abneigung gegen seine früheren Passionen hegte. Er hatte eine Krisis durchgemacht und war als ein neuer Mensch daraus hervorgegangen. Mit Eifer widmete er sich dem Studium der Geschäftslage und saß mit einer Geduld, welche Petersen bewunderte, auf dem Kontor, um in alle Einzelheiten der neuen Unternehmungen der Firma einzudringen.

Es war eine schöne Zeit für Petersen. Frau Sophie Rudloff wollte ihre Schwester nicht so bald wieder fortlassen, Anna schien auch gern zu bleiben, und es bildete sich ein angenehmer Familienkreis im Rudloffschen Hause, welchem Petersen täglich anwohnte. Zur Theestunde, wenn die Geschäftszeit vorüber war, erschien er regelmäßig mit Friedrich zusammen, und es fanden sich häufig außer den Familienangehörigen auch noch Freunde im Rudloffschen Salon. Der Reichsgerichtsrat hatte zahlreiche nähere Bekannte unter seinen Kollegen und den Universitätsprofessoren, und er war es von Berlin her gewöhnt, regen Verkehr zu unterhalten. Zu den Freunden des Hauses gehörte auch die Familie Persius, und Petersen hatte eines Abends Gelegenheit, den Chef der großen Firma dieses Namens selbst dort zu sehen und ihm vorgestellt zu werden. Herr Persius ging wenig aus, und es konnte als eine besondere Auszeichnung gelten, wenn er einmal einige Stunden seiner sehr in Anspruch genommenen Zeit der Geselligkeit in einer befreundeten Familie widmete. Er war ein schlanker, etwas hagerer Mann mit blassem, ernstem Gesichte und durchdringenden Augen. Petersen stand ihm mit besonderer Ehrfurcht gegenüber, da er in ihm den Vertreter alles

dessen erblickte, was er in seinem Berufe als groß, ehrenwert und erfolgreich zu betrachten gewohnt war, und auch Friedrich fühlte in der Gegenwart dieses berühmten Buchhändlers, dessen Geschäftshäuser er mit Staunen durchschritten hatte, einen früher nie gekannten Stolz auf den eignen Beruf.

Das Gespräch wandte sich auf die Litteratur. Dem Herrn Reichsgerichtsrat lag sein ungedrucktes Manuskript je länger desto schwerer auf dem Herzen, und er wollte versuchen, durch weise Bemerkungen über Bücher das Interesse des Herrn Persius für sein Werk zu erwecken. Es wäre ihm ungemein lieb gewesen, wenn dasselbe in diesem angesehenen Verlage erschienen wäre. Er sprach deshalb sehr schön über die Flachheit der meisten Produktionen, über die Seichtheit des Zeitgeschmacks und den hohen Wert wahrhaft wissenschaftlicher Bücher. Aber Herr Persius war so leicht nicht zu fangen. „Ja," sagte er lächelnd, „die wahrhaft wissenschaftlichen Bücher! Ich muß da an das Wort denken: Was das Volk nicht weiß, das weiß noch niemand."

„Wieso?" fragte der Reichsgerichtsrat.

„Ich meine, daß es gerade für die Männer der Wissenschaft die schönste Aufgabe ist, das Volk zu belehren. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, daß alles auf die Kunst des Autors ankommt. Das Publikum liest gern, es will gern belehrt sein. Nur muß der Autor es verstehen zu schreiben. Wenn der Autor interessant ist, so findet er schon ein Publikum. Aber die gelehrten Herren verstehen so sehr selten, ihren Stoff schmackhaft zu machen."

„Nun aber, es gibt doch Stoffe, die absolut nicht für die große Menge behandelt werden können, weil ihr das notwendige Verständnis abgeht."

„Ich denke doch nicht ganz so," entgegnete der Buchhändler. „Freilich, eines schickt sich nicht für alle, aber mir hat an meinem Berufe gerade das immer die größte Freude gemacht, daß ich mir sagen konnte: ich bin kein gewöhnlicher Kaufmann, ich will nicht nur Geschäfte machen, sondern ich verbreite durch meine Thätigkeit nützliches Wissen. Das ist mein Stolz, und ich habe immer Autoren gesucht, die nicht nur selber etwas wußten, sondern die auch ihr Wissen in interessanter Weise mitzuteilen verstanden."

„Und dabei haben Sie auch keine schlechten Geschäfte gemacht."

„Gewiß, und diese Thatsache spricht für meine Ansicht, daß für gute und lehrreiche Bücher immer ein Publikum da ist."

„Für schlechte aber auch."

„Ganz recht, aber schließlich werden die schlechten vergessen, das gute Buch aber bleibt. Wir dürfen nicht zu viel verlangen; die Welt ist groß, und Unwissenheit und schlechter Geschmack sind weit verbreitet. Jedenfalls sieht aber der Buchhändler nicht nur ein Besserwerden, sondern er darf auch das Bewußtsein in sich tragen, daß er an diesem Besserwerden mit ein Verdienst hat. Wie unendlich viel mehr gute Bücher werden heute gelesen als in meiner Jugend."

„Aber wenig gekauft," sagte der Reichsgerichtsrat. „Ich höre, daß von ernsten wissenschaftlichen Werken meistens nur etwa sechshundert Exemplare gedruckt und kaum die Hälfte davon verkauft werden."

„Aber wieviel wird auch geschrieben," sagte der Buchhändler, „und dann, wie gesagt, kann man von Werken, die nur für Fachleute berechnet sind, nicht mehr verlangen. Allerdings könnte das Publikum mehr kaufen. Es ist auffallend, wie die Leute gerade an Büchern sparen. Es wird als letzter und höchster Luxus betrachtet, eine Bibliothek anzulegen, und viel eher ist für Diners, Theater und Sommerreisen das Geld vorhanden als für Bücher. Aber alles das bessert sich doch mit dem steigenden Wohlstande."

„Finden Sie wirklich, daß es sich bessert?"

„Ganz entschieden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hinsichtlich unsers Volkswohlstandes durch unglückliche politische Verhältnisse in der Entwickelung zurückgehalten worden sind, so daß wir hinter England und Frankreich im Nachtrabe gewesen sind. Dort werden freilich die Bücher viel mehr gekauft. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß bei uns in Deutschland viel mehr geschrieben und gedruckt wird als in jenen Ländern. Dort sind die gebildeten Leute, welche Bücher kaufen, dichter gesät, die Leute, welche Bücher schreiben, weit dünner gesäet als bei uns. Das bessert sich aber allmählich bei uns. Unserer nationalen Größe folgt alles andere Gute nach. Der Buchhändler kann bemerken, daß es der ge-

bildeten Familien, welche es nicht für überflüssig halten, eigne Bücher zu besitzen, immer mehr werden. Und in der That, es muß ja jedem Gebildeten einleuchten, daß er sich in einem guten Buche einen Gegenstand von bleibendem Werte anschafft und hierin sein Geld weit besser anlegt als in feinen Weinen oder Zigarren. Ganz abgesehen davon, daß die Ausgaben für eine gewählte Hausbibliothek noch lange nicht die Höhe der Ausgaben für so viele ganz flüchtige und dazu der Gesundheit nachteilige Genüsse erreichen. Der deutsche Buchhandel hat nach meiner Überzeugung noch eine große Zukunft vor sich. Er muß noch einige Zöpfe abschneiden, die ihm hinten hängen, er muß sich noch aus sich selbst heraus in seinen Einrichtungen entwickeln, dann werden wir sehen, was der deutsche Buchhändler kann, der doch seiner intellektuellen Bedeutung nach wahrhaftig dem Engländer und Franzosen nicht nachsteht und der immer die ideale Bedeutung seines Standes zu wahren verstanden hat."

„Der Herr Persius hat ein kolossales Geschäft," sagte am Abend nach diesem Gespräche der Reichsgerichtsrat zu seiner Frau, als beide allein waren. „Der Mann hat mir einen bedeutenden Eindruck gemacht, und er hat solch eine schöne Zuversicht, welche ja freilich die Bedingung des Erfolges ist."

„Weißt du, Männchen, woran ich gedacht habe?" fragte Frau Sophie hierauf.

„Nun, mein Schatz?"

„Die Frieda wäre eine Partie für Friedrich."

„Ah, Gott sei Dank, du gewöhnst dich in Leipzig ein. Das Heiratsbüreau wird wieder eröffnet," sagte der Reichsgerichtsrat.

„Du bist recht unartig. Wenn du spotten willst, so bekümmere ich mich um nichts mehr."

„Nein, bitte, fahre nur fort, ich ehre deine Gründe, ehe ich sie noch kenne, und huldige deiner praktischen Sinnesart."

„Nun also, Friedrich muß dir doch selber leid thun, daß er so einsam dasteht, und ich habe auch von Anna so etwas gehört, was mich auf eine unglückliche Liebe schließen läßt."

„Du willst also als Homöopathin verfahren."

„Dazu hat er seinen anfänglichen Stand opfern müssen, was ihm auch nicht leicht geworden ist," fuhr Frau Sophie fort. „Kurzum, ich wünschte ihn wieder glücklich machen zu können. Der arme Junge thut mir so sehr leid."

„Hm," machte der Reichsgerichtsrat, der an Friedrichs frühere Schulden dachte.

„Frieda Persius wäre so recht eine Partie für ihn. Meinst du nicht auch, Männchen? Sie hat noch drei Geschwister, aber bei dem ungeheuern Vermögen kommt auf sie immer noch sehr viel. Und dann bedenke den Vorteil der Verbindung mit einem solchen Hause! Bitte, gib du mir doch deinen Rat."

„Ich will dir etwas sagen, liebe Sophie," antwortete ihr Mann. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß du meinen Rat einzuholen pflegst, wenn du beschlossen hast, etwas auszuführen. Ich denke aber, du verstehst das besser und hast auch in der Durchführung eine glücklichere, weit geschicktere Hand als ich, deshalb lasse mich, bitte, ganz aus dem Spiele."

„Nun ja, wenn du es auch meinst, lieber Mann," sagte Frau Sophie, „so wollen wir sehen, was sich machen läßt. Frieda ist ganz das Mädchen, das Friedrich glücklich machen würde, und es kam mir heute abend so vor, als ob beide sich einander nicht ganz gleichgültig wären."

„Merkwürdig, welche scharfe Augen du haben kannst, wenn du willst," sagte der Reichsgerichtsrat.

Frau Sophie ließ sich durch die spöttischen Bemerkungen ihres Gemahls nicht irre machen. Sie war eine kluge Frau, die ihren Gatten reden ließ, was er wollte, und in ihrem Hause durchsetzte, was sie wollte.

„Was meinst du, Anna?" fragte sie ihre Schwester, „ist es dir nicht auch aufgefallen, welches Interesse Friedrich an Fräulein Persius' Unterhaltung nahm? Ich kann es ihm nicht verdenken. Sie ist wirklich ein sehr liebenswürdiges und gescheites Mädchen."

„Das ist sie," entgegnete Anna, „aber daß Friedrich es schon bemerkt haben sollte, glaube ich nicht. Man muß sie dazu doch näher kennen. Sie ist sehr still und zurückhaltend."

„Nun, ich hoffe doch, daß Friedrich sich seine alten Geschichten gänzlich aus dem Kopfe geschlagen hat," sagte Sophie. „Er ist wirklich ganz anders geworden, und ich

bin überzeugt, er wird noch einmal ein ebenso tüchtiger Buchhändler wie sein Vater und sein Großvater. Nur muß er heiraten. Meinst du nicht auch, daß es eine vortreffliche Partie für ihn sein würde, wenn er Frieda Persius bekäme?"

„Es wäre eine ausgezeichnete Partie in jeder Hinsicht," erwiderte Anna. „Für Friedrich wäre eine Frau wie Frieda ein wahrer Segen. Er hat ein so gutes Herz und einen so guten Willen, nur daß es ihm leider an der rechten Beständigkeit und Sicherheit des Charakters fehlt. Eine Frau wie Frieda würde ihm den moralischen Halt verleihen. Aber das sind fromme Wünsche. Man sagt, Ehen würden im Himmel geschlossen, und das bedeutet doch wohl, daß man sich in solche Dinge nicht einmischen soll."

„Natürlich, jede Einmischung ist von Übel, und du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, daß mir dergleichen wahrhaftig ganz fern liegt. Aber ich habe doch auch oft genug gesehen, daß Leute, die ein Interesse aneinander nehmen, leicht ihr Glück verscherzen, wenn sie des guten Rates entbehren. Da entstehen Zweifel und Mißverständnisse, und zuweilen kommen Paare, die vortrefflich zu einander gepaßt hätten, lediglich deshalb auseinander, weil es an einer mütterlichen Freundin fehlte."

„Ich kenne dich gar nicht wieder, Sophie," sagte Anna. „Seit wann bist du denn eine so überzeugte Ehestifterin? Ich weiß doch, daß du in früheren Zeiten oft gesagt hast, Sorgen lernte man erst dann kennen, wenn man verheiratet wäre."

„Das ist auch jetzt noch meine Meinung; aber wenn Ehen unglücklich sind, so kommt es doch hauptsächlich davon her, daß die Charaktere nicht zu einander passen. Freunde und Verwandte können es aber immer besser beurteilen, ob die Charaktere harmonieren, als die jungen Leute selbst, denn die Liebe macht blind. Übrigens müssen auch die Verhältnisse zu einander passen, und da haben Freunde und Verwandte ebenfalls das richtigere Urteil."

„Schade nur, daß trotzdem eine innere Stimme spricht, die viel eindringlicher redet als aller guter Rat von außen. Die Klugheit macht es nicht, sonst würde es nicht so viele Ehen geben, die zwar von außen sehr gut und passend aussehen, bei näherem Einblick jedoch recht traurig erscheinen."

„Freilich, das ist wahr," sagte Sophie. „Aber es gibt meiner Erfahrung nach viel mehr unglückliche Männer als unglückliche Frauen, und das kommt daher, daß es so viele Frauen gibt, die schon zufrieden sind, wenn sie ihre Zukunft gesichert sehen und ein angenehmes Haus machen können, während die Männer mehr verlangen und auch Ansprüche geistiger Art machen. Deshalb denke ich gerade, daß Friedrich so sehr gut daran thun würde, Frieda Persius zu heiraten. Sie ist so sehr gediegen und wird auch geistige Ansprüche befriedigen."

„Ich bin auch der Ansicht und würde mich sehr freuen, wenn es dazu käme," sagte Anna, „aber die ganze Sache ist doch nur ein Luftschloß, das du dir gebaut hast, und ich für meine Person werde mich ganz gewiß nicht hineinmischen, das wäre gegen meine Grundsätze."

„Ach was," sagte Sophie, „Grundsätze! Was man als gut und richtig erkannt hat, das muß man auch auszuführen suchen."

Friedrich wußte nicht, welche Pläne für sein Lebensglück geschmiedet wurden. Er ging regelmäßig auf sein Kontor, arbeitete fleißig mit Petersen zusammen und war bestrebt, seine Pflicht zu thun. Öfters noch tauchte das Bild der Komtesse Angelika aus der grauen Vergangenheit auf und wollte ihn anlocken, aber es war ein anderes Bild geworden. Friedrich hatte nur Aufregungen schmerzlicher Art durch die schöne Dame mit dem trostlosen Blick erlitten, nur Bangigkeit, Eifersucht, Sorge und Kummer war ihm von ihr geworden, und seine Krankheit hatte den letzten Rest von Liebeskraft in ihm verzehrt. In seinen Fieberträumen war Angelika immer gleich einem feindlichen Engel, einem schönen verderblichen Dämon vor ihm erschienen. So hatten sich seine Gefühle in ihr Gegenteil verkehrt, und er empfand vor dem Erinnerungsbilde der Komtesse zugleich Furcht und Reue, Reue wegen seiner vergeudeten Zeit und Liebesmühe. Dies war ein Seelenzustand, der ungemein vorteilhaft für die Firma Friedrich Schottmüller war, denn Friedrich verwandte nunmehr einen Eifer auf das Geschäft, der Petersen in freudiges Erstaunen versetzte. Auch gegen ihn selbst war Friedrich jetzt ganz anders gesonnen als früher. Liebe schien sich in Haß und Haß in Liebe verkehrt zu haben. Es gab keine Rivalität zwischen beiden Männern

mehr als darin, wer von ihnen am besten zu arbeiten verstände. Friedrich erkannte willig an, was Petersen geleistet hatte, sprach ihm in liebenswürdiger Weise seine Anerkennung aus und bestrebte sich in aufrichtiger Unterordnung unter seine Dispositionen auf den von Petersen gebahnten Wegen fortzuschreiten. Es kam Friedrichs gutem Willen dabei sehr zu statten, daß er sich in Leipzig befand und daß er im Hause seiner Verwandten wohnte. Die geistige Atmosphäre der großen Buchhändlerstadt regte ihn an, und die Konkurrenz stachelte ihn. Namentlich der Geschäftsbetrieb im Hause Persius imponierte ihm. Diese großen Etablissements, die abends in elektrischer Beleuchtung strahlten und von Hunderten fleißiger Arbeiter erfüllt waren, dieser Einfluß auf dem Buchhändlermarkt, dieser Unternehmungsgeist, diese ganze großherzige und energische Art des Verkehrs mit der übrigen Welt zeigten ihm die Bedeutung seines Berufs und erfüllten ihn mit dem Eifer des Wettbewerbs. Dann aber verschaffte ihm der Verkehr im Rudloffschen Hause auch Anregungen anderer Art und war namentlich Annas Umgang ermunternd bei seiner Arbeit für ihn. Anna hatte einen großen Einfluß auf ihn gewonnen, seitdem sie ihn in seiner Krankheit gepflegt hatte, und ihre ruhig ausgesprochene Ansicht, oft nur ein scheinbar unabsichtlich von ihr geäußertes Wort konnten ihn zu diesem oder jenem bestimmen. Sie verstand es vortrefflich, ihn jetzt mit neuem Lebensmut zu erfüllen, indem sie im rechten Augenblicke ein Lächeln, ein Wort des Lobes und ein Wort der Bewunderung seines Fleißes und seines Erfolges für ihn hatte.

Da sagte eines Abends seine Schwester Sophie, als sie ihn auf seinem Zimmer besuchte, um nach dem Rechten zu sehen, so ganz beiläufig zu ihm:

„Du scheinst auf Fräulein Persius ja einen tiefen Eindruck gemacht zu haben."

„Wieso?" fragte er in einiger Überraschung.

„Nun, weiter nichts besonderes," antwortete Sophie, indem sie ruhig an der Lampe schraubte, „sie äußerte sich nur dieser Tage in einer Weise, die dich wahrscheinlich sehr eitel gemacht haben würde, wenn du hättest zuhören können."

„Das ist mir sehr schmeichelhaft. Was sagte sie denn von mir?"

„Ja, das möchtest du gewiß gern wissen, aber es wäre nicht diskret von mir, wenn ich es wiederholen wollte. Das siehst du doch selbst ein. Denn sie sprach im Vertrauen zu Anna und würde gewiß sehr böse werden, wenn sie wüßte, daß ich auch nur so viel verraten habe."

Friedrich wollte sich nicht schwach zeigen und fragte deshalb nicht weiter. Aber Sophiens Äußerungen waren von erheblichem Einfluß auf ihn. Er hatte eine lange trübe Zeit hinter sich und hegte ein solches Mißtrauen gegen sein Glück bei dem schönen Geschlecht, daß dieses unerwartete Lob seiner Persönlichkeit auf seinen Gemütszustand ungefähr so wirkte, wie ein warmer Regen im Frühling auf das in der Winterkälte erstarrte Gefilde. Die schlaue Sophie hatte sich so unbestimmt ausgedrückt, daß seiner Einbildungskraft ein weiter Spielraum gelassen wurde. Fräulein Persius hatte schon bei der ersten Begegnung einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und wenn er in der Blüte seiner Leutnantszeit gestanden hätte, anstatt die niederdrückenden Erfahrungen mit Komtesse Angelika und die neue ernste Pflicht des Geschäftsmannes auf dem Herzen zu tragen, so würde er wohl gleich auf den Gedanken gekommen sein, ihr den Hof zu machen. Ihr Wesen hatte ihn sympathisch berührt und er hatte sich lebhaft mit ihr unterhalten. Nun aber wurde sie plötzlich in ein ganz anderes, viel helleres Licht gerückt. Es that Friedrich unbeschreiblich wohl, zu vernehmen, er habe tiefen Eindruck auf sie gemacht. Er hatte sich selbst immer noch ein wenig lieb und konnte die vorteilhafte Meinung von sich selbst noch nicht ganz aufgeben, obwohl er in schwarzen Stunden sich selbst mit den beleidigendsten Vorwürfen zu überhäufen geneigt war. Da kam ihm nun, in seinem Bestreben gut von sich zu denken, diese reizende Frieda Persius in wahrhaft beglückender Weise zu Hilfe.

Aber Sophie ließ es nicht bei diesem ersten Schritte auf ihrem wohlbedachten Wege bewenden. Bei der nächsten Gelegenheit, welche sie mit Fräulein Persius zusammenführte, trieb sie dasselbe Spiel, welches sie bei ihrem Bruder getrieben hatte. Hier mußte sie es, wie ihr Instinkt ihr sagte, schon etwas feiner machen. Hatte sie doch mit ihrem eignen Geschlecht zu thun.

„Haben Sie eine Differenz mit meinem

Bruder gehabt?“ fragte sie in der unschuldigsten Weise.

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Fräulein Persius. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?“

„Nun, dann habe ich mich geirrt,“ sagte Frau Sophie. „Entschuldigen Sie, bitte, meine unbescheidene Frage.“

„Ja, aber was brachte Sie denn darauf?“ fragte Fräulein Persius. „Ihr Herr Bruder ist ein so höflicher und wohlerzogener Mann, daß eine Dame schwerlich so leicht in Streit mit ihm kommen wird. Ich habe mich immer nur sehr gut und angenehm mit ihm unterhalten. Hat er sich über mich beklagt?“

Frau Sophie lachte. „Nein, er hat sich nicht beklagt,“ antwortete sie. „Im Gegenteil. Aber er zeigte sich letzthin, als die Rede auf Sie kam, so befangen und war... kurz, ich befürchtete, es sei irgend etwas zwischen Ihnen beiden vorgefallen, und ich hätte das gern beigelegt, denn unsere Familien sind doch befreundet und Anna hängt so an Ihnen, wie ich es gar nicht beschreiben kann. Freundschaften, die in der ersten Jugend geschlossen werden, sind doch immer die dauerhaftesten.“

Fräulein Persius war ein wenig verwundert und ihr kluger Blick ruhte so forschend auf Sophiens Gesicht, daß diese beinahe aus der Fassung gekommen wäre. Doch das Bewußtsein, nur in der besten Absicht der Wahrheit ein wenig zu nahe getreten und gewissermaßen zu Hilfe gekommen zu sein, hielt sie aufrecht, und ihr blühendes Gesicht blieb undurchdringlich. Frieda Persius überlegte. Was war denn zwischen ihr und Herrn Schottmüller vorgefallen? Er hatte sich ihr durch ein ritterliches Benehmen und eine Eleganz der körperlichen Haltung, wie sie dergleichen nicht allzu häufig unter den Herren gefunden hatte, angenehm bemerklich gemacht. Sie hatte auch seine Unterhaltung interessant gefunden. Es mischte sich bei ihm immer noch die Erinnerung an den Reiterdienst unter den gesetzteren Ton des Geschäftsmannes, und das verlieh seiner Ausdrucksweise einen Reiz, den nicht jede Konversation mit den ihr bekannten Leipziger Herren besaß. Gestritten hatte sie nie mit ihm, sie wußte sich keines einzigen Wortes zu entsinnen, welches Friedrich hätte übelnehmen können, wie sie selbst auch ihm niemals etwas übelzunehmen Grund gehabt hatte. Wenn also das der Grund nicht war, so konnte seine Befangenheit nur eine andere Bedeutung haben.

Frieda Persius hatte schon mehrere Körbe ausgeteilt. Sie war eine zu anziehende Erscheinung und ihr Vater stand in zu hohem Ansehen, als daß sie der Welt hätte verborgen bleiben können. Es hatten sich schon mehrere Männer um sie beworben, aber ihr Herz war noch nicht berührt worden, und ihr verständiger Sinn hatte bis jetzt bei jeder Werbung gefunden, daß der Antrag ein wenig zu schnell gekommen sei, um als Ausfluß einer tiefen echten Neigung gelten zu können. Sie hätte gern einmal mit dem Schäfermädchen getauscht, das die Lämmer am Bache weidete. Das Bewußtsein, eine Erbin zu sein, flößte ihr Mißtrauen ein. Die Geschäftsleute, welche sie umschwärmten, waren so sehr biegsam und hatten so habgierige Augen. Friedrich hatte ihr nicht zum mindesten deshalb so gut gefallen, weil er von offenem, gutmütigem, soldatischem Wesen war. Eben die Eigenschaften, welche ihm bis jetzt so viel Leid gebracht hatten und von einem falschen Freunde mißbraucht worden waren, verliehen ihm in Friedas Augen, nun sie tiefer über ihn nachdachte, einen Vorzug, den sie bei den klugen Herren der Leipziger Geschäftswelt vermißte.

Während dergestalt Friedrich und Frieda anfingen, einander mit besonderen Augen zu betrachten und wirklich jene Befangenheit zu empfinden, welche die wohlmeinende Intrigantin Sophie ihnen angedichtet hatte, spannen sich auch, unbemerkt vom Kreise der Verwandten und Freunde, die Fäden enger und fester, welche Petersen und Anna miteinander verknüpften.

Frau Sophie hatte viel zu viel damit zu thun, daß sie die ihr höchst interessante Annäherung zwischen ihrem Bruder und Fräulein Persius, ihr eigenstes Werk, wie sie voll Stolz sagte, überwachte und beförderte, als daß sie es hätte beachten sollen, welche langen Unterhaltungen Anna des Abends nach dem Thee mit Petersen in der Ecke des Salons an dem mit Büchern bedeckten Tische führte. Sie neckte Anna wohl damit, daß sie selber ein halber Buchhändler sei. Anna hatte eine bemerkenswerte Kenntnis des litterarischen Marktes. Schon zu Hause, von dem Zeitpunkte an, wo sie ihren Vater des Trostesbedürftig sah, hatte sie sich eingehender,

als sonst Damen zu thun pflegen, mit dem Studium des Buchhandels beschäftigt, und zwar zunächst aus Teilnahme an ihrem Vater und dem Schicksal der Firma. Dann aber hatte sie, während Petersen in Leipzig thätig war, dessen Unternehmungen und geschäftliche Maßregeln mit Eifer verfolgt, und ein großer Teil ihrer Korrespondenz mit dem jungen Manne bestand aus hierauf bezüglichen Fragen und Antworten. Sie hatte nicht unwesentlich Petersens Vorschläge und Pläne bei ihrem Vater unterstützt. Aber Frau Sophie war doch im Irrtum, wenn sie sich einbildete, ihre Schwester unterhalte sich mit Petersen nur von Fakturen, Prospekten und Verlagsartikeln. Petersens Augen leuchteten heller und seine Wangen röteten sich lebhafter in diesen intimen Gesprächen an dem Büchertische unter der Hängelampe, als es der Fall gewesen sein würde, wenn das Geschäft allein zwischen ihm und Anna verhandelt worden wäre. Es war eine selige Zeit für ihn, die Tage verflogen in rätselhafter Weise, ungezählt, obwohl reichlich genossen und mehr und mehr befestigte sich jene Hoffnung in seinem Herzen, die er zu Anfang nur als überkühn betrachtet und zu ersticken versucht hatte.

Da kam plötzlich eine Nachricht aus Neustadt, die jäh und zerstörend in alle Pläne und in den frohen Genuß der Stunde hineinfuhr: der Geh. Kommerzienrat Schottmüller war ganz unerwartet gestorben. Er hatte sich gewohnterweise nach dem Mittagessen in scheinbar vollkommenem Wohlbefinden zu Bette gelegt, doch war er nicht wieder aufgestanden. Als der Diener nach zwei Stunden, verwundert darüber, daß der Herr nicht klingelte, eingetreten war, hatte er den alten Herrn leblos gefunden. Der Tod mußte sanft eingetreten sein, denn es war kaum zu unterscheiden gewesen, ob Schlaf oder Tod den Ruhenden fesselte.

19. Kapitel.

Große Bestürzung herrschte in Neustadt unter den Angestellten des Hauses Schottmüller. Nicht allein waren sie sehr traurig über den Verlust eines so gütigen Prinzipals, sondern sie fragten sich auch voll Besorgnis, was nun werden solle. Sie hatten alle von dem jungen Herrn, der nun die Zügel der Regiernng in die Hände nehmen würde, keine günstige Meinung, und namentlich die älteren Leute, welche lange Jahre im Geschäft gewesen waren und in einem vertrauten Verhältnisse zu dem Alten gestanden hatten, fühlten sich äußerst unbehaglich bei dem Gedanken, nun von der Neuerungssucht, den Launen und der Herrschsucht eines jungen Mannes abhängig zu sein, den sie von so unvorteilhaften Seiten kennen gelernt hatten. Sie hatten ihn heftig, hochfahrend und leichtsinnig gekannt, sie wußten um seine Schulden, sein flottes Offizierleben und fürchteten seinen Mangel an Erfahrung in den buchhändlerischen Geschäften.

„Es wird nun wohl Zeit werden, daß einige von uns gehen,“ sagte langsam und trübe der alte Buchhalter zu dem alten Kassierer. „Dieser junge Herr wird alles auf den Kopf stellen, und in diesen Umständen ist es besser zu gehen, als nach vielem Ärger weggeschickt zu werden.“

„Auf mich besonders hat er einen Groll,“ entgegnete der Kassierer. „Er hat es mir nie verzeihen können, daß ich seine Bären so langsam losband. Er hätte es lieber gesehen, wenn das Geld gleich mit vollen Händen ausgeschüttet worden wäre, damit er nur nichts mehr damit zu thun gehabt hätte.“

Ganz trostlos zeigte sich die Frau Geheime Kommerzienrätin. Sie war gänzlich niedergebeugt und vermochte auf die liebevollen Worte ihrer Kinder, die alle herbeigeeilt waren, kaum zu hören. Nun ihr Gatte so schnell von ihrer Seite gerissen worden war, entsann sie sich aller der Härte, die sie ihm gezeigt, aller der Versäumnisse an Liebe, die sie sich hatte zu schulden kommen lassen. Sie war keine böse Frau, sie gedachte immer das Rechte zu thun, nur hatte ihr Ehrgeiz sie immer verblendet und ihre Heftigkeit sie fortgerissen, so daß sie ihrem Manne zu seinen Lebzeiten nicht hatte verzeihen können, daß er es nicht zu einer noch glänzenderen Stellung gebracht hatte. Voll Reue und Scham blickte sie jetzt auf die Vergangenheit zurück, alles erschien nun plötzlich in gänzlich verändertem Lichte, und besonders ihr Streben nach dem Adelspatent und die Pein, welche sie dem guten Gemahl damit bereitet hatte, erschienen ihr jetzt als höchst verwerflich und strafbar.

Die Eröffnung des Testaments zeigte, daß die finanzielle Stellung des Hauses und

der Familie doch weit besser war, als die Angehörigen vermutet hatten. Einmal war das Kapitalvermögen des alten Herrn doch bedeutender gewesen, als man vermutet hatte, sodann war gerade im letzten halben Jahre ein Umschwung im Geschäft eingetreten, der die Verhältnisse wieder befestigt und gehoben hatte. Friedrich, der die Sachlage besonders pessimistisch angesehen hatte, ward durch den jetzt ihm eröffneten Einblick freudig überrascht, und als er in den hinterlassenen Papieren seines Vaters studierte, sah er mit Erstaunen, wie tiefgreifend und erfolgreich gerade Petersens Maßregeln, Pläne und Vorschläge auf allen Gebieten der geschäftlichen Thätigkeit des Hauses gewesen waren. Überall fanden sich seinem Rate gemäß die Löcher verstopft, durch welche der Wohlstand des Hauses hatte entrinnen wollen, und neue Quellen der Einnahme eröffnet. Die Papiere fanden sich in guter Ordnung. Der alte Herr war in der letzten Zeit, gleich als hätte er eine Ahnung von seinem Ende gehabt, sehr fleißig dabei gewesen, die gesamte Geschäftslage klar zu stellen. Es ergab sich, daß außer dem großen Kapital, welches im Geschäfte selbst angelegt war und in der letzten Zeit angefangen hatte, sich sehr gut zu rentieren, noch ein Vermögen von etwa einer Million Mark vorhanden war, welches teils in Grundstücken, teils in zinstragenden Papieren angelegt war und der Familie ein vom Geschäfte unabhängiges Auskommen sicherte. Da eine Teilung Verluste mit sich gebracht haben würde, so war im Testamente bestimmt worden, daß eine Verwaltung dieses Vermögens eintreten und jedem Erben sein Teil am Zinsertrag in Raten ausbezahlt werden sollte. Diese Verwaltung sollte von Friedrich, dem Reichsgerichtsrat und Petersen gemeinsam geführt werden. Da die Frau Geheime Kommerzienrätin außerdem noch ein eigenes Vermögen von ungefähr dreihunderttausend Mark besaß, welches unabhängig von dem übrigen verwaltet wurde, so war die Lage der Hinterbliebenen als sehr günstig anzusehen. Es wurde im Familienrate beschlossen, die früheren Einrichtungen unverändert auch fernerhin bestehen zu lassen. Nur sollte Friedrich in seiner jetzigen Stellung als Chef auch hinsichtlich seiner häuslichen Einrichtung an des Vaters Platz treten und die Mutter sich auf einen von ihr zu wählenden Teil des Hauses beschränken.

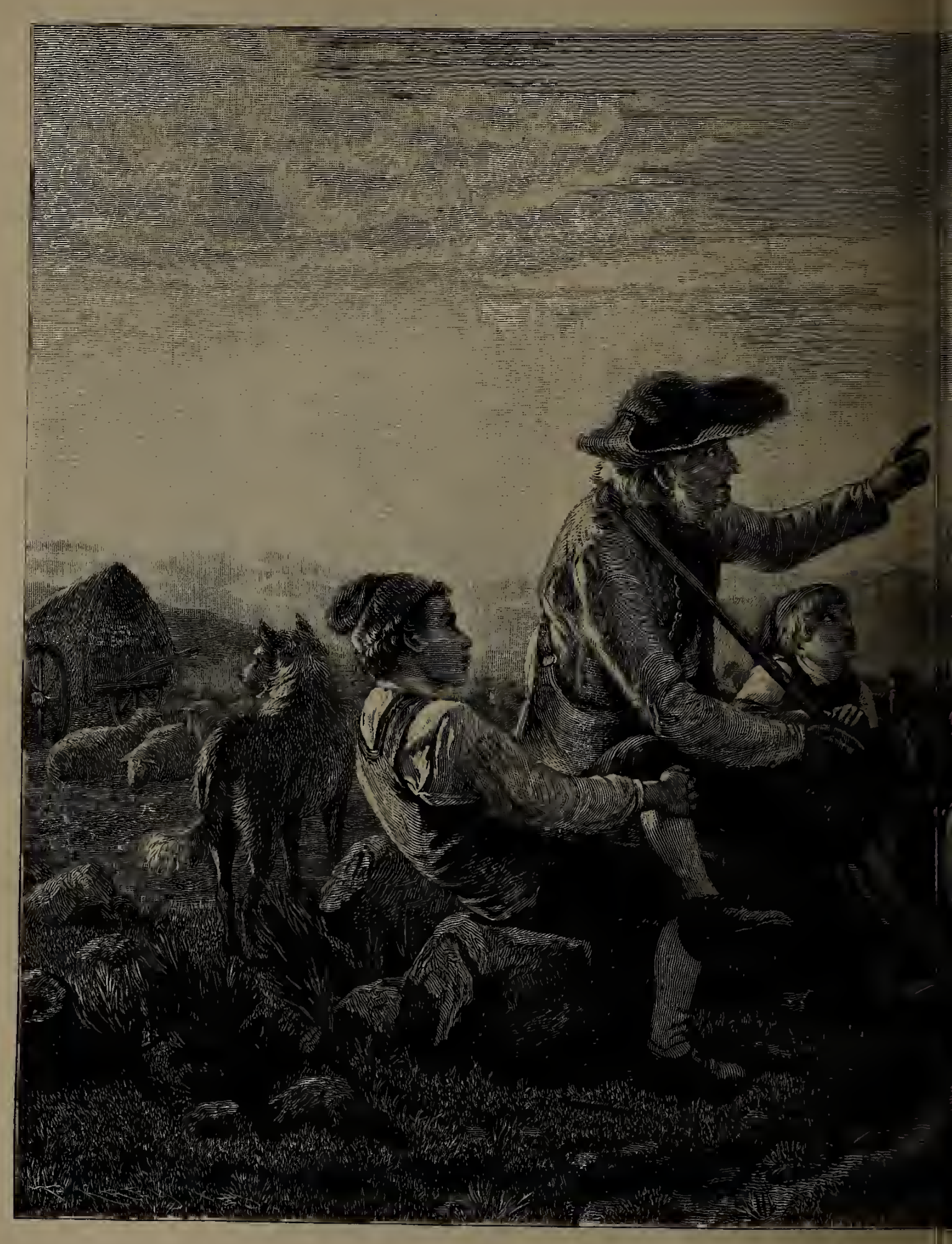
Nachdem so die Trauerfeierlichkeiten und die privaten Angelegenheiten beendet worden waren, versammelte Friedrich alle Angestellten des Hauses im größten Saale um sich und redete mit bewegter Stimme zu ihnen über das Ereignis, welches sie alle schmerzlich empfanden, und über die Zukunft. Sie waren aber alle verwundert, wie sehr der junge Mann sich verändert hatte, wie gut und treffend er sprach und welche Pietät aus seinem Wesen hervorleuchtete. Er versicherte, daß er wohl zu schätzen wisse, welche Dienste die alten Angestellten der Firma erwiesen hätten und wie sehr die gute Stellung des Hauses dem Eifer aller Angehörigen desselben zu verdanken sei. Deshalb gedenke er auch durchaus keine Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen vorzunehmen, sondern habe die Absicht, im Sinn und Geist seines Vaters das Geschäft fortzuführen. Er bitte nur, ihm Vertrauen zu schenken und überzeugt zu sein, daß etwaige Mißgriffe von seiner Seite nur dem Mangel an Erfahrung zuzurechnen sein würden, weshalb er denn die treuen alten Stützen der Firma bitte, ihm bei solchen wie bei allen anderen Gelegenheiten mit ihrem bewährten Rat zu Hilfe zu kommen.

Es traten aber vielen, die ihm zuhörten, Thränen der Rührung in die Augen, und alle drängten sich, als er geendigt hatte, um ihn, um ihm die Hand zu drücken und ihm zu versichern, daß sie ihm treu wie seinem Vater sein wollten. Der alte Buchhalter und der alte Kassierer sahen einander an und tauschten einen Blick des Einverständnisses miteinander aus. Es war doch das gute alte Schottmüllersche Blut wieder in dem jungen Chef trotz der wilden Sprünge, die er in vergangenen Zeiten gemacht hatte.

„Ich muß dich loben und bewundern, lieber Bruder," sagte Anna zu ihm, als sie von dem Eindruck vernommen hatte, den er unter den Angestellten hervorgerufen. „Siehst du nun das helle Fenster in der steilen Spirale des Lebens?"

Sie küßte ihn herzlich, und er fühlte sich froh und stolz.

Petersen kehrte, sobald die Angelegenheiten in Neustadt es gestatteten, wieder nach Leipzig zurück, wo es sehr viel zu thun gab. Er stand jetzt auf dem besten Fuße mit dem neuen Chef, und alle Maßregeln wurden zwischen ihnen beiden beraten. Friedrich



Aus vergangener Zeit. Gemalt von



bemann.

hatte den Wert und die Bedeutung dieses Mitarbeiters vollauf zu würdigen gelernt. Das Weihnachtsgeschäft stand wieder in Aussicht, und die Firma gedachte eine sehr große Anzahl von Jugendbüchern auf den Markt zu bringen. Die Bestellungen von seiten der Sortimenter gingen sehr flott ein.

In Leipzig fand Petersen auch die Probenummer der neuen Wochenschrift aus der Firma Niedermeyer & Bäumcher vor. Sie hatte sich etwas verspätet, so daß sie erst zu Mitte November erschienen war. Petersen sah, indem er die Nummer durchblätterte, den großen Macher Adalbert Fitte, der als Redakteur am Kopfe der Wochenschrift genannt war, leibhaftig vor sich stehen. Das war ganz Fittes Hand und Wurf. Zu Anfang ward ein Bildnis eines berühmten, noch lebenden Dichters gegeben, und dem Bilde war ein Text von Fittes eigener Hand beigefügt, worin das Licht dieser Berühmtheit nicht unter den Scheffel gestellt wurde. Drei Seiten des Heftes waren mit Autographen angefüllt, die Fitte seiner Sammlung entnommen hatte. Zwei Seiten waren mit Bilderrätseln, Scherzaufgaben und dergleichen angefüllt, zwei Seiten mit guten Ratschlägen für Küche, Keller, Blumentisch und Zimmeraquarium. Dann fand sich darin eine glänzende Besprechung des Romans der Gräfin Julia Werba, woraus der Leser sehen konnte, daß ein neuer Stern von blendendem Glanze am litterarischen Himmel aufgegangen sei, und in einer Fußnote war angemerkt, daß dieser Roman soeben in einem Bande zu fünf Mark im Verlage von Niedermeyer & Bäumcher erschienen sei. Den Hauptteil des Heftes bildeten sehr gute Holzschnitte nach sehr unbedeutenden Gemälden, sowie nach Originalzeichnungen moderner Meister und die Anfänge von zwei Romanen berühmter Schriftsteller. Die Firma hatte es sich offenbar etwas kosten lassen. Die ganze Ausstattung war vorzüglich. Daß die neue Wochenschrift sich durch irgend etwas ausgezeichnet hätte, was den Titel „Die deutsche Familie" in besonderer Weise hätte rechtfertigen können, durfte schwerlich behauptet werden. Sie hatte ganz denselben Inhalt, den die anderen Wochenschriften auch hatten. Nur im Format trat ein Unterschied zu Tage. Fitte war der Ansicht, die Hefte müßten so handlich sein, daß sie bequem im Bette gelesen werden könnten. „Die meisten Männer lesen überhaupt nur im Bette, wenn sie müde von der Arbeit des Tages sind," hatte er gesagt, „aber auch hinsichtlich der Frauenwelt ist es praktisch, das Format klein zu nehmen. Läßt sich das Ding mit einer Hand halten, so ist der Erfolg schon halb errungen."

„Das wird gehen," sagte sich Petersen mit dem Instinkte des Buchhändlers. Und in der That ging „Die deutsche Familie." Niedermeyer & Bäumcher gaben das zweite Heft schon in vierzigtausend Exemplaren heraus, von denen sie nur zehntausend verschenkten, und beim vierten Hefte, der Weihnachtsnummer, ließen sie sich eine Auflage von siebzigtausend Exemplaren notariell beglaubigen. Was aber Petersen wahrhaft in Erstaunen versetzte, war, daß am Neujahrstage der Schriftsteller Adalbert Fitte zum Professor ernannt wurde. Es stand am 2. Januar im Tageblatt, und die Nachricht ging dann durch alle Blätter.

„Wie hat er das nur angefangen?" fragte Petersen seinen jüngeren Kollegen Lizak, mit dem er jetzt häufig zusammentraf.

„Ja, das ist ein Fuchs," sagte Lizak. „Ich hörte von Bäumcher, er hätte es durch den berühmten Dichter erreicht, dessen Porträt er in der Probenummer brachte. Die beiden sind jetzt ganz intim. Der große Dichter ist Freund mit dem kleinen Fürsten, der Fitte zum Professor gemacht hat."

„Dann wird er auch noch Geheimer Hofrat und adlig werden, wie er verheißen hat," sagte Petersen.

„Ohne Zweifel," erwiderte Lizak, „nur der erste Schritt ist schwer. Werden Sie denn zu Bäumchers Hochzeit gehen?"

„Nein, ich bin nicht eingeladen, ich kenne die Leute ja auch nicht näher."

„Bäumcher kommt mir wie der Prinz im Märchen vor," sagte Lizak. „Kürzlich war sein Vater hier und hat in der Besorgnis, es möchte dem Söhnchen noch an etwas mangeln, eine Villa für das junge Paar in der Salomonstraße gemietet, will auch abgesehen von dem Kapital, das er ins Geschäft gegeben hat, noch dreißigtausend Mark jährlich extra für die Haushaltskosten hergeben. Bei alledem kommt mir Bäumcher nicht recht glücklich vor. Wenn nur der Märchentraum nicht bald zerrinnt! Mich hatte die schöne de Baez sehr bald ernüchtert."

„Wir wollen das Beste hoffen,“ sagte Petersen. Er betrachtete alle Liebesangelegenheiten mit mildem Auge, denn sein Herz war selbst völlig gefangen und er hatte Mitgefühl mit allen Schmerzen und mit allem Sehnen, die der Eros bringt.

Wieder kam die Ostermesse heran, und sie brachte für die Firma Friedrich Schottmüller ein Ergebnis, das als überaus befriedigend, ja glänzend zu betrachten war. Das Glück begleitete die eifrige und umsichtige Thätigkeit Petersens und lächelte dem jungen Chef des altberühmten Hauses. Friedrich war zur Messe nach Leipzig gekommen, und er drückte dem treuen und kundigen Mitarbeiter mit dankerfülltem Blicke die Hand. Doch nicht allein der Abrechnung wegen war er erschienen. Er blieb eine ganze Woche in Leipzig und war täglich im Persiusschen Hause zu sehen. Seiner Schwester Sophie kluge Minierarbeit hatte zu der rechten Goldader geführt, eine tiefe und echte Neigung war aus dem ersten Interesse entstanden, welches Friedrich und Frieda Persius aneinander genommen hatten. Wie leere Traumbilder waren allmählich der Leutnant von Busstedt und Komtesse Angelika aus Friedrichs Erinnerung verschwunden. Der neue Reiz des Lebens und insbesondere die verantwortliche, ausgedehnte Arbeit an der Spitze des großen Verlagsgeschäfts hatten Friedrichs Sinn umgewandelt und gefestigt. — Das Jahr verrann, wiederum kam die Weihnachtszeit, da fand ein großes Fest im Hause Persius statt. Verschwenderisch erfüllten Blumen und ausländische Gewächse den Flur, die Treppen und Gemächer des prächtigen Hauses, welches der Buchhändlerfürst mit seiner Familie bewohnte, und in Friedas Zimmer versammelten sich ihre Freundinnen, um die Braut zu schmücken. Am Einfahrtsthore drängte sich schaulustiges Volk, um die Equipagen zu zählen, welche in langer Reihe einfuhren, und um bewundernde Blicke auf die schön geschmückten Damen und eleganten Herren zu richten, die als Hochzeitsgäste erschienen. Im Glashause war unter Palmen eine glänzende Tafel aufgeschlagen, und inmitten nördlichen Winters zauberte der Reichtum den Zauber des Südens hervor.

„Siehst du nun,“ sagte Frau Sophie flüsternd zu ihrem Manne, indem sie mit den Augen nach dem jungen Paare hinwinkte, das in glückstrahlender Befangenheit unter der Schar gratulierender Verwandten und Freunde stand, „siehst du nun, daß meine Pläne doch nicht so ganz thöricht sind?“

„Du bist eine Perle von einer Frau,“ antwortete er. „Die jungen Leutchen scheinen mir wahrhaftig ganz vortrefflich zu einander zu passen.“

„Und noch weißt du nicht das Schönste,“ sagte Frau Sophie, indem sie ihn listig ansah.

„Wie? Soll es noch etwas Schöneres geben, als dies junge Ehepaar und sein Glück?“

„So mußt du es nicht verstehen. Ich meine nur, ein wenig Dankbarkeit gebührt mir doch. Denn wer hat dies gemacht? Nun rate einmal!“

„Ja, mein liebes Kind!“ sagte der Herr Reichsgerichtsrat. „In welcher Richtung soll ich da raten? Wenn ich dich recht verstehe, so zielst du auf etwas hin, was mit einem vulgären Ausdruck wohl der Kuppelpelz genannt wird. Wenn ich dich recht kenne, so hast du es möglich gemacht, dir auch …“

„Mann!“ sagte Frau Sophie, ihn unterbrechend, „richterlicher Beamter! Denke doch einmal mit dem Herzen anstatt mit dem corpus juris! Bin ich denn nicht immer auf deinen Vorteil bedacht? Aber ich will es dir lieber gleich sagen, sonst fährst du noch lange in der Irre umher. Also Persius will dein Werk verlegen. Er hat es mir zugesagt.“

„Wahrhaftig!“ rief der Herr Reichsgerichtsrat, und seine blassen Wangen röteten sich in freudiger Überraschung. „Da zeigt Persius wirklich viel Einsicht. Du bist ein Engel, liebe Sophie! Dieses Werk — ich sage dir, liebes Weib, dieses Werk enthält sehr viel — es ist ein ungewöhnliches Werk. Es kann meinem Namen einen Ruhm verleihen, der …“

„Eben deshalb, Männchen. Du bist der Erste unter allen Juristen, und es freut mich, daß es nun endlich an den Tag kommt.“

Außer der Tafel, welche im Glashause für den engeren Kreis der Familie und Freunde gedeckt worden war, befand sich noch eine zweite größere in dem anstoßenden Saale, und hier saß Petersen während des Hochzeitsmahles. Es waren im ganzen etwa

hundert Gäste gegenwärtig, von denen nur etwa ein Drittel im Glashause Platz fand. Petersen führte eine Kousine der Neuvermählten zu Tische, und dieselbe war eine recht hübsche und unterhaltende junge Dame, doch schweiften seine Blicke oft aus der näheren Nachbarschaft hinweg durch die geöffnete Thür in den Raum, wo Anna saß. Leider konnte er sie von seinem Platze aus nicht sehen. Wenn Gesundheiten ausgebracht wurden, erhob sich wohl ein größerer Teil der Gesellschaft, um mit dem Glase in der Hand dorthin zu gehen, wo der Gefeierte saß, und mit ihm anzustoßen, und so bekam Petersen nicht allein die alte Frau Geheime Kommerzienrätin, die Familie Rudloff und den flotten Reinhard mit seiner Gattin, sondern auch das eigentliche Ziel seiner Sehnsucht von Zeit zu Zeit zu Gesicht. Aber dies wollte ihm nicht recht genügen, und der Umstand, daß er unter der größeren Menge, unter den entfernteren Freunden des Hauses seinen Platz hatte, war ihm niederdrückend, obwohl er sich sagte, daß die Plätze ganz nach Recht und Billigkeit, nach Takt und richtiger Berechnung verteilt worden waren. Er machte sich selbst Vorwürfe über eine melancholische Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, er sagte sich, daß dies ein Freudenfest für jeden wahren Freund der Firma Friedrich Schottmüller sein müsse, da der Chef des Hauses unmöglich eine bessere Wahl unter allen Töchtern des Landes hätte treffen können, aber diese schwermütige Laune war stärker als er. Wenn er sich vorhielt, daß das alte Haus Schottmüller im Begriff stehe, zu einem Glanz und einer Größe anzusteigen, wie es sie niemals vorher besessen habe, daß die Verbindung mit dem Hause Persius für Friedrich in der buchhändlerischen Welt dasselbe bedeute, wie in der politischen Welt für einen Königssohn seine Vermählung mit einer Kaiserstochter, so freute er sich zwar, aber betrübte sich doch zugleich. Er fühlte die eigne Kleinheit gegenüber solcher Größe. Er mochte sich noch so oft vorhalten, daß er mit Friedrich gut befreundet sei und daß dieser recht wohl wisse, in welchem Maße er dem Kommanditär für den Bestand und Erfolg der Firma zu Dank verpflichtet sei — immer wieder fühlte er sich als der vermögenslose Mann von dunkler Herkunft. Er hatte noch niemals gewagt, Anna sein Herz zu eröffnen. Wohl hatte er in gehobenen Augenblicken gehofft, daß Anna in seinem Herzen gelesen habe, auch ohne daß er dessen Wünsche offenbarte, aber solche frohe Sicherheit war eben nur den guten Stunden eigen, und heute war die Stunde nicht gut. Er liebte, von der frohen Feier tief berührt, so sehr, daß er alles befürchtete.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, verteilte sich die Gesellschaft in den Zimmern, das junge Ehepaar, welches die Wintermonate in Italien zu verleben beabsichtigte, verschwand, und die Zurückbleibenden gaben sich dem ferneren Genusse der geselligen Freuden hin. Die junge Welt wollte tanzen, und die älteren Herren vereinigten sich um die auserlesenen Weine des Hausherrn, während die älteren Damen beim Kaffee ihre Betrachtungen über den seltsamen und unerklärlichen Verlauf der Dinge seit ihrer Jugend anstellten.

Petersen hatte keine Lust zu tanzen. Er hatte in seinen früheren Jahren wohl Bälle besucht, war aber aus der Übung gekommen und fürchtete, sich ungeschickt anzustellen. Auch trinken mochte er nicht mehr, und die Unterhaltung mit den anderen Herren fing an, ihm langweilig zu werden. Es waren fast lauter Buchhändler, und das Gespräch war zu sehr geschäftsmäßig geworden. Er trat in eine Fensternische, betrachtete eine schöne kleine Palme, die auf einem dreibeinigen Tischchen von Goldbronze stand, und überlegte, ob es nicht ratsam sei, nach Hause zu gehen. Da legte sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm, und als er sich umdrehte, sah er Anna vor sich.

„Sie sehen ja so schwermütig aus," sagte sie und blickte ihn zutraulich an.

Petersen empfand ein angenehmes Gefühl der Erwärmung um das Herz herum, und die Welt schien ihm mit einem Male in besserer Ordnung zu sein, als eine halbe Minute vorher.

„Sie sind sehr gütig, das zu bemerken, Fräulein Schottmüller," sagte er. „Ich weiß nicht, wie es kommt. Ein so schönes Fest sollte doch alle Teilnehmer froh stimmen, aber ich fühlte mich recht einsam."

„Hat man Sie vernachlässigt, Herr Petersen?" fragte sie mit besorgter Miene.

„O nein, das heißt ja doch," entgegnete er. „Ich habe Sie den ganzen Tag kaum zu sehen bekommen."

„Das ist allerdings gewichtig und sehr betrübend für Sie,“ sagte sie, indem ein schelmischer Zug um ihren Mund spielte.

Petersen erwärmte sich mehr und mehr bei dieser liebenswürdigen Teilnahme und betrachtete Annas anmutige Erscheinung mit entzücktem Blicke. Seine Stimmung hatte gänzlich umgeschlagen und aus der bisherigen Niedergeschlagenheit ging jetzt eine Anwandlung froher Kühnheit hervor. Wollte er es nicht endlich einmal wagen, sein Herz sprechen zu lassen? Er stand Anna in so vielen Beziehungen doch so nahe. Sie hatten über die intimsten Angelegenheiten der Familie miteinander gesprochen, nachdem zuerst die geschäftlichen Sorgen und die Sorge um Friedrich sie einander genähert hatten. In den häufigen und langen Unterhaltungen im Hause des Reichsgerichtsrats vor einem Jahre waren sie fast wie Bruder und Schwester zu einander geworden und hatten über so viele Erscheinungen der Welt ihre Ansichten in beglückendem Gespräch miteinander ausgetauscht. Nur wollte immer noch eine schlimme Furcht Petersen zurückhalten. Wenn er sich täuschte, wenn sein Wagnis mißlang, dann war alles aus, dann waren alle die Freuden, die ihm aus Annas Freundschaft zu teil wurden, mit einem Schlage vernichtet, und er ward in einsame Finsternis hinausgestoßen. Aber endlich mußte es doch gewagt werden.

„Ja,“ sagte er, als er ihr Lächeln bemerkte, „es gibt so böse Widersprüche im Leben. Ihr Herr Bruder ist so glücklich, daß alle, die ihn lieben, sich mit ihm freuen sollten. Aber ich fürchte, ich bin ein arger Egoist, denn ohne daß ich es wollte, machte mich die Hochzeit auf meine eigne Vereinsamung aufmerksam, und nun tadelte ich mich selbst wegen meiner Schlechtigkeit.“

„Allerdings, Herr Petersen, da begreife ich Sie wohl,“ erwiderte Anna, indem sie mit dem Kopfe nickte und ein altkluges Gesicht machte. „Die Betrachtung der eigenen Schlechtigkeit ist niemals eine erfreuliche Beschäftigung. Ich will Ihnen jedoch gestehen, daß es mir nicht viel besser ging als Ihnen. Als ich meine Schwägerin Frieda so glücklich sah, da dachte ich an meine eigene Zukunft, und als ich so überlegte, wie ich nun als altes Jüngferchen in Suppenvereine gehen und für Waisenkinder Strümpfe stricken würde, da erheiterte mich der Gedanke auch nicht, obwohl eine solche Beschäftigung ja sehr lobenswert ist.“

Jetzt lächelte Petersen. „O, mit Ihnen, Fräulein Anna, ist es doch ganz etwas anderes,“ sagte er. „Um Sie bewerben sich doch so viele ausgezeichnete Männer, daß Sie nur zu wollen brauchen, um Ihr Schicksal nach Ihrem Wunsch zu gestalten.“

„Ah, ich danke Ihnen für das Kompliment, Herr Petersen. Seit wann haben Sie sich denn eine so schmeichelhafte Sprache angewöhnt? Aber wenn es wirklich so wäre, wie Sie gütigst meinen — ich bin mir noch immer nicht recht klar über die rechten Eigenschaften eines guten Ehemannes. Deshalb würde mir die Wahl schwer fallen. Wie denken Sie darüber, Herr Petersen? Sie sind doch ein Mann. Glauben Sie zum Beispiel, daß ein tüchtiger Buchhändler als solcher auch schon ein guter Ehemann sein würde?“

„Wenn ich diese Frage ernst und gewissenhaft nach jeder Richtung hin prüfe,“ sagte Petersen mit angenommener Bedächtigkeit, indem er auf den Scherz einging, „so komme ich zu einem Ergebnis, das allerdings günstig für den Buchhändler zu sein scheint. Ein tüchtiger Buchhändler versteht zunächst das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, läßt sich durch den Flitter nicht blenden und erkennt den echten Wert der Bücher. Deshalb erwirbt er nur solche Manuskripte, welche wirklichen Gehalt haben. Alsdann aber versteht er es auch, die Werke, welche er erworben hat, hoch zu halten und durch verständige Behandlung deren Wert zur rechten Geltung zu bringen. Er schließt sie gewissermaßen in sein Herz ein, sie machen einen Teil seines Selbst aus, und indem er das Interesse seiner Verlagsartikel in kluger Weise vertritt, gelangt er zu Wohlstand und Ansehen, was dann wiederum seinen Büchern zugute kommt. Dazu gehören Eigenschaften, die auch den guten Ehemann ausmachen. Er braucht nur seine Frau so zu wählen und zu behandeln wie seine Bücher.“

„Sie sind doch recht sophistisch, Herr Petersen, und offenbaren heute Eigenschaften, die ich noch gar nicht an Ihnen gekannt habe. So benutzen Sie nun die Gelegenheit, sich selbst in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Wenn ich nun behauptete, daß alsdann jeder gute Geschäftsmann ein guter Ehemann sein würde, so könnten Sie nichts dagegen sagen.

Denn ein tüchtiger Kohlenhändler weiß auch die guten von den geringen Kohlen zu unterscheiden und schließt sie in sein Herz ein, um Geschäfte damit zu machen."

„Ja, Sie sind mir zu fein, Fräulein Anna," sagte Petersen lachend. „Aber doch ist noch ein Unterschied da, den Sie sicherlich bemerkt, aber absichtlich nicht erwähnt haben. Denn der Kohlenhändler und der Tuchhändler und der Seifensieder, und was es sonst noch für Geschäftsleute gibt, die arbeiten nicht mit so feinem Stoffe wie wir. Zum Buchhändler gehört eine Warenkenntnis ganz anderer Art. Die gute und geringe Kohle kann schließlich auch der Fuhrmann unterscheiden, der sie fährt, aber die Bücher zu unterscheiden, dazu gehört mehr. Uns Buchhändlern tritt in den Manuskripten die Persönlichkeit der Autoren selbst, also der erlesenen Denker ihres Volkes, vor Augen, denn wie das Werk, so der Schriftsteller, und wie der Schriftsteller, so das Werk. Mit der allerfeinsten Ware also, mit dem Geiste der Begabten, haben wir zu thun. Deshalb glaube ich nicht unrecht zu haben, wenn ich behaupte, daß dem Buchhändler der Vorrang gebührt. Er versteht es am besten, so zarte, edle Ware, wie Frauenherzen, zu beurteilen. Nur sie zu gewinnen, ist er, wie ich fürchte, nicht bevorzugt. Denn das ist Gnadensache, da entscheidet die Frau selbst in souveräner Machtvollkommenheit."

„Schön gesagt, Herr Petersen; aber wissen Sie, welche Eigenschaft meines Erachtens vor allem zum guten Ehemanne gehört und welche Sie noch nicht genannt haben?"

„Ich wäre sehr erfreut, sie kennen zu lernen."

„Es ist das Selbstvertrauen, Herr Petersen," sagte sie, indem sie auf den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, niederblickte. „Das Selbstvertrauen führt die Gnade herbei."

Petersen atmete tief. Er sah umher: es war nur ein kleiner Kreis von Herren und Damen im Zimmer, in eifrige Unterhaltung vertieft, und die Nische, halb versteckt durch schwere seidene Vorhänge, war ein sicherer Ort zu vertraulichstem Gespräch.

„Wenn ich Selbstvertrauen besäße, Fräulein Anna," sagte er, ihre rechte Hand ergreifend, die sie ihm widerstandslos überließ, „so wüßte ich wohl, was ich thäte."

Sie sah zu ihm auf, und ein inniges Gefühl schimmerte in ihrem Blick.

„Dann bäte ich um diese Hand, Geliebteste, um sie nie wieder zu lassen," sagte er.

Sie antwortete nicht, aber sie gab dem Zuge seiner Hand nach, und für eine Sekunde lag sie an seine Brust geschmiegt und begegneten sich beider Lippen in schüchternem Kusse.

* * *

Die Frau Geheime Kommerzienrätin war sehr überrascht und nicht sonderlich erfreut, als sie vernahm, daß Anna sich mit Petersen verlobt habe. Sie hatte sich von dem Gedanken, daß er nur ein Kommis sei, noch nicht recht loszumachen vermocht, und hatte auch die unbestimmte Erwartung, daß sich irgend ein anderer Freiherr oder Graf an des Leutnants von Busstedt Stelle finden werde, nicht ganz aufgegeben. Aber sie hielt die Zügel der Regierung nicht mehr wie früher in Händen, und als sie einsah, daß sie die Sache doch nicht werde ändern können, fand sie sich in das Ereignis und gab dem Paare ihren Segen.

Friedrich schrieb einen langen Gratulationsbrief aus Rom. Er freute sich aufrichtig darüber, daß Anna einen Mann gefunden habe, der nicht nur ihr, sondern auch der Firma eine wertvolle, sichere Stütze sein werde. Es ward ausgemacht, daß Petersen vom Tage seiner Vermählung ab als Teilhaber in die Firma treten sollte mit seinem Sitz in Leipzig als Leiter der dortigen Kommandite. Annas Erbteil, welches aus der Masse herausgezogen wurde, sollte er als seinen Anteil zum Betriebskapitale des Geschäfts einschießen. Seine alten Eltern waren stolz und glücklich, und Petersen vergaß sie nicht, sondern blieb der gute Sohn, der er immer gewesen war. Schon wenige Monate nach der Verlobung fand in Neustadt die Hochzeit statt, und ein glücklicheres Paar als Petersen und seine junge Frau war schwerlich jemals in Leipzig eingezogen.

Die Firma Niedermeyer & Bäumcher fährt fort, gute Geschäfte zu machen, und lernt immer mehr den Professor Fitte als unvergleichlichen Redakteur schätzen. Er hat ein unfehlbares Auge für das, was dem Publikum gefallen muß. Oft gibt er auch noch Erklärungen dafür ab und redet im Redaktionsbüreau, aber seine Erklärungen

sind veränderlich wie die Farben des Chamäleon, und in Wahrheit kennt er selbst den Grund seines Erfolges nicht, sondern handelt aus Instinkt. Er nimmt eine bedeutende Stellung in der litterarischen und buchhändlerischen Welt ein. Er verfolgt mit eiserner Konsequenz den Grundsatz, alle diejenigen in seiner Zeitschrift zu loben und zu empfehlen, welche „Die deutsche Familie“ gelobt und empfohlen haben, und alle diejenigen zu ignorieren oder anzugreifen, welche sein Blatt ignoriert oder angegriffen haben. Seine Sammlungen erweitern sich unter so günstigen Verhältnissen täglich, und er veröffentlicht auch von Zeit zu Zeit Werke, welche aus diesen Sammlungen zusammengestellt worden sind, so daß sein Ruf als eines Gelehrten zugleich mit seinem Vermögen wächst. Geheiratet hat er noch nicht. Eine Zeitlang dachte er an die Gräfin Julia Werba, welcher er einen ansehnlichen Namen als Schriftstellerin gemacht hat. Als er sie aber persönlich kennen lernte, kam er von dem Gedanken zurück. Er ist zuweilen zum Besuch auf dem Gute des alten Grafen und überlegt die beste Art und Weise, sich einen jener Namen zu erwerben, die er einst Petersen gegenüber entwickelte. Der Graf ist nicht abgeneigt, das Gut zu verkaufen, aber er verlangt zuviel, und Fitte denkt, er könnte es billiger bekommen, wenn er noch wartete. Denn er weiß, daß das Gut sehr stark verschuldet ist. Komtesse Angelika ist nicht mehr da, sonst würde er vielleicht um ihre Hand anhalten. Sie ist bald nach Busstedts Verheiratung mit Fräulein Potts in ein Kloster zu Prag gegangen. Bei all seinem Erfolge nagt gleichwohl ein heimlicher Wurm an Fittes Herzen. Seitdem er so groß geworden ist, hat ihn ein Ehrgeiz befallen, der ihm früher unbekannt war. Er möchte gern etwas schreiben. Er setzt sich öfters hin, wenn er Zeit erübrigen kann, und will dichten. Aber es geht nicht, es fällt ihm nichts ein. Das wurmt ihn, und er faßt allmählich einen bittern Groll gegen die Leute, welche schreiben können. Er lacht noch immer über sie und sagt, sie wären unpraktische Leute, aber er lacht nur mit den Lippen.

Auch Niedermeyer und Bäumcher, obwohl sie im Geschäfte Glück haben, scheinen doch nicht recht zufrieden zu sein. Niedermeyer ist ganz zerfallen mit seinem Schwiegervater. Der alte Baumgärtel ist auf die Idee gekommen, seine Haushälterin zu heiraten, hat sich mit Niedermeyer, der ihm abreden wollte, überworfen, die Haushälterin erst recht geheiratet, und nun befürchtet Niedermeyer, daß der Alte ihm zum Trotz ein Testament zu gunsten seiner zweiten Frau machen wird. Niedermeyer aber ist ein Geschäftsmann von der Art derjenigen, die mehr auf das sehen, was sie noch bekommen könnten, als auf das, was sie haben, und so grämt ihn der voraussichtliche Verlust mehr, als ihn der erworbene Reichtum freut. Bäumcher wohnt und lebt sehr elegant, ist aber nicht recht einig mit sich selbst, zankt sich viel mit Niedermeyer und Fitte, deren Übergewicht ihm lästig erscheint, und geht immer damit um, aus dem Geschäft auszutreten. Er kann sein Ideal nicht ganz vergessen, weiß aber nicht, wo er es finden könnte, und das macht ihn unglücklich. Er trinkt viel Champagner und läßt seine Frau machen, was sie will. Sie fährt in einem sehr modernen Landauer spazieren und entschädigt sich für die Mühsal ihrer jüngeren Jahre dadurch, daß sie sich durchaus nicht mehr um die Kunst bekümmert.

Glücklich sind Petersen und Anna. Ihr Heim wird von dem fröhlichen Lachen der Kinder belebt, der schönsten Musik, die in einem Hause erklingen kann, und nach ernster, befriedigender Arbeit empfängt den Mann die sanfte, kluge Hausfrau, deren weiche Hand alle Runzeln zu glätten versteht. Denn ganz ohne die Runzeln der Sorge und Mühe geht es wohl nicht ab, auch beim besten Glück im Getriebe der Eulen und Krebse.







Der Kolporteur im Schwarzwald. Originalzeichnung von Fritz Reiß.

Magazingewehr und kleines Kaliber.

Von J. Schott, Major z. D.

In zwei verschiedenen Bahnen bewegt sich heute die Fortbildung der Kriegsgewehre, indes mit dem gleichen Endziele: die Beschleunigung der Gefechtsentscheidung durch das Gewehrfeuer.

Die eine Richtung will den festen Boden jahrzehntelanger Erfahrung nicht verlassen, sie fügt aber zu dem bewährten Guten ein neues, in seinen dauernden Folgen noch nicht ausreichend zu übersehendes Element hinzu, das ohne Steigerung der Schußleistung an sich mehrere Schüsse in gleicher Zeit ermöglicht.

Die andere Richtung bricht mit allem Gegebenen und will von Grund aus neu aufbauen. Mehr Schüsse aus gegebenem Munitionsgewicht, mehr getroffene Gegner bei gegebener Schußzahl sind zwei der erstrebten Ziele, das dritte fällt mit dem der ersten Richtung zusammen: mehr Schüsse in gegebener Zeit. Ist der Boden fest, auf dem der Neubau sich erhebt, so ist der Fortschritt gewaltig und entscheidend. Doch wehe, wenn der Boden wankt; eine volle Sicherheit kann erst die Erfahrung im großen ergeben, die heute noch fehlt.

Der Repräsentant der ersten Richtung ist das Magazingewehr mit Beibehalt des bisherigen Laufkalibers, der Vertreter der zweiten das Magazingewehr mit verkleinertem Laufkaliber. Das Magazin ist eine neue Etappe des seit Jahrhunderten datierenden Strebens nach Verminderung der zum Laden des Gewehres nötigen Zeit. Von den einundneunzig Tempos der Muskete der Kaiserlichen bis zu den drei Ladegriffen des deutschen Infanteriegewehres M./71 und ähnlicher Handfeuerwaffen, welcher Fortschritt und doch noch kein Ende der Vervollkommnung! Übrigens ist die Idee eines Munitionsbehälters am Gewehr, der das Laden beschleunigt, uralt: jede einigermaßen hervorragende Gewehrgalerie zeigt nicht bloß Hinterlader-, sondern auch Magazingewehre aus früheren Jahrhunderten.

Die technischen Mittel jener Zeiten genügten nicht, um geniale Gedanken dieser Art in eine lebensfähige Gestalt überzuführen, eine Erscheinung, die nicht auf das Gebiet der Schußwaffen beschränkt blieb. Zu Kriegszwecken brauchbare Magazingewehre finden wir erst im nordamerikanischen Sezessionskampfe, der ihnen die Feuertaufe verlieh. Die Nordamerikaner sind in dieser Hinsicht tonangebend geworden, was aber eine Fachkommission der Unionsarmee vor mehreren Jahren nicht abhielt, sich gegen die dauernde Einführung eines Magazingewehres daselbst auszusprechen. In dem erwähnten Kriege kamen zwei verschiedene Arten von Magazingewehren in Händen der föderierten Reiterei vor: das Spenzergewehr mit Magazin im Kolben, der Henrykarabiner (späterhin von Winchester verbessert) mit Magazin unter dem Gewehrlaufe. Die letztere Lage, doch so, daß das Magazin vom Holze des Vorderschaftes umgeben ist, hat in Europa Eingang gefunden, zuerst 1869 in der Schweiz, später in Österreich bei dem Gendarmeriegewehr, in Frankreich 1878 und in Italien (1885) bei den Gewehren für die Marinetruppen, 1884 in Deutschland beim Infanteriegewehr M./71. 84. Deutschland ist die erste Großmacht gewesen, welche das Magazingewehr und zwar unter Beibehaltung des bisherigen Laufkalibers von 11 Millimeter, sowie ohne wesentliche Änderung der Munition für seine gesamte Infanterie angenommen hat. Sein Vorgehen fällt also unter die erste der beiden obenerwähnten Richtungen. Einen gleichen Zweck wie die erwähnten Magazineinrichtungen verfolgt die in Österreich-Ungarn 1886 für das Repetiergewehr angenommene Bündel- oder Paketladung. Die Patronen sind hier zu fünfen übereinander in einem Blechgerippe verpackt; statt der Einführung einzelner Patronen in die Patroneneinlage, nimmt letztere ein solches Paket auf, das nach fünf Schüssen erneuert wird. Aus der besonders eingerichteten Patroneneinlage werden die Patronen des Pakets durch den Schloßmechanismus nach und nach dem Laufe zugeführt. Das Auswerfen des Blechgerippes nach fünf Schuß geschieht, ebenso wie das der einzelnen Patronenhülsen nach jedem Schusse, selbstthätig. Der österreichische Infanterist feuert, wie man zu sagen pflegt, stets aus dem Magazin, was ihn zwar nicht zu stetem Schnellfeuer zwingt, aber vielleicht verleitet, von letzterem einen häufigeren Ge-

brauch zu machen, als gut ist. Die Schaftmagazine schieben dem einen Riegel vor. Das Füllen eines solchen mit Patronen beansprucht so viel Zeit, daß, wenn es im Gefechte erfolgen soll, der Schütze zu einer merklichen Unterbrechung des Feuers genötigt ist. Der Mann hat in dem gefüllten Magazin nur einen Rückhalt für die Entscheidung des Gefechtes zu erblicken, im übrigen feuert er wie mit einem gewöhnlichen Gewehr. Dazu leitet ihn die Ausbildung an, und zugleich gebietet ihm das, wo die Einwirkung der Vorgesetzten nicht möglich ist — die eigne Klugheit. Das Gewehr mit Schaftmagazin trägt in seiner Einrichtung eine gewisse Sicherheit gegen Munitionsvergeudung. Allerdings wird durch die Patronenfüllung das Gewehr um nahezu ein Pfund schwerer und zwar an ungünstiger Stelle, welche die Vorderwichtigkeit erhöht.

Eine einfache, aber unwillkommene Art der Bündelladung ergibt der Schnellader, wie ihn die Franzosen vor kurzem nachträglich bei ihrem bisherigen Gewehre eingeführt haben. Es ist dies weiter nichts, als eine Ledertasche, welche, an passender Stelle am Gewehre befestigt, dem Schützen die Patrone zur Entnahme mit der Hand näher rückt, als es die gewöhnliche Patrontasche vermag. Der Zeitgewinn ist hier nur gering und wiegt die Unbequemlichkeit nicht auf, die im übrigen daraus erwächst.

Was nun den Grundzug der zweiten Richtung, die Kaliberverminderung, betrifft, die gegenwärtig ein beliebtes Thema bildet, so steht auch sie nicht unvermittelt da. Solange es Handfeuerwaffen gibt, begegnet man dem Streben nach Erleichterung der Waffe und des zugehörigen Geschosses unter Herabsetzung des Kalibers beider. Die Bewegung hat auch ihre Rückschläge gehabt; die im XVI. Jahrhundert auftauchende Muskete ist der Ausfluß eines solchen. Man hatte vorher die Gewehre (Haken oder Arkabusen genannt) so erleichtert, daß die stützende Gabel fortbleiben konnte. Dabei hatten aber die Kugeln soviel an Gewicht und Wirkung eingebüßt, daß die Panzer sich wieder breit machten; man findet daher plötzlich wieder schwere Gewehre mit erhöhtem Kugelgewicht und vergrößerter Durchschlagskraft. Erst als durch diese sogenannten Musketen die Panzer aus dem Felde geschlagen waren, konnte man sich wieder rückhaltlos in die unterbrochen gewesene Bewegung stürzen, welcher die erleichterten Musketen Gustav Adolfs und die Flinten des vorigen Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken.

Heute stehen wir nun vor einem Vorgange, zu dem vor mehr als einem Menschenalter die Annahme der länglichen Geschoßgestalt (statt der kugelförmigen) den Grund gelegt hat. Er vollzieht sich analog im Gebiete der schweren Geschütze. Als man das Kaliber des gezogenen Gewehres stufenweise auf etwa 11 Millimeter herabgemindert hatte (1866 bis 1871), dachte man die untere Grenze erreicht. Auf dieser Anschauung ist das Waffensystem aufgebaut, welches, wenn heute oder morgen ein großer Krieg ausbräche, denselben in der Hauptsache noch ausfechten müßte. Die gegenwärtige Phase der großen Bewegung hat ihren Anstoß aus privaten Kreisen der Schweiz erhalten und bereits in größeren und kleineren Staaten einen dankbaren Boden gefunden. Ein Ingenieur Hebler in Zürich, früher Artillerieoffizier, hat das Studium der Frage des kleinsten Gewehrkalibers zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Mit großen Opfern und ohne jegliche Unterstützung von Behörden ist er zu erstaunlichen Resultaten gelangt. Ein schweizerischer Artilleriemajor Rubin ist später, von Hebler unabhängig, in ähnlichem Sinne vorgegangen. Der innere schwarze



Fig. 1. Fig. 2.

Kreis der Fig. 1 hat das Kaliber desjenigen Gewehres, welches Hebler als das Endergebnis seines Studiums und seiner Versuche ansieht, nämlich $7^1/_2$ Millimeter (einer gewöhnlichen Bleifederstärke entsprechend), der äußere das heute noch übliche Kaliber von 11 Millimeter als Durchmesser. Der weiße Ring, welcher beide Kreislinien trennt, stellt die Kaliberverminderung dar, und diese an sich geringe Differenz kostet Europa voraussichtlich — Milliarden! Die Geschosse beider Kaliber ergeben sich aus Fig. 2. Das längere ist dasjenige Heblers; das kürzere entspricht dem Kaliber von 11 Millimeter, hat $2^1/_2$ Kaliber als Länge, Heblers dagegen über 4 Kaliber und wiegt trotzdem nur gegen 15 Gramm, das ältere Geschoß

aber 25 Gramm. Das Heblersche Geschoß, obgleich leichter, vermag die im Gewehr erlangte Geschwindigkeit während seiner Bewegung besser zu erhalten als das andere Geschoß, das mehr der Einwirkung des Luftwiderstandes unterliegt. Das leichtere Heblergeschoß ersetzt den Ausfall an Gewicht durch eine wesentlich vergrößerte Geschwindigkeit, denn das Gewehr läßt mindestens die gleiche Pulverladung, wenn nicht mehr, zu als das bisherige von 11 Millimeter.

Bei der Ausführung der kleinkalibrigen Gewehre ergaben sich nun eine Menge Schwierigkeiten. Die Pulverladung, welche noch erhöht wurde, findet eine verringerte Druckfläche und wirkt daher viel intensiver auf das Geschoß, das sich stark staucht und viel Blei an die Laufwände abgibt, sie übt auch einen zerstörenden Einfluß auf die metallene Patronenhülse und deren Zündhütchen aus. Pulver wie Geschoßmaterial konnten nicht beibehalten werden, ohne der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Das Pulver, oder sagen wir lieber Treibmittel, muß seine erste Gasentwickelung wesentlich einschränken, späterhin aber, wenn das Geschoß im Laufe erst vorgerückt ist, um so ergiebiger werden, um noch die volle Wirkung auf dieses ausüben zu können. Der Rückstand wird in dem engeren Rohre noch lästiger als jetzt, daher seine Verringerung geboten ist. Damit die Patronen nicht noch länger werden als bisher, muß das Treibmittel ein vermindertes Volumen erhalten. Das Geschoß muß ein härteres Material haben, seine Oberfläche erfordert ein Metall, das keine Teile an die Wandung des Laufes abgibt. Die Züge im Laufe des Gewehres bedürfen einer steileren Windung, um dem leichteren und längeren Geschosse ein zur sicheren Erhaltung seiner Lage in der Luft nötiges vermehrtes Drehbestreben zu geben. Hierdurch wie infolge der engeren Bohrung wird die Anfertigung der Läufe wesentlich erschwert. Die engeren Läufe verbiegen sich noch leichter als die bisherigen und sind schwieriger zu reinigen. Die Rücksicht auf eine noch mögliche Reinigung läßt das Kaliber $7^1/_2$ Millimeter als das kleinstdenkbare erscheinen, da $6^1/_2$ Millimeter die geringste Stärke eines brauchbaren Putzstockes (aus Metall natürlich) ist.

Die Lösung der Geschoßfrage ist dem Direktor Lorenz der Maschinenfabrik in Karlsruhe zu verdanken. Seine aus sogenanntem Hartblei im Innern, aus dünnem Stahl an der Mantelfläche bestehenden Geschosse (beides durch Lösung verbunden) erhalten sich im Rohre wie beim Eindringen in einen festen Körper unverändert. Das Anschmiegen der dünnen Stahlhaut an die Züge erfolgt ausreichend sicher; statt das Innere des Laufes zu verunreinigen, tragen sie noch zur guten Erhaltung desselben bei. Diese sogenannten Verbundgeschosse erfüllen nebenbei eine humanitäre Aufgabe: die Verwundungen werden viel weniger gefährlich, heilen leichter. Die Anfertigung im großen hat noch Schwierigkeiten zu überwinden. Um ein geeignetes Treibmittel zu erhalten, hat man das gewöhnliche Pulver im ganzen verdichtet. Auch unter Beibehalt der gekörnten Form ist es gelungen, ein Pulver von ausreichender Beschaffenheit darzustellen. Eine völlig erschöpfende Lösung der Frage des Treibmittels scheint noch nicht vorzuliegen; hierzu ist nur unter Änderung der chemischen Beschaffenheit Aussicht vorhanden. Ob diese bei dem französischen Gewehrpulver für das 8 Millimeterkaliber bereits erfolgt ist, steht dahin, man glaubt es aber, da, wie versichert wird, das Pulver rauchfrei ist.

Um die Konstruktion des Laufes, die Ausmittelung der Gewichtsverhältnisse von Geschoß und Ladung und um viele andere Einzelheiten hat sich Hebler große Verdienste erworben.

Was die mit der Kaliberverminderung verbundene Erhöhung der Leistungsfähigkeit betrifft, so gipfelt diese in wesentlich gestreckterer Flugbahn, geringerer Geschoßstreuung, enorm erhöhter Durchschlagskraft. Die gestrecktere Flugbahn begünstigt den Gebrauch im Feldkriege, indem sie viel unabhängiger von der Kenntnis der Zielentfernungen macht, als man es bisher war. Die Schußweiten gehen bis über zwei Kilometer, die völlig rasante Bahn bis etwa 450 Meter (100 Meter mehr als bisher). Ein Geschoß vermag drei bis vier Menschen hintereinander zu durchbohren, auch die im Feldkriege jetzt eine so große Rolle spielenden Deckungen leichter zu durchschlagen als bisher. Die zehn Gramm Mindergewicht des Geschosses verbleiben der Patrone; der Mann, welcher bei uns jetzt 100 Patronen trägt, könnte 130 fortbringen. Das kommt dem Schnellfeuer zu statten, denn

bei dem kleinkalibrigen Gewehre läßt man sich die Vorteile der Magazinladung nicht entgehen. Alles Umstände, welche dem Feldgebrauche des Gewehres zu gute kommen. Legen wir diese auf die eine Wagschale, auf die andere die Nachteile: erschwerte Instandhaltung des Gewehres, seine difficilere Natur, die größeren Herstellungskosten, dazu fürs erstemal alle die Übelstände, welche mit einer Neubewaffnung verbunden sind, endlich die noch wenig umfassenden Erfahrungen, wohin wird sich das Zünglein neigen? Wo liegen schon Entscheidungen vor? Das wollen wir in kurzem noch beantworten. Frankreich hat bereits 8 Millimeter-Magazingewehre an ein Armeekorps ausgegeben, ob für die ganze Stärke desselben, weiß man nicht. Für das Jahr 1888 wurden bedeutende Summen vom Parlament zur Fortsetzung der Anfertigung solcher gefordert. Portugal läßt gleichfalls 8 Millimeter-Magazingewehre in Steyr fertigen. Dänemark, Belgien, Österreich-Ungarn (dieses erst vor kurzem) haben in gleichem Sinne entschieden, befinden sich indes noch im Vorbereitungsstadium. England, Spanien, Schweden-Norwegen, Schweiz sind aus den Versuchen noch nicht heraus. Deutschland und Italien führen Magazingewehre des bisherigen Kalibers, Rußland bleibt beim bisherigen Einlader, doch sprechen hier nicht allein sachliche Gründe mit.

Nach alledem kann man vermuten, daß das verkleinerte Gewehrkaliber sich weiterhin Bahn brechen wird. Auch Deutschland wird es annehmen, darüber kann kaum ein Zweifel obwalten. Wir würden sonst unsern Traditionen des steten Strebens nach den leistungsfähigsten Waffen untreu. Das Zündnadelgewehr war ja in technischer Hinsicht ein viel gründlicherer Bruch mit der Vergangenheit, als er uns beim kleinen Kaliber zugemutet wird, und doch haben wir denselben gewagt. Wenn heute noch kein Entschluß bekannt ist, im Gegenteil, wie es scheint, an den bisherigen Magazingewehren weitergearbeitet wird, so liegt dies an der Unklarheit der politischen Verhältnisse, die uns überhaupt zu der Umbewaffnung veranlaßt hat, ohne vorher die Versuche mit dem kleinen Kaliber zum Austrage zu bringen. Die deutsche Heeresleitung wird schon den richtigen Moment finden, wo der Übergang stattfinden kann, ohne das Errungene aufs Spiel zu setzen. Dabei hilft ihr eine zielbewußte, ihrer Erfolge stets sichere Politik.

Ein Ordonnanzritt in der Beauce nördlich von Orleans.

Von Tanera.

„Gott sei Dank! Ein Stall mit Stroh. Vielleicht kann man da" — weiter reichten die Gedanken nicht. Ich rutschte mehr, als daß ich stieg, von meinem Rappen herunter, fiel der Länge nach um, und weg waren Bewußtsein und Willenskraft; ich schlief. Ähnlich muß es meinem guten, braven „Orleans," so hieß nämlich mein treues Roß, ergangen sein, denn als ich abends gegen sechs Uhr aufwachte, lag es noch gesattelt und gezäumt neben mir und schlief auch. War aber auch kein Wunder, denn die letzten Tage hatten uns beiden in einer Art zugesetzt, daß kräftige Naturen dazu gehörten, bei solchen Strapazen nicht ganz aus dem Leim zu gehen. Es war nach Coulmiers, am 10. November, als mein Pferd und meine eigne Wenigkeit endlich nach einem etwa siebenstündigen Schlafe wieder wenigstens etwas auftauten und von neuem leistungsfähig in die Welt schauten. Ganz erholt und gekräftigt waren wir noch nicht, aber die Maschine ging doch wieder, und mehr konnte man unter den damaligen Verhältnissen nicht verlangen. Wer etwas von der Zeit vom 7. bis 10. November 1870 und dem Thun und Treiben der Bayern von der Tanns in diesen Tagen gehört hat, der weiß, was man damals den Truppen zumuten mußte, und weiß genau, wie diese die letzte Kraft aufbrauchten, um den gestellten Anforderungen zu genügen. Wem aber die Ereignisse an der Loire fremd sind, dem genügt es zu erfahren, daß das Korps des alten Tann und die Reiter des Grafen zu Stollberg vom 7. November frühmorgens auf den Beinen waren, teilweise am 7. nachmittags das Gefecht bei Chantôme durchkämpften, alle in der Nacht zum 8., an

diesem Tage selbst und in der Nacht zum 9. große Märsche auf Grund von alarmierenden Nachrichten oder behufs Konzentrationen ausführten, am 9. von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang die Schlacht von Coulmiers gegen eine fünffache Übermacht schlugen, vom Schlachtfeld weg $2^1/_2$ bis 3 Stunden nach St. Peravy ꝛc. marschierten und dann nach einer Rast von nur $1^1/_2$ Stunden in der Nacht zum 10. November den 36, man lese sechsunddreißig Kilometer langen Rückmarsch in die Gegend von Toury, Poinville, Chapelle St. Blaise, Chaussy und Tivernon in bester Ordnung vollzogen. Freilich kamen dort Menschen und Tiere „halali" an, aber sie waren doch der so schlau erdachten Schlinge der Generale Aurelles de Paladine, welcher mit seinen 75 000 Mann von Osten und Südosten, und Martin de Pallières, der mit 45 000 Mann von Westen und Südwesten anrückte, entschlüpft, und als diese Herren das Netz zuziehen wollten, verbrannte sich ersterer bei Coulmiers die Finger, und letzterer kam zu spät, die Vögel waren entwischt. Das hätte den Franzosen wohlgethan, wenn sie den verhaßten „diables bleux" und den gerade so wenig beliebten Husaren, Ulanen und Kürassieren Stollbergs so eine Art von „Sedan" hätten bereiten können. Dem Zahlenverhältnis nach wäre es leicht möglich gewesen, denn 18 000 gegen 120 000 ist kein Spaß. Aber es stimmte doch nicht, denn General d'Aurelles war zwar ein Biedermann, aber noch lange kein Moltke, ebensowenig wie unser Tann nur ein Ducrot oder Wimpffen, und wir — nun wir waren eben keine Franzosen, sondern dem Feinde gegenüber rauhbeinige, borstige Gesellen, die zu grob zuschlugen, als daß man sie im Gefecht fassen konnte, und mit Siebenmeilenstiefeln marschierten, als man sie mit Übermacht erdrücken wollte.

In dieser Zeit, also am 10. November, erwachte ich, wie erwähnt, gegen sechs Uhr abends im Stalle des Maires von Tivernon. Ich wußte anfangs gar nicht, wo ich war. Daß ich mich beim Eintreten vormittags, nachdem ich 75 Stunden kein Auge zugemacht und in den letzten 51 Stunden mich nur von einem Pferd auf das andere gewälzt und die armen, abgerackerten Tiere ununterbrochen herumgehetzt hatte, solange sie überhaupt konnten, keineswegs um das Wie und Wo des Ruheplatzes gekümmert hatte, das wird mir niemand verargen. Da krauchte jemand mit einer düsteren Laterne umher.

„Eh là-bas! Monsieur, dites-moi donc! Où suis-je?"

Die Gestalt schlürfte näher heran.

„N'est-ce pas, c'est le village de Tivernon?"

„Wos moanens denn, Herr Leitnant? I verstand Ehna*) nit recht."

„So, du bist's, Schwaninger? Wo sind wir denn eigentlich?"

„Tiverhnon hoaßt dös Nest, Herr Leitnant. 's is goar nit so schlecht."

„Wo ist denn der Herr General?"

„Der schloft im Zimmer drinn afm Sofa."

„Und Hauptmann von X?"

„Der liegt am Tisch und schloft a no."

„Sind die Unteroffiziere zum Befehlholen schon da?"

„Na, Herr Leitnant. I glab, der Befehl is a no goar nit g'schrieb'n, denn 's schloft alles."

So war es auch. Nur mein Bursche hatte sich seit einiger Zeit aufgerüttelt, um zu sehen, ob eigentlich sein Herr auch da sei, und wollte wahrscheinlich soeben neue Studien in stillem Selbstvergessen vornehmen, als mein Erwachen seine guten Absichten durchkreuzte. Ich rieb den Schlaf aus den Augen, raffte mich auf, sprang in die Höhe und streckte und dehnte mich. Es kam mir aber vor, als ob ich gerädert worden sei, denn alle Glieder schmerzten mich, und es dauerte ziemlich lange, bis ich meine alte Gelenkigkeit annähernd wieder erlangt hatte. An der linken Seite fühlte ich noch nach mehreren Stunden heftiges Stechen, denn ich hatte auf meinem Säbelgriffe gelegen, und letzterer hatte sich dabei gründlich genug auf dem bißchen Fleisch, das zu jener Zeit noch an meinem Knochengerippe hing, abphotographiert. Endlich ging es aber, und ich humpelte in das Haus. Daß ich etwas sehr stark nach Stall duftete, kränkte mich nicht. Über solche Kleinigkeiten war man damals erhaben.

Ich machte die Thüre auf und stand plötzlich vor der jungen, ganz netten Frau des Maire.

Es ist doch wirklich zum Kuckuckholen,

*) Ihnen statt Sie.

was so ein hübsches, frisches Gesichtchen mit dunkeln schelmischen Augen, kirschroten Lippen und einer kleinen Stumpfnase einen gewaltigen Einfluß auf einen wetterharten Kriegsmann ausüben kann. Freilich war ich ja erst 21 Jahre alt, und wie es schien, hatte das Herz unter den großen Strapazen der letzten Tage nicht gelitten. Aber wenn ich jetzt daran denke, wie es beim Anblick der reizenden Französin mich durchzuckte, muß ich doch lachen. Wie der Blitz fuhr mein gebeugter Kopf in die Höhe; der Tritt wurde wieder fest und stramm; die ganze Haltung gewann von neuem die frühere Sicherheit; die letzte Spur von Schläfrigkeit war verschwunden; gewiß leuchteten die Augen ebenso wie vor einigen Wochen in Orleans, wo es manches hübsche Mädchen zu bewundern gab; kurz, der ganze Kerl war der alte lustige Leutnant wie vorher, der natürlich sofort nichts anderes zu thun wußte, als Madame einige Artigkeiten zu sagen.

Das wäre alles recht schön und gut gewesen, aber ein kleines Wörtchen fuhr mir da recht rauh durch den Sinn, und doch mußte ich darauf hören. Es klang deutlich: „Deine Pflicht!" — Ja, ja, es muß sein. Also „Adieu, ma belle dame, au revoir!" Nun zog ich mein Tagebuch aus der Säbeltasche, setzte mich hin und schrieb die Erlebnisse von Coulmiers aus dem Gedächtnis nach, so wie sie sich mir scharf eingeprägt hatten und meine kurzen, während der Schlacht selbst gemachten Notizen es ergaben. Diese Arbeit war so ernst, daß ich die hübschen Augen meiner Hausfrau schnell vergaß; der junge Kurmacher war wieder zum gewissenhaften Ordonnanzoffizier geworden.

Während ich eifrig drauf los schrieb, erwachten auch der Generalstabsoffizier und der Adjutant der Brigade.

„Na T., haben Sie denn gut schlafen können?"

„Und wie gut, Herr Hauptmann."

„Wo haben Sie denn gelegen?"

„Im Stall bei meinem Rappen."

„Aha, daher der famose Odeur."

„Ja; ich kann nichts dafür. Ich bin einfach aus dem Sattel gerutscht und auf dem Boden eingeschlafen."

„Glaub's Ihnen gerne. Was Sie ausgehalten haben, erträgt auch nicht jeder Körper. Es war ja auch nur Spaß mit dem Parfüm. Lassen Sie sich aber nicht stören. Ich will den Befehl zusammenstellen! Sind denn noch keine Unteroffiziere zum Abholen da?"

„Nein, Herr Hauptmann. Die werden alle zu sehr kaputt sein. Ich fürchte, daß sie sehr spät oder teilweise gar nicht kommen. Bin auch schon darauf gefaßt, außer zur Division noch zu verschiedenen Abteilungen reiten zu müssen."

So kam es auch; meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Heute noch mußten die Truppen erfahren, daß sie sich in ihren Quartieren möglichst zu verschanzen hatten, da man den Feind in der nunmehr eingenommenen Stellung erwarten wolle und derselbe wahrscheinlich schon morgen vor unserer Front auftauchen werde. Außerdem hatte ich den Befehl für den nächsten Tag bei der Division zu holen. Als ich mich zum Abreiten fertig machte, waren nur zwei Unteroffiziere der Infanterie, ein Chevauleger und, wie ich in der Dunkelheit zu erkennen meinte, der Artillerist der Batterie St. anwesend. An fünf Bataillone und zwei Batterieen, die damals außer der ständig zu uns gehörenden ebenfalls unserer Brigade zugeteilt waren, mußte ich daher den Befehl selbst bringen. Es stand mir infolge davon ein zwei- bis dreistündiger Extraritt bevor. „Also los; es hilft ja doch nichts."

Heute ritt ich aber recht vornehm, denn da meine, des Adjutanten und der Ordonnanz-Chevaulegers Pferde vollständig unfähig waren, schon wieder aus dem Stalle gezogen zu werden, so durfte ich eines der mehr geschonten Tiere des Generals reiten, und auf diesem ging es auch verhältnismäßig recht gut.

Bald hatte ich meinen Auftrag in Santilly, Château Gaillard und Lion en Beauce erfüllt und trabte langsam auf der großen Straße Artenay-Paris nach Toury zurück, um jetzt den Divisionsbefehl zu holen. Es war naßkalt, aber nicht sehr dunkel, denn der auf der Straße vergangene Schnee blieb auf den Feldern liegen und leuchtete ziemlich gut.

Der Befehl kam heute schon um $10^1/_2$ Uhr abends, weil auch der Korpsstab in Toury lag und daher eine sehr schnelle Verbindung stattfand. Anfangs schrieb ich denselben wie gewöhnlich nach, ohne an etwas anderes zu denken. Jetzt hieß es: „Die Batterie St.

der 3. Infanteriebrigade richtet sich östlich Chaussy in vorbereiteter Stellung so ein, daß sie das Vorterrain gegen Bazoches-les-Gallerandes beherrscht ꝛc."

Da fuhr es mir durch den Kopf: „Herrgott, die Batterie St.! Habe ich denn die nicht vergessen? — Nein. Zu ihr brauchte ich ja nicht, denn ihr Unteroffizier war ja da, als ich zum Befehlholen ritt."

Es wurde weiter diktiert, und ich schrieb weiter. Der Kobold in meinem Gehirn ruhte aber nicht. Von neuem flüsterte er mir zu: „Am Ende war es aber der Artillerist doch nicht, sondern nur eine Stabsordonnanz. Wenn die Batterie keinen Unteroffizier geschickt hat, dann liegt sie noch in Dambron, vier Kilometer vor unserer Front, weil sie überhaupt noch keinen Befehl bekam." — „Die Trains sammeln sich um acht Uhr ꝛc.," so diktierte nämlich der Generalstabsmajor fort, und ich schrieb mechanisch das Gehörte auf. Da fing schon wieder der abscheuliche Kobold an:

„Zu Dambron langt heute nacht vielleicht die französische Avantgarde des Generals de Pallières an. Die verspeist die Batterie einfach."

„Die Munition ist aus den Beständen der 2. Munitionskolonne ꝛc." — Ich suchte möglichst aufmerksam nachzuschreiben.

Aber der Kobold: „Die Division verläßt sich darauf, daß die Batterie St. unsere linke Flanke gegen Bazoches deckt. Statt dessen wird sie aber in Dambron gefangen und nach Süden abgeführt."

„Kranke sind an das 3. Feldspital nach Angerville zurückzubringen. Das Pferdedepot in ꝛc." —

„Ob wohl alles richtig war, was der Bleistift notierte?" Auch diese Frage flüsterte mir der boshafte Kobold ein. Dann mahnte er immer wieder: „Deine Batterie in Dambron. Jetzt haben sie sie vielleicht schon erwischt." — Endlich war der Befehl fertig geschrieben.

„Hat einer der Herren noch eine Frage?"

„Nein, Herr Major."

„Gute Nacht. Heute kommen Sie doch eher als bisher zur Ruhe. Sie können es auch brauchen. Auf Wiedersehen."

Wir waren entlassen. Alle Ordonnanzoffiziere ritten zu ihren Brigaden und Stäben zurück. Bald war ich allein; die anderen wendeten sich gegen Norden, ich nach Süden, denn meine Brigade stand ja auf Vorposten, also zunächst am Feinde. Vor der Front aber lag das heillose Dambron, wo sich die Batterie St. vielleicht noch befand. Chaussy, wo sie aber sein sollte, lag links rückwärts.

„Wenn aber die Franzosen —"

„Herrgott, Kobold, laß mich doch in Ruhe. Ich will ja vorreiten nach Dambron, obgleich mir der Schlaf so notwendig wäre, wie einem abgehetzten Jagdhund ein Schluck Wasser, und will nach der unglückseligen Batterie sehen. Wenn es wahr ist, was du mir da eingeflüstert! Es wäre entsetzlich! Wenn es aber nicht wahr ist und du hast mich gefoppt, dann bist du ein Teufel. Nein, doch nicht, dann bist du ein Engel, denn dann hat die Batterie den Befehl und ist wohlbehalten hinten in Chaussy."

Ich trabte scharf an. Es mochte $11^3/_4$ Uhr sein, als ich Gaillard passierte.

„Posten, haben Sie von Dambron her nichts gehört?"

„Nichts Besonderes, Herr Leutnant. Hier und da schlagen nur Hunde an. Es muß dies aber in den Höfen zwischen hier und Dambron sein. Aus dem Dorfe selbst vernahm ich nichts."

„Danke. Gute Wacht!"

Wieder mußte der Generalsbraune flott traben. Die Ungeduld, Gewisses zu erfahren, trieb mich und also indirekt auch das Pferd vorwärts.

Ferme la Grange.

Ich hielt, horchte, spähte. Kein Lebenszeichen zu erkennen. „Das ist eine gute Vorbedeutung. Denn wenn die Batterie im Dorfe wäre, hätte sie jedenfalls diesen großen Hof auch belegt. — Vorwärts, Brauner!"

Bald erkannte ich die ersten Häuser des Ortes. Jetzt war Vorsicht nötig. Es konnten ja doch Franzosen darin sein. Die Strecke bis ins Dorf betrug vielleicht noch zweihundert Meter.

„Still, Alter! Bleib stehen."

Im Sattel vorgebeugt, den Revolver schußbereit in der Hand, lauschte ich mit der größten Aufmerksamkeit. Alles blieb ruhig. Ich ritt im Schritt an. In solchen Momenten durchdringt das menschliche Auge die Dunkelheit scharf genug und das Ohr vernimmt jeden Laut. Wir gelangen in den Ort. Plötzlich schlägt ein Hund an; jetzt noch einer, dann ist wieder alles still.

„Gott sei Dank! Der Ort ist leer. Die

Batterie muß also den Befehl gehabt haben. Da war der Unteroffizier also doch von ihr. Daß ich mich nur so ängstigen konnte!“

Dabei ritt ich langsam weiter, bis ich fast an das andere Dorfende kam. Mit jedem Schritte wurde mir die Gewißheit klarer, daß hier die Batterie gar nicht einmal gerastet hatte, denn belegt war Dambron nicht, das sah man deutlich; und ein Kampf hatte hier auch nicht stattgefunden, sonst hätten die Posten in Gaillard etwas davon gehört und es wären andere Anzeichen genug vorhanden.

„Da kann ich ja beruhigt umkehren und endlich heimreiten. Der General braucht gar nicht zu wissen, daß ich —“

„Qui vive?“

„Donnerwetter, da stehen Franzosen.“ Keine 100 Meter vor mir erkannte ich eine durch das Glänzen der Helme sich als Gendarmes kennzeichnende Reiterpatrouille von fünf Mann. Natürlich hielt ich sofort und entsicherte meinen Revolver.

„Qui vive?“ hallte es von neuem herüber.

Meinen Braunen herumreißen, die Sporen einsetzen und ansprengen war schneller geschehen, als es Zeit zum Niederschreiben erfordert. Natürlich sausten die Messieurs hinter mir drein. Mit ihren plumpen Gäulen, die wahrscheinlich noch viel mehr ermüdet, jedenfalls sehr viel mehr belastet waren als mein Brauner, konnten sie aber nicht nachkommen und blieben immer weiter zurück. Der Lärm der aufschlagenden Hufe hatte, wie es schien, alle Hunde und verschiedene Bauern geweckt, denn überall hörte man jetzt das Gekläffe der Spitze und anderen Köter. Wir jagten lustig weiter, aber unser Zwischenraum vergrößerte sich immer mehr. Da schossen die Herren Franzosen aus ihren plumpen Pistolen mir nach, müssen aber ein fürchterliches Loch in die weite Natur getroffen haben, denn ich hörte nicht einmal Kugeln pfeifen. Jetzt hatte ich den Dorfrand hinter mir. Schon fühlte ich mich fast sicher, da tauchten aus einer Seitenstraße wieder zwei Reiter auf und jagten auf mich los. Nun galt es noch einmal zu rennen, was aus dem armen Braunen raus ging. Meine neuen Feinde waren höchstens zwanzig Schritte hinter mir her. Zum guten Glücke konnte man auf der Landstraße, ohne Angst zu stolpern, fortgaloppieren. Bald merkte ich, daß ich auch diesen beiden Terrain abgewann und sie weiter zurückblieben. Von der ersten Patrouille hörte und sah ich beim Umschauen gar nichts mehr. Die beiden letzten Gegner aber folgten mir unverdrossen, obgleich sie schon längst erkannt haben mußten, daß sie mich nicht mehr einholen konnten. Was mich am meisten wunderte, war, daß sie nicht schossen. Daraus schloß ich, daß es Lanciers sein müßten, denn ich wußte, daß wir verschiedene Regimenter von Lanciers ohne Lanzen und Schußwaffen, nur mit Säbeln ausgerüstet, gegen uns hatten. Einen Grund mich aufzuhalten und mit den Kerls abzuraufen sah ich nicht ein, da ich ja bald in Gaillard sein mußte, wo man sie schon abfassen werde, und ich es keinesfalls hätte verantworten können, aus reinem Übermut ein Nichtankommen des Divisionsbefehles, den ich in der Tasche trug, zu wagen. Und möglich war es ja immerhin, daß ich — einer gegen zwei — unterliegen und trotz der Schnelligkeit des Generalsbraunen gefangen genommen werden könnte.

Also fort, immer im Galopp; die beiden Lanciers unaufhörlich hinterdrein.

Plötzlich rief einer derselben laut genug, daß ich jedes Wort deutlich verstand:

„Aber, Kamerad, so halt man doch! Mein Ferd kann dat Jerenne nich mehr verschnaufen, und die Franzosen sind ja doch verschwunden!“

So, das waren also die Lanciers! Natürlich parierte ich sofort in Schritt und betrachtete mir die beiden Reiter näher. Sie entpuppten sich als Totenkopfhusaren vom ersten Leibhusarenregiment, welche zur vierten Brigade (von Barnekow) gehörten. Letztere stand zugleich mit unserer Brigade auf Vorposten.

Als die beiden auch meine Uniform erkannt hatten, begann der erste Redner wieder: „Ach, Herr Leutnant, entschuldigen Sie man bloß. Ick dachte mir, der Herr Leutnant müßten ein Chevauleger jewesen sind.“

„O, es ist schon gut, sagt mir nur, wo ihr herkommt?“

Nun erfuhr ich, daß die Husaren Patrouille gegen Dambron geritten, die französische Patrouille ebenfalls bemerkt, auch mich gesehen hatten und nur herbeigeeilt waren, um mir, den sie für einen patrouillierenden Chevauleger hielten, im Notfalle zu Hilfe zu eilen.

Ich dankte ihnen für ihren guten Willen,

befahl ihnen, die Meldung über die französische Gendarmenpatrouille dem Kantonnementsältesten von Château-Gaillard zu erstatten und diesem dabei mitzuteilen, daß ich sie selbst zur Brigade besorgen würde, und dann ritt ich im Schritt meiner Wege, um endlich nach Tivernon zurückzukehren.

Auf dem Heimwege passierte mir nichts mehr. Ich war recht froh, meiner Sorgen um die Batterie ledig zu sein, und freute mich königlich, daß mich die Gendarmes nicht erwischt hatten. Zu Hause angekommen, hörte ich von meinem Burschen, daß der Batterieunteroffizier wirklich schon da war, als ich abritt, und daß ich mich daher ganz umsonst geängstigt hatte.

Nach zehn Minuten lag ich, freilich angekleidet, gestiefelt und gespornt — anders konnte es bei der Vorpostenbrigade ja nicht sein — auf meinem Bette und schlief von früh 1/22 Uhr bis morgens 8 Uhr wie ein Mops im Paletot.

Am anderen Tage hatte ich rasch vergessen, daß auch in dieser Nacht mir einige Stückchen Blei zugedacht waren und nur dank der Schnelligkeit des Generalsbraunen ihr Ziel verfehlt hatten.

Die Geschichte von diesem Ritte zu erzählen, hütete ich mich wohl, denn der General meinte am folgenden Vormittag an und für sich, ich müßte sein Pferd sehr angestrengt haben, denn es sei entsetzlich müde.

Mit den Worten: „Dies sind eben noch die Nachwehen von Coulmiers" schnitt ich weitere Fragen ab, und damit war von jenem Befehlholen nicht mehr die Rede.

Der Winter in der Kaserne.

Von Sp.

Der Winter fängt in der Kaserne offiziell mit dem Tage an, an welchem die Garnisonverwaltung die ersten Kohlen liefert, wie er mit demjenigen Datum sein Ende erreicht, zu dem die untere Hälfte des Musketiers sich wieder in mehr oder minder schneeiges Weiß zu kleiden verpflichtet ist.

Mit der schwerwiegenden kalendarischen ersten Kohlenlieferung ist freilich nicht etwa gesagt, daß von nun an täglich geheizt wird. Im Gegenteil, der Kompaniefurier ist ein sparsamer Wirtschafter und weiß, daß die Tage kommen werden, von denen man sagen wird: „sie gefallen mir nicht." Außerdem ist er der durchaus richtigen Ansicht, daß Heizen im Herbst und stark geheizte Räume überhaupt der Gesundheit nicht zuträglich sind, sowie daß eine angemessene körperliche Bewegung, als da ist Turnen und Exerzieren, die unangenehmen Wirkungen des stark sinkenden Thermometers recht gut auszugleichen vermag. Ganz ebenso weiß er, daß das Lesen beim Scheine der Kasernenlampen den Augen nicht sonderlich bekommt, und er verführt die Leute daher auch nicht durch allzu reichliche Petroleumspenden zum vorzeitigen Ruin ihres Sehvermögens. Als vorsichtiger Hausvater gedenkt er stets des schönen Wortes: „Sparet bei der Zeit, so habt ihr in der Not!" Kommen nachher die wirklich eisigen Wintertage und die endlos langen Abende, so kann er die Pforten seines Kellerverließes desto weiter öffnen.

Eine der ersten und angenehmsten Wirkungen des hereinbrechenden Winters ist es, wenn eines schönen Tages beim Mittagsappell der Herr Feldwebel die erfreuliche Mitteilung macht, daß „von morgen an eine Stunde später aufgestanden wird!" Als eine weniger erquickende Wirkung wird der Garnisonbefehl begrüßt, der den Zapfenstreich auf neun Uhr, anstatt wie im Sommer auf zehn Uhr festsetzt, aber in der schönen, ersten Zeit nach dem Manöver und der Entlassung der Reserven wird selbst dieser Wermutstropfen leicht überwunden. Es ist die einzige Periode im Jahre, in welcher eine verhältnismäßige Unthätigkeit in der Kaserne herrscht — soweit nämlich in einer preußischen Kaserne überhaupt von Unthätigkeit die Rede sein kann. Die Manöversachen werden wieder instandgesetzt, es gibt auf der Kammer und im Kompanierevier allerlei zu thun, wozu im Sommer nicht genug Zeit war, kurz der Arbeitsdienst überwiegt, und außerdem hat der „Alte," wie auch der jüngste Kompaniechef von seinen Leuten unweigerlich genannt wird, jetzt ein ausnahmsweise mild denkendes Herz für diejenigen, die auf Urlaub gehen möchten. Der Dienst schläft freilich

nicht, aber er ist in ein gelinderes Tempo eingelenkt: wo es der geringe Mannschaftsstand erlaubt, wird aus allen vier Kompanieen des Bataillons dann und wann eine kriegsstarke Kompanie zusammengestellt, an der dann wohl die älteren Premiers ihre Künste erproben, außerdem laden ja auch die nicht mehr bestellten und noch nicht mit Schnee bedeckten Fluren zu kleinen Felddienstübungen förmlich ein.

Bald aber wirft die demnächstige Einstellung des Ersatzes ihre düsteren Schatten voraus. Der Kompaniechef widmet sich mit ganzer Kraft der Anlernung des Ausbildungspersonals, von dessen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit ja wiederum der Erfolg seiner Rekruten abhängt. Wacker steht ihm dabei der wohlerfahrene, in langen Rekrutenkampagnen ergraute Feldwebel zur Seite, der jetzt wohl auch seine unergründliche Brieftasche vorübergehend mit dem Exerzierreglement vertauscht und manchmal leise, aber ganz leise den Kopf über all die neuen Zusätze schüttelt, die das Magazingewehr in das Buch der Bücher hineingeheimnist hat. In ernsten, langen Gesprächen wandeln Vater und Mutter der Kompanie selbander über den Kasernenhof, dann und wann wird der Kammerunteroffizier zu einer kleinen Diskussion über die „Rekrutenröcke“ von seinem friedlichen Heim unterhalb des Kasernendaches herabcitiert, und wie Vorbilder der nächsten Monate exerzieren in den vier Ecken des windigen Platzes die kleinen Trupps der Rekrutengefreiten, denen sich hier und dort ein einsamer Einjähriger oder ein Häuflein kriegsmutiger Schulamtskandidaten, die bekanntlich nur zu einer kurzen Übung einberufen werden, zugesellt.

Mit dem Eintreffen der Rekruten selbst aber ändert sich wie mit einem Schlage das ganze Bild.

Am ersten Tage nach dem großen Akte sieht es in der Kaserne fast wie während einer Mobilmachung aus. Auf den Kammern Verteilung der diversen „Lumpen,“ in den Revieren Verlesen der Listen und der Kriegsartikel, Arzt und Lazarettgehilfen in vollster Thätigkeit und auf allen Korridoren und Treppen Gestalten in der buntesten, aus Zivil und „Kommiß“ zusammengestoppelten Bekleidung. Aber der Wirrwarr klärt sich schnell, und schon am kommenden Morgen ist der Kasernenhof dicht bedeckt mit den fleißigen Jüngern der Minerva, die zu ihrem Staunen jetzt plötzlich erfahren, daß sie bisher überhaupt „weder stehen noch gehen“ konnten.

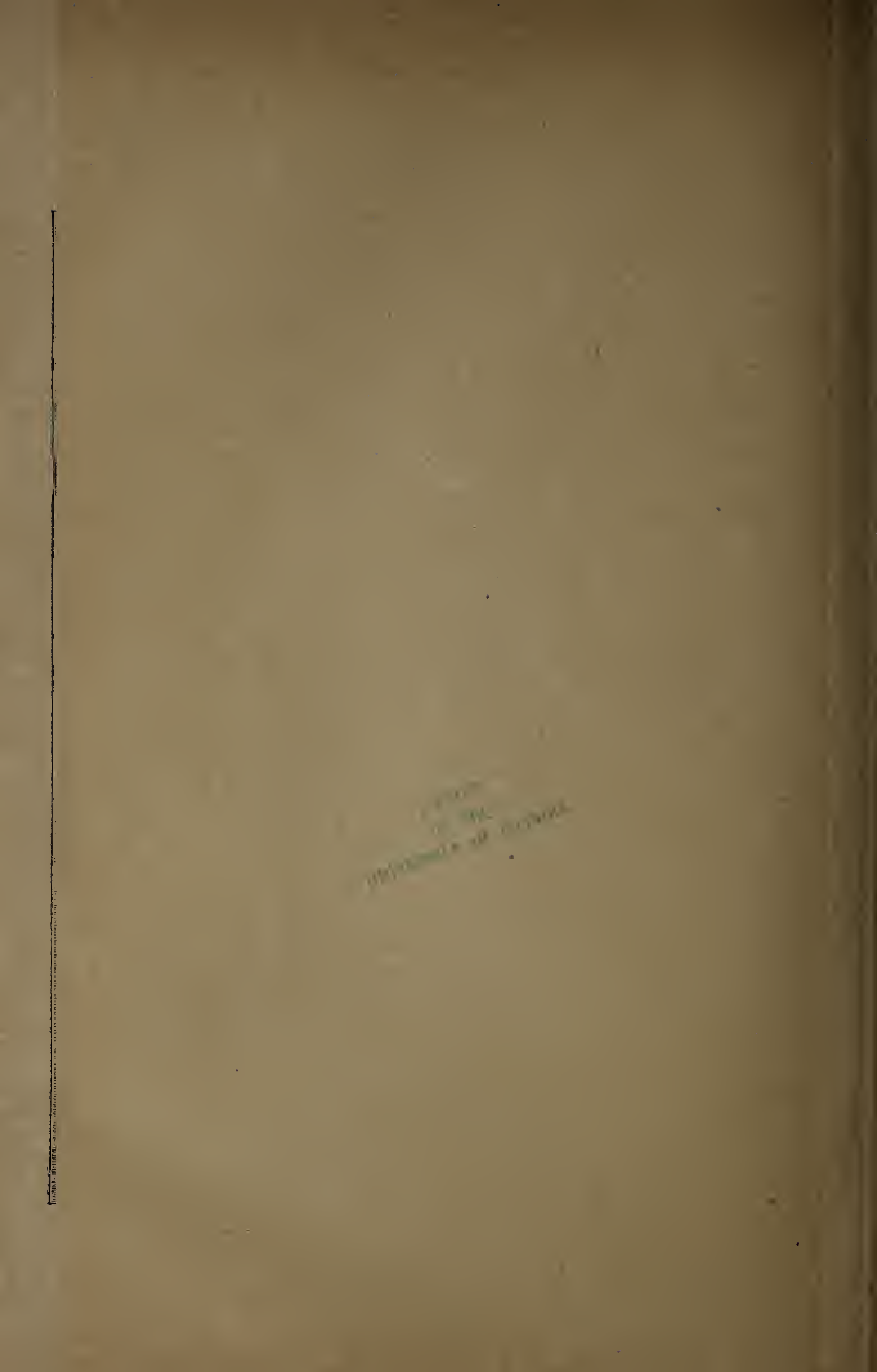
Nun werden auch die „alten Leute“ wieder schärfer herangenommen. Die neue Schießübung beginnt, die Patrouillenführer sollen ausgebildet werden, Turnen und Bajonettieren wechseln mit dem Detailexerzieren harmonisch ab, und im Dienstunterrichte wird ein fester Grund des Wissens gelegt. Man ist überhaupt im Winter „wissenschaftlich“ sehr thätig in der Kaserne: in den Offizierkasinos leitet einer der Herren Stabsoffiziere das Kriegsspiel, die Herren Leutnants stürmen die Regimentsbibliothek nach Material für ihre respektiven theoretischen Winterarbeiten, der Zahlmeister erteilt Unterricht im Verwaltungsdienst, und die Unteroffiziere füllen ihre Bildungslücken in der Kapitulantenschule. Die schönen, langen Abende können gar nicht besser ausgefüllt werden. Auch die Regimentsmusik beschäftigt sich „wissenschaftlich.“ Der Stabshoboist drillt seine im Herbste neu eingetretenen Kräfte abwechselnd auf die Lohengrin-Ouvertüre und den Parademarsch, daß es von den Kasernenwänden widerhallt, und was noch ungleich ergötzlich-entsetzlicher ist, der Bataillonstambour — der Herr Tambourmajor — bringt den diesjährigen Eleven auf irgend einem möglichst entlegenen Boden die profunden Geheimnisse der Querpfeifen und der Trommelstöcke bei. Den herrlichsten aller musikalischen Kasernengenüsse aber bietet ein heute, gottlob! nicht mehr allgemein übliches Akkompagnement der abendlichen Putzstunden, während derer nämlich häufig eine kleine applikatorische Instruktion über Signale abgehalten wird. Ich erinnere mich deutlich, daß ich während meiner ersten Leutnantszeit, als ich noch das Glück hatte, eine Kasernenwohnung innezuhaben, und noch so solide war, ihren stillen Frieden der Kneipe vorzuziehen, täglich die Signale aus drei Kompanierevieren vernahm. Eines schönen Abends zählte ich aber innerhalb noch nicht einer Stunde über zweihundert Male: „Das Ganze — Halt!“ und ich muß zu meiner tiefen Beschämung gestehen, diese Leistung ergriff mich derart, daß alle meine von Hause mitgebrachten guten Vorsätze flöten und ich von diesem Tage an regelmäßig zu Biere ging.







Gestrandet. Gemalt von Ad. Lins.



Zwei Höhepunkte ragen aus dem etwas einförmigen Kasernenwinter stolz empor: Der erste ist das liebe, herrliche Christfest, der zweite — ein froher Frühlingsbote gleichsam — der Geburtstag Seiner Majestät!

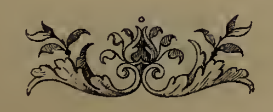
Schon früh in der Adventszeit beginnen in den Kompanierevieren die Vorarbeiten für den Heiligen Abend. Da pappen und kleistern und vergolden dicht um die Stubenlampe zusammengedrängt die verschiedenen Künstler, die stimmbegabteren Sänger der Kompanie — es ist ein alter, schöner Brauch im Heere, der Ausbildung im Gesange besondere Sorgfalt zu widmen — üben ihr Weihnachtslied ein, kleine Sammlungen für gemeinsame, gegenseitige Geschenke werden veranstaltet. Dann treffen berghoch die verschiedenen Sendungen und Pakete der Lieben aus der Heimat ein, selbst das ärmste Mütterchen will ihrem Jungen doch eine Freude machen und packt, wenn's nichts anderes ist, mindestens ein Stück Wurst, ein Paar selbstgestrickter Socken und ein blankes Markstück zusammen. Auch der Knapphans hat gute Zeit jetzt, wo die heimatlichen Spargroschen reichlicher fließen.

Ein guter Teil der Kompanie geht zum Feste nach Hause — es wird nie gegeizt mit Urlaub für Mannschaften, die sich gut geführt haben. Aber auch die Zurückbleibenden finden in der Kaserne ihren lichterglänzenden Tannenbaum und ihr reichlich Teil an der Freude, die am Christabend alle Herzen füllt. An solchen Tagen bewährt es sich wieder, wie sehr jeder Truppenteil sich als *eine* Familie fühlt; am Gabentisch stehen Vorgesetzte und Untergebene nebeneinander, und jubelnd schallt das: „Stille Nacht — heilige Nacht!“ wie daheim durch die langen Korridore.

„Königsgeburtstag“ fällt meist in eine strenge Zeit. Die Rekrutenvorstellung ist längst erfolgt, die Vorstellung der Kompanie — das große, alljährlich wiederkehrende Examen für Chef und Mannschaft — steht dicht bevor. Es weht ein besonders scharfer dienstlicher Wind durch die Kaserne, jeder Tag möchte am liebsten fünfundzwanzig Stunden haben, und jede Stunde wird als kostbares Gut tüchtig ausgenutzt. Jeder einzelne Mann weiß, das gute Renommee der Kompanie steht auf dem Spiele, und in der That, ein jeder gibt sein Bestes her. Die krummsten Beine beginnen sich zu strecken, und selbst die intimsten Freunde des Herrn Feldwebels, die paar unverbesserlichen „Schmierlappen,“ deren sich leider fast jede Kompanie erfreut, meistern mit Erfolg an sich selbst herum, wobei bisweilen eine freundliche, kameradschaftliche Aufmunterung der übrigen Leute wahre Wunder bewirkt. In einer solchen Zeit erquickt ein Festtag doppelt, und nun zumal ein Festtag, wie es der Geburtstag des Obersten Kriegsherrn für unsere Armee ist — ein Fest, das wie kein anderes von jedem einzelnen Soldaten wirklich mit dem *Herzen* gefeiert wird! Was soll ich hier vom „Königsgeburtstag in der Kaserne“ plaudern — die Art und Weise, wie dieser frohe Tag begangen wird, ist ja dem ganzen Volke bekannt, und jedes Kind weiß, daß die blauen Jungens des Kaisers sich das ganze Jahr auf den 22. März freuen. Gebe Gott, daß wir alle noch recht, recht oft in ernster Dankbarkeit und in jubelndem Frohsinne zugleich den schönen Tag feiern können!

Mit Königsgeburtstag, mit der Kompanievorstellung geht der Winter allgemach zur Neige. Die Tage werden länger, und der Unteroffizier du jour treibt die säumigen Schläfer immer früher aus den „Klappen.“ Schon wagt sich draußen das erste Grün heraus, und mit ihm beginnt der Frühjahrsdienst. Die Kompanieen gehen fleißig ins Terrain — oder vielmehr ins Gelände — und bald heißt es im Parolebuch: „*Bataillonsbefehl*: Das Bataillon steht morgen früh $6^{3}/_{4}$ Uhr in rechtsabmarschierter Zugkolonne auf dem Kasernenhofe, Front nach dem Schuppen, zum Abmarsch nach dem Exerzierplatze bereit.“

Der militärische Winter hat sein Ende erreicht.



Nach dem Feste.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

„Nach dem Feste“ ist ein häßliches Wort. Es liegt in ihm mindestens Ermüdung, im schlimmeren Falle Enttäuschung, im schlimmsten Katzenjammer. Und die Erfahrung, daß auf ein Fest ein „Nach dem Feste“ folgt, machen wir, sobald wir überhaupt ein Fest zu begehen im stande sind und zwar gerade in zartem Alter, mitunter besonders gründlich. Es will halt jeder seine eignen Erfahrungen machen, und wenn die Eltern Hans und Grete versichern, daß allzu reichlich genossene Süßigkeiten Magen und Zähne verderben, so finden sie zunächst keinen rechten Glauben. Der stellt sich erst ein, wenn es im Leibe kneipt und im Zahne zuckt. Heißt es dann nun gar, zum Zahnarzt gehen, so steigt man schaudernd in der Erkenntnis Tiefen hinab. Und mit Recht, denn wenn etwas uns der Menschheit ganzen Jammer kennen lehrt, so sind es die Zähne. O diese Zähne! Wir liegen noch in unbewußtem Leben in der Wiege, da bohrt es und reißt es und zuckt es schon in unserer Kinnlade, daß wir das Zimmer mit Jammergeschrei erfüllen: — die Zähne kommen! Wir sind noch nicht schulpflichtig, da wiederholt sich das Stück, und es muß der ungeheuere Entschluß gefaßt werden, den als Zange arbeitenden Fingern der Mutter still zu halten. Die Zähne gehen schon wieder. Aber neue treten an ihren Platz, und diese haften fest an ihrer Stelle, daß man sie nur noch durch Anwendung der äußersten Gewalt entfernen kann. Und doch muß bald dieser, bald jener fortgeschafft werden. Und wie tückisch sind diese Kranken! Derselbe Zahn, der uns eben noch so furchtbare Schmerzen verursachte, daß wir uns sagten, selbst das Ausreißen könne keine schlimmeren mit sich bringen, ist mit einemmal scheinbar ganz gesund, sobald wir das Vorzimmer des Zahnarztes betreten. Wir suchen den schlimmen Gesellen dadurch beizukommen, daß wir ihnen jede Berechtigung zu erkranken nehmen. Der geringste Schaden wird sofort in ärztliche Behandlung genommen, jedes Löchelchen mit kostbarem Golde verstopft. Schafft uns das Ruhe? Ja, für wenige Jahre. Sobald wir aber des Lebens Höhe überschritten haben, macht sich die böse Gesellschaft schon wieder auf den Weg. Von innen heraus gedrängt, werden die Zähne länger und länger, loser und loser, sie schmerzen wieder und einer nach dem anderen muß herausgerissen werden. Endlich! murmelt vergnügt der Wackelgreis, als ihm der letzte Zahn herausgerissen wird. Endlich werde ich nie wieder Zahnschmerzen haben. Du Armer, welcher Irrtum! Als ob man nicht auch Zahnschmerzen haben könnte ohne Zähne! Können die Zähne nicht mehr weh thun, so schmerzen noch die Stellen, an denen sie einst standen. O diese Zähne!

Der kleine Kranke auf unserm Bilde hat das Vorzimmer des Zahnarztes offenbar nicht im Stadium der Unschuld betreten. Ältere Geschwister, die den Handel schon kannten, mögen aufklärend auf ihn gewirkt haben. Jetzt kriegt er es mit der Angst, und kein Zureden, keine Drohung hilft. Vergeblich meint die Schwester, die, nach Art ihres Geschlechtes, in dieser bösen Stunde sich als viel tapferer erweist, es würde ja den Kopf nicht kosten; diesem Leidenden kann nur durch Anwendung von Gewalt geholfen werden. Da der Vater zugegen ist, bleibt diese Hilfe denn auch nicht aus, alldieweil Väter von Natur rauh sind. Hätte Mama die Kinder begleitet, so wäre die Sachlage ungleich weniger einfach, denn die Frauen sind zwar Heldinnen, wo es gilt selbst zu leiden, andere leiden zu lassen, wird ihnen aber schwer.

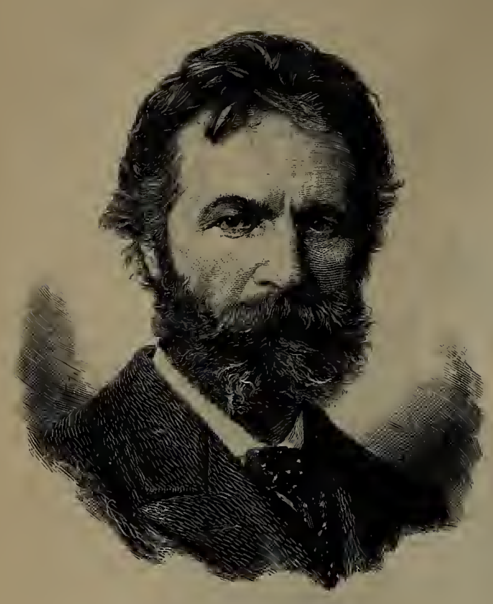




Im Vorzimmer des Zahnarztes. Originalzeichnung von C. Koch.

Franz von Defregger.

Von Adolf Rosenberg.



Franz von Defregger.

Was die Kunstgeschichte von Giotto, dem großen Begründer der italienischen Malerei, erzählt, daß ihn sein späterer Lehrer Cimabue als Hirtenknabe getroffen habe, wie er seine Schafe mit dem Stecken im Sande nachzeichnete, gilt vielen als eine Anekdote, welche erfunden ist, um das unaufhaltsame Hervorbrechen des künstlerischen Triebes recht drastisch zu veranschaulichen. Und doch ist die Erzählung, zumal bei einem von der Natur künstlerisch veranlagten Volke wie den Italienern, so unglaublich nicht. Zahlreiche Biographieen von Künstlern des XIX. Jahrhunderts, wo das Licht der Geschichte bis in die entlegensten Winkel dringt, wissen zu berichten, wie aus Maurer-, Tischler-, Bäcker- und Dachdeckergesellen ausgezeichnete Maler und Bildhauer geworden sind, und bei einem der größten und volkstümlichsten Künstler der Gegenwart ist der Nachbildungstrieb fast ebenso zum Durchbruch gekommen wie bei dem berühmten italienischen Meister, noch dazu auf einem weit ungünstigeren Boden und unter viel drückenderen Verhältnissen.

Heute findet der Tourist, welcher durch die Thäler und über die Berge Tirols streift, in jedem Wirtshause und auch in den besseren Bauernhäusern neben den sich in den hergebrachten Formen bewegenden Heiligenbildern Nachbildungen Defreggerscher Genre- und Historiengemälde, und in den Städten kann er für wenig Geld kolorierte Photographieen kaufen, welche die Kunstfertigkeit Tiroler Holzschnitzer in zierliche Rahmen gefaßt hat. Zur Zeit, wo der Mann geboren wurde, der alle diese köstlichen Bilder geschaffen hat, war es aber mit der Kunst in Tirol schlecht bestellt, zumal in jener einsamen Gegend des Pusterthales bei Dölsach, wo Franz Defregger am 30. April 1835 als der Sohn eines Bauernhofbesitzers das Licht der Welt erblickte. Der väterliche Hof lag fast eine Stunde von der Kirche entfernt, und mit dem Schulunterricht war es auch nicht besser bestellt. Während des Winters suchte ein alter Bauer der Dorfjugend das wenige beizubringen, was er selbst wußte, und die Sommer hindurch verbrachte der junge Defregger auf der Alm beim Viehhüten. Pferde, Ziegen und Rinder, diese Gefährten seiner Kindheit, befruchteten seine Phantasie, und obwohl er um jene Zeit noch nichts mehr von Kunst zu sehen bekommen hatte, als ein paar Heiligenbilder und die rohen Holzschnitte der Kalender, formte er aus Kartoffeln oder Brotteig die Tierfiguren nach, welche ihn auf der Weide umgaben. Dann zeichnete er sie auch auf den Blättern der Kalender ab, und diese künstlerischen Leistungen erschienen dem Pfarrer so bedeutsam, daß er zu einem höheren Berufe riet. Aber der alte Defregger wollte von einem Verstoß gegen das Herkommen nichts wissen. Von seinem fünfzehnten Jahre ab mußte der junge Defregger harte Arbeit verrichten wie ein Bauernknecht, und als der Vater starb, übernahm der nunmehr dreiundzwanzigjährige die Verwaltung des Anwesens, dessen Erträgnisse er mit vier Geschwistern zu teilen hatte. Aber schon nach Jahresfrist wurde es ihm in der Heimat zu enge. Das Auswanderungsfieber ergriff ihn, und er wollte nach Amerika, um dort in größeren Verhältnissen seine Kräfte zu erproben. Nur zufällige Umstände verhinderten ihn an der Ausführung seines Entschlusses. Aber der Hof war einmal verkauft und seines Bleibens nicht mehr in der Heimat. Da kam ihm

plötzlich der Gedanke an die in der Jugend erworbene Kunstfertigkeit, und er beschloß nun, sein Heil in der Kunst zu versuchen. Naturgemäß richteten sich seine Schritte zuerst nach der Landeshauptstadt, nach Innsbruck, wo er — es war im Jahre 1860 — zu dem Bildhauer Alban Stolz in die Lehre trat. Er suchte sich nun mit den Geheimnissen der menschlichen Figur vertraut zu machen, kam aber nicht mit der ihm wünschenswerten Schnelligkeit vorwärts. Stolz riet ihm nun, es mit der Malerei zu versuchen, und da zu jener Zeit nirgends ein hellerer Stern leuchtete als der Pilotys, begab sich Defregger zu dem Meister nach München. Aber dieser wies ihn zunächst in die Vorbereitungsschule. Wer malen will, muß zuvörderst zeichnen lernen, und dieser bitteren Notwendigkeit unterzog sich Defregger eine Zeitlang auf der Münchener Kunstgewerbeschule, wo er jedoch auch bald die Geduld verlor. Einerseits behagte ihm die Unterrichtsmethode nicht, anderseits schämte sich der lange, erwachsene Mann, unter Knaben und Jünglingen zu sitzen. Schnell vorwärts um jeden Preis! war sein einziger Gedanke, und so begab er sich nach Lienz, wo er sich seinen Unterhalt durch Porträtmalen erwarb, nebenbei aber auch Studien nach Volk und Natur machte. Wieder verstrich eine Zeit, welche ihn nach seinem Gefühle nicht förderte. Da hörte er von Landsleuten Paris als die hohe Schule der Kunst rühmen, und ohne langes Besinnen machte er sich auf den Weg nach der französischen Hauptstadt, wo ihn jedoch nur neue Enttäuschungen erwarteten. Er war zu alt, um noch Aufnahme in die École des beaux-arts zu finden, und mußte zusehen, wie er sich durch Teilnahme am Aktzeichnen weiterbildete. Nach wie vor war er dabei genötigt, für seinen Unterhalt zu sorgen, und Genrebilder aus dem Tiroler Bauernleben brachten ihm die Kosten desselben ein. Die anderthalb Jahre seines Pariser Aufenthaltes schienen ihm abermals verloren zu sein, und doch war er allmählich so weit gekommen, daß er 1864, als er nach kurzer Rast in der Heimat wieder nach München zu Piloty kam und diesem eine Skizze, „Der verwundete Jäger,“ vorlegte, von dem Meister in dessen Atelier aufgenommen wurde.

Jetzt entwickelte sich Defreggers Talent unter Pilotys Pflege mit überraschender Schnelligkeit. Pilotys seltene Fähigkeit, eine schlummernde Begabung zu wecken und zu vollster Bethätigung zu entwickeln, bewährte sich an Defregger in ausgezeichnetem Grade. Schon als er jene Skizze des Wildschützen, der von verbotener Jagd verwundet in seine Hütte heimkehrt, zu einem Bilde ausgestaltet hatte, erzielte er den ersten Erfolg, indem das Bild für das Museum in Stuttgart angekauft wurde, und als Defregger gar mit einem zweiten Gemälde „Speckbacher und sein Sohn“ (1868) die nationale Fiber seiner Tiroler Landsleute berührte, ward er mit einem Schlage zu einer künstlerischen Individualität, zu einer volkstümlichen Persönlichkeit. Jetzt schien es, als wollte ihm das Schicksal mit vollen Händen austeilen, was es ihm bisher in karger Zurückhaltung verweigert hatte. Aber noch stand dem frisch emporstrebenden Künstler ein schwerer Schlag bevor. Nachdem er noch zwei Genrebilder, den „Ringkampf in Tirol“ und den „Neuen Bruder“ gemalt hatte, überfiel ihn ein Gelenkrheumatismus, welcher schnell einen so heftigen Charakter annahm, daß ihm das Gehen und Stehen unmöglich wurde. Aber Defregger, welcher die Zähigkeit seiner Natur schon oft bewiesen hatte, ließ sich dadurch nicht entmutigen und malte im Liegen, trotz seiner Gliederschmerzen, tapfer fort. Auf dem Krankenlager ist sogar, wie der Dichter Karl Stieler in einer Charakteristik des Meisters erzählt, eines seiner heitersten und ausgelassensten Bilder, „Der Ball auf der Alm,“ entstanden, ein Bild, dem man es gewiß nicht ansieht, daß der Künstler es „unter Schmerzen“ oder, wie König Friedrich Wilhelm I sagte, „in tormentis“ gemalt hatte. Im Herbste des Jahres 1871 ließ sich der schwerkranke Mann nach Bozen bringen, und dort erschien vor seinem Lager eine Deputation aus seiner heimatlichen Gemeinde Dölsach, welche ihrem schnell berühmt gewordenen Sohne das Ehrenbürgerdiplom überreichen ließ. Als Defregger vor Jahren den Entschluß kundgethan, sein Anwesen zu verkaufen und Künstler werden zu wollen, hatte man ihm daheim abgeraten, weil man befürchtete, der Verarmte würde einmal der Gemeinde zur Last fallen. Jetzt hatte es der Dölsacher Sproß in der Welt gar weit gebracht, und doch hatte ihn das Schicksal wieder so schwer getroffen. Das drang den braven Männern tief zu Herzen, und „als die Deputierten,“ so erzählt Stieler, „trau=

rig von seinem Lager gingen, blieb einer derselben, der alte Obersteiner, allein zurück und sagte: ‚Franzl, i moan, i könnt dir helfen.‘ Dieser, der eigentlich nichts mehr zu riskieren hatte, willigte ein. Der Alte begann seine Kur (Baunscheidtismus), und nach vier Wochen fuhr Defregger vollständig geheilt in einem Zuge nach München.“

Den Dank für den Dienst, welchen ihm einer der Dölsacher geleistet, trug Defregger der ganzen Gemeinde ab. Für die schlichte Kirche malte er ein prächtiges, ganz in der Weise der venezianischen Meister komponiertes Altarbild, die thronende Madonna mit dem Kinde auf hohem Sitze und davor den heiligen Joseph, der in einem Andachtsbuche liest. Lange Zeit blieb diese köstliche Schöpfung unter den Werken Defreggers vereinzelt, bis er im Jahre 1886 noch einmal einen religiösen Stoff behandelte, eine Madonna, welche mit dem Christuskinde in Wolken schwebt, aus welchen Engel und Cherubim in andächtigem Staunen hervorblicken. Von anmutiger Darstellung und feiner Empfindung ist auch dieses Werk. Aber die religiöse Malerei wäre ebensowenig wie die Historienmalerei großen Stils Defreggers eigentliches Gebiet. Seine Kunst ist ein Weltkind, nicht etwa ein leichtfertiges, welches nur an Lust und Vergnügen denkt, sondern ein glücklich gemischtes Temperament, welches dem Ernst des Lebens ebenso sicher standhält, wie es im Genusse der Freuden des Daseins unverwüstlich ist. Wenn man die lange Reihe von Bildern überblickt, durch welche sich Defregger einen Platz im Herzen seines Volkes erobert hat, ergeben sich die Grundzüge seiner Kunst, die Summe seines Strebens in vollkommener Klarheit. Von den Tugenden und den Charaktereigentümlichkeiten seines Volkes ausgehend, hat er allmählich aus dem unerschöpflichen Schatze deutschen Volkstums eine große Zahl von Typen herausgehoben, welche eine abgeschlossene Welt für sich bilden. Diese Typen hat er zu Trägern von Gesinnungen und Stimmungen, zu Charakteren gemacht, welche nur ihr Äußeres, die Lodenjoppe und die Kniehose, das schmucke Mieder und den Troddelhut, abzulegen brauchen, um überall, wo deutsches Wesen unverfälscht und kräftig dasteht, ein Widerspiel zu finden. Ist Defregger auch nicht ein „Heiligenmaler“ geworden, wie es die geistlichen Oberen Tirols später von Matthias Schmid und Alois Gabl, die sich auf ihre Gnade verlassen sollten, gefordert haben, so ist doch frommer Sinn und Gottesfurcht der Grundton seiner Gemälde, nicht in ausgesprochener Tendenz, sondern aus dem Innern herausgewachsen, und in dieser Absichtslosigkeit, in dieser Naivität des Denkens und Empfindens liegt ein Hauptreiz seiner Schöpfungen, welchen keine spätere Zeit ihnen rauben wird, auch wenn die Kunst koloristischer Darstellung noch weiter über Defregger hinausgegangen sein wird, als es bereits jetzt der Fall ist.

Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Familiensinn und Heimatsfreude, das sind die Elemente Defreggerscher Kunst, die überall verstanden werden und den ungewöhnlichen Erfolg seiner Bilder erklären, selbst derjenigen, auf welchen die malerische Ausdrucksfähigkeit hinter den Absichten des Künstlers zurückbleibt. Doch machen es diese Elemente nicht allein. Sie werden durch ein Gemisch von sinnendem Ernste und keckem Humor zusammengehalten, welches man als eine spezifisch Defreggersche Erfindung gelten lassen muß. Es ist für die ganze Geistes- und Kunstrichtung des Meisters bezeichnend, daß er der Mann der glücklichen Mitte ist. Er liebt den gehaltenen Ernst, gelegentlich auch sinnvolle Trauer, aber er malt keine Leichenbegängnisse und keine Trauerhäuser. Er schildert das ausgelassene Gebaren der Burschen und Mädchen beim Schuhplatt'ltanz; aber er duldet keine Roheiten und er hat niemals einen sinnlos Betrunkenen dargestellt, obwohl auf seinen Bildern oft ein Gläschen Enzian oder ein Krug Bier getrunken wird. Auf seinen Genrebildern historischen Inhaltes schildert er entweder die Ruhe vor dem Sturme, die dumpfe Verzweiflung der dem Tode Entgegengehenden oder den Jubel der Heimkehrenden nach errungenem Siege. Wenn er einmal die kühne That selber, das gewaltsame Vordringen eines Volkshaufens schildern will, wie z. B. die „Erstürmung des roten Turmthores zu München durch den Schmied von Kochel“ (1882, Münchener Pinakothek), dann gibt er das beste Teil seiner künstlerischen Persönlichkeit, die Naivität und Unbefangenheit seines Empfindens, auf und erinnert an das theatralische Wesen, welches man in der Schule Pilotys für die unerläßliche Eigenschaft eines Historienbildes hielt. Defreggers Kunst verträgt auch nicht den Maßstab, welchen die Überlieferung an

das historische Gemälde legt. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß geschichtliche Stoffe nur durch naturgroße und überlebensgroße Figuren dargestellt werden können. Wie überall zeigt sich auch auf dem Gebiete der Kunst erst in der Beschränkung der Meister, und so hat auch Defregger, dem die malerische Durchbildung großer Flächen infolge seines mühevollen Bildungsganges begreifliche Schwierigkeiten bereitet, mit kleineren geschichtlichen Bildern stets unbestrittene Erfolge erzielt, während seine großen Gemälde, der „Todesgang Andreas Hofers" (1878, Museum zu Königsberg) und „Vor dem Sturme" (1883, Dresdener Galerie), Tiroler Bauern, welche, in einer Schmiede mit der Anfertigung von Waffen beschäftigt, durch eine Botin zur Erhebung aufgefordert werden, manchen nicht ungerechtfertigten Einwürfen ausgesetzt waren. Einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck haben dagegen nächst jenem Erstlingsbilde, welches die Begegnung Speckbachers mit seinem wider das Verbot zu den Waffen geeilten Sohne trotz des Ernstes der augenblicklichen Lage mit prächtigem Humor schildert, „Das letzte Aufgebot" des Tiroler Landsturmes (1873, kaiserliches Hofmuseum in Wien) und die „Heimkehr der Sieger" (1876, Berliner Nationalgalerie) hervorgerufen, denen sich später noch eine andere Episode aus dem Leben Andreas Hofers, die „Übergabe der Geschenke des Kaisers Franz in der Hofburg zu Innsbruck" (1879), und eine Szene aus dem Leben seines ebenso tapferen aber glücklicheren Waffengenossen Speckbacher, der seine Landsleute in heimlicher Versammlung durch seine glühenden Worte zum Kampfe treibt, anreihten. Mit so inniger Liebe hat sich Defregger hier in die Heldenkämpfe seines Volkes versenkt, daß die historische Schilderung stets in der unmittelbaren Frische des wirklichen Geschehens vor unsere Augen tritt.

Man darf wohl sagen, daß er diese Wirkungen dadurch erreichte, daß er stets in engem Zusammenhange mit seinem Volke und dessen Denken und Empfinden blieb. Er hat niemals versucht, die große Schlagfertigkeit seiner Darstellung und den Reichtum seiner Erfindung auf ein anderes Gebiet zu tragen, sondern Tirol und Oberbayern, insbesondere aber das erstere, sind stets der Schauplatz seiner Kunst geblieben. Nachdem er sich Ende 1871 von seinem Krankenlager erhoben, schien es, als wollte er seine Kräfte verdoppeln, um das in der ersten Jugend und während der Krankheit Versäumte nachzuholen, und bei der starken Produktion Defreggers, der wir an die sechzig Bilder verdanken, war es natürlich, daß nicht jedes ein Treffer war. Aber auch da, wo ein Bild minder gehaltreich war, übte die Liebenswürdigkeit der Darstellung und die keusche Naivität der Empfindung immer einen unwiderstehlichen Reiz aus. Wohl kommt es vor, daß auf seinen Bildern gewisse Typen wiederkehren, treuherzige Bursche und blitzsaubere Dirndl'n, welche dem Künstler besonders ans Herz gewachsen sind. Aber niemals wiederholt sich der Meister in der Situation. Der Quell seiner Erfindung sprudelt in unversieglicher, herzerquickender Frische. Wenn Defregger einmal wieder einen Trumpf ausgespielt, und man glaubt, daß er nun endlich seine Welt bis auf den Grund erschöpft hat, überrascht er unversehens mit einem neuen, so daß man bei ihm noch von keiner Künstlerlaufbahn in auf- und absteigender Linie sprechen kann. So trägt auch eines seiner jüngsten Bilder, „Die erste Pfeife," von 1886, welches wir unsern Lesern in Holzschnitt vorführen, das volle Gepräge Defreggerscher Kunst. Über den flüchtigen Scherz, welchen der Vater mit dem Jüngstgeborenen treibt, wächst das Gemälde zu einem Spiegelbilde deutschen Familienglückes empor, zu einer sonnigen Idylle, welche auf die Freude an der Arbeit und auf die Zufriedenheit mit dem, was Gott beschieden, gegründet ist.

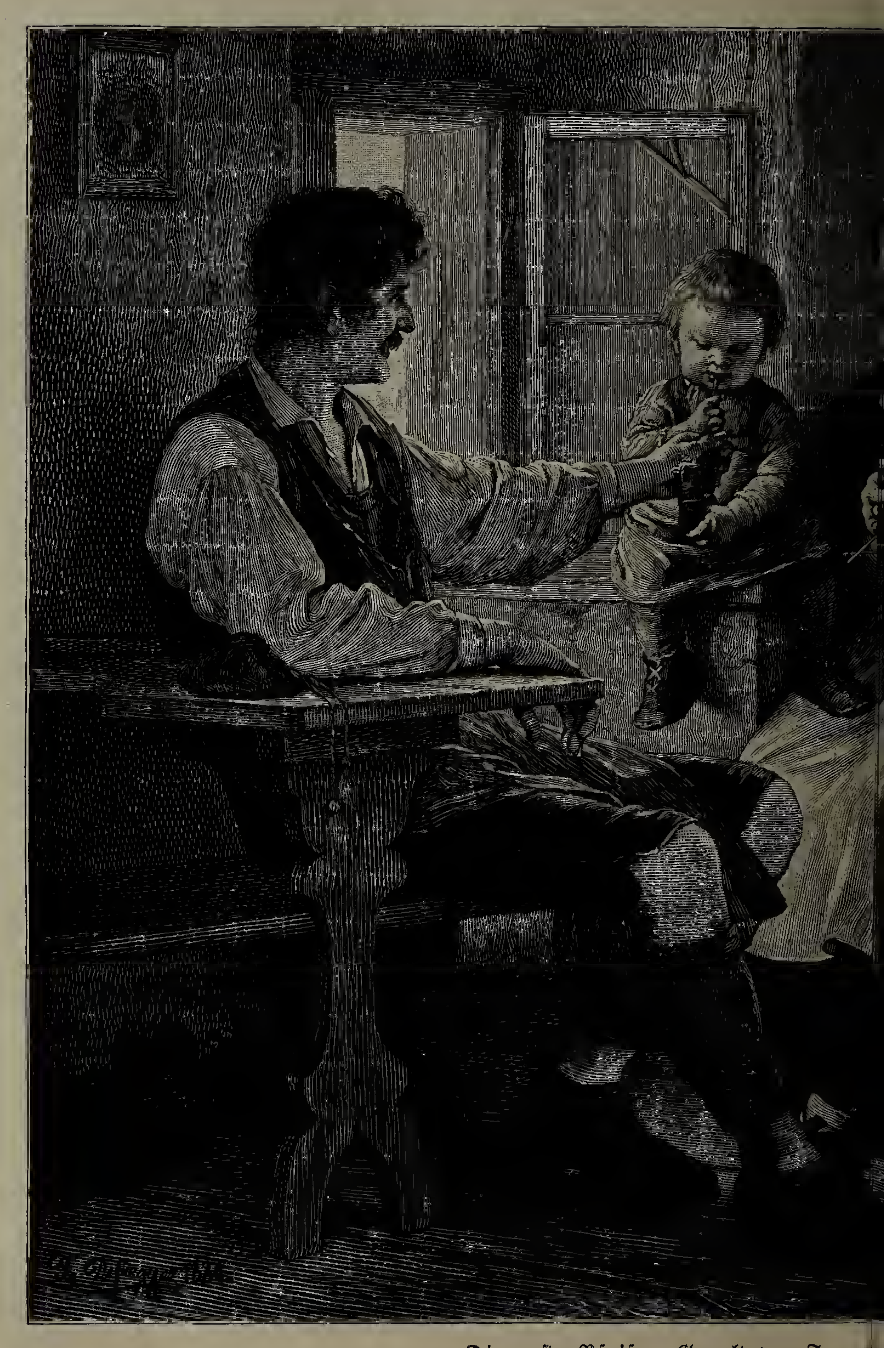
Wenn wir Tiefe und Wahrheit der Empfindung, Naivität, Frische und Gesundheit des Humors als charakteristische Eigentümlichkeiten von Defreggers Kunst bezeichnet haben, so gesellt sich zu ihnen noch ein drittes, nicht minder bedeutsames Element: das beständige Streben nach Schönheit und Anmut. Alles Schiefe, Bizarre, falsch Empfundene und schmerzvoll Traurige liegt außerhalb seiner Kunst. Eine lange Reihe bildsauberer und doch aus dem Leben gegriffener Gestalten zieht an unserm geistigen Auge vorüber, wenn wir nur die Titel der allbekannten Bilder „Das Tischgebet," der „Abschied von der Sennerin," der „Zitherspieler," der „Besuch," des „Jägers Heimkehr," die „Wilderer in der Sennhütte," der „Maler bei der Almerin," die „Braut-

werbung," die „Holzknechte, der „Liebesbrief," die „Ankunft zum Tanze," der „Salontiroler" und „Zur Gesundheit" in Erinnerung bringen. Damit ist aber die Reihe seiner anmutigen Gebilde noch keineswegs erschöpft. Defregger hat auch eine große Zahl von Studienköpfen und Halbfiguren gemalt, alte Bauern und schmucke Jägersleute und mit besonderer Vorliebe hellblickende Mädchenköpfe, die einen so treuherzig anschauen, daß einem das Herz im Leibe lacht bei dem Anblicke eines so unverdorbenen, in sich selbst gefestigten Naturkindes.

Um die Skizze von Defreggers Leben und Schaffen abzurunden, nennen wir von seinen Hauptschöpfungen noch „Das Preispferd oder die Rückkehr vom Münchener Oktoberfest," welches ihn nebst dem „Tanz auf der Alm" und den „Italienischen Bettelmusikanten" auf der Wiener Weltausstellung von 1873 vertrat, den „Sonntagnachmittag," das „Fauftschieben," die „Hundetragödie," die Bestrafung eines Hundes, welcher eine Gans totgebissen hat, und den „Urlauber." Seit einer Reihe von Jahren übt Defregger eine ersprießliche Lehrthätigkeit als Professor an der Kunstakademie zu München aus, welches seine zweite Heimat geworden ist. Sein Kaiser und der König von Bayern haben ihn mit der höchsten Auszeichnung bedacht und in den Adelstand erhoben, und ebenso sind ihm auf den Ausstellungen, die er mit seinen Bildern beschickt hat, die höchsten Ehren zuteil geworden; möchte in keiner öffentlichen Galerie ein Defregger fehlen.



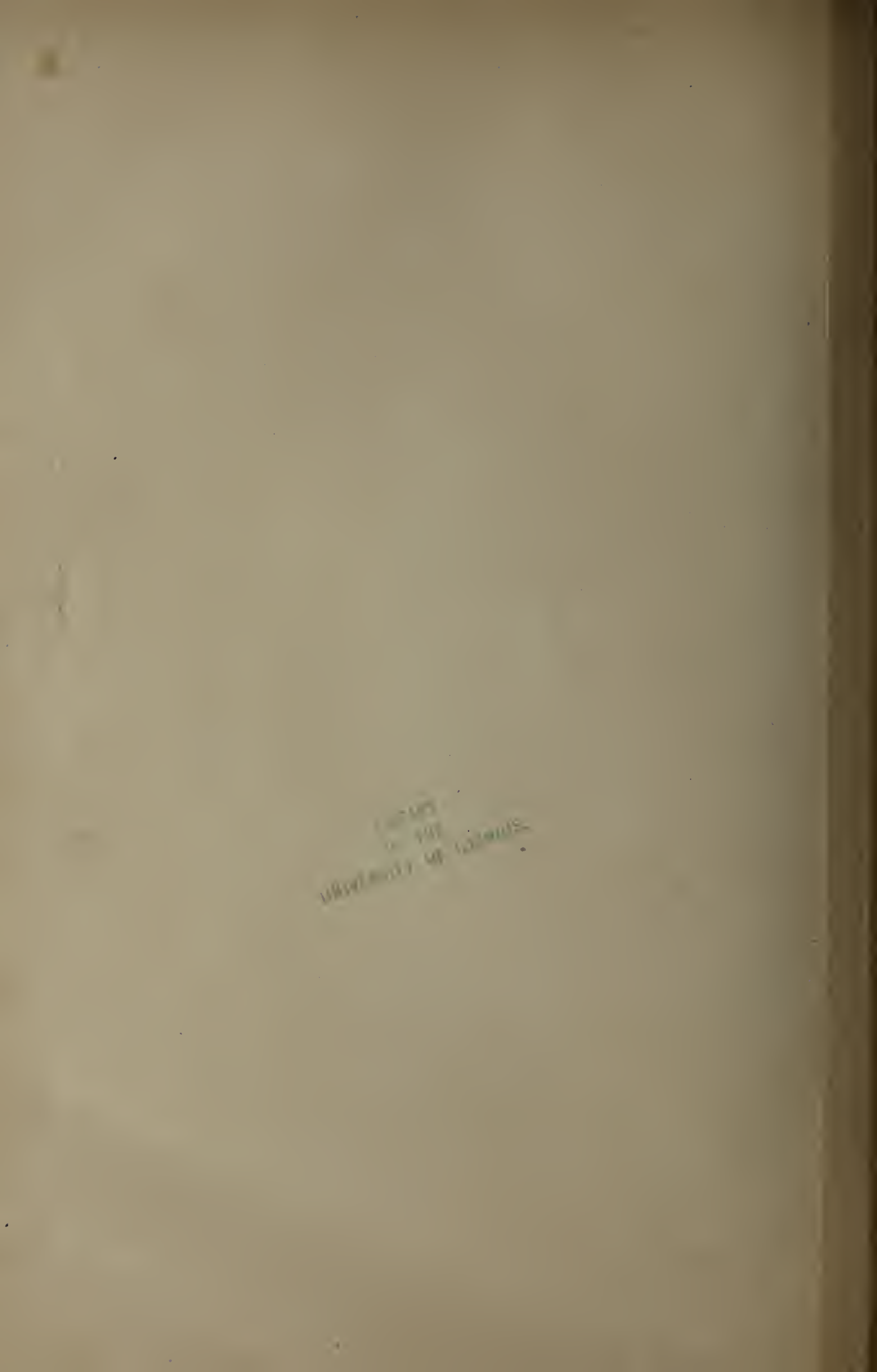
Im neuen Hut. Gemalt von R. Scholz.



Die erste Pfeife. Gemalt von Fran
Photographieverlag von Franz Hanfsta



on Defregger.
l in München.





Der letzte Freund. Gemalt von C. Läsch.



Der letzte Freund.

(Zu dem Bilde S. 857.)

Vor einem Jahrzehnt oder länger pflegte ich mein Mittagbrot in einem Restaurant einzunehmen, das von anständigen Leuten, die aber nur bescheidene Ansprüche machten, viel besucht wurde. Unter den täglichen Gästen erregte ein älterer Herr mein Interesse, dessen Kleidung verriet, daß er einst bessere Tage gesehen hatte. Eigentlich war es mehr der Hund, welcher ihn begleitete, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog — Leuten, die einst bessere Tage gesehen haben, begegnet man zu häufig in einer großen Stadt. Aber dieser Hund, der sich keineswegs durch besondere Schönheit oder Rasse auszeichnete, ein weißer Pudel gewöhnlicher Sorte, hatte eine Eigenschaft, die man nur bei besonders klugen und vornehm veranlagten Hunden findet — er bettelte niemals, er nahm nicht einmal an, was ihm von fremder Hand geboten wurde. Nicht etwa, weil er durch zu gutes und zu reichliches Futter verwöhnt gewesen wäre — man fühlte seine Rippen allzu deutlich, wenn man ihm die Seiten klopfte — sondern infolge seiner guten Erziehung und angeborenen Wohlanständigkeit. Der Herr des Hundes hatte eine Eigenheit, die bei den meisten Gästen ein ironisches Lächeln oder auch wohl eine halblaute Bemerkung hervorbrachte, so daß er schließlich gezwungen wurde, sich immer mehr in eine möglichst unbeobachtete Ecke zurückzuziehen. Er tunkte die Sauce sehr sorgfältig mit einer großen Quantität Brotes von seinem Teller und sättigte sich damit; das Fleisch aber praktizierte er regelmäßig, nachdem er sich scheu umgesehen, unter den Tisch, wo er auf seinen Knieen ein altväterisches seidenes Taschentuch und über diesem ein Zeitungsblatt ausgebreitet hatte. Dann schlug er, sich wieder vorsichtig umschauend, ob jemand ihn beobachtete, das Taschentuch über dem in das Papier gewickelten Fleische zusammen und ließ es in der hinteren Tasche seines langschößigen und fadenscheinigen schwarzen Rockes verschwinden. Mag sein, daß er einen Teil davon für sein eignes Abendbrot verwandte; das größere Quantum dessen, was er sich von seiner Mittagsmahlzeit abdarbte, war jedenfalls für den Hund bestimmt. Ich fand dabei nichts Lächerliches, wie die meisten Gäste, und da ich ein Freund von Hunden bin und den alten Herrn nur um so höflicher behandelte, gedieh unsere Bekanntschaft wenigstens so weit, daß ich hier und da einige Worte mit ihm wechselte.

Näheres über ihn erfuhr ich freilich erst viel später, nachdem ich ihn Jahre hindurch nicht gesehen hatte. Ich hätte ihn nicht wieder erkannt, wenn das freudige Schwanzwedeln des Pudels mich nicht aufmerksam gemacht hätte. Denn aus dem alten Herrn, dem man früher zwar angesehen hatte, daß es ihm nicht sonderlich ging, der aber doch seine solide bürgerliche Vergangenheit niemals verleugnete, war ein hilfloser blinder Greis geworden, der sich von seinem Hunde an kurzer Strippe durch die Höfe der Großstadt führen ließ und durch ein erbarmungswürdiges Violinspiel das Mitleid herausforderte. Wie das so gekommen war? Eine kurze Geschichte. Der alte Froben war städtischer Kassenrendant in einem kleinen pommerschen Städtchen gewesen, ein geachteter Mann unter seinen Mitbürgern. Er hatte den Sohn einer kindergesegneten Schwester zu sich genommen, einen frischen, kräftigen Jungen, von dem er hoffte, daß er der Stolz und die Freude seines Alters werden sollte. Der Junge ließ sich auch gut an, und es wurde dem alten Froben nicht schwer, ihn an der Post unterzubringen. Eines Tages aber war des Rendanten Pflegesohn verschwunden und mit ihm eine nicht unbedeutende Summe unterschlagener Gelder. Der alte Froben versilberte alles, was er besaß, deckte die Defraudation seines Pflegesohnes, soweit es in seinen Kräften stand, gab seine Stellung auf und übersiedelte in eine große Stadt, in der niemand ihn kannte, denn er ertrug es nicht, daß die Leute um ihn zischelten und ihm anders begegneten als früher. Dort nährte er sich mühsam von Kopistenarbeit, bis ein Augenleiden, das mit vollständiger Blindheit endete, ihn zwang, diese Beschäftigung aufzugeben. Er war zu stolz, sich bittend an Behörden und Private zu wenden, und von den Leuten, welche die verschämte Armut aufsuchen, entdeckte ihn zufällig niemand in seinem Dachkämmerchen, wie sich die wirklich verschämte Armut ja

meist nur allzugut zu verbergen weiß. Sicher wäre er dort Hungers gestorben, oder an „Altersschwäche,“ wie es in solchem Falle gewöhnlich heißt, wenn ihn nicht die Liebe zu seinem Hunde auf ein neues Erwerbsmittel hätte sinnen lassen. Er griff zu seiner Geige, die ihm früher in seinen Mußestunden ein lieber Freund gewesen, und tastete sich von Hof zu Hof. Der Hund hatte bald begriffen, daß er seinem Herrn als Führer dienen müsse.

Und dann kam ein Morgen, vielleicht der schrecklichste in dem ganzen Leben des alten Mannes, an dem der Pudel ihn nicht mit Winseln und Bellen weckte; der letzte Freund seines Herrn war in der Nacht verendet. Ohne ihn war der alte Froben hilflos wie ein Kind. Der blinde Greis war inzwischen im Stadtviertel bekannt geworden, und die öffentliche Mildthätigkeit erinnerte sich seiner, als ihn niemand mehr auf den Höfen Geige spielen hörte. Aber die Hilfe kam zu spät. Er ist wenige Wochen nach seiner Aufnahme in eine Blindenanstalt gestorben. v. Sz.

Die Zeitungsfrau.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Wir sitzen bequem im Lehnstuhl, trinken unsern Morgenkaffee und greifen nach der Zeitung. Noch ehe der erste Postbote unser Haus betritt, finden wir sie durch die Thürspalte gezwängt auf unserem Korridor liegen oder neben dem noch warmen Weißbrot in dem vor der Thüre hängenden leinenen Beutel, als ob fleißige Heinzelmännchen sie im Morgengrauen dorthin gezaubert hätten. Wir lesen von Krieg und Kriegsgefahr, von diplomatischen Noten, das Neueste aus Stadt und Land und aus allen Weltteilen, und kaum gedenken wir dabei einmal flüchtig derjenigen, welchen wir im letzten Grunde dafür verpflichtet sind, daß alle diese Nachrichten pünktlich bei uns eintreffen, daß wir an unseren Beruf mit dem Bewußtsein gehen können, über die neueste Weltlage orientiert zu sein. Begegnen wir einmal auf einem frühen Gange einem dieser dienenden Geister auf der Straße, so gehen wir sicher achtlos an ihm vorüber; die Begegnung einer alten Frau wird ja nicht für glückverheißend angesehen. Aber achtungswert sind diese alten Zeitungsfrauen trotzdem. Für ein geringes Entgelt hasten sie täglich in aller Morgenfrühe, wenn die letzten Gaslaternen noch nicht ausgelöscht sind, ihres Weges, treppauf, treppab, unbeeinflußt von Wind und Wetter, ganze Straßenzüge und Viertel mit geistiger Nahrung versorgend. Arme alte Frauen, die meist allein im Leben stehen, die nicht selten durch einen Trunkenbold von Mann in ihren Verhältnissen zurückgekommen sind oder durch einen Unglücksfall, einen Schicksalsschlag den Ernährer verloren haben. Glücklich noch diejenigen von ihnen, welche mit dem mühseligen Erwerb außer sich selbst nicht noch eine Familie ernähren müssen. Allgemein rühmt man ihnen Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit nach, und die Zeitungsspediteure, in deren Dienst sie stehen, haben ebenso selten Grund, über sie zu klagen, wie das Publikum. Oft aber nehmen die ersteren Gelegenheit, besondere Diensttreue anzuerkennen. Wenn der Verein der Zeitungsspediteure in jedem Winter das Fest seiner Gründung feiert, zählt er auch eine ganze Anzahl von Zeitungsfrauen zu seinen Gästen, denen er mit reicher Bewirtung und einem Ehrengeschenk an Geld aus seiner Vereinskasse eine Freude macht. Auch das Publikum läßt es sich nicht nehmen, einmal im Jahre die Dienste der Zeitungsfrauen besonders zu belohnen. Am Neujahrstage erhalten wir neben unserem Leibblatte noch ein auf einem besonderen Bogen stattlich gedrucktes Gedicht, das nach dem freundlichsten Glückwunsch mit dem schönen Verse schließt:

„Zählst du das Trinkgeld nicht genau,
So freut sich deine Zeitungsfrau.“

Und die Brave hat es sich durch zwölfmonatliche Thätigkeit redlich verdient. Selbst der eifrigste Gegner des Trinkgeldes greift in seine Tasche und drückt der Alten außer dem Abonnementsgelde für das nächste Quartal einen Obolos in die Hand.



Die Zeitungsfrau.

In Berlin vor des Kaisers Palais.

(Zu dem gegenüberstehenden Bilde.)

Im allgemeinen haben die Menschen nicht viel Zeit in Berlin; sie gehen der Arbeit oder dem Vergnügen nach, und jede Minute wird von ihnen ausgenutzt. Rastlos flutet das Leben vom Morgen bis zum Abend in den Straßen auf und nieder, und selbst die glänzendsten Schaufenster vermögen nur verhältnismäßig wenige der Vorübergehenden zu fesseln, die sich einen kurzen Augenblick an den prächtigen Auslagen erfreuen. Zu diesem Eindrucke allgemeiner Rastlosigkeit, den Berlin macht, steht die Szene im hellsten Gegensatze, welche sich in jeder Mittagsstunde am Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden abspielt, solange die Purpurstandarte auf dem Palais des Kaisers weht.

Auf diesem durch steinerne Bordschwellen gegen den Wagenverkehr geschützten Denkmalsplatze sieht man schon um elf einzelne Gruppen, welche sich die ersten Plätze gegen das Palais sichern. Sie harren geduldig aus in glühender Sommerhitze, in strenger Winterkälte, in Regen und Schnee, in Wind und Wetter, — in der Mehrzahl Fremde, welche Berlin besuchen und nur über einen Tag verfügen können. Je mehr sich die Mittagsstunde nähert, um so mehr wächst die Zahl derjenigen, welche dort Aufstellung nehmen. Männer und Frauen aus allen Klassen der Bevölkerung bilden schließlich einen dichten Knäuel, Kopf an Kopf gedrängt harrt die Menge, in der jeder Stand und jedes Lebensalter vertreten ist. Denn auch die Kinderfrau mit dem Säugling im Wagen pflegt selten zu fehlen. Alle warten ruhig und geduldig, wie sonst zu warten nicht gerade die Art des Berliners ist. Da hört man aus der Ferne Militärmusik, und gleichzeitig strömt von allen Seiten neuer Zuwachs heran, — die Spaziergänger Unter den Linden, die Gäste des Café Bauer, Geschäftsleute, welche ein Berufsweg zufällig um diese Zeit in die Gegend geführt hat. Die Vorüberfahrenden dirigieren ihre Wagen auf die Universitätsseite der Straße und lassen sie dort langsam auf und nieder fahren. Und nun kommt im strammen Paradeschritt die Wache herangezogen. Das ist der Augenblick, auf den die Menge wartet. Hinter den Spiegelscheiben seines Arbeitszimmers erscheint das ehrwürdige Antlitz des Kaisers, mit prüfendem Soldatenauge seine Garde musternd. Zu ehrfurchtsvollem Gruße entblößen sich die Häupter der Menge, sobald der Kaiser am Fenster erscheint. Sie wartet stumm, bis das letzte Glied der Wache am Palais vorübermarschiert ist, — dann aber bricht ein dreifach donnerndes Hoch aus Hunderten von Kehlen. Niemand ist darunter, der das Signal dazu gibt, niemand, welcher die Ovation dirigiert. Mit freundlichem Lächeln erwidert der Kaiser den Gruß seines Volkes durch ein Neigen seines Hauptes, und erst lange nachdem die ehrwürdige Gestalt vom Fenster zurückgetreten ist, geht die Menge langsam auseinander.

Einer von der Flotte.

„Das soll einer von der Flotte sein?“ höre ich so manchen Leser mit einer gewissen Enttäuschung fragen, wenn er die beifolgende Zeichnung betrachtet. Er hat sich bis jetzt einen ganz anderen Begriff von unsern blauen Jungens zur See gemacht. Wo ist da die schmucke, kleidsame Uniform und die tadellose Sauberkeit, der weit überfallende, nur lose vom schwarzseidenen Halstuche zusammengehaltene blaugestreifte Kragen, die keck auf dem Kopfe sitzende Mütze mit dem im Winde flatternden Bande, auf dem in goldenen Buchstaben der Schiffsname gestickt ist, wo endlich das sorglose Kehr-dich-an-nichts, mit dem das Kind des Ozeans frei und heiter um sich und in die Welt schaut?

Nichts von alledem! Die bis zu den Ellbogen aufgestreifte Bluse von zweifelhaftem Weiß oder vielmehr Grau könnte ebenso gut jedem beliebigen Arbeitsmanne angehören



Bei jedem Wetter vor Kaisers Palais in Berlin.



Einer von der Flotte. Gemalt von Hermann Brehmer.

und sie sieht einem Uniformstück verzweifelt wenig ähnlich, wenn auch der Seemann in dem schmalen blauen Streifen am linken Oberärmel ein militärisches Abzeichen, und daß der Mann zur Steuerbordhälfte der Besatzung gehört, entdeckt. Die Mütze fehlt, und von heiterem Blicke ist noch weniger zu merken.

Woran er wohl so tiefernst denkt, der junge, stramme Kerl, daß ihm sogar die Pfeife darüber auszugehen droht? An die Heimat? Kaum! Er ist nicht weit von ihr entfernt und es legen sich nicht Tausende von Meilen zwischen ihn und sie. Allem Anscheine nach hat er sogar erst am selben Morgen, oder höchstens vor ein bis zwei Tagen den heimischen Hafen verlassen, um schon am Abend wieder dahin zurückzukehren.

Drückt ihn Liebesgram? Schwerlich! Matrosen sterben gewöhnlich nicht an gebrochenem Herzen. In dieser Beziehung sind sie vorsichtig und denken darin praktisch, wie Onkel Bräsig, der „drei Bruten auf einmal" hatte, wie er Frau Nußler noch auf dem Totenbette eingestand.

Nein, das ist es nicht, aber dennoch bewegt ein stilles Sehnen ihn tief und stimmt ihn so tragisch, weil er es im Augenblicke nicht befriedigen kann, und zwar gilt dasselbe einem — recht großen Glase kühlen Bieres. Wie wundervoll müßte das schmecken bei der Hitze! Denn daß ihm sehr warm ist, geht aus seiner ganzen Stellung hervor. Er hat sich platt auf das Deck niedergesetzt mit der Richtung gegen den Wind, um Kopf und Brust voll von diesem bestreichen und kühlen zu lassen.

Er hat schwer arbeiten müssen, und wenn auch die muskulösen Arme und derben Fäuste zeigen, daß sonst tüchtiges Anfassen ihm nicht

schwer fällt, so macht es einen Unterschied, wo und wie er arbeitet, und einen noch größeren, ob dies auf einer hohen, luftigen Fregatte geschieht oder auf einem Torpedoboote.

Ein solches ist es aber, auf dem er sich befindet, das geht aus verschiedenen Anzeichen hervor. „Schiffe," und wäre es auch nur deren unterste Rangstufe, haben über Deck eine Verschanzung, unser Mann stützt sich jedoch teilweise nur gegen ein diese Verschanzung vertretendes Einfassungstau, teils gegen das dünne Waat (seitliches Haltetau) eines winzigen Mastes.

Auch der Hintergrund zeigt es; die beiden dort sichtbaren Fahrzeuge sind keine Schiffe, sondern kleine Torpedoboote, die neueste furchtbare Erfindung der Menschen zu Ehren des männermordenden Kriegsgottes. Wahrscheinlich manövriert eine Division dieser Nußschalen in See, und da gibt es für die Besatzung harte Arbeit, die den Schweiß stromweise aus den Poren treibt und wohl den dringenden Wunsch nach einer kühlen Blonden rechtfertigt.

Mit zauberhafter Schnelligkeit — wie die Eisenbahn am Lande, schneiden die kleinen Dinger durch die Fluten, daß der Gischt der Wellen vor ihrem Buge in weitem Bogen nach allen Seiten sprüht. Bis vor kurzem hielt man es nicht für möglich, Fahrzeuge mit der rasenden Fahrt von fünf bis sechs Meilen in der Stunde durch das Wasser zu treiben, aber es hat auch nur dadurch geschehen können, daß man sie so leicht, wie es irgend die Verhältnisse gestatten, aus dünnem Stahlblech herstellte, ihnen die feinsten Linien, sowie den kleinsten Tiefgang gab und ihr Oberwerk nur in geringer Höhe über das Wasser hinausragen ließ, um den Luftwiderstand abzuschwächen, dagegen sie mit einer für die Raumverhältnisse ungemein starken Maschine ausstattete.

Dabei bleibt denn natürlich ein sehr beschränkter Platz für die Mannschaften. Unter Deck können sie nur in gebückter Stellung sein, und es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, so stundenlang in der Maschine zu stehen, wenn dieselbe mit 280 Umdrehungen in der Minute dahin rasselt und das Feuer seine sengenden Strahlen in den engen Heizraum wirft, in dem man sich kaum umdrehen kann.

Von den sechs bis sieben Mann, welche die Besatzung eines Torpedobootes bilden, wird deshalb viel verlangt, und auch der es befehligende Unterleutnant ist keineswegs zu beneiden. Wohl hilft das stolze Bewußtsein, selbständig ein solches Fahrzeug zu kommandieren und im Kriegsfalle eine hervorragende und oft entscheidende Rolle in der Schlacht zu spielen, hervorragender, als sie je einem jungen Kameraden der Armee zu teil werden kann, mächtig über die Unbequemlichkeiten fort, aber trotzdem machen sie sich fühlbar, und auch für den Kommandanten dürfte oft genug ein Glas Bier ein ersehntes Labsal sein.

Fürst Bismarck soll einst, als die Franzosen mit Eifer begannen, unsere Heereseinrichtungen zu kopieren, geäußert haben: „Alles können sie uns vielleicht nachmachen, nur nicht den preußischen Leutnant," und wie er darin recht gehabt, so gilt sein Wort auch für die Leutnants unserer Flotte.

England und Frankreich haben mit ihren Torpedobootmanövern auf hoher See Fiasko gemacht, während die unseren nur gut ausgefallen sind und unser schneidiger Prinz Heinrich seine ganze Division von zwölf Booten durch die stürmischen Wogen der Nordsee wohlbehalten und ohne alle Havarie nach England und zurück geführt hat.

Wenn damit auch einerseits unsere Industrie durch bessere Konstruktion der Boote anderen Nationen sich überlegen gezeigt hat, fällt nicht geringeres Verdienst den befehligenden jungen Offizieren und der Tüchtigkeit der bedienenden Mannschaften zu, von denen unser Bild einen uns lebenstreu zeigt.

Sollte ein Krieg ausbrechen, so werden Offiziere und Besatzungen der Flotte zeigen, daß sie sich den Kameraden der Armee würdig anreihen und unser Vaterland stolz auf sie sein darf. R. W.



Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Das tiefergreifende Bild von Hugo von Habermann in München: „Ein Sorgenkind“ wurde auf der Jubiläumsausstellung in Berlin von 1886 viel betrachtet und besprochen. Vor ihm fand man immer zahlreiche Beschauer, die sich der Anziehungskraft, die das Bild ausübt, willig überließen. Gehört es doch zu den Bildern, welche die Phantasie anregen, von dem dargestellten Augenblick zurückzuwandern in die Vergangenheit und vorwärts zu blicken in die Zukunft. Mit welcher Spannung erwartet die Mutter, die selbst den Todeskeim in der Brust trägt, den Ausspruch des berühmten Spezialisten! Sie aber trägt nicht nur die Sorge wie jede andere Mutter um ein leidendes Kind, nein, in ihrem Herzen lebt auch die Furcht, daß der arme Kleine die schreckliche Krankheit von der überkam, welche doch freudig ihr Herzblut hingegeben haben würde, dem einzigen Kinde das Leben freundlich zu gestalten. Welch eine erschütternde Vorstellung! Und durch wie vieler Frauen Herzen ist dieser Stachel gedrungen wie ein zweischneidiges Schwert! Und durch wie vieler Frauen Herzen wird er noch dringen!

Unser Bild gehörte zu denen, die in den Kreisen der Kunstfreunde lebhafte Debatten darüber wachriefen, ob ein solcher Gegenstand überhaupt Gegenstand künstlerischer Darstellung sein dürfe. Während die einen, die von jeder künstlerischen Schöpfung verlangen, daß sie die Seele über die gemeine Wirklichkeit erhebt, die Frage durchaus verneinten, wiesen die anderen darauf hin, daß alles, was den Menschen in Freude und Leid bewegt, auch von der Kunst behandelt werden dürfe. Das sind Anschauungen, welche gerade in unsern Tagen die Kunst auf allen Gebieten in zwei Heerlager teilen.

Der Toni auf unserm Bilde: „Der Normalarbeitstag“ von Franz Gehrts ist sein lebenlang unzufrieden damit gewesen, daß der Tag gar so viele Stunden hat. Wenn er da ganz allein hoch oben im Walde mit Säge und Axt hantierte, fand er immer, daß die Sonne verzweifelt langsam durch den Tag laufe, aber er glaubte bisher, daß das nun einmal nicht anders werden könne und daß er deshalb, wohl oder übel, so lange schaffen müsse, wie sie am Himmel stehe. Da hat ihn nun aber kürzlich der „Bote für das Gebirge,“ das Blättchen, das neuerdings drunten in Neustadt erscheint, eines Bessern belehrt. Der Bote tritt ganz stramm für den „Normalarbeitstag“ ein, und was er sagte, hat dem Toni über die Maßen gefallen. Wenn schon der Teckel, das unvernünftige Vieh, sich nicht mit Arbeit zu plagen braucht, so sollte doch der Mensch erst recht nicht den ganzen Tag schaffen müssen. Der Mensch hat ein Recht darauf, sich auch ausruhen zu dürfen. Und so nimmt denn der Toni die Einführung des Normalarbeitstages, wie er ihn versteht, vorweg und führt auch einmal ein „menschenwürdiges Dasein.“ Was nur der Förster dazu sagen wird?

Das Bild „Von ihm“ von Hugo Engl führt uns aufs Land. Die Botenfrau oder, wie man in vielen Gegenden sagt, die „Bötin“ ist auf dem Lande eine überaus wichtige Person. Sie ist nicht nur für jede Hausfrau ganz unentbehrlich, da sie alle die kleinen Bedürfnisse der Wirtschaft aus der Stadt bringt, sie ist auch vielfach die Vertraute der Dorfjugend, zumal der weiblichen. In unserm Falle ist sie eine „Liebesbötin.“ Der Brief, den sie in der Hand hält, ist ihr von ihm, der zur Zeit in der Kaserne das Vaterland verteidigen lernt, zugleich mit einer blinkenden Gabe übergeben worden, und er gelangt nun richtig ohne alle Kenntnisnahme seitens unberufener Personen an seine Adresse. Die Alte weiß, was sie thut. Ein Schälchen „Heißer“ ist ihr für diese Botschaft sicher, und das thut wohl in kalter Winterszeit.

Auf dem Bilde: „Des Oberförsters Kunstthätigkeit“ von E. Bosch sehen wir den Generalgewaltigen des Forstes in stiller Kunstthätigkeit. Daß bei einem rechten Oberförster auch diese mit dem Weidwerk zusammenhängt, versteht sich von selbst. Die Arbeit ist fast vollendet und mit Zufriedenheit betrachtet der Künstler das Werk seiner Hände, zumal es auch das als Kunstkritiker wirkende Töchterchen an Lob nicht fehlen läßt.

„Aus vergangener Zeit“ von F. Hiddemann verdient seinen Namen in doppeltem Sinne: Der Schäfer auf dem Bilde erzählt aus vergangener Zeit und das Bild selbst stammt seiner ganzen Auffassung nach aus vergangener Zeit. Es sind die Tage der Romantik, in die es uns versetzt, die Tage, die in Uhlands Gedichten ihren naiven, in Heines Versen ihren ironisierten Ausdruck gefunden haben für alle Zeiten. Der Schäfer, der den ganzen Tag über allein ist mit seinen Tieren und darüber leicht ein Träumer wird, war eine Lieblingsgestalt der romantischen Dichterschule, und die Trümmer einer mittelalterlichen Burg regten ihre Phantasie selbst noch mehr an als die Naturerscheinungen. Wie den Schäfer auf unserm Bilde dachten sich jene Männer den Volksdichter, der dem heranwachsenden Geschlecht weiter gibt, was er von dem nun abgestorbenen einst überkam: Die Dichtung der Volksseele, Sage, Legende, Märchen, Volkslied.

So führt uns unser Bild in eine Vergangenheit zurück, die, obgleich nicht alt, durch eine tiefe Kluft von der Gegenwart getrennt ist, an die wir aber um der schönen Früchte willen, die sie gezeitigt hat, dankbar zurückdenken sollen.

Die langersehnte Fortsetzung des auf unserm Bilde: „Der Kolporteur im Schwarzwalde“ mit so viel Spannung in Angriff genommenen Romans gelangt im Schwarzwalde an ihre beglückte Adresse. Der alte Kolporteur läßt über die Stätte des Ereignisses ebensowenig einen Zweifel aufkommen wie die Leserin. Es wird in den Thälern des Schwarzwaldes viel gelesen, und die dort sehr entwickelte Kolportage sorgt dafür, daß den Lesern die Qual der Wahl

mit nichten erspart bleibt. Der alte „Jockele“ spielt übrigens in bezug auf letztere eine bedeutsame Rolle. Er trägt nicht umsonst das Symbol der Belesenheit auf der Nase und weiß in seiner Tasche nicht nur äußerlich gut Bescheid. Es wäre interessant, von ihm zu erfahren, was ihm gefällt und warum es ihm gefällt, aber das erfahren nur seine Kunden, wenn sie sich seinen bewährten Rat erbitten. Leider!

„Gestrandet“ von Ad. Lins ist eines jener sonnigen Bilder, die diesem Künstler so oft gelingen. Gibt es einen fröhlicheren Menschen auf Gottes Erdboden als diesen Jungen, der, ein kleiner Koloß von Rhodos, breitbeinig über der Gosse steht und dem Schiffbruch seines Papierbootes zusieht!

Die beiden Schwesterchen in den nagelneuen Hüten auf dem Bilde: „Im neuen Hut“ von R. Scholz sind auf dem Wege zur Großmama. Wird die aber Augen machen, wenn sie die neuen Hüte sieht und die Mädchen, die sie tragen!

Auf dem Bilde „Willkommene Beute“ von J. Schmitzberger ist es Winterszeit, tiefer Schnee bedeckt den Waldboden, und der Frost hat dessen oberste Schicht hart gemacht wie dünnes Eis. Da herrscht denn bittere Not im Walde, dem Reh ist es kaum möglich, sich zu äsen, und der Fuchs kann nicht zu den Mäusen kommen. Das erstere tritt sich die Läufe wund und erliegt schließlich der Kälte und dem Hunger. Auch Reineke leidet schwer und fährt mit struppigem Pelze und lautem Bellen durch den Forst, aber der Räuber ist widerstandsfähiger als die Beutetiere. Immerhin will es auch mit ihm schier zu Ende gehen, als ihn sein gutes Glück das eingegangene Reh finden läßt. Nun hat er für eine Weile keine Not mehr, denn er wird sich den Wanst bis zum Platzen füllen und kann es dann wieder lange aushalten. — In unserm Bilde liegt ungemein viel Stimmung. Die nur durch das Schneelicht gemilderte Dämmerung gibt gerade die rechte Beleuchtung für den Vorgang.

Bibelverteiler und Nihilist.

Ein Fremder kann in Rußland nur mit großer Vorsicht reisen, macht er sich auffällig, so kann er leicht mit den Behörden in unliebsame Berührung geraten. Das erfuhr auch Dr. Henry Landsdell, ein Engländer, der bereits große Reisen durch Sibirien und Zentralasien zum Zwecke der Bibelverteilung gemacht hatte. Er beschloß aufs neue, dort das gedruckte Evangelium zu verbreiten und rechnete, daß er zu einer fünfmonatlichen Reise 8000 Mark gebrauche; er selbst besaß sie nicht und wandte sich deshalb an gute Freunde. Ein solcher, der sich für die Sache interessierte, legte ihm sofort 1000 Mark auf den Tisch; dann ging er zur britischen Bibelgesellschaft, trug der seinen Plan vor und erhielt statt der verlangten 2000 Mark deren 4000 ausgezahlt, und da ein anwesendes Vorstandsmitglied Vertrauen in seine Thätigkeit setzte, legte ihm dieses aus der eignen Tasche noch 1000 Mark hinzu. So waren in zwei Tagen 6000 Mark beisammen. Ein Ansuchen an die „religiöse Schriften-Gesellschaft“ brachte ihm weitere 2000 Mark ein; namenlos erhielt er 200 Mark zugesendet. Landsdell hatte nun genug und lehnte dankbar weitere Unterstützung ab, die ihm in Aussicht gestellt wurde. Man sieht, wie großmütig die Engländer zu geben verstehen, wenn es sich um religiöse Dinge handelt.

In Petersburg wurde Landsdell von Großfürsten und Großfürstinnen empfangen, er erhielt die besten Empfehlungen, ja, was ungeheures Aufsehen erregte, Graf Tolstoi gestattete ihm, die politischen Gefangenen in der sonst hermetisch verschlossenen Peter- und Paulsfestung zu besuchen! Der Mann mußte also wohl politisch ungefährlich sein; aber doch ist es ihm schlecht ergangen. Über Moskau begab er sich nach Perm und jenseits dieser schon Asien zugewandten Stadt begann er mit der Schriftenverteilung. „Ich verteilte,“ so schreibt er, „immer erst, wenn der Eisenbahnzug sich in Bewegung gesetzt hatte, lehnte mich aus dem Wagenfenster und drückte dem dienstthuenden Gendarmen ein Bündel Schriften in die Hand. So machte ich es auch bei der nächsten Station, wo ich mein Paket dem rotbemützten Stationsvorstand übergeben wollte. Er nahm es aber nicht an, und so warf ich es ihm vor die Füße. Nun wurde es dunkel und ich drückte mich in die Kissen, um zu schlafen.“

Damit aber begann das Unheil. Nichts ahnend erreichte Landsdell schlafend die Station an der Tschussowaja, wo der Zug hielt und sofort von Gendarmen nach Nihilisten durchsucht wurde. Ein Hüter des Gesetzes steckte den Kopf in das Koupee, in welchem unser Reisender saß — aber „aus Respekt vor meinem ehrwürdigen Aussehen“ zog er sich wieder zurück und schloß die Thür. Nach einigen Minuten erschien er abermals und zog sich wiederum zurück. Da erscheint er ein drittes Mal, und nun glaubt Landsdell, daß er ein „geistliches Bedürfnis“ habe, und reicht ihm seine Schriften.

Aber welche Wirkung! Statt des erwarteten Dankes wurde der Engländer samt Gepäck sofort an die Luft gesetzt, trotz alles Protestierens, trotz aller amtlichen Zeugnisse. Nichts half, der Gendarm hielt seine „nihilistische Beute“ fest wie ein Blutegel und zeigte nur ein Telegramm, das ihn anwies, den Schriftenverteiler zu verhaften. In demselben Zuge befand sich der Gouverneur von Irkutsk, ein General, den Landsdell kannte und an den er sich um Hilfe wandte. Dieser konnte auch weiter nichts thun als ihm raten, sich zu fügen. Von Gendarmen bewacht wurde Landsdell nun mit dem nächsten Zuge zurück nach Perm geschickt; er muß sich, nach seinen Schilderungen, recht ungebärdig dabei benommen haben, denn er hatte Streit mit den „dummen“ Gendarmen, die sich sogar erfrechten, in seiner Gegenwart zu rauchen.

Nach Perm zurückgekehrt, wurde der unglückliche Bibelverteiler von dem Staatsanwalt und dem Polizeidirektor in Empfang genommen und scharf ins Verhör genommen. Daß sich die vollkommenste Unschuld herausstellte, liegt auf der Hand. Die Behörden aber konnten sich damit entschuldigen, daß in Rußland ein Gesetz besteht, welches verbietet, aus den im Gange befindlichen Zügen Gedrucktes herauszuwerfen. Und zwar deshalb, weil die Nihilisten ihre Proklamationen

und aufrührerischen Schriften in religiöse Traktate einwickeln und sie so unter das Volk bringen.

Landsdell hat dann seine Reise ungehindert antreten und seine Bibeln durch ganz Zentralasien, soweit die russische Herrschaft reicht, verteilen dürfen. Er schildert dieselbe in einem sehr anziehenden englischen Werke „Durch Zentralasien," das soeben in London (Sampson Low & Co.) erschien und dem wir Vorstehendes entnommen haben.

Die Entwickelung des Naturgefühls.

Unter diesem Titel ist ein Buch ganz eigentümlicher Art soeben von Alfred Biese im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig herausgegeben worden. Es ist etwas für feinschmeckende Leute, die über das gewöhnliche Niveau hinausblicken, ein schönes Buch, das nicht in einer bestimmten landläufigen Kategorie sich unterbringen läßt, sondern zwischen Ästhetik, Philosophie und Litteraturgeschichte einherschreitet. Dazu kommen kulturgeschichtliche Gesichtspunkte. Ein Stoff von fast unerschöpflicher Fülle wird hier mit viel Geschmack behandelt, wobei Landschaftsmalerei und Landschaftsgärtnerei nicht vergessen sind, wenn auch die Litteratur und besonders die Poesie, als die intimste Trägerin der Empfindungen eines Volkes, in erster Linie die Quellen blieben. Was hat alles vorausgehen müssen, ehe wir zu unserm heutigen Naturgenusse gelangt sind! Die Freude und die Erkenntnis der Natur waren nicht immer wie heute; durch das Mittelalter und die Neuzeit führt uns der Verfasser bis zur Gegenwart, stets fesselnd und anregend. Eine Analyse können wir auf unserm knappen Raume hier nicht geben, aber wir wollen wenigstens einiges von dem andeuten, was er über Luthers Stellung zum Naturgefühl sagt. Und dieses kam bei dem großen Manne mit gesunder Daseinsfreude stark zum Ausdruck. Der Psalter war ihm das liebste Buch, und welche Naturfreude belebt dieses! „Wie sind deine Werke so groß und viel! Und die Erde ist voll deiner Güter!" Die liebe Gotteswelt ist Luther mit das Liebste. „Gott ist gegenwärtig in allen Kreaturen, auch im geringsten Blättlein und Mohnkörnlein," schreibt er. Oft braucht er Bilder aus Wald und Flur, es ist eine ganze Reihe schöner Aussprüche, die der Verfasser anführt.

„Und Friede auf Erden."

Aus Sardinien. Von Th. Trede.

Das Innere der Insel Sardinien ist weniger bekannt als manche Gegend im Innern Afrikas, und doch gibt es in ganz Europa kein Eiland, welches in Hinsicht seines Menschenlebens interessanter wäre als das genannte. In den Bergen Sardiniens haben sich Sitten und Bräuche erhalten, die wir teils im Alten Testament, teils im Homer wiederfinden. Die Sprache der Sarden hat, namentlich im Innern, mit dem Italienischen wenig zu schaffen, ja, so wenig, daß die Einwohner ihre festländischen Landsleute kaum verstehen. Der Sarde sagt nicht casa, Haus, sondern domus, er sagt nicht sono (sie sind), sondern sunt, hat also in vieler Hinsicht das Lateinische in unveränderter Gestalt festgehalten. In der sogenannten Gallura, einem an stattlichen Bergen und grasreichen Thälern reichen Distrikte des Innern, herrschen durchaus patriarchalische Sitten, der Familienvater hat dort die Stellung eines Priesters, namentlich im Sommer, wenn es wegen der Malaria den Geistlichen fast unmöglich ist, in das Innere der Insel zu gelangen. Mit heiliger Scheu betrachtet man dort uralte vor den Dörfern befindliche Bäume, unter denen sich die Dorfgenossen bei wichtigem Anlaß versammeln, sei es, um die Preise ihrer Produkte zu bestimmen, oder um Heiraten und andere wichtige Dinge zu besprechen. In der Gallura finden sich die schroffsten Gegensätze bei einander: Finsterer Aberglaube und innige Frömmigkeit, heidnische Bräuche und christliche Sitte, die entsetzliche Blutrache und das liebreiche Vergeben. Von letztgenanntem Gegensatze bot sich soeben ein merkwürdiges Beispiel.

Wir führen den Leser nach Bitti, einem winzigen Städtlein im Innern des Landes, etwas nördlicher als die Bischofsstadt Nuoro gelegen. Die Adventsglocken läuten und der Kirche St. Maria del Miracolo nähern sich von verschiedenen Seiten zwei Züge Andächtiger, mit dem Gewande sardischer Hirten bekleidet. Längst vor Ankunft dieser zwei Züge hat sich die Kirche gefüllt, und als letztere eintreten, sind sie kaum im stande, bis zum Altar zu gelangen, wo die Geistlichkeit ihrer bereits harrt und wo sich ebenfalls der Präfekt aus der Hauptstadt Cagliari nebst dem Hauptmann der Carabinieri und andere angesehene Männer eingefunden haben. Todesschweigen herrscht in der Kirche, als der Doppelzug eintritt, aber alle Augen wenden sich einem stattlichen Manne zu, der im ersten Zuge, erhobenen Hauptes, aber bleichen Angesichtes, das Schiff der Kirche durchschreitet, und leise flüstert einer dem anderen zu: „Das ist Marras-Bellu!" — Wer ist dieser? Was soll in der Kirche zur Adventszeit geschehen? Wenn wir die in der Kirche Anwesenden fragen, so werden sie antworten: „Fare le paci!" Die deutsche Sprache kann aus „Friede" keinen Plural, dem „le paci" entsprechend bilden, wir übersetzen also jene Antwort mit: Es soll Friede gestiftet, es sollen Friedensschwüre geleistet werden. Alle Teilnehmer an obgenanntem Doppelzuge sind zu dieser Friedensfeier in die Kirche gekommen, es sind die zahlreichen Angehörigen von drei Familien, genannt: Burrai, Mundanu und Marras-Bellu, seit undenklichen Zeiten durch tödlichen Haß entzweit. Die größte Teilnahme erregt der bereits obgenannte Marras-Bellu, genannt der „Bandit."

Nachdem der Familienhaß bereits seit undenklichen Zeiten gewährt, ward eines Tages die Mutter des letztgenannten von tödlicher Kugel getroffen, ein Mord, den der genannte Sohn dem Hasse der Familie Burrai zuschrieb. Der Sohn hatte die Pflicht, seine Mutter zu rächen, und erstach ein Mitglied der Familie Burrai auf offener Straße, vor vieler Menschen Augen. Sein Schicksal war besiegelt, er mußte, wenn

er fortan sein Leben vor der Rache der Byrrai, sowie vor der Strafe der Gerechtigkeit retten wollte, fliehen. Marras-Bellu floh in die unzugänglichen Wälder Sardiniens und ward, wie es auf Sardinien heißt, Bandito, d. h. ein Geächteter. Jahre hindurch war er der Schrecken seiner von ihm gehaßten Feinde, Jahre hindurch ward er von den Carabinieri wie das Wild gehetzt, von den Hirten aber unterstützt, Jahre hindurch ging das Dichten und Trachten desselben auf nichts, als auf Rache und auf Selbsterhaltung, um seinen Rachedurst in jeder Weise zu befriedigen. In der Anschauung der Sarden war Marras ein Held, eine Anschauung, die sich genau so noch heute in Kalabrien findet, wo die Mütter in den einsamen Dörfern des Silawaldes in ihren Wiegenliedern von dem kühnen Bandito singen und darin den Wunsch aussprechen, ihr Wiegenkindlein möge ebenfalls ein stolzer „Bandit“ werden.

Um zwischen den genannten Familien Frieden zu stiften, bildete sich ein Friedenskomitee, welches aber lange an jedem Erfolge verzweifelte, weil alle Bemühungen an der Hartnäckigkeit des Marras-Bellu scheiterten. Endlich ward dieser gewonnen durch zwei Geistliche, Marras und Massajuh, welche den Banditen in den finsteren Schlupfwinkeln seiner Wälder aufsuchten und sein Herz schließlich erweichten. Die bekannte Legende von dem Apostel Johannes und dem zum Räuber gewordenen Jüngling wiederholte sich. Anfangs stellte Marras-Bellu die Bedingung der freien Rückkehr in seine Berge, aber dies konnte ihm selbstverständlich nicht zugestanden werden. Freies Geleit zum Friedensschwur ward ihm bewilligt, dabei aber gesagt, er habe sich alsdann sofort den Gerichten zu stellen. Nach langem Bedenken willigte er ein.

Um den Altar geschart stehen die feindlichen Familien und knieen, nach feierlicher Anrede des Bischofs von Nuoro, nieder. Jedem einzelnen wird dann ein Kruzifix vorgehalten, jeder berührt es und spricht die Eidesformel des Versöhnungsschwures. Dann erheben sich alle, drücken einander die Hände und die ergreifende Feier schließt mit einer Ansprache des Präfekten von Cagliari.

Bei genannter Feier handelte es sich indes nur um den Versöhnungsschwur der Männer. Uralte Sitte verlangt, daß die Frauen der feindlichen Familien in einer besonderen Feier denselben Schwur leisten, und dies geschah am Abend desselben Tages, beide Male unter feierlichem Glockengeläute. Eine Woche später vereinigten sich alle Glieder der nun für immer versöhnten Familien zu einem festlichen Mahle, bei dem nur einer fehlte, Marras-Bellu, der sich dem Gerichte stellte und sofort ins Gefängnis abgeführt wurde.

Was wir vorstehend berichten, geschah in der Adventszeit 1887.

Wie der Tscheche entstand.

Folgende Legende ist unter den Deutschböhmen über die Entstehung der Stockböhmen d. h. der Tschechen in Umlauf. Als unser Herr Jesus Christus mit seinem Jünger Petrus einst auf Reisen war, kam er auch nach Böhmen, das aber damals noch ganz öde und menschenleer war. „Meister,“ sprach Petrus, „könntest du dieses schöne Land nicht bevölkern?“ „O nein,“ antwortete der Heiland, „dazu habe ich keine Lust, denn die Menschen, die ich hier schaffen würde, würden doch nichts taugen.“

Als sie nun weiter gingen und in der Mittagshitze dann im Schatten einiger Bäume ausruhten, kam Petrus wieder auf die Sache zurück und er redete auf den Heiland ein, daß er doch den Baumstock, auf welchen er gerade seinen Mantel gehängt hatte, zu einem Menschen umschaffen möge. „Nun,“ sagte Christus, „du wirst sehen, Petrus, was das für eine Sorte Menschen wird, wenn ich deinem Wunsche nachkomme.“

„Stock, werde ein Mensch!“ rief nun der Herr mit lauter Stimme. Da regte es sich mit Macht darin, hob sich hoch und höher und aus dem Baumstocke ward ein Stockböhme. Kaum aber war er entstanden, als er sich hurtig bückte, des Herrn Mantel aufraffte und damit davonlief.

„Siehst du,“ sprach nun der Herr zu seinem Jünger, „wie die Menschen in diesem Lande sind?“

Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O Undank! Da geht es ja nach dem Sprichworte:

Trau, schau, wem?
Nur nicht einem Böhm!“

Frau Gottsched und die deutschen Erzieherinnen.

Unter dem harten Verdammungsurteile, das seinerzeit über Gottsched gefällt worden und an dessen Stelle erst in neuerer Zeit eine gerechtere Beurteilung getreten ist, hat auch Gottscheds Gattin mit gelitten. Wie aber Gottsched nachzurühmen ist, daß er wacker eingetreten für weitere Ausbildung und größere Wertschätzung deutscher Sprache und Litteratur, so ist von seiner Gattin anzuerkennen, daß sie nicht nur in ihrem Leben selbst ein treffliches Musterbild einer deutschen Hausfrau geboten hat, sondern daß sie auch in ihren Werken, namentlich aber in ihren herrlichen, erst nach ihrem Tode veröffentlichten Briefen über die Pflege deutschen Wesens, über deutsche Kindererziehung 2c. manch schönes Wort gesprochen hat. Wenig bekannt dürfte es sein, daß sie, wenn nicht die erste, so doch eine der ersten deutschen Frauen war, welche die französischen Bonnen, die damals ihr Wesen oder richtiger ihr Unwesen in den Häusern des deutschen Adels und des deutschen Bürgers trieben, durch deutsche Erzieherinnen ersetzt wissen wollte. In ihrem Lustspiele „die Hausfranzösin“ hatte sie mit grellen Farben das Unheil geschildert, das eine französische Erzieherin in einem deutschen Bürgerhause angerichtet. An Franz und Hannchen, den Opfern französischer Kinderzucht, sollte das deutsche Publikum erkennen, wohin das Bonnenunwesen führe. Und auch in ihren Briefen eiferte sie gegen französische Gouvernanten. Einem jungen Mädchen, das in traurigen Verhältnissen von Frau Gottsched eine Unterstützung erbeten, schreibt sie einmal: „Oft habe ich gewünscht, daß rechtschaffene Prediger, Kaufleute oder auch Ge-

lehrte, die in ihrem Berufe nichts weiter als ihr Auskommen vor sich bringen und oft eine Anzahl hilfloser Töchter hinterlassen, so viel auf deren Erziehung wendeten, daß diese hernach, wenn ihre Väter stürben, auf eine anständige Art ihren Unterhalt fänden. Dieses würde ungemein viel Nutzen stiften, und unsere Landestöchter würden jenen Ausländern vorgezogen werden, die nur allzu oft schlechte Sitten, eine schlechte Aussprache und schlechte Neigungen ihren Untergebenen beibringen. Machen Sie den Anfang, eine solche Stelle anzunehmen." Die deutschen Erzieherinnen dürfen sich demnach, wenn auch ihr Los gar oft ein nicht beneidenswertes ist, doch damit trösten, daß durch sie jene verdrängt worden sind, die deutscher Art und deutschem Wesen so viel Schaden zugefügt haben, und daß sie handeln im Sinne einer Frau, die in deutscher Gesinnung und Gesittung eine Zierde ihres Geschlechtes war.

A. K.

Die Quelle.

Von Frida Schanz.

Der Wald liegt tot, verstummt sein Weh'n und Weben,
Sein Blüh'n verwelkt, sein grüner Kranz verdorrt.
Nur Eine trotzt und möchte ewig leben: —
Nur meine Quelle rinnt und sprudelt fort.
Sie drängt und quillt, und ihre Pulse schlagen;
Und spielend, in entzücktem Jugendmut,
Wirft sie wie einst in goldnen Sonnentagen
Empor ins Licht die volle, frische Flut.
Sie steigt und treibt mit nimmermüdem Schwalle,
Wie fest der Frost schon seine Fäden spannt,
Sie bricht im Spiel die schimmernden Kristalle
Und stählt die Kraft im leichten Widerstand.
Und wie die Bande fester sie umspinnen,
Klingt ihr Getön nur frischer durch den Tann —
Sie fühlt sich stark; — sie will — sie muß gewinnen,
Sie quillt und flutet — und zerbricht den Bann.

Nun sucht der Frost sie nachts zu überschleichen.
Sie wacht und ringt — und sie entkommt der Qual.
Sie schäumt und jauchzt und wirft als Siegeszeichen
Ins Nebelgrau den silberlichten Strahl. —
Dann kommt ein Tag, da schließt sich schnell und leise
Die Fessel zu. — So hat er's doch vermocht!
Sie lebt, sie quillt, sie stöhnt noch unterm Eise,
Sie will empor! Sie ringt und pulst und pocht!
Doch fester schließt und fester sich die Kette;
Sie will entfliehn und fällt erstarrt zurück.
Todmüd und leis, im engen, eis'gen Bette,
Klagt sie verträumt um Licht und Luft und Glück.
Dann sterben Hoffnung und Erinnerungen.
Sie streckt sich; — sie verstummt; — sie schläft und ruht;
Der Frost erklirrt. Der Frost hat sie bezwungen.
Der Frost war stärker als ihr starker Mut!

Ich weiß ein Herz, das wie die Waldesquelle
Voll Siegesjubel mit dem Froste rang
Und immer neu mit voller warmer Welle
Das Eis der starren Lebensnot bezwang,
Das immer neu erjauchzte und erglühte,
Und immer neu den schweren Kampf begann
In Stolz und Mut, in Schaffenslust und Güte,
Bis dann der Frost es nächtlich überspann.
Noch unterm Eise hat es fortgeschlagen.
Nun hat der Bann zu mächtig es bedeckt.
Nun schläft's seit langen, grauen Wintertagen. — — —
O käm' ein Frühling, der es auferweckt!

Ithaka.

Freiherr Alexander von Warsberg ist ein Deutsch-Österreicher, welcher lange auf den ionischen Inseln gelebt hat und uns über dieselben schon manche vortreffliche Mitteilung machte. Mit der echt deutschen Schwärmerei für den Süden begabt, geht er ganz in diesem auf, sucht und findet er die Lokalitäten der Odyssee auf Ithaka, gerade so wie Schliemann jene der Ilias in Troja. Das Buch, welches Herr von Warsberg jetzt über Ithaka veröffentlichte (Wien, Karl Gerold, 1887), ist ein schönes Zeugnis für seinen Enthusiasmus, dabei voll feiner Gedanken und prächtig mit Farbendrucken ausgestattet. Stil und Schilderung erinnern oft an Fallmerayer, den Fragmentisten, womit kein geringes Lob erteilt ist. „Üppig grün bewachsen, voll Gärten und Weinpflanzungen, Öl- und Feigenbäumen wallt der Hügel neben der Straße und unter den Dörfern zur Küste hinab. Höher hinauf krönen mächtige Pinien den Kamm des Gebirges. Immer fassen Aloe und Agaven zwischen Steineichen wuchernd in wildester Verkrümmung die Hänge und Wände neben der Straße ein. Unten in einer Gießbachsschlucht geht es zu wie in einem Drachenzwinger. Man glaubt, mächtige stachelige Ungeheuerleiber sich regen und Ungetüme die aufgesperrten Rachen mit drohenden Zähnen hinaufrecken zu sehen." So sehen wir malerisch die südliche Landschaft vor uns, und oft ist die Feder des Verfassers auch ganz in die wunderbaren Tinten des griechischen Himmels getaucht; sein Schreiben ist Landschaftsmalerei und, wer nicht mit ihm genießen kann, wie der Berliner und Leipziger, der daheim sitzt, ist ihm „unglücklich," ja der Norden ist ihm „verkrüppelt." Dort unten aber ist alles schön und gut, worüber wir jedoch mit unserm Schwärmer nicht ins Gericht gehen wollen.

Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, mit dem Verfasser die von Homer treffend beschriebenen Landschaften Ithakas zu durchwandern, denn die Übereinstimmung zwischen den Schilderungen der Odyssee und der Natur ist schlagend. Auch die Menschen sind nach Herrn von Warsberg die alten Hellenen und ernten jedes Lob. Von einem Mädchen heißt es: „Sie trat ein, wie Helena in den Kreis der ilischen Männer, und alles staunte. Mir versagte das Wort zum Danke auf ihren Gruß, denn ich hatte ähnliches in der wirklichen Welt nicht vorhanden geglaubt." Freilich, von Kulturbestrebungen und tüchtigem geistigen Schaffen, wie es in dem vom Autor so beklagten Norden Mode ist, hören wir wenig in dem Buche, es müßten denn die Äuße-

rungen über die prachtvollen, in den Stein gehauenen Straßen auf den Inseln sein. Aber die Männer der Inseln bauten sie nicht, das blieb Menschen aus dem verkrüppelten Norden vorbehalten, nämlich den Engländern.

Das Emporium Ostafrikas.

Sansibar zeigt trotz seiner noch sehr jungen Geschichte eine riesig fortschreitende Entwickelung. Die Einfuhren, welche 1877 noch rund 14 Millionen Mark betrugen, waren 1883 schon auf 24 Millionen gestiegen, während die Ausfuhren sich gleichbleibend ungefähr 20 Millionen betrugen. Keine Küstenstadt im tropischen Afrika kommt dieser gleich, die so eng mit den deutschen Interessen und dem deutschen Besitze in Ostafrika verknüpft ist. Von hier aus bewegt sich der Handel nach dem Innern und von hier strahlt er wieder nach Europa, Arabien, Indien und Madagaskar. Hier auch ist der Hauptsitz der arabischen Macht in Afrika, mit der wir Deutschen zu rechnen haben. Im vollen Umfange die wichtige Inselstadt mit ihrer buntscheckigen Bevölkerung, ihrer Regierung, ihrem Handel, ihrem Klima und ihren gesundheitlichen Verhältnissen geschildert zu haben, ist das Verdienst des Dr. K. W. Schmidt, der anderthalb Jahre im Dienste der Ostafrikanischen Gesellschaft dort weilte und nun seine Erfahrungen in dem Werke „Sansibar. Ein ostafrikanisches Kulturbild“ (Leipzig, Brockhaus, 1888) veröffentlicht.

Wir haben soviel von der Unterdrückung des Sklavenhandels durch die Engländer in Sansibar gehört. Nach Dr. Schmidt aber blüht er lustig fort und selbst Europäer können dort noch Sklaven „in beliebiger Zahl“ kaufen, kräftige Burschen das Stück zu 25 bis 30 Dollars. Weiber stehen etwas höher im Preise. Besonders aber handelt man im portugiesischen Gebiete Ostafrikas stark mit Sklaven; das ist ja, wie schon Livingstone betont, eine besondere Leidenschaft der Portugiesen, und diese thun in ihren Kolonieen offen, was die Araber Sansibars nur heimlich thun. Gewiß ist, sagt Dr. Schmidt, daß die eingefangenen Neger auf dem Marsche im Innern viel Leiden und Qual, Hunger und Durst ertragen müssen, aber ebenso sicher sei, daß die Sklaven, sobald sie einmal endgültig verkauft sind, ein keineswegs beklagenswertes Dasein in den Händen ihrer arabischen Herren führen, da der Araber den Neigungen und Ansprüchen seiner Leibeigenen gerecht zu werden versteht.

Der erste aller Araber Sansibars ist der Sultan Said Bargasch, dessen Einfluß über ganz Ostafrika herrscht. Der Mann steht jetzt im 55. Jahre und gelangte 1871 nach dem Tode seines Bruders, gegen den er sich verschiedene Male aufgelehnt hatte, auf den Thron. Dr. Schmidt schildert ihn als liebenswürdig, schlau, aber ränkevoll. „Ich muß gestehen,“ sagt unser Autor, „daß das freundliche, von einem großen, schon weiße Farbe annehmenden Barte umschattete Gesicht durch die in demselben ausgedrückte Klugheit und Ruhe in gewisser Weise einen geradezu imponierenden Eindruck hervorbringt.“ Die feierlichen Audienzen werden mit allem möglichen Pomp in Szene gesetzt, und dabei fehlen die schönsten europäischen Dinge nicht, wie z. B. elektrische Beleuchtung. Echt orientalisch ist aber der Harem des Sultans, der zwischen achtzig und hundert Damen enthält. Letztere kann man sogar sehen, aber nur in tiefer Nacht und im sausenden Galopp. Wenn nämlich Said Bargasch von seinen Regierungsgeschäften sich erholen will, packt er seinen Damenvorrat auf etwa dreißig Wagen und fährt auf eines seiner Landhäuser. Diesen von Reitern begleiteten Zug kann man nächtlicherweile und verstohlen ansehen, wobei man wohl auch glitzernde Seidenpracht und Goldmasken im Mondenschein erblickt.

Eine Bismarck-Anekdote.

Im Jahre 1866 hielt sich Fürst Bismarck in Putbus auf und bewohnte dort das sogenannte „Gartenhäuschen,“ welches der Fürst zu Putbus nach dem Brande seines Schlosses für sich und seine Familie zum vorläufigen Wohnsitze erbaut hatte. Man hat von den Fenstern dieses Hauses und besonders von der Veranda, auf die man unmittelbar vom Mittelzimmer aus gelangt, eine herrliche Aussicht auf das Meer, auf den Wald der sogenannten „Gora“ und die gegenüberliegende Insel Vilm. Das gute Auge sieht sogar die Türme der Greifswalder Kirchen liegen. Von Putbus aus kann man viele Partieen machen. Eine der beliebtesten ist die nach dem anderthalb Meilen von Putbus entfernt liegenden „Jagdschlosse.“ Die Aussicht vom Turme dieses Schlosses bietet das schönste Rügenpanorama. Dorthin wollte sich der Kanzler an einem etwas regnerischen Tage begeben. Der Wagen hielt vor der Thür, Fürst Bismarck trat heraus und sah, mit dem Einsteigen zögernd, besorgt den mit Wolken überzogenen Himmel an. Der Kutscher sah dieses Zögern, mochte es aber wohl anders deuten, denn er sagte bedächtig in der breiten platten Sprache der Vorpommern: „Stiegen Sei man ruhig in, ick hew all ganz anner Lüd führt, as Sei sünd! Uhlensbarg und Mandüweln“ (Eulenburg und Manteuffel).

Höchst belustigt stieg der Fürst ein und auf dem Jagdschlosse angelangt, erzählte er den dort anwesenden Gästen von dem Kutscher, der schon mit so viel berühmten Männern zu thun gehabt hatte.

Von dem letzten Herzog von Braunschweig

erzählt uns ein Freund des Daheim die folgende, in weiteren Kreisen unbekannte, aber wahre Anekdote. Der Rat der Stadt Braunschweig erlaubte sich einige Jahre nach dem Regierungsantritte des Herzogs bei Gelegenheit der Neujahrsgratulation neben den Wünschen für die Person des Herzogs auch dem Wunsche der Bevölkerung Ausdruck zu geben, daß Se. Durchlaucht — den Titel „Hoheit“ führte der Herzog damals noch nicht — im neuen Jahre dem Lande eine Landesmutter zuführen möge. Der Herzog erwiderte nichts auf diese Andeutung. Im nächsten Jahre wiederholte der Rat der Stadt Braunschweig in seinem Glückwunsche den von dem

Herzog mit Stillschweigen übergangenen Passus. Wieder schwieg der Herzog. Im Laufe des Tages aber wurden die Theaterzettel, welche eine klassische Oper ankündigten, rot überklebt, und die an Repertoirestörungen nicht gewöhnte Braunschweiger Bevölkerung las zu ihrem Erstaunen, daß auf höchsten Befehl statt der Oper das alte Lustspiel: „Ich bleibe ledig!" gegeben werden würde.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau.

Von Th. Schwartze.

Die Chinesen als die ersten Entdecker Amerikas. Die Behauptung ist nicht neu, sondern über ein Jahrhundert alt, daß dem uralten asiatischen Kulturvolke der Chinesen, das den Europäern in so mancher wichtigen Entdeckung und Erfindung um Generationen vorausgeeilt ist, auch das Erstrecht auf die Entdeckung Amerikas zugeschrieben werden müßte. Zwar bestritten urteilsfähige Völkerkundige, wie der berühmte Forschungsreisende Klaproth, diese Behauptung, doch konnten bedeutsame, dafür sprechende Gründe kaum widerlegt werden. Ganz neuerdings hat ein junger Völkerforscher, Karl G. Leland, die Beantwortung der bezüglich dieser Sache schwebenden Frage endgültig zu geben unternommen und deshalb mit großem Fleiße möglichst gründlich die einschlägige Litteratur durchgegangen. Die Ergebnisse seiner Forschung hat der Genannte in einem in London bei Trübner erschienenen Buche, das den Titel „Fusang" erhielt, niedergelegt. Gleich hier sei zum Verständnis angeführt, daß „Fusang" ein Name ist, welcher bei den Chinesen für ein mythisches Land gilt, welches im Altertum ihre Seefahrer erreicht haben sollen und das von reisenden Chinesen schon im V. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung entdeckt worden sei. Bereits in den vom Jahre 1761 datierten Berichten der Pariser Akademie der Wissenschaften ist eine von dem Gelehrten Deguignes herrührende Abhandlung zu finden, worin auf den oben erwähnten Bericht von der Entdeckung des Landes Fusang nach den Aufzeichnungen alter chinesischer Geschichtsschreiber Bezug genommen und gefolgert wird, daß jenes Land im westlichen Amerika gelegen sei und daß man darunter wohl Mexiko oder Kalifornien zu verstehen habe. Später trat dann Klaproth gegen Deguignes auf, indem er dessen Meinung nicht gerade in überzeugender wissenschaftlicher Weise bekämpfte; unter anderen stellte derselbe die unbewiesene Behauptung auf, daß es den Chinesen jener frühen Zeit wegen Mangels nautischer Kenntnis gar nicht möglich gewesen sei, die amerikanische Küste zu erreichen. Dieser Behauptung trat der erst vor einigen Jahren verstorbene Karl Friedrich Neumann, Professor der orientalischen Sprachen an der Münchener Universität, als gründlicher Kenner Chinas und seiner Litteratur entgegen. Mit welchem Gewicht dies geschah, wird durch die Thatsache bezeugt, daß Professor Neumann bei seinem mehrjährigen Aufenthalte im Reiche der Mitte etwa zehntausend chinesische Schriften und Bücher sammelte, welche gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu München sich befinden. Auf Neumann folgte Gustav von Eichthal, welcher 1862 in der Revue archéologique für Deguignes Ansicht eintrat und neue Gründe dafür erbrachte. Leland stellte alle diese früher gefundenen und die aus seinen eignen gewissenhaften Forschungen abgeleiteten Gründe für die Identität des altchinesischen Fusang mit einem Teile des westlichen Amerika zusammen, und dieser Gründe sind nicht wenige und manche davon sind sehr gewichtig.

Fest steht es, daß die Chinesen schon in sehr alter Zeit in der Astronomie und Erdkunde sehr erfahren waren. Auch läßt sich nachweisen, daß eine Seefahrt von China nach der amerikanischen Küste hinüber selbst mit sehr unvollkommenen Fahrzeugen und nautischen Hilfsmitteln sehr wohl ausführbar ist; sind doch selbst ganz neuerdings transatlantische Fahrten in kleinen Booten unternommen worden. Ferner ist es sehr merkwürdig, daß viele nordamerikanische Indianerstämme große Ähnlichkeit mit der mongolischen Rasse zeigen, und selbst eine Verwandtschaft der ostasiatischen Sprachen mit denen der Eingeborenen des nordamerikanischen Westens ist nachgewiesen worden. Die Erklärung dafür kann man wohl darin finden, daß die schon frühzeitig handelslustigen Chinesen bei der dichten Bevölkerung ihres Landes der Auswanderung zugeneigt waren und somit einen Teil des amerikanischen Westens mit Ansiedlern bevölkerten. In den Aufzeichnungen des alten chinesischen Geschichtsschreibers Honi Schin, welche Professor Neumann seinerzeit ins Deutsche übersetzte, werden Land und Leute des Landes Fusang geschildert. Vieles davon stimmt mit den Verhältnissen im heutigen Mexiko merkwürdig überein, wozu noch die auffallende Ähnlichkeit der Pueblo-Indianer mit den Tungusen hinzukommt. Am meisten fast überrascht die Beschreibung des Fusangbaumes, welche Honi Schin gibt, indem diese Beschreibung ganz genau auf die mexikanische hundertjährige Aloe, die Agave americana paßt, welche die Eingeborenen „Magney" nennen. Auch auf Peru läßt sich der Bericht Honi Schins in mancher Beziehung anwenden. Ein ganz unbezweifelbarer Beweis dafür, daß die Chinesen die ersten Entdecker Amerikas gewesen sind, ist allerdings von Leland nicht erbracht worden, und der gegen eine uralte chinesische Einwanderung ins westliche Amerika sprechende Umstand, daß daselbst bisher noch keine Spur des Buddhismus aufgefunden wurde, blieb unaufgeklärt; indessen kann dieser Umstand auch nicht als Grund zur Geltung gebracht werden, um ohne weiteres jene Meinung als irrtümlich zu verwerfen, vielmehr bleibt die Sache für die Völkerkunde eine höchst interessante Aufgabe, zu deren Lösung bereits viel bedeutsames Material beschafft worden ist, das aber in mancher Beziehung doch noch ergänzt werden muß, um der Sache auf den Grund zu kommen.

* * *

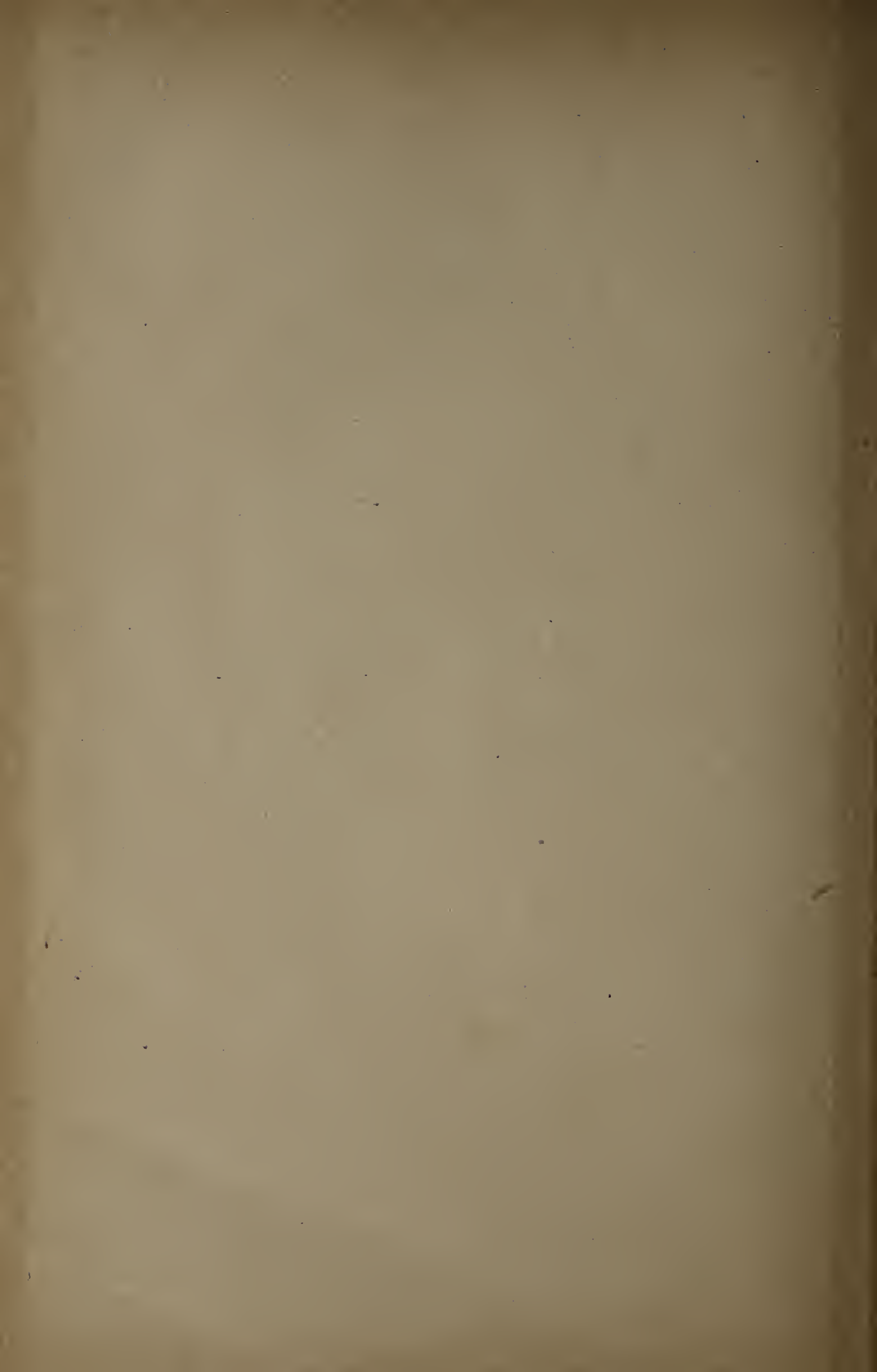
Der Weltpostverein. Das Büreau des Weltpostvereines hat wiederum den alljährlich verfaßten Bericht herausgegeben; derselbe bezieht sich auf das Jahr 1885. Wir entnehmen dem Archiv für Post und Telegraphie darüber die folgenden interessanten Bemerkungen:



Willkommene Beute. Gemalt von J



chmitzberger.



Der Bericht umfaßt den Postbetrieb in den folgenden zum Weltpostvereine gehörenden Ländern: Deutschland, Vereinigte Staaten von Amerika, Argentinische Republik, Österreich, Ungarn, Belgien, Brasilien, Chile, Dänemark, Republik San Domingo, Ägypten, Frankreich, Algerien und Tunis, Großbritannien, Griechenland, Republik Haiti, Königreich Hawai, Britisch-Indien, Italien, Japan, Luxemburg, Montenegro, Nicaragua, Niederland, Peru, Portugal, Rumänien, Rußland, Siam, Schweden und Norwegen, Schweiz, Uruguay, sowie in den dem Vereine gleichfalls beigetretenen britischen, französischen, niederländischen und portugiesischen Kolonieen. Dagegen enthält die Übersicht keine Angaben in Bezug auf die folgenden Länder, welche als zum Weltpostvereine gehörig, unter dem Lissaboner Zusatzabkommen zum Weltpostvertrage im Jahre 1883 mit unterzeichnet stehen: Bolivia, Bulgarien, Canada, Vereinigte Staaten von Columbien, Republik Costa Rica, Ecuador, Guatemala, Republik Honduras, Republik Liberia, Mexiko, Paraguay, Persien, Salvador, Serbien, Spanien, Türkei, Vereinigte Staaten von Venezuela. Von diesen Ländern waren dem internationalen Büreau die bezüglichen Angaben nicht zugegangen. Die Gesamtzahl der Postanstalten wird in der vorliegenden Statistik auf 137 423 angegeben. Für das große Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika ist die Zahl der Postanstalten 51 252. Unter den europäischen Einzelstaaten hat Deutschland die meisten, nämlich 17 452; dann kommt Großbritannien mit 16 805, Britisch-Indien mit 7396, Frankreich mit 6747, Rußland mit 4830, Japan mit 4799, Italien mit 4588, Österreich mit 4263, Ungarn mit 3998, die Schweiz mit 2974 ꝛc. Hinsichtlich der Zahl der dem allgemeinen Verkehre dienenden Briefkasten steht Deutschland mit 69 232 obenan; dann kommt Frankreich mit 56 881, Großbritannien mit 34 280, Japan mit 24 747, die Vereinigten Staaten von Amerika mit 24 351 ꝛc. Hinsichtlich der beförderten Briefe hat Großbritannien, hinsichtlich der Postkarten aber Deutschland die größte Zahl aufzuweisen. Gewöhnliche Briefe des inneren und internationalen Verkehres zusammen entfallen auf Großbritannien 1403½ Millionen, auf Deutschland 769 Millionen; dann folgt Frankreich mit 649 Millionen ꝛc.; zu zwölft in der Reihe steht Japan mit 55 Millionen. Die Zahl der beförderten Postkarten im inneren und äußeren Verkehre betrug in Deutschland 238, in Großbritannien 171 Millionen. Betreffs des Postanweisungsverkehres nimmt Deutschland sowohl hinsichtlich der Zahl der Anweisungen als auch in der Höhe der Beträge die erste Stelle ein. Im inneren Verkehre betrug die Zahl der Anweisungen rund 59½ Millionen mit 4427 Millionen Frank Betrag. Was schließlich noch den Packereiverkehr anbelangt, so ist wiederum Deutschland allen anderen Ländern weit voran. Die Gesamtzahl der Pakete im inneren Verkehre betrug 91, im äußeren Verkehre 4¼ Millionen. — Sehr bemerkenswert ist übrigens die hervorragende Stelle, welche Japan im Weltpostverkehre sich bereits erobert hat.

Gesundheitsrat.

P. in B. 1. Welches ist das beste, gesundeste und billigste Surrogat für den teuren Kaffee?

2. Ist eine Abkochung von gebranntem Roggen gesund, oder ist dieselbe für die Sehkraft des Auges schädlich?

Ihre erste Frage gibt uns Gelegenheit, uns ganz im allgemeinen gegen die zur Zeit ins Maßlose übertriebene Verbreitung und Vertilgung des Kaffees auszusprechen. Es wird in Deutschland viel zu viel Kaffee getrunken, und wir sind der festen Überzeugung, daß ein großer Teil der so verbreiteten Nerven- und Magenleiden, wenn auch nicht allein durch den Kaffee hervorgerufen, so doch durch den Fortgebrauch desselben verschlechtert und an der Heilung verhindert wird. Als bestes Ersatzmittel empfehlen wir immer den chinesischen Thee. Der Thee ist wohlschmeckend, er regt leicht an, ist der Gesundheit (selbstverständlich nicht zu stark und in begrenztem Maße genossen) nicht schädlich und ganz wesentlich billiger als Kaffee. Wer des Morgens seine Tasse Thee trinkt und dazu gleich etwas Herzhaftes — ein belegtes Brötchen, ein Ei ꝛc. — ißt, fühlt sich wohl und behaglich und braucht sich, falls dieses Frühstück und das Mittagessen nicht gar zu weit auseinander liegen, gar nicht um ein zweites Frühstück zu sorgen. Wer sich durchaus nicht zum Thee verstehen will, kann es mit Kakao versuchen, und schwächlichen Menschen, die sich besonders pflegen wollen, ist ein tüchtiger Teller guter Mehlsuppe morgens recht sehr zu empfehlen. Der Nachmittagskaffee könnte am besten überhaupt ganz fortfallen, wir halten diese Mahlzeit für recht überflüssig. Eine nicht zu starke Tasse Kaffee, einige Zeit nach dem Mittagessen genossen, wird den meisten Menschen nicht schädlich sein, nützlicher ist zweifellos auch hier eine Tasse Kakao.

Unter den eigentlichen Kaffeesurrogaten wüßten wir keins zu empfehlen. Sie schmecken zum Teil recht schlecht und dienen ihrem Zwecke, dem, der sie genießt, die Illusion zu verschaffen, er hätte Kaffee getrunken, recht ungenügend. Abkochungen von gebranntem Roggen sind nicht schädlich. Sie könnten nur dadurch gesundheitswidrig werden, daß dem Roggen Mutterkorn beigemischt ist, eine Gefahr, der wir auch bei dem Brote ausgesetzt sind und vor der uns die Zuverlässigkeit des Lieferanten schützt.

B. A. in L., Leser in Metz, langjähriger Abonnent. Wir können wirklich den Gesundheitsrat nicht zu einer Auskunftsstelle über Haut- und Haarleiden machen. Diese Krankheiten erfordern genau so wie alle anderen eine Untersuchung und gut beaufsichtigte Behandlung.

D. in G. Da Ihr Kind (Mädchen?) bereits fünf Jahre alt ist, so wird es nicht ganz leicht sein, den abstehenden Ohren jetzt noch eine bessere Form zu geben. Das einzige Mittel ist, die Ohren gewaltsam an den Kopf anzudrücken und so lange Zeit (Monate) zu halten. Falls ein kleiner Heftpflasterverband geschickt angelegt wird, so ist ein Nachteil für die sonstige Gesundheit nicht zu be-

fürchten, aber Geduld, derartige Verbesserungen der Natur bedürfen langer Zeit.

Camilla B. in R. Der Gesundheitsrat ist seit vorigem Jahre in andere Hände übergegangen. Sie werden die erwünschte Auskunft am besten in dem Buche des Herrn Dr. Clasen: „Die Haut und das Haar," Stuttgart, D. Gundert, finden.

Pastor R. Fr. in M. „Auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Wiesbaden hat einer der Vortragenden ausgesprochen, daß anorganische Eisenverbindungen glücklicherweise nicht resorbiert werden, denn gelangen Eisensalze ins Blut, so treten Vergiftungserscheinungen auf. Hiernach muß die Behandlung Blutarmer mit den bekannten Eisenpräparaten verwerflich erscheinen."

Ganz gewiß nicht! Die Eisenpräparate, die allerdings in der Mehrzahl anorganische Eisenverbindungen sind, werden ja nicht als solche vom Magen aus aufgenommen, sondern sie erleiden in demselben mannigfache Veränderungen, aus denen schließlich eine gut aufnehmbare, nicht mehr giftige, sondern dem Körper wohlthätige organische Eisenverbindung hervorgeht. Übrigens hat man neuerdings das Eisen dem Magen als organische Verbindung (Ferrum albuminatum lignidum: durch Fällen von Hühnereiweiß mit Lignor ferri sesquichlorat., Auswaschen des Niederschlages und Lösen desselben in salzsäurehaltigem Wasser gewonnen) zuzuführen versucht, das ist aber durchaus nicht nötig, da derselbe diese Umwandlung wie gesagt vorzüglich (und billiger!) besorgt.

Unter den verschiedenen Präparaten hat sich uns stets das Ferrum sulfuricum in Form der Blandschen Pillen am besten bewährt.

G. Sch. in Oels. „Ich bin 21 Jahre alt und habe einen Herzfehler an der Aorta. Da ich sehr zu Erkältungen neige, habe ich seit diesem Sommer begonnen, den ganzen Körper jeden Morgen kalt abzureiben. Welche Temperatur müssen Wasser und Zimmer haben? Was benutze ich am besten zum Abtrocknen resp. Abreiben? Empfehlen Sie vielleicht mehr das Abreiben am Abend vorzunehmen? Müssen dann Bett und Zimmer erwärmt sein? Darf ich zeitig aufstehen um spazieren zu gehen? Am Tage habe ich dazu wenig Zeit."

Mit den kalten Abreibungen, die besser morgens vorgenommen werden als abends, sind wir vollkommen einverstanden. Sie bilden entschieden das beste Abhärtungsmittel für alle, die zu Erkältungen neigen. Während nun aber Gesunde, wenn sie sich einmal an die anfangs nicht sehr schöne Prozedur gewöhnt haben, recht energisch vorgehen und ganz kaltes Wasser nehmen dürfen, müssen Sie mit Rücksicht auf Ihr krankes Herz viel vorsichtiger sein. Sie dürfen 1. das Wasser nicht zu kalt nehmen. Schlafen Sie nicht kälter als bei etwa 12 Grad im Zimmer, dann hat das Wasser der Waschschüssel gerade die richtige Temperatur. Sie dürfen sich 2., und das ist besonders wichtig, bei der Abreibung nicht zu sehr anstrengen! Sie können sich allenfalls selbst waschen, aber das nachherige Abreiben, am besten mit einem groben Frottiertuch, das richtig gemacht sehr anstrengend ist, muß ganz entschieden eine andere Person besorgen! Machen Sie es selbst und mit der nötigen Kraft und Schnelligkeit, so greift das Ihr Herz viel zu sehr an, machen Sie es aber mit Rücksicht auf letzteres ungenügend, so bleiben Sie kalt und feucht, haben keinen Nutzen und riskieren erst recht sich zu erkälten. Ein kurzer Morgenspaziergang ist nur zu empfehlen, jedoch dürfen Sie sich wegen desselben nicht den notwendigen Schlaf verkürzen. Nicht zu weit und nicht zu schnell gehen, Sie sollen danach nicht ermüdet sein. Nehmen Sie sich vor feuchtem, windigem Wetter in acht und tragen Sie jedenfalls warme Unterkleider.

Langjähriger Leser in Chemnitz. Das Bettnässen der Kinder beruht auf einer Schwäche der Blase und wird mit Elektrizität, kalten Abreibungen und inneren Mitteln bekämpft. Die Behandlung kann nur unter steter Aufsicht eines Arztes durchgeführt werden, der auch bestimmen muß, wie weit im vorliegenden Falle eine erziehliche Strenge angezeigt ist. Das Leiden ist sehr langwierig, aber fast immer heilbar; verlieren Sie also nicht die Geduld, falls der Erfolg der Behandlung etwas lange auf sich warten läßt.

Helene S. in Leipzig. Wenn die Zähne gesund und sauber gehalten sind, so stammt ein dem Munde entströmender übler Geruch fast stets aus der Nase resp. aus dem hinteren Rachenraume. Fragen Sie einen Spezialisten für Nasenkrankheiten um Rat.

Aus der Redaktion.

M. Jüterbogk. Welche Fassung in dem Liede „Stille Nacht, heilige Nacht" von J. Mohr ist die richtige?

„. . . . . . einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh!"
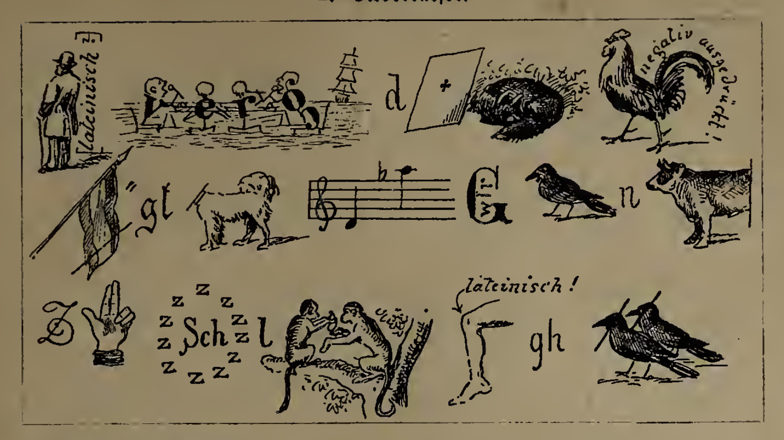
oder die folgende:

„. . . . . . einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar,
Das im Stalle zu Bethlehem
War bei dem himmlischen Kind."

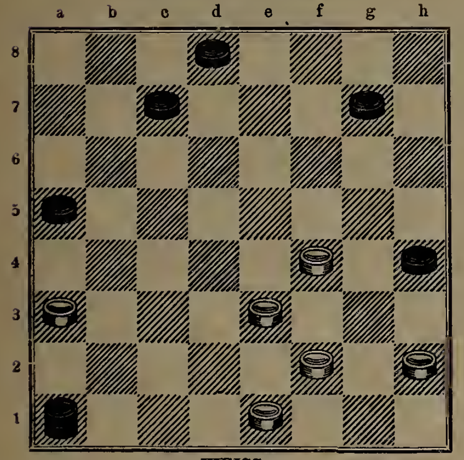
In der Sammlung „Geistliche Lieder im XIX. Jahrhundert" von Otto Kraus, welche die Originaltexte zuverlässig wiedergibt, findet sich die erste, wohl auch allgemeiner gebräuchliche Fassung. Vielen unserer Leser dürfte es unbekannt sein, daß der Name des wirklichen Dichters dieses Weihnachtsliedes lange Zeit verschollen war. Man schrieb dasselbe Michael Haydn, einem Bruder von Joseph Haydn, zu. Erst Ludwig Erck, dem verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete des Volksliedes, gelang es, den wahren Autor zu entdecken. Joseph Mohr war, als er im Jahre 1818 das Lied dichtete, Hilfsgeistlicher in Oberndorf bei Salzburg und ist am 4. Dezember 1848 als Geistlicher zu Wagram gestorben. Der Komponist der bekannten Melodie ist Franz Gruber, ein armer Volksschullehrer, der am 25. November 1787 zu Hochberg in Österreich geboren wurde.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

3. Zweisilbige Scharade.

Wer kennt die Erste nicht, ihr Brüder,
Wem stärkte sie nicht schon die Kräfte,
Gab den verlornen Mut ihm wieder
Bei einem schwierigen Geschäfte?
Das Ganze ist der Ersten Zweite
Und fröhlich schlagen dort die Herzen.
Daß man die edle Eins bereite,
Zieht aus man mit Gesang und Scherzen.

Doch wenn wir nun die Zeichen drehen,
Die dieses Silbenpaar beginnen,
Seh'n wir ein neues Wort entstehen,
Das andern Sinn auch wird gewinnen.
Denn, folgt das Zeichen eins dem zweiten,
Wird ein Produkt das Ganze nennen,
Des Wert in längst vergangnen Zeiten
Schon jede Hausfrau lernte kennen,
Das heut' noch, wie in frühern Tagen,
Vielfach benutzt wird und getragen.

Fr. St.

4. Rätsel.

Goldene Früchte empfangt ihr von ihm, süß duftende Gabe,
Ändert ein Zeichen ihr um, leuchtet es selber wie Gold.

5. Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je 8 Steine auf. Es wird nicht gekauft. Die 4 Steine im Talon haben zusammen 29 Augen. Die Summe der Augen auf den 8 Steinen des A ist um 8 kleiner als auf denen des B.

C hat:

A setzt einen Doppelstein. B setzt an. C setzt an. A setzt an. B paßt. C setzt an. A setzt einen Doppelstein. B paßt. C setzt an. A sperrt die Partie mit

A behält noch 4 Steine mit zusammen 13 Augen, während B noch 7 Steine mit zusammen 42 Augen behält. Die Summe der Augen auf den 5 Steinen, welche C noch behält, verhält sich zur Summe der Augen auf den dem A und B noch bleibenden Steinen wie 2 zu 5.

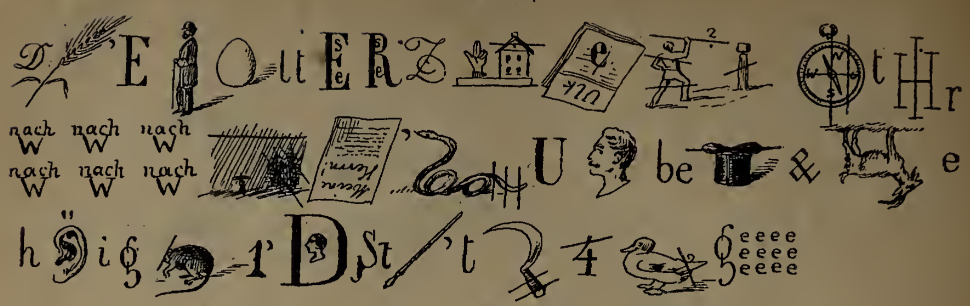
Wie waren die Steine verteilt und wie war der Gang der Partie?

6. Rätsel.

Als Einheit bin ich unsichtbar
Und kann dich überall erreichen.
Jedoch, vereint mit meines Gleichen,
Nimmst du uns schon von ferne wahr.
Uns, die allein, bedrücken,
Als Mehrheit dich entzücken
Sowohl durch Größe, wie Gestalt
Und die Jahrtausende schon alt.

E. St.

7. Bilderrätsel.



8. Rösselsprung.

H	n	S	e	s	e	u	o	d			
c	r	a	F	r	d	t	i	n	t		
	e	i	f	e			ä	n	u	d	
	h	l	t	w				n	p	m	e
	e	i	e	r				d	i	t	s
	e	ü	t	h				l	h	a	a
	h	e	s	h				h	l	i	n
	d	d	c	i				c	e	c	s
	i	s	a	a				e	t	e	l
	s	a	s	d				g	r	R	e
	i	n	s	r				h	g	e	e
	n	e	n	s			e	g	d	u	
e	u	o	b	r	a	i	t	n	t		
s	l	w	n	w	e	e	h	r			

9. Rätsel.

Gern kommt jeder zu mir, sich zu laben an
Speis' und Getränke;
Wenn ihr ein Zeichen versetzt, bring' ich euch
Schmerzen und Tod.

10. Zweisilbige Scharade.

Ein kleines Wort; du nennst beglückt es oft,
Wenn deinem Wunsch die Zeit Gewährung
bringt,
Wenn eine Botschaft, lang' umsonst gehofft,
Mit Jubel Herz und Seele dir durchdringt.
Dein Leben hier ist's, was das Wort dir sagt;
Doch sei getrost! Gleich ihm ist es dein Leid.
Und wie auch zweifelnd deine Seele klagt,
Was dich betrübt, entführt der Strom der Zeit.

Fr. St.

11. Dechiffrieraufgabe.

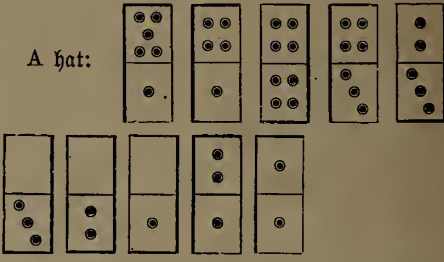
Mevseb akl wae siywi Ysfl,
Stwi se vwa seywlzsewe
Cawtwkvawekl vwe Xiwmev rm dszewe,
Akl kf siy vaw Mevseb zskl.

W. Ywatwc.

12. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

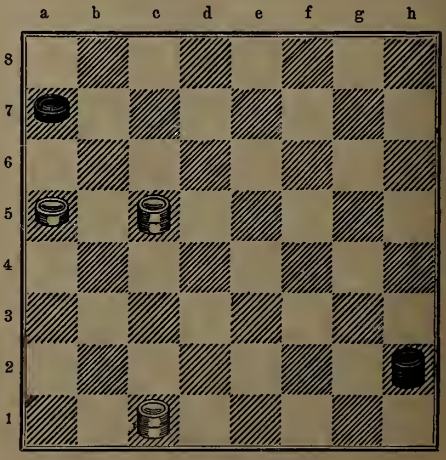
A hat:



A setzt einen Doppelstein aus. B setzt an. A setzt an. B paßt. A setzt an. B paßt. A sperrt die Partie. Die Summe der Augen auf den acht Steinen im Talon ist um 26 größer als die auf den sechs Steinen, welche A übrig behält, und um 20 größer als die auf den gesetzten fünf Steinen.

Welchen Stein hat B gesetzt? Welche Steine liegen im Talon?

13. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

14. Ergänzungsaufgabe.

Adel Acht Alba Ar
Aster Ecke Egel Ida Manuel

Aus jedem der obigen Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Sind die richtigen neun Wörter gefunden, so kann man dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Titel eines Dramas nennen.

15. Kreuzrätsel.

			A	A	A			
			A	D	D			
			E	E	E			
E	E	F	F	F	F	I	I	L
L	L	L	L	L	L	L	L	N
N	N	N	O	O	O	O	O	P
			P	R	R			
			R	R	S			
			S	T	T			

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die drei langen wagerechten gleich den entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:
1. Eine Rolle aus „Don Juan,"
2. eine Rolle aus „Fidelio,"
3. eine Provinz der Niederlande.

16. Rätsel.

Wüsten Lärmens wirrer Klang
Quält auf mir die Ohren;
Tönt in mir des Chors Gesang,
Lauscht ihr, weltverloren;
Wird der Zeichen eins vertauscht,
Sing' ich selbst, von Laub umrauscht.

17. Ergänzungsaufgabe.

al cre com da de dus for har har ho hu kles krat mne mi mor na na ne nie nie nik nym po ra rist sa san se sen si za.

Zu suchen sind 16 dreisilbige Wörter, welche dieselbe Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind.

18. Rätsel.

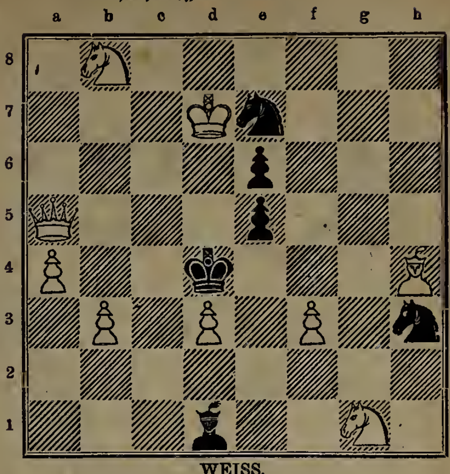
Daß sie nicht etwa Kraft und Schwung
Bei schwerem Kampf verlieren,
Siehst du an mir jetzt alt und jung
Gar fleißig exerzieren.

Fügst du mir an ein winzig „e",
Dann ist das Ziel errungen:
In stolzer Kraft ich vor dir steh'
Sieghaft und unbezwungen. Pf. J.

19. Dreisilbige Scharade.

Die beiden Ersten, ob groß ob klein,
Werden stets unentbehrlich sein;
Die Dritte hat verloren an Wert,
Doch meist sie schönen Anblick gewährt.
Das Ganze ist ein sehr fester Ort,
Des russischen Reiches starker Hort. C. R.

20. Schachaufgabe von A. W. Orr.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

21. Zweisilbige Scharade.

Gebrauchst die Erste du als Siegel,
So sei sie fest wie Schloß und Riegel,
Geläutert in der Wahrheit Tiegel.
Entführt die andre dem Gehege
Der Zähne dir, so überlege,
Ob du auch auf dem rechten Wege.
Gibst du aus tiefstem Herzensgrunde
Das Ganze gern mit frohem Munde,
Wünsch' ich dir Glück zu dieser Stunde.
B.

22. Arithmetische Aufgabe.

Zu einem Ehepaar, das bereits die goldene Hochzeit gefeiert hatte, sagte jemand scherzweise: „Ihr beide müßt zusammen weit mehr als 100 Jahre alt sein." „Jawohl," sagte der Mann, „und zwar betragen $^3/_{10}$ meines Alters mit dem meiner Frau bereits 100 Jahre, während $^1/_4$ vom Alter meiner Frau um 1 Jahr vermehrt werden müßte, wenn es mit der Zahl meiner Jahre 100 geben sollte. Nun sage mir, wie alt ist jeder von uns?"

23. Zweisilbige Scharade.

Bleibst du unwandelbar im Leben
Dem Bruder und dem Freund ergeben,
In Leid und Freud' mit ihm verbündet,
Dann bist du, was die Erste kündet.

Hast du's damit zu leicht genommen,
Dann wird die Zweite sicher kommen;
In Scherben gehen Fried' und Glück
Und kommen schwerlich je zurück.

Ja, Aufruhr und Empörung pflanzen,
Sobald es kommt zum vollen Ganzen,
Die blutigen Paniere auf
Und das Gericht nimmt seinen Lauf!
Pf. J.

24. Hieroglyphen.



Anleitung zur Lösung der Hieroglyphen.

Wir bieten unsern Lesern hiermit eine neue und höchst interessante Rebusart, welche genau wie die alten Hieroglyphen-Inschriften zu lösen ist. Die einzelnen Hieroglyphen stellen den Laut dar, mit denen ihr Name anfängt, z. B. Crocodil = C, Wage = W; es werden nur Konsonanten und Doppelvokale (au, ei, eu) bezeichnet, die übrigen Vokale müssen ergänzt werden, was manchmal sehr leicht ist (z. B. Fnstrns), manchmal aber auch schwer, und nur durch den Sinn des ganzen Satzes zu erraten.

25. Rätsel.

Frankreichs Norden beschirm' ich, umringt von Mauern und Wällen;
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, schmück' ich den Garten im Lenz.

26. Rätsel.

Man ißt, man steht, man sitzt auf mir
Den Katzen gleich voll Beutegier,
Und doch geziemt es jedem Mann,
Mich zu bewahren, wie er kann.

Wie man sich dreht, geht, steht und führt,
Wird von mir jedem andressiert;
Doch mich zu nehmen oder nicht,
Das lehrt allein die Ehr' und Pflicht.

Der nimmt mich, den der Zweifel plagt;
Mich flieht, wer nichts nach Sitte fragt;
Doch wer mich je mit Füßen trat,
Nachmals wohl schmerzlich Buße that.

Pf. J.

27. Zweisilbige Scharade.

Wenn du der Ersten verfällst, so lasse die Zweite nicht schwinden.
Gibst du dem Ganzen dich hin, flieht mit der Zweiten die Kraft.

28. Viersilbige Scharade.

Die beiden Ersten sind ein schlimmer Gast.
Weh' jedem Hause, wo sie Fuß gefaßt!
Mit einem Endlaut zieht die Dritte ein
Und quält das Ganze schwer mit ihrer Pein,
Bis mitleidsvoll der Tod von ihr befreit.
Kommt dann zu spät die Hilfe in das Haus,
So ruft bedauernd man die Letzten aus.
So ging es sonst, so geht's in unsrer Zeit.
Doch was zu keiner Zeit gesehn die Welt,
Das hat die Gegenwart zu stand gebracht,
Daß der Bewundrung erntet wie ein Held,
Den Sport und Eitelkeit zum Ganzen macht.

29. Arithmetische Aufgabe.

Die Geburtsjahre zweier berühmter deutscher Männer lassen sich mit Hilfe folgender Angaben leicht berechnen. Wäre der erste 17 Jahre und der zweite 1 Jahr später geboren, so verhielten sich die Jahre ihrer Geburt wie 6 zu 7. Wäre aber der erste 33 Jahre und der zweite 9 Jahre früher geboren, so würden sich ihre Geburtsjahre wie 5 zu 6 verhalten. Welche Jahre und Männer sind gemeint?

30. Königszug.

ähren	kaum	stop	liche	mor	gen	abend	so
von	noch	pel	herbst	ihm	und	schwin	und
leer	er	es	knüpft	die	mensch	mit	det
senkt	den	hofft	ver	in	der	tag	der
pflug	die	ern	er	net	de	spruch	ihm
für	saat	zu	ten	sin	men	von	hin
daß	tet	ern	er	kom	sen	Im	wil
er	ge	und	daß	das	mer	jen	helm

31. Dreisilbige Scharade.

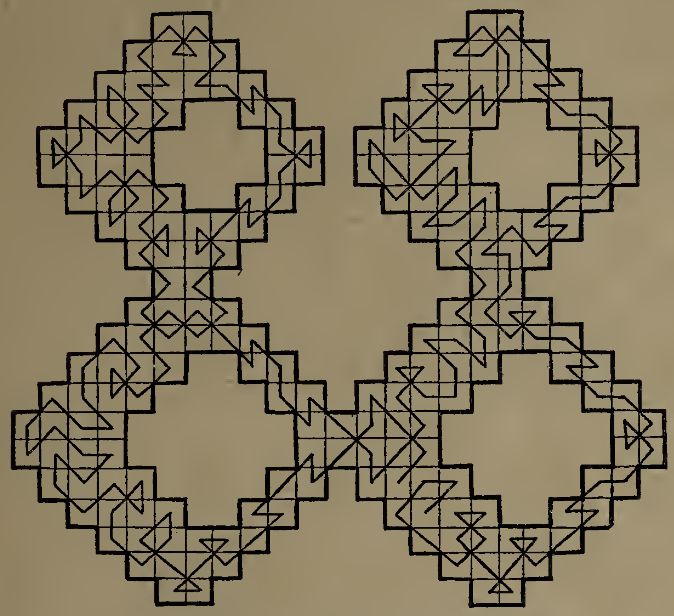
Wenn meinen Ersten die Letzte soll werden,
Müssen sie fromm, treu und arbeitsam sein,
Dürfen des Lebens Last und Beschwerden,
Dürfen Ertragen und Dulden nicht scheu'n.

Dann wird, was einstmals das Ganze gesungen,
Laut widerhallen durch Zeiten und Land,
Und Poesie hüllt mit feurigen Zungen
Uralt Empfinden in neues Gewand. E. W.

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 5.

1. Schlüssel zum Neujahrs-Königszug.



Auflösung des Neujahrs-Königszugs.

Ein neues Jahr! Ein neuer Kreis von Tagen!
O Herr! gib neue Kraft dazu und Mut,
Das künft'ge Glück, den künft'gen Schmerz zu tragen,
Und stets zu fühlen: Du machst alles gut!
Gelobt seist du im Nehmen wie im Geben
Und ewig dein das neugeschenkte Leben!
Auguste von Danckelmann.

2. Rätsel.

Scheria, Breisach.

3. Magisches Zahlenquadrat.

1	99	3	97	96	5	94	8	92	10
90	12	88	14	86	85	17	83	19	11
80	79	23	77	25	26	74	28	22	71
31	69	68	34	66	65	37	33	62	40
60	42	58	57	45	46	44	53	49	51
50	52	43	47	55	56	54	48	59	41
61	32	38	64	36	35	67	63	39	70
21	29	73	27	75	76	24	78	72	30
20	82	18	84	15	16	87	13	89	81
91	9	93	4	6	95	7	98	2	100

4. Punkträtsel.



5. Bilderrätsel.

Nur selten findet man, es muß befremden,
Gute Zigarren und gut gemachte Hemden.

6. Rätsel. Kommission.

7. Arithmetische Aufgabe.
Das alte Instrument wurde zu 240 Mark, das neue zu 1680 Mark veranschlagt. Der Instrumentenmacher erhielt bar 1440 Mark.

8. Rätsel. Terne — Rente.

9. Arithmetische Aufgabe.
$^{11}/_{16}$, $^{19}/_{24}$ oder $^{15}/_{40}$, $^{23}/_{48}$ oder $^{4}/_{64}$, $^{12}/_{72}$.

10. Zweisilbige Scharade.
Spielschuld.

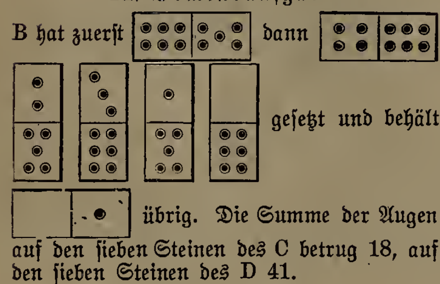
11. Arithmogriph.

R	E	D	W	I	T	Z
E	U	G	E	N	I	E
D	E	T	M	O	L	D
W	R	A	N	G	E	L
I	R	A	W	A	D	I
T	E	R	Z	E	T	T
Z	E	D	L	I	T	Z

12. Zweisilbige Scharade. Katzbach.

13. Bilderrätsel. Assistent.

14. Dominoaufgabe.


B hat zuerst ... dann ... gesetzt und behält ... übrig. Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des C betrug 18, auf den sieben Steinen des D 41.

15. Diamanträtsel.



16. Rätsel. Rede, Eder, Erde.

17. Magisches Buchstabenquadrat.

S	T	O	L	A
T	u	r	a	n
O	r	e	s	t
L	a	s	s	o
A	n	t	o	n

18. Buchstabenrätsel. Eider — Eider.

19. Viersilbige Scharade. Niederlage.

20. Viersilbige Scharade. Oleander.

21. Bilderrätsel.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe noch mehr.

22. Schachaufgabe.

1. D f 5 — c 8 1. Beliebig
2. D c 8 — c 3 : (†) 2. Beliebig
3. D ‡

23. Quadrat-Zahlenrätsel.

S	c	h	a	k	a	l
K	o	l	o	n	n	e
F	l	a	v	i	e	r
E	i	s	z	e	i	t
I	s	a	b	e	a	u
S	t	e	a	r	i	n
F	l	o	r	e	n	z

24. Rätsel. Abt.

25. Arithmetische Aufgabe.
5 Männer, 6 Frauen und 14 Kinder waren in der Gesellschaft.

26. Rätsel. Läufer.

27. Dreisilbige Scharade. Ritterschlag.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Th. H. Pantenius.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 105493776